



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 1. Montag, 2. Januar 1837.

Lyrische Dichtkunst.

1) Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert. 2ter Band. Erlangen, Heyder, 1836. 8. S. 504.

Rückert hat lange auf eine Sammlung seiner Gedichte warten lassen, und oft ist ihm die Genugthuung zu Theil geworden, daß man ihn frug, warum er sie nicht sammle, während man hundert andere lieber frug, warum sie die ihrigen gesammelt? Jezt endlich ist dem ersten Theil auch der zweite gefolgt, und man wird überrascht durch den Reichthum, den uns der bescheidene Dichter bisher verbarg, indem er ihn zerstreute.

Den vorliegenden Band eröffnen die geharnischten Sonette, freie kühne Klänge von 1813, die uns wohl seltsam gemahnen in einer ganz anders gewordenen Zeit. Damals hatte der deutsche Philister einen ungeheuren kühnen Traum, daß er noch beim Erwachen seine Schlafmütze für einen Helm hielt und die Morgenpfeife für ein Schwert und stolz auf die Magd herabsah, die ihm den Kaffee brachte, bis er wieder zur Besinnung kam und inne wurde, daß er nur geträumt habe, und daß er immerdar derselbe in der ganzen Stadt bekannte Philister geblieben sey. Aber der Traum war so deutlich. War es nicht, als ob im Schein brennender Dörfer finstere Krieger vorbeiritten, als ob Kanonen krachten, die glühende Sonne über meilenlangen Schlachtfeldern aufging, Völker im Todeskampfe rangen, Ströme von Blut flossen, ein furchtbarer Rachegeist heillose Räuber fortpeitschte von einem Boden, der im Traum seltsamerweise eine Art von Heiligkeit annahm, und den man das Vaterland nannte, und als ob eine lange verworrene Flucht, wie wenn Ameisen nach ihrer Höhle ziehen, nach einer fernen Stadt sich wälzte, und der Ameisenkaiser seinen kleinen Hut verlor und — und — aber nun wars aus. Es war nur ein Traum, so lebhaft er auch war. Wenn es nicht ein bloßer Traum gewesen wäre, so würde es ja unmöglich seyn, daß man jezt darüber lacht, darüber spottet, sich der Vaterlandsliebe schämt, als ob sie das Unanständigste wäre, das einem ehrlichen Philister in guter Gesellschaft nur passiren kann.

Es geht freilich mit der Vaterlandsliebe, wie mit allen übrigen Tugenden. Sie werden lästig, wenn sie ohne Noth zur Schau getragen werden. Man kann nicht immer begeistert seyn, deßwegen soll man es auch nicht immer scheinen und am wenigsten im ungehörigen Augenblick, in Perioden der ausgesprochensten Nüchternheit. Ob wir in Deutschland aber nicht ein wenig zu sehr in den entgegengesezten Fehler gefallen sind? nämlich in die gänzliche Vergessenheit des Vaterlandes? Der Patriotismus soll doch nicht so tief einschlafen, daß man sich erst jede Ungezogenheit gegen ihn erlauben darf, bis

er gähnend erwacht und sich dann mehr ärgert, als es nöthig gewesen wäre, wenn er nicht gar so tief geschlafen hätte.

Uebrigens waren jene geharnischten Sonette Rückerts herrliche Stimmen der Zeit, echte Trompetenklänge der Schlacht, und wenigstens einige davon dürften auch auf die Parteiungen unserer Tage noch nicht alle Anwendung verloren haben, wenn anders das Ueberhandnehmen des französischen Geschmacks in der deutschen Literatur, und die Hinneigung unserer Jugend auf jene Seite, verbunden mit dem studirten Ekel vor allem Patriotischen, als Zeichen der Zeit und Wegweiser für die Zukunft irgend eine Bedeutung haben.

So z. B. folgendes:

Nicht schelt' ich sie, die mit dem fremden Degen
Zerfleischen meines Busens Eingeweide;
Denn Feinde sinds, geschaffen uns zum Leide,
Wenn sie uns tödten, wissen sie weßwegen.
Allein was sucht denn ihr auf diesen Wegen?
Was hofft denn ihr für glänzend Ruhmgeschmeide,
Ihr Zwitterfeinde, die ihr eure Schneide,
Statt für das Vaterland sie hebt dagegen!

Auf die politischen Lieder folgt: II. Agnes Todtenfeyer, die zartesten Klagelieder um eine geliebte Todte, echte Sprache einer schönen Seele.

Nun aber will ich sehn, ob man mit Armen
Der Poesie kann in die Wolken reichen,
Und niederholen aus des Lichtes Reichen
Trostschätze für ein Herz, das will verarmen;
Sehn will ich, ob Begeist'rung mit den warmen
Gluthauchen kann des Grabes Thür erweichen,
Daß lebensfrisch daraus hervorgehn Leichen,
Die eingesargt der Tod hat ohn' Erbarmen;
Sehn, ob aus Liebesrosen, Trauernesseln,
Noch Kränze flechten können die Kamönen,
Damit ein fliehend Schattenbild zu fesseln;
Ob man erbauen kann aus Zaubertönen
Ein Demantschloß, darin auf Saffirsesseln
Sitz' engelgleich die Schönste aller Schönen.

Tritt sanfter auf mit deinem Flügelschlage,
O Zefir, denn du rührest heilige Räume;
Es flehen dich die Blätter dieser Bäume,
Nicht zu verwehen ihre leise Klage.
Senkt duftiger zu diesem Blumenhage,
Ihr Wolken, eures Vorhangs dunkle Säume,
Daß ungestöret hier die Holde träume,
Die hier sich bettete, so früh am Tage!
Sie will nicht wachen! schlafen will sie. Wache
Für Sie denn unser Schmerz und uns're Thränen,
Und unser Segen schaukle ihre Wiege.
Glückselig, wen zu diesem Brautgemache
Mit leisem Arme niederzieht das Sehnen,
Daß er bei Ihr, zwar Staub bei Staub nur, liege!

III. Rosen auf das Grab einer edlen Frau. IV. Amaryllis, die liebliche Idylle, die wir früher schon in diesen Blättern mit dem Vergnügen angezeigt, mit der uns ihre Lektüre auch jezt wieder erfüllt hat. Dieses Gedicht, die Liebe zu einem spröden Landmädchen schildernd, ist wohl einzig in seiner Gattung. V. Aprilreiseblätter vom Jahr 1811, wilde Jugendklänge mit vorherrschender Klage über die Zufriedenheit, mit der sich damals alles ins französische Joch fügte.

Ihr, die der Himmel hat bestellt, als Lichter
Zu leuchten denen, die im Finstern klimmen,
Wie habt ihr also euer Amt zum schlimmen
Missbraucht, ihr Lehrer, Denker, Forscher, Dichter!
Den Schlaf der Trägheit, aller Kraft Vernichter,
Drin aufgelöst ihr euer Volk seht schwimmen,
Statt es zu wecken draus mit euren Stimmen,
Wiegt ihrs noch mehr in eitle Traumgesichter.
Eins ist uns Noth! Wach seyn zum Kampfgewitter.
Wollt ihr nicht mehren selbst der Kämpfer Summe,
Schmelzt sie nur nicht durchs Klimpern eurer Zitter.
Hört wohl ein Gott eu'r loses Wortgesumme?
Er hör's, das er die Lei'r euch schlag' in Splitter,
Und euch schlag' auf den Mund, daß er verstumme.

Wenn man freilich liest, wie zwischen 1805 und 1812 nicht bloß eine Menge bezahlter Federn, sondern auch die berühmtesten Dichter und Gelehrten, z. B. Goethe und Johannes Müller, dem fremden Tyrannen huldigten, und wie verhältnißmäßig wenige Männer, die Aretin in der oberdeutschen Zeitschrift 1810 als „Prediger der Deutschheit, Hochverräther und Verbrecher“ der französischen Polizei denuncirte, damals für das Vaterland zu reden oder nur zu denken wagten; so begreift man das Eine kaum und das Andere sehr leicht, — das Eine, wie viel dazu gehörte, die Deutschen gleichwohl ein paar Jahre später in den Freiheitsrausch von 1813 zu versetzen, — das Andere, wie wenig dazu gehören würde, „unter günstigen Umständen“ die Periode von 1805 — 1812 zu wiederholen, was das in Israel „verschmolzene“ junge Deutschland und Frankreich so sehnlich wünscht.

Nun folgen italienische Gedichte, Octaven, Distichen. Hier nur eins der leztern:

Leicht zu sättigen ist, und unersättlich, die Liebe.
Wochen und Monden lang gnügt ihr ein einziger Blick,
Sparsam zu zehren daran; dann kommt die Stund', und ein ganzer
Himmel von Blick und Kuß stillet die Hungernde nicht.

Ferner Sicilianen, zartes Liebesgetändel, z. B.:

Als mein Schön' um ihre zarte Hand
Den Handschuh zog, um Rosen so zu brechen;
Da sprach der Strauch, der sich beleidigt fand:
Und meinst du wohl, es werde sich erfrechen
Ein edler Dorn, die nicht zum Widerstand
Bewehrte Hand unritterlich zu stechen?
Doch ob sie durchs umpanzernde Gewand
Nicht jezt dich stechen, kann ich nicht versprechen.

Es stand ein schöner glatter Fels am Meer,
Ein Efeu hielt mit Armen ihn umschlungen,
Den Fels zu schmücken war nur sein Begehr,
Darum er gern ihm wär' ins Herz gedrungen,
Um Nahrung dort zu saugen mehr und mehr;
Allein das harte Herz blieb unbezwungen.
Da welkt' er, und der Fels war schmuckesleer.
O Felsenherz! das ist auf dich gesungen.

Dazu Uebersetzungen aus sicilianischen Dichtern, namentlich aus Meli, z. B.:

Das schwebende Herz.

Ich armes Herz! der mich im Busen trug,
Verschenkt' an die mich, die er nennt sein Leben.
Der Stolzen da nicht dünkt' ich gut genug,
In ihrer schönen Brust mich aufzuheben.
Weil sie bei sich das Obdach ab mir schlug,
Will auch mein vor'ger Herr mir keines geben.
Ich armes Herz! so muß ich nun im Flug
Irr in den Lüften hin und wieder schweben.

Die Aschenuhr.

Als Torismund um seine Rosalinde,
Verzehrt in Liebesglut, zu Asche schwand,
Verstreute sie den Staub nicht in die Winde,
Sie sammelt' ihn mit ihrer treuen Hand;
Nun dient er dem erfinderischen Kinde
In einer Uhr anstatt der Stunden Sand,
Und freut sich, daß durch sie er Ruh nicht finde
Im Tod, wie er im Leben Ruh nicht fand.

Das himmlische Schachspiel.

Fürst Luzifer spielt' eines Tages Schach
Mit Gott, und schlug ihm eine Königin:
Und das war Eva, die in Ungemach
Verlorne Lebensmutter, Königin.
Dann rückte Gott ein arm Figürlein schwach,
Vor rückt' er es, daß es ward Königin;
Die war es die des Feindes Hochmuth brach,
Ihn machte matt die Jungfrau Königin.

Sodann Ritornelle und endlich Vierzeilen, lauter kleine epigrammatische Gedichtchen, Bilder aus Italien, Liebesspielereien, aber auch sinnreiche Sprüche enthaltend, z. B.:

Iß die Frucht, und gib den Kern
Dankbar zurück der Erde,
Daß wieder ein Baum es werde,
Der wieder Früchte dir gebe gern.

Ich hatte kein Licht in meinem Haus,
Da lief ich vor meines Nachbarn Thür,
Er steckte mir eines an, und dafür
Blies ich zum Dank ihm seines aus.

Der Sonne würd' unerträglich werden
Der Anblick all des Schlechten auf Erden,
Wenn nicht ein Theil der schlechten Gesellen
Sich gut müßten stellen.

Zulezt Gaselen nach Dschelaleddin, worin die orientalische Färbung, die der Dichter in seinen spätern Jahren angenommen, entschieden vorherrscht. Schon Tolück hat auf die Schönheiten Dschelaleddins, dieses merkwürdigen Mystikers, der so viele Aehnlichkeit mit unserm Angelus Silesius hat, aufmerksam gemacht. Beiden ist insbesondere das Versinken in die Gottheit, das Einswerden mit ihr gemeinschaftlich, z. B.:

Obgleich die Sonn' ein Scheinchen ist deines Scheines nur,
Doch ist mein Licht und deines ursprünglich Eines nur.

Ob Staub zu deinen Füßen der Himmel ist, der kreis't;
Doch Eines ist und Eines mein Seyn und deines nur.

Der Himmel wird zu Staube, zum Himmel wird der Staub;
Und Eines bleibt und Eines dein Wesen, meines nur.

Wie kommen Lebensworte, die durch den Himmel gehn,
Zu ruhn im engen Raume des Herzenschreines nur?

Wie bergen Sonnenstrahlen, um heller aufzublühn,
Sich in die spröden Hüllen des Edelsteines nur?

Wie darf, Erdmoder speisend, und trinkend Wasserschlamm
Sich bilden die Verklärung des Rosenhaines nur?

Herz, ob du schwimmst in Fluten, ob du in Gluten glimmst,
Flut ist und Glut ein Wasser; o sey du reines nur!

Daher auch die Hingebung an alles, was von Gott geschaffen ist, weil es von ihm geschaffen ist.

Um's reine Licht hab' ich die Flamme liebgewonnen,
Um's goldne Schwert hab' ich die Schramme liebgewonnen.

Aus Liebe zu dem Hirten, der mein Leben weidet,
Hab' ich das Glöcklein an dem Lamme liebgewonnen.

Ich hab' aus Liebe zu der milden Frucht am Baume,
Das rauhe Moos an seinem Stamme liebgewonnen.

Ich hab' um deiner jugendlichen Schönheit willen
Das welke Alter deiner Amme liebgewonnen.

Weil mir der Duft des Lebens haucht aus deinen Locken,
Hab' ich den todten Bux am Kamme liebgewonnen.

Ich habe, weil die Perle ruht im Meeresgrunde,
Das Körnlein Sand am Meeresdamme liebgewonnen.

Weil Thau zu Liebeschminke wird im Rosenantliz,
Hab' ich das Tröpflein Flut im Schlamme liebgewonnen.

Charakteristisch dürfte schließlich als ein Inbegriff der Rückertschen Schlacht- und Blumenpoesie folgendes kriegerische Frühlingslied erscheinen:

Komm, o Frühling meiner Seele, Welten wieder mache neu!
Licht am Himmel, Glanz auf Erden, hoch und nieder mache neu!

Setze mit dem Sonnenknaufe blau der Lüfte Turban auf,
Und der Fluren grünen Chaftan, holder Chider, mache neu!

Mache Wiesen frisch von Kräutern, und von Sprossen Haine jung,
Rosen-Schnürbrust und der Lilje schlankes Mieder mache neu!

Schmelze mit dem Hauch, des Winters Helm und Panzer, mit dem Blick
Brich den Frostspeer; unsern Frieden, Weltbefrieder, mache neu!

Ohne Ostwind ist die Luft todt, und der Rosen Othem stockt,
Aus dem Schlummer weck den Ostwind, sein Gefieder mache neu!

Roll' in Donnern, geuß aus Wolken auf die Erde Moschusflut,
Laß von Kopf zu Fuß uns baden, alle Glieder mache neu!

Pinie schlägt im Winde Pauken, Platanus mit Händen Takt,
Hauch der Liebe! deine Traumdüft' unterm Flieder mache neu!

Reben ringeln sich an Ulmen zur Verehrung Gottes auf,
Veilchen küssen Staub; Lenzandacht, o Gebieter, mache neu!

Hyacinthe kos't mit Tulpen, und von Rosen Nachtigall,
Turtel girret süße Weisen; Parsilieder mache neu!

Zünd' in Blüten Opferfeuer, Weihrauchglut in Düften an,
Und als Flöten alle Gräser Rohr' und Rieder mache neu!

Laß die Blätter Zungen spitzen, Liebesfragen auf der Flur
Zu verhandeln, ihren Scharfsinn für und wider mache neu!

Hörst du? Frühluft, Frühroth, Frühlicht ruft: Steh früh im Frühling auf,
Freund, mit Frühthau deines Geistes Augenlieder mache neu.

Daß du Lenzgeheimniß schauest! Blumenschmelz ist Alchimie;
Festgeschmeid im bunten Feuer, rüst'ger Schmieder, mache neu.

Wenn wir überall die goldene Reinheit der Gesinnung, die in unserer Zeit so seltene, darum doppelt zu schätzende Vaterlandsliebe, das liebevolle Gemüth, die überaus reiche und vielgestaltige Phantasie an Rückert ehren und bewundern, so beklagen wir uns nur über einen Fehler, der aus seiner vielleicht zu großen Gewalt über die Sprache entspringt. Er theilt diesen Fehler mit dem älteren Voß, nur daß ihn dieser im Klassischen, Rückert aber im Romantischen verschuldete, und auch bei Voß entsprang er aus der Meisterschaft in der Handhabung des Worts. Der Fehler besteht in der Liebhaberei, ohne Noth Sprachschwierigkeiten aufzusuchen, nur um das Vergnügen zu haben, sie zu überwinden, z. B. schwere Reime, ungewöhnliche Ausdrücke und Wortstellungen. Das Ohr des Meisters, das einmal dieser Liebhaberei nachhängt, entfernt sich nach und nach zu sehr vom Ohr des Zuhörers, und dem erstern wird geläufig und natürlich, was dem leztern immer mehr und immer unangenehmer auffällt. In Deutschland begehn große Meister des Verses diesen Fehler leichter, als in irgend einem andern Lande; weil das Publikum nicht streng genug ist. Unter vielen nur ein Beispiel:

Ceres weint auf grüner Matte
Um die Tochter Persefatte,
Die gespielt im Schein der Sonne
Unter Blumen arglos hatte.

Man sollte meinen, dergleichen dürfe nur in einer Travestie und Posse vorkommen, aber die folgenden Verse

Nun auf freudlos dunklem Throne
Drunten hält sie fest der Gatte;

beweisen, daß das Gedicht durchaus nicht komisch genommen seyn will. Ein andermal singt Rückert:

Das Auge sah der Locken holde Wirrung,
Und sprach: Hier will es Blicke von Erfahrung,
Zu gehn in solcher Waldnacht ohne Irrung.

Dieser Mißgriff im Gedanken würde dem Dichter wohl nicht begegnet seyn, wenn ihn nicht der Reimklang verführt hätte.

Wir wiederholen, daß dies Fehler nicht eines Schülers, sondern eines Meisters sind; und wir wollen dem Meister damit nicht zu nahe treten, denn wie nach der alten trivialen, aber immerhin passenden Metapher die Sonne, so müssen auch die besten Aepfel und Dichter Flecken haben. Nur der Schüler wegen, die so gern statt der Hauptsache die Nebensache, statt der Schönheiten ihres Meisters nur dessen Sonderbarkeiten nachahmen und stets in pejus melioriren, haben wir unsere unmaßgebliche Meinung in dieser Beziehung nicht zurückhalten wollen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 2. Mittwoch, 4. Januar 1837.

Lyrische Dichtkunst.

2) Gedichte von Julius Mosen. Leipzig, Literarisches Museum, 1836. 8. S. 184.

Mehrere Lieder dieses jungen Sängers leben schon im Munde des Volks, so namentlich sein vortreffliches Gedicht „die lezten Zehn vom 4ten Regiment“, ausgezeichnet schön in Musik gesezt, und wenn wir nicht irren, von mehr als einem Componisten.

Schon bei seinem ersten Auftreten haben wir Julius Mosen als einen Bevorzugten des Himmels begrüßt, denn wenigen von der jüngern Generation ist diese Lichtkraft des Genies und zugleich diese Reinheit, Einfachheit, Bescheidenheit und Milde verliehen, worin er am meisten an Uhland erinnert.

Ein Theil der vorliegenden Gedichte ist patriotischen, ein anderer zärtlichen Inhalts; auch sind Romanzen dabei.

Unter den ersten findet sich z. B. das Lied auf die Leipziger Schlacht:

Es wollten viel treue Gesellen
Sich kaufen ein Vaterland,
Zu Leipzig mit eisernen Ellen
Ein freies Vaterland.

Bei Leipzig ruhet begraben
Wohl mancher Mutter Kind,
Das Grablied sangen ihm Raben,
Die dort geflogen sind.

Was fraget ihr, Todesgenossen,
Die ihr da unten ruht:
Was half es, daß geflossen
So viel vom rothen Blut?

Wer kann euch Antwort sagen,
Wer sagen solches Leid?
Wohl euch, daß ihr erschlagen,
Daß ihr erschlagen seyd!

Echt volksmäßig ist „Andreas Hofer“

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schaar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz!
Mit ihm das Land Tyrol!

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,

Ihm schien der Tod gering;
Der Tod, den er so manchesmal
Vom Iselberg geschickt in's Thal
Im heil'gen Land Tyrol!

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er laut: Gott sey mit euch,
Mit dem verrathnen deutschen Reich,
Und mit dem Land Tyrol!

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstre Thor.
Andreas noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tyrol.

Dort soll er niederknieen;
Er sprach: das thu' ich nitt!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz;
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tyrol!

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal,
Andreas Hofer betet
Allhier zum leztenmal;
Dann ruft er: nun so trefft mich recht!
Gebt Feuer! ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tyrol!

Da der junge Dichter nicht zu den glücklichen Hegelianern gehört, die nichts Erhabeneres kennen als die Gegenwart, so mögen sie ihm folgendes Berglied verzeihen:

Aus dumpfer Luft empor zu Bergesgipfeln,
Die matte Brust in frische Luft getaucht,
Dort lausch' den Stimmen in den Eichenwipfeln,
Denn oben durch die Waldeshöhe haucht
Der Geist der Freiheit, und aus Waldesranken
Ersprießen still urkräftige Gedanken.

Und fühlst du schaudernd dort dein inn'res Elend,
Das leere Gaukelspiel der dumpfen Zeit,
Und kommt es über dich mit Aengsten quälend,
Dann gehe mannhaft mit dir selbst in Streit,
Bis du in dir den Geist, der dich bestricket,
Die Lüge sammt der Feigheit hast erstickt.

Sey arm und frei! Beim Wasserkruge heiter!
Und immerdar ein unerschrockner Leu!
Ein starkes Schwert, für's Recht ein eh'rner Streiter,
Und noch im Kerker, noch in Ketten frei!
Freiseyn ist leicht, kannst du es fröhlich wagen,
In eig'ner Brust die Gottheit selbst zu tragen.

Ich kenne Balsam, Wunderarzeneien,
Die sieche Seele machen sie gesund
Mit einem Zauberworte: Tod nicht scheuen!
Ihr Männer, die inwendig so gesund,
Was wohl im Glänzen eu'rer Augen stecket,
Daß es den Teufel in der Hölle schrecket?

Es will ein hohes Bild nicht von mir lassen,
Ein schlanker Jüngling, aber todesbleich,
Landflüchtig und verfolgt und ganz verlassen,
Du Heldenherz an Liebe groß und reich,
Ach, Ulrich Hutten! Also unterliegen
Für Recht und Wahrheit, — heißt im Tode siegen.

Wie sich in diesen Gedichten eine Innigkeit der Treue zu erkennen gibt, die schon um ihrer Seltenheit wegen auffällt, so wiederholt sie sich auch in den Liebesliedern. Auch diese sind von einer Tiefe und wir möchten sagen Süßigkeit der Empfindung, wie sie in dem Maaße selten geworden ist, in dem sich die bloß buntmalende Phantasie und der Witz der Lyrik bemächtigt und das alte Herz daraus verdrängt hat. Folgendes Gedicht hat weniger Originalität der Bilder, als Wärme der Empfindung:

Mondenschein, stiller Mondenschein,
Eile zu ihrem Kämmerlein!
Du sollst sie oftmals grüßen,
Mondenschein, darfst sie küssen!
Willst du mein Bote seyn?

Nachtigall, traute Nachtigall,
Fliege mit deinem Liederschall,
Fliege zu ihr und sage,
Was ich im Herzen trage
Ueberall, überall!

Rosenduft, süßer Rosenduft,
Schwinge dich durch die Abendluft,
Eile mit deinem Wehen!
Schmeichler, sie wird es verstehen,
Daß dich die Liebe ruft!

Aber der treuste Bote hier
Plaudert den ganzen Tag von ihr;
Immerfort muß er springen,
Fröhliche Kunde mir bringen,
Eile mein Herz zu ihr!

Ein äußerst liebliches und, so weit unsere Kenntniß der Lyrik reicht, auch originelles Bild ist folgendes:

Freiheit.

Im Blumenkelch gefangen
Sie eine Biene trug,
Es glühten ihre Wangen,
Es flatterte das Tuch.

Sie rief: ich laß es brummen,
Und wär' es auch dein Herz!
Es mag auf Freiheit sinnen,
Es gilt mir Alles Scherz!

Doch plötzlich war gesprungen
Ein Blumenblatt entzwei,
Die Biene vorgedrungen
So zornig, wild und frei.

Sie hat sich auch gerochen
An ihrem harten Sinn,
Und in die Brust gestochen
Die schöne Quälerin.

Höchst anmuthig ist auch der Wasserneck, aus dem wir nur die Hauptsache kürzehalber herausheben:

Der Dichter.

Schleicht doch dort der Müller wieder
Meinem armen Bächlein nach.
Göß der Neck doch auf ihn nieder
Hurtig Rache, Noth und Schmach.
Eh' er noch mit seinen Tücken
Mag den Wassergeist bestricken!

Der Müller.

Und so habe
Ich dich endlich, Wasserknabe!
Warst du sonst so faul und arg,
Muß nunmehr ein Flutenschwall
Sprühen in die Räder all',
Sonst bin ich dir selber karg!
Magst du weinen und dich kränken;
An den Meister sollst du denken!

Des Müllers Tochter.

Wenn die Sonne untergehet,
Schleicht der Vater in die Kammer,
Und das Bächlein draussen flehet,
Schluchzet wie in herbem Jammer,
Weiß nicht wie!

Der Müller.

Und das treibet und das mehlt
Ohne Ruh und Rast,
Und es drängt sich ungezählt
Gast an Gast.

Doch der kleine König steht
Im krystall'nen Glas;
Und der Müller, Müller mäht
Nun sein Gras.

Des Müllers Tochter.

Ach was leuchtet hier im Schreine,
Und was funkelt in dem Glas,
Und wie kommt es, daß ich weine?
Und da drinnen, wer ist das?

Ist es doch, als wenn ich flöge,
Als ob eine Hand
Mich in den Garten zöge!
Da ist grünes Land!

Heb' ich nun das Glas empor
In den Mondenschein!
Ach! zwei Augen schaun hervor
In mein Herz hinein!

Meine ganze Jugendwelt,
Und der Knabe gar,
Der am Bach mir zugesellt
Oft und heimlich war!

Herrlich sich ein Jüngling ringet
Aus dem Glas hervor,
Der das zarte Mägdlein schwinget
An sein Herz empor.

Der Müller.

Schläft die ganze Mühle ein,
Nicket mit dem Kopf?
Sollt' der Neck entronnen seyn
Aus dem Zaubertopf?
Jedes Rad wie eingefroren,
Mühl' und Müller sind verloren!

Diese wenigen Beispiele mögen die hohe Meinung rechtfertigen, die wir von dem jungen sächsischen Dichter gehegt und hegen.

Biographie.

Karl von Hohenhausen. Untergang eines Jünglings von achtzehn Jahren. Zur Beherzigung für Eltern, Erzieher, Religionslehrer und Aerzte. Braunschweig, Vieweg, 1836.

Der Selbstmord, als dessen Opfer auch Karl von Hohenhausen gefallen, wird eine immer häufigere

Erscheinung auch unter Jünglingen, die kaum die Knabenschuhe ausgezogen haben. Auch der Ref. hat die traurige Erfahrung machen müssen, daß zwei seiner ehemaligen Schüler bereits durch Selbstmord geendigt haben. Die äußern Anlässe sind die verschiedenartigsten und eben so die Individualitäten, weniger vielleicht die Temperamente. Aber dieselben Veranlassungen dazu, Individualität und Temperament haben noch vor hundert Jahren selten Jemanden, am wenigsten Knaben und Jünglinge, zum Selbstmord verleitet. Es muß eine Veränderung in allen unsern Lebensverhältnissen, Gewohnheiten und Ansichten vorgegangen seyn, welche diese Selbstvernichtungswuth des Geschlechts hervorruft und steigert. Die Frage darnach ist leichter aufgeworfen, als beantwortet; denn jedenfalls dürften wir irre gehen, wenn wir entweder immer nur nach individuellen, oder nach irgend einer, in einzelnen Zeitrichtungen begründeten Ursache forschen wollten. Gewiß ist die ganze Erscheinung das Ergebniß aus dem Zusammenwirken subjektiver und objektiver, oder, wenn man lieber will, individueller und universeller Ursachen, die außerdem sowohl physische als moralische sind. Es fragt sich zunächst nach den universell-physischen Ursachen und da findet sich denn als charakterisches Merkmal des gegenwärtigen Gesundheitszustandes der civilisirten, europäischen Welt, daß Affektionen des Nervensystemes mit den meisten Krankheiten in höherem Maaße verbunden sind, als sonst, daß namentlich Leiden des Eingeweid- und Blutgefäßsystems weit häufiger, heftiger und nachtheiliger auf Gehirn und Kopfnerven zurückwirken, als sonst der Fall war. In Verbindung mit diesem Verhalten, theils es erweckend, theils davon wieder hervorgerufen, steht überhaupt der moralische Zustand der Generation, besonders der Gebildeten, überhaupt aber der in Städten lebenden. Das speculative Element herrscht in den materiellen und spirituellen Beschäftigungen und Bestrebungen vor, in der Wissenschaft, in der Kunst, im Handel, Gewerbe und Industrie. Und da echte, wahrhafte gründliche, Tiefen und Höhen wohl ermessende Spekulation, welche der Seele Ruhe und Frieden zu bringen vermöchte, immer nur Sache Weniger seyn kann, so hat sich eigentlich deren Affe, das Raffinement, auf den Thron gesezt, welches natürlich in Reiz und Ueberreiz ausartet, und den Unfrieden, die Zerrissenheit, die Haltungslosigkeit, in die Seelen der Menschen bringt, auf welchen Stufen der Gesellschaft sie stehen mögen. Sinnlicher und geistiger Genuß ist die Losung, sinnlicher und geistiger Selbstgenuß die Krone, die fast alle zu erringen trachten, selbst solche, die sich einbilden oder es vorgeben, den allgemeinsten Interessen, einem überschwänglichen Kosmopolitismus ihr Leben zu weihen. Alles, das Höchste zu erreichen, wird Alles aufs Spiel gesezt; aber die meisten unglücklichen oder selbst falschen Spieler machen Bankerott. Dieses gilt, wie gesagt, ganz allgemein, in materieller wie in spiritueller, in physischer wie in moralischer Hinsicht. Wir erleben philosophische, ästhetische, religiöse, politische, merkantilische Bankerotts alle Tage. Die prahlerische Selbstvergötterung, mit welcher die Mehrzahl der Philosophen, Poeten, Religiösen, Politiker, Moralisten und Industriellen ihre Allgemein- und Alleinvortrefflichkeit ausposaunen und die Wenigen verlästern und verspotten, die nicht das Ueberschwängliche, sondern nur das Menschenmögliche, nicht das Gottgleiche, höchstens das Gottähnliche, das Gottes- und Menschenwürdige und zwar nicht ohne, sondern nur mit Gott leisten zu können, eingestehen, — jene prahlerische, alle Gesellschaftsklassen aufblähende und aushölende Selbstvergötternung ist freilich an der Tagesordnung, aber sicher der Vorbote einer bevorstehenden allgemeineren Kalamität. Wie lange das aufgeschraubte Wesen sich noch halten wird, ehe es zusammenbricht, wer vermag es zu sagen? Eine ruhige Lösung ist aber gewiß nur dann möglich, wenn man sich über die Gegenwart nicht täuscht, sondern ihr aufgespreiztes, gleißendes, meistens unwahrhaftes Wesen, ihre Gottverlassenheit fest ins Auge faßt, selbst unter denen, die sich die Auserwählten des Herrn zu seyn rühmen. — Wenn dies der vorherrschende Charakter der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit ist, so wird uns wenigstens die häufige Erscheinung des Selbstmordes im Allgemeinen nicht mehr befremden. Sie ist bloß Symptom einer allgemeineren, unter jenen gleißenden Formen verhüllten, trostlosen, verzweiflungsvollen, leiblichen wie geistigen Krankhaftigkeit der civilisirten Welt. Möge man dieses Symptom, welches an den einzelnen Stellen, wo es an den Tag bricht, mit hinreichend einschneidenden Schmerzen begleitet ist, wohl beachten, vor allem aber nicht glauben, daß an jenen einzelnen Stellen die Wurzel der Krankheit zu finden sey. Möge man nicht glauben, daß durch einzelne Operationen der Krebsschaden zu heben sey, möge man vielmehr versuchen, wenn es noch Zeit ist, den ganzen Organismus gesund zu machen. Was zu thun sey, ist leicht zu sagen, aber schwer auszuführen. Es ist Erkenntniß und Befolgung der leibhaften, auf allen Gassen zu findenden Wahrheit: der Mensch soll Mensch und weder Gott noch Thier seyn, weder überschwänglichem Genuß, noch überschwänglicher Arbeit hingegeben werden; man kehre mit einem Wort nicht zur Natur à la Rousseau zurück, sondern erhebe sich vielmehr zu der wahren Natur des Menschen, die sich im Gleichgewicht seines leiblichen und geistigen Daseyns offenbart, welches an Gott geknüpft und zu ihm gewendet bleibt.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 3. Freitag, 6. Januar 1837.

Biographie.

Karl von Hohenhausen. Untergang eines Jünglings von achtzehn Jahren. Zur Beherzigung für Eltern, Erzieher, Religionslehrer und Aerzte. Braunschweig, Vieweg, 1836.

(Schluß.)

Dazu könnte es aber nur kommen, wenn Alles, Haus und Schule, Familie, Gemeinde, Kirche und Staat zusammenwirkten in einem Sinn und Geist. Bis es aber dahin kommt (und es wird wohl noch lange nicht dahin kommen), bis dahin bleibt es Aufgabe und Pflicht der Einzelnen, sich und die Ihrigen, und was sie in ihren Kreis ziehen können, gegen physische und moralische Kränklichkeit zu wahren.

Vorliegendes Werk, das uns zu vorstehenden Bemerkungen veranlaßt hat, ist ein höchst dankenswerthes. Die unglücklichen Eltern haben es in einer Weise bearbeitet, daß es dem auf dem Titel ausgesprochenen Zweck vollkommen entspricht. Es enthält eine kurze Biographie des Sohnes von der Hand der Mutter. Darauf folgen Auszüge aus dem Tagebuche des beklagenswerthen Jünglings, der ein Opfer physischer und psychischer Leiden war, denen noch kein gehörig und wahrhaft durchgebildeter Charakter entgegentreten konnte. Diesen Auszügen schließen sich an pädagogische Würdigungen der geistigen und moralischen Eigenthümlichkeiten des zu Grunde Gegangenen; und endlich hat der Vater umfassende Schlußbetrachtungen beigefügt, welche das Ereigniß und das Individuum gegenüber den Bedingungen der Gegenwart, ihrer Bildung, ihrer Bestrebungen rc. darstellen. Dieser Schluß des Werkes gibt unstreitig dem Ganzen erst seinen wahren Werth. — Mit einer rühmenswerthen Wahrhaftigkeit geben beide Eltern an, wo und wiefern sie im Allgemeinen und im Einzelnen bei der leiblichen und geistigen Erziehung ihres Sohnes gefehlt zu haben glauben; allein sie zeigen auch an, wo das wider Wissen und Willen geschehen ist, wo sie nur in der Gegenwart allgemein herrschenden und sogar anerkannten Beweggründen gefolgt und wo es außer ihrer Macht gelegen, in den Kreisen, in denen sich ihr Leben bewegen mußte, gewisse schädliche Einflüsse des allgemeinen Kultur- und Bildungsstandes entfernt zu halten. Von einer eigentlichen Vernachlässigung der Erziehung kann bei alledem auch nicht im geringsten die Rede seyn. Vielmehr war Karl von Hohenhausen, wie unter andern auch aus dem Tagebuche seiner Selbstbekenntnisse, aus Briefen seiner Altersgenossen, aus Allem hervorgeht, ein leiblich und geistig und moralisch im Allgemeinen durchaus wohlgebildeter, musterhafter Jüngling. — Er

war ein schönes, lebhaftes, liebenswürdiges Kind und einziger, lang ersehnter Sohn. Darum scheint er in früher Kindheit eher zu viel als zu wenig Aufmerksamkeit und Sorgfalt, Güte und Liebe erfahren zu haben. Auch dürfte er, so weit sich aus den Mittheilungen schließen läßt, zu wenig mit Kindern seines Alters, zu viel dagegen in Gesellschaft Erwachsener gelebt haben, ein Mißgriff, zu welchem sorgsame Eltern durch die immer häufigeren Gefahren des Umganges mit andern Kindern unserer Städte nur zu leicht veranlaßt werden. Eigenwille und Selbstschätzung zeigten sich beim dreijährigen Kinde schon in einem bedenklichen Grade und scheinen nicht gebrochen worden zu seyn. Einen gewissen Adel der Gesinnung, der gewiß die Krone männlicher Tugend ist, hat man, wie aus einzelnen Andeutungen hervorgeht, zu früh dem Kinde zugemuthet. Ein Hauptversehen war aber unstreitig, wie die Eltern selbst zugeben, daß man dem Knaben zu früh ästhetische Lektüre, zwar nicht gestattete, aber doch auch nicht entzog. Der sechsjährige Knabe wohnt einer Vorlesung von Heine's Radcliff bei, den er überdies, wie sich bei dieser Gelegenheit ergab, für sich bereits durchgelesen hatte, ein Stück, welches Selbstmord predigt. Und es scheint nicht, daß man ihn fortan mit derberer Kost gespeiset hat. Denn auch für die Geistesnahrung der Jugend gilt das Sprichwort: Salz und Brod macht Wangen roth. Vielmehr finden wir im Tagebuche des zwölfjährigen Knaben Theaterkritiken so vornehm decidirten Styles, wie sie höchstens einem 24jährigen, jungen Manne wohl anstehen möchten. Auch fanden sich bei dem 10—12jährigen schon Trauerspielfragmente und die Sucht, als Lehrer seiner Spielkameraden diesen sein Uebergewicht empfinden zu lassen. Obgleich er auch in der Schule für sein Alter weiter voran war, als gut zu heißen ist; so wurde er doch durch die Bemerkung eines Lehrers, daß er nicht so viel leiste, als man von ihm erwarten dürfe, zu so übertriebenem Fleiße gestachelt, daß er, ein dreizehnjähriger Knabe, von Morgens fünf Uhr bis Nachts zwölf Uhr arbeitete. Als er dieses, Mark und Nerven der Jugend verzehrende Arbeiten auch die Herbstferien über fortgesetzt hatte, stellten sich die ersten Symptome eines organischen Unterleibsübels ein, welches die äußere Hauptveranlassung zu unsäglichen Körper- und Seelenleiden wurde, denen er nach vierjährigem Kampf nicht längeren Widerstand zu leisten vermochte. Weit entfernt, einen Stein gegen den Unglücklichen zu heben, im Gegentheil gern der Ansicht zugethan, daß zu jener Zeit, da der Selbstmord erfolgte, die durch die leidenden Organe afficirte Gehirnthätigkeit schon so deprimirend auf seinen Geist wirkte, daß dessen Willensakte nicht mehr als vollkommen freie zu betrachten waren, — können wir dennoch nicht umhin, der Wahrheit die Ehre zu geben, indem wir die Ueberzeugung aussprechen, daß wenn das beginnende Uebel in dem vierzehnjährigen Knaben einen schlichteren, weniger ruhmlechzenden, gottergebeneren Sinn angetroffen hätte, dasselbe schwerlich diesen Ausgang genommen haben würde. Denn schon der vierzehnjährige Knabe schrieb in sein Tagebuch: „Ich glaube zwei verborgene Krebse und einen Bruch zu haben. Sollten diese Uebel zum Ausbruch kommen, so steht mein Entschluß fest: Ich werde mich erschießen! Gott verzeihe mir die Sünde! Doch dies ist kein plötzlicher Entschluß, schon oft dachte ich, auch ohne diese Uebel, meinem elenden Daseyn ein Ende zu machen; werden aber meine geistigen überspannten Leiden noch durch körperliche überboten — wohlan, so verlasse ich die elende Welt, ob nun zur Vernichtung, oder zu einem schöneren Daseyn überzugehen.“ Woher diese geistigen Leiden des Vierzehnjährigen? Darüber findet sich keine Auskunft. Später finden sich mehrfache Aeußerungen, die vermuthen lassen, daß er Großes, Ungewöhnliches, Ueberschwängliches nicht in der Wissenschaft, sondern im Leben zu leisten sich vorgesetzt habe. Er trug eine Art von Ideal nicht des Menschen und der menschlichen Würde überhaupt in sich, nach dessen Realisirung er trachtete, mit sich herum; vielmehr schwankte ihm ein Ideal seines eignen Selbst vor, das auszuleben er sich berufen fühlte, ja dessen vollkommene Offenbarung er für seine Lebensbestimmung hielt. Hiebei hatte er das Ziel der Vollendung immer vor Augen. Dies schon ist ein Zeichen einer unnatürlich überspannten Entwicklung des Bewußtseyns. Kein großer Mann, kein gesunder Mensch hat in diesem Alter so bestimmte Forderungen und Lebensaufgaben an sich gestellt. Nur von einem höheren Trieb des energischen Geistes beseelt, hat er alles Nächste ergriffen und ist von Stufe zu Stufe in immer weiteren Kreisen fortgeschritten. Hätte z. B. Luther in seinem vierzehnten Jahre schon beschlossen gehabt ein großer Mann zu werden, er wäre es gewiß nicht geworden, oder wäre ihm in diesem Alter gar eingefallen, ein Reformator zu werden, gewiß würde sein schwacher Verstand sich bald von der Unmöglichkeit überzeugt haben und er selbst wäre, innerlich verzweifelnd, vermuthlich zu allem Handeln untüchtig geworden. — Aber freilich, das ist eben der Fluch der ganzen modernen Bildung, daß dem jugendlichen Geist fix und fertige Ideale vorgehalten werden, daß sie in ihm viel zu früh das Selbstbewußtseyn, das Wollen und Streben früher als das Vermögen entwickelt, daß sie überhaupt den der Natur entgegengesetzten Weg der Entwicklung geht. Wir denken hier keineswegs allein an die moderne Schulbildung. Diese ist nur ein Theil der ganzen und wird von deren Strom fortgerissen. Nein, es ist die ganze, alle Regionen des

Lebens durchgreifende; und Schulmänner, welche, wie der Referent, mit Leib und Seele danach trachten, dieser Verkehrtheit entgegen zu arbeiten, wissen nur zu wohl, daß sie gegen den Strom schwimmen, daß sie oft, wider Wissen und Wollen, von diesem Strom fortgerissen werden. — Nichts desto weniger muß man immer aufs Neue rufen, bitten, warnen: Kehrt zur Natur zurück! Jeder andere Weg führt zum Verderben. Hütet eure Kinder vor frühzeitiger Lektüre selbst moderner Kinder- und Kindlichkeitsschriften! Predigt ihnen nicht Moral vor und Grundsätze ein, sondern nöthigt sie bloß, nach euren Befehlen, wie nach göttlichen Geboten, ohne Widerrede handeln! Sind eure Befehle nur wirklich vernünftige und in Uebereinstimmung mit den göttlichen, so werden eure Kinder ihre Vernünftigkeit und Göttlichkeit später, aber zu ihrem um so größern Heil selbst herausfinden! Fürchtet euch, in euren Kindern Genies zu erblicken! Alle nicht ganz verwahrlosete Kinder erscheinen und sind auch in der That genial; denn der kindliche Geist, so lange er es noch ist, sieht und treibt Alles originell, schöpferisch. Glaubt um Gottes Willen nicht, wahres Genie werde unterdrückt, wenn man ihm nicht vollauf Nahrung gebe! Im Gegentheil, wenn es zu Grunde geht, geht es an Ueberfütterung zu Grunde. Ohne Nahrung bleibt es auch bei gesunder, kräftiger und wohl bemessener Kost nicht; vielmehr ist dies die rechte Kost für jeden sich entwickelnden Menschengeist, für den gewöhnlichen, wie für den ungemeinen. Laßt eure Kinder vor dem siebenten Jahr eigentlich noch gar nicht lernen! Geht nicht zu früh auf rein formelle Bildung aus, die eigentlich ein Unding ist! Stellt sie nicht zu früh auf die Bahn gelehrter Bildung! Geht nicht vom Allgemeinen, von den Regeln aus und zur Anwendung über, sondern, wie im Moralischen, so im Intellektuellen: Zuerst das Besondere, Concrete, dann das Allgemeine und Abstracte. Auch in der Religion ist es verkehrt, mit den Glaubenslehren anzufangen. Von der religiösen Erhebung des Gemüthes, von der Furcht und Liebe Gottes führt der Weg zur Dogmatik, zum möglichen Verständniß eines sogenannten systematischen Religionsunterrichts. Aber von der Dogmatik zum Glauben und gläubigen Denken und Handeln findet selten Jemand den Weg. Vernachläßigt die leibliche Entwicklung nicht; laßt dieselbe gleichen Schritt halten, oder vielmehr laßt sie immer einige Schritte der geistigen voraneilen! Muthet also keinem Geiste Productivität zu, ehe der Körper nicht Zeugungskraft auf dem Wege natürlicher, nicht vorzeitiger Entwicklung erlangt hat. Die vorzeitige Productivität zerstört Gesundheit und Leben auf die entsetzlichste Weise; sie wird aber geweckt und hervorgelockt durch zu frühes Lernen, besonders wenn es das Abstractionsvermögen zu sehr in Anspruch nimmt. — Hütet eure Kinder vor Allem vor der Lektüre moderner wie antiker Poesie, nicht allein der raffinirten, sondern auch der sublimen. Nur rein erzählende Poesie, ganz einfache, fromme und fröhliche Lieder, nur solche Fabeln, welche dem Gemüth, nicht dem Verstand eine Lehre geben, sind unschädlich. Milch für die Jugend, nicht Wein, am allerwenigsten den neuesten Branntwein! Dies und noch Mehreres ruft uns das Leben und Schicksal Karl von Hohenhausens zu; und die Eltern haben es in der edlen Absicht bekannt gemacht, damit es uns Allen, die wir Kinder zu erziehen haben, zur Warnung und zur Beherzigung diene, auf den Weg der Natur zurückzukehren, wenn wir ihn etwa verlassen haben. Es gibt keine eindringlichere Mahnung dazu, als dieses Buch.

W. B. Mönnich.

* * *

Die edeln Eltern haben sich bei dem unersetzlichen und bitter schmerzlichen Verlust, der sie betroffen, auf eine so würdevolle Weise benommen, daß die öffentliche Meinung ihnen dafür eine ehrende Anerkennung schuldig ist, und um so mehr, als jene niedrigen Seelen, die alles und auch das Heiligste und Zarteste zu einem Skandal machen, weil sie nur von Geklatsch und Verläumdungen zu leben wissen, bereits in ihren Schmutzblättern jene unglücklichen Eltern verhöhnt haben.

Was kann würdevoller seyn, als gebeugt unter das Unglück, gleichwohl fest und treu eine Pflicht gegen die Gesellschaft erfüllen! und wahr zu seyn, wo man nicht nur traurige Folgen zu berichten, sondern sich auch selber einen, wenn auch nur geringen Theil der Veranlassungen vorzuwerfen hat.

Sie haben lange mit dem Entschluß gekämpft, das vorliegende Buch herauszugeben, und ihn endlich ausgeführt, um ein warnendes Beispiel aufzustellen. Sie glauben, dieses Werk müsse jedes fühlende Herz, besonders das eines Vaters, in Anspruch nehmen. Sie glauben, es enthülle eine Wunde der Zeit, an der viele leiden. Sie wollen manches Elternherz vor dem entsetzlichen Schmerze, der das ihre getroffen hat, manches Jünglingsherz vor den Verirrungen bewahren, in die ihr armer Sohn gefallen ist, und die, so lautet ein tiefgefühltes Schreiben der Mutter „nur eine Folge der neuern Erziehung und Literatur sind. Gott und seine Gebote sind in beiden immer außer der Scene. Möchte doch das Evangelium wieder die Grundlage der Erziehung werden mit seiner einfachen Moral, statt aller Philosophie. Eine große Verantwortung laden die Literatoren unserer Zeit auf sich, die den Menschen bloß zum Spiele seiner Leidenschaften und des Verhängnisses machen und ihn aller moralischen Kraft berauben, die Leidenschaft zu überwinden und das Verbrechen zu

vermeiden. In Karls Nachlaß ist es gar oft sein Herz, was ihn anhält auf dem Pfade des Verderbens, aber sein Verstand tödtete ihn, der der Reife der Vernunft ermangelnd, überfüllt mit klassischem Heroismus, mit Logik und Metaphysik, mit den Extravaganzen der neuern, besonders französischen Literatur von Victor Hugo an. Haben die neuern Dichter (von Goethe an) so wenig gefühlt, was Eltern- und Kindesliebe ist, daß Werther, der sich aus strafbarer Liebe zu seines Freundes Gattin den Tod gab, mit kurzen Worten an seinen Freund das Andenken an seine Mutter abfertigt: Wilhelm, tröste meine Mutter! und er war ihr einziger Sohn, sie eine Wittwe. Arme Mutter, dich hat Niemand getröstet! Ein andermal sagt er: das war nun mein Schicksal, die zu betrüben, denen ich Freude schuldig war. Ach, diese Stelle hat mein armer Sohn unterstrichen. Schicksal? Dürfen wir es Schicksal nennen, wenn wir nur unsern eignen Neigungen folgen? Wir unglückliche Eltern haben das Theuerste auf Erden verloren. Wir dürfen klagen und jammern und rechten mit denen, die durch verderbliche Lehren das edelste Herz verhärtet, den hellsten Verstand umdüstert, aber wir klagen auch uns an, daß wir dem Jüngling keine festere Basis in den heiligen Lehren des Evangeliums gegeben haben. Möchten unsere Klagen gewürdigt werden und der verderbliche Schwindel, der in den empörenden Schriften des jungen Deutschland athmet, wie Nebel zerstieben, dieser Menschenbeglücker, die nicht bedenken, daß der Tod und die Sünde in der Welt sind."

In den gediegenen Worten, mit denen der Vater das Buch beschlossen hat, heißt es unter andern: „Wenn die Schwachen und Gemeinen offen oder heimlich zur Fahne der Repräsentanten der Gottlosigkeit, des cynischen Materialismus, „der Rehabilitation des Fleisches" in knechtischer Feigheit übertreten, so werden die besseren und edleren Naturen — ohne den Haltungspunkt einer geläuterten Weltweisheit und Religion — zu früh sich selbst aufgebend, an göttlicher und menschlicher Liebe verzweifelnd — als Opfer unserer zerrissenen Zeit fallen. „An jedem Tage verschwindet ein Stern, an jedem Tage gibt wieder einer von den Hirten der Menschheit, wie Homer sagen würde, seinen trostlosen Beruf auf, sey es nun, daß er sich, wie Leopold Robert oder wie Charlotte Stieglitz, durch den Stahl tödtet, oder durch den Zweifel stirbt." — So fiel auch mein Karl durch diesen „Pesthauch des Lebens," wenn er ausruft: „Jeder Zweifel ist ein Pfeil, der auf ein Menschenherz zielt;" so auch sog er jenes Gift der Romantik ein, wenn er gesteht: „daß seine Tagebücher ein Gegenstück seyn sollten zu den drei lezten Tagen eines Verurtheilten. So könnte auch er auf seinen Leichenstein setzen: Ich habe an Victor Hugo geglaubt!" — Es ist erschütternd und doch wirklich wahr, daß ein Jüngling, der sich ermordete, diese Worte auf seinen Grabstein gesezt wissen wollte. Herr von Hohenhausen, der Vater, spricht mit eben so viel Belesenheit als tiefer Auffassung von dem ganzen Zusammenhange der neuern „Verzweiflungsliteratur," von dem Versuche, das Fleisch zu rehabilitiren, von dem Einfluß der französischen Romantik, von dem Einfluß der (Hegel'schen) Selbstvergötterung, von Hotho, von Charlotte Stieglitz, vom neuesten Antichristenthum, von Strauß, Hülsmann, und er läßt in dieser Beziehung den wenigen kräftigen Stimmen, die sich gegen die Verführung der Jugend erhoben haben, z. B. Diesterweg und Lorinser, die Gerechtigkeit widerfahren, die ihnen gebührt.

So ist denn dieses Buch ein wahrhaft zeitgemäßes und wohl zu beherzigen.

Lyrische Dichtkunst.

3) Gedichte von Karl Jacht. Berlin, Bade, 1836.

Ein mildes Gemüth überläßt sich hier dem meist heitern und freundlichen Strom seiner Gefühle. Es wäre nun zwar nicht nothwendig, immer wieder zum zehntausendsten Male den Mai zu besingen, da es aber doch geschieht und immer geschehen wird, müssen wir die Erscheinung von der besten Seite als ein Zeichen und einen Beweis des im deutschen Volk nie ersterbenden Natursinns nehmen.

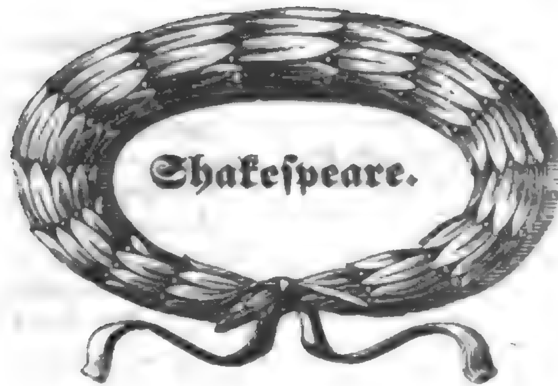
Auf thaubenezten Schwingen
Schwebt mild der junge Mai
Mit Blumen, Schmetterlingen
Und Blüthenduft herbei;
Ein Veilchenschmuck bekränzet
Bescheiden ihm das Haupt,
Und seine Stirne glänzet,
Von frischem Grün umlaubt.

Wie oft hat man das schon gehört, aber es ist doch schön, daß eine Generation die andere immer ablöst in der ewigen Hymne des Lenzes, seit den schwäbischen Minnesingern. Die meisten Gedichte der vorliegenden Sammlung haben etwas Sanftes:

Senke mild mit kühlendem Gefieder,
Süße Ruhe, dich zu mir hernieder,
Träufle Balsam lindernd in mein Herz ꝛc.

Viele sind Gelegenheitsgedichte auf Allerhöchste Geburtsfeste, auf Schauspieler, auf den Tod eines Laubfrosches ꝛc. Zulezt Räthsel und Charaden in Menge.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 4. Montag, 9. Januar 1837.

Lyrische Dichtkunst.

4) Shakespeare-Almanach. Herausgegeben von Gottlob Regis. Berlin, Veit und Comp., 1836. 8. S. 358.

Ein neuer Almanach, der die Bestimmung hat, Uebersetzungen nicht bloß von Shakespeare, sondern auch von verwandten Dichtern seiner Zeit aufzunehmen.

Den Anfang machen die lyrischen Gedichte Shakespeares (Sonette und der verliebte Pilger). Sie sind in der gelehrten Welt sehr bekannt, beim großen Publikum aber desto weniger, und wir erklären uns diese Versäumniß daraus, daß nicht bloß die allerdings gesuchten und übertriebenen Spitzfindigkeiten, sondern auch die zartesten, wir möchten sagen, duftigsten Feinheiten es sind, die dem gewöhnlichen Geschmack nicht zusagen. Dazu kommt, daß die größere Zahl der Sonette Herzensergießungen gegen einen Mann sind, wie man sie sonst nur gegen Frauen auszugießen pflegt. Sie sind an den Grafen von Southampton gerichtet (wie es wenigstens die Kritik am wahrscheinlichsten gefunden hat) und Ausdrücke der schwärmerischesten Anhänglichkeit, deren Ernst gleichwohl sehr oft in den heitersten Scherz umschlägt, z. B. in folgendem resignirten Sonett:

XLII.

Daß Du Sie hast, ist nicht mein ganzer Schmerz;
Und habe doch fürwahr Sie treu geliebt.
Daß Sie Dich hat, ist meines Kummers Herz,
Ein Liebesraub, der tiefer mich betrübt.
Euch Liebes-Sünder will ich so vertheid'gen:
Du liebst Sie, weil Du weißt, daß Sie mir werth;
Und so auch Sie muß mich um meinethalb beleid'gen,
Erhörend meinen Freund, der meinethalb Sie ehrt.
Verlier' ich Dich, mein Liebchen nimmt die Beute;
Verlier' ich Sie, gleich findet sie mein Freund:
Sie Beide finden sich, und ich verliere Beide,
Zu meiner Qual um meinethalb vereint.
Doch, Glück! Sind wir nicht eins. Er mein, ich Sein?
Holdsel'ger Traum: dann liebt Sie mich allein.

Die minder zahlreichen Sonette, die ein weibliches Wesen zum Gegenstande haben, unterscheiden sich von Liebesgedichten anderer Sänger, z. B. Petrarcas, sehr auffallend durch eine Natürlichkeit, die sogar das Derbe nicht verschmäht, z. B.:

CXXX.

Von Sonn' ist nichts in meines Liebchens Blicken:
Wenn Schnee weiß, ist Ihr Busen graulich gar:
Weit röther glüht Rubin als Ihre Lippen:
Wenn Haare Draht sind, hat Sie drahtnes Haar.

Damaskus-Rosen weiß und roth erblickt' ich;
Doch nicht auf Liebchens Wangen solchen Flor:
Und mancher Wohlgeruch ist mehr erquicklich
Als der aus Ihrem Munde geht hervor.
Gern hör' ich wenn Sie spricht; doch zu gestehen
Bleibt, daß Musik mir weit ein süß'rer Gruß.
Zwar keine Göttin hab' ich schreiten sehen:
Mein Liebchen, wenn es wandelt, geht zu Fuß.
Und doch, gewiß, so hoch beglückt Sie mich
Als irgend Eine, die man schlecht verglich.

CXXXVIII.

Wenn Liebchen spricht, daß nie ihr Herz erkalte,
So glaub' ich ihr, wenn sie es schon erfand;
Damit sie mich für einen Neuling halte,
Mit Listen dieser Welt noch unbekannt.
So, irrig wähnend, daß Sie jung mich wähne,
Wiewohl sie weiß, mein Frühling ist dahin,
Leugn' ichs ihr nicht in ihre falschen Zähne,
Und beiderseits verbirgt sich wahrer Sinn.
Doch warum sagt Sie nicht, daß sie nicht treu?
Warum nicht Ich, daß einst ich jung gewesen?
O, Amors Lieblingslust ist Heuchelei,
Und Lieb' in Jahren mag nicht Jahreszahlen lesen.
Darum belüg' ich Sie, belügt sie mich,
Und unsre Lügensünden schmeicheln sich.

Doch auch hier, wie überall, ist Shakespeare so mannichfaltig, daß er die niederländische Schule beständig mit der italienischen wechseln läßt. Wie zart sind folgende Sonette:

XXIII.

Wie auf der Bühn' ein ungeübter Held,
Wenn ihn die Furcht in seiner Rolle hindert,
Oder ein wild Geschöpf, das Wuth zu hitzig schwellt,
Und übermächtig ihm die eigne Stärke mindert:
So ich vergess' es, zaghaft, auszusprechen
Was von mir fordert voller Liebe Pflicht;
In eigner Liebe Macht schein' ich mich abzuschwächen,
Zu Boden drückt mich eigner Gluth Gewicht.
O dann nimm meine Blick' als Redekünste
Und stumme Deuter der beredten Brust!
Die flehn um Lieb' und schmachten um Gewinnste
Mehr als ein Mund mit Worten je gewußt.
Was Liebe schweigend schrieb, o lern' es lesen!
Mit Augen hören ziemt der Liebe feinem Wesen.

CLIV.

Einst schlief der kleine Liebesgott; zur Seiten
Lag neben ihm sein Herzensfeuerbrand.
Und manche Nymphen, die sich keuschem Leben weihten,
Umhüpften ihn. Mit ihrer Mädchenhand
Ergreift die schönste Büßerin dies Feuer,
Darin viel tausend Herzen sich verzehrt:
So ward von Jungfraunhänden der Verleiher
Heißathmender Begier im Schlaf entwehrt.
Sie löscht den Brand in einem kühlen Bronnen,
Den Liebesgluth mit ew'ger Hitze traf:
Er ward zum Bad, wo Kranke Heil gewonnen,
Genesung trinkend. — Doch ich, Liebchens Sklav,
Trink' ihn umsonst: die Welle rauscht und spricht:
Wenn Liebe Wasser wärmt, kühlt Wasser Liebe nicht.

Einige Gedichte beziehen sich nicht auf Liebe, sondern enthalten allgemeine Klagen eines edeln Unwillens:

LXVI.

Müde von alle diesem wünsch' ich Tod:
Verdienst zum Bettler sehn geboren werden,
Und hohle Dürftigkeit in Grün und Roth,
Und wie sich reinste Treu entfärbt auf Erden,
Und goldnen Ehrenschmuck auf Knechteshaupt,
Und jungfräuliche Tugend frech geschändet,
Und Hoheit ihres Herrscherthums beraubt,
Und Kraft an lahmes Regiment verschwendet,
Und Kunst im Zungenbande der Gewalt,
Und Schulen-Unsinn, der Vernunft entgeistert,
Und schlichte Wahrheit, die man Einfalt schalt,
Und wie vom Bösen Gutes wird gemeistert:
Müde von alledem, wär Tod mir süß;
Nur daß ich sterbend den Geliebten ließ.

LXX.

Daß Du geschmäht wirst, nicht verübl' ich's Dir;
Denn stets war Anmuth der Verläumdung Ziel.
Verdacht und Argwohn sind des Schönen Zier,
Im Himmelblau ein schwarzes Krähenspiel.
Wenn gut Du bist, bewährt Verläumdung Deine Güte
Nur desto reiner, weil Dich Welt umkost:
Denn Lasters Wurm liebt sich die schönste Blüthe,
Und Dein Lenz zeigt sich rein und fleckenlos.
Durch Jugend-Hinterhalte bist Du hin,
Bald unberührt, bald siegreich durchgedrungen;
Und dennoch fesselt dieser Ruhm Dir nicht
Die ewig losgelaßnen bösen Zungen.
Du Einer müßtest, ohne schlimmen Schein,
Von Herzenskönigreichen Meister seyn.

Der „verliebte Pilger“ umfaßt eine Sammlung Lieder von zärtlichem Inhalt, Bilder, mit zum Theil sehr glühendem Pinsel gemalt, z. B. IV. Dann folgt ein Zwischenspiel aus Thomas Middleton's Mayor von Quinborough. Der Dichter war Shakespeares Zeitgenosse und obwohl an Werth ihm weit untergeordnet, doch in der Manier ihm verwandt.

5) **Poetische Reisetabletten aus Italien, Tyrol, Deutschland, dem Elsasse und der Schweiz. Von J. B. Rousseau. Frankfurt a. M., Varrentrapp, 1836.**

Theils elegische, theils epigrammatische Reisebilder, je nachdem der Verfasser mehr eine sanfte oder erhabene Empfindung, oder eine witzige Bemerkung anzubringen hatte. Dazwischen auch viele Gedichte, die sich nicht gerade auf die Reise beziehen. Der Verfasser besizt eine schöne Dichtergabe, aber eine gewisse angenehme Leichtigkeit verleitet ihn zu kleinen Flüchtigkeiten, die er wohl vermeiden könnte. Eins seiner besten Sonette aus Italien ist:

Der Dom zu Mailand.

Auf zwei und fünfzig marmornen Colonnen
Trägst du das Bild Madonna's über Mailand,
Und schwimmst, ein stolzes felsenzackig Eiland,
Mit Spitzentausenden im Reich der Sonnen.

Vollendet prangt, was kühn *der* Geist ersonnen,
Der für das Größte Großes zeugte weiland.
Ein würdiger Palast für einen Heiland,
Hegst du, o Dom, der Andacht ew'gen Bronnen!

Mit fünf Portalen, bildgeschmückten Ecken,
Mit Thürmchen, die die Finger betend strecken,
Mit Marmorblumen, die die Stürme bleichen,

Strebst du in Wolken, steinerne Lawine,
Und zeigst, daß alles Schöne Gott nur diene,
Und daß das Schönste strebt zu seinen Reichen.

Dieses gewiß schöne Gedicht hat einen unnöthigen Mackel erhalten durch die Marmorblumen, die die Stürme bleichen. Sturm und Wetter machen im Gegentheil den ursprünglich weißen Marmor mit der Zeit schwarz, wie man namentlich am Mailänder Dom sieht. Eine der besten Dichtungen sind „des Künstlers Rosen und Lilien", die zur Erbauung gar manches Künstlers dienen können. Hier nur einige Strophen:

Selbst *Armuth* naht, die dürre Hand in Künstlers Brust zu schlagen.
Die Liebe schuf manch schön Gedicht, noch schönere der Magen.
Doch lebt Homer, der blinde Greis, nicht gottgleich überm Grabe,
Indeß von Krösus man nur spricht, daß er gelebet habe?

Der Neid, die scheußliche Harpy', beschmuzt auch Künstlerstreben.
Das Schicksal ras'te nicht so arg in jenem Haus zu Theben,
Als es die Künstlerbrust durchtobt, die von dem Neid ergriffen,
Das Messer sich zur eigenen Vernichtung hat geschliffen.

Und *Haß* verschwistert sich dem Neid, doch nur zu eignem Schaden:
Denn Der, auf den sich das Geschoß des Hasses soll entladen,
Kann sich die Achtung Derer, die, uns achtend, uns auch ehren,
Durch Duldung unverdienten Hohns, durch Schweigen, nur vermehren.

Fleuch, *Hochmuth*, aus des Künstlers Brust! Du bist des Teufels Sippe,
Und führst wie er versuchend hin zu jener Schwindelklippe,
Wo in die Tiefe lockt hinab den gottvergeßnen Sänger
Der Ruf von seinem eigenen gespenst'gen Doppelgänger.

Geringschätzung kann nur äußerlich, doch nicht das Inn're kränken.
Den Werth bestimmt nicht stets die Zeit, ihn wahrt dein Angedenken.
Wer würdigt Shakspeare'n nach der Zeit, wo er noch hielt die Pferde?
Ihn, der jezt mit dem Sonnengott sprengt um die Dichtererde.

Verfolgung, du auch bist ein Dorn, der Künstlerherzen ritzet,
Doch nur ein Wetterleuchten, das nicht tödtet, wenn es blitzet.
Nennt man den Troß, der aus Florenz den Göttlichen einst bannte?
Doch Beatrice lebet noch, und ewig lebt ihr Dante.

Die Todtenlilie in *der* Brust, die sich der Kunst geweihet,
Die mit dem weißen Blättertuch ihr Grab noch überstreuet,
Ist *Reizbarkeit*. Fiel aus dem Aug' Correggio's eine Thräne,
Sie that so weh, als die im Blick von seiner Magdalene.

In Tyrol besingt der Verfasser den Andreas Hofer, dieses Gedicht ist aber nicht so kurz und volksmäßig wie die von Max von Schenkendorf und Julius Mosen. Dagegen ist das folgende Gedicht „auf dem Isel" gar schön:

Geister der Erschlagnen ihr,
Tausendfach gethürmet hier,
Sorgt, o sorgt, daß solch ein Tag
Nie mehr bringe solche Schmach!

Deutschlands Einheit bleibe wahr,
Dann ist ferne die Gefahr,
Daß sich Brüder Eines Sinns
Morden in des Fremdlings Zins.

Bauern vom Tyrolerland,
Bayern von der Isar Strand,
Reicht euch hier zum Unterpfand
Ew'ger Sühne treu die Hand!

Die ihr hier in Frieden ruht,
Laßt aus eurem Märtrerblut
Ueber Deutschlands weiten Raum
Blühn der Lieb' und Eintracht Baum.

Ueber München findet man sehr viele Gelegenheitsgedichte und Distichen. Die lezteren sind nicht immer geistvoll, z. B.:

Heinrich Heß, Deutschlands Cimabue, hat hier sich verewigt,
Weckend in diesen Plafonds die byzantinische Kunst.

Das ist für das Versmaaß zu prosaisch. Ungerecht ist, was der Dichter über die Pinakothek sagt:

Allen Respekt, o Pinakothek, für Zweck und Bedürfniß
Eines Gebäudes! Doch sprich: bist du nicht Opfer des Zwecks?
Körper und Seel' ward gemordet an dir, um Fenster zu haben,
So daß rings man von dir nichts als die Fenster gewahrt.
Und du Ein Fenster beinah, ein großes, mit einem Gebäude,
Nicht ein Gebäude erscheinst, welches mit Fenstern versehn.

Unter den Gedichten, welche durch einzelne Kunstwerke veranlaßt worden sind, ist folgendes auf Canovas Venus ausgezeichnet:

Schöne Frauen schön zu finden,
Ist von allen Männersünden
Die verzeihlichste: darum
Laß, du Nackte und doch Keusche,
Mich an diesem Marmorfleische
Schönheit lernen still und stumm.

Ein Professor möge grübeln,
Und ein Liederlicher liebeln,
Wenn er diese Formen sieht.
Ich will aus dem Sinnenmeere
Dich, du Schöne und du Hehre,
Freundlich ziehn in mein Gemüth.

So viel vom Dichter. Herr Rousseau ist aber auch als Parteimann in diesen Gedichten aufgetreten für die katholische Kirche gegen die evangelische:

Ging da in einer Kirche herum,
Merkte Nichts von Gott, nur ein Publikum;
Sie sagten wohl Alle, sie dächten an ihn,
Auch stieg ein wichtiger Mann auf die Bühn'.
Und redete viel mit des Rhetors Stimm'
Von der Gegenwart Deß, der die Schlange zertreten:
Doch sagen das besser noch manche Poeten,
Und die Schauspieler sagen es gleichfalls nicht schlimm.

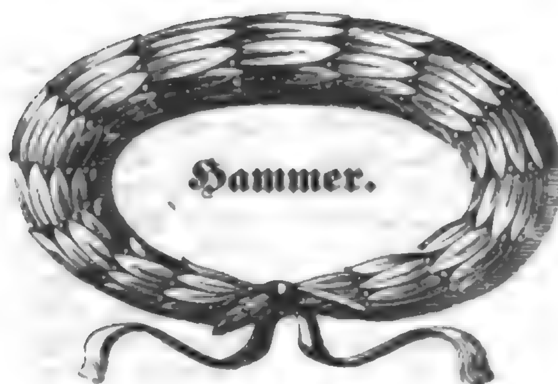
Ging drauf in ein anderes Kirchlein hinein,
Das dämmerte traulich im Lampenschein;
Zwar stand es leer, da das Hochamt aus,
Doch merkt ich der Herrgott der war noch im Haus,
Und vor mir hoben mit himmlischer Lust
Drei Bilder mich zu des Dreieinigen Throne:
Ein brennend Herz, eine Dornenkrone,
Und eine durchschossene Mutterbrust.

Und nicht minder als Parteimann für die Autokratie gegen den Liberalismus. Da nun die lyrische Poesie schwerlich die Arena ist, auf welcher die große Frage der Kirche und des Staats entschieden werden können, so glauben wir uns auch die unnütze Mühe ersparen zu dürfen, mit dem Verfasser deßfalls zu rechten.

6) Gedichte von Christian Wurm. Nürnberg, Schrag, 1836.

Der Verfasser des sehr verdienstlichen Commentars zu Goethe's westöstlichem Divan tritt uns hier als Dichter entgegen. Zuerst Commentator, dann Dichter? Ist das die natürliche Ordnung? Es scheint nicht; und dieses Abweichen von der natürlichen Ordnung ist geeignet, kein günstiges Vorurtheil zu erregen. Doch setzen wir jedes Vorurtheil bei Seite und nehmen die Gedichte zur Hand, so finden wir unter ihnen manche recht gelungene. Ganz besonders ansprechend haben wir einige von epigrammatischer Form und dann Legenden und Legendenartiges gefunden, solche also, wo poetischer Verstand, naive und witzige Ansicht und Beurtheilung der Dinge vorherrschendes Element sind. Originelles in Gedanken, Empfindungen oder in der Form ihrer Darstellung haben wir nicht gefunden. Versbau und Reim sind korrekt, der sprachliche Wohllaut ist meistentheils mit Glück, manchmal nur auf Kosten des, der deutschen Sprache natürlichen Ausdrucks, erstrebt worden. Anklänge an Goethe'sche Manier, auch aus der späteren, nicht viel Nachahmungswürdiges darbietenden Zeit, fallen manchmal unangenehm auf, das kommt von Ueberschätzung eines Dichters, der eigentlich, wie jeder, nur darin nachgeahmt zu werden verdient, wo er wirklich Ausgezeichnetes geleistet hat, da nämlich, wo er sein eignes Innere in poetisch vollendeter, diesem entsprechender Form offenbart hat. Leider ist aber eben hierin ein Dichter wieder unnachahmlich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 5. Freitag, 13. Januar 1837.

Lyrische Dichtkunst.

7) Geschichte der osmanischen Dichtkunst bis auf unsere Zeit. Mit einer Blüthenlese aus 2200 Dichtern, von Hammer-Purgstall. Erster Band. Pesth, Hartleben, 1836. 8. S. 327.

Durch dieses ausgezeichnete Werk ergänzt Herr von Hammer seine osmanische Geschichte. Derselbe Quellenreichthum, der ihm allein bei der Behandlung der politischen Geschichte der Türken zu Gebote stand, strömte ihm auch für dieses Werk eine kaum übersehliche Fülle des Stoffes zu, und derselbe Geist, dieselbe Liebe, die ihm die Feder führten bei der Vollendung jenes großen und einzigen Geschichtswerks, zeigen sich uns auch hier wieder in ihrer ganzen Lebendigkeit.

Der Verfasser charakterisirt die morgenländische Dichtkunst auf eine Weise, die von derjenigen Goethe's (im westöstlichen Divan) und jener wunderlichen Menschenklasse, die auf einzelne Ansprüche und respektive Täuschungen Goethe's oder Hegels ganze Systeme, nicht nur philosophische, sondern sogar historische gebaut hat, ein wenig abweicht. „Die Poesie des Orients, sagt Herr von Hammer, im Gegensatze mit der klassischen, zerfällt in die chinesische, indische, alt-persische, hebräische, arabische, neupersische und türkische. Jene drei ersten können als die antiken betrachtet werden, im Gegensatze der drei letzten, und die Grenzscheide zwischen der antiken und modernen ist der Islam, denn, wiewohl es Dichter vor Mohammed gegeben, so reicht der erste Flor arabischer Poesie derselben kaum ein halbes Jahrhundert vor dem Islam hinauf. Die obige Reihenfolge ist keine unzusammenhängende, wo die einzelnen Glieder zufällig wie Korallen an einen Faden gereihet sind, sondern eine mit historischem Organismus gegliederte, deren beide Aeußerste noch obendrein auf eine bisher noch ganz unbekannte und höchst überraschende Weise mit einander verbunden sind, während in der Mitte die hebräische Poesie mit der ältesten arabischen ganz und gar zusammenfließt. Nicht so die persische, in welcher sich schon vor dem Islam das Epos in allen seinen Zweigen, sowohl in dem Thier-Epos (die Apologe Bidpai's), als in dem romantischen (Wamik und Asra, das schon unter den Sasaniden in Pehlewi gedichtet war), als in dem heroischen (das Bastanname, wenn gleich in Prosa) reich entfaltete; die persische, in welcher der schönste Mythos der Minne, der der Liebe der Rose und Nachtigall, als hundertblättrige Rose aufblühte, als tausendstimmige Nachtigall aufscholl, die persische, in welcher die Mährchen wucherten, wider welche Mohammed sein Volk im Koran gewarnt; es ist also ein großer Irrthum, zu sagen (wie Rosenkranz nach Goethe), daß der Koran das

geistige Princip der modernen orientalischen (vorderasiatischen) Poesie enthalte, daß die Poesie von den Arabern ausgegangen, und die der Perser erst durch diese angeregt worden, während umgekehrt die persische Poesie bei weitem die reichste, blühendste, üppigste, die Schatzkammer der Stoffe, aus welcher die Araber, als sie an der Kultur der Besiegten die ihre ausbildeten, geschöpft."

„Der älteste Stamm der westlichen Türken ist der vielnamige der Oghusen, Ghusen, Usen, Polowzer (Poluzen), d. i. Feldusen, Turkmanen, Kumanen, Valvi, Valbi, Valani, Qualani, Chwalinen, Chwalisier, d. i. der Falben oder Fahlen, von den Armeniern Berzilier oder Berisilier genannt, die sich selbst Kunen nannten, von den Byzantinern Unen genannt wurden. Unter diesen sechzehn Namen hat dieser Stamm der westlichen Türken Asien von der chinesischen Grenze an bis an die Ufer des Bosporus überschwemmt, und unter ihrem eigenthümlichen, der Kunen oder Kumanen, sich bis in Ungarn angesiedelt. Eine bisher gar nicht beachtete Stelle der ältesten türkischen geschichtlichen Urkunden über ihren eigenen Ursprung lehrt uns, daß die Kunen ursprünglich an der chinesischen Grenze saßen, von wo sie vertrieben, ganz Asien erobernd und herrschend überflutheten. Diese höchst wichtige Kunde erklärt das bisher von großen Sprachforschern wohl aufgestörte, aber selbst von Abel Remusat nicht erklärte Räthsel der Aehnlichkeit türkischer und chinesischer Grammatik, türkischer und chinesischer Sitte. Hager hat zwar die Aehnlichkeiten des Türkischen und Chinesischen schon berührt, über den chinesichen Ursprung der Charaktere des türkischen, mit Recht chinesisch genannten Schattenspieles, sind einige Winke gegeben worden, und Abel Remusat hat den weit regelmäßigeren Bau, welchen das Westtürkische vor dem Osttürkischen voraus hat, angestaunt, ohne die Ursache davon in der durch die Auswanderung von der chinesischen Grenze her historisch begründeten Einwirkung der Chinesen auf die Sprache ihrer Grenzwächter nachzuweisen. Die ältesten Denkmale der Sprache der Westtürken tragen schon des Gepräge dieser größeren, durch chinesischen Verkehr bewirkten Ausbildung in sich, wovon in der Sprache der Osttürken, welche im Uighurischen doch eine eigene Literatur hatten, nicht anzutreffen ist. Diese aus der grauesten Zeit asiatischer Völkerwanderung sich herschreibende Verbindung der Ghusen oder Kunen mit den Chinesen, denen sie als Grenzwächter steuerpflichtig dienten, bildet die Kette, wodurch sich die beiden äußersten Enden Asiens in den Chinesen und Osmanen berühren, so daß die obige Reihenfolge der Chinesen, Inder, Alt-Perser, Hebräer, Araber, Neu-Perser und Türken (wie schon oben gesagt worden), eine organisch gegliederte, indem der Uebergang und die nächste Verwandtschaft der einzelnen und durch das oben Gesagte die Berührung der beiden äußersten Punkte in die Augen springt. Die Lehre des Budha ist das gemeinsame Band der Verbindung Chinas und Indiens von uralter Zeit her, und die Poesie der beiden Völker ist vor der der anderen vier durch die ihnen ausschließlich eigene dramatische ausgezeichnet. Indien und Persien sind durch das Epos verbunden, welches in Indien so riesenhaft auftritt, und welchem nur Persiens Heldensagen an die Seite gestellt werden können, während keines der anderen vier Völker dergleichen aufzuweisen hat. Die Hebräer, als Mittelpunkt der Kette, sind im ausschließlichen Besitze der prophetischen Lyrik. Dem Araber aber zunächst stamm- und sprachverwandt, und der Poesie der beiden Völker ist derselbe Stempel der Einfachheit des Nomadenlebens aufgeprägt. Der Islam ist das Band, welches den Araber mit dem Neu-Perser vereint, der frei, im Geiste seiner Ahnen, den schönsten Flor der Poesie entfaltet; als sklavischer Nachahmer tritt in dessen Fußstapfen der Türke, in dessen Sprache noch die Spur der alten chinesischen Nachbarschaft fortlebt, und bei dem sich vorzugsweise vor dem Perser und Araber das chinesische Schattenspiel als ein schwacher Nachhall des chinesischen Drama erhalten hat. So verschlingen sich die sieben Glieder der asiatischen Poesie wie die sieben Verse der ersten Sura des Korans, welche der Araber die sieben Glieder heißt, zu einem organisch gegliederten Ganzen, von welchem nur das Türkische, und von diesem das Westtürkische oder Osmanische der Gegenstand dieser Geschichte. — Von den Oghusen, Ghusen oder Usen wissen wir aus der ältesten Zeit nur so viel, daß sie Volkssänger hatten, welche Usen hießen, und das Buch des Oghus oder der Weisheitssprüche der Väter, sangen. Ein paar Hundert derselben hat Diez bekannt gemacht, andere sind den Sprüchen der Väter in dem morgenländischen Kleeblatte einverleibt worden. Alle tragen das Gepräge großer Einfachheit und nomadischer derber Kraft; z. B.:

Der (rußige) Topf sagt dem (rußigen) Topf: Dein Hinterer ist schwarz.

Man geht hin, wann man will, und geht weg, wann man kann.

Verkaufe nicht den Vogel in der Luft.

Was soll der im Hinauffahren thun, der schon im Hinunterfahren rastet?

Der Ochs des Gekränkten wird fett, während er selbst abmagert.

Thue das Gute, wirf es ins Meer;
Weiß es der Fisch nicht, weiß es der Herr.

Herr von Hammer spricht nach dieser ersten historischen Uebersicht von dem innern Charakter der osmanischen

Poesie und äußert bei diesem Anlaß: „Da wir schon einmal die Hand an das Heiligthum des westöstlichen Divans gelegt, und gezeigt, daß Goethe's Warnung, wenigstens auf die osmanische Dichtkunst, keine Anwendung leide, so fahren wir fort, noch einen andern Abschnitt der Noten und Abhandlungen zum besseren Verständnisse des Diwans kritischer Prüfung zu unterwerfen, nämlich den der Naturformen der Dichtung, um zu zeigen, daß derselbe eben so wenig als die Warnung auf die osmanische Dichtkunst angewendet werden kann. „Es gibt nur, sagt Goethe, drei echte Naturformen der Poesie, die klar erzählende, die enthusiastisch aufgeregte und die persönlich handelnde, Epos, Lyrik und Drama.“ Ohne darüber rechten zu wollen, daß die enthusiastische Aufregung, d. i. die Begeisterung, nicht nur das Wesen der Lyrik, sondern auch dem Epos und dem Drama zu Grunde liegen müsse, wenn dieselben wirklich den Namen von Poesie verdienen sollen, sey es erlaubt zu bemerken, daß das bloß beschreibende und didaktische Gedicht eben sowohl echte Naturform der Poesie sey, als Epos, Lyrik und Drama, ja die Gnome und Fabel ihrem Ursprunge nach gewiß älter als Epos und Drama. Legen wir jenen dreitheiligen Maßstab der Naturformen der Poesie an die osmanische, so fehlt das Drama ganz, und dafür tritt das beschreibende und didaktische Gedicht sammt dem mystischen, in der größten Fülle hervor, ja, was höchst seltsam erscheint, aber aus der Entstehungsweise osmanischer Dichtkunst historisch leicht erklärbar, die Geschichte derselben beginnt weder mit epischen noch mit lyrischen, sondern mit großen religiösen und mystischen Lehrgedichten, welche keine Erzeugnisse von Volkspoesie, sondern von geregelter Dichtkunst. Die Dreitheilung, welche im Geiste orientalischer Philologie der Dichtkunst zu Grunde liegt, ist eine ganz andere, als die der drei Naturformen Goethe's; sie stüzt sich auf die grammatische, welche nur drei Redetheile: das Verbum, das Nomen und die Partikel kennt. Das Verbum, d. i. der handelnde Theil der Rede, wird zum Epos entfaltet; das Nomen mit allen dazu gehörigen Eigenschaftswörtern und Epitheten breitet sich als beschreibendes und belehrendes Gedicht aus, und die Partikel (der Ausdruck der reinen Naturempfindung) entwickelt sich als Lyrik.“

„Die Unterabtheilung der Dichtungsarten nach den Formen ist die folgende: I. Das Mesnewi, d. i. das doppelt gereimte Gedicht, welches nicht nur das Epos, das romantische und historische, sondern auch das Lehrgedicht, das ethische und mystische und das beschreibende Gedicht, umschließt. Die historischen führen insgemein den Namen Name, d. i. das Buch, wie z. B. das Schahname, Iskendername, Timurname, d. i. das Buch des Königs, Alexanders, Timurs. II. Die Kaßidet, das längere lyrische Gedicht oder das Zweckgedicht, von dem nur die zwei ersten Verse und dann immer die zweitfolgenden im selben Reime enden. III. Das Ghasel ist nicht in der Reimfolge, sondern nur in der Länge von der Kaßidet unterschieden, indem es aus nicht weniger als fünf, aus nicht mehr als sieben Distichen bestehen soll. IV. Terdschii sind Kaßideten oder Ghaselen mit wiederkehrendem Schlußreime, eine Art von Redondillas. V. Die Glossen heißen, je nachdem ein Vers der Unterlage in fünf oder sechs Verse erweitert wird, Tachmis, Tesdis, Tesbii, Tesmin, d. i. Verfünf- oder Versechsfachung, Versieben- und Verachtfachung. VI. Vierzeilige Strophen (Quatrains), in welche insgemein theils ethische, theils epigrammatische Gedanken eingekleidet werden, heißen Vierzeilen (Rubijat); die erste reimt mit der zweiten und vierten, die dritte geht leer aus. Bruchstücke von Kaßideten oder Ghaselen heißen VII. Mokataat, d. i. Abschnitte, und die einzelnen Distichen VIII. Moferredat, d. i. die Vereinzelten. IX. Die Räthsel heißen Mimaa; X. die Logogryphen Laghs; XI. die Akrostichen Maklub, und XII. die Chronogramme endlich Tarich. Die Sammlungen lyrischer Gedichte heißen Diwan (Geniensammlung). Wenn ein und derselbe Dichter fünf Gedichte im Mesnewi (doppeltgereimte), sey es nun epischen, ethischen oder mystischen Inhaltes, verfaßt hat, so heißt die Sammlung derselben Chamse, d. i. ein Fünfer, Külliat heißen die sämmtlichen Werke.“ Dann handelt der Verfasser noch besonders vom Metrum, was wir hier übergehen wollen, und bemerkt: „Alle prosodischen Kunstwörter sind von dem Hause des Wüstenbewohners, dem Zelte, hergenommen, welchem jedes Distichen ein Zelt (Beit). Der Stoff derselben ist härener Zeug (Schaar oder Schiir), welches der Name der Poesie. Das Zelt ist von vier Säulen gestüzt, welche in der Ordnung, wie sie auf einander folgen, Ssadr, Aaruf, Ibtida und Sarb heißen. So heißen die vier Unterabtheilungen des Distichons: Ssadr, die vordere Hälfte; Aruf, die hintere des ersten; Ibtida, die vordere, Sarb die hintere des zweiten Hemidistichons. Der Boden des Zeltes heißt Kafijet, d. i. der Reim, und Sakf, d. i. das Dach, heißt der Sinn desselben. Das Zelt wird mit Pfählen (Ewtad) und hölzernen Nägeln (Esbab) befestiget, welche die Namen der Versabschnitte.“

Dieser allgemeinen Einleitung folgt nun zunächst ein Verzeichniß der ausgezeichnetsten türkischen Dichter nach der Zeitfolge, worin die ganze Geschichte der osmanischen Dichtkunst abläuft, von den Anfängen durch die höchste Blüthezeit bis zum Verfall, und dann die Probleme der Dichtkunst selbst, theils Fragmente, theils kleinere Gedichte in großer Anzahl.

„Die Geschichte der osmanischen, welche der Ausdruck

geistiger Bildung und das Gemälde des Zustandes der Humanität im osmanischen Reiche, hält mit der politischen Geschichte desselben gleichen Schritt, was wohl meistens aber doch nicht immer der Fall. Die Perioden des Wachsthumes, des Flores, des allmähligen Sinkens und Verfallens des osmanischen Reiches sind auch die der Geschichte der Dichtkunst der Osmanen, welche den politischen Zuständen auf dem Fuße folgt. Schon mit dem Beginne des Reiches, zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts tritt Aaschikpascha mit einem großen mystischen Gedichte auf, welches der Anlage nach ganz eine Nachahmung des Mesnewi Dschelaleddin Rumi's, das älteste Sprachdenkmal der Osmanen, das sogar um ein viertel oder gar ein halbes Jahrhundert älter als das bekannte älteste Sprachdenkmal des Seldschukischen, nämlich das Buch der Jagd und des Fischfanges auf der Ambrosiana, in der Sprache ganz demselben gleich. Dieses große mystische Werk, Nachahmung des Mesnewi, und die gleichzeitig vom Scheich Elwan verfaßte Uebersetzung des Gülschenibas, d. i. des Rosenflores des Geheimnisses Scheichs Mohammed Schebisteri's, sind die beiden Säulen Boas und Joakim des Tempels osmanischer Dichtkunst, welche in ihrem ersten Ursprung als ein rein mystisches Erzeugniß die Einwirkung persischer Scheiche und Dichter ankündet, ganz im Einklange mit dem, was in der Geschichte des osmanischen zu Ende der Regierung Sultan Urchan's über die Einwirkung der Derwischorden auf die erste Bildung des Reiches gesagt worden. Unter Bajesid I. tritt Suleiman, der Sänger der ersten Mewludije oder der Geburtsfeier des Propheten, und Ahmed Daji, der Dichter des Iskendername, eines großen, weltumfassenden historisch-naturhistorischen und mystischen Epos, unter Mohammed I. Scheichi, der Dichter Chosrew und Schirin's, als der erste große Dichter des romantischen Epos, unter Murad II. Jasidschioghli, der Verfasser des Mohammedije, eines großen didaktischen Gedichtes über den Islam, auf. Diese Periode bis zur Eroberung Constantinopel's ist die des mystischen und religiös-didaktischen Gedichtes, womit die Geschichte der osmanischen Dichtkunst anhebt. Mohammed II., der Eroberer, gab seinem Reiche mit der festen Grundlage Constantinopel's in Europa zugleich die politischen Einrichtungen und die Hierarchie der Gesetzgelehrten, unter denen sowohl der Richter- als Lehrstand begriffen. Unter ihm stand der große Lyriker Ahmedpascha auf, welcher unter Bajesid II. von Nedschati, Chiali übertroffen ward. Rewani strahlte im beschreibenden Gedichte, Hamdi stellte in der Uebersetzung Jusuf's und Suleicha's das zweite Meisterwerk des romantischen Epos dem Chosrew und Schirin Scheichi's zur Seite. Sati ward als Hofdichter mit dem Auftrage angestellt, alljährlich drei Kasideten, eine am Frühlingsanfang, die beiden andern an den beiden Beiram zu verfertigen, wofür er zweitausend Aspern und ein Stück rothen Tuches auf ein Kleid erhielt. Firdewsi der Lange schrieb in dreihundert sechzig Bänden das Universalwerk morgenländischer Sagen und Legenden, das Suleimanname, wovon leider nur siebzig Bände erhalten und von diesen siebzig bisher nur sieben ihrem Inhalte nach bekannt sind. Mesihi sang Stadtaufruhr und Frühlingsgedicht. Der Schwung der lyrischen Dichtkunst erhob sich mit dem des Reiches, welches unter Suleiman dem Gesetzgeber und seinem Sohne Selim II. auf dem Giebel des Flores. Schon Selim I., der Vater Suleimans, ermuthigte Dichtkunst und Geschichtschreibung, indem er dem Dichter Sati reiches Lehen verlieh und dem gelehrten Kemalpaschasade die Geschichte seines Feldzuges zu beschreiben auftrug, auf welchem ihn Dichter und Gelehrte begleiteten; aber unter Suleiman stand die Sonne der Dichterbegünstigung in ihrem Zenith. Die großen Thaten der lezten Feldzüge und ersten Regierungen vom Ursprunge des Reiches an wurden als cyclisches Epos besungen. Diese historischen Epiker hießen Schehnamedschi, d. i. Königsbuchschreiber. Was ihnen an poetischem Werthe fehlt, findet sich im allegorischen und mystischen Epos, dassen lieblichste Erscheinung Fasli's Rose und Nachtigall. Jahja übertraf alle seine Vorgänger im beschreibenden Gedichte des Stadtaufruhres, Baki errang den Ehrenkranz des größten Lyrikers der Osmanen und Ali Wasi den des glänzendsten Prosaikers als Verfasser der Humajunname, d. i. der türkischen Uebersetzung der Fabeln Bidpai's. Fusuli und Ghasali dichteten für den Gaum der Opiumliebhaber und sodatischer Genüsse. Chalili sang das elegische Buch der Trennung." Dann folgen bloß Uebersetzer und Nachahmer der Perser. „Während des halben Jahrhunderts, welches von der Thronbesteigung Murad's III. bis zur Selbstermannung Murad's IV. verflossen, begann das Reich und mit demselben die Literatur zu sinken." Diese Rückschritte dauerten immer fort. „Der wahre Abschnitt des gänzlichen Verfalles des osmanischen Reiches ist der Friede von Kainardsche, mit welchem die übermächtige Einwirkung Rußlands begann, so daß der Frieden von Adrianopel nur als ein Corollar und Complement desselben betrachtet werden kann." Besonders durch die neuen Reformen hat mit der Nationalität auch die Literatur der Türken ihren lezten Ausdruck verloren. Sie ist nur nur noch Chronographik.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 6. Montag, 16. Januar **1837.**

Lyrische Dichtkunst.

7) Geschichte der osmanischen Dichtkunst bis auf unsere Zeit. Mit einer Blüthenlese aus 2200 Dichtern, von Hammer-Purgstall. Erster Band. Pesth, Hartleben, 1836. 8. S. 327.

(Schluß.)

Aus der ganzen Zeit des Verfalls hebt Herr von Hammer nur vierzig Dichter und aus diesen wieder sieben als die besten hervor, Ahmed Daji, Sati, Lamii, Nefii, Nabi, Wehbi, Ghalib, die zugleich die Reihenfolge der Dichtungsarten repräsentiren: didaktisches Epos, Panegyrik, romantisches Epos, Satirik, Ethik, Lyrik und Mystik.

Wir wollen nun aus der grosen Masse von Dichtungsproben einige hervorheben, die uns theils besonders schön, theils besonders charakteristisch erschienen sind:

Aus dem Iskendername.

Durch die geschossenen Stacheln bewahret der Igel das Leben,
Ob der Weiche muß sein's der Marder und Zobel hergeben.
Es gedeihet zwar manches mit Milde, doch manches mit Zorn,
Rose sey unter den Rosen, und unter den Dornen sey Dorn;
Uebertreibe nicht eins und das and're in deinen Geschäften,
Daß du ruhig und froh gedeihest in deinen Geschäften.

Aus demselben Gedicht Ahmedi's, die schöne Definition der Liebe:

Der Schmetterling sprach Abends zu der Kerze:
Ich brenne und du schwelgest im Genusse,
Du bist verbunden mit dem Licht, dem Freund,
Indeß die Trennung mir die Hölle scheint.
Da sagt' die Kerze: Liebender bin ich,
Denn bis zur Morgenszeit verzehr' ich mich.
Ein einz'ges Fünkchen bringt dich in die Flucht,
Indeß ich stehe fest, troz aller Wucht.
Die Dauer gab ich hin, nahm das Verderben,
Und warf der Seele Faden in das Feuer.
Ich bin dahin gelangt, mich aufzuopfern, mich,
Dies weißt du nicht, weil du nur kennest dich.

Zum Rauchfaß sprach die Kerze wohl und gut:
Ich brenne auch, wie du, von Liebesgluth;
Ich brenne, wie du siehst, mich ganz zusammen,
Und werfe jede Nacht mich in die Flammen,
Ich gebe Licht, und nicht wie du, bloß Rauch;
Und dennoch dienen dir die Seelen auch.
Ich lebe, so wie du, in stetem Feuer,
Zweihauchig nicht, und deßhalb so getreuer.

Und dennoch kam dir vom Geliebten Duft,
Der aller Herzen Neigung zu dir ruft.
Da Beide wir von gleichem Feuer brennen,
Warum kann ich nicht Wohlgeruch bekennen?

Das Rauchfaß sprach: du brennst von äuß'rem Schmerz,
Indeß von innen brennet mir das Herz.
Das Feuer hat von außen dich gekannt,
Und einen Faden hältst du in der Hand,
Wie Jesus einst genommen einen Faden,
Und dieser bringet dir nothwendig Schaden.
Und weil bei mir von solchem keine Spur,
Deßhalben hauch' ich süße Düfte nur.
So lange du den Faden bei dir führst,
Du nicht genehm dem Herzensfreunde wirst,
So lang du nicht zerstörst in dir das Ich,
Kann nicht der Flamme Schein verew'gen dich.

Neben dieser Probe echttürkischer Mystik, die gewiß sehr poetisch ist, steht hier eine andere von der beschreibenden Gattung (vom Scheich Abderrahim), in der die bekannte orientalische Bildersucht auch noch im Schwulst nicht allen Geschmack verläugnet, wenigstens zeigt, wie der Dichter den unförmlichen Elephanten, den er reitet, zu zügeln sucht:

Der Morgen kam, als Schah mit gold'ner Haube
Verbannend von der Welt das Maal der Nacht,
Er nahm den Sonnenwürfel in die Hand,
Und warf in die lazurne Tasse ihn.
Als diesem Spiel zusah die finst're Nacht,
Hat sie sich alsogleich davon gemacht.
Am Berg' erschien die Sonn' als Panterthier,
Das Krokodill der Nacht floh für und für.
Als zu dem Fenster sah hinaus die Sonne,
Entschleierten die Hyacinthen sich,
Es regte wunderlich sich in der Seele,
Es kam der Geist in menschlicher Gestalt u. s. w.

Von besonderm muhamedanischen Gepräge sind viele Fabeln und Legenden, z. B.:

Wann nun Paradies und Hölle
Voll von den Bewohnern sind,
Wird zuletzt der Tod geschlachtet,
In Gestalt von einem Bocke.
Die im Paradiese sehen
Dieses Opfer mit Vergnügen,
Aber die, so in der Hölle,
Sind darob unendlich traurig,
Denn sie wissen unbelehret,
Daß nicht Tod zu hoffen sey.
Gottes Segen rufen Sel'ge,
Ew'ger Seligkeit erfreut.

O des herrlichen Geschenkes,
Welches Gott uns hat gemacht!
Dieses, meint Prophetenwort,
Ein Geschenk ist Tod den Frommen.
Dieses sprach der Gottgesandte,
Der die Wahrheit nie verkannte.
Mohammed, welcher die Wunder erklärt,
Mohammed, welcher die Zeichen bewährt.

Derselbe Dichter, Ibn Katib, hat auch die Huris im Paradiese besungen, um zu zeigen, wie viel die Seligkeit eigentlich werth sey.

Wahre Kenner, tiefe Wisser,
Forscher aller Seltenheiten,
Sagen, daß die höchste Wonne
Ganz bestehe in drei Dingen:
Wohnung, Speise, Trank und Schöne,
Sind der Gegenstand der Wünsche;
Wohnung ist der Seelen Eden,
Trank und Speise fehlet nimmer,
Und Huri's sind ihre Schönen.
Ja, Huri's aus Licht gebildet!
Können sie, aus Licht gestaltet,
Dennoch küssen und umarmen?
Antwort: Ja, sie sind vom Lichte,
Aber von verkörpertem,
Daß sie Jeder mag genießen,
Frei umarmen oder küssen.
Daß du's aber mögest wissen,
Höre, was Huri bedeutet:
Die Huri bedeuten Schöne,
Schwarz von Augen, weiß von Wangen,
Unbehaart am ganzen Leibe,
Außer Augenbraun' und Wimpern,
Jede eig'nen Lichtes glänzend,
Wie die Perle in der Muschel,
Jede Stunde spielen sie
Siebzig Farben, wie die Pfauen,
So an Schönheit als an Anmuth
Sind sie Paradiesesrosen,
Junger Tag und frischer Zucker
Schämen sich vor ihrer Weiße,
Von dem Kinne, von dem Munde,
Sind besieget Zucker, Rosen,
Perlen in Juwelen selber,
Von dem Moschusstaub der Füße,
Diese röther, jene blasser,
Wie zwei Gattungen Rubinen,
Jene Perlen, die Korallen,
Jene Marmor, die Krystallen;
Jene senden kurze Blicke,
Diese trinken lange Züge.

Würde eine hier sich zeigen,
Hüllte Licht den ganzen Erdkreis,
Oeffnete sie halb die Lippen,
Würde man die Allmacht preisen.
Mehr als Welten hält ihr Schleier,
Unter dem das Aug' sie schauet;
Aus dem Licht der Huld geformet,
Kennen sie nicht Mondeswechsel,
Nein, gebären sie nicht Kinder,
Kennen auch nicht was der Neid;
Kennen nicht den Eigennutz,
Keinen Mann, als nur den ihren.
Diesen haben sie beständig
In dem Angesicht, im Auge;
Jede Nacht von neuem Jungfrau,
Was unmöglich zu begreifen.
Jeder Mann wird drei und dreißig
Jahre alt seyn für und für,
Jedem gibt der Herr der Welten
Und der Sultan der Propheten
Fünfmalhundert solcher Mädchen,
Wie kein Auge sie gesehen,
Viermaltausend Dienerinnen,
Achtmaltausend Sklavinnen,
Zwölfmaltausend und fünfhundert
Stehen Jeglichem zu Dienst;
Diese mag er drücken, küssen,
Wie er's in der Welt gethan.
Und noch sollen jedem Gläub'gen
Bei dem Kopf und bei den Füßen
Singend sitzen zwei Huri's,
Aber ohne Instrumente.
Dies Gemälde mag euch zeigen,
Was der Mensch dort wird genießen,
Nicht verführerische Töne,
Sondern Hymnen schallen dort.

Doch genug. Wir dürfen uns nicht zu tief in den Blumengarten der osmanischen Poesie verirren, da uns die offenen Thüren in noch viele andere Gärten rufen, und man bei der Anzeige so gediegener und reicher Bücher überhaupt nur andeuten und hinweisen, aber den Inhalt nie erschöpfen kann.

8) **Duftkörner aus persischen Dichtern, gesammelt von Hammer-Purgstall. Stuttgart, Brodhag, 1836. 8. S. 191.**

Eine Art Mosaik, sinnreiche Verbindung getrennter Stellen verschiedener Dichter zu einem Ganzen, um die orientalische Bilderfülle desto anschaulicher zu machen. Zuerst Loblieder auf Gott, dann auf den Schah, z. B.:

Lob des Schahs als vernünftigen Herrschers.

Seinen Schuhstoff schenkt Er Kaisern zum Schmucke des Hauptes,
Und ihr Diadem dient ihm zu kleiden den Fuß.
Wenn sie damit sich prahlen, so prahlen sie sich wie die Trommel,
Oder wie der Schlauch schallend und puffend vom Wind.
Löwen, wenn gegerbt mit seiner Gerechtigkeit Lauge,
Sind geschmeidig und weich, weicher als Marder und Fuchs.
Sieh, vor Deinem Kameel geht halfterführend die Zeit her,
Aber sie wagt es nicht, voll ihm zu schau'n in's Gesicht.
Deßhalb zeiget sie sich vor ihm nur stets im Profile,
Bald auf der Seite des Tags, bald auf der Seite der Nacht.
In der Bewegung vergleicht Er sich nur dem kreisenden Himmel,
Setzet Er sich zur Ruh', ruht Er, der Erde gleich, fest.
Zur Vernunft sprach die Welt: ich bin der Herrscher der Herrscher!
Mir allein gebührt, mir nur der Titel als Schah.
Ihr entgegnet Vernunft: Du bist schon runzlig vom Alter,
Während unser Schah jung sich vermählet dem Glück.
Seines Lebens Kleid ist besezt mit goldenen Knöpfen,
Sonn' und Sterne sind goldene Knöpfe daran.
Von der Reibung am Hals gefang'ner, erdrosselter Feinde
Ist Dein Fangstrick glatt, glatt wie die Zunge des Feind's,
Deren Spitze dafür roth färbt die Zunge der Lanze,
Wie mit röthlichem Licht schirmet die Lanze Arkturs.

und so viele ähnliche. Eins der anmuthigsten ist das Gedicht auf ein vom Schah dem Dichter geschenktes Pferd:

Lob des Pferdes.

Gaul, dein Leib ist Wolke, gepeitscht vom Winde der Füße,
Wetterstrahl dein Lauf, Donner entpoltert dem Huf.
Stein schmilzt unter dem Huf und Funken entsprühen dem Hufe,
Wie die Sichel des Mond's, wenn sie mit Blitzen gepaart.
In der Schlacht zermalmet der Huf die Köpfe der Feinde,
Und es schneidet der Stahl Herzen als Sichel entzwei;
Wenn er geflügelten Laufs die Bahnen, die kreisenden, durcheilt,
Rennt er statt irdischem Gaul himmlischem Schimmel zuvor.
Was sind Berg und Thal vor seinem gewaltigen Anlauf?
Was ist Wüst' und Meer seinem gewöhnlichen Sprung?
Berg und Thal erdröhnt von seinem gewaltigen Hufschlag,
Und dem Gebiß entschäumt brandend die Woge des Meers.
Aus dem Rücken dampft der qualmende Brodem der Wüste,
Und im Laufe bleibt selbst die Gazelle zurück.
Wie der Blitz schnell geht er, als Salamander in's Feuer,
Rennt er so vorbei, hebt sich mit Schwingen der Berg;
Wenn er rennet, der Rapp, scheint Rauch in Lüften zu steigen,
Höher als Spinnengeweb flieget der Himmel empor.

Wir erinnern hiebei an die herrliche Schilderung des Pferdes in Hiob 39, 19 ff. Sodann folgen einige wenige Satiren und Elegien und viele Sprüche der

Weisheit, die durch ihren poetischen Werth besonders anziehend sind, z. B.:

Der Blick des Glückes.

Wie viel ein Blick des Glücks verändert,
Geliebter Freund, das weißt du wohl,
Du weißt, im glücklichen Arabien
Schafft Sonnenblick den Karniol.

Ein Blick des Glücks verwandelt Herzen
Aus weichem Fleische oft in Stein,
Macht aus Rubinen Karniole,
Und gräbt die Selbstsucht tief hinein.

Ein Blick der Liebe macht den Kiesel
Zum feuerstrahlenden Rubin,
Und wecket Geister aus dem Schutte
Des Leib's, der lieget im Ruin.

Ganz ausgezeichnet ist das folgende Gedicht:

Abtrünnigkeit und Unterthänigkeit.

Sey abtrünnig nicht im Glauben und nicht in der Liebe,
Denn Abtrünniger harret, so hier als dorten das Feuer.
Um nichts besser sind abtrünnige Herzen als Pilze,
Denen von dem Stiele die Hand den Hut hat geschlagen.
Ohne Hut nichts werth und auch nichts werth mit dem Hute,
Werden die Pilze des Glücks Hochachtung nimmer verdienen.
Trage nicht doppelt Gesicht, doch auch nicht doppelten Rücken,
Deine Kraft soll dir, um dich zu stützen, genügen.
Reb' ist an Stöcken geknüpft, verseh'n mit doppeltem Rücken,
Ob des kleinen Gewinns von einigen Ranken und Beeren,
Trage deßhalb nicht, wie Reben, doppelten Rücken,
Ob des kleinen Gewinns von einigen Beeren und Ranken.

Man meint, in den Pilzen, die nichts sind mit dem Hut und nichts ohne Hut, die ganze Candidatur des französischen Ministeriums zu sehen.

Den Schluß bilden Wein- und Liebeslieder, durchaus orientalisch, wie schon aus dem liebenswürdigen Gedicht auf ein kleines Damenbärtchen erhellt:

Auf deiner Wangen Rose kriechet
Des Bartflaums schwarze Ameis' um,
Was ganz natürlich, denn der Neger
Bewacht der Schönheit Heiligthum.

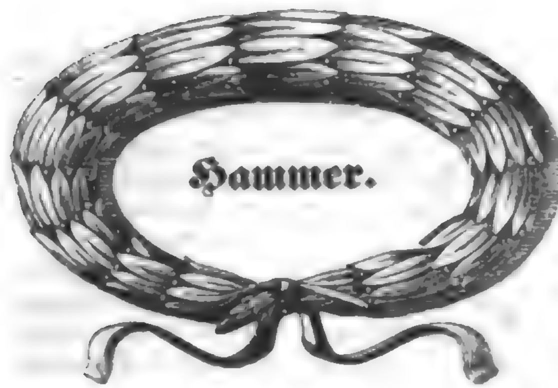
9) Fünfzig alte und neue deutsche Volkslieder und ihre Singweisen, mit Clavier- und Harfenbegleitung versehen und herausgegeben von Sophie Plath, geb. Krause. München, 1835.

In der vorliegenden Sammlung sind fünfzig der schönsten alten und neuen Volkslieder, welche Deutschland besitzt, enthalten. Wir finden darin Simon Dachs Aennchen von Tharau, Paul Flemmings: Ein getreues Herze wissen, sodann die älteren und neueren Volkslieder: Ach Gott, wie weh thut Scheiden! — Der alte Schütz der Tod genannt, und: Es ist ein Schnitter, der heißt Tod. — Es stehen drei Sterne am Himmel. — Kann unbeweint ich: bewahr euch Gott sagen? — Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß, — Morgenroth, Morgenroth, — Steh ich in finst'rer Mitternacht, — Warum bist du denn so traurig? — Wenn ich ein Vöglein wär, — Es sah eine Linde ins tiefe Thal, — Eia popeia, schlief lieber als du u. a. — Ferner Rückerts: Der hohe Dom zu Köln, — Uhlands: Es zogen drei Pursche wohl über den Rhein, — Ich bin vom Berg der Hirtenknab, — Hebels: Es gfallt mer nummer eini, — Loset was ich euch will sage, — Ne Gsang in Ehren, — Wer spritzt mer alle Früeich. — Z' Müllen auf der Post; — Falks: Vögelein Jahr aus und ein; — Jungs: Blaue Nebel steigen; — Sodann die schönsten Lieder aus des Knaben Wunderhorn in reicher Auswahl, die bayrischen Gebirgslieder: A Büchsel am Buckel, — Und wenn's a mol schö aber ist, — Die schwäbischen: Ein grünes Bändelein an meinem Degen, — Jetzt gang i an's Brünneli, — Mädeli guck, guck guck, und andere. Auch das schöne Liedchen in Berner Mundart: Ich hab' an artigs Blüemli g'seh, ist da, wobei wir nur beiläufig bemerken, daß der Verfasser nicht Wyß, sondern der Pfarrer Kuhn, jetzt in Burgdorf, ist, dessen meiste Lieder durch ihre Einfachheit und einige Gemüthlichkeit vollkommen ins Volk übergegangen sind.

Diese schon durch den Text werthvolle Sammlung gewährt einen doppelten Genuß durch die beigefügten Singweisen mit Klavier- und Harfenbegleitung. Wo schon Singweisen da waren, da brauchte die Herausgeberin nur die Begleitung hinzuzufügen, von fünf Liedern ist aber auch die Melodie von ihr. Die Töne sind den Textworten überall angemessen, im Volkston einfach und seelenvoll. Die Herausgeberin ist die Tochter des verstorbenen Philosophen Krause, die Frau des durch seine Geschichte des östlichen Asiens bekannten unglücklichen Dr. Plath, der erst neulich nach fast sechsjähriger Untersuchung als Theilnehmer an den Göttinger Unruhen zu fünfzehnjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt wurde.

Als Zugabe sind der Lobgesang St. Bernhards: Jesu, wie süß; — Wer dein gedenkt, nebst lateinischem Text, und das alte Kirchenlied: Vater unser der du bist, Kyri eleison, angehängt. Die Ausstattung ist geschmackvoll.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 7. Freitag, 20. Januar 1837.

Orientalische Literatur.

Ueber die Länderverwaltung unter dem Chalifate, Von Joseph von Hammer. Eine von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin gekrönte Preisschrift. Berlin, 1835. 8. S. 262.

Wir fügen diese Schrift des Herrn von Hammer hier ein, da wir gerade dessen neueste Schriften besprechen. Sie stellt aus Quellen das ganze Regierungssystem der alten Chalifen dar, von dem das meiste auf die türkische Verwaltung übergegangen ist. Sie beruft sich auf bisher in Europa wenig oder gar nicht bekannte große Staatsrechtslehrer, den Mawerdi († 1058), Suhrwerdi, Makrisi und vor allem den Ibn Chaldun († 1405), den arabischen Montesquieu.

Der in diesen Gebieten ganz einheimische Verfasser folgt zuerst dem natürlichen historischen Entwicklungsgange der arabischen Staatsverfassung. Er zeigt, daß schon Mohammed den ersten Richter bestellte und daß die Rechtspflege als die Grundlage jeder dem Begriffe und Zwecke des Staates entsprechenden Verwaltung auch im Islam als das erste Element der Staatsverwaltung ins Leben tritt, früher noch als die Regulirung des Heeres, wiewohl das Reich des Islam durch den Koran und das Schwert zugleich gegründet ward, und jener ohne dieses nie seine Herrschaft über drei Erdtheile ausgebreitet haben würde. Das Recht des Krieges ist im Islam das erste, und es sollte also nach der Rechtspflege unmittelbar von der Einrichtung des Heeres, von der Vertheilung der Beute u. s. w. die Rede seyn; da aber das Kriegswesen der Provinzial-Verwaltung, welche der Gegenstand dieser Abhandlung ist, ferne liegt, und dasselbe überdies aus dem Werke Mouradjea d'Ohson's zur Genüge bekannt ist, so fällt es hier nur in so weit, als es mit den Güterdotationen in Verbindung steht, in den Bereich unsers Gesichtskreises. Der Grund des militärischen Dotationssystems ward erst unter Omar, dem dritten Chalifen, gelegt, welcher zuerst Saatfelder und Dörfer verlieh. Ehe diese Grundverleihung statt gefunden hatte, waren die Grundstücke bloß zehent- oder tributpflichtig, je nachdem sie von Rechtgläubigen oder Ungläubigen besessen wurden. Die Einkünfte des Chalifats bestanden aus dem gesetzmäßigen Fünftel der Beute, aus den Almosen, aus der Kopfsteuer und dem Ertrage der Minen. Um die Verwaltung derselben zu regeln, hatte Omar zuerst die Divane, d. i. die Kammern der Finanz- und der Kriegskanzlei eingerichtet, welchen später die der Controle und des Privatschatzes zugefügt wurden. Es sondern sich die Emire der Truppen und der Provinzen, d. i. die Befehlshaber des Heeres und

der Statthalterschaften, die Vögte des Marktes und der criminellen Polizei; es entwickeln sich die Aemter des Gesetzes, des Hofes und des Staats, und es erscheint der Wesir als der oberste verantwortliche Träger der gesammten Staatsverwaltung, als der unumschränkte Gewaltige des Chalifen, des Schattens Gottes auf Erden.

Das ganze System zerfällt nun in neun Abschnitte, die wir hier namhaft machen, weil der geneigte Leser daraus auf die kürzeste Weise die hauptsächlichsten Staatsämter, die noch jezt im mohammedanischen Orient übrig sind, erkennen kann. Die Abschnitte handeln 1) von dem Richteramte (Kadha), d. i. von den Richtern, welchen die Mufti, Nakibe (Vorsteher der Prophetenverwandten), die Gebetvorsteher (Imame), die Gebetausrufer (Muesin), die Kanzelredner (Chatib), die Prediger (Scheiche), die Fukeha (Rechtsgelehrte), die Ulema (Gesetzgelehrte und Professoren) beigeordnet sind; 2) von den Abgaben (Kopf- und Grundsteuer); 3) von den vom Staat aus verliehenen Gütern (Iktaa); 4) von den Divanen, d. i. den Kammern und Kanzleien; 5) von der Polizei (Hisbet); 6) von der Schaarwache (Schorta); 7) von den Emiren, Statthaltern und Feldherren; 8) von den Wesiren und Kämmerern; 9) von der Person des Chalifen, seinem Hofe, den Majestätsrechten und den Insignien der Souveränität.

Was zuerst das Recht betrifft, so dürfte vorzüglich folgendes von Interesse seyn. Der Rechtsprechende heißt Kadhi, d. i. der Richter; der Entscheidende Mufti. Weder diesem noch jenem steht die Macht zu, dasselbe zu vollziehen, welche an die Beamten der vollziehenden Gewalt delegirt ist, von denen in den folgenden Hauptstücken gesprochen werden wird. Der Mufti verhält sich zum Kadhi beiläufig wie der englische Council zum Judge. Hieher gehört die von Ibn Chaldun ausführlich erwähnte Einrichtung der Gerichtsbeisitzer, einer Art von Beschauern und Schatzmeistern, welche zwar das Recht nicht entschieden, aber als rechtliche und wohl unterrichtete Männer vorzüglich zur Beschauung und Begutachtung aufgefordert wurden. Sie hießen Udul, d. i. die Gerechten, oder Schuhud, d. i. die Beschauer, worunter aber nicht die gewöhnlichen Zeugen eines Prozesses, sondern bei Gericht beglaubigte, Gerechtigkeit liebende, im Handel und Wandel unterrichtete und des schriftlichen Aufsetzens von Gerichtsurkunden fähige Männer zu verstehen sind. Dies sind die Schuhud der spanischen Gerichtshöfe, welche den Katiben oder den Schreibern der Kammer oder Staatskanzlei entgegengesezt erscheinen. Eine Art Jury, welche bisher noch nirgends beleuchtet worden ist.

Die Finanzverwaltung ging ursprünglich nur von der Theilung der Beute aus, wovon der Chalif ein Fünftheil behielt. Dann folgten Tribute und förmliche Steuern. Auf Seite 39 ff. theilt der Verfasser ein Verzeichniß aller arabischen Provinzen und ihrer Steuern aus der glänzendsten Periode des Reichs mit. Nach den glaubwürdigsten Geschichten beliefen sich die Einkünfte des Chalifats zur Zeit Harun Raschid's jährlich auf 7500 Centner Goldes.

Kopfsteuer wurde zunächst von den Unterworfenen gefordert. Das Verhältniß der Christen und Juden zu den mohammedanischen Siegern ist bekannt und hier auf S. 116 ff. ausführlich erörtert.

Dann von dem Grundeigenthum und dessen Steuern. Aller Grund und Boden des Islam ist in der Hand des Chalifen, aber keineswegs als sein gesetzliches Eigenthum, mit welchem ihm zu walten und zu seinem eignen Nutzen zu schalten frei steht, sondern als Gemeingut des Islam für die Nothdurft des Gemeinwesens, dessen oberster Vorsteher der Imam des Volkes ist. Alles eroberte Land ist Eigenthum des Gemeinwesens der erobernden Moslimen; nur die Verträge, vermöge deren die Ungläubigen den Besitz ihres Eigenthums durch Zahlung von Kopfsteuer und Grundzins loskaufen, müssen heilig gehalten werden, und so lange diese beobachtet sind, hat der moslimische Landesherr kein Recht auf das Grundeigenthum der Nicht-Moslimen; nur über öde, unbebaute oder verlassene herrenlose Gründe kann derselbe verfügen, indem er dieselben auf Lebenszeit an Soldaten oder andere um den Staat verdiente Männer verleiht, auch über die Regalien, die er auf Lebenslang verleiht oder verpachtet. Das Besteuerungssystem ist dem Grunde nach noch heute dasselbe in den Staaten des Islam, und namentlich im osmanischen Reiche, wie aus der Darstellung der Staatsverfassung und Staatsverwaltung desselben hervorgeht; nur das System der Güterverleihung oder das militärische Lehnswesen hat weit größere Ausbildung erhalten, und das System der Staatspachten, der lebenslänglichen (Malikane) sowohl als der jährlichen, der Steuern und Gefälle (Mukataa), hat zu verschiedenen Zeiten, und noch in der jüngsten, mannichfaltige Abänderungen erlitten.

Die büreaukratische Form der Divane begann mit der Finanzverwaltung und ging bald auf andere Verwaltungszweige über. Herr von Hammer beweist sehr ausführlich, um den Widerspruch, den er deßhalb erfahren, für immer niederzuschlagen, durch eine Menge der triftigsten Citate, daß der Name Divan mit der Sache selbst persischen Ursprungs sey. Der Divan der Herrschaft, sagt Mawerdi, begreift vier Theile; der erste betrifft die Truppen und was dieselben an Sold und Gaben erhalten; der zweite begreift die Erhebung der Steuern und Gaben in sich; der dritte betrifft die Anstellung und Absetzung der Steuereinnehmer; der

virte die Einnahmen und Ausgaben des Staatsschatzes. Diese vier Divane sind durch gesetzliche Gebote bedingt, deren Details die einzelnen Gebräuche der Schreiber in sich fassen.

Nachdem der Verfasser von dem religiösen Ursprung und Nutzen der Polizei (die nichtsdestoweniger in den wesentlichsten Punkten gegenwärtig im Orient vernachlässigt ist) gehandelt hat, charakterisirt er das mehr militärische Amt der Emire, ursprünglicher Stammfürsten, und das mehr civilistische der Wesire, ursprünglich glücklicher Sklaven, die sich durch den Degen oder die Feder emporhoben. Wesir kommt übrigens von Wisr (die Last) und bedeutet den Lastträger des Reichs, oder wie ein witziger Minister einmal schrieb: Sr. Majestät allermüdester Packesel. Den Schluß macht die Schilderung der Chalifenwürde mit allen Prärogativen und Obedienzien.

Daß diese Staatsform die beste sey, haben verständige Araber selber nicht geglaubt. Namentlich spricht sich Ibn Chaldun auf eine Weise darüber aus, die ihn in der That würdig macht, der arabischen Montesquieu zu heißen: „Die Ursache des schnellen Verfalls der arabischen Provinzen ist, weil sie ein wildes Volk sind, welchem wildes Benehmen, gleich dem reißenden Thiere, angeborene Natur ist, indem sie das Joch der Aussprüche der Weisheit abschütteln, politischer Strenge (Siaset) ihren Gehorsam versagen. Solches Naturell ist aber der Kultur zuwider und zerstört dieselbe. Ihr ganzes Wesen ist Veränderung und Umwälzung, welche entgegengesezt ist der Ruhe, deren die Kultur bedarf. Der Steine z. B. bedienen sie sich zu ihrer Lebensnothdurft, um ihre Töpfe darauf zu stellen, und sie reißen jene zu diesem Zwecke aus den Gebäuden und zerstören diese. So machen sie es auch mit dem Holze, dessen sie zu Stützen ihrer Zelte und zu Pflöcken bedürfen, zu welchem Zwecke sie die Dächer abtragen. Ihre ganze Natur widerstrebt dem Anbau, welcher doch der Grund der Kultur ist. Dies ist insgemein mit ihnen der Fall. Außerdem leitet sie ihr Naturell zur Plünderung; ihr Nahrungserwerb blüht nur unter dem Schatten der Lanzen, ihre Raubsucht kennt keine Grenzen, und sie plündern, was ihre Hände von Waaren und Gütern erreichen. Wenn sie zur Uebermacht (Taghallub) und zum Reiche gelangen, wird die zur Bewahrung der Güter in den Händen ihrer Eigenthümer nöthige Strenge der Regierung zu Nichts. Ferner verwenden sie Künstler und Werkleute, ohne dieselben für ihre Arbeiten zu bezahlen, wie wir dies in dem Abschnitte von den Zweigen des Erwerbs noch weiter ausführen werden. Wenn die Arbeiten umsonst geliefert werden müssen, wird die Hoffnung des Erwerbs geschwächt, die Hände ziehen sich von der Arbeit zurück und die Kultur verdirbt. Ferner halten sie nicht auf die Vollziehung der Gebote und auf das Abwehren von verbotenen Dingen; sie sinnen nur darauf, den Leuten das Ihrige zu entreißen. Wenn sie dies erreicht haben, wenden sie sich von weiterer Strenge ab; sie erfinden vielmehr fiskalische Strafen, um Nutzen zu ziehen und Geld aufzubringen; doch werden Laster und Schändlichkeiten nicht gehindert, sondern vielmehr befördert, weil der Weg dazu erleichtert wird." Diese Schilderung paßt noch heute auf fast alle mohammedanischen Staaten, und den besten Commentar dazu liefert Frasers Werk über Persien.

Lyrische Dichtkunst.

10) Gedichte von Heinrich Wenzel. Glogau, Flemming, 1836.

Größtentheils Liebeslieder, das übrige Romanzen. Der Verfasser ist in der wahren Bräutigamslaune, trunken wie das Würmchen in der reifen Weinbeere; die ganze Welt sieht er im Zauberschein, den die Nähe seiner Geliebten über alles ausgießt.

Mir träumt', ich wär' im Himmel,
Und flöge Hand in Hand
Mit meinem Engelsmädchen
Durch grenzenloses Land!

* * *

Was jauchzt ihr doch, ihr Quellen,
Als bliebet ihr bei Ihr?
Und müßt doch immer weiter,
Und müßt doch fort von hier!
Laßt mir, laßt mir das Singen,
Das Jauchzen lasset mir!
So lang' ich bin und lebe,
Bleib' ich fortan bei Ihr!

* * *

Still, Liebchen, still, und sprich nicht erst,
Da Du mich küssen willst,
Weil Du durch Worte nur vermehrst,
Was Du durch Küssen willst.
Schlingst Du die Arme um mich her
Und schaust mich freundlich an,
So weiß ich wahrlich mehr, viel mehr,
Als was ich hören kann!

Die Sonette sind noch glühender:

Heb' auf zur Sonn' die seidnen Augenlieder,
Damit die Sonne doppelt sich erblicke!
— Und daß am Himmel Himmel sich entzücke,
Steig in des Stroms krystallne Tiefe nieder! —

— Bett' in die Blumen hin die holden Glieder,
Daß Ros' an Rose, Lilj' an Lilje nicke ꝛc.

° ° °

Lieb' ist ein Rausch, — und kann doch nicht verfliegen;
Lieb' ist ein Trank, der doch den Durst nicht stillt;
Lieb' ist ein Meer, das doch stets frischer quillt;
Lieb' ist ein Quell, und kann doch nicht versiegen;
Lieb' ist ein Traum, und kann in Träume wiegen;
Lieb' ist ein Kampf, doch wie der Friede mild;
Lieb' ist ein Schwert, und ist doch auch ein Schild;
Lieb' ist ein Streiten, und doch auch ein Siegen;
Lieb' ist Empfangen minder nicht, als Geben;
Hell wie die Sonn' und mild wie Sternenlicht,
Und dunkler doch ist Meerestiefe nicht;
Die Lieb' ist süßer Tod und bittres Leben;
Die Lieb' ist wildes Ringen, holdes Ruh'n;
Die Lieb' ist Liebe — und was ist sie nun?

° ° °

Ist denn die Erde wirklich gar so schön,
Wie sie mir überall entgegenblickt?
Scheint sie mir nur so wunderbar geschmückt,
Weil ich sie darf in Deinem Auge sehn?
Ach! alle Schönheit muß durch Dich entstehn: —
In Deiner Augen Spiegel abgedrückt,
Muß sich die arme Erde selbst entzückt
Ob ihrer wunderbaren Schönheit sehn.
Blick' in den klaren, spiegelreinen Quell:
Vor Deinen Blicken wird das Hellste hell! —
Steck' eine Lilie an die Brust Dir ein:
An Deinem Busen wird das Reinste rein! —
Und wenn Dein Mund ein selig Wesen küßt,
Weiß Seligkeit erst, daß sie selig ist!

Außerordentlich schön ist das folgende Sonett:

Wenn ich Dich sehe, möcht' ich gehn und weinen,
Daß Du so lieblich bist und engelrein.
Was kann ich einem solchen Herzen seyn?
Wie muß ich einem solchen Blick erscheinen?
Mein Innerstes ist Schatten nur des Deinen,
All' meine Tugend nur Dein Wiederschein;
Mein Bestes selbst, die Liebe, ist nur Dein! —
Erröthend steh' ich hier vor Dir, der Reinen!
— Könnt' ich erringen, was Dein Herz mir giebt,
Könnt' ich verdienen, daß Dein Herz mich liebt,
Dann dürft' ich wohl den Blick zu Dir erheben: —
So muß ich stumm die Augen niederschlagen
Und darf Dich nicht, Du holdes Wesen fragen:
Willst Du noch mehr, als Du mir gabst, mir geben?

Gewiß des größten Dichters nicht unwerth, wie sich überhaupt unter diesen Sonetten die lieblichsten Gedanken finden.

Von den Romanzen ist weniger zu rühmen. Der Verfasser hat sich in allen möglichen Formen derselben versucht. Da kommt der Schäfer und die Königstochter, da kommen die rheinischen Burgen und Rittersagen, Doctor Luther mit seinem Dintenfaß, Spaniens romantisches Jahrhundert, eine Maurin Zuleima auf dem Balkon und unten der Ritter mit dem bekannten Reim, der Zither, endlich sogar das altmodische Volkslied mit dem traurigen Refrain zum Vorschein, alles also Nachbildungen, die allzusehr verrathen, daß sie bloße Nachbildungen sind. Auch unter ihnen sind wieder die am besten gedacht und gefühlt, die den Ausdruck innigster Zärtlichkeit zulassen, z. B:

Drei Küsse.

Herr Astolph trat dahin zu Kunigund',
Und küßt sie dreimal auf den rothen Mund,
Und sprach die Worte:

„Zum erstenmale hab' ich Dich geküßt,
„Weil Du gewiß die schönste Jungfrau bist
„Vor allen andern!

„Zum zweiten aber hab' ich Dich geküßt,
„Weil Dich mein Herz nun nimmer mehr vergißt,
„Bis daß ich sterbe!

„Zum dritten endlich hab' ich Dich geküßt,
„Daß du fortan mir Braut und Gattin bist,
Und mit mir ziehest!

„Und wenn Dein Herz so denket, wie Dein Blick,
„So gib auch Du drei Küsse mir zurück,
„Und sey die Meine!“

— Sie aber sah ihn an mit traur'gem Blick,
Und gab ihm keinen einz'gen Kuß zurück
Von ihrem Munde.

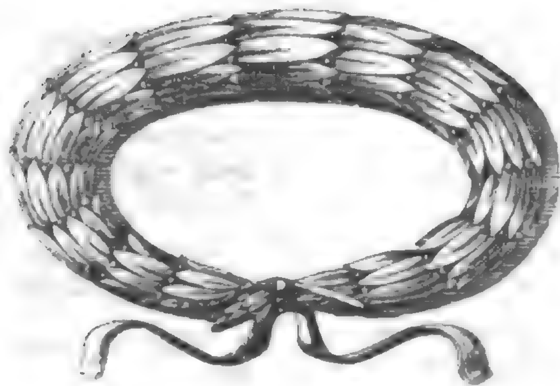
„Die Küsse, die Du mir gegeben heut',
„Sie zahl' ich Dir zurück zu andrer Zeit
„Mit ganzer Seele!

„Den ersten send' ich Dir als Abschiedskuß,
„Wenn ich in's düstre Kloster wandern muß
„Hin in die Ferne!

„Der zweite sey Dir Trost und Liebesgruß,
„Wenn bald mein Herz zum Tod erstarren muß
„In bittrer Stunde!

„Den dritten aber heb' ich auf, mein Freund!
„Bis daß Du stirbst, und Gott uns dort vereint
Zur ew'gen Freude!“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 8. Montag, 23. Januar 1837.

Lyrische Dichtkunst.

11) Schutt. Dichtungen von Anastasius Grün. Leipzig, Weidmann, 1835. 8. S. 190.

Der berühmte Verfasser der „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ theilt hier seine Spaziergänge durch Italien mit. Diese seine neuesten Dichtungen nämlich knüpfen sich meistens an Reiseerinnerungen. Den Namen Schutt aber tragen sie im Sinne folgender Verse:

Weh! Was wir bauten ist in Schutt geschmettert!
Weh! was wir säten hat der Sturm entblättert!
Das Loos all unsres Lebens und Gebetes
Der Mensch zertritt es und der Wind verweht es!

Ich bin das Licht! — Die Welt liegt noch in Nächten!
Ich bin die Freiheit! — Sie ist voll von Knechten!
Ich bin die Liebe! — Sie ist hassestrunken!
Ich bin die Wahrheit! — Sie in Trug versunken!

Die erste Reihenfolge von Gedichten trägt die Ueberschrift: „Der Thurm am Strande.“ Ein Thurm in der Nähe Venedigs gab die Veranlassung dazu. Der Dichter versezt sich in die Seele des Gefangnen:

An's Meer, gleich diesem, baut die Kerker alle!
Ringsum nur Meer, endloser Himmel drüber!
Sezt eures Sklaven enge, dunkle Halle
Der Freiheit und Unendlichkeit gegenüber!

Daß, wenn er schuldig, selbst der Wellen Kosen
Ihm Nachts und Tags von seiner Schuld erzähle,
Und fort und fort ihm laut der Brandung Tosen
Des Herrn Gerichte donn're in die Seele!

Daß, wenn er schuldlos, nicht an's Ohr euch dringe,
Euch nicht den Schlummer störe seine Klage,
Daß sie des Meeres Rauschen ganz verschlinge,
Daß sie des Windes Flügel weiter trage!

Ich klimm' empor zum hohen Fensterbogen,
Und kralle fest mich an des Gitters Stäben!
Ha, endlos seh' den Ocean ich wogen,
Nur fern, gar fern ein weißes Segel schweben!

Ach, meiner Freiheit Bild! Nicht flieh so schnelle!
Es eilt mein Herz dir nach, nicht kann es rasten,
Es schwebt als Möwe über dunkler Welle
Und klammert schreiend sich an deine Masten!

Es folgen noch mehrere Gedichte in diesem Geist, die weit edler gedacht sind als die lezten Tage eines Verstorbenen von Victor Hugo und an die unsterblichen Kerkerlieder Schubarts erinnern:

Da sprach die Kette meines Arms: Bei Erzen
Schlief einst ich sanft und tief in ew'gen Nächten!
Was rißt ihr mich dem Berge aus dem Herzen,
Solch unbewehrte Arme zu umflechten?

Der Wölbung Quadern sprachen drauf: Wir trugen
Am Dom des Herren einst mit als Felsensäulen!
Was habt ihr uns geschmettert aus den Fugen,
Zu hören dieses Armen Klageheulen?

Des Bettes Diele sprach: Ich ragt' als Eiche,
Auf grünen Höhn zu säuseln Gottes Ehre!
Was habt ihr mich gefällt mit frechem Streiche,
Daß ich dies Herz jetzt an mich pochen höre!

In plumpe Fesseln wollt den Geist ihr schlagen,
Der gottgesandt, wie Wolk' und Regenbogen;
Die Wolke wettert, ihr könnt sie nicht jagen,
Und binden nicht könnt ihr den Regenbogen! —

Und nun vernehmt den Urteilsspruch des Richters:
Für Kett' und Schmach, die ihr ihm ließt bereiten,
Denn also richtet mild das Herz des Dichters,
Gibt euren Namen er Unsterblichkeiten!

Nur erst gesellt er seine Ketten alle
Zu Kron' und Stab in eures Wappens Rahmen;
Es rasseln weit durch des Jahrhunderts Halle
Wie seiner Ketten Klirren eure Namen.

Eine der schönsten Phantasien ist folgende:

Es war ein Ries' einst, hochgewaltig, tüchtig,
Der sprach zum Mond: Dein Licht behagt mir eben,
Doch bist du mir zu wanderlustig, flüchtig,
Und solltest fein an festem Wohnsitz kleben.

Nicht übel ständest du mir über'm Bette
Als Abendlamp' in meinem Schlafgemache!
Er spricht's und schmiedet eine goldne Kette,
Und hängt den Mond dran auf am Himmelsdache.

Doch der rollt fort und fort unaufgehalten,
Und klingend riß die Riesenkette droben,
Daß in Millionen Trümmer rasch zerspalten
Weithin gesä't, die goldnen Splitter stoben!

Und sieh, als Sterne sind sie dort geblieben,
Da leuchten sie in's Herz mir ihre Kunde;
Als Freiheitshymn', in goldner Schrift geschrieben
Tief auf des Himmels dunklem, ew'gen Grunde. — —

Gleich schön ist folgender Gedanke:

Da sah der Haß, wie Lieb' erfand die Kette,
Das, was sie liebt, noch fester zu umwinden!
Er formt, — aus Erzesblüthen, — nach die Kette,
Noch fester, was er haßt, an sich zu binden!

Außerordentlich lieblich sind die Betrachtungen des Gefangenen bei einer tauben Aehre, die er aus seinem Stroh hervorzieht. Sie leitet seine Phantasie in die Heimath zur Erntezeit und spiegelt ihm die Bilder alten Glückes vor.

Dann folgt ein Cyklus von Gedichten mit der Ueberschrift: „Eine Fensterscheibe.“ Ein Bettler gibt zu einem prächtigen Kirchenbau einen Pfennig, aus dem ein Fenster gemacht wird:

Aus eines Bettelsackes Finsternissen
Seht hier das Licht und Gold der Sonne fließen.

Sehr lieblich ist die Schilderung der verfallenen Kirche:

Am Sternenkranz, Madonna's Bild umschwebend,
Seht eines Taubenpärchens Nest jetzt klebend,
Als rief' es girrend zu dem Erdensohne,
Daß Liebe gerne bei den Sternen wohne!

Sanct Peters Bild ließ seine Schlüssel fallen,
Als stände Edens Thor nun offen Allen;
Sie sanken in die scharfen Nesseln nieder!
Nur Handschuh oder Eisen hebt sie wieder!

Noch tiefere Bedeutung hat der nächste Cyklus: „Cincinnatus.“ Der Dichter sieht in Neapels Golf ein amerikanisches Schiff dieses Namens und contrastirt nun die alte und neue Welt, das Völkergrab Italien, die Völkerwiege am Mississippi. Unübertrefflich ist die Schilderung des schönen Golfs:

Ein Sohn Amerikas, gekreuzt die Hände,
Lehnt still am Mast an Cincinnatus' Bord;
Sein Aug' durchschweift im Flug des Golfs Gelände,
Winkt hier ein Lebewohl, nickt Grüße dort:

„Europas Hand Italia, die schöne,
Erhebt sich segnend über'm Wogenglanz,
Und daß des Meeres Haupt sie liebend kröne
Hält sie Neapels Golf als würd'gen Kranz.

„Er riß vor Fäll': Im Blüthenkuß nicht küssen
Misenum's und Minervens Kap sich mehr!
Wie einzle Blumen liegen losgerissen,
Zerstreut, die schönen Inseln bunt umher!

„O Capri Rose, schön im Spätroth glühend!
Doch sieh, Tiber's zertrümmert Riesenschloß,
Es ist der Kuß der Schlange, geifersprühend,
Der, Rose, dir entweiht den keuschen Schooß!

„Nisita's, Ischia's weiße Burgen schimmern
Wie Wasserlilien über'm Meeresplan;
Doch Kettenklang und der Gefangnen Wimmern
Steigt als der Kelche Duften himmelan!

„Ihr Blüthen rings, mich täuscht nicht euer Kosen!
Ich weiß, ihr seyd ein Selam nur der Schmach!
Geschrieben hat in Lorbern und in Rosen
Hier jede Zeit die Gräu'l, die sie verbrach!"

Dann malt der Dichter abwechselnd ein italienisches und ein amerikanisches Bild aus, hier Pompejis Ruinen, dort die neue Ansiedelung eines deutschen Auswanderers; hier den faulen Lazaroni, das Haupt an ein Marmordenkmal gelehnt, dort die junge Frau, die auf dem Schiff ein Kind gebiert; hier eine alte Inschrift von der Freiheit, dort ein behaglicher Theetrinker, der die berühmte Geschichte vom Thee erzählt, durch den Amerika seine Freiheit errungen; hier der in Lava abgedruckte Busen einer längst verbrannten Römerin, dort eine vergnügte lebendige Braut. Der Amerikaner spricht:

Seyd mir gegrüßt ihr Wälder, Königsriesen,
Umwallt von farb'ger Ranken blüh'ndem Reis,
Die purpurnen Trompeten gleich, als bliesen
Sie in Posaunen eurer Schönheit Preis!

Gewalt'ge Ströme, drauf des Dampfschiffs Wolke
Durch Urwaldswüsten und Savannen steigt,
Und, wie die Säule Rauch's einst Jakobs Volke,
Die Bahn zu neuen, schön'ren Eden zeigt!

Ihr Städte, über Nacht entsprossen schnelle
Gleich Blumen, seht, an euren Marktbrunn lenkt
Der Damhirsch seinen Schritt und sucht die Quelle,
Die gestern noch im Walde ihn getränkt,

Ihr stillen Pflanzungen einsam Zerstreuter,
Wo zu den Bäumen floh des Menschen Schmerz,
Die, greisen Aerzten gleich, ihr Laub, wie Kräuter
Ihm heilend legen auf das wunde Herz!

Sieh, Leben rings auf jedem deiner Züge!
Selbst jene Grabeshügel alter Zeit
Verhüllt, wie eine tausendjähr'ge Lüge,
Auch eines tausendjähr'gen Waldes Kleid!

Selbst die Cypresse Mont Vernon's, die düsternd
Vom Grab des Helden ferne Schiffer grüßt,
Ein Lied des Lebens säuselt sie, das flüsternd
Auf's Vaterland noch wie sein Segen fließt!

Dann wieder ein Italiener:

Dort im zweitausendjähr'gen Schilderhause
Vor'm Thor Pompeji's lehnt ein morsch Gerippe;
Den Speer hält noch die Knochenfaust! — Welch grause,
Mißlungne Posse auf des Todes Lippe!

In der Livrey Bourbon'scher Liljen schreitet
Dabei ein neuer Wächter auf und nieder;
Des Römers Sanduhr, den er ablöst, gleitet
Auch ihm, und mischt des trägen Tages Glieder.

Und zu dem knöchernen Kam'raden spricht er:
„Ob sie dich All' auch Bild der Treue nennen,
Ich kann in dir, du Armer, den Berichter
Von tausendjähr'gem Narrenthum nur kennen!

„Ei, meintest du die Vaterstadt zu schirmen?
Die Katapulte des Vesuvs zu hemmen?
Die Gluthgeschwader, die, den Wall zu stürmen,
Er niederbrausen ließ, zurück zu dämmen?

„Auch ich bin einst in Waffen schon gestanden,
Der Freiheit Banner rauschte auf mich nieder!
Durch der Abruzzen grüne Thale wanden
Wie weiße Mauern sich der Deutschen Glieder.

„Als Wall des Vaterlands den Kugeln allen
Wollt' ich die freie Brust entgegentragen,
Ei, hätte nur in nahen Waldeshallen
Nicht eine Nachtigall so schön geschlagen!

„In ihre Reihn, hoch in der Faust den Degen,
Wär' ich gestürzt, von Todesmuth entglühet,
Ei, hätte nur hart neben meinen Wegen
Nicht eine Rose gar so schön geblühet!

„Die Trommeln wirbeln und die Fahnen wehen;
Ja herrlich ist's im Feld des Ruhm's zu sinken!
Ei, hätt' ich nur die Traube nicht gesehen
So schön und voll an grüner Hecke winken!

„Das Leben ist das Schönste doch im Leben!
Drum rett' ich dir, Italia, das meine!
Und sieh, auch dankbar sind die lieben Reben,
Die Nachtigallen und die Rosenhaine!"

Er sprach's; doch hält den Speer noch ohne Wanken
Der tausendjähr'ge Wächter ihm entgegen! —
So ein Geripp' mag eigene Gedanken
Von Reben, Rosen, Nachtigallen hegen.

Im lezten Cyklus: „Fünf Ostern" erscheint Christus, der Sage nach, je zu Ostern umwandelnd auf dem Oelberg und betrachtet den Wandel der Zeiten. Zuerst sieht er Jerusalem zerstört in Schutt liegen; zum zweiten Mal erblickt er es wieder erstanden und überall siegend das Kreuz erhöht; zum dritten Mal statt des Kreuzes den Halbmond, statt der Kirchen Moscheen und Minarets; zum vierten Mal das Kreuz neben dem Halbmond, Beide unter dem Schutz und Zuchtruthe der Türken:

Gebietend hält der Stock des Janitscharen
In Eintracht hier der Friedenslehrer Schaar.

Zum fünften Mal aber wird der Herr alles verändert sehen.

Längst wogt ja über all den alten Trümmern
Ein weites Saatenmeer in goldner Fluth,
Wie fern im Nord, wo weiße Wellen schimmern,
Versunken tief im Meer Vineta ruht.

Längst über alten Schutt ist unermessen
Geworfen frischer Triften grünes Kleid,
Gleichwie ein stilles, freundliches Vergessen
Sich senkt auf dunkler Tag' uraltes Leid.

Längst alles Land weitum ein sonn'ger Garten!
Es ragt kein Halbmond mehr, kein Kreuz mehr da!
Was sollten auch des blut'gen Kampfs Standarten?
Längst ist es Frieden, ew'ger Frieden ja!

Der Kedron blieb. Er quillt vor meinen Blicken
Ins Bett von gelben Aehren eingeengt,
Wohl noch als Thräne, — doch die dem Entzücken
Sich durch die blonden, goldnen Wimpern drängt!

Das ist ein Blühen rings, ein Duften, Klingen,
Das um die Wette sprießt, und rauscht, und keimt,
Als gält' es jezt, geschäftig einzubringen
Was starr im Schlaf Jahrtausende versäumt!

Das ist ein Glänzen rings, ein Funkeln, Schimmern
Der Städt' im Thal, der Häuser auf den Höhn!
Kein Ahnen, daß ihr Fundament auf Trümmern,
Kein leiser Traum des Grabs, auf dem sie stehn!

Der begeisterte Dichter sieht das glücklichste, freieste, zugleich schönste und stärkste Geschlecht neuer Menschen, denen der alte Fluch bis auf die Erinnerung verschwunden. Einst graben ihre spielenden Kinder ein altes Schwert aus. Selbst ihre ältesten Greise wissen nicht mehr, was ein Schwert ist, und brauchen es als Pflugschaar.

Einst wieder sich's begab, daß, als er pflügte
Der Ackersmann wie an ein Felsstück stieß,
Und, als sein Spaten rings die Häu' entfügte,
Ein wundersam Gebild aus Stein sich wies.

Er ruft herbei die Nachbarn in der Runde.
Sie sehn sich's an, — jedoch sie kennen's nicht!
Uralter, weiser Greis, du gibst wohl Kunde?
Der Greis besieht's, — jedoch er kennt es nicht!

Ob sie's auch kennen nicht, doch steht's voll Segen
Aufrecht in ihrer Brust, in ew'gem Reiz,
Es blüht sein Same rings auf allen Wegen;
Denn was sie nimmer kannten, — war ein Kreuz!

Sie sahn den Kampf nicht und sein blutig Zeichen,
Sie sehn den Sieg allein und seinen Kranz!
Sie sahn den Sturm nicht mit den Wetterstreichen,
Sie sehn nur seines Regenbogens Glanz! —

Das Kreuz von Stein, sie stellen's auf im Garten,
Ein räthselhaft, ehrwürdig Alterthum,
Dran Rosen rings und Blumen aller Arten
Empor sich ranken, kletternd um und um.

So steht das Kreuz inmitten Glanz und Fülle
Auf Golgatha, glorreich, bedeutungsschwer:
Verdeckt ist's ganz von seiner Rosen Hülle,
Längst sieht vor Rosen man das Kreuz nicht mehr.

Schöne Dichtung, aber es ist zu frühe, das Schwert nicht mehr kennen zu wollen, und selbst in der Poesie nicht räthlich, das Kreuz für entbehrlich zu halten.

12) Lyrische Blätter von Johann N. Vogl. Wien, Rohrmann und Schweigerd, 1836.

Ich singe wie der Vogel singt, der auf den Zweigen lebt, sagt Goethe.

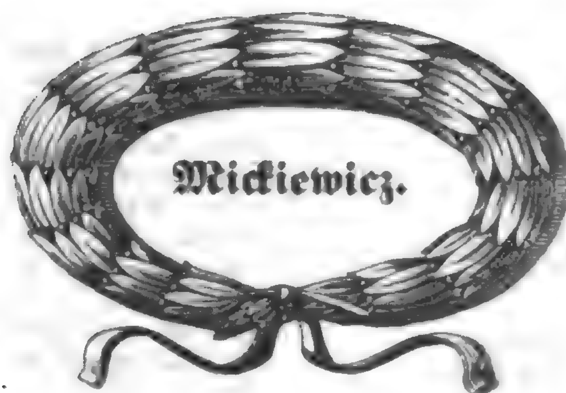
Wie im frischen Grün
Die Vögelein drin. S. 5.
Frühling, sende
Deine muntern Sänger aus. S. 6.
Lerchen steigen auf und nieder. S. 8.
Und die Luft erschallt von Tönen. S. 9.
Mit der Lerche möcht' ich steigen. S. 11.
Wie schlägt so schön die Nachtigall. S. 12.
Ach nur Flügel, rasche Flügel. S. 13.
Mein Lehrer soll der Vogel seyn. S. 17.
Vogel wird nicht singensmatt. S. 18.
Jezt singen zusammen
Der Vogel und ich. S. 19.
Der Vogel auf dem Zweige. S. 20.
Sang die Nachtigall ihr Lied. S. 22.
Hab das Vöglein oft belauscht. S. 24.
Mach es, wie das Vöglein thut. S. 25.
Was Fink und Lerche singt. S. 26.
Wenn sich die Vöglein wiegen. S. 27.
Vöglein mag Gesellschaft gern. S. 28.
Vöglein dazumal. S. 29.
Als eben dort die Nachtigall. S. 31.
Willst du einen Vogel haben. S. 32.
Willst du eine Lerche haben. S. 33.
Weißt, Vöglein, du, warum der Tag. S. 34.
Schwingt die Lerche sich hinan. S. 35.
Ei, wie singt der Vogel schön. S. 36.
Das Vöglein mit dem Lied. S. 37.
Vöglein, singst du deine Lieder
Mir vielleicht zum leztenmal? S. 38.

O nein, denn obgleich ein neuer Abschnitt anhebt, so heißt es doch in dem ersten Liede gleich wieder:

Das Vöglein wird dir bringen
Gar fröhlichen Willkomm. S. 41.

Doch weiter fortzufliegen, wird wohl nicht nöthig seyn, um zu beweisen, daß hier wirklich ein Dichter in einen Vogel verzaubert worden ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 9. Mittwoch, 25. Januar 1837.

Lyrische Dichtkunst.

13) Adam Mickiewicz sämmtliche Werke. Erster Theil: Gedichte. Aus dem Polnischen von Carl Blankensee. Berlin, Nauck, 1836.

Obgleich von einer Uebersetzung sämmtlicher Werke des Mickiewicz nicht die Rede seyn kann, sofern dieselbe in einem mit Rußland befreundeten Staat gedruckt wird, so ist doch auch mit Ausschluß der auf die neuesten Schicksale Polens bezüglichen außerordentlich schönen Gedichte des großen polnischen Sängers die Uebersetzung seiner zahlreichen übrigen Werke höchst dankenswerth und Herr von Blankensee hat sich ein um so größeres Verdienst deßfalls erworben, als er so treu als möglich übersezt und Treue geht — sogar nicht bloß beim Uebersetzen — allem andern vorher. Wir gestehen, daß uns eine ganz einfache Uebersetzung in Prosa noch lieber gewesen wäre, denn der rühmliche Eifer, zugleich das Versmaaß und die Gedanken des Originals einzuhalten, haben doch der Leichtigkeit, dem Fluß und auch wohl der Deutlichkeit im Deutschen zuweilen Eintrag gethan.

Im Allgemeinen noch etwas zur Anpreisung des edeln Adam Mickiewicz zu sagen, bedarf es in diesen Blättern nicht, die schon seit Jahren jede Gelegenheit ergriffen haben, das deutsche Publikum auf eine so seltene Erscheinung in der europäischen Poesie aufmerksam zu machen. Erst unlängst wurde sein trefflicher „Herr Thaddäus“ ausführlich besprochen, wie früher sein „Conrad Wallenrod.“ Auch von den hier vorliegenden lyrischen Gedichten sind schon mehrere in andern Sammlungen übersezt und von uns besprochen, z. B. die Lieder aus der Krimm, übersezt von Gustav Schwab. Vieles andere ist, so viel uns bekannt, hier zum ersten Mal übersezt..

Den Anfang machen Romanzen. Mickiewicz ist ein echter Pole, darum hält sein Ton die Mitte zwischen den serbischen Volksliedern und den nordischen. Ein tiefer Ernst zugleich und etwas Wehmüthig-Mildes charakterisirt sie, ein Ausdruck des resignirten Schmerzes. Dies scheint nicht die individuelle Wahl des Dichters, nichts Zufälliges, sondern wirklich ein nationeller Zug zu seyn. Hier zur Probe eine der schönsten: Romantik, überschrieben. Der Sinn ist leicht verständlich:

Schlimm mir bei den Menschen geht es:
Ich weine, da spotten sie;
Ich rede, keiner versteht es;
Ich sehe, sie sehen nie!

Komm Tag's auch einmal! — Wenn dies nur ein Traum?
Nein, nein! Mein Arm hält dich umfaßt. —
Ach wohin fliehst du so in Hast?
Du kamst ja kaum, du kamst ja kaum!

Mein Gott! der Hahn hat gekräht,
Das Morgenroth färbet die Scheiben.
Ach kannst du denn nicht bleiben,
Bei ihr, die sonst vergeht?

So mit dem Lieben koset das Mädchen,
Folgt ihm, schreit auf, stürzt zusammen.
Ihr Fall, ihr Angstschrei locket das Städtchen
Von allen Seiten zusammen.

Die Menge rufet: „Sprechet Gebete!
Hier muß sein Geist uns umschweben.
Der Hans muß hier seyn bei seiner Käthe,
Er hat geliebt sie im Leben!"

Den Rath ich hörte und nicht verschmähte,
Ich wein' und sprech' die Gebete.

„Höre doch, Mädchen!" rief durch die Stille
Ein Greis mit höhnendem Munde,
Und dann zum Volke: „Traut meiner Brille,
Nichts ist zu sehn in der Runde.

Geister sind Spukwerk aus Pöbels Hirne,
Wie's Dumme Dummen verkaufen.
Thörichte Dinge plappert die Dirne,
Und sinnlos glaubt es der Haufen."

Das Mädchen fühlt, entgegnet' ich dem Alten,
Der Menge Glaube ruht auf tiefem Grund:
Gefühl und Glaub', ich will sie höher halten,
Als was das Glas des Klüglings mir thut kund.

Die Geisterseher in Weinsperg mögen davon eine Nutzanwendung machen, sich aber auch dabei erinnern, daß es gut wäre, wenn sie in den Schranken der „Romantik" blieben. — Es folgen noch viele Volkssagen, von der in See versunkenen Stadt, von der (polnischen) Melusine, von dem durch Kinder besiegten Räuber, wo die Uebersetzung etwas hart ist:

Kaufmann will danken, der Räuber entgegnet;
Laß deinen Dank, denn ich sag' dir fürwahr,
Selbst hätt' zuerst ich das Bad dir gesegnet,
Wenn das Gebet nicht der Kinderchen war.

Vom berühmten Twardowski (dem polnischen Faust), die bekannte Belfagorsage. Twardowski hat sich dem Teufel verschrieben, aber noch drei Wünsche vorbehalten. Er hat ein böses Weib und wünscht nun, der Teufel solle bei ihr seine Stelle vertreten. Da flieht der Teufel und läßt Twardowskis Seele, die ihm um diesen Preis zu theuer ist, fahren. Von größerer Schönheit und tieferer Bedeutung ist das Gedicht Tukai. Dieser ist im Begriff zu sterben, da soll ihm wieder ewige Jugend werden, wenn er einen Freund finden kann, der das Geheimniß der Verwandlung weiß, ohne es zu verrathen; und findet er den rechten nicht, so soll er der Hölle verfallen. Der Dichter begnügt sich damit, zu sagen, daß Tukai den Vertrag zagend geschlossen und der Teufel im Voraus triumphirt habe. Er hat sich die überflüssige Mühe erspart, zu zeigen, daß Tukai vergeblich suchen würde. Aber ein anderer polnischer Dichter hat irrig geglaubt, das Gedicht bedürfe noch einer Ergänzung und sie ist im Anhang übersezt. Es war vollkommen genug, Tukais Verlegenheit zu schildern:

Tukai nimmt sich's doch zu Herzen,
Kann die Klausel nicht verschmerzen:
Auf die Hand stützt er das Kinn,
Reibt die Stirn, den Bart er zwackt,
Schauet scheel auf den Kontrakt.
Zweimal schnupft er Spaniol,
Senkt den Blick zu Boden nieder,
Hebt zur Decke dann ihn wieder,
Nimmt das Blatt und wägt es wohl.
Wieder blickt er scheel drauf hin,
Wieder liest er's, und verstummt;
Wieder wägt er's, wieder schaut er,
Plötzlich auf den Tisch dann haut er,
Seufzet, knirscht vor Grimm und brummt.
An die Stirn legt er den Finger,
Rasch springt auf er, schläget drein,
Gleich als sagt' er: mag's drum seyn!
Wieder schwieg er, wieder ging er,
Wieder sann er, wieder saß er,
Wieder stand er, wieder ging er;
Lacht ihn drum nicht aus, ihr Spaßer,
Teufelsspaß ist kein geringer.

Wer nicht trauen kann, ist schon verloren. Dann folgt noch eine schöne und schauerliche Sage von dem Weib, das ihren Mann umbringt und dann von dessen beiden Brüdern gefreit wird, die von seinem Grabe Blumen brechen und dadurch seinen Rachegeist wecken. Sehr zart, obwohl minder originell ist das Gedicht vom alten Spielmann, der durch ein Lied, das er von einem längst verschwundenen Lithauer in der Fremde gelernt, in der Heimath desselben, in die er zufällig kommt, alle Herzen aufregt und die untreue Geliebte des Verlornen tief beschämt. Wieder eigen ist die Sage vom

Woywoden, der die Geliebte eines Andern zur Heirath gezwungen, sie dann mit dem Geliebten überrascht und seinem Heiducken befiehlt, sie zu erschießen, aber selbst von ihm erschossen wird.

Herr! flüstert es sacht.
Mich hemmt eine Macht:
Ich kann auf das Mädchen nicht schießen.
Als den Hahn ich zog,
Mich ein Schauer durchflog,
Und zur Pfanne sah Thränen ich fließen.

Still, Heiduckengezücht!
Lehre weinen dich, Wicht!
Nimm hier Lissaer Pulver zum Zünden.
Mache schnell den Stein
Mit dem Nagel rein,
Dann — ihr Ziel laß die Kugel sich finden!

Höher! . . . . Rechts! . . . . Halt still!
Ich selber erst will
Den Bräutigam — strecken zu Boden!
Der Kosack schlägt an,
Zielet fest, spannt den Hahn,
Und trifft in's Herz — den Woywoden. —

So zart und seltsam, lieblich und schauerlich sind die Romanzen alle. Dann folgen vermischte Gedichte anderer Art, besonders poetische Episteln an Freunde. Darunter macht sich eine lange Anweisung zum Damenbrettspiel bemerklich, in welche der Dichter mit vieler Feinheit die Regeln des Kriegs und auch die des kleinen Kriegs im geselligen Leben einkleidet. Die Ode an Lelewel, worin dieser Geschichtsforscher gepriesen wird, macht einen kurzen Flug durch die Weltgeschichte, entbehrt aber der großen Gedanken. Die Lieder aus der Krimm, die so reizend jene Gegenden malen, sind als bekannt zu betrachten. Die Sonette aus Moskau beziehen sich größtentheils auf Liebe und sind mit einigen Nachbildungen nach Petrarka untermischt. Eins dieser Sonette sticht von den andern ziemlich ab und scheint einer sehr wahren Empfindung zu entstammen:

Die Danaiden.

O schön Geschlecht, wo sind sie die gold'nen Zeiten hin,
Als mit des Feldes Blumen, von einer Aehr' umschlungen,
Die Herzen und die Reize der Jungfrau'n man errungen;
Die Taube zur Geliebten gesandt als Werberin?

Heut sind die Zeiten wohlfeil, doch theuer Lieb'sgewinn:
Die, der mein Gold ich gebe, will von mir seyn besungen,
Die, der mein Herz ich gebe, vom Eheband umschlungen,
Die, der mein Lied ich weihe, fragt, ob auch reich ich bin?

Ich warf, o Danaiden, in eurer Wünsche Schlund
Gold, Lieder und die Seele in Thränenfluth vergangen:
Heut, Geizhals statt Verschwender, ist Liebe mir ein Scherz.

Und lockt mich gleich noch immer der schönen Wangen Rund,
Könnt ihr auch Gold und Lieder noch stets von mir erlangen:
Doch einst war Alles euer — heut Alles — bis aufs Herz.

14) Saggio d'una versione italiana delle poesie di Uhland dell' abate Nicola Negrelli. Milano 1836.

Eine kleine Auswahl von den Gedichten unseres gefeierten Uhland in italienischer Uebersetzung, denen eine Uebersetzung eines Gdichtes von N. Lenau, an mein Vaterland betitelt, beigegeben ist. Der Uebersetzer sagt in dem Dedikationsbriefe an die Contessa Sofia d'Auco, daß es ein großer Vorzug Uhlands sey, mit wenigen Worten viel zu sagen, und daß ein einziger Wink (cenno) von ihm hinreichend sey, wie ein Blitzstrahl die höchsten Wahrheiten zu beleuchten. Der Uebersetzer aber hat sich mit einem unbegreiflichen Mangel an Geschmack an seine Arbeit gemacht und sich die möglichste Mühe gegeben, allen Reiz, der in den kurzen gehaltvollen Worten Uhlands liegt durch paraphrasirendes Gewäsche zu zerstören. Wenn Uhland sagt:

Es jagt' ein Jäger früh am Tag
Ein Reh durch Wälder und Auen,
Da sah er aus dem Gartenhag
Ein rosig Mägdlein schauen.

So sagt Negrelli:

Per boschi, per campi sorgendo il mattino
Insegue la cerva gentil cavaliero;
Repente in sul cesso che adorna il giardino
Fanciulla vezzosa la testa levò.

Sehr merkwürdig ist die Uebersetzung folgenden Verses aus des „Sängers Fluch“:

Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;
Der König furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Già monta la scala
Già varca le soglie
Sta in mezzo alla sala
La coppia gentil:
L'asside elevato
Coll' inclita moglie
Il duce siepato
Da turba servil.

Simile al rossore
Di nordica luce
In pompa d'orrose
S'avvolge il crudel.
E mite sol una
Fra tanti riluce
Qual raggio di luna
Dall' alto del ciel.

Statt „König" (Rè) wird in der angeführten Uebersetzung immer baron und duce gebraucht, wahrscheinlich der Censur zufolge.

Am gelungensten ist noch die Uebersetzung des Ruhethales:

Wann im lezten Abendstrahl
Goldne Wolkenberge steigen
Und wie Alpen sich erzeigen,
Frag' ich oft mit Thränen:
Liegt wohl zwischen jenen
Mein ersehntes Ruhethal?

Quando al cader della diurna face
Poggiar nuvole d'oro
E com' alpi aggrupparsi in cielo io miro,
Dico sovente e ploro:
Forse nascosta in mezzo a lor si giace
La valle del riposo, a cui sospiro!

Troz dem ist aber immer erfreulich zu sehen, daß die deutsche Poesie, wenn auch entstellt, in dem so poesiearmen Italien Aufnahme findet, ob es gleich zu wünschen wäre, daß die italienischen Uebersetzer den Geist der deutschen Dichtungen besser verstehen und mit nichtssagenden Zusätzen sparsamer seyn möchten.

D.

Geschichte.

Sanchuniathons Urgeschichte der Phönizier, in einem Auszuge aus der wiederaufgefundenen Handschrift von Philos vollständiger Uebersetzung. Nebst Bemerkungen von Fr. Wagenfeld. Mit einem Vorwort von Dr. G. F. Grotefend. Mit einem Facsimile. Hannover, Hahn, 1836.

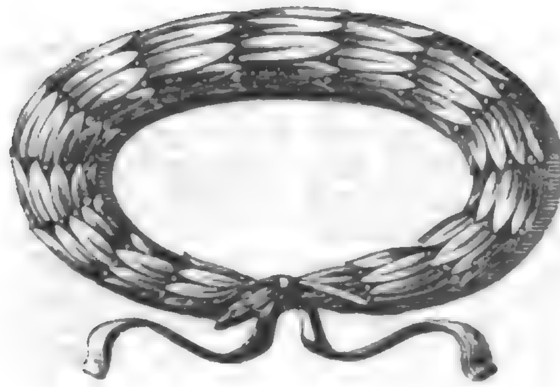
Die Sanchuniathonische Streitfrage, nach ungedruckten Briefen gewürdigt von Dr. C. L. Grotefend. Daselbst 1836.

Die Auffindung des Sanchuniathon und die Entdeckungen Herschels im Monde sind die großen Mystifikationen des Jahres gewesen. Ueber die witzige Absicht der leztern war man gleich im Klaren, aber der alte Sanchuniathon hat manchen gelehrten Herrn schwitzen gemacht und bis auf diese Stunde ist der eigentliche Hergang der Sache noch nicht bis zur Evidenz ausgemittelt.

Ein pseudonymer Herr Wilde schrieb an die Hahnsche Verlagshandlung in Hannover, ein Portugiese, Herr Pereira, habe ihn mit der Herausgabe des in Portugal wieder aufgefundenen Sanchuniathon beauftragt, die er hiermit zum Verlag antrage. Natürlich erregte die Sache allgemeines Aufsehen und der bekannte Philologe, Herr Direktor Grotefend in Hannover, nahm sich ihrer mit besonderer Liebe an, konnte aber von dem Herrn Wilde, der bald eingestand, er heiße nicht Wilde, sondern Wagenfeld, die Einsicht in das griechische Manuscript nicht erhalten, sondern nur die von Wagenfeld selbst besorgte Uebersetzung, die ihm gleichwohl so wichtig und echt schien, daß er sie mit einem Vorwort herausgab. Endlich erregte das Geheimthun des Herrn Wagenfeld doch Verdacht und in der zweiten der oben angezeigten Schriften führt der Sohn des Herrn Direktor Grotefend den Beweis, daß Herr Wagenfeld die vermeintlich aus Portugal erhaltenen Briefe selbst geschrieben habe, daß der Herr Pereira gar nicht existire, daß in Lissabon Niemand etwas von dem Funde weiß.

Will man nun nicht annehmen, daß Herr Wagenfeld ganz besondere Ursache habe, seine Manuscripte, (denn er besizt nicht den Sanchuniathon allein) zu verheimlichen, so muß man allerdings glauben, er habe die ganze Sache fingirt und dann verdient der große Scharfsinn, mit dem er die Fragmente concipirt, und so viele Gelehrten getäuscht, Bewunderung; aber die Täuschung selbst ist nicht zu rechtfertigen. Da man ihm nun doch nicht glaubt, sollte er entweder durch Vorlegung des alten Manuscripts die Zweifler beschämen, oder durch ein offenes Eingeständniß, daß er die Gelehrten nur habe in eine kleine Verlegenheit setzen wollen, die Lacher auf seine Seite bringen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 10. Freitag, 27. Januar 1837.

Geschichte.

1) Martin Luthers Leben. Von Gustav Pfizer. Stuttgart, Liesching, 1836. 8. S. 911.

Herr Gustav Pfizer, Bruder des berühmten Landtagsabgeordneten, ist dem deutschen Publikum bereits durch seine lyrischen Gedichte rühmlichst bekannt und hat seit dem verwichenen Jahre durch die Redaktion des literarischen Beiblatts zum Ausland eine neue Bahn der Thätigkeit begonnen, auf der wir ihm um so mehr Erfolg wünschen, als die Art, wie die ausländische, namentlich französische Literatur bisher in Deutschland ausgebeutet, blind bewundert, plump nachgeäfft zu werden pflegte, eine strengere Würdigung, eine feinere Sichtung recht sehr wünschenswerth gemacht hat.

Durch das vorliegende Werk hat der Verfasser die Vielseitigkeit seines Talents auf eine überraschende Weise dargethan, denn er hat sich als Historiker die Aufgabe gestellt, einen Gegenstand, welcher der Parteilichkeit mehr als irgend ein anderer ausgesezt ist, unparteiisch, und einen, der bisher immer einige langweilige Breiten darbot, die kaum zu vermeiden schienen, zum ersten Mal angenehm zu behandeln.

Der unparteiische Standpunkt des Verfassers ist der allein richtige und würdige. Er weist eben so entschieden die katholischen Tadler Luthers zurück, die das Werk der Reformation für Teufelswerk ansehen, als seine denkgläubigen Lobhudler, die ihn gern zu einem Vorläufer Voltaires oder der verschiedenen modernen Verfasser des Lebens Jesu machen möchten, und nicht minder die vornehm thuenden hegelisirenden Historiker, welche die kraftvolle lebenwarme Individualität Luthers zu einem Begriffe verallgemeinern.

Vielleicht bezeichnen wir dem geneigten Leser des Verfassers Grundansicht am besten durch folgende Stelle seines Werks: „Was die unläugbaren materiellen nachtheiligen Folgen der Reformation betrifft, so wurde schon früher auf die Unbilligkeit aufmerksam gemacht, die Schuld derselben dem Fortschritt, und nicht vielmehr oder wenigstens im gleichen Maaß dem Widerstand zuzutheilen. Aber zudem, wer getraute sich, den Preis an leiblichen Gütern festzusetzen, um welchen geistige Fortschritte erkauft werden dürfen? Spanien ist das Opfer der Entdeckung von Amerika, Frankreich (eine Zeitlang gewiß) das Opfer der Revolution geworden; Deutschland mußte große Opfer bringen für seine Reformation; aber die Völker können viel verschmerzen! Sittlichkeit, Frömmigkeit und Bildung mochten zwar in den höchsten Sphären der Protestanten nicht eben viel gewonnen haben; dagegen trug die Verbesserung des Predigerstandes und der Schulen, und die Zugänglichkeit

und Verbreitung der Bibel für die größere Masse des Volks unberechenbare Früchte und wirkte gewiß auch vielfach auf die Katholiken günstig zurück. Selbst durch den dreißigjährigen Krieg rettete sich noch eine Masse von Bildung; und Gelehrsamkeit, Wissenschaft, Poesie entwickelten sich mit überraschender Schnelligkeit im vorigen Jahrhundert vorzugsweise in protestantischen Ländern. Die Beschuldigung: durch die Reformation sey der Aufklärerei, dem Unglauben und der Frivolität Bahn gebrochen worden, weisen wir mit Recht zurück, und erinnern theils an den Zustand des Klerus zur Zeit der Reformation, besonders in Italien, theils an die unbestreitbare Frivolität des katholisch gebliebenen Frankreich, wo sie sich vielleicht als das Ergebniß der Verweigerung der Religionsfreiheit betrachten läßt. Und soll man für nichts rechnen die Zerbrechung des päpstlichen Joches, der geistlichen Tyrannei, die Abschaffung der theils thörichten, theils verderblichen Mißbräuche, die Emancipirung der Laien, die Aufhebung des entarteten Mönchswesens, die Verwerfung des Cölibats? Der Mangel an Einheit in der protestantischen Kirche muß zugegeben werden, aber es erscheint mehr als zweifelhaft, ob hier, wo jeder Einzelne sich selbst höchster Zweck ist und seyn darf, ob hier die Einheit durch Beschränkung der Freiheit nicht zu theuer erkauft, ob nicht der Kern der Schale aufgeopfert wäre? Endlich wirft man den Protestanten Abweichung von Luthers Grundsätzen vor; es ist wahr: Luther gestand allen Christen die Freiheit der Prüfung und Forschung in der Schrift zu, und sezte dennoch ein Resultat fest, von dem sich der evangelische Christ nicht entfernen dürfe, womit freilich jene Freiheit gar sehr beschränkt oder gar aufgehoben war, und die Protestanten haben sich in neueren Zeiten erlaubt, über die von Luther gezeichnete Grenze hinauszugehen, eben durch Berufung auf die Freiheit der Forschung. Warum sollte man dies nicht zugeben, wenn man erkennt, daß jenes beides: die Freiheit der Prüfung und die Feststellung des Ergebnisses, unvereinbar ist? Die Behauptung der freien Forschung ist das Unvergängliche, die Vorschrift des bestimmten Resultats das Vergängliche an Luthers Werk, und nie hat er selbst Unfehlbarkeit für sich in Anspruch genommen, so sehr er von der Wahrheit seiner Behauptungen überzeugt war, so hartnäckig er daran festhielt. — In seinem Leben, in seiner Zeit hat der starkmüthige Reformator genug gekämpft und gestritten; suchen wir uns sein Bild lieber in der Ruhe und Verklärung zu vergegenwärtigen, als daß wir es in die Kämpfe der Gegenwart hineinziehen; und wenn wir gerne anerkennen, daß er es war, der, vielleicht selbst noch nicht den ganzen Sinn und die Bedeutung seines Werks ahnend, das Princip der geistigen Freiheit aussprach, wenn wir dieses Princip als Epoche machend in der Weltgeschichte bezeichnen und es als eine unvergängliche Erbschaft hochhalten: so vergessen wir doch nicht über dem Vermächtniß den, der es gestiftet, und bleibe neben dem Princip, welches Eigenthum der Welt geworden ist, unsern Herzen theuer der Ruhm und die Zierde Deutschland's — der Mann!"

Den kirchlichen und politischen Theil seiner Aufgabe hat der Verf. ziemlich übereinstimmend mit der vortrefflichen Reformationsgeschichte von C. A. Menzel in Breslau gelöst; sofern auch er in Luther ganz und gar den Helden des Glaubens und nicht den Helden des Zweifels sieht, ja er hat das mystische Element in Luther vielleicht noch stärker hervorgehoben, namentlich das, was man jezt nicht mehr recht begreifen will, den Teufelsglauben, den Glauben an die Kraft des Gebetes, des Wortes überhaupt ꝛc. In der That gewinnt Luthers Geschichte eine ganz eigenthümliche Klarheit, wenn man sich ihn so denkt, wie er sich selbst immer dachte, kämpfend für das Göttliche mitten unter Teufeln, von denen die Einen (Papisten) ihn gradezu mit Gewalt, die Andern aber (Sakramentirer, Schwarmgeister, Rottengeister, Epikurer und hin und wieder Juristen) unter der Maske seiner Anhänger hinterrücks mit List angreifen. Der wichtigste Wendepunkt in seiner Politik erklärt sich einfach aus seinen berühmten Worten: „Der Satan ist eingebrochen in meine Heerde und hat gelehrt die geistliche Freiheit anzuwenden aufs Fleisch." Damit verdammte er ein für allemal alle schon zu seiner Zeit begonnenen und später immer wiederholten Versuche, aus der Sache des Glaubens eine des Zweifels und aus der Sache der Religion eine der weltlichen Interessen zu machen. Wer möchte behaupten, daß es Luthern nicht tiefster Ernst gewesen, als er von Zwingli und dessen Partei sagte: „Zürnt nicht, daß ich ihre Lehre verdamme und dem Teufel zuschreibe; ich kann's nicht anders machen noch nennen, denn wie ich's im Herzen glauben." Er war gewiß von einem sehr sichern Gefühl geleitet, wenn er diejenigen unter seinen Parteigenossen, die seine Sache übertreiben oder zu ganz andern Zwecken benutzen wollten, für eben so gefährliche Widersacher derselben hielt, als die päpstliche Partei. Er wollte den Glauben reinigen, das ursprüngliche Evangelium von aller falschen Zuthat und Auslegung späterer Zeiten säubern, den Mißbrauch zum rechten Gebrauch der Religion zurückführen, der Religion wieder die Herzen in wahrer Liebe und kindlichem Gehorsam zuwenden; aber er wollte nicht die Religion selbst durch Zweifel untergraben; er wollte nicht die Menschen gleichgültig gegen ihre ewige Bestimmung und gegen die göttlichen Gerichte machen; er wollte nicht jede thierische Begier im Menschen schrankenlos entfesseln; und er wollte auch nicht, daß die Kirche eine bloße Polizeianstalt des Staats, die Priester bloß Subalterne der

Juristen, Liturgie und Kirchenverwaltung eine Sache der Kabinets- und Ministerialwillkühr würden. Aber er sah die Keime zu allen diesen neuen Mißbräuchen voraus und verwahrte sich feierlich dagegen und nannte sie Teufelswerk und hatte ganz recht, die Vereitlung der edelsten Bemühungen, die Ausbeutung des heiligsten Kampfes für die profansten Zwecke so und nicht anders zu nennen.

Die Heldenkraft Luthers im großen Kampf mit seinen offnen Feinden ist oft gepriesen worden; seine Consequenz, sein richtiges Vorgefühl, sein oft überraschender Takt in dem kleinen Kampf mit seinen Freunden ist erst von C. A. Menzel der neuen Geschichtschreibung würdig behandelt worden und es gereicht Herrn Pfizer nur zur Ehre, hierin mit seinem Vorgänger im Wesentlichen übereinzustimmen. Wenn wir noch einige wenige Zusätze wünschen sollen, so wären es die Worte Luthers, worin er die Gefahren einer sklavischen Abhängigkeit der Kirche vom Staat voraussah, obgleich es ihm nicht möglich war, sie zu verhindern. Und auf Seite 689 hätten wir die Worte Luthers zu lesen gewünscht, die seinen deutschen Patriotismus so schön bezeichnen. Als nämlich der Augsburger Reichstag 1530 fruchtlos auseinandergegangen war, Luther jezt selbst zur Gewalt rieth und die Protestanten den Schmalkaldner Bund schlossen, mischten sich fremde Elemente ein. Bayern, auf Haus Habsburg eifersüchtig, schloß sich an die Protestanten an und brachte auch die Ungarn unter Zapolya und Frankreich ins Bündniß. Schon war im Kloster Scheyern ein Bund zwischen Frankreich, Bayern, Sachsen und Hessen abgeschlossen, als sich bei Luther das deutsche Herz im Leibe umkehrte und er sogleich an seinen Kurfürsten schrieb: er solle um jeden Preis ein Bündniß mit Frankreich meiden, es würde seinem Gewissen eine unerträgliche Last seyn, wenn nachher die Reue komme; aus einer Einmischung der Franzosen in die Angelegenheiten Deutschlands könne nur die Zerreißung unseres Reichs folgen, wobei alles, auch das Evangelium, zu Grunde gehen müsse, denn bei ausländischen Königen sey keine Treue, und was man in Gottes Namen begonnen, müsse man auch in seinem Namen durchführen rc. Damals gab es noch einen Patriotismus in Deutschland, ein Gefühl für Ehre und Schande des Vaterlandes, und der Kurfürst trat zurück, die französischen Laurer mußten diesmal noch ohne Beute abziehen.

In der Darstellung von Luthers Privat- und Gemüthsleben hat Herr Pfizer alle seine Vorgänger durch die Liebenswürdigkeit übertroffen, die er seinem Gegenstande abzugewinnen gewußt hat. In der That waren Luthers Härten und Ecken aufgewogen durch das schönste und zarteste Gemüth, und selbst seine rauhe Grobheit floß ja nur aus der Tiefe seiner Ueberzeugung und aus dem nicht genug zu achtenden richtigen Takt, der ihn stets die Dringlichkeit des Augenblicks, die Nothwendigkeit des entschiedenen, mithin auch groben Durchschlagens fühlen ließ. Wem seine Sache so ernst und heilig ist, der kann nicht höflich seyn.

Wir wollen nur wenige Charakterzüge, die Luthers Gemüthlichkeit ins Licht stellen, hervorheben. Man weiß, wie sehr ihm seine Heirath, selbst von seinen Freunden, verargt wurde, welchen Verläumdungen und Widerwärtigkeiten er deßhalb ausgesezt war; aber er ließ sich nicht irren und schrieb an Spalatin: „Ich habe denen das Maul gestopft, die mich mit meiner vertrauten Jungfrau Katharina von Bora austragen und berichtigen. Gibt Gott daß es fortgeht, daß ich Hochzeit mache, meinen angefangenen Ehestand damit öffentlich zu bezeugen, so mußt Du nicht allein dabei seyn, sondern auch mir rathen, sonderlich wo es uns an Wildpret ermangeln würde. Ich bin in großen Abfall und Verachtung kommen durch diese meine Heirath, daß ich hoffe es sollen sich die Engel darüber freuen und die Teufel weinen. Die Welt mit ihren Klüglingen kennet noch verstehet dies Werk nicht, daß es göttlich und heilig sey, ja machen's an meiner Person gottlos und teuflisch.“ — Am ärgsten kam er ins Gedränge nicht durch Feinde, sondern durch Freunde. In Worms vor allen seinen mächtigen Feinden zu stehen, und wenn jeder Ziegel auf dem Dach ein Teufel gewesen wäre, das war ihm viel leichter und ließ sein Gemüth heiterer, als die bis zum Unerträglichen fatale Schonung, die er den liederlichen Fürsten mußte widerfahren lassen, sofern er ihnen für ihren Schutz Dankbarkeit schuldig war. So gab er zu, daß Philipp von Hessen neben seiner rechtmäßigen Frau noch eine zweite förmlich heirathete und Melanchthon und Bucer wohnten der Trauung bei. Luther fühlte, welch ungeheurer Mißgriff diese Anwendung der Dankbarkeit sey, aber seine starke Seele überwand den Ekel. Melanchthon hatte so viel Kraft nicht, und das Bewußtseyn, zur Bigamie behülflich gewesen zu seyn, zog ihm eine tödtliche Krankheit zu. Da half ihm der starke Luther und betete mit einer Inbrunst, von der er selber sagt: „Da mußte mir unser Herre Gott herhalten. Denn ich warf ihm den Sack vor die Thüre und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen des Gebets, das da müßte erhöret werden, die ich aus der heiligen Schrift zu erzählen wußte, daß er mich müßte erhören, wo ich anders seinen Verheißungen trauen sollte.“ Wirklich genas sein Freund. — Wie zart Luther empfinden konnte, davon nur ein Beleg. In einem Brief an den Kanzler Brück rügt er die Angst und Zaghaftigkeit der Protestanten mit den schönen Worten: „Ich hab' neulich zwei Wunder gesehen, das erste, da ich zum Fenster hinaussah, die Sterne am Himmel und das ganze schöne Gewölb Gottes, und sahe doch nirgend keine Pfeiler,

darauf der Meister solch Gewölb gesezt hatte, doch fiel der Himmel nicht ein und stehet auch solch Gewölb noch feste. Nun sind Etliche, die suchen solche Pfeiler und wollten sie gerne greifen und fühlen. Weil sie denn das nicht vermögen, zappeln und zittern sie, als werde der Himmel gewißlich einfallen, aus keiner andern Ursache, denn daß sie die Pfeiler nicht greifen noch sehen. Wenn sie dieselben greifen könnten, so stände der Himmel feste. Das andre, ich sah auch große, dicke Wolken über uns schweben, mit solcher Last, daß sie mochten einem großen Meer zu vergleichen seyn, und sahe doch keinen Boden, darauf sie ruheten oder fußeten, noch keine Kufen, darein sie gefaßt waren; doch fielen sie auch nicht auf uns, sondern grüßeten uns mit einem sauren Angesicht und flohen davon. Da sie vorüber waren, leuchtet herfür beide der Boden und unser Dach, der sie gehalten hatte, der Regenbogen. Das war doch ein schwacher, geringer, dünner Boden und Dach, daß es auch in den Wolken verschwand und mehr ein Schemen (als durch ein gemalt Glas zu scheinen pfleget), denn ein solcher gewaltiger Boden anzusehen war, daß Einer auch des Bodens halber wohl so sehr verzweifeln sollte, als der großen Wasserlast. Doch sind Einige, die des Wassers und der Wolken Dicke und schwere Last mehr ansehen, achten und fürchten, denn diesen dünnen, schmalen und leichten Schemen; denn sie wollten gerne fühlen die Kraft solches Schemens; weil sie das nicht können, fürchten sie, die Wolken werden eine ewige Sündfluth anrichten."

Doch genug. Dieses Werk, das auch äußerlich schön ausgestattet und mit mehreren Stahlstichen geziert ist, verdient die Theilnahme der Zeitgenossen in einem vorzüglichen Grade.

Lyrische Dichtkunst.

15) Gedichte von Heinrich Beitzke. Berlin, Nauck, 1836.

Der Dichter ist Soldat, dem im Frieden sein Glück nicht blühen kann:

Auf ödem Eiland schläft im Atlasmeere
 Der Cäsar, der die stolzen Legionen
 Durch alle Länder trieb und brach die Kronen,
 Bis er erlag Europas ganzem Heere.

Die Welt ist müde von des Kampfes Schwere,
 Es ruht das Schwert, es schweigen die Kanonen,
 Der Friede nur will jezt auf Erden wohnen,
 Zu lindern Noth, zu trocknen jede Zähre.

Doch will der Friede mir mein Glück versagen. —
 Drum möcht' ich einmal noch ins Kriegsgewimmel,
 Ich wollte kühn das grause Kampfspiel wagen.
Und fiel ich nicht im schrecklichen Getümmel,
 So läßt der Sieg so manche Schranke sinken,
 Dann würd' ich süß der Liebe Wonne trinken.

Die edle Resignation, mit der er sich in dieser Lage benimmt, ist ein Beweis, daß die Tellheims, die Lessing so wahr geschildert hat, unter den Fahnen des schwarzen Adlers noch nicht ausgestorben sind. Diese Resignation ist um so poetischer, als sie sich nicht bloß auf den Kriegsruhm, nicht bloß auf Liebesglück, sondern auch auf den Dichterruhm bezieht, aber gerade eine solche Bescheidenheit ist wahrhaft poetisch.

An Petrarka.

Du, den mit immergrünen Lorbeerkronen
 Die Muse einst im Capitol geschmückt,
 Als Du Italien durch Liebesklang entzückt,
 Der ewig wird auf allen Lippen wohnen;

Petrarka Du, gesandt aus Himmelszonen,
 Wie hatte Dich die Liebe arg berückt,
 Als Du im Dome Laura einst erblickt,
 Und o wie schlecht wußt' Amor Dir zu lohnen!

Ich fühl' wie Du die heiße Qual im Busen;
 Du hattest doch des Geistes reichen Funken,
 Du warst Italiens Stolz, Liebling der Musen,

Von höh'rer Weihe war Dein Auge trunken,
 Mir schenkten nicht die Götter so viel Gut,
 Sie senkten nur ins Herz der Liebe Glut.

Ueber Ruhm Liebe.

Wie Colon einst, der grausen Fahr entronnen,
 Die ihn umrungen auf Atlantis Wogen,
 Die, unermessen, nie ein Kiel durchflogen,
 Ans Land stieg, hell beglänzt von India's Sonnen;

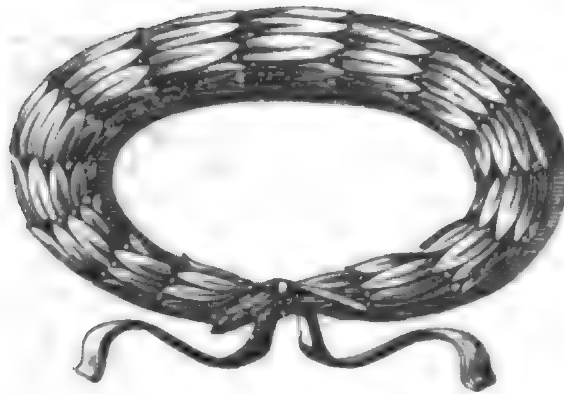
Und was sein heldenkühner Muth begonnen,
 — Wie Neid und Mißgeschick ihn auch betrogen, —
 Erfüllt nun war, sein Träumen nicht gelogen,
 Und er erschauerte in Ruhmeswonnen!

So wär' auch ich beglückt, wenn ich am Lande
 Der Lieb' ausstiege nach so langem Schiffen
 Auf wüstem Meer, umstarrt von Felsenriffen.

Zwar Colon's Name steht am Himmelsrande,
 Sein Ruhm hallt ewig wieder auf der Erde; —
 Ich laß' den Ruhm, wenn ich nur glücklich werde.

Auf diese tiefgefühlten, höchst edel gehaltenen Liebeslieder folgen mehrere Romanzen und Balladen, worunter die größte und beste das tragische Schicksal Bajesids in Timurs Gewalt schildert. Am Schluß Reisebilder aus den österreichischen Alpen und Oberitalien, und einige Gelegenheitsgedichte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 11. Montag, 30. Januar 1837.

Geschichte.

2) Das Leben Johann Calvins, des großen Reformators. Mit Benutzung der handschriftlichen Urkunden, von Paul Henry, Prediger an der Französisch-Friedrichsstädter Kirche zu Berlin. Erster Band, mit einem Bildnisse und einem Facsimile der Handschrift Calvins. Hamburg, Perthes, 1835. 8. S. 502 und 92.

Nicht mit Unrecht beklagt sich der Verfasser über die Gleichgültigkeit, die man mehrentheils gegen Calvin hat blicken lassen, während man andern Reformatoren eine weit theilnehmendere Aufmerksamkeit geschenkt hat. Es ist bisher nicht einmal eine genügende Biographie von ihm vorhanden gewesen. „Die des Genfer Senebier, von Ziegenbein ins Deutsche übertragen, so wie das Leben Calvins von Tischer, enthalten nicht mehr, sondern noch weniger als Beza's erste Schrift über ihn, die nur den Faden der Begebenheiten angibt. Bretschneiders sehr trefflicher gediegener kurzer Aufsatz im Reformations-Almanach „über die Bildung und den Geist Calvins“ setzt die Bekanntschaft mit seiner Geschichte voraus. Die meisten früheren Werke über ihn sind eigentliche Schmäh- oder Lobschriften, mit Angriffen und Widerlegungen. Freilich mochte auch bis jezt Calvin noch nicht historisch geworden seyn, und mußte in der frühern Zeit der Polemik immer einseitig betrachtet werden. Der Verfasser hält unsere Zeit für reif, unparteiisch über die großen Reformatoren zu urtheilen und glaubt, daß Selbsterkenntniß der Kirche um so mehr zieme, je größere Aufgaben ihr auch wieder in unserer Zeit gestellt sind. Er sagt nämlich: „Nicht unbedeutend war die Epoche, aus der wir uns so eben herausgewunden, jener Abfall von dem Evangelium — und das Meer der jetzigen Zeit ist noch von dem Sturm bewegt, der damals so Vieles in den Abgrund gerissen hat. Ein großer Gedanke ist ausgesprochen: die Bekehrung der heidnischen Völker, ein erhabener Plan, an dessen Ausführung sich wahrscheinlich die neue Entwickelung der Bildung der Menschheit anknüpfen wird. Nicht unbedeutend sind die Zeichen der Zeit: die Civilisirung des noch der Naturkraft dahingegebenen Amerika; das Eindringen in Afrikas unbekannte Ländereien; der Verfall des muselmännischen Reichs. In Europa will sich auf allen Gebieten des Lebens eine neue Kraft entfalten, mehr als irgendwo aber in der Kirche; und dagegen lehnt sich mit großer Macht ein verstecktes Antichristenthum und die Lust zur Zügellosigkeit auf.“ Dies ist eine frische, lebendige Ansicht vom heutigen Christenthum.

Der Verfasser gibt nun die ausführliche Biographie Calvins (im ersten Theil bis zum Jahr 1541) und erörtert dessen Lehre und ihre Abweichungen von der Luther'schen. Literargeschichtliches und Briefe in den Beilagen dienen zur Vervollständigung dieser in jeder Weise ausgezeichneten Lebensgeschichte, die eine fühlbare Lücke in den Darstellungen des 16ten Jahrhunderts endlich ausfüllt. Da die Biographie selbst wenig Schicksalswechsel darbietet, der Charakter Calvins auf seiner eigentlichen Höhe aber erst in dem folgenden Theile hervortreten wird und der theologische Streit, in seinen Hauptrichtungen (Rechtfertigung und Abendmahlslehre) bekannt genug ist, sein Detail aber außerhalb der Grenzen dieser Blätter gehören dürfte, so wollen wir ins Nähere diesmal nicht eingehen.

3) Hieronymus Savonarola und seine Zeit. Aus den Quellen dargestellt von A. G. Rudelbach. Hamburg, Perthes, 1835.

Schade, daß nicht eine Kopie des trefflichen Portraits, das in Florenz von Savonarola noch erhalten ist, dieser ausgezeichneten Biographie als Titelkupfer mitgegeben wurde. Savonarola war ein Vorläufer Luthers in Italien, einer der interessantesten Charaktere der Geschichte, und dem Herausgeber gebührt für sein äußerst fleißiges Werk der öffentliche Dank. Was kann die Literatur Rühmlicheres leisten, als das Andenken edler Männer aufzubewahren, und aufzufrischen, wenn es halb erloschen ist.

Tief griff Savonarola in die politische Geschichte seines Vaterlandes Florenz ein in der merkwürdigen Zeit, da das Haus Medicis unter großen Erschütterungen seine Macht gründete und eine kurze Zeit lang Karl VIII. von Frankreich sich des Protektorats in Italien bemeisterte. Doch weit bedeutender erscheint er als Reformator, als Erneuerer dessen, was vor Jahrhunderten schon Arnold von Brescia, unlängst erst Johann Huß gewollt, und was erst nach ihm unser Luther durchsetzte. Savonarola scheint gefühlt zu haben, daß Italien nicht so leicht zu reformiren seyn würde, und es kam ihm nur darauf an, die Wahrheit zu sagen, ihre Körner auszustreuen für eine späte Ernte. Er selbst hoffte es nimmer zu erleben. Mit der edelsten Uneigennützigkeit widmete er sich selbstbewußt dem Tode:

„Der Pabst ließ einen Bischof des Dominikaner-Ordens vor sich kommen und sagte zu ihm: „Ich will, daß du den Savonarola widerlegen sollst." Der Bischof erwiderte: „Heiliger Vater, ich werde es thun; allein man muß Waffen haben, ihm zu begegnen, um ihn zu überwinden." „Welche Waffen?" fragte der Pabst. Der Bischof: „Savonarola sagt, man dürfe nicht Concubinen halten, nicht Simonie begehen u. s. w., und darin hat er wohl Recht." „Nun was ist denn," fragte der Pabst, „in solchem Falle zu thun?" „Man soll," erwiderte der Bischof, „den Mann sich zum Freunde machen, und ihn mit einem rothen Hut ehren, damit er von seinen Prophezeihungen abstehe, und was er bis auf diesen Tag prophezeiht hat, widerrufe." Dieser Vorschlag gefiel Alexandern baß, und nachdem er mit dem Protector des Dominikanerordens, Olivieri Caraffa, weiter Rath darüber gepflogen hatte, schickte er unverweilt den Maestro del sagro Palazzo, Ludovico di Ferrara nach Florenz, mit der Weisung, er solle zuerst mit Savonarola disputiren, und, wenn er ihn nicht überwinden könne, ihm von Seiten des Pabstes den Cardinalshut antragen, sofern er von seinen Prophezeihungen abstehen wolle. Es geschah. Ludovico kam heimlich nach Florenz, und disputirte mit Savonarola drei Tage. Da der Sieg sich nicht auf die Seite des Maestros neigte, rückte er endlich mit seinem Antrage hervor. Savonarola antwortete: Davor wolle mich Gott behüten, daß ich dem Auftrage meines Herrn untreu werden sollte! Doch, kommt Morgen in die Predigt, und ich will euch auf Alles ausführlich antworten!" Auf der Kanzel bestätigte er Alles, was er vorher gesagt, und fügte hinzu: „Ich begehre keinen andern rothen Hut, als den des Märtyrerthums, welcher mit meinem eignen Blute rothgefärbt werden wird."

Entsetzlich ist die Schilderung seiner Verfolgung, der Martern, die man ihn ausstehen ließ, der Hinrichtung.

In seiner Lehre war nichts Auffallendes, es war die aller ersten Reformatoren. „Er war ein tüchtiger Schüler des Thomas Aquinas, und Ehrfurcht vor diesem Namen sowohl, als die vorherrschende praktische Tendenz bei ihm bewirkten, daß er die recipirte Kirchenlehre, oder vielmehr die herkömmlichen dogmatischen Bestimmungen, stehen ließ. Die Zeit der Morgendämmerung war nicht die Zeit des Sichtens, und wer froh seyn mußte, nur ein Hauptresultat als Universalausdruck der Reformation zu sichern, der konnte auf die Bestimmungen des Einzelnen nicht bedacht seyn. Eben deßhalb aber wird man wohl erwarten, daß der Grundausdruck der Reformation und die Wurzellehre derselben auch bei ihm hervortreten, wenn auch manches Andere vernachlässigt seyn sollte. Und man täuscht sich nicht: die Lehre von der freien Gnade Gottes, die Rechtfertigung durch den Glauben, der Glaube als Princip alles Guten und Gott Wohlgefälligen, die volle Genugsamkeit des Verdienstes Jesu Christi, dies sind die Kernpunkte seiner dogmatischen Betrachtung."

4) Johann Wessel, ein Vorgänger Luthers. Zur Charakteristik der christlichen Kirche und Theologie in ihrem Uebergange aus dem Mittelalter in die Reformationszeit, von Prof. Ullmann in Halle. Hamburg, Perthes, 1834.

Eine eben so ausgezeichnete Biographie, die um so mehr Interesse gewährt, als ihr Gegenstand bisher weniger bekannt war. Der durch seine theologischen Studien längst aufs rühmlichste ausgezeichnete Verfasser hat Anlaß genommen, das ganze Zeitalter, das zwischen dem Husitenkriege und Luthers Reformation lag, zu beleuchten, jene Periode der Restauration, nachdem es der schlauen Diplomatie des Aeneas Sylvius und Caspar Schlick gelungen war, das Basler Concil, wie früher das Constanzer, zu vereiteln und die Christenheit wieder in den Zustand, wie er vor Huß gewesen, zurückzumanövriren. Wessel gehörte zu denen, die da nicht glaubten, daß der Zustand, der durch den damaligen Wiener Congreß begründet wurde, von ewiger Dauer seyn könne. Wir meinen einen wirklichen Wiener Congreß von 1448, aus dem die Wiener Compactaten hervorgingen, durch welche die nach Reform schreienden Stimmen beschwichtigt wurden. Wessel erkannte die Reform für unvermeidlich und glaubte, daß sie eintreten werde und müsse. Er ließ sich daher auch durch die Reactionen nicht irre machen, und wirkte, obwohl mit Mäßigung und nur im Gebiete der Gelehrsamkeit, im Sinne der Reform, so daß man ihn mit Recht einen Vorläufer der Reformation genannt hat. Sein Leben und Wirken dient um so mehr, das Wesen der leztern zu erklären, als Wessel eigentlich den Uebergang von der Mystik zur Reformations-Theologie bezeichnet. Namentlich wird das Mystische in Luthers kräftigem Glauben viel deutlicher, wenn man vor ihm die so bedeutsame mystische Schule der Brüder vom gemeinsamen Leben kennen lernt. Solche Studien dienen vortrefflich, zu beweisen, daß die Reformation nicht, wie so oft behauptet wird, ein Desorganisations-, sondern ein Reorganisationsprozeß war, daß ihre Helden, wie wir oben erst von Luther sagten, Helden des Glaubens und nicht des Zweifels waren, und daß Luther mit seinem starken Glauben und Calvin mit seiner überschwenglichen Gnade auch nicht entfernt daran dachten, daß man einst die Unverschämtheit haben würde, sie mit einem Voltaire zu vergleichen und unter die Geister zu setzen, die da verneinen.

5) Geschichte des Tridentinischen Conciliums von Cardinal Sforza Pallavicini. Aus dem Italienischen übersezt von Th. Fr. Klitsche. Acht Bände. Augsburg, Kollmann. Wien, Gerold, 1835 — 36. 8.

Bekanntlich haben Paolo Sarpi und Sforza Pallavicini gewetteifert, das Tridentiner Concil, jeder in seinem Sinn, zu schildern. Sarpis nichts weniger als ultramontanistisches Werk ist eben deßhalb durch die protestantische Partei gehoben, daher auch bald übersezt worden. Pallavicinis streng römisches Werk hat unter der protestantischen, als der geraume Zeit vorzugsweise lesenden Welt keinen Anklang gefunden und ist nur im Original von den Historikern benuzt worden. Da nun aber die katholische Welt ihre Lektüre immer mehr erweitert und in unsern Tagen nichts Erhebliches in der Literatur, zumal in der historischen, unbeachtet bleibt, so hat man endlich auch zum ersten Male den Pallavicini übersezt. Die aus Rom datirte Vorrede ist allzu polemisch für ein Geschichtswerk. Rühren wir den alten Haß nicht wieder auf, aber studiren wir die Geschichte nach dem Grundsatz audiatur et altera pars, vergleichen wir die Berichte entgegengesezter Parteien mit Ruhe.

Wenn wir nicht irren, wird heutzutage jeder Protestant die allerdings krassen Verdammungsurtheile, mit denen Pallavicini das Lutherthum verfolgt, ohne heftige Gemüthsbewegung lesen und daraus mit allem Bedacht die Leidenschaft früherer Jahrhunderte ermessen, ohne sich selbst wieder daran zu entzünden. Die neuere Kirchengeschichtsforschung von protestantischer Seite verdient das Zeugniß der Billigkeit wie der Gründlichkeit.

Lyrische Dichtkunst.

16) Venetianische Nächte, von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Leipzig, Brockhaus, 1836.

17) Neue Gedichte. Von Derselben. Daselbst, 1836.

Früher schon rühmten wir die ungezwungene Natürlichkeit und Wärme, durch welche sich die Verfasserin vor gar vielen ihrer poetischen Schwestern auszeichnet. Eine prude Sapho ist das schrecklichste in der Natur; sie muß zärtlich, sie muß ein wenig schwärmerisch seyn. Auch in den vorliegenden Dichtungen verläugnet sie die Art und Weise ihrer frühern Dichtungen nicht. Sie sind zum Theil im Verse noch gefeilter, und die von epischem Charakter nehmen eine objective Ruhe und Klarheit ein, mit welcher die flüchtigen, sanguinischen Gefühle der mehr spielenden Lieder artig contrastiren. Zum Beweise, daß die Dichterin einen schönen Vers zu

bauen versteht, stehe hier der Anfang der poetischen Bearbeitung des Marino Falieri:

Auf oriental'schen Purpurkissen,
Im reichgeschmückten Prachtgewand,
Umringt von allen den Genüssen,
Die blind verhängt des Reichthums Hand,
Und schön, als ob, um sie zu schmücken,
Der Demant und die Perle schal,
Erwartet, Sorge in den Blicken,
Die Dogaressa den Gemahl.

Er kommt noch nicht. Sie wieget leise
Das Haupt von Locken schwarz umringt,
Und summet eine schlichte Weise,
Wie man sie an der Wiege singt.
Doch nicht entschlummern die Gedanken, —
Was sie vielleicht gewünscht, geglaubt; —
Sie wachen, wachen, und umranken
Als Dornenkranz das schöne Haupt.

Die venetianischen Nächte sind sämmtlich poetische Erzählungen, denen größtentheils bekannte historische Stoffe zu Grunde liegen. Allen gibt die Meerstadt den romantischen Hintergrund:

O Du, Venedig, Wunderblüthe,
Entsprossen aus dem Freiheitsdrang,
Der starke Seelen so durchglühte,
Daß er das Element bezwang. —
Dich trägt, wie eine Wasserblume,
An ihrer Brust die Meeresfee,
Schmückt Dich zu ihrem eignen Ruhme
Mit allen Schätzen ihrer See.

Auf Falieris Geschichte folgt die des Tiepolo, den die Tochter des Dogen liebt, aber unwissend, da er ihres Vaters Pallast stürmen will, durch eine herabgeworfene Marmorvase erschlägt, eine so rührende, als wahre venetianische Geschichte. Die dritte und lezte Erzählung handelt von der Liebe der schönen Benedetta, die schon Braut eines Andern war, zu einem Deutschen. —

Unter den Neuen Gedichten finden sich wieder viele sehr anmuthige und herzliche. Auch sie knüpfen sich an Reiseerinnerungen. Bei dem Denkmal des Andreas Hofer äußert sich die Dichterin mit liebenswürdiger Naivetät:

Doch wäre ich die Wittwe
Des Wirths im Passeyr-Thal,
Ich hätt' gesagt zum Kaiser
Und ein für alle Mal:

Ich danke für den Adel
Und für des Wappens Kranz,
Ich trage Hofer's Krone,
Die strahlt im reinsten Glanz;

Die brachten ihm die Engel
Vom allerächtsten Gold,
Als dort auf Mantua's Wällen
Sein Blut ist hingerollt.

Außerordentlich lieblich ist das Gedicht auf die Rosane, einen wilden Bergfluß in Tyrol:

„Hast Du einmal mich verloren,
„Bringt mich keine Macht zurück —"
Spricht Rosane, und verschwindet
Vor des Berggeists bangem Blick.

Treu ist er ihr nicht gewesen,
Schaut 'ne Andre liebend an,
Und Rosane stürzt verzweifelnd
Auf die wilde Felsenbahn.

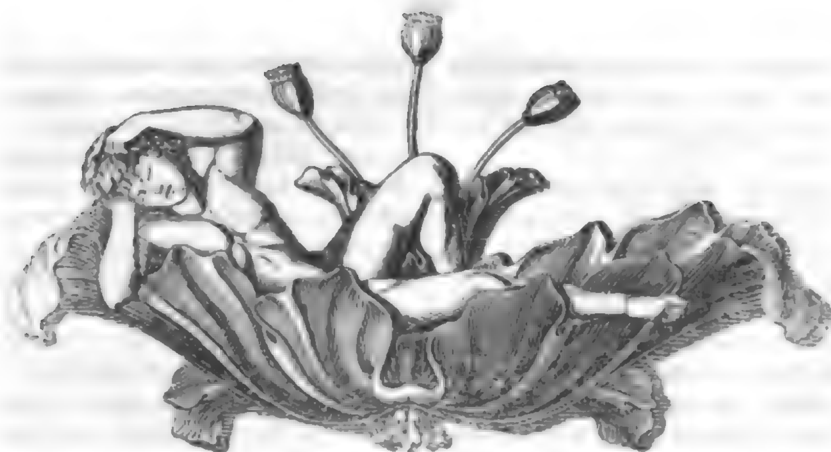
Er gebietet allen Quellen,
Allen Bächen ihren Lauf:
„„Stürzet Euch zu ihr hernieder,
„„Haltet die Rosane auf. —""

Und sie rieseln, fließen, stürzen,
Wie der Bergesfürst gebot;
Doch Rosanens mächt'ger Wille
Lockt sie in den frühen Tod.

„Wähnt nicht, Thoren, mich zu halten,
„Nimmer kehr' ich heimathwärts!
„Glücklichen mögt ihr gebieten,
„Frei geht durch die Welt der Schmerz."

Diese originellen Dichtungen, aus unmittelbaren Empfindungen bei Betrachtung der Natur hervorgegangen, sind schöner als die mehr künstlichen Ausarbeitungen schon bekannter Stoffe, z. B. des Fischers, den die Nixe hinabzieht, und des Wartburgkrieges, der doch schon allzubekannt ist und daher weniger anregen dürfte, obgleich ihn die Verfasserin mit vieler Liebe wieder erzählt und besonders in den Empfindungen der streitenden Personen schöne Contraste angebracht hat. In dem lezten Gedicht ist dagegen der Charakter des herben Burgunders Karl zu sentimental versüßt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 12. Freitag, 3. Februar 1837.

Theologie.

Die Offenbarung des Lichts im Freudenwort der vier Evangelisten. Erklärungen der Evangelien vom ersten Vers bis zum lezten für jeden Freund des Lichts von Fr. H. K. Lasinsky, vormaligem Pfarrer zu Bacharach. Zwei Theile. Stuttgart, Metzler, 1836. 8.

Der junge Verfasser hatte sein mit großer Wärme geschriebenes Buch kaum vollendet, als ihn ein frühzeitiger Tod ereilte (am 29. December 1836 in Heidelberg). Er ist zu Trarbach an der Mosel geboren, war Pfarrer zu Bacharach, welche Stelle er aus „ehrenwerthen“ Gründen niederlegte und privatisirte dann in Heidelberg. Noch in der ersten Jugendblüthe und überaus feurigen Geistes war er wie ein Prophet ganz durchdrungen von dem, was er als neue Wahrheit verkündigen, und zwar dem Volke verkündigen wollte. Denn er trachtete nicht sowohl die theologische Gelehrsamkeit, als den religiösen Sinn im Volke zu mehren. Daher ist auch sein Buch durchaus populär geschrieben.

Seine Absicht war die reinste. Er wollte den geistlosen blinden Wortglauben zur klaren Einsicht erheben; diese Einsicht aber sollte zugleich die Zweifel an der Göttlichkeit des Christenthums niederschlagen. Sein Verhältniß zu den übrigen Evangelien-Erklärern hat er selbst also bezeichnet:

Es gibt der Parteien hauptsächlich drei. Wir wollen ihre Lehrweise über das „Leben Jesus“ in Kürze angeben.

1. Die eine stellt den Grundsatz auf: Alles Wunderbare im Leben Jesus ist „natürlich“ zu verstehen, es ist auf die Natur, auf die sichtbare Welt zu deuten, so habe z. B. Jesus den Jüngling zu Nain vom leiblichen oder natürlichen Scheintod errettet u. s. w. Also suchen die Leute dieser Art das Wunderbare im Leben Jesus zu erklären.

Wir können ihnen nicht beistimmen, weil aus wichtigen Gründen erhellet, daß Jesus alle seine Wunder nicht an Körpern, sondern an Geistern verrichtete, nicht an kranken und todten Leibern, sondern durchs Wort an kranken und todten Seelen.

Die Gründe entwickeln wir weiter unten.

2. Andere halten sich streng an den Buchstaben, so wie der ganzen Bibel, so auch der vier Evangelisten und dem todten Buchstaben ohne geistliche Auslegung folgend, sagen sie geradezu: Christus hat den todten Jüngling zu Nain vom leiblichen Tod auferweckt zum leiblichen, zeitlichen Leben, er hat ihn wieder lebend gemacht.

Auch diese irren sehr, weil sie auf das zeitliche, nicht das ewige Leben schauen, weil sie dazu auf dem widernatürlichen Weg des Fleisches sind, nicht aber auf dem übernatürlichen des Geistes.

3. Eine dritte Partei hat nun einen andern Weg eingeschlagen, der aber auch nicht zum Geist und zur Wahrheit führt.

Sie sagt nämlich so: Natürlich kann man das Wunderbare im Leben Jesus nicht erklären, man sieht es deutlich, die Evangelisten wollten nichts Natürliches in den Wundern erzählen, aber nur sträubt sich auch die gesunde Vernunft, der denkende Geist gegen das Festhalten am todten Buchstaben. Das Widernatürliche ist dem Menschen zuwider.

Diese beiden Einwürfe sind ganz richtig; wer die Schrift ruhig und ohne Vorurtheil liest, muß ihnen beitreten. Aber welchen dritten Weg gehen nun diese Gegner des Natürlichen sowohl, als des Widernatürlichen im Leben Jesus?

Sie lehren also:

Alles Wunderbare in dem ganzen Leben Jesus ist keine wahre Geschichte, sondern nur heilige Sage.

Mit andern Worten:

„Das Leben Jesus ist im Anfang durch nur mündliches Fortpflanzen nach und nach entstellt worden durch heilige Einfalt, durch frommen Aberglauben der ersten Christen. Der hat alles Wunderbare im Leben Jesus hervorgebracht und später wurde das so aufgeschrieben von blinden Leuten, die da meinten, es wäre zur Zeit Jesus wirklich so geschehen."

Das ist nun eine sehr traurige Ansicht vom großen Leben unseres Erlösers, von seinen Thaten und von seiner ersten Christenheit und von den vier Evangelisten; das Buch, worauf wir Alles bauen, wäre nunmehr ein Fabelbuch voll Aberglaubens, es enthielte nicht lauter Wahrheit, nicht lauter Geschichte.

So würde wohl unser heiliges Freudenwort vom Leben des Herrn zu einem Trauerwort. Zwar ist das heilige Evangelium nicht gegründet auf Bücher von Papier, sondern auf das lebendige Herzbuch in des Menschen Brust. Aus diesem ewigen Buch des Lebens ist es auch hervorgegangen. Aus des Geistes Wurzel in des Menschen Sohn ist es hervorgewachsen, ehe man an Schreiben und Lesen, ehe man an Bücher von Papier oder anderm Staub dachte. Christus lehrt selbst: „Schon vor Abraham war mein Evangelium da." (s. Joh. 8. 58.) Er will sagen: „Es war im Herzparadies des Menschen; es war geschrieben auf seine Herzblätter durch Gottes unsichtbare Hand. Aber durch der Heuchler List verlor man die Lesekunst darin. Die habe ich nun wiedergefunden. Welche Bücher hatten Abel, Enoch, Noah, Abraham? Welche Bücher hatten diese Erzväter der Gottesgemeine? Ihr erstes, heiligstes Buch war das Herzbuch mit dem Herzevangelium. Durch dieses innere Buch wurden sie aber auch noch gelehrt und weise in einem großen, schönen, prächtigen sichtbaren Buche zu lesen. Kennt ihr das? Darin stehen unzählbare heilige Gleichnisse, darin sind gemalt gar schöne, liebliche Bilder. Nenne das Buch? Es heißt das große Schöpfungsbuch. Ich liebe es zu nennen: „Das Buch des Vaters Abraham." O leset darin. Die Menschen dieser Zeit lesen nur wenig darin. Und die es betrachten, die sehen seine rothen, grünen, blauen, goldenen Buchstaben und seine großen, schönen Bilder, aber sie schauen nicht im Geist, was die Bilder der Schöpfung bedeuten zum Himmelreich, zu des Geistes Reich.

Das aber verstanden Jesus und seine Väter sehr wohl und sie lasen alle Tage viel das Evangelium im Herzbuch und im Schöpfungsbuch.

O wenn alle Schriften der Propheten und Apostel auf Einen Tag (was aber nie geschehen möge, noch geschehen wird) verbrannt würden vom Argen, so wäre doch das Evangelium vom nahen Himmelreich nicht verbrannt. Es würde aus dem lebendigen Herzbuch des Menschen wieder hervorwachsen zur Zeit. Dies Geistbuch können Menschen nicht verbrennen, auch dazu nicht das sichtbare Buch des Vaters Abraham. Auch bleibt das Schöpfungsbuch. Doch wenn dieser Erdball in Feuer und Flammen aufgehen würde sammt allen Büchern und Bildern der Menschenhand, doch bliebe das Evangelium. Es lebte fort in Gottes Herz und in den Menschen auf den andern Sternen. Denn das Evangelium ist des Weltalls Religion und die Menschheit die Nation des Weltalls.

Mögen es die Vertheidiger jener fabelhaften Ansicht von den vier Evangelisten ernst meinen, aber sie sind im ernsten Irrthum.

Wir treten ihnen darin von ganzer Seele bei, daß wir das Wunderbare im Leben Jesus weder natürlich, noch widernatürlich zulegen wollen, aber ihren dritten Weg des Fleisches zu wandern, davor behüt' uns Gott.

Sollte es denn gar keinen andern Weg zur Oeffnung des weisen Buchs geben?

„Der Weg des Geistes ist der rechte Weg."

Wir wollen ihn vorerst näher zeigen und dann die Gründe angeben, warum wir ihn zur Aufschließung des Lebens Jesus betreten.

Jeder wähle dann. Die Hauptsache ist, daß wir alle diesen oder jenen Weg aus Glauben wandern, nie einen aus Heuchelei. Irren ist menschlich, doch — lügen ist teuflisch.

Wir stellen den Grundsatz auf:

„Alles ist wahr, Vers nach Vers, was in den vier Evangelisten geschrieben steht."

Willst du aber den wahren Christus und den Christus der Wahrheit erkennen, so wandere den Weg des Geistes, denn Geist ist Wahrheit. (1 Joh. 5, 6.)

Höret, was der Geist der Gemeine sagt. (Off. 2, 7.)

Wir wollen alles Wunderbare in dem Leben Jesus weder widernatürlich, noch natürlich zulegen, sondern

übernatürlich

auslegen, so wird Alles hell und klar.

Uebernatürlich heißt aber, wie gesagt, so viel als geistlich, unsichtbar. Alles, was den Geist, den inwendigen Menschen betrifft, ist übernatürlich. So gebrauchen wir das Wort in seinem ursprünglichen, vernünftigen Sinn.

Wir lehren z. B. Lazarus war geistlich todt, er war durch die Verführung der Priester von Jesus abgefallen, da kommt Christus und weckt ihn auf aus dem Grab der Untreue, des Seelentodes.

In dieser „geistlichen" (moralischen) Weise legen wir alles Wunderbare im Leben Jesus aus, so daß der ganze Christus als Eine göttliche, geistliche, himmlische Wahrheit vor dem freudigen Auge steht.

Aber nun fragt es sich:

„Welche Gründe hast du dafür, daß du so das Wunderbare im Leben Jesus auslegst?"

Folgende:

1. Ein Gedanke zieht sich durchs ganze Leben Jesus hin in allen vier Evangelisten, nämlich der:

Mein Reich ist nicht von dieser Welt (Joh. 18, 36); mein Reich ist das Himmelreich inwendig in euch. (Luc. 17, 20—21.)

Hier habt ihr den goldenen Himmelsschlüssel und Hauptschlüssel, um das ganze Leben Jesus, ja alle Schriften seiner Jünger aufzuschließen. Die heilige Schrift überhaupt erklärt sich selbst, man braucht dazu keines andern Buchs und jener Grundgedanke, der erkläret und verkläret sie."

Nach diesem Princip hat er nun die Evangelien Wort für Wort mit unermüdlicher Liebe commentirt. Er hat unfehlbar Recht, in den Evangelien überall einen geistigen Sinn, oder wie es Swedenborg nennen würde, eine Correspondenz des Himmlischen mit dem Irdischen wahrzunehmen. Allein wir würden ihn fragen, wenn er noch lebte, warum er so streng die irdische Schale jenes himmlischen Sinnes habe verwerfen wollen? und ob nicht das Wunder in seinem doppelten, irdischen und himmlischen Verstande zugleich aufzufassen sey? Doch zeigt es sich bei jedem solchen Streit, daß es auf die formelle Auffassung gar nicht ankommt, sondern nur auf die Wahrheiten, die als Resultat herauskommen. In dieser Beziehung aber verdient die schöne jugendliche Wärme, mit welcher der früh Verewigte die Ideale der sittlichen Welt in Christi Leben und Lehre nachgewiesen hat, unsere ganze Theilnahme, und daß wir sein Grab mit Vergißmeinnicht bekränzen.

Lyrische Dichtkunst.

18) Gedichte von Heinrich Loose. Stuttgart und Leipzig, Rieger, 1835. 8. S. 142.

Ein jüngerer schwäbischer Dichter, aus guter Schule, des Wohlklangs mächtig, an Gedanken zart. Dem so oft besungenen Frühling weiß er gleichwohl immer noch eine neue poetische Seite abzugewinnen. Wie lieblich und originell ist z. B. folgendes Gedicht an den Mai:

Kommst Du wieder, süßer Mai
Mit den himmelblauen Schwingen,
Zauberhafte Melodei
Durch den jungen Hain zu singen,
Jüngling mit der Blumenkrone,
Aus des Südens schöner Zone?

Duftend gehst Du durch das Land,
Alte Freunde zu begrüßen,
Und mit segensreicher Hand
Neue Freuden auszugießen,
Wirst Du wohl auch Alle finden
Lebend noch, Dich zu empfinden?

Trittst Du an den Hügelreih'n,
Da die todten Freunde liegen,
Zeige, daß sie todt noch Dein,
Schlafend sich im Traume wiegen,
Aus den Träumen schaffe Rosen,
Frischen Morgenwind zum Kosen!

Auch das ganz einfache Mailied, das jene besondere Wendung nicht nimmt, sondern reine Heiterkeit ausspricht, zeichnet sich gerade durch seine anspruchslose Natürlichkeit aus.

Die Wasser ziehen
Vom Morgen erhellt
In sonnigen Wogen
Durch blühende Welt.

Die Winde wehen
Mit athmender Lust,
Sie öffnen der Menschen
Verschlossene Brust.

Die Freiheit ziehet
Mit goldenem Schein
In offene Herzen
Der Menschen hinein.

Der Morgen leuchtet,
Es blühet der Mai,
Gedanken sprossen
Und regen sich frei.

Gedanken wachsen
Durch Geistes Kraft,
Der nimmer ruhend
Auch Thaten erschafft.

Ihr Menschen jubelt!
Es blühet der Mai,
Die Welt verjüngt sich,
Und machet sich frei.

Natur, Frühling, Liebe sind die Hauptgegenstände dieser Dichtungen; doch bekundet der Verfasser auch eine edle vaterländische Gesinnung.

Die alte deutsche Zeit.

Wann die Abendglocken schallen,
Und die lezten Sonnenstrahlen
Auf des Domes Gipfel fallen,
Und mit gold'nen Farben mahlen,
Kündet's nicht Vergangenheit,
Alte, große deutsche Zeit?

Schon erwacht des Himmels Leben,
Schon erstehen seine Sterne,
Daß wir in der Nacht nicht beben,
Licht zu strahlen aus der Ferne —
Sieh'! in ihrer hohen Pracht
Ist die alte Zeit erwacht!

Was sind das für ew'ge Lichter,
Die dort über'm Staufen stehen?
Deutschlands Kaiser, Deutschlands Richter
Sind's, die flammend nieder sehen;
Ihrer Augen Flammenblick
Ruft die alte Zeit zurück.

Zeit des Ruhms! Hoch aufgeschossen
Prangte Deutschlands Rieseneiche,
Ach! ihr Mark ist ausgeflossen,
Ist sie mehr als eine Leiche?
Doch bei sternenheller Nacht
Blüht sie auf durch Zaubermacht.

Adler steigen aus den Klüften,
Schweifen zu den Sternenbahnen,
Todte stehen auf aus Grüften,
An Vergangenheit zu mahnen,
An die alte deutsche Zeit,
Leuchtend in Unsterblichkeit.

Ha! wie's leuchtet, welch' ein Tönen!
In dem Dome Stimmen schallen —
Auf! mein Volk, sie zu versöhnen,
Zu den Ahnen in die Hallen,
Schwör's mit aufgehob'ner Hand:
Alte Zeit, Ein Vaterland!

Sind dies Proben einer schönen Dichtergabe, so finden wir doch in dieser Sammlung auch noch manche Spur von Flüchtigkeit in Entwurf und Ausführung. In dem Lied z. B.: „Die Glöcknerin.“

Es blüht ein Blumenbeet im Todtengarten,
Die Schmetterlinge lieben da zu fliegen,
Die Bienen sich von Ros' zu Rose wiegen,
Und zarte Hände stets der Blumen warten.

Ein silberheller Born daneben quillet,
Aus gold'nem Sande leis empor sich windend,
Und durch die Gartenau den Ausgang findend,
Daraus ein Mägdlein oft den Krug sich füllet.

Ein Brunnen auf dem Kirchhof erweckt unangenehme Nebenbegriffe; es war vollkommen hier an Blumen und Nachtigall genug, der Brunnen mußte das Bild nur stören. Einigemal kommen auch störende Reminiscenzen vor, z. B. wohlige Fischlein, die an Goethe's Fischer, und Geläute vom Karmeliterthurm, das an Schillers Fiesko erinnert.

19) Gedichte von Agnes Franz. Erste Sammlung, zweite Auflage. Zweite Sammlung. Essen, Bädecker, 1836.

Die anspruchslose Dichterin singt fromme Hymnen an Gott, Elegien auf Bergen, bei Kirchen, Wasserfällen ꝛc. Betrachtungen in der Natur, Vergleichungen der Bäume, der Blumen, der Quellen, der Aehren ꝛc. mit Menschlichem. Endlich ein größeres Gedicht: „Sonnenhold.“ Nirgends verläugnet sich das edle Gemüth der Dichterin, nirgends auch die Form, in welcher sie sich Tiedge zum Muster genommen hat, z. B.:

Der Tag erstirbt, die bunten Farben bleichen ꝛc.

oder:

Ringsum ist Nacht, der Bäume Gipfel ragen ꝛc.

oder:

Sey gegrüßt, du friedliche Kapelle ꝛc.

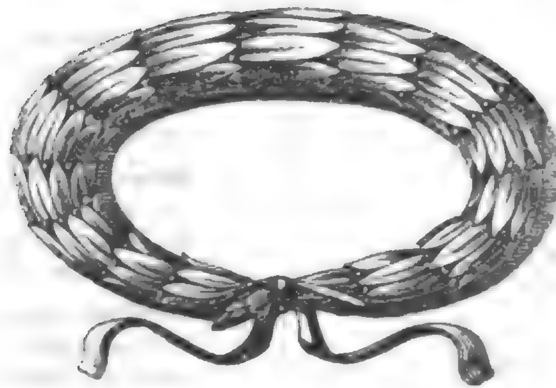
oder:

Ernst und schweigend wie Gewittergrauen ꝛc.

oder:

Siehst du die Burg mit stolzerhabnen Zinnen ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 13. Montag, 6. Februar 1837.

Lyrische Dichtkunst.

20) Joh. Gottfr. von Herders Gedichte. Herausgegeben durch Johann Georg Müller. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, **1836. 8. 560.**

Ueber Herders Verdienste den Deutschen noch etwas sagen zu wollen, wäre bei der allgemeinen Hochschätzung, die er genießt, überflüssig. Doch ist es bemerkenswerth, daß neben seinen sämmtlichen Werken seine Gedichte in besonderem Abdruck sich ein so zahlreiches Publikum erhalten, obgleich verhältnißmäßig noch nie so viel Redens von ihnen gemacht worden ist, als von den Gedichten Goethes und Schillers. Es scheint, sie wirken in ihrer Bescheidenheit doch so sicher, wie gewisse Frauen, die ohne eigentlich berühmt zu werden, doch alles bezaubern, was in ihre Nähe kommt. Herders schöne Seele wirkt nicht blendend, gewinnt uns langsam, aber auf die Dauer. Es ist der Adel der Gesinnung, der uns auch bei Lessing häufig begegnet, gepaart mit einer Milde und väterlichen Freundlichkeit, die man nur bei Herder allein findet.

21) Adelbert von Chamisso's Werke. Vierter Band. Gedichte. Adelberts Fabeln. Peter Schlemihl. Leipzig, Weidmann, **1836.**

Auch den edeln Chamisso zählt Deutschland zu seinen bekanntesten und ausgezeichnetsten Dichtern. Unter Berufung auf unsere frühern Besprechungen in diesen Blättern seiner Gedichte 1831, Nr. 125 und seines Schlemihl 1836, Nr. 26, begnügen wir uns, den Inhalt dieses Bandes zu bezeichnen und der äußern Ausstattung von Seiten der Verlagshandlung das beste Lob zu zollen.

22) Gedichte von Ernst Frhrn. von Feuchtersleben. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, **1836. 8. S. 341.**

Der Dichter charakterisirt sich selbst am besten durch einen seiner aphoristischen Verse, die er „Resultate“ überschrieben hat:

> Strebe nicht durch Modethorheit,
> Durch Verzweiflungskokettiren,
> Witzeln, formlos Phantasiren,
> Zu bestechen, zu verführen:
> Wer mit offnem Sinn bedacht hat,
> Was das Leben ihm gebracht hat,
> Und es dann mit offnen Worten
> Sendet aus des Herzens Pforten —
> Es wird treffen, er wird rühren.

Dieser praktischen Tendenz bleibt er denn auch treu und verschmäht es sogar nicht, der sichersten Prosa des Lebens einen poetischen Tribut abzufordern, z. B.:

Rauchlied.

Laßt uns unsre Pfeifen stopfen!
Alles in der Welt ist Rauch:
Herzen, die vor Wonne klopfen,
Bange Herzen, sind es auch.

In den lieben blauen Wölkchen
Blasen wir die Grillen weg;
Sind wir doch ein eignes Völkchen,
Ohne Arbeit, ohne Zweck;

Hören nicht des Mißmuths Flüstern,
Der nur fern von Rauchern schleicht;
Hören bloß der Blätter Knistern,
Wie das Feuer durch sie streicht;

Riechen nicht, wie weis're Männer,
Schon von fern Verrätherluft;
Riechen nur als Kräuterkenner,
Unsres lieben Krautes Duft.

Unsre Feinde müssen weichen,
Dampf und Qualm sind unser Schutz;
Unser Trost bei bösen Streichen
Ist: auch wir sind nicht viel nutz.

Drum, die Götter zu versöhnen,
Zündet ihnen Opfer an!
Zwischen des Gesanges Tönen
Dampft mit Andacht himmelan!

Der didaktische Charakter der meisten dieser Gedichte schließt eine klare und schöne Naturmalerei und eine zarte Empfindung nicht aus. Von der erstern eine Probe:

Im ausgehauenen Forste.

Vor dem Gebirge steigt der blaue Qualm auf,
Aexte klingen am Fuß uralter Fichten;
Auf den Rumpf enthaupteter Brüder stürzend,
Dröhnen sie weithin;
Klagend durchwühlt der Sturm die lieben Kronen;
Abschied rauschen sie ihm; er braus't von dannen;
Und mit ihm verläßt der verjagte Geier
Krächzend die Heimath;
Heiliger Tempel der Natur! so falle
Denn auch du: weil der Mensch sich Hütten bau'n will;
Urkraft schwinde! Heiterer wird's auf Erden.

Und von der zweiten:

Melancholie.

1. Morgens.

Der Morgen weht mit zarten Lüften,
Und spielt mit Gras und Blatt' und Blüth',
Und haucht aus tausend süßen Düften
Erinnerung in mein Gemüth.

Wie bald verweht des Lebens Morgen!
Kein Frühling macht uns wieder jung;
Was bleibt uns, zwischen Pein und Sorgen,
Als du — als du — Erinnerung?

Momente kommen, gut und herzlich,
Und man vergißt das schlimme Jahr;
Ach, man gedenkt, entzückend-schmerzlich,
Der Stunden, da man glücklich war!

Das Leben ist ein Kranz von Blüthen,
Tief zwischen Dornen eingewebt;
Nur die erringen, die sich mühten,
Nur wer geweint hat, hat gelebt.

° ° °

2. Abends.

Einer schwanken Wiege Schaukeln,
Bald darauf ein schmaler Schrein,
Jetzt der Morgenträume Gaukeln,
Jetzt des Abends fahler Schein.

Stetes Werden, stetes Schwinden,
Alldurchschallendes Warum!
Stetes Trennen und Verbinden —
Frägst du, Thor? Natur bleibt stumm.

Tausend Millionen Lichter,
Und die Nacht bleibt Finsterniß;
Tausend Weise, tausend Dichter —
Und das Unglück nur gewiß.

„Frisch! des Kummers dich entledigt!
Sanfte Ruhe! heit're That!"
Ach, es ist so leicht gepredigt,
Wenn man nichts erfahren hat;

Nicht erfahren, daß von Schmerzen
Selbst das Herz des Weltalls bricht,
Daß für edle Menschenherzen
Du nur Trost hast: falsch' Gedicht!

In die Klagen über die Kritik, über das Nichtverstandenwerden der Dichter rc. hätte der Verfasser nicht ausbrechen sollen, wenigstens nicht so oft. Er hat vollkommen Recht, wenn er sagt:

Laß sie preisen, laß sie schmähen!
Tröste dich mit diesem Wort:
Dichter, mag man sie verstehen
Oder nicht, — sie wirken fort;
Wirken, wie der Sonne Strahlen,
Die, vom Fels zurückgewiesen,
Seine Wand mit Grün bemalen,
Glanz verleihen seinen Kiesen,
Und auf scheue, offne Blüthen
Liebe, Kraft und Leben schütten.

Aber eben weil dies so wahr ist, sind alle Klagen der Dichter über die Unempfindlichkeit oder Böswilligkeit der Kritik überflüssig und bringen immer in die Harmonie der Lyrik einen Mißton.

23) Balladen von W. Alexis. Berlin, Dümmler, 1836. 8. 136.

Diesen gut gemeinten Dichtungen fehlt ein gewisses Etwas, nämlich das Natürliche, Volksthümliche. Sie sind erkünstelt und täudeln kokett mit dem Ernste der Volkspoesie und wo sie sich zum Naiven herablassen, will es ihnen gar nicht glücken, den rechten Ton zu treffen. Man sieht es ihnen an, daß sie beim Thee hinter dem warmen Ofen nach allerlei Reminiscenzen ersonnen, daß sie nicht frisch aus der Brust des Volks im Leben selbst entsprungen sind. Die vierte Rubrik dieser Gedichte ist „Volkslieder" überschrieben und das erste beginnt:

Friedericus Rex, unser König und Herr,
Der rief seine Soldaten allesammt ins Gewehr,
Zweihundert Bataillons und an die tausend Schwadronen,
Und jeder Grenadier kriegt sechzig Patronen.

Ihr verfluchten Kerls, sprach seine Majestät,
Daß jeder in der Bataille seinen Mann mir steht,
Sie gönnen mir nicht Schlesien und die Grafschaft Glaz
Und die hundert Millionen in meinem Schaz.

Die Kaiß'rin hat sich mit dem Franzoßen alliirt,
Und das römische Reich gegen mich revoltirt,
Die Russen seind gefallen in Preußen ein,
Auf laßt uns sie zeigen, daß wir brave Landskinder sein.

Meine Generale Schwerin und Feldmarschall von Keith
Und der Generalmajor von Ziethen seind allemal bereit.
Koz Mohren, Bliz und Kreuz-Element,
Wer den Friz und seine Soldaten noch nicht kennt.

Nun adjö Lowise, wisch ab das Gesicht,
Eine jede Kugel die trifft ja nicht.
Denn träf jede Kugel apart ihren Mann,
Wo kriegten die Könige ihre Soldaten dann!

Die Musketenkugel macht ein kleines Loch,
Die Kanonenkugel ein weit größeres noch;
Die Kugeln sind Alle von Eisen und Blei,
Und manche Kugel geht manchem vorbei.

Ist das ein Volkslied?

Doch, um nicht ungerecht zu scheinen, müssen wir auch eine von den vorangegangenen, dem Nordischen und Altenglischen schwach nachgebildeten Romanzen anführen:

Was klopft an's Thor? — Ueber die rothe Haide
Geht nur mein Sohn, und ich, wir Beide.
Wir Beide wohnen in der Wildniß allein,
Mein Sohn siecht dort im Kämmerlein.
Wer will herein?

„Mütterlein, nimm mich ins kleine Haus.
Draußen wehet es kalt und graus.
Oft schon kreuzt' ich die rothe Haide,
Oft schon sahen wir hier uns Beide.
O laß mich ein!"

Bist du ein Unhold, und locktest ins Moor
Meine Tochter, als ich das Kind verlor? —
„Ich bin kein Unhold, ich bin dir verwandt,
Deine Tochter habe ich Schwester genannt.
O laß mich ein."

Verwandt ist mir Niemand, Niemand werth,
Ich sitze allein an meinem Heerd. —
„Ich kann nicht schlafen auf welkem Gras,
Von Thau und Regen ist's kalt und naß.
O laß mich ein."

Vor'm Fremden schlüge an der Hund,
Was zittert und stiert er, wie stumm und wund! —
„Der Hund hat sieben Jahr mich gekannt,
Seit ich ihn drüben am Kreuzweg fand.
O laß mich ein!"

Was hast du die trauernde Mutter geneckt?
Was hast aus dem Traume mich aufgeschreckt,
Was schläfst du nicht ruhig im Kämmerlein,
Was sprangst du hinaus in den Mondenschein?
Mein Sohn herein!

Mutter, dein Sohn steht draußen nicht,
Aber mich brachte dein Schooß an's Licht,
Dein Sohn liegt noch im Kämmerlein,
Aber ich schwebe im Mondenschein.
O laß mich ein!"

Mein Sohn, mein Sohn, drück' auf die Thür,
Ich bin so schwach, und komme zu mir,
Leicht Flechtwerk ist's vom Elsenwald,
Und draußen weht der Wind so kalt.
O komm herein! —

„Viel tausend Meilen wohl bin ich von dir,
Oeffnen kann ich nicht mehr die Thür,
Selbst wie der Wind bin ich leicht und schwach,
O mache zurecht mein klein Gemach,
Und laß mich ein!"

Deine Kammer ist fertig; vor'm Windesstoß
Hab' ich sie verstopft mit Schilf und Moos. —
„Sechs Bretter sind für mich genug,
Und lege hinein ein weißes Tuch.
O laß mich ein!"

Ich öffne geschwind, mein liebes Kind.
Wo bist du? — Es saust vorbei der Wind. —
„Der Wind weht fort mich, Mütterlein:“
Ihr Sohn lag blaß wie Mondenschein
Im Kämmerlein.

Da ist denn doch der Erlkönig oder vielmehr das alte Lied vom Herrn Olav, das Goethe sich mit so viel Naivetät zugeeignet hat, als ob es seine eigne Erfindung wäre — viel einfacher und schöner. Herr W. Alexis hat durch diese Gedichte nur bewiesen, daß die Romanze und das Volkslied seine Stärke nicht sind.

24) Mythische Gedichte von Dr. S. Daxenberger München, 1835. 8. S. 106.

Große Dichter haben schon bewiesen, wie gut sich antike Stoffe in der Form der poetischen Erzählung oder Romanze behandeln lassen (unbeschadet der Unvereinbarkeit des antiken und christlich-romantischen Geistes). Schlegels Arion, Goethes Prometheus, Schillers Bild zu Sais, Bürgschaft, Kraniche des Ibicus, Klage der Ceres &c. liefern den Beleg. In dieser Weise sind nun in der vorliegenden Sammlung noch mehrere mythische Stoffe behandelt, Orpheus, Thamyris, Meleager, Niobe, Oedipus, Antigone, Laokoon, Agamemnon, Odysseus, die beiden Blumen (Narcissus und Hiacynthus), Herakles und Prometheus. Das Versmaaß ist durchgängig so, wie es hier der Schluß des „Thamyris“ zeigen mag. Dieser Sänger hatte sich vermessen, selbst Apoll zu übertreffen.

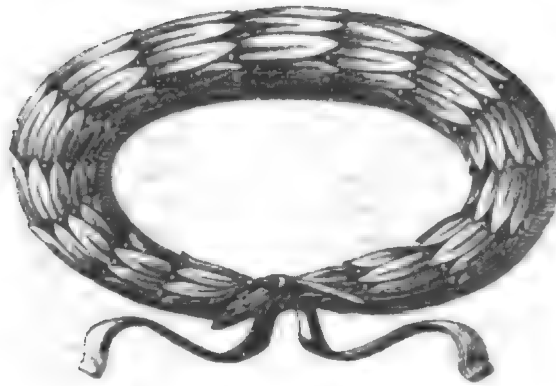
In die Saiten griff Thamyris,
Frevelnd hub er an zu singen,
Aber Nacht und Sturm durchflogen,
Wo er stand, den Hain des Gottes,
Und das Meergebraus von ferne
Uebertäubte seine Stimme,
Uebertäubte, wie auch rauschte
Seine gold'ne Leyer, diese;
Plötzlich unter seinen Händen
Lag das Saitenspiel zertrümmert,
Und das Lied in seinem Munde
Stockte plötzlich; kalter Schrecken
Goß sich aus in seine Seele.
Schreiend stürzet er zu Boden,
Mit wahnsinniger Geberde,
Liegt er da bewußtlos, lange,
Wie ein Todter, in dem Haine.
Als die Nacht dem nächsten Morgen
Wich, und als des Gottes Pferde
Durch den Himmelsbogen wieder
Eilten, da erwacht Thamyris;
Doch er schauet nie sie wieder,
Nicht erwachet er zum Tage;
Jene Nacht, die ihn zum Frevel
Angetrieben, ist geblieben,
Und erblindet sind die Augen.
Also fand ein Hirtenknabe
Den Bekränzten, den Bestraften;
Dieser hub ihn auf vom Boden,
Und ward ihm ein sanfter Führer
Bis zum Volke der Edonen,
Wo Philammon, der ihn zeugte,
Fast schon hundertjährigen Alters,
Ihn in seine Hütte aufnahm.
Schmerzlich ist des Leibes Unglück;
Doch ertrug es still Thamyris;
Aber seine Seele klagte,
Weinte um die Kunst der Saiten,
Härmte sich um die verlorne
Heil'ge Gabe süßer Lieder.
Ach, sie kehrte nimmer wieder!
Keine Bitte rührt die Musen,
Keine Klage bis zum Tode
Aus des Greises Herzen beugt sie.
Doch es schwebte bald Thamyris'
Seele aus dem müden Körper
In das klagenvolle Leben
Einer Nachtigall hinüber.

Dieses Gedicht, so wie Orpheus, die beiden Blumen und Antigone sind die angenehmsten. Bei den übrigen ist wohl der Stoff zu großartig und umfassend für diese fast lyrische Form.

25) Gedichte von Chr. Ulr. Beccau. Altona, in Commission bei Aue, 1836.

Der gemüthliche Dichter bringt freilich lauter uraltbekannte Empfindungen wieder vor, die schon Tausende von Dichtern im Mai und bei Ihr empfunden und in denselben Versmaaßen und Reimen besungen; doch mischt er einige originelle Romanzen mit ein, z. B. die tapfere That des frisischen Mädchens, das auf der Brücke der Wogenmannsburg so lange gegen eine ganze Schaar von Räubern sich wehrte, bis Hülfe kam, und die artige Schildbürgersage vom großen Hecht, den man mit einem Glöckchen am Halse wieder in den Fluß setzte, um ihn erst auf des Bürgermeisters Hochzeit wieder zu fangen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 14. Mittwoch, 8. Februar **1837.**

Lyrische Dichtkunst.

26) Gedichte von Ludwig Bechstein. Frankfurt a. M., Sauerländer, **1836. 8. S. 416.**

Schon öfters haben wir das große Talent Bechsteins für den metrischen Wohllaut gepriesen. Auch in dieser Gedichtsammlung ist er durchaus vorherrschend. Man fühlt sich auf den weichen Wogen der Harmonie getragen, z. B. in folgendem schönen Frühlingsliede:

Rufen wieder Maienglocken,
Rieselt wieder, Hain, dein Born?
Schüttelt Lenz die Blüthenflocken
Aus gefülltem Segenshorn?
Blühen auch die Veilchen wieder?
Ist die Amsel wieder wach?
Seufzt und singt die wonnetönende,
Allgepries'ne, lenzverschönende
Nachtigall der Sehnsucht Lieder
Unter grünem Schattendach?

O nun will ich nicht mehr klagen,
Will mich freun der schönen Zeit,
Und es sey den trüben Tagen
Auch kein Seufzer mehr geweiht.
Lehre, Frühling, mich vergessen!
Hoffe! ruft dein leuchtend Grün;
Nimm in deine balsamthauenden
Liebesarme den Vertrauenden,
Neben trauernden Cypressen
Laß die ersten Rosen blühn.

Freundschaft war dahin geschieden,
Liebe schwand vor meinem Blick,
Und ich rief den süßen Frieden,
Ach vergebens, mir zurück.
Was mir Hoffnung vorgesungen,
Glich dem Perlenschaum des Weins;
Freudig schlürft' ich einst den Schäumenden,
Herbe Hefe blieb dem Träumenden,
Nur noch nach Erinnerungen
Zählt' ich Freuden meines Seyns.

Aber dir, o Frühlingshore,
Deiner Blicke lichtem Strahl,
Oeffnen sich des Herzens Thore,
Blüthengöttin, noch einmal!
Und das Alte ist's geblieben,
Flammen lodern draus empor,
Und das stets im Wechsel schlagende,
Oft beglückte, oft verzagende,
Schlägt nun im erneuten Lieben
Feuriger, denn nie zuvor. —

Unter den ersten vermischten Gedichten behandeln die meisten die ewigen Themate: Liebe, Lenz, Zufriedenheit, Ruhe, Jugend, Alter ꝛc. Einige machen sich durch Originalität des Gegenstandes oder der Gedanken besonders bemerklich, z. B. der Jahrskalender eines Unglücklichen, das Gedicht auf die Maultrommel, die Klage der jungen Amme, die ihr Kind mit einem fremden vertauschen muß, die Zuversicht der Wittwe:

„Ich war ein Mädchen, schön und blühend,
Geschmückt mit jeder Frauenzier,
Und mancher Jüngling nahte, glühend
Um meine Liebe werbend, mir.
Sie schmeichelten, sie priesen, flehten,
Von Manchem, der in Lieb' entbrannt,
Ward ich, ich denk' es mit Erröthen,
Ein Engel damals oft genannt."

„Bis jener kam, der mich erwählte,
Der hohe Mann, dem keiner glich,
Dem liebend sich die Braut vermählte,
O, wie so hoch beglückt war ich!
Wie stand ich mit erglühten Wangen,
Als er sein Lieben mir bekannt,
Und unter seligem Umfangen
Er seinen Engel mich genannt."

„O spottet nicht der Wehmuthzähre,
Die noch in meinen Augen glänzt,
Der Mann des Ruhms, der Mann der Ehre,
Hat diese Locken oft bekränzt.
Ihm war ein seltnes Loos gefallen,
Er ward geehrt, hoch anerkannt,
Und er, mit frohem Wohlgefallen,
Hat seinen Engel mich genannt."

„Ich theilte seine Freudenstunden,
Ich theilte mit ihm Leid und Lust,
Ich stand von seinem Arm umwunden,
Ach, einen Himmel in der Brust.
Ich pflegte sein, als er erkrankte,
Er drückte schweigend meine Hand,
Und hat die Treue, die nicht wankte,
Mich, seinen Engel still genannt."

„Er starb, er starb! O, rinnt ihr Zähren!
Er ließ allein mich hier zurück!
Mußt' ihn der Herr so früh verklären?
So früh mir rauben all mein Glück?
Warum blieb ich ihm nicht vereinigt?
Warum ins Leben noch gebannt?
O, wie hat mich sein Tod gepeinigt,
Der sterbend Engel mich genannt!"

„Ich bin nicht arm an Erdenschätzen,
Gesichert wandl' ich meine Bahn,
Doch was kann mir das Glück ersetzen,
Das mir im Tode ging voran?
Mehr als mein Gold und jede Habe,
Gilt mir als Trost, als hohes Pfand,
Daß mich mein Mann, schon nah dem Grabe,
Noch seinen Engel hat genannt." —

Und als auf ihrem Sterbekissen
Die fromme treue Wittwe lag,
Sah sie mit ruhigem Gewissen
Sich neigen ihren Erdentag.
Mit halbgebrochnem Aug' nach oben
Sprach sie, dem Irdischen entwandt:
„Sie kommt zu dir, du Engel droben,
Die deinen Engel du genannt!"

Zart gedacht und als poetischer Trost gar vielfach anwendbar. Wenigstens wird dem Dichter die Genugthuung werden, daß jede edle Wittwe sein Gedicht mit Freude und Rührung lesen wird. Auch einige komische Gedichte sind eingestreut, unter denen besonders eins ganz vortrefflich ist:

Der Verdrüßliche.

Ich bin verdrüßlich:
Weil ich verdrüßlich bin,
Bin ich verdrüßlich.

Sonne scheint gar zu hell,
Vogel schreit gar zu grell,
Wein ist zu sauer mir,
Zu bitter ist das Bier,
Honig zu süßlich!
Weil nichts nach meinem Sinn,
Weil ich verdrüßlich bin,
Bin ich verdrüßlich.

Dort wird Musik gemacht,
Dort wird getanzt, gelacht,
Dort wirft man gar den Hut,
Wie mich das ärgern thut!
Ist nicht ersprießlich,
Ist nicht nach meinem Sinn,
Weil ich verdrüßlich bin,
Ach, so verdrüßlich.

Wo ich auch geh' und steh'
Ich meinen Schatten seh',
Immer verfolgt er mich.
Ist das nicht ärgerlich?
Und, wenn der Himmel trüb,
Ist es mir auch nicht lieb.

Winter ist mir zu kalt,
Frühling kommt mir zu bald,
Sommer ist mir zu warm,
Herbst bringt den Mückenschwarm,
Mücken auf jeder Hand,
Mücken an jeder Wand,
O wie mich das verstimmt!
O wie mich das ergrimmt!
Wie das ins Herz mich brennt!
Himmelkreuzelement! —

Bin ganz verdrüßlich,
Weil nichts nach meinem Sinn,
Weil ich verdrüßlich bin,
Ach, wie verdrüßlich!

Den meisten Raum nehmen die größern epischen Dichtungen ein, welche theils der nordischen Mythologie, theils der indischen, theils dem spanischen Cid nachgebildet, theils thüringische Sagen in Romanzenform sind, nämlich Skirnirs Fahrt, Odins Raben, der Noah Indiens, der Traum der Nachtigall (die Liebe zur Rose nach der bekannten orientalischen Mythe), die (spanischen) Grafen von Lara im Versmaaße des Cid, und viele Sagen aus Thüringen von der heiligen Elisabeth, von Friedrich dem Gebissenen, vom Kyffhäuser, vom Hörseelberge, vom Tanhäuser rc., die wir als nicht mehr unbekannt voraussetzen dürfen. Einige sind eigenthümlicher, z. B.:

Der fromme Ritter.

Es reitet ein Ritter durch Nacht und Graus
Nach seinem sichern Felsenhaus.

Des Weges ist er kundig gut,
Gar manchen Tag er ihn reiten thut.

Ueber'n Gottesacker sein Roß ihn trägt,
Und nimmer hat Furcht sein Herz bewegt.

Und wenn er über den Todtenhof zieht,
Da singt er leis ein frommes Lied:

„Aus der Tiefe ruf ich Herr zu dir,
Gib Frieden Allen, die schlummern hier." —

Und einstmals ängstlich der Ritter sprengt
Rasch über den Friedhof, vom Feind bedrängt.

„Aus der Tiefe ruf ich Herr zu dir!
Gib Schutz vor meinen Verfolgern mir!"

Da sind die Todten all' erwacht,
Da steigt's empor aus der Gräber Nacht.
Die Todten schwingen wild die Wehr,
Und Schrecken bannt der Verfolger Heer.

Sie sind vom starren Entsetzen stumm,
Sie wenden zur schnellsten Flucht sich um.

Die Todten hielten dem Ritter zu,
Der oft gebetet für ihre Ruh.

Der fromme Ritter durch Nacht und Graus
Kam sicher nach seinem Felsenhaus.

Eben so die seltsame Romanze von der Schlange, die sich einer schlafenden Mutter statt des Kindes an die Brust legt, sich aber gegen dieselbe dankbar erweist, indem sie später ihr Kind vom Tode rettet. Den Schluß bilden Frohsinn athmende Wanderlieder.

27) Pommersche Sagen in Balladen und Romanzen. Von Ed. Hellm. Freyberg. Pasewalk, in Commission bei Kalbersberg in Prenzlau, 1836.

Aus allen Provinzen Deutschlands strömen nach und nach die lokalen Volkssagen in der Romanzenform herbei. Die hier mitgetheilten sind zum Theil recht anziehend und echt sagenhaft, z. B. die Maränen im Maduesee. Ein verwöhnter Abt, der nach Pommern versetzt worden, klagt:

Venedigs Meeresbusen
Gab uns der Fische viel,
Und unter diesen allen
Mir die Marän' gefiel.
Des kalten Nordens Wasser,
Sie kennen diese nicht;
Wie mach' ich's, daß's an ihnen
Uns ferner nicht gebricht?

Da wird dem Bruder Pater
So bang', doch flieht er nicht,
Und bald sich wieder fassend,
Er also zu ihm spricht:
Gut, bringe die Maränen;
Doch wenn der Hahn gekräht,
Und wenn der Glöckner läutet,
Der Pakt nicht mehr besteht!

Da sieht er durch die Lüfte
Den Freudevollen nah'n,
Er hört ihn jubiliren
Auf seiner luft'gen Bahn.
Da fleht der Pater leise:
„Herr Gott, erbarme Dich!
Laß mich dafür nicht büßen,
Daß da gefehlet ich!"

Drauf kräht der Hahn, und eiligst
Der Glöckner zieht den Strang
Der Glocke, daß ihr Rufen
Zur Hora weithin klang.
Da wüthet in den Lüften
Der Meister Urian,
Und wirft die fremden Fische
Hinab von seiner Bahn.

Sie fielen in die Wellen
Der wogenden Madue,
Wo man sie vor dem Paste
Gefunden früher nie.

Die Erinnerungen an die Vitaleinbrüder, an den furchtbaren Seeräuber Stürzebecher, der ein Mädchen entführt und in eine Höhle gesperrt (dieselbe Sage wie die vom schwarzen Friedrich in Schlesien), die Sagen von versunkenen Dörfern, deren Glocken noch unter dem Meere läuten, die vom Mägdesprung ꝛc. haben alle etwas Volksthümliches. Einige sind minder bedeutend, z. B. die vom Reiter aus dem dreißigjährigen Kriege, der noch nächtlich umreitet, ohne daß etwas weiteres von ihm zu bemerken wäre.

Alle solche Sagensammlungen haben neben ihrer Beziehung zur poetischen Literatur auch einen historischen Werth als Beitrag zur deutschen Sagengeschichte.

Volkssagen.

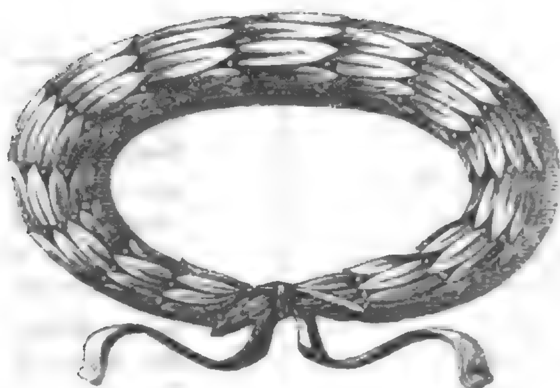
Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes. Herausgegeben von L. Bechstein. Zweiter Theil. Hildburghausen, Kesselring, 1836.

Diese Fortsetzung des früher schon besprochenen ersten Theils enthält „Sagen aus Thüringens Frühzeit," d. h. die historischen Sagen von der ersten Begegnung der Sachsen und Thüringer, von Chilperich und der üppigen Basina, von Hermanfrieds und der Seinen Untergang bis auf Karl den Großen. Dann folgt der „Sagenkreis von Ohrdruf" sehr gemischten Inhalts, theils legenden- theils romanzenartig, z. B. das Kind am Falkenstein: „Eine arme Frau stieg einst hoch am Falkenstein hinauf, Waldgras einzusammeln und mancherlei Kräuter, die nur an solchen selten betretenen Stellen wachsen und blühn. Sie hatte ihr ganz kleines Kind bei sich, und sezte dieses, da es ihr bei der Arbeit hinderlich war, an eine sichere Stelle, hieß es allda ruhig bleiben und mit den Steinchen spielen, die umher lagen; sie selbst ging hierauf ihrer Arbeit nach. Das Kind spielte eine Zeit lang, und es wurde ihm die Zeit lang, es rutschte weiter und immer weiter vor bis an den jähen Felsenabhang. Und auf einmal war es der Mutter, als höre sie einen Schrei. Es fiel ihr centnerschwer auf's Herz, rasch ließ sie Korb und Sichel und eilte nach der Stelle, wo sie ihr Kind gelassen, da war es nicht mehr dort und war den steilen Fels hinunter gefallen. Auf einem großen Umweg und außer sich vor Angst und Schreck eilte nun die arme Frau in die Thaltiefe, wo sie gewiß war, ihr Kind zerschmettert, blutend und tod zu finden. Wie sie aber hinunter kam an den Fuß des mehr als thurmhohen Falkensteins, so saß ihr Kindlein ruhig dort und spielte mit drei rothen Nelken, wie sie oben auf dem Felsengipfel blühen. Die Engel hatten das Kind behütet."

Der „Sagenkreis des Inselberges" enthält ebenfalls sehr mannichfaltige Sagen z. B. komischer Art, die vom Bier-Esel: „Ein wunderliches Gespenst lebt im Volksglauben der Ruhlbewohner. Langsam und leise durchschleicht es in der Stunde der Mitternacht die Gassen des Ortes, ein großer gräulicher Esel, und hockt sich den Männern auf, die um die späte Nachtzeit erst vom Bier heim schleichen. Mancher hat ihn schon tragen müssen bis an sein Haus, ein doppelt beladener viele lange Strecken. Andern Leuten thut er nichts. Mancher ist auch schon des Biereſels wegen früher vom Zapfen heimgegangen, um nicht in die Umhalsung der nordischen Empusa zu gerathen. Einige nennen ihn auch den wilden Esel, und haben ihn gesehen, wie er sich gewälzt hat." So auch die lokale Sage von der „Kuh aus dem Felsen. Nahe beim Wittgenstein weidete vor Jahren der Farnröder Hirte und erblickte mehrere Morgen eine überaus schöne Kuh, die sich seiner Heerde zugesellt hatte, ohne daß er wußte, wem sie gehöre, noch woher sie gekommen. Eben so war Abends die Kuh wieder von der Heerde weg, ohne daß er gemerkt hatte, wohin sie sich verlief. Da gab er denn gegen den Spätherbst hin mit seinem Hütjungen endlich recht genau Acht, und erblickte eines Morgens die Kuh, wie sie aus den Erlenbüschen dicht unter dem Fels herauskam: dort ging sie auch Abends wieder hinein. Den Abend darauf wollte der Hirte noch genauer erfahren, was es mit dieser Kuh für eine Bewandtniß habe, und lief ihr nach, als sie die Trift verließ. Die Kuh ging in eine Kluft des Berges hinein und verschwand. Der Hirte ging ihr nach, kam in einen hellen Gang und zulezt an eine Thüre, an die er anklopfte. Da trat eine Jungfrau heraus und fragte ihn: Was willst Du? Das Hutgeld für die Kuh, die Ihr mir alle Tage heraus zur Weide schickt, antwortete der Hirte unerschrocken. Das Jungfräulein reichte ihm einen alten Thaler und sprach: Hättest Du nicht gefordert, hättest Du mehr bekommen! Ließ den Hirten stehen und verschwand. Dieser ging aus dem Felsen; nie kam wieder die Kuh zur Weide, nie fand er wieder die Kluft, den Bergeseingang. Von solcher Kuh eine ähnliche Sage wird auch vom Hausfeld erzählt."

Alle diese sehr fleißig gesammelten bestimmten Oertlichkeiten angehörigen Sagen ergänzen die bekannte treffliche Sammlung von Grimm, in deren Geist und Ton sie auch abgefaßt sind. Dieser zweite Band enthält nicht weniger als 112 Nummern, die den Freund der deutschen Alterthümer und Sagenpoesie gewiß sehr ansprechen werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 15. Freitag, 10. Februar 1837.

Lyrische Dichtkunst.

28) Alsa-Bilder. Vaterländische Sagen und Geschichten mit Anmerkungen von den Brüdern August und Adolf Stöber. Straßburg, Dannbach, **1836. 8. S. 105.**

Die Söhne des unlängst verewigten Ehrenfried Stöber haben die Dichtergabe ihres Vaters geerbt, und wie dieser noch der ältern Schule Pfeffels, Schubarts, Hebels angehörte, so zählen sie sich zu der jüngern schwäbischen Schule, welche vorzugsweise die Romanze charakterisirt.

Wir verdanken ihnen die Bereicherung unserer vaterländischen Poesie durch eine Menge der schönsten Elsässer Sagen, die man bisher wenig und zum Theil gar nicht annte. Ist aber der Stoff derselben schon an sich poetisch, so verdient die Form nicht minder die Anerkennung aller Freunde der Romanze. Wir müssen Proben davon mittheilen. Zuerst eröffnet sich uns das landschaftliche Panorama vom Straßburger Münster aus:

Auf dem Straßburger Münster.

Ich steh so gern auf deinen Zinnen,
Du hohes, deutsches Tempelhaus!
Es geht mein stilles tiefes Sinnen
Weit über Berg und Thal hinaus.

Da rollt, mit seinen Wundersagen,
Der alte, thatenvolle Rhein,
Die dunkelgrünen Wellen schlagen
Hoch auf, im goldnen Sonnenschein.

Der Wasgau schüttelt seine Eichen
Der Schwarzwald rauscht im Tannenkleid.
Seyd euch so fern, doch nimmer schweigen
Will eurer Sehnsucht tiefes Leid.

Habt euch alltäglich vor den Blicken,
Alltäglich schlägt von Lieb' die Brust.
Könnt euch durch flinke Vöglein schicken
Gruß, Minnewort', und Leid und Lust.

Und eure Schlößlein können tauschen
Von alten Zeiten manche Mähr',
Wie sie durch Eichenwipfel rauschen,
Von starken Rittern kühn und hehr.

Vom Thal, wo Baden's Wunderquelle
Aus warmem Erdenschooße springt;
Vom Berg', wo einsam nur die Welle
Des Bölchensee's am Felsen klingt.

Vom Mummelsee, wo Feen wallen,
Krystall'ne Zauberschlößlein stehn;
Von Königsburg, mit ihren Hallen,
Auf lichten aarumkreisten Höh'n.

Vom Staufenberg, die holde Sage,
Die sich im alten Liede regt;
Von Hohenburg, wo stille Klage
Der jungen Nonne Herz bewegt. —

So mögt ihr rufen manche Kunde,
Sie soll durch Fels und Haide wehn;
Soll schweben frisch aus deutschem Munde
Und tief in Aller Herzen gehn.

Der graue Wächter hört sie gerne,
Das Münster, an der Alsa Strand;
Es schaut umher nach blauer Ferne,
Und steht verklärt im Steingewand.

Die jungen, bunten, flücht'gen Bilder,
Die kennt der graue Wächter nicht:
Drum wird sein Blick stets freier, milder,
Wenn altes Lied durchs Rheinthal bricht.

Fest wurzelt er in deutschem Grunde,
Dem deutschen Geist und Sinn vertraut,
Und wahrt in des Alsaten Munde
Auf ewig deutschen Wortes Laut.

In dieser Weise geht auch durch alle folgende Dichtungen jener echte deutsche Geist, der sich nicht ins Französische übersezt und nachher gegen Deutschland wie gegen ein fremdes Land kokettirt, sondern der einfach seyn und bleiben will, was er ist, deutsch. Die alte Zeit mit ihren je an bestimmte Oertlichkeiten geknüpften Sagen wird heraufbeschworen. So die Sage vom Finger des h. Theobald, der noch im Tode den Ring so fest hielt, daß er mit demselben ausgerissen und von dem treuen Diener Maternus am Pilgerstabe herumgetragen wurde, bis er in eine Tanne, an die der Stab gelehnt wurde, einwuchs, was der Kirche und Stadt Thann im Elsaß den Ursprung gab. Das Lügenfeld bei Thann, wo Kaiser Ludwig der Fromme von seinen Söhnen verrathen wurde. Die liebliche Sage von den drei Aehren:

Aus der Klosterkirche schleichet,
Bangen Tritt's, ein bleicher Mann;
Seine Haare sträuben wild sich —
Ach! daß er nicht beten kann!

Hat mit frevelhaftem Sinnen,
Frech geraubt ein hohes Gut;
Und ihn treibet das Verbrechen,
Und es starret ihm das Blut.

Also zieht er fluchend fürder,
Kaum daß noch sein Stab ihn hält;
Bebend greift er nach der Hostie,
Wirft sie scheu ins Aehrenfeld.

An drei Halmen bleibt sie hangen —
Bienlein fliegen schnell herbei,
Bauen emsig drum die Waben,
Summen sanfte Melodei.

Aus den süßen Brombeerblüthen
Zieh'n sie frischen Honigsaft,
Können gar nicht ruh'n und rasten,
Fühlen schon die Himmelskraft.

Und die Wandrer, die vom Thale
Still betreten jene Höh'n,
Fühlen mild ihr Herz erschlossen,
Himmelswonnen sie umweh'n.

Betend wallt herauf ein Priester,
Weihet die beglückte Stell':
Bald umschließet die drei Aehren
Eine heilige Kapell'.

Fromme Einfalt trägt das Wunder
Weithin, über Thal und Höh'n;
Manch ein Waller aus der Ferne,
Naht mit heißem, stillem Fleh'n.

Freundlich schaut das Kirchlein nieder,
Die drei Aehren jezt genannt,
Streuet reichen Erntesegen
Auf das schöne Alsaland.

Die Sagen von der h. Odilie, von der Königin Richardis, von Herrn Marx von Eckwersheim, von der Dame von Schwanau, vom Bölchensee; die schöne Sage von der Feenbrücke:

Einst legten die Feen am jähen Schlund
Zum riesenhaften Gebäu' den Grund,
  Eine Brücke wollten sie sprengen
Hoch über's wilde Breuschthal rund,
  Mit kühnen Bogen und Gängen.

Die Feen hatten ein Zauberwort,
Das konnte die Felsen hier und dort
  Zum Bau zusammenbannen,
Und zog aus ihren Wurzeln fort
Die höchsten Eichen und Tannen.

So wuchs die Brücke mächtig auf,
Und schwang sich hinüber zum Bergesknauf,
  Vom Zauberwort gekittet;
Tief unten hatte mit wildem Lauf
  Die Breusch ins Thal sich geschüttet.

Doch als die Feen einst erwacht,
War ihnen plözlich über Nacht
  Das Zauberwort entschwunden,
Sie haben sich alle lang bedacht
  Und haben's nimmer gefunden.

Und sieh, da schwankte das Gestein,
In tausend Rissen brach es ein
Und stürzte mit dumpfem Rollen!
Die Feen irrten durch Thal und Hain
Und flohen und sind verschollen. —

Dein muß ich denken in Traurigkeit,
O Mittelalter, du Feenzeit!
Hast auch eine Brücke gezogen
Einst über der Erde Wildniß weit,
Mit Riesenpfeilern und Bogen.

Ich kenn' das Wort, deß Zauberbann
Dem Bau so festen Grund gewann,
Die Brücke so kühn gehoben —
Das Wort, das Berge versetzen kann
Und zieht die Erde nach oben!

Das trugst du lang im Herzen treu;
Einst als der Tag erwachte neu,
War's plötzlich dir entwichen,
Zusammen stürzte dein alt Gebäu,
Und Ritter und Frau'n erblichen.

Ein neu Geschlecht zu bauen begann;
Was gestern erstanden, heut zerrann.
Soll euch der Bau gelingen —
Das Wort das Berge versetzen kann,
Muß euch zum Herzen bringen!

In diesen Elsässer Sagenkreis gehört auch die Riesentochter vom Nideck, die übrigens auch sonst schon poetisch behandelt ist, wie denn ein schöner Sinn sie auszeichnet. Die Riesentochter findet nämlich einen Bauer beim Pflug, nimmt ihn in ihre Schürze und bringt ihn dem Vater. Dieser aber sagt:

Zu seiner Arbeit wieder stell'
Den Mann mit seinen Rößlein schnell!

Es seyen die Menschlein noch so klein,
Nicht dürfen sie unser Spielwerk seyn!

Ferner die Sagen vom Ochsenstein, von Frau Itta von Lützelburg, die Hexenschule bei Zabern; das Echo auf Hüneburg, das eine der sinnigsten Volkssagen erzählt von einem treulosen Priester, der das Geheimniß der Beichte verrieth, dann im Blut des Ermordeten ausglitt und den Hals brach.

Die Sagen von der Bruderrache im Schloß Lichtenberg, vom Kellermeister auf Arnsburg, vom Küfer von Falkenstein; ferner von einigen berühmten Straßburgern, vom Geisen-Major, vom edeln Geiler von Kaisersberg, vom freimüthigen Jakob Sturm, der Kaiser Karl V. auf dessen Beschwerde über die Ketzerei der Straßburger erwiderte: wenn die Mönche Unserer Frauen Brüder geblieben wären, hätte man ihnen kein Haar gekrümmt, aber sie wollten Unserer Frauen Männer seyn und das hättet Ihr auch nicht gelitten." Dann schließen noch mehrere Scenen aus Straßburg, z. B. die Geschichte des berühmten Hiersebreys, den die Zürcher noch warm nach Straßburg brachten. Ein kleines Gedicht zeichnet sich noch besonders durch seine Zartheit aus:

Im Straßburger Münster.

Von Weihrauchdüften ist durchhaucht
Die weite, stille Münsterhalle,
Da stehn in Dämmerung getaucht
Die grauen Heil'genbilder alle;
Und sieh — ein reicher Farbenschein
Ergießt sich in den Dom herein:
Die Strahlen quellen aus dem Schooße
Der bunten, blättervollen Rose.

Sie läßt ihr wunderklares Licht
Ins düstre Chor hinuntergleiten —
O hehres Bild! wie mahnst du nicht
An alte, längst verklung'ne Zeiten!
Die Liebe klärte, frisch und jung,
Des Glaubens ernste Dämmerung,
Und Minnerosenschein durchglühte
Das fromme, selige Gemüthe!

Den Gedichten ist noch eine kleine Abhandlung in Prosa beigefügt, über das Pfeiffergericht im Elsaß. Sie ist recht interessant, denn wir erfahren daraus, die Herren von Rappoltstein seyen vom Kaiser mit dem Bann über alle Pfeiffer und Spielleute im Reich belehnt gewesen, habe als Pfeifferkönig sogar eine Krone tragen und alljährlich ein öffentliches Gericht halten dürfen, zu dem die Musikanten von allen Enden des Reichs herbeigeströmt seyen, weil die Angelegenheiten ihrer Zunft nur der Pfeifferkönig zu entscheiden hatte.

Epische Dichtkunst.

Rappoltstein. Eine Wundersage aus dem Mittelalter, dichterisch bearbeitet von G. D. Zürich, Schultheß, 1836. 8. S. 487.

Auch dieses Werk ist von einem Elsässer verfaßt, wie denn auch sein Stoff der Vorzeit des Elsasses entlehnt ist. Der Dichter versetzt uns ins Mittelalter und nach Rappoltsweiler zur Zeit der Weinlese:

Da stehn sie rüstig in des Weinbergs Mitte;
Das krumme Messer blinkt in jeder Hand;

Die Trauben sinken, füllen Bütt' auf Bütte
In schwellendem Gewühle bis zum Rand.
Dort trägt der Winzer mit dem schwanken Tritte
Die Bürde zu der nahen Felsenwand,
Und stellt in langer Reih' des Herbstes Güter
Mit stolzem Blicke an dem Steine nieder.

Aber die ländliche Scene verwandelt sich alsbald in ein Schlachtfeld. Die Knechte des grimmigen Ritters Conrad von Rappoltstein bekommen Händel mit den Winzern, unter denen besonders ein schöner Jüngling hervorglänzt, dessen Vater einst von dem Ritter tückisch erschossen worden. Der Kampf der Landleute gegen ihren Herrn geht aber bald in eine Adelsfehde über. Conrad wird von seinen eignen Söhnen bekämpft. Nun folgen Ueberfälle, Schlachten, Belagerungen Schlag auf Schlag. Dazwischen Scenen von Liebe, Entsagung, Eifersucht. Ein häßlicher, schielender Ritter Landolph, der die schöne Adelaide heirathen will, die einen andern liebt und mit Zaubermächten in Berührung kommt. Conrads so geistreiche als waffengeübte Tochter Gertrude, die ihrem Entführer mit dem Schwerte trozt, dagegen in geheimer Liebe zu dem schönen Egenolf von Urselingen entbrennt. Die Schilderung erinnert an Tasso und Ariost und an unsre ältern Ritterromane und ist nicht selten recht malerisch. So die Schilderung eines Auszugs am Morgen:

Die Rosse knirschen am beschäumten Zügel,
Am Boden scharrt der ungeduld'ge Huf,
Der Reiter schwinget schnell sich in den Bügel
Und schmetternd tönt der Kriegstrommete Ruf.
Der Zug beginnt, auf rauscht des Thores Flügel,
Frei fühlet jeder sich, wie Gott ihn schuf;
Und hebt die Blicke zu des Himmels Zinnen,
Nicht sorgend, was die dunkeln Mächte spinnen.

Sie lassen das gethürmte Schloß im Rücken,
Sie steigen nieder in des Thales Grund,
Und wo das Auge schweifet, thut den Blicken
Das Schöne sich in tausend Zaubern kund.
Man sieht den bunten Herbst die Wälder schmücken,
Um Felsen hallt des Quells geschwäz'ger Mund;
Die Heerden grasen auf den fetten Triften,
Der Falke wiegt sich kreisend in den Lüften.

Dagegen sind denn freilich die Kampfscenen etwas gedehnt und ermüdend. Der Kampf endet mit der Eroberung des Rappoltstein. Der alte Tyrann will nicht von der Gnade seiner Söhne leben und stürzt sich in den Abgrund, indem er sie verflucht. Dieser Fluch geht in Erfüllung, denn die beiden Söhne, Ortolph und Wipold, bekämpfen sich um das Erbe, und die Bürger der Stadt theilen sich in zwei Parteien für dieselben. Den nun sehr ausgedehnten Kampf stillt endlich Kaiser Friedrich Barbarossa:

Legnano hatte eine blut'ge Wunde
Des Kaisers Macht geschlagen. Traurig lag
Die Säule seiner Größe; eine Stunde
Hat sie zerschmettert. Hell erglänzt der Tag
Des Ruhmes ob dem longobard'schen Bunde —
Durch alle Länder scholl's wie Donnerschlag.
Die Welt, die stolzen Sieger selbst, sie schauen
Des Glückes Wechsel mit geheimem Grauen.

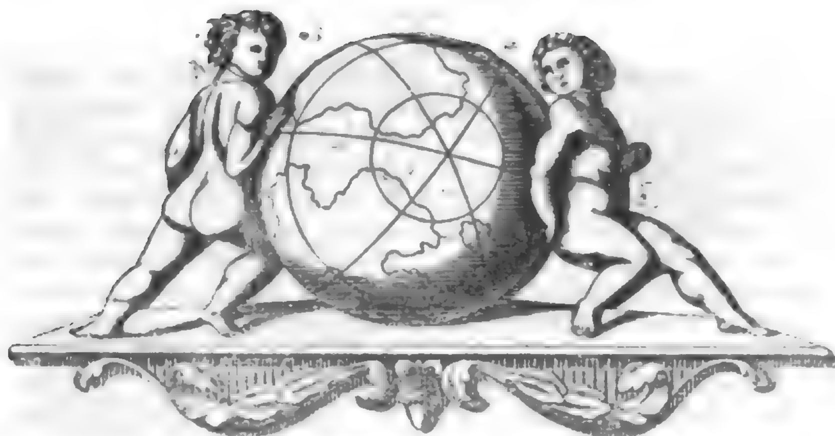
Das Schicksal hat zwar Friedrichs Macht zersplittert,
Doch bleibet ihm sein Name, der die Welt
Mit seines Ruhms Posaunenschall erschüttert,
Nur höher wird er steigen, wenn er fällt.
Ihm bleibt der Muth, der Sieger selbst erzittert;
Rachgier'ger, wie die Wogen durch den Belt
Hinstürmen nach Germanien's niederm Strande,
Kehrt Barbarossa in die welschen Lande.

Zum Felde ruft er bald Germanien's Söhnen,
Und nicht vergeblich wird der Tuba Klang
Vor ihrem kriegerischen Ohr ertönen;
Vom Aufgang ziehen bis zum Niedergang.
Nur wenig Monden Ruhe auf der schönen
Alsat'schen Flur, bei'm frohen Rundgesang,
Verjüngt die Kräfte auf des Wasgau's Höhen,
Und neu erstrahlen ihm die Kriegstrophäen.

Er stillt den Bruderzwist und vermählt ihre Schwester Gertrud, die seine Gemahlin längst gekannt und beschüzt hat, mit dem Urselinger. Nachher aber bricht der Haß der beiden Brüder wieder aus. Ortolph tödtet den Wipold durch einen Pfeilschuß, und geht dann, von Gewissensbissen gepeinigt, in ein Kloster. Rappoltstein kommt an den Urselinger.

Das Gedicht beurkundet eine große Liebe zu der heimischen Sagenwelt, zu den alten Erinnerungen, in deren romantisches Dunkel der Verfasser dem Lärm des Tages entflohen ist. Die Sorgfalt, mit der er ein so umfangreiches Gedicht bis zum Schluß ausgearbeitet, ist auffallend in unserm alles übereilenden Jahrzehent, und die ganze Erscheinung erhält durch den Umstand, daß der Verfasser dem, der deutschen Bildung zu lange entfremdeten Elsaß angehört, etwas Eigenthümliches und Anziehendes.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 16. Montag, 13. Februar 1837.

Neueste Schriften über Belgien.

1) Historisch-diplomatische Darstellung der völkerrechtlichen Begründung des Königreichs Belgien von Nothomb. Nach dem Französischen bearbeitet mit Anmerkungen und Zugaben von Prof. Dr. A. Michaelis. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.

2) Vom Königreiche der Niederlande, durch den Freiherrn von Keverberg. Stuttgart, Hallberger, 1836.

Ueber Nothombs interessantes Werk wurde schon Literaturblatt 1834 Nr. 125 und 126 ausführlich berichtet. Es erscheint hier sehr verbessert und vermehrt in der deutschen Uebersetzung des Herrn Prof. Michaelis, der noch viele Urkunden und gehaltvolle Bemerkungen hinzugefügt hat. Wegen der Urkunden ist dieses Werk als historische Quelle zu betrachten. Seiner Tendenz nach ist es eine Vertheidigung dessen, was in Belgien geworden ist, eine nicht mühelose Beweisführung, daß es so habe kommen müssen und so recht und gut sey. Die Schrift des Herrn von Keverberg behauptet genau das Gegentheil, zieht überall sowohl die rechtlichen Motive, als die praktischen Vortheile von dem, was geworden, in Zweifel, klagt das Benehmen der Belgier an und vertheidigt dagegen das Benehmen Hollands in jeder Weise. Beide Schriften sind gründlicher und besonnener abgefaßt, als alle früheren über denselben Gegenstand, ein Beweis, daß man sechs Jahre Zeit gehabt hat, darüber nachzudenken.

Ein deutscher Journalist hat nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, die belgische Angelegenheit vom deutschen Standpunkt, als eine Angelegenheit der gesammten deutschen Nation zu betrachten. Aus diesem Gesichtspunkt erscheint sie nicht gerade sehr erfreulich. Zwar erhält nach einem allgemeinen politischen Gravitationsgesetz ein Ganzes desto mehr Anziehungskraft für seine Theile, je mehr diese sich unter einander abstoßen, und Holland sowohl als Belgien werden von dem Ganzen, zu dem sie ursprünglich und in der Idee unveräußerlich gehören, einzeln gewiß ein wenig abhängiger, als es das ganze Königreich der Niederlande geblieben wäre. Allein es hat sich ein zweites Ganze mit seinem Einfluß aufgedrängt, und die Beziehung, in welche Belgien zu Frankreich getreten ist, reagirt wieder feindselig gegen die älteste und natürlichste Beziehung Belgiens zu Deutschland, und das neue Königreich Belgien, dessen Volk zwar deutsch, dessen Volksvertreter, dessen Gelehrte, dessen Literatur aber französisch sind, und das die Mündung seiner Kanonen nicht mehr nach Südwesten,

sondern nach Nordosten kehrt, gewährt den deutschen Interessen die Garantie nicht, die ihm das spanische, österreichische und holländische Niederland gewährt haben.

Das allgemeine Resultat der belgischen Revolution ist unfehlbar, daß zwei deutsche Stämme sich zu wüthendem Haß gegen einander entflammt haben, und daß auch diesmal wieder, wie in allen ähnlichen Fällen, seitdem deutsche Stämme sich unter einander zanken, mithin seit 2000 Jahren, die Fremden davon Vortheil gezogen haben; denn ist auch Belgien nicht französisch geworden, so möchten wir doch behaupten, daß eine französische Eroberung mit der sie stets begleitenden Plackerei und Schande uns eine deutsche Provinz nicht so sehr entfremden würde, als es der Einfluß freiwillig adoptirter französischer Formen und namentlich der französischen Sprache ist. Dieses Resultat scheint uns nun keiner Anpreisung werth, wenigstens nicht von deutscher Seite, und es würde uns erfreulicher seyn, irgendwoher über die Mittel rathschlagen zu hören, wie man die schönen altdeutschen Maaß- und Scheldeländer dem deutschen Gesammtinteresse durch deutsche Bildung, zunächst durch Anschluß an den deutschen Handelsverein &c. wieder näher anknüpfen könnte. Eine solche Diskussion würde uns fruchtbarer scheinen, als die Versuche, den unlösbaren gordischen Knoten der staatsrechtlichen Unterhandlungen in Betreff der belgischen Schöpfung zu lösen; da wohl Belgiens Geschichte den allerschlagendsten Beweis liefert, daß ein Faktum wichtiger ist, als ein papierner Rechtsgrund, und daß es mithin auch mehr darauf ankommt, einem Faktum die besten Folgen zu geben, als, über seine Gründe zu grübeln.

Der Herausgeber des Nothombschen Werkes äußert sich in der Vorrede über die Londoner Conferenz: „Einer der Ringe in der die europäischen Staatengesellschaften vereinigenden Friedenskette war nun einmal zerbrochen, und weisheitsvoll wurden, statt auf den Versuch einer neuen Zusammenlöthung der Bruchstücke einzugehen, aus dem in innersten Wesen Ungleichartigen und deßhalb von jeher Auseinanderstrebenden zwei abgesonderte Ringe gebildet, lediglich mit dem Vorbehalt, in dem Umkreise eines jeden derselben, durch moralische Unterstützung, ihre völkerrechtlich freie und selbstständige Entwicklung unter dem Schutze dynastischer Unabhängigkeit, bewirken zu helfen. Kurz, Alles, was zu London für die Aufrechthaltung und Befestigung des Friedens der Zukunft geschehen ist, offenbart nicht das Gepräge der politischen Moral, das Schiboleth der alten Staatskünstelei sondern den doctrinellen Charakter der moralischen Politik, und darin liegt die welthistorische Bedeutsamkeit der Londoner Conferenz."

Das ist recht schön, aber es frägt sich, ob die Verfertigung einer neuen Krone, die systematisch verfälschte Nationalität retten kann? Ein König soll alles thun, als ob es bloß dieses Namens bedürfte, um die politischen Kröpfe, die Frankreich (in den ihm affiliirten Nebenländern) ansezt, eben so geschwind zu heilen, wie die physischen der Individuen, von denen man ehemals glaubte, daß eine königliche Berührung sie heilen könne. An die Nation und Nationalität denkt man nicht. Und doch wäre sie es allein, durch deren Entwicklung etwas Bleibendes gewonnen werden könnte. Macht, daß Belgien wieder, wie ehedem und wie es seine Stammverwandtschaft und seine geographische Lage erfordern, an Deutschlands Gesammtinteresse, an deutschem Verkehr und deutscher Bildung innigen Antheil nimmt, und das wird mehr werth seyn, als alles neue Kronengold aus der Londoner Fabrik. Macht, daß man in Deutschland nicht mehr von Belgien, als von einem wildfremden Volke, sondern wieder wie ehedem von brüderlichen und wohlbekannten Flamändern und Brabändern spricht, deren Kunst- und Gewerbfleiß einst Deutschland mit Reichthümern überströmte, und dann werden die diplomatischen Kaiser- und Kegelschnitte, die nur Schmerzensgeburten und unendliche Berechnungen hervorbringen, nicht mehr so viel Aengste machen.

Wollten wir tiefer in die Ursachen eindringen, so würden wir fragen, ob nicht das Gesammtinteresse der deutschen Nation vor dem Schaden hätte bewahrt werden können, der nothwendig daraus entsteht, wenn einzelne Stämme, die von Natur dem deutschen Staatensystem angehören, durch Unzufriedenheit mit ihrer Regierung einem fremden Interesse zugewendet und dienstbar gemacht werden, und dann würden wir leicht darthun können, daß die Schutzrede des Herrn von Keverberg nicht hinreicht, um von Holland die Vorwürfe abzuwenden, die ihm die öffentliche Meinung in dem vorherrschenden französischen Sinn sehr mit Unrecht gemacht hat (da Holland dem französischen Interesse unfreiwillig den größten Dienst geleistet), und die man ihm im deutsch-patriotischen Sinn, der freilich nicht vorherrscht, erst mit Recht machen kann und muß. Nicht zu gedenken der Rheinschifffahrtsfrage.

3) Der Abfall der belgischen Provinzen von Oesterreich, von Louis Lax. Aachen und Leipzig, Mayer, 1836.

Eine kurze und faßliche Darstellung des bekannten Aufstands der österreichischen Niederlande gegen die unter etwas zu gewaltthätigen Formen eingeführten, durchaus redlich gemeinten Formen Josephs II. Eine Partie der belgischen Geschichte, die schwerlich ihre glänzendste ist; an die aber die jüngsten Begebenheiten ziemlich lebhaft wieder erinnern mußten, sofern auch damals

schon die Opposition aus einer Allianz französirender Republikaner mit Ultramontanern bestand.

Lyrische Dichtkunst.

29) Gedichte von Valentin Baur, Bauern in Hailfingen. Rottenburg, gedruckt bei Engel; 1836. 12. S. 95.

Eine eigenthümliche Erscheinung, die zu den Contrasten unsrer Zeit gehört. Während Hoffmann von Fallersleben Gedichte in alemannischer Mundart schrieb, bevor er noch Schwaben gesehen hatte; stimmt hier ein ganz einfacher schwäbischer Bauer hinter seinem Pflug den hohen Ton an, den wir nur an gelehrten Dichtern gewohnt sind, vermischt mit einer Menge von Kunstausdrücken, z. B. Vaubans Festungen, Sphärenduft, Arkadien, pittoreske Gegend, Indiens Schätze, Pyramidenbau, Newton, Bernoulli, Gallilai, Guirlande, Recensent, Alexandria, Hesperiden ꝛc. In solche Gegensätze springt unsre Kultur um, die Gelehrten affektiren naive Ländlichkeit, und der Landmann verachtet seine natürliche Naivetät, um den hohen Ton der Gebildeten anzustimmen.

Unter diesen Umständen versteht es sich von selbst, daß sich der dörfliche Dichter künstlich um alle Originalität gebracht hat, denn anstatt anders zu seyn, wie die ungeheure Menge vornehmer Dichter, die wir bereits haben, trachtet er nur, ihnen so viel als möglich zu gleichen. Er hätte besser gethan, sich von ihnen zu unterscheiden. Doch zeichnet ihn ein bedeutendes Talent aus, ohne welches er, ohne alle Bildung und Anreizung, wohl überhaupt nicht auf diese Liebhaberei gefallen wäre. Namentlich sind seine Verse fließend und klar.

Phantasie.

Dort drüben über jenen Bäumen,
Die nur der Einsamkeit geweiht,
Wo über goldbegränzten Räumen
Entfernung nur den Zauber leiht.

Wo Fluren an der Sonn' erwarmen,
Der Pfad durchs Wiesenthal sich schlingt,
Des Hügels Busen zu umarmen,
Der nie aus seinem Arm sich ringt.

Spaziert sie bald im Eichenschatten,
Und an des Baches Blumenstrand;
Bald weilet sie auf weichen Matten
Mit dunkeln Veilchen in der Hand.

Doch als ich ihren Namen nannte,
Und fühlte meines Herzens Schlag,
Da fand ich, als ich mich erkannte,
Daß ich im Wald im Schatten lag.

So das muntere

Mailied.

Im fröhlichen Kreise,
Nach ländlicher Weise,
Begegnet dem Mai'n,
Er ist in die jungen
Gemüther gedrungen,
Im grünenden Hain!

Es geben ihn wieder
Die fröhlichen Lieder
Zurück der Natur.
So wechseln, so tauschen,
So fühlen und lauschen
Die Liebenden nur.

Es werden, wo Strahlen
In Blüthen sich malen,
Die Zweige zum Strauß.
Die Fröhlichen binden
Und flechten und winden
Sich Kränze daraus.

Es spielt auf den Matten
Der Glanz und der Schatten,
Es perlet der Thau;
Nachdem ich mich stelle,
Wird dunkel und helle
Das Grüne der Au'.

Es spielt mit dem Bande
Des Mädchens vom Lande
Und Locken der West,
Allwo sie um Linden
Im Kreise sich winden
Beim ländlichen Fest.

Gefühle der Liebe,
Die zärtlichsten Triebe
Erfüllen die Brust;
Und off'ner, getreuer
Und zärter und freier
Wird Liebe und Lust.

Mailieder zu singen,
Guirlande zu schwingen,
Begegnet dem Mai'n.
Nun windet ihr Mädchen
Und Knaben zum Blätt'chen,
Ein Maienblümlein!

Von dieser Art sind noch mehrere Gedichte, z. B.:

Nicht an jenes Berges Spitze,
Die mit grauer Burg geziert,
Nicht am alten Rittersitze,
Wo sich Thal in Thal verliert;

Auch nicht, wo ein Strom dem Rheine
Traulich reicht die Wellenhand,
Liegt mein Dörfchen, o das kleine,
Einsam, still und unbekannt.

Ueber jene weite Haide,
Die mit Moos bedeckt und Heu,
Dort, an jener grünen Weide,
An dem Meierhof vorbei —
Führt die meilenlange Strecke
Eine schroffe, enge Bahn
Euch durch jenes Waldes Ecke
Zum versteckten Dorf hinan.

Viele Gedichte gehn über den Kreis unmittelbarer Anschauung hinaus und verlieren eben dadurch das Eigenthümliche. Dahin gehören Soldatenlieder, allgemeine Betrachtungen über die Welt, das Schicksal, eine Romanze vom alten Frankenkönig Chlodwig 2c. Doch gehört das ganze Auftreten dieses in einem unbekannten Dunkel schlummernden Talents zu den interessantern Erscheinungen unsrer poetischen Literatur.

30) Elegische Gedichte von W. Junkmann. Münster, Deiters, 1836. S. 119.

Viel Salvator Rosas-Phantasien. Fast lauter wilde Klippen, Sturm in Eichenwäldern, schäumendes Meer, ein Kirchhof bei Nacht. Damit contrastiren dann wieder sehnsüchtige Erinnerungen an die Kindheit voll Licht und Heiterkeit. Auch ein paar Lieder im Münsterländer Dialekt und ein größeres Gedicht: König Enzius. Am meisten die Eigenthümlichkeit des Verfassers ausdrückend und zugleich am geistreichsten erschien uns folgendes Gedicht:

Der Abgrund;

Es liegt in unsrer Seele Tiefen
Ein Abgrund unermeßlich tief,
Leis' überdeckt von Blumen, Farben,
Allmählig wächst er bis die Ufer er
Unermüdlich einfrißt und in sich begräbt.
Und nicht wird er gefüllt trotz unserm Streben,
Nicht Freuden, Schmerzen, Thränen füllen ihn.
Und eine Blume nach der andern unsers Lebens
Sinkt mit dem Ufer in sein stilles Grab.
Die eine pflückt er rasch, der and'ren spühlt er
Die Wurzeln nackt bis sie verwelkt, vergeht.
Ist's heller Tag; o wär' die Nacht, die schweigende,
Mit ihren tausend goldnen Aeugelein;
Ist's Nacht; o wär' der Tag, der kräftige,
Mit seinem tausendfachen Farbenglanz!
Doch wächst der Abgrund und wir schrecken auf,
Gefesselt, starr, was können wir?
Und Freundschaft sinkt, und Ehre, Freiheit, Macht
Und alles Schöne, Herrliche sinkt in sein düst'res Grab.

Ueberall gibt der Dichter ein originelles Talent für das Landschaftliche zu erkennen. Alle seine Lieder enthalten im kürzesten Ausdruck lebhafte Bilder, z. B.:

Wintermorgen.

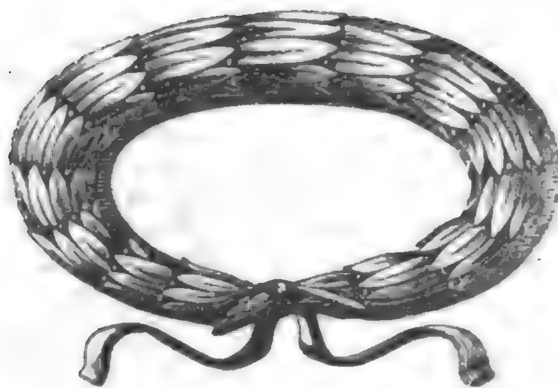
Schnee deckt den weiten Kirchhof und die Mahle
Derer, die schlafen sorgenlos den letzten Schlaf.
Die Nacht will noch nicht weichen vor dem Tage,
Der durch die breiten Wolken mühsam graut.
Ein Sperling schreit an der Kapelle Fenster,
Er fliegt empor: Schneeflocken rieseln niederwärts.
Halboffen ist des niedern Kirchleins Thüre,
Die Lampe will verlöschen, flackert hell dann auf:
Licht sich und Schatten wie die Wellen drängen.
Ernst liegt des alten Bischofs Bild auf seinem Grab.
Er sah Jerusalem. Zu seinen gekreuzten Füßen
Bückt sich ein armes, tief bekümmert Weib.

Sehnsucht.

O wär' ich doch geboren auf Felseneiland öd und fern!
Wo die grauen, weiten Fluthen auf und nieder wogen,
Die weiße Brandung tosend an die nackten Felsen stürmt;
Die düsterhellen Wolkenberge über die Wellen streifen,
Der laute Wind schäumend über die Fluthen fährt.
Hinaus! hinaus! In die See! da die Wolken jagen,
Das wüste Meer zum Kampf' die Glieder prüft:
Und Oceans Zürnen und Sturmes Rasen
Zwingt Geistes Macht zu Musik dem einsamen Ohr.
O wär' ich doch geboren auf Alpenhöhen still und klar!
Wo die krystallnen Glätscher in Abendröthe glühen,
Da Menschenhütten schweigend Nacht umfängt;
Wo die hohen Wolken unter den Füßen mir ziehen,
Tief unten das Thal von stürzenden Bächen rauscht.
Laut hallt der fallende Fels in des Waldwinds stillem Sausen
Wo der dunkele Aar laut summend herüberfliegt;
Des Gebirges eisige Häupter in den tiefblauen Himmel ragen,
In bläulicher Ferne verschwimmt das weite bewohnte Land.
Das muth'ge Roß, entstürzend seinen Ketten,
Mit Sturmeseile sucht es seiner Heiden freien Plan;
Der junge Aar, enteilend niedern Thales Gründen,
Mit Sehnsuchtsschwingen hebt er sich zum Licht empor,
Auf trübem Moore, in der Städte dumpfen Wirren
Berghirtens Muth und Feu'r verglimmen muß.
Im Käfig, ferne von des Waldes freien grünen Hallen,
In Wahnsinns Träumen nur, des Lichts beraubet,
Die Nachtigall der Sehnsucht Lieder singt.

Wir kennen im ganzen Umfang unsrer Literatur keinen Dichter, der diesem einigermaßen ähnlich wäre, außer Hölderlin, und wir glauben dem Verf. damit keine geringe Schmeichelei zu sagen. Möge er aber die Stürme, die durch seine poetische Natur tosen, beschwichtigen und die Natur in doppelter Schöne nach dem Sturm glänzen lassen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 17. Mittwoch, 15. Februar 1837.

Geschichte.

6) Geschichte der Vorläufer der Reformation, von Prof. Dr. Ludwig Flathe. Zwei Theile. Leipzig, Göschen, 1835, 1836.

Herr Flathe hat vor mehreren Jahren eine vortreffliche Geschichte Macedoniens geschrieben, worin besonders die Politik und die Thaten Alexanders meisterhaft dargestellt waren. Dann schrieb er über die französische Revolution ein Werk, das uns weniger allen Ansprüchen zu genügen schien. Das vorliegende Werk erscheint uns dagegen wieder von ausgezeichnetem Werthe. Uns dünkt, das nothwendige Hereinbrechen der Reformation sey noch nirgends so klar und scharfsinnig in seinen Ursachen nachgewiesen worden.

Der Gang der Untersuchung ist folgender. Zuerst zeigt der Verfasser, wie die römische Kirche vom ursprünglichen Geist des Christenthums abgewichen sey, wie sie die einfache Lehre allmählig überladen und verfälscht habe: „Der Katholicismus, wie er gegen den Ausgang des Mittelalters dasteht, ist ungemein langsam und spät entwickelt worden. Manches zwar, wie die Idee von der Kirche und vom Priesterthum, der Dienst der Reliquien und der Heiligen kommt bereits aus der römischen Zeit herüber, und es kommen in diesen Dingen allerdings bereits die Grundsäulen des nachmaligen Katholicismus, Vieles andere aber steigt erst allmählig durch die Zeit des Mittelalters hindurch empor. Die Ideen von Kirche und Priesterthum entwickeln sich in ihrem Vollgehalte und auf eine seltsame Weise erst in demselben. Die Lehre von dem überströmenden Gnadendienst der Heiligen wird erst im zwölften, der Satz, daß der Pabst es sey, der denselben unter den Menschen zu vertheilen habe, in demselben Jahrhundert aufgestellt. Die Transsubstantiation ist eine Frucht des elften, die Anbetung des Sacraments, von welcher die Trienter Synode kühn behauptet hat, daß sie der apostolischen Zeit entstamme, eine Frucht des dreizehnten Jahrhunderts. An der Gültigkeit des Cölibatsgesetzes war vor dem Ende des elften Jahrhunderts noch zu zweifeln erlaubt und in eben demselben traten auch erst wenigstens die schroffsten Grundsätze der mönchischen Abtödtung hervor.“

Sodann beweist der Verfasser durch äußerst sorgfältige Verfolgung jeder historischen Spur, daß in demselben Verhältniß, wie die herrschende Kirche sich von der Wahrheit entfernt habe, unter den Laien eine geheime Gemeinde für jene ältere Wahrheit sich gebildet und ausgebreitet habe. Das Resultat aller Forschungen in dieser Beziehung ist, daß die Ketzerei im Abendlande von jeher nichts anderes war, als die Reaktion des echten altchristlichen Geistes gegen das neue Christenthum der

Römer. Davon machen nur die Ketzer eine Ausnahme, die einige gnostische Irrlehren aus Griechenland nach dem südlichen Frankreich gebracht hatten. Im Uebrigen stimmen alle Ketzer im Wesentlichen einfach darin überein, daß die Herrschsucht, der Reichthum und die weltlichen Laster des römischen Hofes der Demuth, Armuth und Reinheit Christi nicht entsprechen, daß das Sacerdotium (die Priesteraristokratie, wodurch alle Laien zu Heloten herabgewürdigt wurden) mit der brüderlichen Gleichheit aller Menschen vor Gott in Widerspruch stehe, daß die äußern Werke und der Ablaß aus dem Munde eines selbst sündhaften Priesters nicht die rechten von Christo gebotenen Mittel zur Besserung und Befreiung von der Sünde seyen. Mit einem Wort, alle Ketzer wollten eine Reformation der verdorbenen Kirche, und zwar eine moralische, sofern die Geistlichkeit bisher durch ihr Beispiel und durch ihre bequemen Gnadenmittel die Laster statt zu vertilgen nur befördert hatten, und eine politische, sofern sich die Kirche weltlicher Gewalt angemaßt.

Je gefährlicher aber diese Uebereinstimmung der Opposition in einem Grundgedanken war, um so mehr suchte die Kirche das divide et impera geltend zu machen: „Offenbar mit Absicht stellt die römische Kirche eine große Menge Namen der sogenannten Ketzersekten auf. Bald sind diese von einem zufälligen Verhältniß, von einer Sitte der Ketzer, von einer Stadt oder Gegend, in welcher besonders Ketzer wohnen, oder von einem Manne, der die Sekte gestiftet haben soll, hergenommen. In der Regel adoptirten die Ketzer diese Namen nicht. Sie nennen sich Christen, Katholiken, Apostolische. Die römische Kirche stellt die vielen Namen auf, damit es scheine, als sey es etwas immer Neues, was die Ketzerei bringe, als sey in dieser Ketzerei selbst gar keine Einheit und kein Zusammenhang, damit die Einheit des römischen Glaubens desto glänzender dieser Zerrissenheit gegenüber stehe. Die Vielheit der von den Schriftstellern der Kirche aufgestellten Namen wird Niemanden täuschen. Was die im evangelischen Geist und nach dem Evangelio gegen die römische Kirche Protestirenden anlangt, so finden sich wohl im Einzelnen und Unwesentlichen Verschiedenheiten, im Ganzen ist es immer dasselbe, was erscheint.“

Der Verfasser theilt nun vom elften Jahrhundert an die Geschichte der seitdem ununterbrochen gegen die römische Hierarchie fortwirkenden evangelischen Opposition mit, zuerst die Geschichte der Waldenser, Albigenser in Süd-Frankreich, Nord-Italien, dann die der Ketzer am Rhein. Nachdem er die rein evangelischen Grundsätze derselben und ihre nur theilweise Befleckung durch gnostische Phantastereien (seit den Kreuzzügen) entwickelt hat, charakterisirt er die Mittel, welche die Kirche gegen sie in Anwendung brachte: 1) die Gewalt, durch die Inquisitionsgerichte und Ketzerfeuer des zu diesem Behuf neugestifteten Dominikanerordens; 2) die Scheinreformation, die erheuchelte Herstellung der apostolischen Armuth und Demuth durch den ebenfalls zu diesem Behuf erst neu gestifteten Franciskanerorden.

Die meisterhafte Darstellung führt uns nun der Katastrophe entgegen. Jene beiden Mittel schlugen an. Die Ketzer wurden zu tausenden verbrannt, ihre Ueberreste in unzugängliche Gebirge gebannt, das Volk erst durch den Schrecken von jeder weitern Ansteckung mit ketzerischen Ideen abgehalten und dann mit den neuen geistlichen Comödien der Bettelmönche und der vermehrten Ceremonien beschäftigt und beschwichtigt. Nun aber wird die siegreiche Kirche immer übermüthiger. Da sie keinen äußern Feind mehr hat, da hier die weltliche Macht in den Hohenstauffen, dort die Ketzer vernichtet sind, bricht unter den Siegern selber Zwiespalt aus. Das große Schisma trennt den Pabst in Rom und den in Avignon, die sich wie zwei Drachen mit Feuer anspeien. Auch die kirchliche Aristokratie trennt sich. Die alten Basilianer und Benediktiner machen Partei gegen die neuen Bettelorden, und unter diesen sind wieder die Dominikaner tödtlich erbittert auf die Franciskaner. Die Scholastik wird das Mittel, durch welches die Kirche in ihren eigenen Eingeweiden wüthet, die Scholastik „der Sinn im Unsinn,“ der Verstand, den man als Knecht brauchen will, und der endlich, nachdem er durch doppelte Lügen die Kämpfer wechselseitig tödtlich verwundet, sich emancipirt und das Panier der Wahrheit schwingt.

Unter den Franciskanern waren viele, namentlich Engländer und Deutsche, die in angeborner Ehrlichkeit die Lüge, zu der man sie abgerichtet, für ernste Wahrheit nahmen und die nicht bloß vor dem Volk mit christlicher Einfachheit heucheln, sondern die wirklich zu derselben zurückkehren wollten. Es ist äußerst komisch, die Verlegenheit des Pabstes zu beobachten, wie er sich wundert, wie er nicht glauben will, daß es den Leuten wahrhaftig Ernst sey, wie er mit den Augen winkt, nur drohend den Finger aufhebt und gern die Sache ohne öffentlichen Skandal abthun möchte, indeß die ehrlichen Franciskaner nichts merken, oder, sobald sie den satanischen Betrug, zu dem man sie hat mißbrauchen wollen, einsehen, keck und kühn dem Papste trotzen und ihn alles Ernstes bekehren wollen. Da ihnen dies natürlich nicht gelingt, wenden sie sich voll prophetischen Eifers an das Volk und an die Fürsten. Ludwig der Bayer von ihnen unterstützt, erneuert den alten Ghibellinenkampf. Die Laien, die Gelehrten erheben die Köpfe wieder, und ein dumpfes Brausen des Volks von außen

her mischt sich in das furchtbare Pfaffengezänk, von dem das Innere der Kirche widerhallt.

„Keine Zeit des Mittelalters war so reich gewesen an religiös-kirchlichen Bewegungen, als die, welche vom Anfange des dreizehnten bis zum Beginnen des fünfzehnten verlief. Wohin sich das Auge wendet, findet es diese Bewegung, welche in verschiedener Art und Weise den Zweifel der Welt an der römischen Kirche ausdrückt. Bald ist es heimlicher oder offener Abfall vom Christenthum, über welchen die Klagen der Zeit ertönen, bald ist es das allgemeine Stocken in dem Blutumlaufe des christlichen Gesellschaftskörpers, über den der Jammer der Welt sich so herbe ausspricht, daß das Herz davon ergriffen werden muß; bald ist es der Streit der Gelehrten und das Verwirren der katholischen Doctrinen in sich selbst, welches einen allgemeinen Verfall des Kirchenthumes zu verkünden scheinet, bald tönet ein leiser Laut des evangelischen Geistes wider die eherne Mauer Roms, des Sacerdotii und der fleischlichen Kirche an. Noch sind diese Bewegungen nicht alle betrachtet, die sich in dieser Zeit aus dem römischen Kirchenthume vorthun und seine Doctrinen selbst aus der reichen Fülle der Widersprüche entwickelten, welche in denselben vorhanden waren. — Der Eine fällt vom Christenthum ab, der Andere begehrt, daß durch ein unmittelbares Wunder Gottes die Kirche aus dem Labyrinth gezogen werde, in welches sie gefallen, weil eine andere Rettung nicht sey; der Dritte erklärt, daß ein ganz neues Gesetz gemacht werden müsse. Alle diese Dinge zeigen sich nicht bei einzelnen Menschen, sondern sie zeigen sich immer bei einer größeren Gesammtheit. Es sind die Ausbrüche der Verzweiflung über den trostlosen Zustand der Kirche, es sind Irrwege, auf welche die Kirche die Menschen zum Theil selbst geführet hat. Was die Franciskaner in ihrer Schwärmerei aussäeten, das trug reichliche Früchte unter den Laien. Es hatte sich ein Geist unter den Franciskanern geregt, der den Kirchenfürsten ungemein bedenklich erscheinen mußte, wenn er so, wie er in dem Evangelio des heiligen Geistes sich darstellte, sich auch allerdings nur in einzelnen Franciskanern, nicht in dem ganzen Orden gezeigt. Aber aus dem Orden waren doch schon Stimmen gekommen und es kamen deren in Zukunft immer mehrere, daß das wahre und echte Sacerdotium nur bei ihnen seyn könne, die sie die höchste Staffel der apostolischen Armuth erstiegen und das andere Sacerdotium der römischen Kirche als ein fleischliches, unchristliches nichts sey.“

Am gefährlichsten für die Kirche ist das Eindringen der Reformideen ins eigentliche Volk. Daher die Gewalt und List, womit sie die Geißler, Begharden und Lollarden verfolgt, die sich als Tertiarier (außerklösterliche Laienbrüderschaften) an die Franciskaner anschlossen.

Endlich bringt ein lichtheller Kopf, der Engländer Wicliffe, in die gährende Bewegung eine bestimmte Richtung. Der Verfasser hat sehr scharfsinnig nachgewiesen, wie das Haus York der Reformation günstig, das Haus Lancaster abgünstig war und wie aus diesem Grunde in dem Kampf der rothen und weißen Rose die Kirche eine große Rolle spielte. Wicliffe vertheidigte die Rechte der Krone gegen den Papst, wie früher schon Occam. König und Volk stimmen ihm sehr zu. Auch nach seinem Tode sezt Richard II. die Begünstigung seiner Anhänger (Lollarden genannt) fort und ist zu einer Reformation sehr geneigt. Aber die Kirche conterminirt. „Gloucester soll den König Richard entthronen: die Kirche will den stillen Beschützer der Ketzer weg haben. Schon im Jahre 1388 scheint der Plan entworfen worden zu seyn. Richard soll ermordet oder eingekerkert werden, Gloucester oder Roger Mortimer soll König werden. Aber der Plan kommt nicht zur Ausführung, man weiß nicht warum. Das Parlament verurtheilt den Grafen von Arundel und den Grafen von Warwic zum Tode. Warwic erklärte sich selbst vor dem Parlamente des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig. Das Todesurtheil wird indessen nur an dem Grafen Arundel vollzogen. Damals wars, daß Richard II. dem Bruder desselben, dem Erzbischof Thomas Arundel, aus dem Reiche zu gehen gebot. Viele Dunkelheiten liegen über diesen Ereignissen. Daß eine Verschwörung stattgefunden, die Richard II. aus dem Wege räumen sollte, ist klar, und den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit hat es, daß diese Verschwörung geleitet worden ist von der Kirche. Richard sollte fort um des Lollardismus willen. Viele aber, die mit in die Verschwörung verwickelt waren, mögen allerdings nicht gewußt haben, was die Häupter trieben und dachten, die Richards angebliche Tyrannei in den Vordergrund stellen. Charakteristisch ist es dabei, wie der Geist der Kirche von denen redet, die für seine Sache gefallen sind. Jener Karmelit, der den Herzog von Lancaster angeklagt, hat Wunder gethan nach seinem Tode, der Graf von Arundel ist ein heiliger Märtyrer. Jeder einzelne Zug in diesen Vorgängen weist auf die Priesterfürsten hin, die hinter dem Vorhange standen und die Revolution leiteten. — Richard II. aber ist nach jenen Vorgängen sehr besorgt. Er hat keine Ruhe mehr. Er mag erkannt haben, daß die Gefahr noch nicht vorüber sey, daß um ihn her noch gar Vieles im Stillen betrieben werde. Unter den Großen, die ihm besonders verdächtig sind, befindet sich auch Heinrich, der Sohn des Herzogs Johann von Lancaster. Der alte Herzog, der Freund des Evangelii und der Lollarden, hat an den Wirren der lezten Zeit Richards II. keinen Antheil mehr genommen. Er ist noch vor dem Ausbruche der Revolution

am 5. Februar 1399 gestorben. Seines Sohnes Heinrich scheint die Kirche sich zeitig bemächtigt zu haben. Sie erkennen den rechten Mann in ihm; er wird die Kirche halten, wenn er durch eine Revolution auf den Thron gefördert wird. — Auf einmal ist in London Alles in Bewegung. Eine neue Verschwörung bildet sich. Der Antheil der Kirche tritt sehr scharf hervor. Thomas Arundel ist wieder da. Er macht die Mittelsperson und den Boten zwischen den Verschwornen und dem Herzoge von Lancaster. Durch ein Gewebe von Treulosigkeiten und Niederträchtigkeiten bekommen die Empörer den König in ihre Gewalt. Der Erzbischof spielt in denselben immer die bedeutendste Rolle. Sie führten ihn nach London und nöthigten ihn dort, eine Entsagungsakte zu unterzeichnen. Dabei mußte der unglückliche Mann noch Heinrich von Lancaster zu seinem Nachfolger empfehlen. Ein Parlament ward in Eile berufen. Dieses ward zum Verräther an England und an dem König. Es erklärte Richard II. für abgesezt. Unter den Gründen der Absetzung sind nun allerdings viele ungesetzliche und willkührliche Handlungen Richards angeführt, die Hauptsache aber, der Lollardismus, wird klüglicher Weise ganz mit Stillschweigen übergangen. Vor dieses Parlament tritt nun Heinrich von Lancaster, und dasselbe erkennet ein Recht desselben auf den Thron an, welches gar nicht vorhanden ist, indem der Thron nur den Abkömmlingen Lionels gebührt. Aber diese mag die Kirche untauglich gefunden haben. Richard II. aber wird bald nach diesen Vorgängen im Gefängniß erwürgt (23. Oktober 1399). — Diese Revolution war ein unermeßlicher Vortheil für die Kirche. In der That war es die höchste Zeit gewesen, in der That hatte man sich kaum anders helfen können als auf diese Weise. Alles gewinnt in England sogleich eine andere Gestalt. Der Fortgang des Lollardismus wird aufgehalten, es ist keine Rede mehr von einer durch Königthum und Parlament zu erwirkenden Reformation."

Nun tritt Huß in Böhmen in den Vordergrund. Auch hier steht ein Tyrann, der Kaiser Wenzel, den Reformatoren zur Seite, wie in England Richard II. Aber hier nahmen die Ereignisse einen weit andern Gang. Es kostete der Kirche unendlich mehr Mühe hier Meister zu werden, und die Wortbrüchigkeit, die sie dabei anwenden mußte, untergrub ihre Macht völlig, so daß Luthers große und glückliche Reformation gehörig vorbereitet war. Der Verfasser hat sich mit der schwierigen Geschichte der hussitischen Kirche sehr viel Mühe gegeben. Die Arglist des Aeneas Sylvius und Caspar Schlick bei Vereitelung dieses Reformationsversuchs hätte noch in helleres Licht gesezt werden dürfen. Sie verdient es, denn kunstreicher ist wohl noch nie eine Opposition zurückmanövrirt worden, als damals.

Nach den Hussiten wird noch Wessel in Deutschland und Savonarola in Italien kurz besprochen.

7) Leben des h. Karl Borromäus. Aus dem Italienischen des Giussano von Th. F. Klitsche. Erster und zweiter Band. Mit einem Stahlstich. Augsburg, Kollmann, **1836**.

Der berühmte Heilige Mailands, dessen riesenhohe Statue eine der merkwürdigsten Zierden des lago maggiore ist, gehört der spätern Classe vornehmer Kirchenheiligen an, die nicht als Anachoreten in der Wüste und nicht als Märtyrer, sondern nur als einflußreiche Kirchenfürsten und als Wohlthäter der Armen und Kranken canonisirt wurden. Die Legende ist daher dürftig. Doch hat Karl Borromäus eine historische Bedeutung, sofern er — leider fast der einzige — hoher Würdeträger der katholischen Kirche war, der im Zeitalter der Reformation beweisen wollte, daß er den ursprünglichen Beruf eines Bischofs nicht verkenne. Wir Deutsche, die wir so abscheuliche Exemplare von Erzbischöfen in jener Zeit aufzuweisen hatten, den niederträchtigen Matthäus Lang von Salzburg, den frivolen Gebhard von Köln und den mattherzigen Albrecht von Mainz, wir sind gezwungen, dem Mailänder Erzbischof den Ruhm zu lassen. Allein er wurde, ganz natürlich, bei seiner ungeheuchelten Demuth und Wohlthätigkeit, die er namentlich bei Gelegenheit einer Pest bewies, sogleich ein Werkzeug und gewissermaßen ein Paradepferd der Jesuiten. Seine Biographie ist sehr ausführlich, liebevoll für seine Person, streng katholisch.

8) Johann von Botzheim und seine Freunde. Ein Beitrag zur Reformations- und Gelehrtengeschichte von Südschwaben. Von K. Welchner. Schaffhausen, Hurter, **1836**.

Botzheim, Domherr zu Constanz, war ein vertrauter Freund des berühmten Erasmus, theilte dessen ernsten Eifer für die Reformation, aber bald auch dessen kühlere Stimmung und Abneigung gegen den allzu gebieterischen und störrigen Luther. Seine Biographie ist eine interessante Zugabe zu der des Erasmus, und mit bisher ungedruckten Briefen bereichert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 18. Freitag, 17. Februar - 1837.

Biographie.

Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1836. 8. S. 216.

Eine zum Besten des Schiller-Denkmals herausgegebene Schrift, die, so geringfügig ihr Gegenstand scheinen mag, doch sehr anziehend geschrieben ist. Der kurz vor dem (erst durch seine Kinder veranstalteten) Abdruck verstorbene Verfasser, Andreas Streicher, begleitete Schiller auf jener bekannten Flucht und schildert ihre erste Bekanntschaft in Stuttgart, Schillers Unzufriedenheit, die Anstalten zur Flucht, die kleinen Abentheuer der Flucht selbst (sie gingen zu Fuß), die Ankunft in Mannheim, den Wechsel von Hoffnungen und Täuschungen, in welchem Schiller, bald angezogen, bald abgestoßen, dort umhergeworfen wurde, seine drückende ökonomische Lage, bis ihm in Weimar der Stern aufging, der fortan seinem Leben leuchtete. Viele Einzelheiten, die Kargheit der Buchhändler und Theater-Mäcenaten, die sich von dem jungen Genie so große Erfolge noch nicht versprachen, als sie sich nachher bewährten, die Vorhersagungen Anderer, welche tiefer blickten, das tragikomische Elend der Empfehlungen und Anträge, Versuche und Vertröstungen, das alles bildet ein in der That ansprechendes Genrebild aus dem Leben eines jungen Dichters. Auch außer Schiller treten sehr bekannte Namen auf, z. B. Iffland, der die Aufführung des Fiesko nicht gestattete, dem jungen Schiller aber eine Gratifikation von 8 Louisd'or zufließen ließ. Schiller mußte in der höchsten Noth das Trauerspiel dem Buchhändler Schwan den Bogen zu 1 Louisd'or verkaufen, und die kleine Summe reichte gerade hin, seine Wirthshausschuld zu bezahlen rc. Es fehlt auch an zarten und rührenden Partien nicht, z. B. ein Besuch Schillers bei seiner um ihn aus Sehnsucht kranken Mutter an der würtembergischen Grenze, da er den Boden der Heimath selbst nicht mehr zu betreten wagte. Wir empfehlen diese liebenswürdig aufgefaßte Episode aus Schillers Leben allen Freunden des großen Dichters und seines Denkmals.

Geschichte.

9) L. T. Frhr. von Spittlers sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Wächter. 8ter Band: Theologie, Kirchengeschichte, Kirchenrecht. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1835.

Die Verdienste Spittlers um die Kirchengeschichte sind anerkannt. Er war der erste protestantische Geschichtschreiber, der vorurtheilsfrei die Stellung der Religionsparteien würdigte und den Katholiken nicht mehr einseitig alle Vorzüge ab-, den Protestanten allein zusprach; ohne daß er darum seinen protestantischen Standpunkt verlassen und, wie es unbesonnen viele Neuere thun, die Sache verkehrt hätte. Er war gerecht, und zwar in einer Zeit, wo es noch wenige waren, aber er besaß Takt genug, nicht in das andere Extrem, nicht in jene von den Modernen beliebte kindische Hetschelei und Liebkosung dessen zu fallen, was man eben erst wie die Pest gemieden.

Der vorliegende Band enthält zerstreute Abhandlungen über Concilien, Dekretalien, Concordate, Exemtionen ꝛc. Die interessanteste von allen ist Nr. VII., eine Vertheidigung des Mittelalters in Bezug auf das Gute und Nützliche, das seine Geistlichkeit geleistet. Bei diesem Anlaß sagt er mit der Liebenswürdigkeit eines klassischen Weisen: „Es ist Modethema, recht witzig zu thun, sobald von dem Klerus des mittlern Zeitalters die Rede ist, in den heftigsten Invektiven gegen diesen ganzen, Jahrhunderte hindurch herrschenden, Stand seine Menschenliebe und die Klugheit seines Jahrhunderts zu zeigen. Da unsere Väter vor dritthalb hundert Jahren, durch Mose Luthern geführt, aus Aegypten gingen, noch auf dem Nacken die tiefen Narben zeigen konnten, die ihnen das Joch der geistlichen Pharaone gedrückt hatte, und immer im bangen Schrecken wandelten, daß sie doch nicht der, bisher selbst gekrönten Häuptern so fürchterliche, Vatikanblitz ereile: da war es kein Wunder, daß es Lied des Gelehrten und Ungelehrten war — Freude über das zerbrochene Joch, bitterer, aber für jene Zeiten wahrer Eifer gegen die Tyrannei des Clerus und besonders des ersten und allgewaltigsten Priesters. Der Mensch, welcher so eben die Wirkung einer genommenen Dosis Schierling in seinem Innersten verspürt, wird freilich in Verwünschungen gegen den Schierling kein Ende finden: aber wenn nun doch der Schmerz vertobt hat, so ist es doch kindisch, immer bloß über Schierling und Schierling klagen, und dabei nicht auch auf den Einfall kommen, ob nicht der gütigste Herr der Natur, auch wenn er zum Wachsthum des Schierlings sein Gedeihen gibt, immer noch gütigster Wohlthäter sey. Fast ein halb Jahrtausend hat der Vater der Menschen den besten brauchbarsten Theil seiner Menschenfamilie dem hartdrückenden Joch des Clerus unterworfen. Ohne gütige Absichten? Ohne Vortheil selbst auch für die Generationen, die in diesem halben Jahrtausend lebten? War das Joch nicht auch zugleich Wohlthat? und vielleicht war das ganze Zeitalter, das unser Selbstdünkel bedauert, keiner andern Wohlthaten fähig, als solcher, welche gerade mit dieser Portion Wermuth und Galle vermischt waren."

Ueberraschend geistreich ist die Beweisführung, daß die Freiheit des modernen Europa gerade dem römischen Clerus des Mittelalters nicht wenig zu verdanken hat: „Militärisch war die Regierungsart Chlodowichs und seiner ersten Nachfolger; denn so viel man auch immer von einer vorhergehenden deutschen Freiheit sprechen mag, so war jetzt doch durch die gemachten Eroberungen, durch das so lang dauernde Commando, das einer über alle seine Mitbrüder wegen des langen Kriegs nothwendig haben mußte, durch den strengsten Gehorsam, welchen der Soldat dem Feldherrn leisten muß, in den Sitten, der Denkungsart und dem ganzen Betragen der Nation eine so völlige Veränderung vorgegangen, daß von der vorigen Unabhängigkeit eines deutschen Mannes von einem andern deutschen Mann jetzt nichts mehr übrig blieb. Regent und Unterregenten waren nichts als Soldatenköpfe, Leute, von Jugend auf gewöhnt, das Recht mit der Faust zu entscheiden, und von Eroberungssucht geplagt, behielten sie auch im Frieden, auch im Betragen gegen ihre Unterworfene, den Eroberungsgeist. Durch die Feudalverfassung wurden diese Gesinnungen erst noch recht fortdauernd gemacht: ihre gefährliche Folgen aber auch desto mehr entwickelt. Der Lehensmann hatte so gut einen militärischen Kopf als der Lehensherr: nicht ohne großes Unglück für den ganzen Staat mußten sich diese Köpfe oft zusammenstoßen, und bald mußte sich diese Gährung in den schrecklichsten Despotismus auflösen, öfters bloß mit dem gänzlichen Ruin des Staats sich endigen, wenn nicht eine dritte Macht dazwischen käme, welche, durch den Beitritt bald zu dieser bald zu jener Partei, dem Staat Ruhe und der Staatsverfassung eine feste Form gab. Diese dritte Partei ist der Clerus. Er hat die Macht der Könige durch gute und böse Mittel (Moralität der Mittel aber ist hier nicht die Frage, sondern von dem intendirten und erreichten Endzweck ist die Rede) endlich dahin herabgestimmt, daß durch sie nicht alle Freiheit des Bürgers unterdrückt ward, der Regent nicht als General einer Armee handeln konnte, sondern sich nach und nach an denjenigen Ton gewöhnen mußte, worin ein Regent mit seinem Volk sprechen

soll. Wenn Niemand mehr ein Wort sprechen, und dem Despoten eine Vorstellung machen durfte, so war es der Beichtvater oder die Reichsgeistlichkeit in corpore. Und wenn sie sich auch nicht selbst an den König getrauten, so wußten sie den Ministern das Gewissen zu schärfen, und wenn auch dieser seinen Bischof nicht als den Boten ewiger Seligkeit oder Verdammung ansah, so kamen doch die Fälle gar zu oft, wo der Minister der Hülfe des Bischofs wiederum nöthig hatte: er mußte sich also sehr ungern mit ihm abwerfen. Wo Freiheit in irgend einem der heutigen europäischen Reiche ist, und zwar Freiheit, die sich auf alte Verträge und Staatsverfassung gründet, da ist sie Werk des Clerus; und da bei allem Einfluß des Clerus auf Regierung und Staatsverfassung die besten und größten unserer deutschen Regenten von manchen Unmenschlichkeiten nicht konnten zurückgebracht werden (wie verfuhr Karl der Große mit seinen Brudersöhnen, Ludwig mit seinem Brudersohn Bernhard! wie mußte nicht Otto der Große von seiner Geistlichkeit gelenkt und geleitet werden!): so ist leicht zu schließen, welcher orientalische Despotismus alle unsere europäischen Reiche verheert haben würde, wenn nicht diese dritte Macht sowohl die Forderungen des Volks gemäßigt, als die Anmaßungen des Regenten eingeschränkt hätte. Daß sich der Clerus bei diesem allem niemals selbst vergessen habe, läugne ich gar nicht: soll man aber an Leute, weil sie tonsurirt sind, übermenschliche Forderungen machen? wer unter allen diesen, welche hier in Vorwürfen gegen den Clerus so witzig thun, würde in gleichem Fall das heilige Grab umsonst gehütet haben?"

10) Handbuch der Kirchengeschichte von Dr. J. G. V. Engelhardt. Vier Bände. Erlangen, Palm und Enke, 1834.

Unter allen bisherigen Kirchengeschichten, die als Handbücher zu einem mehr populären Gebrauch bestimmt sind, ist uns das vorliegende als das vorzüglichste erschienen. Der unermeßliche Stoff ist auf das lichtvollste geordnet, der Ueberblick ungemein klar, und doch hat der Umfang von vier Bänden es möglich gemacht, vom Einzelnen so viel aufzunehmen, als nöthig ist, um einigermaßen das Knochengerüst mit lebendigem Fleisch zu bekleiden, und das zu Wenig mit demselben Glück zu vermeiden, wie das zu Viel. Ein besonderer Vorzug dieses Werkes ist, daß es bis auf die neueste Zeit reicht und uns nicht in den dunkeln Jahrhunderten stecken läßt, wie so viele andere Kirchengeschichten, die so häufig nicht bis zu Ende geführt werden.

Die Sprache ist einfach, das Urtheil parteilos und billig.

11) Christliche Religions- und Kirchengeschichte, dargestellt für gebildete Familien und Lehrer der Volksschulen, von K. L. Sackreuter. Zwei Bände. Darmstadt, Leske, 1835.

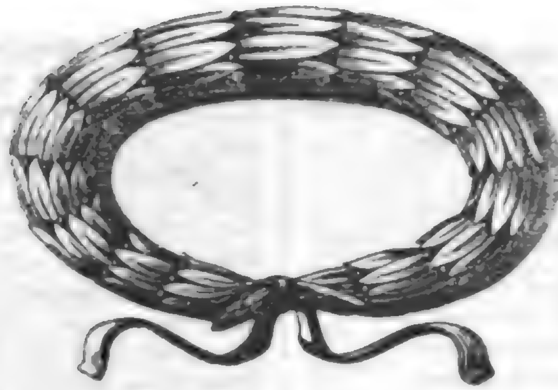
Der Verfasser hat dies Werk geschrieben „zur Erweckung und Bewahrung evangelischer Glaubenstreue und Glaubensfreudigkeit." Aus diesen Redensarten erkennt man sogleich den Mann, denn wo wäre unter tausend deutschen Rationalisten ein Einziger, der nicht unaufhörlich pomphafte Worte häufte, und das Einfachste in den schwülstigsten Tautologien vortrüge. Das ist ihr charakteristisches Kennzeichen. Unaufhörlich tönt bei ihnen die Schelle. Und müssen sie nicht Worte machen, um ihren Unglauben als Scheinglauben zu beschönigen? Ein zweites untrügliches Kennzeichen dieser Partei ist die Bereitwilligkeit, die Kirche und selbst die Lehre jeder weltlichen Ministerialwillkühr unterzustellen, und auf der andern Seite gleichwohl eine ungeheure Tapferkeit gegen die todten und halbtodten Feinde. So preist unser Verfasser die Russen, die 1829 „ihre Heerschaaren gegen die Feinde des Kreuzes Christi" geführt, aber von allerlei andern Feinden Christi im Schooße des Christenthums selbst sagt er kein Sterbenswort.

12) De impostura religionum breve compendium, seu liber de tribus impostoribus. Nach zwei Manuscripten und mit historisch-literarischer Einleitung herausgegeben von F. W. Genthe. Leipzig, Fr. Fleischer, 1833.

Man hat zwei Handschriften dieses berüchtigten Buchs von den drei Betrügern (Moses, Christus und Muhamed) aufgefunden. Bekanntlich hat man es dem Kaiser Friedrich II., dem grimmigen Feinde der Päpste zugeschrieben. „Daß aber weder dieser Kaiser der Verfasser, noch daß die Abfassung in seine Zeit fällt, versteht sich von selbst, sobald man §. 20 der Schrift folgende Worte liest: „An vero credendum est quia bonae foeminculae *Franciscum, Ignatium, Dominicum* et similes tanto cultu prosequantur, dictare rationem ad minimum sanctorum hominum aliquem esse colendum, et istas ex lumine naturae prospicere cultum alicuius potentiae superioris iam non visibilis?" Berücksichtigen wir nun, daß Ignatius von Loyola die societas Jesu um 1540 stiftete, daß diese Gesellschaft sehr schnell in Aufnahme kam und neben dem Dominikaner- und Franciskanerorden die größte Bedeutung gewann; Ignatius aber i. J. 1556 starb, so kann es gar nicht auffallen, daß derselbe, auch ehe er von der Kirche canonisirt wurde, mit unter den Heiligen genannt wird.

Vor seinem Tode wäre er aber wohl schwerlich als Heiliger neben Dominicus und Franciscus gestellt; also dürfen wir auch die Zeit der Abfassung unserer Schrift nicht vor 1556 annehmen, wenn schon Campanella's Aeußerung auf das Jahr 1538 leiten sollte; denn diese Angaben dieses Schriftstellers, der ohne Zweifel das Buch näher kannte, sind durch das darin liegende Schwankende und Widersprechende äußerst verdächtig und es möchte fast scheinen, als habe er seine nähere Wissenschaft davon durch die unhaltbaren und durch nichts gestützten Angaben verbergen wollen. Müssen wir dagegen der Nachricht Glauben schenken, daß P. Ramus das Buch gekannt und gehabt habe, so bleibt uns, da Ramus 1572 starb, Flor. Raymundus 1566 zur katholischen Religion übertrat, der kleine Zeitraum von 1556 bis etwa 1560 (da Raymundus sagt, daß er noch im Collegio gewesen, als Ramus das Buch besaß) für die Zeit, in welcher die Schrift de tribus impostoribus abgefaßt seyn kann. Gegen diese Annahme scheint nichts zu sprechen. — Ueber den Verfasser aber etwas auszumachen, möchte sehr schwer seyn, es fehlen alle und jede Spuren, welche auf eine bestimmte Person hinführen könnten; so viel ist aber mit Gewißheit wohl zu sagen, daß keiner der Gelehrten, welche man in Verdacht hatte, der Verfasser ist und seyn kann; denn alsdann wäre jedenfalls das Latein besser, der Ideengang und Vortrag philosophischer gewesen. Ebenso ist es nicht wahrscheinlich, daß ein Geistlicher der Verfasser ist, da sich das irgend wie gewiß verrathen würde, und Ausfälle auf die eine oder andere kirchliche Partei nicht ausgeblieben wären. Vielmehr scheint es, daß ein Mann, der entweder als Beamter im Staatsdienst stand, oder auch nicht, welcher sich durch das Studium der Geschichte und durch große Reisen gebildet und sich ein Weltbewußtseyn erworben hatte, zerfallen, durch die Religionsstreitigkeiten und philosophische Studien, mit aller positiven (und traditionellen) Religion diese kleine Abhandlung als eine Art von Bekenntniß in Zwischenräumen niederschrieb. Solcher Männer gab es um die Mitte und in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts gewiß mehrere, nachdem durch die Reformation Luthers und Zwinglis die katholische Religion so mächtig erschüttert wurde und einzelne Sekten sich bildeten, welche in der Reformation noch weiter und bis zum Umsturz alles Positiven vorwärts gingen. Eine solche Sekte sollen die Lucianisten gewesen seyn, und daß aus derselben die Schrift hervorgegangen, ist nicht unmöglich; jedoch finde ich es wahrscheinlicher, daß sich diese (oder eine ähnliche) Sekte die Schrift erst später angeeignet habe, als daß dieselbe als Schrift einer Sekte von vorn herein aufgetreten sey, da sich keine Spur von Sektengeist darin vorfindet. Deutschland wird allgemein als Ort der Abfassung und Erscheinung genannt und der mehr wehmüthige als frivole Charakter der Schrift spricht auch dafür, daß der Verfasser ein Deutscher war, der selber nach Erleuchtung in seinen Zweifeln rang, aber doch nicht geistige Kraft genug besaß, zur Wahrheit durchzubringen. — Auch ist es mir nicht wahrscheinlich, daß die Schrift zuerst den Titel de tribus impostoribus geführt habe, vielmehr ist es glaublich, daß der Verfasser seine Abhandlung de imposturis religionum überschrieb, denn er nennt keinen der drei Religionsstifter einen Betrüger. Erst in der Folge, als vielleicht durch eine Sekte die Schrift mehr verbreitet war, mag man, das Gerücht von Kaiser Friedrichs II. Aeußerung benutzend, ihr die Aufschrift de tribus impostoribus gegeben haben, und, wenn auch die ältesten Drucke diese Aufschrift führen, so spricht dies gar nicht dagegen, sondern kann nur bekunden, daß diese Bearbeitung die bekanntere war. Denn daß die Recension, welche unter dem Titel de tribus impostoribus liber vorkommt, nur eine Bearbeitung ist, ergibt sich bei der Vergleichung beider auf der Stelle. Das breve Compendium de imposturis religionum ist einmal kürzer, ist in Paragraphen eingetheilt und der Styl verräth gar kein Bestreben nach Eleganz; dem Verfasser war es um die Sache zu thun, und er drückte sich so einfach und natürlich aus, wie er konnte, um sich selbst erst seine Zweifel recht zu veranschaulichen. Dagegen ist in dem lib. de III. Impost. ein Streben sichtbar, gewählt zu schreiben, die Stellung der Wörter wird verändert oft auf Kosten der Deutlichkeit, der Genitiv wird nach und in die Mitte zwischen Substantiv und Adjectiv gesetzt rc. Eingeschobene Stellen tragen zu unverkennbar den Charakter der Glosse, und die nach den Worten a qua currere incepisti, womit das Compend. de impost. rel. schließt, noch folgende Beleuchtung der Mosaischen Religion hat unstreitig das Gepräge des spätern Zusatzes. Denn der Zusammenhang ist nicht natürlich, und eine so lange Betrachtung der jüdischen Religion als Schluß mit dem Charakter des vorhergehenden gar nicht übereinstimmend, und der Schluß des Compend. de imp. rel. ein wirklicher Schluß, wodurch das Ganze, indem er mit dem Anfang correspondirt, abgerundet wird. — Das Latein, welches in beiden barbarisch ist, gehört dem sechzehnten Jahrhundert an, und die Ausgaben vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts vom liber de tribus Impostoribus können immer echt seyn, daß aber das breve Compendium de impost. rel. das ältere und eigentliche Werk ist, welches alle diese Untersuchungen u. s. w. veranlaßte, scheint ausgemacht."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 19. Montag, 20. Februar 1837.

Lyrische Dichtkunst.

31) Gedichte von Isidor Bürger. Lüneburg, Herold und Wohlstab. 1836. 8. S. 384.

Ein neuer und sehr fruchtbarer Dichter, denn der Lieder sind hier klein gedruckt auf groß Octav eine unendliche Menge dargeboten. Zuerst contrastirt uns der Dichter in zwei Liedercyklen, die Insel Helgoland und das Leben aus der Nordsee mit südlichen Liebesscenen. Die nordischen Gedichte sind origineller als die südlichen und verrathen, daß der Dichter selbst im Norden zu Hause ist. Unter zahlreichen Nordseebildern hier nur eins der schönsten:

Am Himmel lagern düstre Gewölke,
Stilles Dunkel ruht auf den Wassern.
Nur die schwarzen Masten und Raaen
Und das labyrinthische Tauwerk
Zerstreut ankernder Fregatten
Und Briggs auf der Rhede
Hauchen schwache, schwebende Linien
In die dunkelnde Luft.

Ferne zur Rechten deckt tiefe Nacht
Die öden Gewässer.
Aber siehe
Eine lichte Silberstraße
Gießt der Mond, der verborgne,
Ueber die stillen, dunkeln Fluthen;
Heerwegbreit, silbergepflastert,
Meilenlang, so weit die Blicke
Reichen, bis zum fernsten
Saum des nächtigen Himmels.

Oed' und leer ist der Pfad;
Gedankenvoll heft' ich darauf mein Auge —
Da urplötzlich schwebt aus dem Dunkel
Fern hervor ein riesiges Dampfschiff
Und wandelt langsam
Die Silberstraße hinunter.
Ein scharf begränzter Schattenriß,
Gleitet hinab der schwarze Rumpf,
Der schwarze Cylinder und des Dampfes
Horizontales schwarzes Gewölke.

Ueberall zeichnet den Dichter ein Streben nach Wohlklang aus und ein Talent dafür, das auch sein berühmter Namensbruder in hohem Grade besaß. Man höre z. B. den Anfang des Gedichts:

Der Makrelenfang.

Wo nahe den Wogen die Mewe gekreis't, ist auch die Makrele zu finden;
Dorthin geht frei den beflügelten Mast der Segelschaluppe den Winden!

Wie rauschet der Bug, wie sauset dahin der Kiel durch die schäumenden Wogen:
Nach jaget ihm ferne der Angel Gewicht, von eilenden Tauen gezogen!

Oder folgendes kleine Liebeslied:

Versöhnung.

Als du mich verkannt, von Netzen umspannt,
Als du mich geflohn, geängstet vom Hohn,
Als du mich mit bitteren Worten gekränkt,
Vom Tadel bedrängt, vom Meistrer gelenkt:

Was da mich erfaßt mit trotziger Hast,
Zu treiben im Kahn auf schwankender Bahn,
Vergessend das Riff, wo die Woge sich bricht,
In Nacht ohne Licht — o frage mich nicht!

* * *

Es hat dich geschmerzt, daß du mich verkannt?
Daß du mich geflohn? daß du mich gekränkt?
Du bietest zur Sühne mir freundlich die Hand?
O Hulda, du hast mir das Leben geschenkt!

Die Stürme des Meers, das Leuchten der Wellen, die flatternden Möven, zertrümmerte Schiffe, das traurige Strandrecht, die Fahrt mit der Geliebten auf leichthinschaukelndem Kahne, die wunderbare Insel Helgoland, die Treuherzigkeit ihrer Bewohner, der Fisch- und Hummerfang rc., alles das bleibt plötzlich hinter uns liegen und wir werden in die warmen Länder versezt, wo die Citronen blühen.

Horch! die Stunde hat geschlagen,
Die mich ruft zum Fest der Liebe,
In den tiefsten Grund des Parkes,
Wo sie mein am dunklen Lago
Harrt die liebliche Bianca.

Diese zahlreichen Lieder aber sind ein wenig zu tändelnd, ergreifen das Gemüth zu wenig und enthalten auch für die Phantasie nichts Neues. Dieses Feld gehört zu den am meisten von der lyrischen Heerde abgegrasten.

Auch der folgende große Mährchentraum, eine ausgeführte Allegorie auf Liebe, Ehe, Treue bezüglich und ausdrücklich für ein Brautpaar bestimmt, ist bei all seiner kunstreichen Vollendung doch zu didaktisch, um das Herz zu befeuern.

Den Schluß bilden eine große Menge vermischter Gedichte, worunter auch viele Romanzen, in allerlei Farben und Tönen, spanische in den bekannten Cid-Trochäen.

Süßer Liebe Lockung fliehend,
Kehret heim er von Montilla,
Wo in weichen Fesseln schmachtet
Donna Blanka von Chinchilla.

Dann wieder nordische von König Dunkan, König Erdulf rc. Die Seele des Dichters ist zu heiter, um jenen tiefen Ernst und jenen Schrecken in die tragische Romanze zu legen, die das tiefste Herz ergreift, und die Fülle wohlklingender Worte drückt auch niemals die Kraft aus, wie der einfachere Ton des Volksliedes. Oft ist auch der Stoff, den der Dichter wählt, nicht poetisch. Wenn König Dunkan seinem Sohne die Krone ins Gesicht schleudert, daß er Blut und Hirn zugleich verspritzt und sterbend ruft: pfuscht der König dem Henker ins Handwerk, so soll der Henker König seyn — so wissen wir darin nichts Poetisches zu finden. Wenn ein Geraubter dem Seelenverkäufer, der ihn ins Unglück gestürzt, heimlich bei Nacht das Haus anzündet, woraus Herr Bürger ein langes Gedicht gemacht hat, so ist das auch nicht poetisch, sondern nur Gemeinheit auf beiden Seiten, auf der des Verkauften wie auf der des Verkäufers. Die Rache hätte raffinirt grausam seyn dürfen, aber sie durfte nicht feig seyn.

Die Elegien in lieblich fortfließenden Distichen sind weit ansprechender, und überhaupt scheint uns der des Wortes überall mächtige Dichter seiner Phantasie alsdann allemal die angemessenste Richtung zu geben, wenn er sich dem Landschaftlichen und der heitern Welt der Geselligkeit und Liebe zuwendet, wo ihm überall Bilder begegnen, die am besten geeignet sind, von den Wellen des Wohlklangs sich schaukeln zu lassen. Das Schreckliche ist wohl nicht sein Fach. Hier eins der vielen lachenden Bilder heiterer Liebe:

Sehet, wie wenn ich mit klopfender Brust und verbundenen Augen
Mitten im tanzenden Kreis, reglos, ein Horchender, stand;
Jegliche wähnte des Forschenden Ziel sich selber und schmiegte,
Mit erlogener Angst kichernd, der Nächsten sich an,
Doch mit verstohlener Hand rasch lüftend die drückende Binde,
Folgt' ich mit flimmerndem Blick immer nur Rosa's Gewand,
Bis mit dem tönenden Stab ich Halt geboten und ein Mal
Flüchtig im wirren Gewühl sie an den Busen gedrückt:
Also auch dacht' ich mir Amorn im Kreis frohtanzender Mädchen,
So zum holdesten Spiel trägt er die Augen verhüllt.
Blind erscheint er und läßt den Schmachtenden allen die Hoffnung,
Daß doch ein Mal sein Hauch zittre durch jegliche Brust;
Aber dem Schleier entstiehlt sich der Liebe flammendes Auge,
Die nur erhascht sich der Gott, welche des Kranzes ihm werth.

Wir enthalten uns, mehr Proben zu geben, weil uns die Auswahl schwer fällt und wir nicht fertig werden würden. Schon das wenige Mitgetheilte wird aber hinreichen, unsere Leser zu überzeugen, daß Herr Bürger sich unter der Menge neuer lyrischer Dichter durch ein bedeutendes Talent auszeichnet.

32) Gedichte von Ignatz Weinberg. München, in Commission bei Fleischmann, **1835.**

Sanfte Klänge der Liebe von viel Gemüth und Anspruchslosigkeit, einige auch von origineller Phantasie, z. B.:

In der stolzen Stadt der Czaren,
Zu der Newa blauen Wogen,
Kommen Mädchen bunt gekleidet
Viele tausend hergezogen.

In dem schönen, goldnen Haare
Lieblich Blumensträußchen prangen;
Aus den klugen Augen leuchtet
Liebe, Neugier und Verlangen.

Frischgewundne Blumenkränze
Alle sie in Händen tragen,
Um sie in die Fluth zu werfen,
Um ihr Schicksal zu befragen!

Ob die Freunde treu sie lieben?
Soll die Welle jezt verkünden;
Und ob noch in diesem Jahre
Hymen wird die Fackel zünden?

Sieht man auf des Wassers Spiegel
Friedlich hin die Kränze gleiten,
Alle Blumen eng verbunden,
Pflegt es Freude zu bedeuten.

Aber wenn die Wellen feindlich
Aus dem Kranz die Blumen lösen,
Daß sie da- und dorthin treiben,
Deutet's sichtlich hin zum Bösen. —

Eben so das

Ukrainische Lied.

Es blickt auf weißer Birke
Des Mondes blasser Strahl!
Es lieget, ach: erschlagen
Ein Jüngling dort im Thal.

Der Birke Zweige sehen
Den armen Jüngling todt;
Es deckt sein starres Auge
Ein seidnes Tüchlein roth.

Ein Mägdlein kam gegangen
Mit schwarzem Aug' es blickt;
Enthüllt des Todten Antliz,
Viel Küsse drauf es drückt.

Noch kam ein zweites Mägdlein,
Enthüllt des Todten Bild;
Dem gramgetrübten Auge
Ein Thränenstrom entquillt.

Da kam nun, ach! die dritte,
Und sprach ein Wort voll Graus:
„Du liebtest drei, du Falscher!
Nun ist die Falschheit aus!"

Geschichte.

13) Geschichte der geistlichen Bildungsanstalten. Mit einem Vorwort, enthaltend: acht Tage im Seminar zu St. Euseb in Rom, von Dr. Augustin Theiner. Mainz, Kupferberg. Wien, Gerold, **1835.**

Der Verfasser hat sich früher nebst seinem Bruder an der Spitze der anticölibatären Opposition der katholischen Geistlichkeit in Schlesien befunden. Nachdem aber die Dinge dort eine andere Wendung genommen haben, finden wir ihn auf einmal in Rom wieder in der Propaganda, noch schwindelnd in der Wonne der Bekehrung und außer Odem vor Bewunderung des Jesuitenordens.

In seinen Uebertreibungen enthält das Buch doch manche witzige Schilderung, z. B. der englischen Kirche. „Wirft man nun ferner einen prüfenden Blick auf die äußere gesellschaftliche Entartung der protestantischen Kirche in England, so erstaunt man vollends über die bizarre Gestalt, welche sie darbietet. Es ist nicht selten, daß man die kleinen und lieben Kinderlein des Herrn Seelsorgers auf der Kanzel an der Seite des Vaters herumklettern und über den Predigtstuhl hinüber Papierschnitzchen ihren unten stehenden Spielgenossen zuwerfen sieht, während dem der Vater in ruhiger Gemächlichkeit, welche höchstens durch einige bizarre und unästhetische Geberden, oder durch langweilige Seufzer hie und da unterbrochen wird, seine Predigt vom Papier herunterliest, und die Frau Gemahlin auf den Staffeln des Predigtstuhles sizt und mit Sehnsucht das Ende des langen und salbungslosen Sermons erwartet; wie alsdann Prediger sammt Weib und Kindern in eine Stube, Sacristei genannt, hineingeht und mit den dort eingetroffenen Anwesenden um die zu verrichtenden kirchlichen Funktionen

förmlich handelt, wobei dann die Frau Gemahlin das Herz der Gläubigen durch Schilderung der mißlichen Lage des Hauszustandes, für Beleg dessen die ärmlich gekleideten Kinderchen gleich dastehen, erweicht.“ Der Verfasser wurde zuerst durch la Mennais bekehrt: „Einem solchen insteriblen Terrorismus des Unglaubens überließ ich mich noch selbst zu einer Zeit, wo ich bereits die Ehre gehabt hatte, die Bekanntschaft des Abbé de la Mennais gemacht zu haben, und ich, zu Folge seiner gütigen Einladung, in einem der ersten Erziehungshäuser Frankreichs, in dem ehemals so berühmt gewesenen Collegium von Juilly, unweit Meaux, acht Monate in stetem Umgange mit ihm und mehreren namhaften Priestern seiner Schule zugebracht hatte. Hier wurde ich zum ersten Male mit dem praktischen Leben der katholischen Kirche wiederum bekannt, wie wenig ich auch zur Zeit von ihm Gebrauch machte. Das wahrhaft tugendhafte und erbauliche Beispiel, welches uns hier de la Mennais in seinem Privatleben gab, hat den Keim zu einem neuen geistigen religiösen Leben in mein Herz gelegt, das sich nun unter Gottes heiligem Beistande so wunderbar in mir entfaltet.“ Anfangs sträubte sich der Verfasser gegen den Jesuitismus: „War ich von einer Art himmlischer Freude ob des Glückes, des Pater Kohlmann Bekanntschaft gemacht zu haben, wie nur irgend durchdrungen, so ergriff mich in demselben Augenblicke ein nicht minder tiefes Schmerzgefühl, daß ein so edler Mann, der so sehr zu meiner Seele sprach und die Tiefe meines Herzens erforschte, gerade ein Jesuit seyn mußte. Beim ersten Abschiede von ihm und nach einigem reifen Nachdenken hierüber wurde ich indessen bald gewahr, daß die edle Kraft seiner Seele nur eben in der Kraft seines Ordens ihren Grund habe. Und ich versöhnte mich auf der Stelle mit diesem neuen Vorurtheile.“

Ist diese Bekehrungsgeschichte nicht uninteressant, so ist es der eigentliche Gegenstand des Werks, die Geschichte der geistlichen Bildungsanstalten nicht weniger. Der Verfasser geht nämlich hauptsächlich darauf aus, den Jesuitismus und Krypto-Jesuitismus in seinem Kampf mit dem Illuminatismus im vorigen Jahrhundert darzustellen und er hat sich wirklich in den Besitz vieler Quellen über diesen noch wenig erörterten Gegenstand gesezt, obgleich er eine sehr einseitige Anwendung davon macht. Wenn Voltaire und seine Schule nichts Schlimmeres gethan hätten, als die Jesuiten zu bekämpfen, so müßte man sie segnen. Gerade die Tartuffes, die la Chaises waren es, deren ruchlose Casuistik das scheußlichste Laster hinter der Maske der Religion versteckend, das andere Extrem, die Voltaires und Parnys, die Verächter der Religion erst hervorriefen, wie ein Gift das Gegengift. Aus diesem Gesichtspunkt allein wird der Kampf der Jesuiten und Illuminaten richtig gewürdigt. Wenn man aber den Atheismus des 18ten Jahrhunderts nur als eine Fortsetzung der Reformation, Voltaire nur als einen zweiten Luther ansieht, wie Herr Theiner, so heißt das die Geschichte verfälschen. Luther wollte Glauben und Sittlichkeit, Voltaire Unglauben und Unsittlichkeit. Ueber diesen kleinen Unterschied sollten sich doch die neuen Jesuiten nicht so gar bequem hinwegsetzen.

Ob ferner die bequeme Lehre, Religion und Absolutismus seyen eben so unzertrennlich verbunden, als Unglauben und Freiheit, so richtig als den Parteien bequem sey, wollen wir der Vernunft des Zeitalters zu beurtheilen überlassen. Die moderne Atheistenschule stimmt zwar hierin vollkommen mit den modernen Jesuiten überein, und das Beispiel der lüderlichsten Höfe, z. B. Ludwigs XIV. und XV. hindert weder die Einen, noch das Beispiel der frommsten Republikaner, z. B. der Engländer unter Cromwell, der Schweizer, der Nord-Amerikaner die Andern, bei ihrer Parteitheorie zu verharren. Die Einen setzen voraus, jeder Fürst sey ein Heiliger, und die Andern, kein Liberaler dürfe Christum glauben. Beide würden sich herzlich freuen, wenn das Jahrhundert diese feine Ideenassociation adoptirte.

14) Lehre und Leben des Königsberger Theosophen J. H. Schönherr. Ein Beitrag zur neuesten Kirchengeschichte. Von Dr. Olshausen. Königsberg, Unzer, 1834.

Der interessanteste Beitrag zur neuesten Kirchengeschichte würde eine aktenmäßige Darstellung des berüchtigten Muckerhandels seyn. Sollte derselbe der Oeffentlichkeit entzogen werden, weil einige Vornehme darein verwickelt sind? Je mehr man in unsern Tagen die Religion angreift, um so weniger sollte man auch die schonen, die sie mißbrauchen.

Das vorliegende kleine Buch handelt von einem wenig bekannten Schwärmer, der unnütze Prophezeiungen gemacht hat, die nicht in Erfüllung gegangen sind, von der Ankunft des Antichrists ꝛc. Auch sein eigentliches Religionssystem, das z. B. die Geschichte nach der Dreieinigkeit eintheilt, Zeit des Vaters bis Abraham, Zeit des Sohnes bis zur Wiederkunft des Messias und Zeit des Geistes das künftige tausendjährige Reich ꝛc., scheint ganz aus Reminiszenzen älterer theosophischer Lehren zusammengesezt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 20. Mittwoch, 22. Februar 1837.

Lyrische Dichtkunst.

33) Jens Baggesens poetische Werke in deutscher Sprache. Herausgegeben von den Söhnen desselben, Carl und August Baggesen. Fünf Theile. Leipzig, Brockhaus, 1836.

Die dänischen Musen sind den deutschen immer treulich nachgefolgt. Als wir uns zum Antiken wandten, hatten sie ihren Baggesen; als wir uns zur Romantik bekehrten, ihren Oehlenschläger. Es will uns sogar bedünken, daß sie nicht eher die überreichen Schätze ihrer alten Sagen auszubeuten anfingen, als bis in Deutschland zur Wiedererweckung der ältern Volkspoesie der Anstoß gegeben war.

Baggesen gehört nicht zu denen, die den Vorwurf, daß sie nur Nachahmer seyen, mit gerechtem Stolz zurückweisen können. Das berühmteste seiner Werke, die Parthenais, ist eine Produktion, wie sie nur die Nachahmung der Vossischen Louise erzeugen konnte. Wenn Voß selbst von einer gewissen Ziererei in seiner übrigens mit den treuesten Naturfarben gemalten Louise nicht frei zu sprechen ist, was soll man von seinem Schüler urtheilen, der es unternommen hat, die Ländlichkeit der Alpenbewohner in Hexametern und mit unaufhörlichen Anspielungen auf die griechische Mythologie zu besingen, eine Geschmacklosigkeit, die denn doch der alte Voß weislich zu vermeiden gewußt hat. Baggesen läßt drei Schweizermädchen, Dafne, Cynthia und Myris, eine Fußreise durch die Alpen machen:

Singe, homerische Muse, die jungfrauheilige Wandrung
Dreier Schwestern hinauf zum Gebirg in der Mitte des Hochlands,
Kypris Uranias Sitz, seitdem, geflüchtet aus Hellas,
Griechische Götter bewohnen den Kranz helvetischer Alphöhn.

Ewig kehrt die Vergleichung mit Griechenland wieder:

Ist mir lieb dies fröhliche Thal, das, fern von den Städten,
Blüht, dem Penëischen gleich, umrauscht von waldichten Berghöhn,
Und im friedlichen Schooß deutschredende Griechen ernähret.
Lieb mir sind Heloisas Gefild' am Gestade des Lemans;
Lieb auch die Matten des Tell an dem wechselnden Ufer Luzernas ꝛc.

. . .

Ehre dem Donnerer Zeus, und dem Sohn des Donnerers, Foibos!
Herrlicher ragt ein neuer Olymp auf neuer Titanen

Trümmern: es sank Parnasos: es sank selbst Ida dem Schicksal;
Aber erhab'ner als beid' erheben sich Eiger und Aarhorn,
Throne dem Donnerer Zeus, und dem Sohn des Donnerers, Foibos.

Gleichwohl ist diese fatale Form nur ein unpassender Ueberwurf, hinter dem man wohl eine treffliche Dichtergabe wiedererkennt. Wenn Baggesen nur die Alpennatur gemalt und die modernen Personen, die sie durchwandern, einfach und natürlich hätte reden lassen, so würde er, da er wirklich ein ausgezeichneter Landschafts- und Sittenmaler ist, ungleich größere Wirkung hervorgebracht haben. Er ist ein Märtyrer der Gräkomanie geworden.

Um darzuthun, wie treu er Landschaften malt, wählen wir hier das Bild aus, das er vom berühmten Staubbach entworfen:

Enger und schauriger wurde das Thal! es rückten die Felsbohn
Nah an einander, mit schattendem Drohn, als bögen sie vorwärts
Ueber des Stroms Glanzbett die waldumflochtenen Häupter.
Feierlich rauschten umher in der heiligen Stille des Abends
Wasserfälle von oben herab, zur Rechten und Linken,
Und tief unten; doch allen hindurch, beherrschenden Tobens,
Drang das erhab'ne Getös' des hochherdonnernden Hauptfalls,
Nicht mehr fern. Es durcheilte des Dorfs zerstreute Hütten,
Mächtig gereizt, der begeisterte Zug; und erklimmend das Hüglein,
Welches, dem himmelentstürzenden Strom entgegen, emporstrebt,
Sahn sie entzückt nun im vollen erhabensten Glanze das Schauspiel,
Welches allein von den Enden der Welt belohnte die Wandrung:
Staubbachs Nebelgestirn in des Vollmonds farbigem Bogen.
Wie, wenn gelind anfächelt der West, vom Gipfel des Mastbaums,
Vielgeschlängelt, im wechselnden Schwung der Wimpel herabschweift,
Bald in die Länge gestreckt, bald eingeschlürft im Geringel
Fallend und wiedergehoben, ein Spiel des scherzenden Zephyrs;
Immer, wenn kaum er die Welle berührt mit der züngelnden Spitze,
Zuckt er zurück, flammt schillernd empor, und flattert am Himmel:
Also schwebt' in der webenden Luft der ätherische Gießbach,
Mannichfaltig bewegt, vom Rand der ragenden Felswand
Hochabwallend, gefangen im Fall, nun hiehin, nun dorthin
Flatternd, ohne den Grund mit dem fluthigen Schweif zu berühren.
Oben erschien er, als Strom, ein der Luft entstürzender Meerschwall,
Hoch in der Mitt' ein Gewölk, und unten ein weißlicher Nebel,
Denn in der Tiefe hinab des hundertklaftrigen Jähfalls
Löst sich die Woge verdünnet zu Wolk' und verdünstet als Rauchdampf.
Nur hoch oben donnert er stets, und droht, in dem Hersturz
Alles mit reißender Fluth zu verschwemmen; allein es verwandelt
Sanft sich in Milde die Wuth, und er nezt, staubregnend, das Hüglein,
Daß auch die zartesten Pflanzen des Frühlinges unter ihm aufblühn.

Ein zweites großes Gedicht Baggesens ist Adam und Eva, eine humoristische Darstellung des Sündenfalls. Manches darin ist geistreich, z. B. die Sehnsucht Adams vor Erschaffung der Eva, da er sich ein Bild aus Blumen zusammensezt ꝛc. Die erste Erscheinung der Eva selbst ist zu trivial und noch trivialer, was Adam beim Erwachen raisonnirt:

Mein Adam, der indessen ausgeschlafen,
Erwacht, umringt von Ziegen und von Schafen,
Und Tauben, und dergleichen Thieren mehr,
Und gähnt, und spricht: „Ich schlief entsezlich schwer,
Unruhig, ängstlich hin und her,
Erhizt, als hätt' ich das gehabt, was Fieber
Man nennen wird einmal, wenn's erst dergleichen gibt:
Mich dünkt, ich war zum Wahnsinn gar verliebt
(Ja, wenn es etwas gibt, darüber)
In etwas außer mir, ich weiß nicht wie:
Doch schlief ich gerne wieder ein; denn lieber
Ist mir ein solcher Traum, troz der Philosophie,
Als dies gelehrte Leben mit dem Vieh.
Was hilft mir mein selbstdenkendes Erwachen
Hier unter diesen Nicht-Ichs-Siebensachen
Von Strahlen, Schatten, Bäumen, Affen, und
Was sonst sich hier thut meinen Sinnen kund?
Mit keinem von dem Allen kann ich scherzen.
Zwar find' ich manches schön, gewandt, und stark, und klug,
Zwar brummt's, und zischt's, und blöckt's, und schwazt's genug,
Allein kein einz'ges spricht zu meinem Herzen,
Selbst nicht mein bester Freund, der Hund;
Auch er am Ende spricht nur mit dem Mund!
Zwar lern' ich was von ihnen alle Tage,
Und sehe halb schon manches Was und Wie,
Doch niemals ein Warum? Wozu die ganze Plage
Mit meinem Lexikon, mit der Zoologie.

Sammt der vergleichenden Anatomie
Von Physiognomieen aller Affen,
Die mich Studirenden begaffen.
Ich werde nie doch so gescheit wie sie —
Nie sag' ich's, weil ich's meine — nie! nie! nie! —
Sie schränken sich auf etwas ein im Leben
Des Daseyns, sind zufrieden, drücken sich
Dicht an einander, innig, fröhliglich,
Und überhaupt multipliciren sich,
Und ihre süße Lust — das nenn' ich Leben!
Das ist gescheit, da sieht man einen Zweck;
Doch meine Weisheit ist ein ewig Streben
Nach dem, was nirgends ist, — nach Allem. Keck
Behaupt' ich, wenn ich Alles recht betrachte
Um mich herum, und dann mich selbst beachte:
Ein Himmel ist die Welt an jeder Eck' —
Ein Meisterstück im Großen und im Kleinen —
In jedem Leben seh' ich einen Zweck —
In meinem nur, in meinem seh' ich keinen —
Ich bin allein der faule Fleck!"

Dieser weitschweifige Ton erreicht die Anmuth Wielands, die ihm wahrscheinlich zum Muster gedient hat, bei weitem nicht, nähert sich vielmehr der Seichtigkeit Blumauers. Wenn man aber überhaupt heilige Gegenstände humoristisch behandelt, so gehört gleich der derbste kräftigste Humor dazu, wie ihn Rabelais besaß und unser noch nicht genug gekannter Sebastian Seiler, dessen Schöpfungsgeschichte in schwäbischer Mundart zu den besten Possen gehört, die wir besitzen. Zu den witzigsten Beziehungen in dem Baggesen'schen Gedicht gehört, daß er die Schlange französisch reden läßt.

Der sogenannte vollendete Faust ist eine Parodie des Goethe'schen, voll Anspielungen auf die Dichter des ersten Jahrzehents des neunzehnten Jahrhunderts, auf die romantische Schule, die Fichte'sche Philosophie, Jean Pauls Humor, die Gallsche Schädellehre ꝛc. Falk hat ähnliche Sachen geschrieben und sie sind vergessen worden. Wie billig. Die Dichtkunst soll nicht immer von sich selber sprechen. Die Welt ist ihr Gegenstand, nicht die Dichterwelt. Es wird dem Goethe'schen Briefwechsel und all dem, bereits ganze Bibliotheken füllenden Gewäsch, worin die Personalien und kleinen Privatverhältnisse, Rivalitäten, Lobhudeleien, Sticheleien, Kritiken und Antikritiken der vorgestrigen literarischen Nobilitäten zum Besten gegeben werden, nicht besser gehen. Die Nachwelt wird den poetischen Charakter festhalten, wie er sich selber gab und unsterblich durch die Geschichte geht, aber all das kleinliche Beiwerk, womit Freunde und Feinde jene fest ausgeprägten Züge künstlich verschnörkeln und vertuschen, fällt mit der Zeit weg. Wir halten es daher auch für höchst überflüssig, auf das zurückzukommen, was Baggesen über die damaligen Modegegenstände, Fichtes Nicht-Ich, über Schlegels Lucinde, über die Klinggedichte der Romantik ꝛc. gescherzt hat.

Unter den kleinen Gedichten Baggesens befinden sich viele poetische Erzählungen, die aber, besonders bei ihrem komischen Inhalt, viel zu gedehnt erscheinen, so das artige Gedicht: Ja und Nein, oder der kurz gebundene Freier. Sehr viele sind Gelegenheitsgedichte an Freunde und Freundinnen. Unter den Epigrammen haben die literarisch-polemischen mit der Zeit ihr Interesse verloren, die politischen dagegen dürften der Erinnerung wohl werth seyn. Baggesen sah die Zeit der Revolution und Napoleons, und er charakterisirt die große Nation, von der auch jezt noch immer einige Leute in Deutschland naiv genug sind, die Freiheit lernen zu wollen, vortrefflich also:

Die Franzosen.

Sie dienten immer, bald um Brod und Habe,
Für Ruhm, für Minnesold,
Bald um des Königs, bald um Gottes Gabe,
Besonders gern für Gold.
Jezt dienen sie, seitdem mit holden Gnadenmienen
Kein Weib, kein König und kein Gott sie lohnt,
Seit auf des Hofs, des Ruhms und des Geschmacks Ruinen
Ein Unhold, dem sie selber fluchen, thront,
Jezt dienen sie — warum? — Warum? — Nur um zu dienen!

Heute dienen sie wieder um Geld. Der gute Thiers mit seinen Telegraphen hat gethan, was Ludwig Philipp versprochen, er hat die Illusion zur Wahrheit, nämlich den vorübergehenden Freiheitsrausch zu dem stets dauernden Egoismus zurückgeführt.

Auch uns Deutsche hat der Däne mit Epigrammen bedacht. Das beste ist:

Aechter Germanismus.

Jenseits liegt die politische Welt! Was geht uns ihr Schicksal
Diesseits über dem Rhein in der poetischen an?
Hole der Teufel nur dort den ganzen germanischen Körper,
Wenn uns bewahret allhier Gott den germanischen Geist.

Es hat Leute genug gegeben, sogar sehr vornehme, z. B. Goethe, Johannes Müller ꝛc., die ganz ernsthaft dergleichen geltend machen wollten.

34) Langbeins sämmtliche Werke. Fünfte bis siebente Lieferung. Gedichte. Stuttgart, Scheible, 1835.

Wo Langbein mehr Wieland ähnelt, ist er vortrefflich; wo er mehr Kotzebue gleicht, stimmt er dann freilich das Urtheil herunter. Seine Berliner Frivolitäten und Trivialitäten haben ihn gehindert, den Rang unter den deutschen Dichtern einzunehmen, der seinem

Talent sonst wohl gebührte. Viele seiner Gedichte sind so vortrefflich, daß sie in keiner Chrestomathie fehlen sollten, z. B. das Hemd des Glücklichen. (Ein kranker König kann nur durch das Hemd eines Glücklichen geheilt werden, aber der einzige Glückliche, den man findet, hat gar kein Hemd); die Roßdecke (ein undankbarer Sohn verstößt den Vater in den Stall und läßt ihm eine Roßdecke geben, der Enkel aber schneidet die Decke halb durch und will die andere Hälfte zurückbehalten, wenn er mit seinem Vater in den gleichen Fall kommen sollte). Auch unter den mehr komischen sind viele ausgezeichnet und werden sich als eine Art von Volkssagen der Neuzeit erhalten, z. B. die Fliederwische (das übermüthige Mädchen, die alle Freier verjagt und zum Andenken eines jeden einen Fliederwisch aufhängt, zulezt aber arm und verlassen die Fliederwische feil bieten muß). Dahin gehört auch das artige Gedicht, das wir seiner Kürze wegen hier wiederholen wollen:

Der Kußhandel,
oder die vier weiblichen Alter.

Ein Hirtenmädchen, schön zum Malen,
War etwas kaufmännisch gesinnt:
Mit zwanzig Schafen mußt' Amint
Den ersten Kuß ihr baar bezahlen.

Fünf Sommer älter war Narzisse,
Als er den Tausch schon besser traf:
Da blühten um ein einzig Schaf
Auf ihren Lippen zwanzig Küsse.

Bald lag ihr Handel ganz danieder,
Und aus freiwilligem Entschluß
Gab sie, für einen kalten Kuß,
Aminten seine Schafe wieder.

Die eigne Heerde, sammt dem Hunde,
Bot sie für einen Kuß zulezt;
Allein der Schäfer dankte jezt,
Und flog zu Daphnens Rosenmunde.

Ein großer Vorzug Langbeins ist die natürliche Zwanglosigkeit und Gefälligkeit seines Versbaus.

Jugendschrift.

Die reinste Quelle jugendlicher Freuden, oder 260 Spiele zur Ausbildung des Geistes, Kräftigung des Köpers ꝛc., von J. A. L. Werner, Lieutenant, Director eines gymnastischen Institus ꝛc. Dresden, 1836.

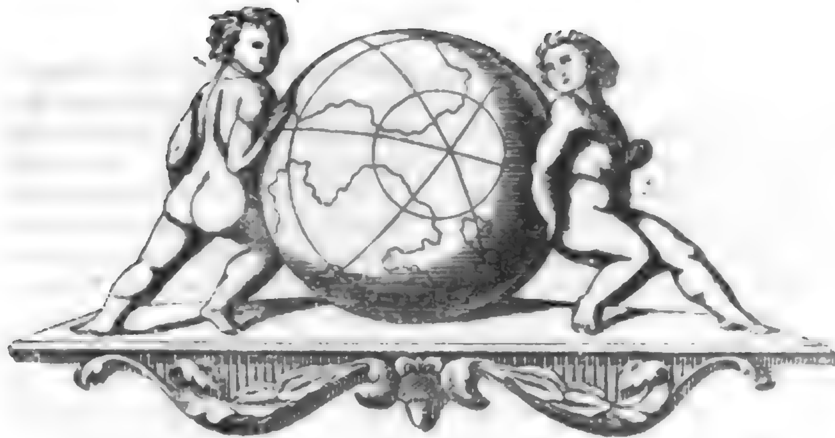
Eine treffliche und zeitgemäße Erscheinung, die sich würdig dem von demselben Verfasser erschienenen Turnbuche anreiht. Viele und sehr würdige Schriftsteller haben in den lezten Decennien in ihren Erziehungslehren Mittel angegeben, wie die Jugend in ihren Freistunden am zweckmäßigsten beschäftigt werden kann. Nicht selten haben sie indessen das Fach der Erziehung, das nicht nur intellektuelle Bildung, sondern auch Entwicklung und Kräftigung des Körpers in sich begreift, von einem Standpunkte aus betrachtet, den dasselbe gar nicht einnimmt. Die Jugend bloß durch Lektüre beschäftigen, die theilweise von ihr selbst und theilweise von dem sie beaufsichtigenden Lehrer ausgehen soll, fand deßhalb keinen Anklang, weil ganz natürlich der Körper darunter leiden mußte. Erspießlicher für Körper und Geist zugleich, wurden Spiele gefunden, und dieser Wahrnehmung hatten wir später das Erscheinen so vieler Spielbücher für die Jugend zu verdanken. Wenn nun gleich gar viele derselben in die Welt geschickt wurden, deren Zweckmäßigkeit wir dahingestellt seyn lassen, so dürfen wir doch auch manchen anderen und namentlich denen Guthsmuths unsere Anerkennung nicht versagen. Die oben angegebene Schrift Werners können wir jedoch um so füglicher als ein gutes und zweckmäßiges Buch empfehlen, als dasselbe, frei von allen pedantischen Theorien auf die Ausbildung des Geistes und Kräftigung des Körpers zugleich berechnet ist. Für alle Jahreszeiten ist darin Sorge getragen, und der Lehrer, welcher durch schlechtes Wetter verhindert ist, seine Zöglinge im Freien spielen zu lassen, nehme dieses Buch zur Hand und er wird eine Anleitung zu vielen Unterhaltungen finden, die im Zimmer vorgenommen werden können.

Ohne in eine Auseinandersetzung der einzelnen Spiele hier einzugehen, müssen wir doch besonders auf die Ball- und Bewegungsspiele, so wie auf diejenigen, welche Gedächtniß und Beurtheilungskraft erfordern, aufmerksam machen und dieselben als sehr gelungen in ihrer Darstellung bezeichnen.

Die Anleitung, die der Verfasser gibt, ist faßlich geschrieben, und bei größeren Spielen, die zugleich viele Personen erfordern, ist jene Weitschweifigkeit und Verwirrung in den Angaben selbst vermieden, die nicht selten der ganzen Sache einen Anstrich von Trockenheit geben. Die dem Buche angehängten Lithographien dienen zur Erläuterung des Ganzen und entsprechen völlig der angegebenen Anleitung.

M—r.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 21. Freitag, 24. Februar 1837.

Vermischte Schriften.

1) Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. 3 Theile. Berlin, Duncker und Humblot, 1834.

2) Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel. Herausgegeben von Varnhagen von Ense. 2 Theile. Leipzig, Reichenbach, 1836.

Wir gestehen gern, daß Rahels Nachlaß ein merkwürdiges Buch ist, theils wegen der Fülle originell concipirter Gedanken, theils wegen des Blickes in Kreise der höheren Gesellschaft, den es uns gewährt, am meisten jedoch wegen der merkwürdigen Persönlichkeit der Verfasserin, welche wir hier aus einer Menge von aphoristischen Gedanken kennen lernen. Selten wird es in der That eine Frau geben, welche unter fortwährenden und zum Theil schrecklichen physischen Leiden fast nur darauf bedacht ist, einen durch nichts zu stillenden Durst ihres Geistes nach Einsicht, nach Humanisirung ihrer selbst und ihrer Umgebungen, nach Behauptung und Geltendmachung humaner Denk- und Handlungsweise in und gegen Egoismus, Geistlosigkeit und Erbärmlichkeiten jeder Art zu befriedigen. Hierin erscheint Rahel durchaus verehrungswürdig; sie ist dies um so mehr, als sie jede Gelegenheit, das christliche Gebot der Liebe und der Barmherzigkeit gegen Leidende zu erfüllen, mit Freudigkeit, mit einer fast beispiellosen Hingebung ergreift. So war sie es, von welcher 1813 der erste Anstoß zu Bildung der Frauenvereine gegeben wurde, die für dieselben mit höchster Selbstverläugnung thätig war, so unermüdlich, daß sie z. B. in Prag, als sie auf ein schmerzhaftes Krankenbett geworfen war, von diesem aus die Geschäfte, die zur Verpflegung verwundeter Krieger nöthig waren, nicht aufhörte zu besorgen, oder wenigstens zu leiten. Eben so preiswürdig ist der Freimuth, mit welchem sie sich gegen Fürsten und Grafen, gegen Minister und Privatdocenten, gegen Gelehrte, Dichter und Künstler über das äußert, was sie für wahr und für recht hält, wenn sie das auch mit weiblichem Zartgefühl häufig thut, indem sie das Gute und Lobenswerthe als das hervorhebt, wobei zu verweilen, was gegen das Schlechte und Tadelnswerthe zu behaupten sey. Ueberhaupt liegt es im Geiste der Humanität, der in Rahel eine seiner glücklicheren Incarnationen gefunden hat, überall das Gute und Edle auch da herauszufühlen und anzuerkennen, wo es mit seinem Gegentheil vermischt auftritt. Nicht minder wird jeder Unbefangene anerkennen, daß Rahel oft, sehr oft einen ungemein glücklichen Scharfblick in Beurtheilung der Menschen und Dinge an den Tag gelegt hat. So hat sie die Julirevolution lange vorher gesehen und zu einer Zeit, da Herr Thiers kaum als

Journalist bekannt war, in ihm den künftigen Minister erkannt.

So bereitwillig wir nun dieses und jedes Ausgezeichnete an Rahel, so weit sie uns das Buch kennen lehrt, anerkennen; so wenig vermögen wir doch, um derselben Wahrheit willen, der sie selbst überall hat dienen wollen, in das unbegrenzte Lob einzustimmen, welches ihr von mancher Seite, und wie es scheint, nicht immer aus den lautersten Absichten gespendet wird. Namentlich halten wir dafür, daß es nicht heilsam seyn dürfte, ihre Ansichten über Religion, Politik und geselligbürgerliche Verhältnisse als canonische Bestimmungen für eine Neugestaltung des Lebens gelten zu lassen. Wir wollen damit nicht sagen, daß sie nicht alle in einer humanen Absicht geäußert worden seyen, daß ihnen nicht oft eine tiefe, beherzigenswerthe Wahrheit zum Grunde liege; aber sie sind alle so innig mit persönlichen Beziehungen, sowohl der Briefstellerin als derer, an welche die meist brieflichen Aeußerungen gerichtet sind, verwebt, daß ihre Wahrheit immer nur eine für besondere Fälle, ja für besondere Momente ist. Nun gehört es freilich zu den glänzendsten Eigenthümlichkeiten Rahels, wenn es nicht geradezu ihr innerstes Wesen ist, jedes Einzelne, sey es ein Gefühl, ein Verhältniß, eine Begebenheit, eine Person, im Lichte seiner Idee zu sehen, es an das Ganze und Universelle anzuknüpfen, ja es als Ganzes zu betrachten, es zum Universellen zu machen. Wie leicht dadurch aber ihre geistvollsten und redlichst gemeinten Ansichten oft nur den Werth einer Paradorie erhalten haben müssen, leuchtet von selber ein; aber es zeigt sich gewiß aufs Ueberraschendste in dem Umstande, daß die Idee zu dem verrufenen (in Nr. 93 des Literaturblatts v. 1835 besprochenen) Roman höchst wahrscheinlich aus Rahels Briefen geschöpft ist. Und doch ist Rahels Geist durchaus religiös, ja christlich, wenn auch nicht kirchlich. Sie ist eine Verehrerin von Lavater, St. Martin, Angelus Silesius; sie betet in vollem Vertrauen zu Gott, sie glaubt, Gebete und aufrichtige Segenswünsche könnten, wenn sie aus reinem, gottvertrauendem Herzen kommen, nicht ohne gute Wirkung seyn; sie ist also weit entfernt von dem wahnsinnigen Gedanken, es würde besser seyn, wenn die Menschen nie etwas von Gott gewußt hätten; sie verwirft das Christenthum nicht seinem innersten Geist und Wesen nach, welches werkthätige Liebe zu Gott und Menschen verlangt, sie verwirft nur das todte, welches mit todten Formen und Formeln, mit hohlen Redensarten prahlt. Und doch wenn man einzelne ihrer Aeußerungen allein, ohne die übrigen, ohne ihre ganze Eigenthümlichkeit zu berücksichtigen, als für sich geltende nimmt, wenn man in ihrem Eifer gegen gewisse kirchliche und Andachtsformen, gegen den Mangel an thätigem Christenthum eine Polemik gegen dieses selbst zu erblicken glaubt; so kann man aus der zum Christenthum aus Ueberzeugung übergetretenen Jüdin leicht eine Feindin des Christenthums machen. Man darf aber keine von Rahels Aeußerungen für sich gelten lassen, obgleich sie alle nur für sich gemacht sind und ihre Art zu denken das Extrem vom Systematischen ist. Die Einheit des Zerstreuten ist hier die ganze Individualität. Sie selbst fürchtet oft von denen mißverstanden zu werden, die nicht wüßten oder sich nicht vorstellen könnten, mit welchem Ton und Blick und mit welcher Miene und Gebärde sie das geschriebene Wort gesprochen haben würde. Bedenken wir nun noch die Eigenheit, in jedem Moment, da sie sich für Etwas interessirt, dieses ganz für den jedesmaligen Gegenstand oder Gedanken, ja für die gerade in dem Moment sich ihr darbietende Seite desselben zu thun, diese eine Seite zu totalisiren; so kann der Mißverstand ihrer Aeußerungen, den sie während ihres Lebens schon oft genug erfahren haben, bei unvorsichtigen Lesern nicht ausbleiben. Wenn daher schon die Herausgabe ihrer Briefe etwas gewagt scheinen dürfte, so müssen wir das Beginnen, eine Auswahl ihrer pikantesten Gedanken für Damentoiletten zu besorgen, für ein völlig kopfloses erklären. Insbesondere sind Rahels Ansichten über die Ehe, so weit sie hier vorliegen, sehr unreif und nie ohne eine gereizte Stimmung vorgetragen, die uns ahnen lassen, daß sie von dem Grund erzwungener Ehen, wie sie Juden-, Kaufmanns- und Fürstentöchter häufig erleben müssen, sehr nahe berührt worden seyn mag. Alle Umstände, Mißverhältnisse, ja alle Abscheulichkeiten, welche im ehelichen Leben vorkommen können und wirklich vorkommen, zugegeben: so heißt es doch das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man darum die Ehe überhaupt für verwerflich erklären will und sich einbildet, das Verhältniß der Geschlechter und das Loos der Menschheit im Allgemeinen würde ein besseres werden, wenn gar keine Ehen mehr geschlossen würden, oder wenn es auch nur als gleichgültig fortan betrachtet würde, wenn die Geschlechter etwa, wie die Thiere des Waldes, nur so lange mit einander verbunden blieben, als sie sich von der lebhaftesten Neigung zu einander hingezogen fühlten. Von einem frivolen Grunde für eine solche Ansicht kann bei Rahel, die sicherlich von weiter nichts getrieben wurde, als von dem reinen, von persönlichem Interesse freien Wunsche, so mancherlei Mißstände unserer gesellschaftlichen Verhältnisse schwinden zu sehen, nicht wohl die Rede seyn. Aber sie hat sich von diesen Mißständen überhaupt zu sehr afficiren lassen, um ihren tieferen Grund sich immer gegenwärtig zu halten, um den Sitz des Uebels nicht oft da gleich zu suchen, wo es zu Tage kommt. Und so macht sie es denn mit der Ehe auch. Weil in dieser und in ihrem

Gefolge Greuel und Abscheulichkeiten mancher Art sich zeigen, so erscheint ihr die Ehe die Ursache derselben zu seyn. Also fort mit ihr. Es kann in der Ehe ein Weib gezwungen werden, auch wider ihren Willen Kinder zu erzeugen. Das empört ihr weibliches Gefühl nicht mit Unrecht; und darum, ruft sie aus, nieder mit dieser Mauer! Und also kann außer der Ehe nicht dasselbe geschehen? Es werden Weiber gezwungen, Männer gegen ihre Neigung zu heirathen. Schändliche Gewaltthat gegen das weibliche Geschlecht! Ganz gewiß! Aber darum gar keine Heirath? Man sollte meinen, daß eine gesetzliche Beschränkung der elterlichen Gewalt hinreichte. Aber es bleiben noch Mißheirathen möglich. Man hat sich getäuscht. Die Leidenschaft flieht, die Liebe — will *nicht* bleiben. Darum gar keine Heirath, statt Schillers: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet, der Wahn ist kurz, die Reu ist lang.“ — Aber es empört überhaupt ihr weibliches Freiheitsgefühl, daß geschrieben steht: *Und er soll dein Herr seyn*. Sie nimmt überhaupt völlig gleiche Berechtigung der Geschlechter in Anspruch. Sie hat darin im Allgemeinen Recht; aber sie irrt darin mit den Ultraliberalen, daß sie unter der gleichen Berechtigung eine völlig *gleichartige* versteht. Sollte dies so seyn, so würde wohl die leibliche und geistige Bildung der Geschlechter von Gott und Natur gleichartig eingerichtet worden seyn. Hiemit haben wir aber auch denjenigen Punkt berührt, in welchem sich alle Tugenden und Fehler der Lebensansichten Rahels concentriren: die Ergebung in das von Gott und Natur dem Menschen angewiesene Loos, zu welcher sich oft ihr religiöses Gefühl, ihre auf Räsonnement gegründete fromme Ahnung erhebt, ist bei ihr nicht *herrschende* Gesinnung geworden, weil sie, trotz ihres, in unzähligen Momenten bewährten Scharf- und Tiefsinnes, es doch nicht zur Entwicklung einer, in alle Wahrheit leitenden, lebendigen Ueberzeugung gebracht hat. Eine solche würde sie gelehrt haben, daß die Ehe, wie der Staat, wie viele Mängel auch beide von jeher gehabt haben mögen, doch die einzig menschenmöglichen Formen für ein vernunftgemäßes Zusammenleben der Geschlechter, wie der Menschen seyen; und daß dem menschlichen Geschlecht wahrlich nicht mit Vernichtung dieser Formen gedient werde, vielmehr nur damit, daß man ihr vernunftgemäßes, der Menschennatur entsprungenes und heilsames Wesen immer mehr zu erkennen und sie diesem immer entsprechender zu gestalten trachte. Auch möchte dieses wohl die eigentliche Meinung Rahels gewesen seyn; allein so etwas trocken hin zu sagen, lag nicht in ihrer Natur, in ihrem Opponiren gegen Alles, was ihr wie Vorurtheil erschien, in ihrer Lust, das Gegentheil von dem auszusprechen, was mit hergebrachten, im Munde geistloser, wenn auch vornehmer Menschen, allerdings todten Redensarten ausgesprochen wurde. Allein nicht Alles entbehrt einer wesentlichen Wahrheit, was als Vorurtheil, d. i. als nicht selbstgedachtes, wieder gefundenes Urtheil nur nachgesprochen wird.

Verwundert haben wir uns, wie Rahel mit manchen ihrer, ganz auf die Seite der Opposition tretenden Ansichten die unbegrenzte Verehrung, ja bis zum Aeußersten gehende Vergötterung Goethe's hat vereinigen können. Namentlich möchte wohl Goethe von der Idee einer Weiberemancipation ziemlich weit entfernt gewesen seyn. Denn wir glauben, daß nicht allein jenes bekannte Wort: „Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte,“ seine vollste Ueberzeugung gewesen sey; sondern auch das, was er *Dorotheen* sagen läßt:

Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im *Hause* gehöret ꝛc. ꝛc.

Und dies läßt er dieselbe Dorothea sagen, die sich so männlichmuthig in der *Vertheidigung* ihrer jungfräulichen Ehre und ihrer Pflegbefohlenen bewiesen hat. Doch auch diese männliche That ist nur eine der äußersten Noth und durch diese gerechtfertigt. Wir haben in den Befreiungskriegen Weiber verkleidet in die Reihen der Krieger treten sehen, die Gräfin Plater ist noch allen im Gedächtniß; aber nur ganz außerordentliche Umstände regen Weiber, die Ausnahmen von ihrem Geschlecht sind, zu so Ungewöhnlichem auf. Daß es aber der weiblichen Natur angemessener sey, Wunden zu heilen, als zu schlagen, das hat Rahel selbst eindringlich genug mit Wort und That gepredigt. Sie spricht den schönsten weiblichen Haß gegen den „Männer vertilgenden“ Krieg aus; allein bis der ewige Friede einmal nicht bloß proklamirt, sondern vom Himmel auf die Erde gekommen seyn wird, mögen die Weiber Gott bitten, daß er in den Männern die Lust an den Waffen, Heldenmuth und Kampfbegier erhalte. Der ewige Frieden scheint vorläufig ein schöner weiblicher Traum, an dessen Schönheit sich auch der Mann erfreuen mag; er ist aber eines jener Ziele, welches, wenn man es erreicht zu haben glaubt, wieder in weitere Fernen zurückweicht und was wirklich nur dann erreicht seyn würde, wenn die Menschen einmal vollkommner geworden wären, als sie es jezt sind und als sie es, ihrer bisher bewiesenen Natur nach, zu werden im Stande scheinen. Rahel scheint selbst oft an der Wahrscheinlichkeit eines zu realisirenden vollkommneren Zustandes auf Erden gezweifelt zu haben, obgleich sie es, wie wir auch thun, nicht allein betrachtet, als „ein Ziel, aufs innigste zu

wünschen," sondern auch als ein solches, aufs feurigste und unablässigste zu erstreben. Denn wahrlich, so vollkommen als möglich uns und das Leben zu gestalten, bleibt bei aller Unwahrscheinlichkeit des vollkommenen Gelingens, das ewige Soll unserer Natur, und dieses ewige Soll ist und bleibt der ewige Quell aller menschlichen Seligkeit und Unseligkeit. Nehmet dieses Soll dem Menschen, so habt ihr ihm seine Seele genommen; nehmet ihm das Wollen dazu, so habt ihr ihn um sein Wohl gebracht! Aber Keiner glaube auf Erden nach jenem Ziel ungestraft trachten zu können mit Nichtachtung oder Zerbrechung der Schranken, welche Gott unserer irdischendlichen Natur gesezt hat. Niemand hoffe auf eine andere irdische Seligkeit als die, welche die ewige That, unbekümmert um Gelingen und Vollbringen, gewährt. Besonders aber bilde sich Niemand ein, zur unbedingten Vollkommenheit sich und Andere bringen zu können, sondern man beschränke sich auf eine bedingte. Der Mensch wolle nicht Gott gleich werden; er sey zufrieden, wenn es ihm nach vielen Anstrengungen gelingt, Gott ähnlich zu werden. Dieses vermessene Streben nach Gott-Gleichheit ist wirklich, so verkehrt und eigentlich tollhäuslerisch es auch Jedem erscheinen mag, vorhanden; es sind Viele, ohne es zu wissen, oder sich zu gestehen, davon besessen; und es ist der geheime Grund so manches Seelenleidens, so vielfach sich zeigender Zerrissenheit des Gemüthes, jener Verzweiflung an allem Heilsamen, die, weil sie Gott verloren hat und ihre Gottesbedürftigkeit nicht eingestehen mag, sich selber vorlügt, Gottes nicht zu bedürfen, wenn sie nicht etwa vorzieht, als nagelneuer Prometheus Gott zu verwünschen und sich, die Kreatur, in wahnwitzigem Beginnen zu Gott selber aufzublähen. Diese neueste Form des Atheismus oder vielmehr Antitheismus liegt, wenn auch nicht klar ausgesprochen, doch als unvermeidliche Consequenz in der Hegel'schen Philosophie. In ihr ist die Identificirung Gottes und des Menschen bis zu der Höhe getrieben, daß bis zum Autotheismus kaum noch ein Schritt ist. Wir wissen wohl, daß Hegels Schüler dies als eine Blasphemie auf ihren Meister, als den Gipfel des Mißverstehens desselben bezeichnen und verhöhnen werden. Wir nehmen auch an, daß Hegel wohl selbst kaum diese Consequenz seines Systems geahnet hat; denn er wäre dann wohl noch weiter, als zu dem bekannten Geständniß gekommen, daß es ihm manchmal selber vorkomme, als sey in seiner Philosophie die Negativität nicht überwunden. Er würde vielmehr eingesehen haben, daß die Voraussetzungslosigkeit, auf der er sie gegründet, ein großer Irrthum sey, wie Alles, was er darauf gebaut; daß von seiner ganzen Philosophie nur er, der Baumeister, als reelles Wesen übrig bleibe, daß er eigentlich, um nur selbst reell übrig zu bleiben, schon Gott und die Welt heimlich vorausgesezt habe, und daß Gott nie sein Resultat geworden wäre, ohne jene heimliche Voraussetzung. Endlich würde er eingesehen haben, daß die Philosophie wohl eine ihrem Gegenstande, Gott, entsprechende, höchst würdige, vielleicht die höchste, dem Menschen mögliche Erkenntniß, aber keine adäquate zu geben vermöge, daß es zwar in lezter Instanz allerdings Niemand anders als Gott ist, der auch im Menschen, aber nicht bloß im Menschen und dann nur auf menschliche, beschränkte Weise zu sich selbst kommt. Eine adäquate Kenntniß seiner selbst kann nur Gott haben, während der Mensch nicht einmal eine völlig adäquate Erkenntniß seiner selbst, geschweige Gottes zu erreichen vermag. Der Mensch aber und Philosoph, der eine Philosophie zu geben verheißt und gegeben zu haben vermeint, welche die adäquate Erkenntniß Gottes nicht nur enthalte, sondern sey, ja welche die adäquate Form der Wahrheit, Gottes, d. i. Gott selbst in eigner Person sey, der verwechselt sich, wollend oder nichtwollend, wissend oder nichtwissend, mit Gott, der lehrt Autotheismus; wenn er hie und da anderes lehrt, so ist er mit sich im Widerspruch.

Diese Digression ist im Grunde keine; denn auch Rahel, eine eifrige Verehrerin Spinoza's und Fichte's, nicht unbekannt mit Hegel, scheint nicht ganz unberührt von solchen autotheistischen Meinungen und Wünschen geblieben zu seyn. Wenigstens finden wir nur bei dieser Annahme ihre schon mitgetheilten Ansichten und manche verwandte erklärlich. Sie spricht von einem entsetzlichen Riß, der durch Natur und Menschheit gehe; aber ist dieser Riß etwas anderes, als die Entzweiung der Menschen mit Gott, die Losreißung des Menschen von ihm, das menschliche Selbstherrschenwollen ohne ihn? Wäre Rahel nicht auch von diesem Gelüsten der Gebildeten unserer Zeit mit angesteckt gewesen; sie würde in ihrem Glauben, in ihrem Vertrauen auf Gott nicht hie und da geschwankt haben; sie würde klarer erkannt haben, daß Natur und Geist weder eins, noch schroffe Gegensätze, sondern in und an Gott geeinigte, und folglich auch mit und durch Gott von den Menschen zu harmonisirende seyen; sie würde sich überzeugt haben, daß, wie viel auch an den menschlichen Einrichtungen willkürlich, Natur und Gott und der reinen Menschheit zuwider sey, sie doch selbst wesentlich in Gott, Natur und dem Wesen des Menschen gegründet und ihnen gemäß seyen, wie schon oben bemerkt worden ist.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 22. Montag, 27. Februar 1837.

Lyrische Dichtkunst.

35) Altschwedische Balladen, Mährchen und Schwänke sammt einigen dänischen Volksliedern, übersezt von Gottlieb Mohnike. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836. 8. S. 304.

Eine neue Sammlung, den früher von demselben Uebersetzer herausgegebenen (Volkslieder der Schweden, 1830) verwandt, und ebenfalls aus der schwedischen Originalsammlung von Geijer und Afzelius übertragen. Der Charakter der altnordischen Volkslieder ist seit Grimms Bemühungen, dieselben in die deutsche Literatur einzuführen, jedem Gebildeten hinlänglich bekannt. Im Inhalt zeichnen sie sich durch einen vorherrschenden tragischen Zug, in der Form durch den Kehrreim (Refrain) aus.

Die vorliegenden sind größtentheils sehr schön. Das erste ist eine längere Romanze, Habor und Signil, worin das traurige Ende dieses berühmten nordischen Liebespaars geschildert wird. Er läßt sich, als Mädchen verkleidet, unter ihre Dienerinnen aufnehmen, erfährt, daß sie ihn (den sie abwesend glaubt) liebe, gibt sich ihr zu erkennen, wird aber von den übrigen Dienerinnen verrathen und vom strengen Vater Signils gehangen, sie gelobt, mit ihm zu sterben, wenn sie ihn werde auf dem Berge hängen sehen. Der Vater will Habor nicht glauben, daß sie ihn so sehr liebe. Da wird zuerst nur Habors Mantel an den Galgen gehängt und sogleich sieht der Vater aus Signils Fenster Flammen schlagen. — Eben so berühmt ist die zweite Sage von Axel und Walborg. Sehr schön die dritte, der Klosterraub. Herr Sune raubt das Fräulein Elin aus dem Kloster mit Gewalt:

Sie waren zusammen schon funfzehn Jahr,
Ja funfzehn Jahr' und Tag',
Kein freundlich Wort je sprachen sie,
Kein einzig Nein oder Ja.

Und es war eines Tags, daß die edle Frau
Sprach zu dem Diener klein:
„Geh' schnelle mir hin zur Stube
Und lade meinen Herrn zu mir ein.“

Herein nun kam Herr Sune
Und stellte sich an ihr Bett:
„Liebste, was habt ihr mir zu sagen,
Daß ihr mich ruft von meinen Gästen?“

„„Es sticht' mir in der Brust so hart,
In meiner linken Seite;
Ich hoffe, Gott Vater im Himmelreich
Macht ein Ende meinen Leiden.

„„Wir leben zusammen jezt funfzehn Jahr,
Ja funfzehn Jahr ist's her;

Ich habe mit euch drei Töchter erzeugt.
Doch hab' ich sie nie gesehn.""

Schnell öffnet sich der seidne Vorhang
Und der blaue Sammet fein,
Sie führten hierauf die drei Töchter
Zu ihrer Frau Mutter herein.

„Und höre, Fräulein Kathrin,
Du ält'ste Tochter mein,
Um dich freit der König von Frankreich,
Das muß dir eine Ehre seyn.

„Und höre, Fräulein Maria,
Du mittelste Tochter mein,
Um dich freit der König von England,
Und ich will, du sollst werden sein.

„Und höre, Fräulein Elin,
Du jüngste Tochter mein,
Du sollst gehen in Wreta Kloster,
Und beerben die Mutter dein."

Und es war Fräulein Elin,
Sie sprach zu der Mutter in Harm:
„Ich habe ja kein Nonnenfleisch;
Gebt lieber mir einen Mann!"

Und es war nun die edle Frau,
Sie rang ihre Hände in Leid:
„Und wird mir auch dieser Wunsch nicht gewährt
Von der eignen Tochter mein!"

Und es war Fräulein Elin,
Sie sprach in Zucht und Ehren:
„Ich will gehen in Wreta Kloster
Und meine Mutter beerben."

Treue bis zum Tode, Grausamkeit der Väter, Verrath untreuer Diener, heimliche Liebe, die meist ein tragisches, zuweilen auch ein heiteres Ende nimmt, sind der Hauptgegenstand aller dieser Sagen. Von der heitern Gattung, durch die aber doch auch immer ein wehmüthiger Ton hindurchgeht, ist folgendes:

Herr Hollkin und klein Christel.

Und die Königin wollt' ihre Zofen lehren,
Will mir Rosen geloben! —
Wie sie bleiben könnten in Zucht und Ehren.
Mit den Andern, die schlafen, da spielt er eines Abends.

„Herr Hollkin er hat mich dies Jahr verlockt,
Will mir Rosen ꝛc.
Daß ich meine Ehre ihm geben sollt."
Mit den Andern, die ꝛc.

„„Und hat Herr Hollkin dies Jahr dich verlockt,
So kannst du nicht mehr bleiben an meinem Hof.""

„Ach hätt' ich einen Freund von treuem Sinn,
Der Botschaft brächte zu Herrn Hollkin hin:"

Und es sprach eine Falsche in blauem Rock:
„Will Keine gehen, so geh' ich doch."

Und es sprach eine Weiße mit Trug im Sinn:
„Will Keine gehen, so geh' ich dahin."

Die dritte sie konnte nicht schnell genug sagen:
„Ich will zu Herrn Hollkin die Kunde tragen."

Und wie sie kommt zu Herrn Hollkins Thor,
So steht Herr Hollkin draußen davor.

„Klein Christel sie sendet mich her zu euch,
Mit Bitte, ihr sollt zu ihr reiten sogleich.

„Sie hat euch geboren eine Tochter so groß,
Die weit schwärzer ist als die schwärzeste Kohl."

„„Und mag sie auch seyn so schwarz sie will,
Um so rötheres Gold will ich geben ihr.

„„Und diese Weinflasch' schenk' ihr ein:
Vertrinken soll sie den Kummer in Wein.

„„Die blauen Polster soll sie tragen fort,
Auf Eiderpolstern soll sie ruhen hinfort.

„„Und aus soll sie löschen die Lichter von Talg,
Fortan soll sie brennen nur Lichter von Wachs.

„„Und sag' ihr, sie solle nicht trauern und weinen;
Denn morgen schon will ich hin zu ihr reiten.""

Die Zofe, die falsche, geht hin zum Strand,
Den Wein trank sie aus und goß Wasser hinein.

„Herr Hollkin er schenkte diese Wasserflasche voll,
Allen Kummer solltet ihr trinken in euch.

„Und die Polster, die blau'n, sollt ihr tragen fort;
Denn ihr könntet wohl liegen auf Holz und Stroh.

„Und die Lichter von Talg sollt ihr löschen aus,
Denn ihr könntet wohl liegen im dunkeln Haus.

„Er sprach: ihr könntet nur trauern und weinen,
Denn nimmer würd' er bei euch mehr erscheinen."

„„Ach: wenn ich nur hätte ein Silbermesser fein,
Dann wollt' ich selbst verkürzen das Leben mein.""

„An Silberschalen-Messern ist keine Noth;
Doch ich will nicht schuldig seyn an deinem Tod."

Klein Christel klopft dem Kind' auf die Wange fein:
„Heute Nacht verlierst du noch die liebe Mutter dein."

Herr Hollkin er machte sich schnell auf den Weg,
Er hörte in der Nähe das ganze Gespräch.

Klein Christel sie kehrte sich hin zur Wand,
Herr Hollkin vor der halboffnen Thüre stand:

„Klein Christel, nicht wende dich weg von mir,
Mit der herzlichsten Liebe ja komm' ich zu dir."

„Die falsche Dirne werf' ich hinein in die Fluth —
Will mir Rosen geloben! —
Sie wollte verrathen unschuldig Blut."
Mit den Andern, die schlafen, da spielt er eines Abends.

Die vielverbreitete Sage von der Geliebten, die unwissend das Herz ihres Liebhabers ißt und stirbt, kehrt auch hier in dem Gedicht: Herzog Freudenburg und Fräulein Adeline wieder. Eine der schönsten Sagen von treuer Liebe ist die folgende:

Klein Rosa.

Klein Rosa sie diente an des Königs Hof,
Mit Ehren und mit Zucht —
Und sie diente daselbst acht runde Jahr.
Ihr gewinnt wohl, ihr gewinnt wohl Beides Rosen und Lilien.

Und der Herzog so zu Klein Rosa sprach:
Mit Ehren und ꝛc.
„Rosa lilla, Rosa, gib mir deine Hand!"
Ihr gewinnt wohl, ihr gewinnt wohl ꝛc.

„„Herzog, ach Herzog — o redet nicht dies:
Dort steht euer Vater, er hört es gewiß.""

„Mag hören, wer es will; mag hören, wer es mag:
Ich rede ja nur was das Herz mir sagt."

Kaum ausgesprochen war dieses Wort,
Da sandte auch der König schon den Herzog fort.

Er sandte den Herzog in ein fremdes Land,
Doch einem Grafen gab er Klein Rosa's Hand.

Die Schiffe sie gingen wohl hin und her,
Nach Rosa lilla fräget der Herzog sehr.

„Wohl geht es Rosa lilla, es geht ihr fein:
Und heute um vier Wochen wird ihre Hochzeit seyn."

Wenn heute um vier Wochen ihre Hochzeit wird seyn,
So komm' auch ich hinüber und stelle mich ein.

Und Rosa lilla sah aus dem Fenster hinaus:
Da sieht sie die Flaggen, die weißen und blau'n.

„Ich sehe die Flaggen, die weißen und blau'n,
Auch die von mir gewirkte kann ich deutlich schau'n."

Und Rosa lilla lief zum Meeresstrand;
Sie lief, bis sie war in des Herzogs Arm.

Sie setzten sich auf einen Stein so hart;
Sie sprachen so viel von der Liebe Gefahr.

Sie sprachen so viel von der Liebe Harm,
Bis Beide lagen todt einander im Arm.

Schnell ward zum König die Kunde gebracht:
„Rosa lilla liegt todt in des Herzogs Arm."

„„Zum Trotz sey dieses als Strafe verhängt:
Sein eigen Grab ein jedes von Beiden empfängt.""

Da wuchsen nun Lilien auf jedem Grab;
Sie wuchsen zusammen mit jeglichem Blatt.

Da wuchsen nun Rosen und schossen empor,
Sie wuchsen zusammen im schönsten Flor.

„Und hätt' ich geglaubt ihre Liebe so hold
Mit Ehren und mit Zucht —
Ich hätte sie getrennt nicht für vieles Gold.
Ihr gewinnt wohl, ihr gewinnt wohl Beides, Rosen und Lilien.

Aecht altnordisch ist die Sage von dem unehelich gebornen Karl Wogeman, der, als er erwachsen ist, mit einem Schwert vor den König, seinen Vater, tritt und ihn zwingt, seine Mutter zu heirathen. Im Räuber Brun erkennen wir die auch in Deutschland überall (durch ein auf jedem Jahrmarkt verkäufliches Volksbuch) verbreitete Sage von den drei Müllerstöchtern wieder. Einige Sagen erinnern noch an das alte Heidenthum, z. B. die Verwandlung eines Mädchens in einen Baum oder in eine Nachtigall. Am Schluß einige gar schöne Legenden, z. B.:

Magdalena.

Magdalena hin zur Quelle geht,
Die Sonne scheint auf den Wachholder —
Und siehe, der Heiland hier vor ihr steht.
Wohl unter der grünen Linde.

„Und höre, Magdalena, was ich sage dir:
Die Sonne scheint auf ꝛc.
Gib einen Trunk kalten Wassers mir!"
Wohl unter der ꝛc.

„„Und hätt' ich meine Silberkannen nur hier,
Einen Trunk kalten Wassers gleich gäb' ich dir.""

„Und hättest du nicht heimlich so manchen Mann,
Ich tränke dir wohl aus der bloßen Hand."

Bei Gott nun Magdalena schwur,
Sie hätte nie betreten eines Mannes Flur.

Beim heiligen Geiste schwur sie sodann,
Es hätte sie noch nimmer berührt ein Mann.

Bei dem Heiland schwur Magdalena zuletzt,
Sie wäre noch Jungfrau und unverletzt.

„Und Magdalena, dein Schwören laß seyn;
Der heimlichen Männer ja hast du zu drei'n."

„Und Magdalena, nimm dich in Acht,
Drei Kinder hast du zur Welt gebracht.

„Das eine zeugtest du mit deinem Vater,
Und warfst es tief in das Wasser.

„Das and're zeugtest du mit deinem Bruder,
Und warfst es in die Meeresfluthen.

„Das dritte zeugtest du mit dem Priester dein,
Die größte Sünde war's von den drei'n."

Und Magdalena fiel auf ihr bloßes Knie:
„Ach, lieber Herr Jesus: vergib mir dies."

„„Vergebung soll dir nicht entstehn,
Acht Jahre doch sollst du im Walde gehn.

„„Keine and're Speise soll werden dir,
Als Laub von den Lindenbäumen hier.

„„Und kein and'rer Trunk soll werden dir,
Als der Thau auf dem Lindenlaube hier.

„„Und kein anderes Bette soll werden dir,
Als das Lager auf den Lindenwurzeln hier.

„„Und keine and're Ruhe soll werden dir,
Um dich zischen sollen Drachen und Ungethier.““

Und wie das achte Jahr verschwand,
Der Herr Jesus vor Magdalena stand.

„Und höre, Magdalena, lieb Tochter mein,
Was dünket dich bei der Speise dein?

„„So wohl bedünkt mich die Speise mein,
Als hätt' ich gegessen beim Könige fein.““

„Und höre, Magdalena, lieb Tochter mein,
Was dünket dich bei dem Trunke dein?“

„„So wohl bedünkt mich's beim Trunke mein,
Als hätt' ich getrunken den klarsten Wein.““

„Und höre, Magdalena!
Was dünket dich bei dem Bette dein?“

„„So wohl bedünkt mich das Bette mein,
Als wär' es gewesen ein Blumenbettelein.““

„Höre, Magdalena!
Was dünket dich bei der Ruhe dein?“

„„Die Ruhe mein mir so wohl gefiel,
Als hört' ich das lieblichste Orgelspiel.““

„Vergebung sollst du jezt empfahn,
Die Sonne scheint auf den Wachholder –
Doch weiche fortan von der Sündenbahn!“
Wohl unter der grünen Linde.

Dann folgen noch ein kleiner Anhang von verwandten dänischen Sagen und sehr schätzbare Erörterungen.

Vermischte Schriften.

1) **Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. 3 Theile. Berlin, Duncker und Humblot, 1834.**
2) **Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel. Herausgegeben von Varnhagen von Ense. 2 Theile. Leipzig, Reichenbach, 1836.**

(Schluß.)

Namentlich würde Rahel, um hier nur das Eine näher zu beleuchten, die menschliche Natur in ihrer Ganzheit und ihrem Verhältniß zu Gott, Geist und Natur besser erkannt haben; sie würde keinen Augenblick den Menschen nur als gott- und geistverlassenes Naturwesen angesehen haben und nimmermehr auf den Einfall gekommen seyn, das Verhältniß der Geschlechter wäre wohl durch Aufhebung der Ehe besser zu gestalten. Sie würde vielmehr gefunden haben, daß die menschliche Natur auch in Bezug auf Geschlechtlichkeit nicht bloß die höchste, feinste, vollkommenste thierische, sondern eine ganz andere noch, über die thierische hinausgehende sey; daß z. B. Erziehung, nicht bloß Ernährung der Kinder, Naturtrieb nicht entarteter und unter das Thier hinabgesunkener Menschen, daß jene nur vollkommen von rechten, wahren Eltern, von Vater und Mutter, nicht von dieser allein, wie sie an einem Ort meint, zu besorgen sey, wenn sie freilich oft genug von Eltern, Vätern und Müttern, die aus der Harmonie des geistig-leiblichen Wesens des Menschen gefallen sind, schlecht besorgt wird. Und die Erfahrung lehrt, daß die, im besten Pensionat erzogenen Menschen an echtmenschlicher Bildung denen weit nachstehen, die in irgend einer, nur irgend ihrer Idee sich annähernden Familie groß geworden sind. Nur im Familienleben, ohne Ehe nicht denkbar, ist wahre Erziehung möglich, nicht in öffentlichen Anstalten, wie freilich auch Fichte wollte. Soll Vervollkommnung der Menschen und ihrer Zustände möglich seyn, so ist sie es nur durch Erziehung, und gedeihliche Frucht kann diese nur in der Familie tragen. Darum kommt Alles darauf an, das Familienleben nicht zu vernichten durch Aufhebung der Ehe, sondern zu veredeln durch Beibehaltung und Höherstellung des ehelichen Verhältnisses. Wie die Ehe und ihre Heilighaltung überall als Zeichen höherer sittlicher Kultur zu betrachten ist, wie dagegen ihr Verfall dem der Kultur, des Staats und des Nationallebens vorangeht, so werden Kultur, Staat und Nationalleben auch nur erhalten und vervollkommnet bei Erhaltung und durch Vervollkommnung der Ehe. — Nicht haltbarer sind Rahels, wenn auch noch so geistreiche und wohlgemeinte Aeußerungen gegen das Behaupten der Nationalitäten. Nationen sind nur höhere Individuen, und wie diese sich einem höheren Gesetz unterzuordnen und gleichwohl eben dadurch das Recht haben, sich neben einander zu behaupten, so auch die Völkerindividuen. Hätte Gott Kalmückengleichheit und Ununterscheidbarkeit gewollt, so hätte er nur Kalmücken werden lassen. Da er aber Völkerunterschiede hat werden lassen, damit eine schöne Mannichfaltigkeit des Menschenlebens möglich werde, so sind die Völker berechtigt und verpflichtet, ihre Eigenthümlichkeit zu behaupten, aber auch die anderer Völker zu ehren. Wo aber ein Volk das andere in seiner Eigenthümlichkeit kränken will, da werde es, nach wie vor, in seine Schranken zurückgewiesen. Das gekränkte Volk hat dann die Pflicht, eher sein Daseyn, als seine Eigenthümlichkeit aufs Spiel zu setzen. Doch werde es bei Völkerduellen, wie bei andern gehalten; man versuche immerhin erst friedlichen Vergleich durch einen Obmann oder durch Repräsentanten eines Völkerbundes.

Dr. W. B. Mönnich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 23. Freitag, 3. März 1837.

Lyrische Dichtkunst.

36) Ein hundert deutsche historische Volkslieder. Gesammelt und in urkundlichen Texten chronologisch geordnet herausgegeben von Fr. Leonard von Soltau. Leipzig, J. J. Weber, 1836. 8. S. 616.

In der sehr ausführlichen und gelehrten Einleitung hat der Herausgeber das reichhaltige Material mit einem kritischen Scharfblick gesichtet, daß frühere ähnliche Sammlungen den Vergleich mit der seinigen weder in Bezug auf Vollständigkeit noch Correctheit aushalten können. Er hat nicht nur manches Neue aufgefunden, was andern Sammlern entgangen war, sondern auch insbesondere auf die Herstellung der ursprünglichen echten Texte aus den vielfachen Modernisirungen mit Recht den größten Werth gelegt.

Um eine Probe zu geben, wie tief der Verfasser in seiner Einleitung selbst in Nebensachen eindringt, stehe hier, was er über den Zapfenstreich mittheilt. „Das älteste Beispiel einer Deutung des Zapfenstreichs (über d. Umsetzung ähnlich. Naturlaute in Menschensprache vgl. Grimm, altd. Wäld. I, 107 ff.) bilden die auf den Tromelschlag von je 5 Schlägen auf je 3 Schritte: top top top top top: top top top top top schon im 16ten Jahrh. entstandenen „Schertz-Reimlein," deren Hortleder B. D. Kr. 2. A. 1645 S. 424 drei mittheilt: Hüt dich Bawr ich kom, Mach dich bald davon, ferner: Hauptman gib uns Geld ꝛc. (das Wunderh. I, 97 hat alle drei als einen dargestellt); jener erste Reim, auch an die Losung der Dänen in der Schlacht v. 1500: Wahre di bure, de garde de kumbt, und die umgekehrte der Ditmarsen erinnernd (Dahlmanns Neoc. I, 478) ist noch im 18ten Jahrh. bekannt gewesen, vgl. F. Spörers schwäb. Kirchweihpr. v. 1720, wo er so lautet: Hüti Baur i komm, nimm die Hühner und Gäns ꝛc. und geht noch heute als Sprichwort mißverstanden in Aachen um (Reumont, Aachens Liederkranz ꝛc. 1829, S. 370): Trom Trom Trom, heu dich Bur ich komm, ich breng dich nuis (nichts) ich nemm dich nuis, en bin auch nit sihr fromm. Aus einer Anzahl von Zapfenstreichen und Marschworten neuerer Zeit theilen wir noch folgende mit:

Der alte preußische Zapfenstreich: Zu Bett zu Bett, die Trommel geht, und daß ihr morgen früh aufsteht, und nicht so lang im Bette lèt.

Der österreichische: Drei lederne Strümpf, zwei und drei macht fünf, wenn ich einen verliere, hab ich doch noch viere.

Der alte preuß. Spießruthenmarsch: Warum bist du weggelaufen, warum thust du das? darum mußt du Spießruthen laufen, wie gefällt dir das? ꝛc.

Ein neuerer Zapfenstreich: Die Franzosen haben das Geld gestohlen, die Preußen wollen es wieder holen, Geduld, Geduld, Geduld!

Ein Hornsignal: Kartoffelsupp :,: und dann und wann ein Schöpsenkop, Mehl, Mehl, Mehl!

Ein französisches Signal: Ist denn kein Infanterie, nicht mehr da, nicht mehr da, nicht mehr da?

Der franz. Appel: Komm Kamerad komm, mit Sack und Pack :,: kommst du nicht so hol ich dich, so kommst du in Prison, komm, Kamerad, komm!

Ein franz. Marsch: Ramplamplam, papiere argeng, da kommen sie an, sie haben keine Schuhe, keine Strümpfe nicht an.

Andere Zapfenstreiche, wie der bekannte: Putzt mir nicht mit Hammerschlag ꝛc., der längere österreichische: Gotts Blitz meine Herren, was soll das seyn, was mag das für ein Lärm wohl seyn ꝛc., der Münstersche: Ich hab einmal ein Haus gebaut, im Eck ꝛc. (Münst. Gesch., S. 231 f.), wie die zwei Trompeterstückchen im Anhang zum Wunderh. S. 36 f.: Heiderlau ꝛc. und: O Herr verscho o one mich ꝛc. können hier nur erwähnt werden, wie nur beiläufig die Trommel- und Marschworte anderer Völker von dem franz. prênez vos sacs :,: bis zu dem türkischen: Allah janßur es Sultàn :,: oder die artige türkische Deutung der vor den Paschas in die Provinzen herziehenden Janitscharenmusik: Pascha gelür :,: neredèn :,: schundan bundan :,: ꝛc. s. Fundgr. d. Or. IV. 383."

Die hier mitgetheilten Lieder sind das berühmte altdeutsche Ludwigslied von 880 auf den Sieg über die Normannen; das halblateinische Lied auf die Versöhnung Kaiser Ottos I. mit seinem Bruder Heinrich von Bayern; ein lateinisches Lied auf die drei Ottonen, ein ditto lateinisches auf den Salier Conrad, ein ditto auf Saladins Eroberung des h. Landes. (Diese lateinischen Gesänge gehören wohl nicht unter die deutschen Volkslieder.) Ein halblateinisches auf den Clerus; ein deutsches auf die Hinrichtung der unschuldigen Gemahlin Ludwigs des Grausamen von Bayern (1256); ein deutsches auf die Ermordung Erichs VII. von Dännemark von 1286; das artige Spottlied der Thüringer auf Kaiser Adolf und sein verdorbenes Heer, ein lateinisches Lied auf denselben; ein deutsches auf den Judenmord in Deggendorf 1337. Dann beginnen die selten oder nie poetischen, dafür desto ermüdender in die Länge gezogenen, aber historisch bedeutsamen Lieder auf die großen Siege der Schweizer, und ähnliche lange Beschreibungen aus dem deutschen Städte- und Adelskriege: die Laupenschlacht, die Sempacher, vom Constanzer Concil, die Allinger Schlacht, der Frankfurter Verrath an den Mainzern (1429), die Magdeburger Fehde, von der schönen Bernauerin, der Zürcher Krieg (1444), Markgraf Albrechts Fehde mit Nürnberg, auf Ladislaus Posthumus Tod, die Fehden des bösen Fritz von der Pfalz mit Würtemberg und Baden (drei Lieder, in denen gleichwohl die eigentlich poetischen Züge fehlen, z. B. daß die von Baden und Würtemberg ihren Pferden Baumäste an die Schweife banden und so durch der Pfälzer Getreide ritten, wofür der böse Fritz, als er ihre Grafen gefangen bekommen, denselben allerlei Speisen gab, nur kein Brod, weil sie, wie er ihnen sagen ließ, alles Korn im Lande verdorben hätten). Eins der bessern Lieder ist das auf den Krieg der Fürsten und Städte, worin der ganze Haß der erstern gegen die leztern und die Gefahr, welche sie von den Städten besorgten, sehr anschaulich gemacht ist. Es heißt darin (übersezt):

> Ein Jubiläum ist uns verkündet,
> Wir sollen tilgen unsre Sünde,
> Das hat der Böse vernommen,
> Falschen Samen hat er gesäet.
>
> Den Städten hat er Hoffarth gegeben,
> Wie sie dem Adel widerstreben,
> Und den gänzlich vertrieben,
> Wider Gott ohne alles Recht.
>
> Sie dünkt, sie seyen ihm gleich,
> Sie nennen sich das römische Reich,
> Nun sind sie doch nur Bauern,
> Sie ständen mit Ehren hinter der Thür,
> Wenn die Fürsten gehn herfür.
>
> König Sigmund war der Sinne beraubt,
> Da er Trommel und Pfeiffen erlaubt,
> Den Städten so gemeine,
> Das hat ja gebracht großen Uebermuth,
> Es gehört nach Recht und guter Gewohnheit
> Den Fürsten zu alleine.
>
> Glücke steh dem Adel bei,
> Verbeut den Bauern ihr Geschrei,
> Wünsch ich von ganzem Herzen,
> Daß sie sich vor dem Adel schmiegen
> Und nichts gewinnen in den Kriegen,
> Denn reine Leiden und Schmerzen.

Dem steht ein anderes Lied auf die Raubritter gegenüber, worin es heißt:

> Desselben Ordens Regel
> Und Grund ist Buberei ꝛc.

Die Gedichte aus dem Zeitalter Maximilians sind durch Inhalt und Form wenig ausgezeichnet, und auch die aus der Reformation — so großartig der Gegenstand war — sind langweilige und kleinliche Meistersängereien. Nichts faderes z. B. als das einzige lange Gedicht, das

vom Bauernkriege handelt. Die in Prosa geschriebenen Chroniken und Geschichtbücher aus dem fünfzehnten, sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert sind überall unendlich reicher an Poesie, als die Versifikationen derselben Zeit. So sehr man sich an den Thaten der Landsknechte unter eines Frundsberg Anführung ergözt, so ist es doch nicht möglich, sich ohne die tödtlichste Langeweile durch die langen Landsknechtsgesänge durchzuarbeiten. Wen begeistert nicht des herrlichen Zriny Tod? Aber das lange Lied auf denselben wäscht hier alles Blut und Feuer wider sauber mit Wasser ab.

Der großartige Kampf in den Niederlanden bietet uns wieder ein schönes und echtes Volkslied dar:

Wilhelmus von Nassawe
Bin ich von Teutschem Blut,
Dem Vaterland getrewe
Bleib ich bis in den Tod ꝛc.

Die Lieder aus dem dreißigjährigen Kriege sind ebenfalls verhältnißmäßig poetischer als die der frühern Reformationsperiode. Sie sind kürzer, rascher, wilder, nicht mehr von Meistersängern hinter dem Ofen gekünstelt, sondern von Soldaten im Lager zwanglos improvisirt.

So die muthigen Lieder der Stralsunder:

Treffliche Stralen gab die Sonn,
Die Stral den Adler geblendet,
Weichen mußt er von ihrem Thron,
Zurück sich Wallstein wendet ꝛc.

Die frohen Siegeslieder nach der Leipziger Schlacht:

Der alte Tylle
Zeucht jezt gar stille ꝛc.

Seyd ihr nicht zu Leipzig gwest,
Auf der Sachsen Seiten ꝛc.

So auch das Klagelied:

Auch thut sich täglich mehren,
Theurung und Hungersnoth,
Wieviel laufen hin und here,
Aus Hunger nach dem Brod,
In Wäldern viel erfroren
Von Haus und Hof verjagt,
Zwei Kinder man fund mit Schmerzen,
Die von ihrer Mutter Herzen
Aus Hungersnoth genagt.

Dagegen sind die Klagelieder auf Gustav Adolfs Tod wieder festlich steif und langweilig; eben so die abgeschmackten Allegorien auf die Eroberung Breisachs.

Unter den Volksliedern des achtzehnten Jahrhunderts nimmt, wie billig, das schöne alte Volkslied vom Prinz Eugenius den ersten Rang ein, dem hier die mehr im Ausland berühmten Marlbroughlieder beigegeben sind. Dann folgen die Gleim'schen Kriegslieder auf Friedrich den Großen, einige interessante, doch für den Patriotismus nicht sehr erbauliche Lieder aus der ersten Zeit der Revolution und endlich eine Menge Kriegslieder von 1809 und 1813. Mit den Grundsätzen, welche der Herausgeber bei der Aufnahme oder Weglassung befolgt hat, können wir nicht überall einverstanden seyn. Die abgeschmackte Parodie auf Bürgers Lenore

Napoleon fuhr ums Morgenroth ꝛc.

ist, obgleich in Hamburg auf einem fliegenden Blatt gedruckt, doch in keiner Beziehung ein Volkslied zu nennen, weil es weder im echten Ton eines solchen gedichtet ist, noch den Ruhm eines solchen erlangt hat. Dagegen sind sehr viele Lieder von Arndt, Körner ꝛc. wirkliche Volkslieder, dem Ton und Geist wie der weiten Verbreitung nach, die sie im ganzen Volk erlangt haben. Wenn es sich übrigens von den gemeinen Soldatenliedern handelt, so hätte statt jener gewiß schlechten und unvolksthümlichen Parodie der Herausgeber lieber die muntern Lieder aufnehmen sollen, von denen damals alle Lager widerhallten, z. B.:

Seht wie das stolze Frankreich flieht,
Wenn es die freiwilligen Jäger sieht ꝛc.

oder:

Patriot
Schlag ihn todt,
Napoleon,
Den Cujon,
Mit der Krücke
Ins Genicke,
Daß der kriegt die schwere Noth ꝛc.

oder:

Frau Wirthin, ho, ho,
Die Landwehr ist do ꝛc.

oder:

Nur langsam voran,
Nur langsam voran,
Daß der Oesterreicher Landwehr nachfolgen kann ꝛc.

Diese zum Theil allerdings frivolen, zum Theil aber sehr witzigen Lieder, die in aller Munde waren, haben dasselbe Recht anzusprechen, wie die alten Landsknecht- und Soldatenlieder aus dem Reformationskriege, die zum Theil eben so derb waren.

37) Eidgenössische Liederchronik. Sammlung der ältesten und werthvollsten Schlacht-, Bundes- und Parteilieder vom Erlöschen der Zähringer bis zur Reformation. Aus Handschriften, Chroniken rc. zusammengetragen von E. L. Rochholz. Bern, Fischer und Comp., 1835. 8. S. 421.

Eine sehr tüchtige Sammlung, historisch gründlich geordnet und erklärt. Leider ist die Form fast aller dieser alten Schweizerlieder von der langweiligen Art, die wir so eben geschildert haben. Die Alten verstanden besser Thaten zu vollbringen, als sie zu besingen, und namentlich die über die Gebühr ausgedehnten Allegorien, wo statt der wackern Helden selbst nur ihre Wappenthiere, der Bär, der österreichische Löwe rc. oder gar die Kuh, als allgemeine Personifikation der Eidgenossenschaft mit ihren Hörnern tapfer um sich stößt, entbehren alle die poetischen Reize, die wir in neuerer Zeit von Schlachtgemälden verlangen. Der historische Werth bleibt aber allen diesen Liedern unbestreitbar. Der Herausgeber hat die aus bekannten Zeiten und von bekannten Verfassern chronologisch geordnet, in einem Anhang aber alle anderen von unbekannterem Ursprunge zusammengestellt. Darunter auch das berühmte Hasler Lied, worin der Ursprung der alten Schweizer vom skandinavischen Norden hergeleitet wird, und dem der Herausgeber eine ausführliche kritisch-historische Erörterung beigefügt hat.

Eins der schönsten Lieder ist das lezte, einem alten Glasgemälde aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts entlehnt. Ein junger Eidgenosse fragt darin einen Alten, wie sie es gemacht hätten, daß sie so mächtig geworden wären, und der Alte gibt ihm aus diesem Anlaß einen tüchtigen Verweis, worin er insbesondere den Text: „kein Kreuzer, kein Schweizer" schonungslos commentirt.

„Allter Eydtgnoß, nun sag mir an,
Wohar du din glück habest gehan?
Man vorcht din schatten wirs dan mich,
Deß gib mir bescheid, das bitten ich dich!"

„Nein, lieber gesell, ich sagen dir das:
By uns ein fömliche gwonheyt was:
Gotzforchtig, trüw, eynvaltig wäsen;
Hochmut mocht by uns nütt genäsen;
Allein früntlich mit manhafter deemutt,
Einigkeyt mit verachtung unrecht gutt,
Willig zu schirmen alle frommen,
Dahar ist uns allten glück und heyl kommen.
Der wolfeyle bald verstand, hieby
Vier üch eyn kosten der speyery:
Von saffran, zimet und ouch muschcat,
Syden, thamast und sammat:
Das was by uns in schlechter acht,
Wir hand deren nitt vil angemacht;

Ouch welche spyse und melünen
Rebhüner, wachteln und capünen,
Claret, ipocras und malvasier,
Müscateller, raplser und rommanyer
Und suster vil der welschen trachten:
Deren wir wenig in unsren hüsren machten.
Milch, kes, anken, ziger und rys
Das was gemeinlich unser spys:
Jez pflanzest du wider in das land
Das wir vertriben und usgrüt hand:
Hoffart, gwalt, großen übermut,
Allein daß dir werd groß gut;
Es kümme dir wohar das wöll,
Vom Tüfell oder us der hell.

Gutt was unser knecht, jez ist din herr,
Wer by dir gutt hatt, der hatt eer;
Ich sag dir das an allen spott,
Gutt ist worden din herr und gott:
Das schafft din frömd blutsuchtig gfert,
Die hat dich alle bosheit glert."

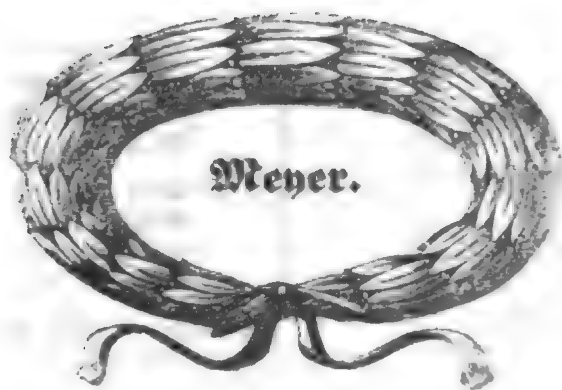
38) Poetische Geschichte der Deutschen. Vorzüglich für den Unterricht in der deutschen Sprache und Geschichte, herausgegeben von Dr. K. Wagner. 2te vermehrte Aufl. Darmstadt, Leske, 1837.

Eine chronologische Zusammenstellung von Romanzen, dramatischen Fragmenten rc. aus den verschiedensten Dichtern, worin die Helden unsrer Geschichte verherrlicht werden. Man muß ein solches Unternehmen um des patriotischen Zweckes wegen empfehlen; obgleich der wirklichen Geschichte erstaunlich viel mehr Poesie inwohnt, als die guten Poeten bisher daraus zu schöpfen gewußt haben, und obgleich sie sogar nicht selten ihre Helden ein wenig verwässert haben.

39) Schwäbische Liederchronik für Schule und Haus. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836. 8. S. 142.

Eine ähnliche Sammlung, doch bloß auf Schwaben bezüglich. In diesem engern Kreise haben sich zufällig so ausgezeichnete Dichter zusammengefunden, wie Uhland, Schwab, Knapp, Justinus Kerner, daß diese Gedichte neben dem lokalen Interesse für ihre Provinz auch in der That ein allgemein poetisches darbieten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.





Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 24. Montag, 6. März 1837.

Lyrische Dichtkunst.

40) Hesperiden von Joh. Friedrich von Meyer. Poetische Schriften. Erstes und zweites Buch. Kempten, Dannheimer, 1836.

Herr von Meyer in Frankfurt am Main hat als Herausgeber der Blätter für höhere Wahrheit, der Wahrnehmungen einer Seherin und einiger verwandter Schriften längst bewiesen, daß er zwar vom Glauben zu Gunsten irgend einer poetischen Licenz nie und nimmer etwas ablassen wird, im Glauben selbst aber neben dem Wahren auch das Schöne mit besonderer Liebe auffaßt. Hier legt er uns eine ganze Sammlung Hesperiden vor, Gedichte, die sich auf den Abend, dem die Auferstehung folgt, und zugleich auf ein himmlisches Hesperien, das Land der Verheißung beziehen.

Der Grundgedanke dieser Gedichte ist Sehnsucht nach dem Ewigen, Verachtung alles dessen, was uns vom Ewigen abzieht, Weisheit, die sich nicht mehr täuschen und blenden läßt, Gelassenheit und Ruhe, Geduld und Vertrauen, endlich die ganze Gluth einer höhern Liebe.

Eins der schönsten Lieder der Sehnsucht ist wohl das folgende:

Die Lebensquelle.

In den Bergen, in den Gründen
Springen Quellen ohne Zahl:
Doch wo soll ich Wasser finden
Für des dürren Herzens Qual?

Sagt, wo fließt der Unschuld Quelle,
Die zur Kindheit wieder führt?
Wo des Baches Wunderwelle,
Der das Leben umgebiert?

„In des Aufgangs heil'gen Auen
Steigt ein Kreuz vom Hügel auf,
Welchem Lebensbäch' entthauen;
Ewig ist ihr Segenslauf."

Ach wie mag zum Quell ich fahren?
Welche Wolke trägt mich hin?
Könnt' ich mit den Flügelschaaren
Luft'ger Pilger meerwärts ziehn!

„Zeuch nicht fern nach andern Sonnen,
Walle nicht durch's niedre Land;
Nah dem Herzen sind die Bronnen,
Das des Glaubens Wege fand.

Glaub' und forsche, lieb' und hoffe,
Horche was die Wahrheit spricht,
Bis aus deinem Erdenstoffe
Der Verklärung Schimmer bricht."

Nicht minder schön ist das Trostlied:

Der Verfolgte.

Hätt' ich nicht Gott zum Troste,
Ich stürb' in meiner Noth,
Wenn giftig der erboste,
Der große Feind mir droht!
Wenn Morgen, Tag und Abend
Gewirr' und Schmerz vergällt,
Und nicht ein Tröpflein labend
Auf's dürre Leben fällt.

Mein Leben ist kein Leben,
Ich irr' im Schattenreich;
Im Winde muß ich schweben,
Der scheuen Taube gleich.
Des Jägers Pfeile schwirren,
Sie flattert ohne Wehr,
Und ihr betrübtes Girren
Lockt keinen Helfer her.

Doch hab' ich Gott zum Troste,
Den Herrn, der für mich starb,
Der, als die Hölle toste,
Mir Heil und Ruh erwarb.
Er wird noch einst erscheinen,
Die Feinde scheucht sein Licht;
Die Welt wird flehn und weinen,
Doch dieser Arme nicht.

Mein Rächer lebt im Himmel,
Von wo er niedersteigt,
Und steht bis das Getümmel
Und jede Bosheit schweigt.
Klar steht er auf dem Staube,
Da ihn kein Fremdling schaut;
Ihn schaut des Dulders Glaube,
Der ihn zu schaun vertraut.

In dieser Echtheit des Glaubens, in dieser Kraft des Gemüths und des Worts sind alle diese Lieder gedichtet, von denen manche wohl geeignet seyn dürften, in die kirchlichen Gesangbücher aufgenommen zu werden. Mit zu den schönsten gehören die, worin die Religion als die höhere Weihe aller Wahrheit und Schönheit der Welt, und als der Ersatz für das, was uns an jenen immer fehlt, bezeichnet wird.

Wo ist Ruhe?

Wann steht der Zeit behender Flügel
In seiner wilden Eile still?
Wann seh' ich länger nicht im Spiegel,
Was ich im Seyn umfassen will?

Wann hört es auf, das stete Schweben
In Zukunft und Vergangenheit?
Und wann beginnst du, wahres Leben,
Wo, was sich endet, auch erneut? —

Es ist nur Eine Ruh vorhanden.
Versenke dich in Gott, mein Geist;
In seinem Licht ist überstanden,
Was deiner Stille Glück zerreißt?

Ganz im Geist des Buchs Hiob sind folgende schöne Worte gedichtet:

Der Mensch.

Hast du die Welt gewogen?
Hast du das Meer durchschaut?
Hast du den blauen Bogen
Um's große Rund gebaut?

Hast du den Sand gezählet,
Der in der Wüste brennt?
Der Sterne Lauf beseelet
Am stillen Firmament?

Hast du aus kleinem Korne
Den Mohnkopf aufgelockt?
Gestimmt den Ton der Borne?
Den zarten Schnee geflockt?

Auf's Fell des Leoparden
Der Punkte Zier geprägt?
Und in das Haupt des Barden
Die schöne Welt gelegt? ꝛc.

Der gegenwärtige Zustand der Theologie wird sehr gut in folgender Vision charakterisirt:

Doch hört' ich bald von Hader auch,
Und matt ward Lieb' und Glaube;
Zuletzt kam gar ein fremder Rauch,
Und scheuchte ach! die Taube.
Werk sollt's wieder thun;
Mensch regierte nun,
Göttlich von Natur;
Es stieß die Kreatur
Selbst Gottes Sohn vom Throne.

Und Alles durcheinander ging!
Da ward aus Mensch und Leue
Ein Feuer⸗Wasser⸗Wunderding,
Die Lehre hieß die neue.
Sonder Geist und Saft
Will des Selbstwerks Kraft
Mit dem alten Dom,
Ja mit dem Heidenstrom,
Sich seltsamlich vermählen.

Und wie man Heiden sonst verdammt,
Als hätt' es Gott beschlossen,
War die Gemeine schier gesammt
Den Heiden zugeflossen.
Mir verging der Sinn,
Wirrwarr sah ich drin
Ohne End' und Ziel,
Und frevelhaftes Spiel;
Darob mußt' ich erwachen.

Die Unzulänglichkeit menschlicher Weisheit und Kunst, die Nichtigkeit des darauf gegründeten Stolzes und die Verwerflichkeit des lieblosen Egoismus sind die unerschöpflichen Themate des Dichters, von denen er sich nur abwendet, um sich in reiner Andacht in die Liebe Gottes zu versenken. Die Lieder der Liebe sind von einem schönen Feuer durchglüht:

Der Geliebte.

Von dir will ich nicht weichen,
O weiche nicht von mir!
In aller Dinge Reichen
Gleicht keine Güte dir.
Ob ich zum Pol mich schwänge,
Ob ich zum Brunn des Lichts
Durch ferne Meere dränge,
Geliebtres find' ich nichts.

Bringt Edelstein und Schätze,
Bringt Glück und Wonne her:
Was ist's, das mich ergötze,
Fehlt mir mein Leben, Er?
Bringt Kronen her und Güter,
Bringt was kein Wunsch noch weiß:
Dir, Labsal der Gemüther,
Mein Jesus, bleibt der Preis.

Wenn bittres Leid mir sprießet
In Furchen meiner Flur,
Durch dich ist's mir versüßet,
Verwandler der Natur.
Soll heut ich Lust genießen,
Des Lebens Freudenwein,
Noch will ich dir zu Füßen
Ein treuer Jünger seyn.

Geh' ich durch Nacht und Nöthe,
Bloß, hungrig und verbannt;
Du bist mir Morgenröthe,
Brod, Heimath und Gewand.
Wird voll mein Mund von Gaben,
Glänzt um mich Herrscherschein:
Ich kann es Alles haben,
Doch lieben dich allein.

Du lässest Felsen grünen,
Und schaffest Saat im Meer;
Dir müssen Welten dienen,
Und Sterne sind dein Heer.
Doch Demuth blüht und Liebe
Zum Kranze deiner Macht;
Es bleibt kein Auge trübe,
Wo deine Milde lacht.

Weckt mich zum Kampf das Leben,
So waffnet sie den Sinn;
Will Schlummer mich umweben,
Sie ist mir Wächterin;
Und wird mein Leib erblassen,
Ist sie des Friedens Thür.
Von dir will ich nicht lassen,
O lasse nicht von mir!

Und so noch mehrere, z. B.:

Der Liebe Lob.

Liebe, die die Welt geboren,
Liebe, die den Tod verklärt,
Deren Ton man in den Rohren
Wie im Cedernwipfel hört;
Liebe, der das Licht entsprungen,
Deines Herzens mildes Blut;
Ew'ge Liebe, deine Gluth
Hat auch meine Nacht bezwungen.

Die Orions Band gebunden,
Die den Wagen klar geschirrt,
Die den Gürtel hingewunden,
Dessen Milch das Blau durchirrt:
Die Planetenbälle drehet,
Und die große Wunderuhr
Leitet auf der Wahrheit Spur,
Und um Erden Monde säet;

Liebe, die in Rosen schimmert,
Im Smaragd und Halme grünt;
Liebe, die im Glühwurm flimmert,
Und am Stuhl des Höchsten dient;
Liebe, deren Hauch gesunden
Und die Leiche athmen macht,
Liebe, die im Tag erwacht,
Heil mir, daß ich dich gefunden! 2c.

Diese Beispiele mögen hinreichen, Form und Inhalt der Sammlung solchen Lesern zu charakterisiren, denen das Band zwischen Poesie und Religion durch die Scheere der würdigen jungen Schneiderzunft in Paris, die und die Religion wie einen Frack zu- oder abschneiden, noch nicht durchschnitten ist. Den lyrischen Klängen

hat der Verfasser einige schöne Legenden beigefügt, z. B. die bekannten vom h. Georg und h. Christoph. Auch hat er einige der ältern lateinischen Kirchenlieder neu übersezt, den ambrosianischen Lobgesang, dies irae und das stabat mater. Die leztern sind schon sehr oft metrisch übersezt worden, immer abweichend, so daß dem Einen dieser, dem Andern jener Vers besser gelungen scheint. Das stabat mater beginnt hier:

Bei dem Kreuz die schmerzenreiche
Mutter stand, die thränenweiche,
Da ihr Sohn im Sterben hing.
Ach! ein Schwert ihr durch die warme,
Seufzende, so trostesarme,
Schwergebeugte Seele ging.

Welches tiefen Jammers Beute
Wurde die Gebenedeyte
Mutter dieses Einzigen!
Welch ein Trauern, welch ein Zagen,
Welch ein Ringen, welch ein Nagen,
Bei der Schmach des Göttlichen.

Und das dies irae:

Jener Zorntag löst im Raube
Diese Welt zu Asch' und Staube,
So bezeugt's der heil'ge Glaube.

Welch ein Zittern wird das werden,
Wann der Richter kommt auf Erden
Streng zu sichten die Beschwerden!

Die Posaun' im Wundertone
Sprengt die Gräber jeder Zone,
Sammelt Alles vor dem Throne.

Tod wird und Natur erbeben,
Wann das Fleisch erstebt zum Leben,
Antwort vor Gericht zu geben.

Einige Verse sind früher von Schlegel und Follen, wie uns dünkt, noch kräftiger übertragen, z. B. von Follen das dies irae:

Tag des Zornes, wann er taget
Feuerloh die Zeit zernaget:
Wie Sibyll mit David saget.

Ha, wie wird dann seyn ein Leben,
Wird der Richter sich erheben,
Allwärts strenges Recht zu geben.

Der Posaunen seltsam Hallen,
Wird in allen Gräbern schallen,
Zu dem Richtstuhl Geister wallen.

Andere Verse dagegen hat Herr von Meyer offenbar besser übersezt, z. B. den vierten, den Follen weniger gut übertragen hat:

Tod und Leben staunend sehen,
Wie herfür die Leichen gehen,
Dem Gerichte Rede stehen.

Es würde sich bei einem so herrlichen Gesange wohl lohnen, einmal die sämmtlichen Uebersetzungen kritisch zu vergleichen.

41) Lyrisches Schatzkästlein der Deutschen. Herausgegeben von O. F. Gruppe. Berlin, Vereins-Buchhandlung, 1836. 8. S. 517.

Eine Sammlung lyrischer Gedichte der verschiedensten Verfasser von Opitz an bis auf die Neuesten. Der Verfasser hat nach eigenem Geschmack ausgewählt, die ihm die schönsten schienen, und da er so viele gute Dichter vor sich hatte, so ist denn auch diese Sammlung nicht ärmer als so viele andere. Ueberhaupt bemerkt man in den so zahlreich sich drängenden Anthologien immer dieselben Blumen, nur etwas anders im Bouquet gruppirt.

42) Athenäum. Auserlesene Gedichte der neuesten Zeit, zu Redeübungen für Deutschlands Jugend, herausgegeben von Alex. Cosmar. Magdeburg, Heinrichshofen, 1837. 8. S. 322.

Eine ähnliche Sammlung, nur mit Vermeidung solcher Stoffe, die sich weniger für die liebe Schuljugend eignen.

43) Blumenlese von 101 deutschen Dichtern neuerer und neuester Zeit. Zum deklamiren für die reifere Jugend. Herausgegeben von Einem der 101. Iserlohn und Leipzig, Langewiesche. 8. S. 363.

Eine kleinere, aber gute Sammlung. Von jedem nur ein Gedicht.

44) Theomele. Eine Sammlung auserlesener christl. Lieder und Gesänge. Gütersloh, Bertelsmann, 1836

Diese Sammlung unterscheidet sich dadurch von allen kirchlichen derselben Art, daß sie vorzugsweise die religiösen Dichtungen berühmter Laien aufgenommen hat, z. B. von Arndt, Claudius, Falk, Flemming, Fouqué, Gellert, Harnisch, Hölty, Kleist, Klopstock, Körner, Mahlmann, v. Meyer, Novalis, Rückert, Salis, v. Schenkendorf, Stilling, Stolberg, Wetzel, und von den eigentlichen Geistlichen nur die berühmtesten und vorzüglichsten, z. B. Luther, Paul Gerhard, Angelus Silesius, Zinzendorf, Tersteegen, Krummacher, Schmolke 2c. In jedem Fall ist diese Sammlung sehr gut gewählt und enthält sehr viel Schönes. Nur ist sie leider nicht auf das beste Papier gedruckt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 25. Freitag, 10. März 1837.

Lyrische Dichtkunst.

45) Purpurviolen der Heiligen, oder Poesie und Kunst im Katholicismus. Herausgegeben von Hofrath Dr. J. B. Rousseau. In zehn Bänden. Erster bis sechster Band. Frankfurt a. M., Varrentrapp, 1835, 1836.

Eine große Sammlung von Legenden nach den poetischen Bearbeitungen neuerer Dichter, unter die auch einige wenige ältere Versifikationen eingemischt sind. Unsere alles besingende moderne Poesie hat kaum irgend einen nur einigermaßen bedeutsamen Heiligen der katholischen Kirche unbelobt gelassen, und es sollte wohl die streng Katholischen sehr zur Versöhnung stimmen, daß es hauptsächlich protestantische Dichter waren, die sich so emsig um die Legenden bemüht haben. Die Zusammenstellung ist dankenswerth, da in der That jene Legenden eine Fülle von Poesie darbieten, und der erhabensten Moral das liebenswürdigste Gewand leihen. Es gab eine Zeit, in der die Völker das Christenthum fast nur aus Legenden kennen lernten, und es ist die Frage, ob sie sich nicht besser dabei befanden und nicht zu viel edleren Gesinnungen und Entschließungen durch jene „Moral in Beispielen“ angeregt wurden, als man es heutzutage durch das langweilige Dogmatisiren und Moralisiren werden kann.

Die Legenden folgen nach dem Alphabet der Heiligen. Voran steht jedesmal der Name des Heiligen, dann die versificirte Legende, dann in Prosa die Lebensgeschichte, das Kirchliche, Literarische und Artistische. Diese prosaischen Zugaben sind meistentheils werthvoller als die Verse, die ihnen vorangehen. Der Verfasser hat mit großem Fleiß nicht nur aus dem alten Leben der Heiligen das Historische ermittelt, sondern auch, was bisher noch nie geschehen war, ein sehr reiches Verzeichniß aller, jeden einzelnen Heiligen betreffenden Kunstwerke gegeben, und bei berühmten Bildern sogar deren kurze Beschreibung aus Reiseschilderungen oder Kunstgeschichten angefügt.

Wir sagen, diese Zugaben sind zum Theil werthvoller, als die Verse selbst, weil natürlicherweise der Plan, von jedem auch nur der bedeutenderen Heiligen eine versificirte Legende zu geben, nur selten eine Wahl zuließ, weil sehr viele, selbst herrliche Legenden doch noch den rechten Dichter nicht gefunden haben und in ungeschickte Hände gerathen sind. Gleichwohl wird man durch die Menge guter Dichtungen, die der Herausgeber mit so viel Geschmack als Fleiß gesammelt, wirklich überrascht, da man ohne eine solche Zusammenstellung dieses Reichthums unserer Poesie kaum inne würde. Die vorzüglichsten sind von Herder, Albert Knapp, Kosegarten,

Tieck, v. Meyer, v. Fouqué, Schenkendorf, Kind, Justinus Kerner, Schwab, auch viele einzelne sehr schöne von andern protestantischen Dichtern. Die sehr zahlreichen von katholischen Dichtern, namentlich vom Verfasser selbst, von Pocci, Guido Görres und Weinzierl sind in der Form so gefeilt nicht, haben aber einen entschiedenen Vorzug in der kirchlichen Strenge. Legende muß doch immer Legende bleiben, und wenn sie ein ungläubiger Dichter noch so schön vorträgt, so darf er sie doch nicht so willkürlich abändern oder ihr eine so frivole Nutzanwendung geben, daß die Religion dadurch entweiht wird, wie bei mehreren protestantischen Behandlungen geschehen ist.

Der sechste Band geht bis zum Buchstaben M. Das Ganze ist auf zehn Bände berechnet. Möchte der Herausgeber eines so umfassenden Werkes, wenn er künftig eine zweite Auflage veranstalten sollte, nicht bloß auf die Legende, sondern auch auf den Hymnus Rücksicht nehmen und die schönsten altlateinischen oder romanischen und die ältern deutschen Kirchengesänge, die sich auf die Heiligen beziehen oder Lieder der Heiligen selbst (wie es nur sparsam bei S. Franciscus geschehen) in die Sammlung aufnehmen und dagegen, um Raum zu gewinnen, die allzu ausgedehnten modernen Poesien, z. B. die Scenen aus Werners überspannten Tragödien, auch die gar zu lange Geschichte der Jungfrau von Orleans weglassen.

46) Christliche Gedichte von Chr. G. Barth. Stuttgart, Steinkopf, 1836.

Eine nicht uninteressante Sammlung von Poesien, die sich hauptsächlich auf Missionsgegenstände beziehen. Zuerst: Missionslieder, in denen lebhafte Contraste zwischen dem Christenthum und dem Heidenthum der entlegensten Welttheile aufgestellt werden, wozu die verschiedenen Missionen in Ostindien, China, auf den Inseln des stillen Ozeans und am Cap Anlaß gegeben haben. Mehrere recht gute Holzschnitte veranschaulichen diese fremdartigen Bilder noch deutlicher, z. B. der Götzenwagen des Juggernaut; Fare bure buna, das Haus des stillen Gebetes auf den Sandwichinseln; Mahadewa; die Moschee des Aureng-zeb in Benares ꝛc. Im Gegensatz gegen das alte Heidenthum wird das Christenthum in seiner erhabenen und siegreichen Einfachheit gepriesen, wie folgendes Beispiel darthun mag:

Fo.

Ein Königssohn war Schaka, gebor'n in Hindostan
Vor bald dreitausend Jahren dem König Sudaban.
So meldet uns die Sage, die seine Thaten preist;
So rühmt der Talapoine, der dir sein Bildniß weist.

Einst zogen seine Eltern auf eine Pilgerfahrt
Zu einem Götzenbilde von wundervoller Art.
Auf hohem Berge stand es; und König Sudaban
Verehrt' ihm reiche Opfer, und betete es an.

Und als man auch das Kindlein dem Götzen dargebracht,
Damit er's möge segnen mit seiner Huld und Macht,
Da stieg der Gott hernieder von seinem hohen Thron,
Und beugte sich dem kleinen unmünd'gen Königssohn.

Von da an wurde Schaka mit Jauchzen Fo genannt.
Von da an pries ihn selig das Volk im ganzen Land;
Er war in Kraft und Weisheit ein unerreichter Held;
Dann hob er zu den Sternen sich als der Herr der Welt.

So tragen Christi Boten in glaubensvollem Sinn
Vor stumme Götzenbilder den Sohn des Höchsten hin:
Die Götter steigen nieder von ihrem hohen Thron,
Und beugen sich im Staube dem eingebornen Sohn.

Auch die jährlichen Feste der Basler Missionsgesellschaft haben den Verfasser von 1827 an je zu einem Liede begeistert. Ferner hat er einige fremde Missionslieder übertragen, z. B. das englische, des in Ostindien verstorbenen Bischof Heber:

Von Grönlands eis'gen Zinken,
China's Korallenstrand,
Wo Ophirs Quellen blinken,
Fortströmend gold'nen Sand;
Von manchem alten Ufer,
Von manchem Palmenland,
Erschallt das Fleh'n der Rufer:
„Löst unserer Blindheit Band!“

Gewürzte Düfte weben
Sanft über Ceylons Flur:
Es glänzt Natur und Leben,
Schlecht sind die Menschen nur.
Umsonst sind Gottes Gaben
So reichlich ausgestreut;
Die blinden Heiden haben
Sich Holz und Stein geweiht.

Und wir, mit Licht im Herzen,
Mit Weisheit aus den Höh'n,
Wir könnten es verschmerzen,
Daß sie im Finstern geh'n?
Nein! Nein! das Heil im Sohne
Sey laut und froh bezeugt:
Bis sich vor Christi Throne
Der fernste Volksstamm beugt.

Ihr Wasser sollt es tragen,
Ihr Winde führt es hin,
Bis seine Strahlenwagen
Von Pol zu Pole zieh'n:

Bis der versöhnten Erde
Das Lamm, der Sünder Freund,
Der Herr und Hirt der Heerde,
In Herrlichkeit erscheint.

Alle diese Gedichte sind durchaus im frömmsten Geist gedacht. Sofern wir noch einen besondern poetischen Maaßstab daran anlegen müssen, finden wir viele sehr schöne. Die Idee der Mission ist schon an sich eine höchst poetische. Die Pilgerfahrten in die fernsten Gegenden der Erde, zu den wildfremdesten Völkern, nicht mehr um ein Heil zu holen, sondern um es zu bringen, die Gefahren, die geduldige Ausdauer der treuen Boten des Herrn sind poetisch, z. B.:

Der Brüdergarten.

Fern auf Tranquebar's Gestade,
Unter heißem Sonnenbrand,
Grünt ein Garten, reich an Gnade,
Mitten in dem dürren Sand.
Edle Samen,
Fremde Namen,
Ruh'n im tiefen Gartenland.

Blumen sind hier nicht zu schauen;
Keine Lilie, kein Jasmin,
Keine Ros' aus Saron's Auen
Sieht der Wand'rer hier erblühn:
Süße Träume
Stiller Keime
Harren auf des Frühlings Grün.

Fromme Gärtner sind gezogen
Fernhin über Land und Meer;
Stürmisch schleuderten die Wogen
Oft ihr Schifflein hin und her:
Doch den Garten
Treu zu warten,
Ist den Edlen nichts zu schwer.

Von den auswärtigen Missionen geht der Dichter zu den einheimischen über und besingt die Griechenanstalt zu Beuggen, die Judenbekehrungsanstalten 2c. Hier geht begreiflicherweise die Poesie ein wenig aus. Dann folgen verschiedene Gedichte, in denen größtentheils Schriftstellen oder biblische Ideen paraphrasirt und commentirt werden; ferner vermischte und Gelegenheitsgedichte.

Da der Verfasser in so vieler Beziehung auf Originalität Anspruch machen darf, hätte er um so mehr die formellen Nachahmungen vermeiden sollen, die sich niemals gut ausnehmen und inmitten origineller Dichtungen stets einen fremden Mißklang hineinbringen und die Illusion stören. Wer möchte z. B. in diesen frommen Gedichten durch folgende Anfänge:

Mahadew, der Gott der Erde,

oder:

Kennst du das Land, wo wild der Tiger glüht?

an die bekannten Goethe'schen Dichtungen erinnert werden? Eben so unpassend ist in dem Gedicht

Drei Perlen wachsen im tiefen Grund 2c.

die Erinnerung an Schillers bekannte drei Worte. Eben so die Anwendung der bekannten Barbarossasage auf Dr. Luther. Der Dichter läßt nämlich den Leztern, gleich jenem alten Kaiser, über einem Buch sitzen, bis ihm der Bart durch den Tisch gewachsen ist 2c. Der Gedanke, den gewaltigen Reformator den modernen Heuchlern, die seines Namens so unwerth sind, ein ernstes Wort ins Ohr donnern zu lassen, ist schön, aber die Form dazu hätte nicht entlehnt seyn sollen. Man muß das Kleid der alten Sage achten, man darf es nicht willkürlich dieser historischen Figur ausziehen, um es einer modernen anzuziehen.

47) Des Kaisers Schatten. Von Al. Jos. Büssel. München, Liter.-artistische Anstalt, 1836. 8.

Wenn die bekannte französische Ballade: „die Heerschau Napoleons," eben so groß als Dichtung, als höchst nachlässig in der Form, den welthistorischen Korsen nur in einem einzelnen poetischen Bilde malt; wenn dagegen Edgar Quinet sämmtliche bedeutende Momente aus dessen Leben in einem Epos besingt: so ist es hier der deutsche Sänger, welcher, in Traumbildern von Geisteshand geführt, die poetischen Lebensmomente jenes ungewöhnlichen, in seinem titanischen Streben untergegangenen Mannes schaut. Dieses Werk des durch seine Antiope, den Tod Winckelmanns, Narissa u. s. w. bekannten Verfassers enthält 129 Canzonen, deren jede aus einer dreizehnzeiligen Strophe besteht und ihre eigene Nummer führt.

Der Kranz dieser Canzonen ist so geflochten, daß ein flüchtiger Leser den Faden desselben leicht verlieren dürfte; allein bei aufmerksamer Lesung sieht man denselben wohl, und eben diese lose Verbindung ist einer Reihe von Traumbildern angemessn; nur möchte der Obelisk jedenfalls zu weit vorangestellt seyn (Canz. 10), da die Schneefelder Rußlands erst später dem Auge wieder vorübergeführt werden.

Das Ganze ist reich an sehr gelungenen Stellen. So z. B. schildert die 18te Canzone, wie die Deutschen auf Rußlands Schneefeldern begraben liegen:

Das Schneegeflocke tanzet wilden Reigen
Es wirbelt wie Gespenster auf und nieder,
Und schaukelt sich und treibet lose Spiele.
Begleiten seinen Tanz nicht Todtenlieder?
Wohl! dumpfer Schmerz nur unterbricht das Schweigen:
Das sind der Streiter lezte Peingefühle,
Verhaucht auf kaltem Pfühle!
Die lezte Laute rufen noch und stöhnen,
Die bleiche Lippe zittert matt im Sterben,
Ringsum des Todes Grau'n und sein Verderben:
Ein tausendfaches Ach von Deutschlands Söhnen
Ruft mit der Franken Weh wie Wehmuthsklagen:
„Es hat uns nicht des Sieges Schwert erschlagen."

Mürat an der Spitze seiner Schaaren (Canz. 26):

Horch! Trabt es nicht mit schweren Hufes Schlägen?
Die Rosse wiehern, und die Panzer rasseln;
Die Schwerter funkeln hoch emporgeschwungen,
Granaten bersten und Kartätschen prasseln.
Und ritterlich führt sie der stolze Degen,
Die Königskrone um das Haupt geschlungen,
Vom Glück ihm eingedungen!
Die Reiter all' zu Tausend und zu Tausend,
Die Eisenmänner, Asperns kühne Streiter:
Phantome sind's; sie ziehen weit und weiter,
Als Geister nur am nächt'gen Himmel hausend.
Mürat? Dort glänzt er in der Panzer Mitte!
Er weiset südwärts zu dem lezten Ritte!

27.

Das Hütlein tief hereingedrückt zur Stirne,
Zählt er des Heeres ausgegoss'ne Massen,
Die sich vor ihm entwirren und entfalten.
Endlos — es kann sie kaum die Erde fassen —
Dort weilt er sinnend auf der Höh', ein Firne,
Gehüllt die Schultern in des Mantels Falten,
Des Heeres Schau zu halten; u. s. w.

Der Kaiser ruft den Todten, sie stehen auf (Canz. 29):

Verworren braus't es in den Höh'n, wie Flammen,
Die, von der Windsbraut hoch emporgetrieben,
Ergrimmt die rothen Schlangenköpfe strecken,
Und an der Azur-Wölbung dann zerstieben!
Horch! lauter wird der Sturm! Es ruft zusammen
Der Cäsar seine kampfgeübten Recken:
„Steht auf von Eisesdecken!"
Und hunderttausend Krieger, blasse Leichen,
Erheben sich, und nach den Adlern langen
Die Arme, ganz erstarrt, sie zu umfangen
Im Tode noch, des Ruhmes stolze Zeichen.
Und wie bei Arcola vorangeschritten,
So zieht er her mit kecken Siegertritten.

Ungerührt von Hellas Klagen schiffte er einst an dem armen Lande vorüber; doch es war demselben ein anderer Gönner bestimmt (Canz. 91):

Eh' sich die Wimper schließt, da rauscht es ferne,
Wie Wellenschlag und Sturm; in Purpurgluthen
Erhebt sich dort, gleich einem Götterbilde,
Ein Jüngling über die empörten Fluthen,
Umstrahlt vom hellen Glanze goldner Sterne,
Und steigt hernieder auf die Blutgefilde
Mit blauem Demantschilde;
Das Kreuz erglüht auf lichtumstrahltem Grunde.
„Otto!" So leuchtet es in Flammenzügen,
Die um den Namen, um das Kreuz sich schmiegen,
Und freudig küssen mit der Sehnsucht Munde.
Ein tiefes Ach erstöhnt! — Nun ist's verklungen!
Und Kreuz und Schild hält Hellas fest umschlungen.

Mit tiefem Schmerze schaut der Geist des Kaisers das Grab seiner Größe, das Schlachtfeld von Waterloo (Canz. 187):

Fern ab, wo dort des Rheines Wellen fluthen,
Erheben sich der Gräber finst're Hügel;
Gebleichte Knochen ragen aus dem Sande
Mit Helm und Schwert — gebrochner Adler Flügel,
Bestrahlet von des Morgens ersten Gluthen!
Hinweg den Blick gewandt vom Meeresstrande
Erschauert vor dem Lande
Der Britten nun der Geist; denn tausend Qualen
Erscheinen ihm, die lebend er erlitten,
Und Schmach und Hohn, womit er lang' gestritten,
Den Haß, den nie gesättigten, zu zahlen.
— Doch den Getreuen Waterloo's zu denken,
Vermag er's nicht, das Auge wegzulenken!

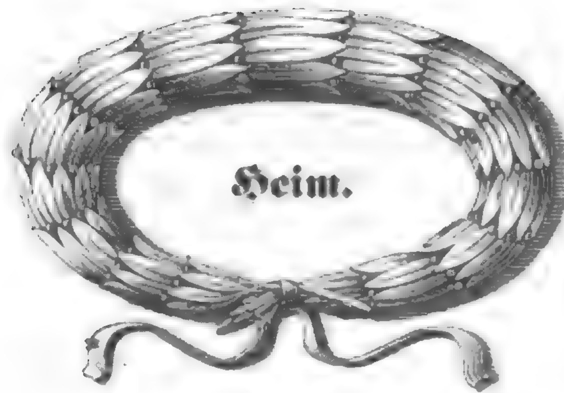
Unter vielen andern schönen Canzonen haben Ref. besonders angesprochen die Canzonen 74, 82, 99, 123, 112, 165, 177, 178.

Die Form ist mit wenigen Ausnahmen correct. Die nicht selten in den jambischen Versen vorkommenden Trochäen sind schon nach Wielands Urtheil keine Härte, sondern geben den Jamben Abwechslung und größere Anmuth. Nur die Eigennamen verursachen hie und da eine, freilich bisweilen unvermeidliche Härte.

So viel dürfte zur Anzeige einer Dichtung genügen, der wir die öffentliche Anerkennung wünschen. Die äußere Ausstattung ist, wie wir es aus dieser Officin gewohnt sind, schön und gefällig.

...n...

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 26. Montag, 13. März 1837.

Schriften über Heilkunde.

1) Leben des königl. preußischen Geh. Rathes und Doctors der Arzneiwissenschaft Ernst Ludwig Heim. Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von G. W. Keßler, königl. preuß. wirkl. Geh. Oberfinanzrath. 2 Theile. Leipzig, 1835. 8.

Es könnte wohl scheinen, daß der Geduld des Lesers eine zu schwere Probe auferlegt werde, wenn er durch zwei Bände (32 Druckbogen) hindurch der Schilderung des Lebens eines — wenn gleich ausgezeichneten — Arztes folgen soll, der sich gänzlich auf seine Berufsthätigkeit beschränkte, aber in dieser auch mit ganzer Seele lebte und webte. Mich selbst wollte es so bedünken, als mir das Werk, welches G. W. Keßler dem Andenken seines Schwiegervaters Heim gewidmet hat, zu Gesicht kam; jedoch ließ ich mich dadurch nicht abschrecken und kann, nachdem ich dasselbe mit stets sich steigerndem Interesse durchgelesen und wiedergelesen habe, solchen, die es noch nicht kennen, die Versicherung geben, daß sie darin einen seltenen Schatz von geistigen und gemüthlichen Genüssen finden werden, daß ihnen der Mann, dem dies würdige Denkmal gesezt wurde, bald eine wärmere Theilnahme einflößen wird, als der großartigste Held des modernsten Romanes, und daß ihnen deßhalb selbst unbedeutendere, denselben betreffende Einzelheiten beachtungswerth erscheinen werden, wie denn überhaupt die Biographie eines die Mittelmäßigkeit überragenden Mannes eben durch das Eingehen in Details an Reiz nur gewinnen kann.

„E. L. Heim, der Sohn eines armen Landpredigers, auf einem kleinen Dörfchen geboren, bedurfte reicher Naturanlagen und großer beharrlicher Anstrengung aller innern Kräfte, um die Hindernisse auf seiner Bahn zu überwinden, um sich zum Feldmarschall unter den Doctoren, wie ihn im heitern Toast der alte Blücher als College leben läßt, emporzuschwingen."

Alle die vielen Beziehungen, nach welchen Heims Leben die Beachtung seiner Zeitgenossen verdient, hier auseinander setzen zu wollen, würde zu weit führen. Ich beschränke mich deßhalb darauf, nur einige zu berühren.

Heims Leben umfaßt einen Zeitraum von mehr als 88 Jahren (1747 — 1834), und bietet ein überraschendes Bild von Verschiedenheit der Sitten von Zeit und Ort dar. Welch ein Abstand zwischen dem armseligen Knabenalter in seinem Geburtsörtchen Solz, wo er Holzsägen, Dreschen, Schweinefüttern und dergleichen mehr thun mußte, und der glänzenden Periode seines Mannes-

und Greisenalters, in der er der gefeiertste Arzt Berlins war! An Heim bewährte sich die alte Erfahrung, daß eine harte Jugend die Spannkraft eines aufkeimenden Talentes oft weit eher erhöht als lähmt. Was wir von dem alten Pfarrer Heim und seiner Kinderzucht in Erfahrung bringen, ist in der That ein für die Sittengeschichte des vorigen Jahrhunderts höchst merkwürdiges Genrebild. Wie streng die Zucht im Heim'schen Hause war, geht aus folgenden Vorfällen hervor: Wenn der Vater etwas verlegt hatte und nicht sogleich wieder auffinden konnte, so wurde vorausgesezt, die Söhne hatten den vermißten Gegenstand in Händen gehabt und verschleppt! Daher wurde mit dem Aeltesten begonnen und so abwärts bis zum Jüngsten ein Jeder ohne Erbarmen geschlagen, um den Schuldigen zum Geständniß zu bringen. So hatte eines Tages wegen der vermißten Brille der strenge Zuchtmeister die sämmtlichen Knaben schon hart gestraft und, da dieses Mittel nicht zum Zwecke führte, den Aelteren zum zweiten Male ergriffen, als die weiche, von den Leiden der Kinder tiefbewegte Mutter sich ehrerbietig dem Eheherrn mit den Worten naht: Herr Magister, sollte nicht Ihre Brille durch die Tasche etwa in das Futter hinabgerutscht seyn? Schüchtern berührt die liebende Mutter die Beinkleider des Vaters, wo sie ihre Vermuthung bestätigt findet und so der grausamen Scene ein Ende macht.

Merkwürdig sind die Notizen über die sehr frühe sich äußernde Neigung Ernst Heims zur Natur- und Heilkunde. Der schnell erfolgte Tod der Mutter befestigte in dem sechzehnjährigen Sohne vollends den Entschluß, Arzt zu werden. Auf dem Gymnasium zu Meiningen wurde nun seine sehr lückenhafte Vorbildung für die Universität vervollständigt, und schon in dieser Zeit rettete er einen seiner Brüder eben so kühn als glücklich von einer Lähmung, die ohne sein energisches Eingreifen lebenslänglich geworden wäre. Wir eilen über die Universitätsjahre, die der Armuth des Vaters wegen mit vielen Mühseligkeiten verknüpft waren, so wie über die Reise, die er durch die Unterstützung eines wohlhabenden Freundes zu seiner weitern Ausbildung zu unternehmen in Stand gesezt wurde und auf der er einen ziemlichen Theil von Deutschland, den Niederlanden, England und Frankreich besuchte, hinweg, obgleich deren genauere Schilderung unter die lesenswerthesten Partien des Buches gehört, und suchen Heim sogleich in seiner praktischen Laufbahn auf, welche den langen Zeitraum von mehr als 50 Jahren umfaßt. Anfangs prakticirte er in Spandau und erwarb sich bald allgemeines Zutrauen. Keine Gelegenheit, sich zu unterrichten, versäumend, mehrte er schnell den reichen Schatz seiner Kenntnisse. Ehe er nach Spandau kam, waren daselbst nie Leichenöffnungen vorgenommen worden; wenn er eine solche begehrte, wurde er in der ersten Zeit immer abgewiesen; allein unermüdlich war er, den Leuten den Nutzen der Sectionen klar zu machen, und bald hatte er es dahin gebracht, daß nur selten mehr ein Fall vorkam, wo ihm eine Leichenöffnung abgeschlagen wurde. Dieser Willfährigkeit verdankte Heim einen großen Theil seiner gesammelten Erfahrungen und Kenntnisse. Stets war er auch bemüht, diese durch mündliche Unterhaltung mit Collegen zu erweitern. Nicht minder gestand er, von Quacksalbern, Schäfern, Hirten, Scharfrichtern, Kurschmieden, alten Frauen, insonderheit von Krankenwärterinnen manches Nützliche und Gute gelernt zu haben. Nach siebenjährigem Aufenthalte in Spandau siedelte er in die nahe Königstadt über, um einem Wirkungskreise, dessen übermäßige Anstrengungen er nicht lange aushalten zu können glaubte, sich zu entziehen; und wenn er dies auch nicht erreichte, so stand doch nun die Belohnung in einem glücklichern Verhältniß zu der aufgewandten Mühe. Was Heim in dieser Periode seiner vollsten Manneskraft leistete, grenzt ans Unglaubliche; und doch blieb auch in Zeiten, wo seine geistigen und körperlichen Kräfte aufs Aeußerste in Anspruch genommen wurden, die Heiterkeit seines Geistes ungetrübt, die ihn neben seiner Religiosität als ein schützender Genius durchs Leben geleitete. Sein Leben in Berlin, wie es uns hier dargestellt ist, gibt ein umfassendes Bild der Blumen-, Frucht- und Dornenstücke des ärztlichen Lebens; und in dieser Beziehung ist das Buch nicht allein angehenden Praktikern zum eifrigen Studium zu empfehlen, um so mehr da ihnen aus demselben ein herrliches Muster entgegen leuchtet, das zu erreichen zwar Wenigen gelingen wird, dem nachzueifern aber Jeder sich angelegen lassen seyn sollte; sondern es wird auch Nichtärzten eine lehrreiche Einsicht in die mannichfaltigsten Lebensverhältnisse gewähren.

In welchem Grade der Arzt oft die höchsten Genüsse des Lebens entbehren muß, davon enthält das Buch manche rührende Beispiele. So ließ Heim, um nur eines anzuführen, häufig seine Frau und seine Kinder mit sich in der Stadt herumfahren, wenn er Kranke besuchte, um doch des Umgangs mit ihnen nicht ganz zu entbehren. Auch seinem Lieblingsstudium, der Botanik, mußte er fast ganz Valet sagen, und nur in Tagen des Unwohlseyns konnte er seine stets rege Neigung für dieselbe einigermaßen befriedigen. War er aber gesund, so mußte er des Tages wohl 60, 70, ja 80 und mehr Krankenbesuche machen; und außerdem belief sich noch in manchem Jahre die Zahl der zu Hause ertheilten Consultationen an 3000 und 4000. Und doch versäumte er nach solcher Tagesmühe nicht, Abends sein Tagebuch vorzunehmen und über sich selbst zu Gericht zu sitzen. Wie streng prüft er sich, besonders bei Todesfällen, ob

er nicht dies und jenes hätte besser machen können und sollen; wie besorgt zeigt er sich für Schwererkrankte; wie demüthig gegen Gott, wie unabhängig gegen Große und wie wohlthätig und hülfreich gegen Arme! Der reiche Lohn, den er von Wohlhabenden erhielt, war ihm stets eine Aufmunterung, auch Armen zu dienen. Im Jahr 1802, als die Armen noch freie Arznei aus der Schloß-Apotheke erhielten, beschwerten sich die Aufseher dieser Apotheke, daß Heim mehr freie Armenrecepte verschreibe, als alle übrigen Aerzte Berlins zusammengenommen. Hierauf zeichnete Heim im August jenes Jahres täglich die Kranken auf; die Rechnung des einzigen Monats ergab 975. Nun wurde er nicht weiter angefochten. Die vielen Auszeichnungen, die ihm von den höchsten Personen zu Theil wurden, entfremdeten ihn nie dem Volke; so sehr er auch jene zu würdigen wußte, so rührend blieben ihm stets die Beweise der Dankbarkeit und Zuneigung der Geringsten im Volke, und gern erinnerte er sich einzelner Fälle dieser Art. Schon aus einem einzigen Vorfalle läßt sich ersehen, wie sehr er der Mann des Volkes war: bei der glänzenden Illumination zu Ehren des Königs in Berlin nach dem Frieden von 1814 konnte Heim es sich nicht versagen, an dem allgemeinen Jubel Theil zu nehmen, setzte sich zu Pferde und meinte sich so am besten umschauen zu können. Bald aber kam er in einer engen Passage sehr ins Gedränge, und so ließen sich mehrere barsche Stimmen vernehmen, hier könne nicht geritten werden. Gleich aber erkennen ihn Einige und rufen: Es ist der Doctor Heim, dem soll Keiner etwas anhaben, der kann reiten wo er will. Es lebe der Doctor Heim hoch! Und aus allen Kehlen hallt das Hoch wider.

Die glänzendste Anerkennung seiner Verdienste wurde Heim bei seinem Doctorjubiläum zu Theil, wir bedauern, hier nicht näher auf dasselbe eingehen zu können. Namentlich erwies sich dabei die unbegrenzte Zuneigung seiner Collegen zu ihm; für ihn galt das Sprichwort: „Medicus medicum odit“ nicht. Bei Stiftung der Hufeland'schen medicinischen Gesellschaft wurde er einmüthig zum Censor gewählt, „weil er Jedem sagen könne, was er wolle, ohne daß sich derselbe dadurch beleidigt fühle.“ Den Sarg, der seine irdische Hülle aufnahm, begleiteten viele Tausende von Berlins Einwohnern zum Grabe. Die Mitglieder eines medicinischen Vereins, der nun den Namen Heimia führt, trugen den Sarg, um ein öffentliches Zeugniß abzulegen, wie sehr sie ihren alten Meister geachtet und geliebt haben, wie sehr sie ihn für den größten der praktischen Aerzte anerkennen. Darauf gaben sie sich das Wort, solchen lezten Liebesdienst, wie aus innerem Trieb der Herzen sie ihn Heim eben gewidmet hätten, keinem Andern jemals zu erweisen.

Eine unermeßliche Fülle von werthvollen Beobachtungen ist, unbenützbar für Andere, mit ihm zu Grabe gegangen, und mit Schmerzgefühl erinnert man sich bei ihm an die traurige Wahrheit, daß diejenigen Aerzte, welche am ersten Beruf zum Schreiben hätten, am wenigsten Zeit dazu finden. Doch vielen Nutzen stiftete er dadurch, daß er immer einen Kreis von jungen Aerzten zu seiner Unterstützung um sich versammelt hatte, denen er ein erhebendes Vorbild war. Die von einem seiner Schüler verfaßten „Morgenstunden beim Geh. Rath Dr. Heim“ geben über diesen Verkehr näheren Aufschluß. Mit nicht geringerem Rechte sind vom Herausgeber die Urtheile dreier großen Aerzte, Reil, Hufeland und Horn, über Heim aufgenommen worden. So z. B. äußert sich Horn: „Sein bestes ärztliches Wissen war seine Diagnostik, das schnelle Finden der Hauptsache, mit verhältnißmäßig geringen Mitteln. Ein scharfes Fixiren des neuen Kranken, ein sorgsames, bedachtsames, stilles Würdigen der der Beobachtung sich darbietenden Persönlichkeit desselben; ein paar den Ausschlag gebende Fragen daneben, und er wußte, was überhaupt hier zu wissen und zu wissen nöthig war.“

2) Dr. Ernst Ludwig Heims vermischte und medicinische Schriften. Im Auftrage des Verfassers nach hinterlassenen Papieren gesammelt und herausgegeben von Dr. A. Pätsch, ausübendem Arzte zu Berlin. Leipzig, 1836.

Füllt dieser literarische Nachlaß Heims nur einen engen Raum, so wiegt er doch manches bändereiche Werk durch seine Gediegenheit auf. Um Aerzte über den Werth dieser Sammlung zu unterrichten, brauchen wir nur an seine Untersuchungen über die Diagnostik der falschen Pocken, über die Verschiedenheit des Scharlachs, der Rötheln und der Masern und besonders über die Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter zu erinnern, die jedem Fachgenossen als ausgezeichnet bekannt sind. Ueber den leztgenannten Gegenstand finden wir hier eine früher nicht veröffentlichte Abhandlung, die am besten den außerordentlichen Umfang seiner Erfahrenheit beweist; von diesem so seltenen Leiden hat er nicht weniger als 33 Fälle erlebt und beobachtet. Sollte es überhaupt noch einer Empfehlung von Heims hinterlassenen Schriften bedürfen, so möchte sich dafür die Versicherung des Herausgebers eignen: „Es gehörte zu ihres Verfassers medicinischem Glaubensbekenntniß, daß Verstöße gegen die strengste Wahrheit in wissenschaftlichen Dingen keinem so übel anständen als dem Arzte; und er sagte von sich, daß er in seinem ganzen ärztlichen Leben sich weder schriftlich noch mündlich irgend eine, auch nicht die kleinste, medicinische Uebertreibung oder Ausschmückung wissentlich

habe zu Schulden kommen lassen." Wie wenige medicinische Schriftsteller möchten dies mit gutem Gewissen von sich behaupten können!

Mit Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß Heim außer diesem literarischen Nachlaß auch in seinem Tagebuche viele auf die Heilkunde bezügliche Bemerkungen niedergelegt hat, deren Ausbreitung wünschenswerth wäre.

Lyrische Dichtkunst.

48) Christuslieder. Passions- und Ostergesänge von Georg Rapp, Pfarrer in Oberurbach. Stuttgart, Steinkopf, 1836. 8. S. 94.

Auch diese Gedichte sind wie echtchristlich, so auch von poetischem Werthe. Der Verfasser ist des Wohlklangs Meister, wie man es selten findet. Man lese z. B. folgende sehr schöne Umschreibung des stabat mater:

Maria.

Das ein Seherwort dir zeigte,
Fühlest du das Schwert im Herzen,
An des Sohnes Kreuz geneigte,
Reine Mutter aller Schmerzen?
Blut an Blut entquillt dem Armen,
Strömt in dich Sein tiefes Leiden;
Spötter höhnen ohn' Erbarmen,
Tausendfach dich zu zerschneiden.

Hast du dazu Ihn empfangen?
Zu dem süßen Schall nach oben,
Da die Engellieder klangen,
Dazu lächelnd Ihn erhoben?
Meinte das dein Mutterbangen,
Da du liebend mit ihm gingest;
Von der Bösen Neid umfangen,
Leise zagend an ihm hingest?

Mit gepreßtem Odem harrend,
Mit den unverwandten Zügen
Hin auf den Geliebten starrend,
Sollst du tief im Staube liegen.
Deine treuen Arme schweben,
Können beid' Ihn nicht umfassen,
Nur sein starres Kreuz umweben,
Muß Er ohne Trost erblassen?

Geben, noch im Todesschauer,
Ist Ihm seliger als Nehmen.
Mild in deine tiefste Trauer
Läßt Er Seine Liebe strömen ꝛc.

Die Leiden Christi, die Worte, welche Christus damals gesprochen und die vorzüglichsten Scenen vor, während und nach der Passion sind der Gegenstand dieser Dichtungen. Eins der schönsten ist:

Die Gefangennehmung.

Hell leuchten die Lampen im Blüthenschein,
Des Mordes Speere funkeln darein,
Und machten die heilige Osternacht
Zur Zeugin gegen des Abgrunds Macht.

Wer tritt so fromm aus dem Gartenthor,
Als trät' er aus heiligem Tempelchor?
Wer schleicht heran von der Schattentrift,
Der Schlange gleich mit dem Mund voll Gift?

Den heiligsten Mund befleckt sein Kuß,
Der Himmlische lächelt dem Höllengruß,
Die Ihn verrathen zum Tode glaubt,
Und hat sich selber den Sieg geraubt ꝛc.

Das kräftigste Lied ist folgendes:

Kaufe ein Schwert.

Ich zage wehrlos und in Schmach;
Der Feind ist neu bereit,
Der mir schon oft die Seele brach
Im ungleich schweren Streit.
Zerschlagen liegen um mich her
Des Treues Schwert, des Stolzes Speer.

Herr, ob dies Herz in Klagen bricht
Nach Deinem Friedensport,
Nach Deinem theuren Angesicht,
Das treu mich nehme fort,
Du hältst des Heldenrufs mich werth:
„Ermanne dich und nimm mein Schwert!"

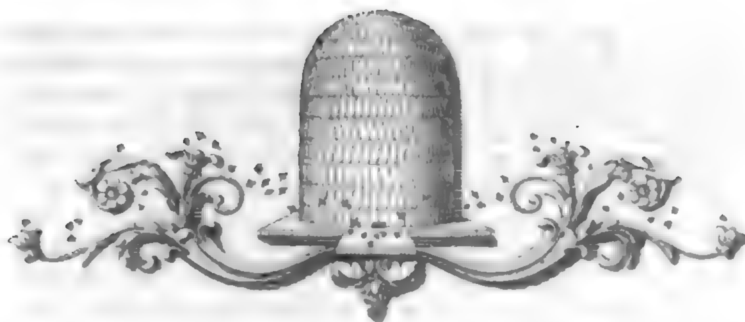
Du legst in meine schwache Hand
Den starken Glaubensstahl;
Er lodert wie der Sonne Brand,
Er zündet wie ihr Strahl,
Und gießt in Mark und Seele mir
Die freudenvolle Kampfbegier.

49) Herzenserhebungen in religiösen Gesängen von E. G. J. Hundeiker. Magdeburg, Bühler, 1835.

50) Blüthen aus den Weihestunden meines Lebens von G. W. Freudetheil. Hannover, Halwing, 1836.

Beide Sammlungen sind Erzeugnisse des frommsten Gemüthes, beziehen sich auf die Gegenstände der christlichen Andacht, auf die ewige Bestimmung des Menschen und knüpfen auch an wichtige Lebensmomente, Freund- und Trauerfälle in der Familie ꝛc. die religiöse Betrachtung an. Die erstere Sammlung hält sich mehr in der Form des Kirchenlieds, die zweite strebt nach modernerem Schwunge der Goethe-Schillerschen Weisen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 27. Mittwoch, 15. März 1837.

Schriften über Heilkunde.

3) Versuche für die praktische Heilkunde. Von Ferdinand Jahn. Erstes Heft. Eisenach, 1835.

Der Verfasser dieser Versuche ist einer der talentvollsten und gelehrtesten Aerzte der jüngern Generation, eben so vertraut mit den vielfachen Mängeln der Heilkunde als begeistert von dem Verlangen, nach Kräften zu ihrer Vervollkommnung beizutragen. Schade, daß seinem aufstrebenden Geiste die Außenwelt oft hemmend entgegentritt und körperliche Leiden dessen freie Entfaltung stören; nennt er sich doch selbst in seinem mit Beifall aufgenommenen Werke über „die Naturheilkraft" einen schwachen, unter dem Drucke der Krankheit und der allerungünstigen Umstände lebenden Menschen. Demnach wäre ihm zu Gunsten seiner selbst und der Wissenschaft ein anderer Wirkungskreis zu wünschen, der sich ihm am passendsten auf einer deutschen Hochschule eröffnen dürfte; unzweifelhaft würde er jeder medicinischen Fakultät zur Zierde gereichen und als Professor eine seiner Individualität angemessenere Stelle einnehmen, denn als Hofarzt in einem Lande, wie das, von welchem er in der gegenwärtigen Schrift ein Gemälde voll Schlagschatten liefert, in dem übrigens doch die Hauptbedingung für ein Fortschreiten zum Bessern nicht zu fehlen scheint; sonst würden solche Aeußerungen, wie die seinigen, nicht ungeahndet geblieben seyn.

Die in dieser Schrift enthaltenen Abhandlungen sind großentheils wichtige Beiträge zur praktischen Heilkunde und geben über manche dunkle Krankheit werthvolle Aufschlüsse, so namentlich die erste Abhandlung: Beiträge zur Naturgeschichte der hitzigen Gehirnhöhlenwassersucht der Kinder. Mehrere berühren Gegenstände, auf die auch die Wißbegierde von Nichtärzten gerichtet ist. Hierher gehört namentlich ein Aufsatz über thierischen Magnetismus, enthaltend einen Krankheitsfall, in welchem dieses Heilmittel überraschende Wirkungen zeigte, und eine eindringliche Aufforderung, die Erscheinungen des Mesmerismus auf ihren physiologischen Grund zurückzuführen und aus den Verhandlungen über die Sache die vielen guten Körner von der unendlichen Spreu zu sichten; — ferner ein gerichtsärztliches Gutachten über ein mehrere Jahre hindurch von den Eltern mißhandeltes Mädchen, welches uns an das Verbrechen erinnert, dessen Urheberin kürzlich in München ihre Schuld auf dem Blutgerüste büßte; — Andeutungen über die Prophezeiungen der Sterbenden, die bei Irren manchmal kurz vor dem Tode stattfindende Wiedererhellung der Seele und einige verwandte Gegenstände; — endlich die Wirksamkeit sehr kleiner Arzneigaben. Den leztern Aufsatz veranlaßten des Verfassers mehrjährige Experimente über

den Werth der homöopathischen Heilmethode, deren Resultate er im zweiten Bande dieser Schrift seinen Kunstgenossen vorzulegen verspricht. Obgleich sich ihm die homöopathische Anwendungsweise der Arzneimittel im Ganzen als fruchtlos herausstellte, so führten sie ihn doch zu der Erkenntniß, daß manche Arzneien noch in Gaben wirken, denen man ihrer Kleinheit wegen keine Wirkungen zutrauen möchte, ja daß manche Arzneien in sehr kleinen Gaben (die aber freilich himmelweit von homöopathischen Gaben verschieden sind) wirksamer seyen und tiefer eingreifen als in den gewöhnlichen. Diese Behauptung belegt er mit der nähern Auseinandersetzung seiner Heilversuche mit Quecksilber und Jod, welche in Gaben von 1/60 Gran noch entschiedene, unbezweifelbare Heilwirkungen äußerten. Schließlich erwähnt er noch einer Thatsache, die er bei seinen Versuchen über die Homöopathie mehrfach beobachtet habe, und die im Hinblick auf sie, aber auch abgesehen von ihr höchst bemerkenswerth ist. „Ich habe, sagt er, vielfach deutlich gesehen, daß der Organismus, wie er durch manche Krankheiten äußerst empfindlich wird gegen Einflüsse, die sonst ganz und gar keinen Eindruck auf ihn machen, hierzu auch künstlich gebracht werden kann, dadurch nämlich, daß man alle gröberen und grelleren Reize von ihm abhält, ihn sich gleichsam darin üben läßt, gegen feine Reize zu reagiren und das instinktmäßige Nervenleben aus dem Schlafe, in welchem es beim gewöhnlichen Verlaufe des Lebens befangen ist, wiedererweckt. Es läßt sich dies bewerkstelligen durch Vereinfachung der Lebensweise, durch Abhaltung der so zahlreichen heftigeren Reize, deren Einwirkung die der feineren gleichsam verdrängt und abhält, und den Körper gegen sie abstumpft, durch Erweckung des Gemüthes zum Glauben und Schauen, womit eine Depotenzirung des das Gemeingefühl beschränkenden Verstandeslebens oft recht grell hervortritt, durch Anhalten der Kranken zum Aufmerken und Lauschen auf ihre Gefühle und Empfindungen, kurz, durch eine Zurückführung des Menschen zum Urzustande, womit denn eine Wiederbelebung des durch die vorgeschrittene Kultur und das in ihrem Geleite gehende Böse gleichsam scheintodt gewordenen Gemeingefühls oder Instinktlebens, eine Annäherung zum magnetischen Zustand gesezt ist.“

4) Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin. Als Erläuterungen zu dem Lehrbuche der gerichtlichen Medicin von Adolf Henke, königl. bayr. Hofr., o. ö. Lehrer der Theologie rc. zu Erlangen rc. 5ter Band. Leipzig, 1834. gr. 8.

Allgemein anerkannt sind die Verdienste, welche sich der Verfasser dieser Abhandlungen durch seine früheren Werke über gerichtliche Medicin, das in einer Reihe von Auflagen überall verbreitete Lehrbuch derselben, die gleichfalls schon in zwei Auflagen erschienenen frühern vier Bände des vorliegenden Werkes und durch das von ihm redigirte, der Staatsarzneikunde ausschließlich gewidmete Journal, um diesen wichtigen und schwierigen Zweig der Heilwissenschaft erworben hat; und durch die gegenwärtige Arbeit hat er sich von Neuem gültige Ansprüche auf den Dank seiner Collegen wie auch der Rechtsgelehrten erworben. Die erste Abhandlung: Vergleichung der ältern und der neuern Theorie des Kriminalrechts vom Thatbestande der Tödtung, in Bezug auf gerichtlich-medicinische Begutachtung der Tödtlichkeit der Verletzungen, gibt eine im Hinblick auf die gegenwärtig in mehrern Staaten Deutschlands bevorstehende durchgreifende Revision der peinlichen Gesetzgebung sehr zeitgemäße und erschöpfende Abhandlung über eines der verwirrtesten Kapitel der gerichtlichen Medicin. — Im zweiten Aufsatze: Zur Lehre von den Prüfungsmethoden und Kennzeichen zum Behufe der gerichtsärztlichen Entscheidung über Lebend- oder Todtgeborenseyn der todt gefundenen neugebornen Kinder, führt Henke den Beweis, daß die Lebensproben der gerichtlichen Medicin bis jezt, und für sich allein nur Wahrscheinlichkeit und nicht volle Gewißheit geben, eine Wahrheit, deren Berücksichtigung sämmtlichen Gerichtsärzten nicht dringend genug ans Herz gelegt werden kann.

Die Abhandlung über die plötzlichen Ausbrüche einer nur kurze Zeit dauernden Manie (Mania transitoria) in Hinsicht auf gerichtliche Medicin betrifft einen für den Rechtsgelehrten und den Arzt wie für den Psychologen merkwürdigen Gegenstand, der bis jezt unsers Wissens noch nirgends einer so gründlichen Betrachtung unterworfen worden ist. Es handelt sich nämlich um den Zustand, wo ein Mensch ohne alle vorangehende Zeichen von Krankheit in eine nicht lange dauernde Raserei verfällt, nach kurzer Zeit wieder völlig wohl ist und entweder gar keine Anfälle dieses Zustandes mehr bekommt oder erst nach unbestimmter Zeit, so daß bei einer nicht auf sehr lange Zeit fortgesezten Beobachtung keine weitern Anfälle bemerkt werden. Das Vorkommen solcher Zustände ist durch unzweifelhafte und unverdächtige Fälle erwiesen, und bedenkt man, daß bei denselben leicht das Leben Anderer gefährdet, und der Kranke dann für das von ihm unfreiwillig begangene Verbrechen zur Verantwortung gezogen werden kann, so leuchtet die praktische Wichtigkeit des Gegenstandes ein. Ohne Zweifel hat wegen Unbekanntschaft mit dieser eigenen Art von Manie in frühern Zeiten mancher Unschuldige auf dem Hochgericht gebüßt, obwohl sie nicht eben unter die häufigen Erscheinungen zu zählen ist. Der Verfasser führt eine Reihe hierher gehöriger Fälle, die von Heim,

Lichtenstädt, Löwenhard, Amelung und Lieblein beobachtet worden sind, auf und leitet daraus mit vieler Umsicht die Grundsätze ab, nach welchen der gerichtliche Arzt zu verfahren hat, wenn ihm ein Fall, wo eine solche Mania transitoria zur Entschuldigung des stattgefundenen Verbrechens vorgegeben wird, zur Beurtheilung vorliegt. Einem verwandten Gegenstande ist die vierte Abhandlung: Ueber die sogenannte Mania sine delirio in Bezug auf Psychologie, gerichtliche Medicin und Rechtspflege, gewidmet; über die Existenz dieses Zustands ist neuerlich viel hin- und wider gestritten worden, und der Verf. bestrebt sich nicht ohne Glück, die Controversen einer endlichen Entscheidung näher zu bringen.

5) **Medicinischer Almanach für das Jahr 1836. Erster Jahrgang. Berlin, 1836.**

Als Herausgeber unterzeichnet die Vorrede Dr. Joh. Jac. Sachs, ein vielbeschäftigter und mit den Leistungen der Gegenwart eng vertrauter Literat, wie er sich selbst bezeichnet. Diese seine neuste Gabe können wir nicht anders als bestens willkommen heißen; denn die Idee, den von dem gelehrten und noch jezt hochgeschäzten Gruner im vorigen Jahrhundert durch eine ziemliche Reihe von Jahren (1782—1797) herausgegebenen medicinischen Almanach in verjüngter Gestalt wieder aufleben zu lassen, ist sicher Lobes und Dankes werth.

Wie der Jahreswechsel fast für jeden Menschen ein von selbst sich aufdringender Anlaß ist, seine Blicke zurückzuwenden auf die Vergangenheit, und zunächst auf das eben verflossene Jahr, sich sein Verhalten zu und in ihr, je nach seiner Individualität, in dieser oder jener Beziehung zu vergegenwärtigen und sich dann die Nuzanwendung für die Zukunft daraus zu ziehen, so mag es auch ein passender Zeitpunkt seyn, um die Entwicklung einer Wissenschaft von Zeit zu Zeit zu überschauen, ihre Bedeutung sich klar zu machen und die wichtigsten Erscheinungen der lezten Vergangenheit dem Gedächtnisse noch einmal einzuprägen. Einem Almanache, welcher der Dolmetsch derartiger Betrachtungen über die Heilkunde zu seyn sich vorsezt, kann es an reichhaltigem und interessantem Stoffe nicht fehlen und wird jedem Freunde derselben eine erwünschte Erscheinung seyn. Wir hoffen im Interesse des Herausgebers wie seiner Leser, daß ihm diese Bestimmung eines wissenschaftlichen Almanachs bei der Ausarbeitung der zu hoffenden folgenden Jahrgänge immer gegenwärtig seyn möge.

Daß der vorliegende etwas übereilt werden mußte, gesteht der Herausgeber in der Vorrede unumwunden ein und verkennt nicht die Mangelhaftigkeit desselben, indem er zugleich wesentliche Verbesserungen für die künftigen Jahrgänge zusagt. Obgleich der Verf. auf diese Weise die Kritik eigentlich zum Voraus entwaffnet, so fühlen wir uns doch durch seine Bitte um Mittheilung von Bemerkungen, die zum Vortheile des Almanachs dienen können, zu einigen wohlgemeinten Ausstellungen veranlaßt, die sich am passendsten mit der Uebersicht des Inhalts verknüpfen lassen.

Der Almanach zerfällt in drei besonders paginirte Abtheilungen, nämlich: 1) Tagebuch für das Schaltjahr 1836, das zuerst gewöhnliche Kalendernotizen über Zeitrechnung und dergleichen, und sodann eine doch wohl zu sehr im Lapidarstyle gehaltene Uebersicht der Epochen und Perioden für die Geschichte der Medicin gibt. Hierauf folgt dann das eigentliche Tagebuch. Jeden Monat eröffnet ein gedrängter Artikel über die durchschnittlichen Witterungs- und Krankheitsverhältnisse während desselben, an welchen sich dann die einzelnen Monatstage anreihen, mit Angabe von (größtentheils namhaften) Aerzten oder Naturforschern, die an ihnen geboren oder gestorben sind, von Ereignissen, die sich auf Medicin oder Naturkunde beziehen und an den betreffenden Tagen vorfielen. Daß dabei der eine und der andere Tag ganz leer ausgeht, während andere fast zu reich besezt sind, ist kein Vorwurf für den Herausgeber, wird aber gewiß später von ihm vermieden werden können. Unpassend kommt es uns vor, daß derselbe auch Vorgänge, die sich alljährlich in der belebten Natur einmal früher, das anderemal später wiederholen, unter bestimmten Monatstagen bemerkt, wie z. B. beim 25. Dec.: „Der Kreuzschnabel paart sich.“ Dergleichen Dinge stünden doch besser in dem allgemeinen Artikel über jeden Monat. Bei der Angabe merkwürdiger Ereignisse wären öfters etwas genauere Nachrichten zu wünschen; durch die Kürze entsteht manchmal Dunkelheit; beim 4. Febr. steht z. B. die Bemerkung: 1797, die Provinz Quito durch ein furchtbares Erdbeben in zwei Theile zerrissen! Vielleicht wäre es am zweckmäßigsten, bei jedem Tage nur einen Gegenstand oder eine Person zu berühren und sich dabei etwas mehr zu verweilen; besonders wäre es dankenswerth, wenn bei dieser Gelegenheit kurze biographische Notizen mitgetheilt würden. Uebrigens müssen wir bekennen, daß das Tagebuch auch in seiner jetzigen Gestalt manches Wissenswerthe und wenig Bekanntgewordene bringt, und gewiß nicht ohne viele Mühe zu Stande gebracht werden konnte. Es gibt dem Herausgeber vielfache Gelegenheit, seine Verehrung gegen todte sowohl als lebende verdienstvolle Aerzte auszusprechen, eben so wie auch anscheinend erwünschten Anlaß, Einzelner Schwachheiten oder von gelehrten Vereinen ausgehende Lächerlichkeiten zu rügen, wogegen nichts einzuwenden ist, sobald nur Lob und Tadel ganz nach Recht und Billigkeit zuerkannt wird.

2) Jahrbuch des Wissenswerthesten aus der medic. literarisch-journalistischen Wirksamkeit vom Jahr 1835. Erste Abtheilung. (Die zweite Abtheilung, Geburtshülfe und Staatsarzneikunde umfassend, soll im zweiten Jahrgang folgen.) Dieser Abschnitt erwähnt in Kürze verschiedener Bücher vom Jahr 1835 und gibt viele kleine Notizen aus Journalaufsätzen. Wenn der Verf. künftig journalistische und nichtjournalistische Literatur trennen will, so thut er daran ganz recht. Leztere sollte vorzüglich berücksichtigt werden, und eine nach den einzelnen Fächern geordnete bibliographische Uebersicht wäre der Tendenz des Almanachs ganz angemessen. Von der Journalliteratur sollte wirklich nur das ganz Hervorstechende erwähnt werden, dieses aber nicht zu kurz. Entdeckungen, die fruchtbare Folgen versprechen, dürften in dieser Abtheilung eine vorzügliche Stelle einnehmen; für den gegenwärtigen Jahrgang hätte sich die Entdeckung eines wichtigen Gegengifts gegen Arsenik im Eisenoxydhydrat gut geeignet, die zwar schon im Jahr 1834 publizirt wurde, aber 1835 die nöthigen Bestätigungen erhielt. Den Schluß dieser Abtheilung bilden eine medicinische Tagesgeschichte und Personalchronik.

3) Mannichfaltigkeiten, worunter besonders erwähnenswerth sind: Ideen zur ärztlichen Politik und nekrologische Erinnerungen, die Autenrieth, Bernstein, Dzondi, Unger und Röschlaub und außerdem noch einige, wenig bekannte Aerzte betreffen, statt deren wir lieber Ehrendenkmäler für Dupuytren, Lobstein und Boer gefunden hätten, die gleichfalls im Jahr 1835 der Wissenschaft entrissen wurden.

Schließlich möchten wir wünschen, daß auf die Correctur mehr Sorgfalt verwendet werde. Die Namen sind großentheils fehlerhaft, es fällt deßhalb nicht schwer, Beispiele zu finden. Wir führen zum Beleg unserer Behauptung nur folgende an: aus dem allbekannten Wasserdoctor Oertel ist ein Hertel geworden, aus Anspach — Auerbach; statt Schwägrichen steht Schwägerchen; statt Zeller — Ziller; Enz in Murrhardt statt Murrhardt zu Enzin u. dgl. Die Incorrectheit betrifft übrigens nicht bloß Namen, sondern kommt auch bei andern Wörtern häufig zum Vorschein; so fanden wir mehrere Male Archiator statt Archiater, auch Humerolpathologie statt Humoralpathologie. Die Personalnotizen werden fast werthlos, wenn man sich nicht auf die Richtigkeit der Namen verlassen kann.

6) Worin ist die unnatürliche Sterblichkeit der Kinder in ihrem ersten Lebensjahre begründet, und wodurch kann dieselbe verhütet werden? Eine von der kais. russischen freien ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg gekrönte Preisschrift von Wilh. Rau, Dr. und Professor zu Bern. Bern, 1836.

Bedenkt man, daß im Durchschnitte etwa der vierte Theil der Gebornen schon im ersten Lebensjahre wieder eine Beute des Todes wird, so verdient die Frage, ob dieses traurige Sterblichkeitsverhältniß nicht durch zweckmäßige Anordnungen verbessert werden könnte, ohne Zweifel eine reifliche Erwägung. Von doppelter Wichtigkeit ist diese Frage für Staaten, deren Bevölkerung noch so weit entfernt ist, Besorgnisse wegen einer Uebervölkerung zu erregen, wie wir dies in Rußland finden. Die ökonomische Gesellschaft zu St. Petersburg handelte daher ganz in vaterländischem Interesse, als sie im Jahr 1833 für die beste Schrift über die Ursachen und die Verhütung der unnatürlichen Sterblichkeit der Kinder in ihrem ersten Lebensjahre einen Preis aussezte. Unter nicht weniger als 84 concurrirenden Schriften wurde der hier besprochenen ein Preis zuerkannt; außerdem wurden auch noch zwei andern Bewerbern Preise zu Theil.

Der Verfasser hat das Studium der Natur des kindlichen Organismus von jeher mit besonderer Vorliebe kultivirt und sich durch sein vor einigen Jahren erschienenes Handbuch der Kinderkrankheiten bereits als ein umsichtiger Forscher in diesem Zweige der Heilkunde ausgewiesen.

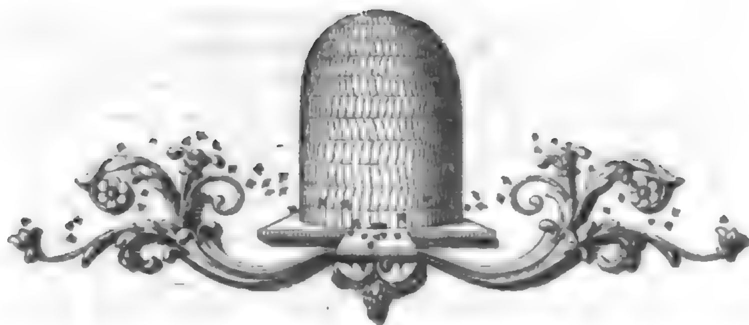
Auf das Einzelne einzugehen, ist hier nicht der Ort; wir bemerken nur, daß sämmtliche in Betrachtung kommende Punkte in einer passenden Aufeinanderfolge und in einer Darstellungsweise, die dem Arzte nicht minder als dem Laien genügen wird, besprochen sind. Die Schrift verdient mit Recht eine allgemeine Verbreitung; wenige populär-medicinische Bücher werden so ganz ihrem Zwecke entsprechen, wie dieses, wenn es nur erst in einem weiten Kreise bekannt geworden ist. Eltern, die um das Wohl der Ihrigen zärtlich besorgt sind, werden sich, nach Durchlesung des Buchs, dem Verfasser zu aufrichtigem Danke verpflichtet fühlen; sie vornämlich sind es, denen wir das Buch zu eifrigem Studium empfehlen!

Schon im vorigen Jahr erschien über denselben Gegenstand folgende, wahrscheinlich durch dieselbe Veranlassung hervorgerufene Schrift:

7) Woher rührt die natürliche Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahre, und wie ist diesem Uebel vorzubeugen? Nach Erfahrungssätzen beantwortet von Dr. Bodenmüller, Oberamtsarzt zu Gmünd. Gmünd, 1835. 8.

Die der vorgenannten in jeder Beziehung nachsteht und durch diese überflüssig geworden ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 28. Freitag, 17. März 1837.

Schriften über Heilkunde.

8) Ueber den Zustand der Heilkunde und über die Volkskrankheiten in der europäischen und asiatischen Türkei. Ein Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte von F. W. Oppenheim, Dr. Med. ꝛc. Hamburg, 1835.

Der Verfasser dieser nicht für Aerzte allein anziehenden Schrift fand während eines fast dreijährigen Aufenthalts in den verschiedenen Provinzen der europäischen und asiatischen Türkei die reichste Gelegenheit, sowohl mit dem Zustande der Heilkunde daselbst, als auch mit den dortigen Sitten und Gebräuchen bekannt zu werden, und theilt in derselben seine Beobachtungen über dieses zwischen Barbarei und Civilisation schwebende Land mit. Daß er den Zustand der Heilkunde sehr jämmerlich fand, wird Niemand überraschen; um so mehr fällt es auf, daß der Stand der Aerzte unter den Türken in hoher Achtung steht. Der Arzt ist dem Türken eine Art von Heiliger und der Name „Hekim“ das sicherste Schutzmittel gegen alle politischen und religiösen Verfolgungen. In dem letzten russisch-türkischen Feldzuge sollen mehrere Gefangene sich dadurch das Leben gerettet haben, daß sie im Augenblicke der Noth das Wort Hekim aussprachen; der rohe, fanatische, habsüchtige Krieger bemeisterte seine Wuth; er ließ seine Gefangenen am Leben und überlieferte sie der Behörde. Wie wenig aber die Aerzte dieses Ansehens würdig sind, ersehen wir aus folgender Stelle: „In der Hauptstadt selbst prakticiren neben einigen wirklich unterrichteten Aerzten, theils Fremden, theils Griechen, die in Europa eine rationelle wissenschaftliche Bildung genossen haben, eine Menge Ausländer, die in ihrer Heimath einem ganz andern Stande als dem ärztlichen sich beizählten. Außerdem beschäftigen sich mit der Heilkunst, in der Hauptstadt sowohl als im ganzen Lande, Leute aller Nationen und aus allen Ständen, Griechen, Juden und Armenier, die Geistlichkeit aller dieser Nationen, die Zigeuner, die Barbiere und die alten Weiber, wie überall.“ Am tiefsten scheinen übrigens doch die eigentlichen türkischen Aerzte zu stehen. „Divination ist das Hauptagens ihrer Medicin; sie glauben fest an Sterndeutekunst, und ihr Aberglaube geht so weit, daß sie an Nekromantie, an die Wirkung der Talismane und der kabbalistischen Figuren glauben. In bedenklichen Fällen wird aber Spuk, den die menschliche Thorheit erfunden hat, um die kindische Furcht vor dem Tode zu benehmen, versucht; bald wird die Krankheit als ein böser Geist beschworen; ein andermal sieht man sie als eine gerechte Heimsuchung Gottes an und sucht dessen Zorn zu beschwichtigen; es werden lange Gebet

hergesagt und der Rosenkranz fünfzig Mal abgezählt; es werden Sprüche aus dem Koran aufgeschrieben, zusammengeknetet und dem Kranken zum Verschlucken gereicht, oder es werden solche Sprüche auf ein Brett geschrieben, dasselbe abgewaschen und das schmutzige Wasser dann dem Kranken zum Trinken gegeben.“ Deus sit propitius huic potatori!

Obgleich der Verfasser stets seinen Hauptzweck, die Türkei in medicinischer Beziehung zu schildern, nicht außer Augen läßt, so erfahren wir doch gelegentlich manche Einzelnheiten, die in das Leben des türkischen Volkes, und namentlich der Großen, einen tiefern Blick werfen lassen. Dazu gibt der Artikel über das Vorkommen von Geisteskrankheiten dem Verfasser mehrfachen Anlaß. Unter den Ursachen, warum dieselben unter den Türken im Ganzen sehr selten sind, ist ihr entschiedener Glauben von Bedeutung. „Nur höchst selten, sagt der Verfasser, wird sich ein Mahomedaner in ein Gespräch über Religionsgegenstände, am allerwenigsten in einen Streit darüber einlassen. Wer spricht, der zweifelt, und wer zweifelt, ist des Todes schuldig, das ist der Ausspruch Muhameds. — Ich habe nur einen einzigen Muselmann kennen gelernt, der nicht unbedingt zu glauben schien. Den Oemer-Effendi von Kütaja, einen sehr aufgeklärten Mann, lernte ich erst in seinen lezten Lebenstagen kennen. Er scheute den Tod nicht, wünschte aber über die Zeit seines Eintrittes Gewißheit zu haben. Da die übrigen Aerzte ihm denselben anzukündigen fürchteten, fragte er mich mit gebrochener Stimme: werde ich morgen die Sonne noch auf- und untergehen sehen? Als ich dies bezweifelte, sagte er fest: „Nun wohlan, so werde ich morgen zu dieser Stunde wissen, ob Muhamed ein Betrüger war. Er legte sich auf die Seite und starb.“

Unter den Geisteskranken des Orients sind bei weitem die Meisten Blödsinnige, und eine unsers Wissens bis jezt nicht bekannte Thatsache ist es, daß der Blödsinn nicht ganz selten absichtlich hervorgerufen wird. Unser Verfasser sagt in dieser Beziehung: „Die künstlichen Blödsinnigen sind gesund geborene Kinder, denen man aber schon von früher Jugend an viele narkotische Gifte beigebracht und sie dadurch in einen Zustand von Blödsinn versezt hat. Dieses schändliche Handwerk, mit dem die türkischen Aerzte sich abgeben und das, ihnen sehr einträglich ist, wird häufig von den Großen gefordert und nicht bloß an Kindern, sondern auch an Erwachsenen ausgeführt in solchen Fällen, wo man Feinde oder gefährliche Personen unschädlich machen will, und man es nicht wagt oder nicht gerathen findet, sie aus dem Wege zu räumen. So soll der jetzige Sultan seinen ältesten Sohn und eigentlichen Thronerben in einen solchen blödsinnigen Zustand haben versetzen lassen, aus Furcht, er könne ihm dereinst einmal gefährlich werden.“ Ueber simulirten Blödsinn sagt er: „Da die Wahnsinnigen bei den Türken als von Gott Begünstigte betrachtet werden und für Heilige gelten, so suchen manche Dürftige und Faule durch einen erkünstelten Wahnsinn sich einen bequemen Lebensunterhalt zu sichern; häufiger aber suchen solche, die sich politische Vergehungen haben zu Schulden kommen lassen, oder die etwas Böses im Schilde führen, andere endlich, die durch Reichthum, Macht und Ansehen die Habsucht und den Neid Anderer zu erregen fürchten, der rächenden Strafe durch einen solchen Zustand zu entgehen oder die Aufmerksamkeit Anderer von sich abzuleiten.“

Was Oppenheim über die Blinden und Taubstummen in der Türkei erzählt, möge hier noch Platz finden: „Vielen gänzlich Erblindeten sichert die Eifersucht der Türken, besonders in den asiatischen und afrikanischen Provinzen, eine sorgenlose Existenz. Da man im Orient weder Glocken noch Thurmuhren kennt, so ist an jeder Moschee ein Beamter bestellt, dessen Geschäft darin besteht, fünfmal täglich das Minaret zu besteigen und mit lauter Stimme die Gläubigen zum Gebete zu rufen. Da man nun von dieser Höhe leicht auf die Dächer der Harems sehen kann, woselbst die Frauen häufig die Morgen und Abende zubringen und selbst ihr Nachtlager daselbst aufschlagen, so eignen sich Nichtsehende zu diesem Amte am besten.“

„Eine andere Klasse von Unglücklichen, die Taubstummen, sind im Oriente auch nicht ganz verlassen. Da die Dienerschaft sich stets im Zimmer des Herrn befindet, um diesen oder seine Gäste mit Pfeifen und Kaffee zu bedienen, so erhalten die Großen sich gern Taubstumme bei ihren geheimen Zusammenkünften, um nicht verstanden zu werden. Im Pallast des Sultan soll deren eine große Zahl vorhanden seyn. Sie besetzen die Wachen im Innern der Zimmer des Großherrn bei der Eingangspforte, wenn dieser mit dem Großvesier oder andern Beamten eine geheime Unterredung hat.“

Der Oppenheim'schen Schrift ist in diesem Jahre ein umfassenderes Werk von dem französischen Arzte Brayer nachgefolgt, der zwölf Jahre lang in Constantinopel gelebt hat und deßhalb vorzugsweise sich mit diesem beschäftigt, während Oppenheim mehr die Provinzen kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Sie ergänzen sich auf diese Weise gegenseitig, um so mehr als Brayer die von Oppenheim unberührt gebliebene Pest zum Hauptgegenstand seiner Forschungen machte und darüber viele Thatsachen mittheilt, welche die Zweckmäßigkeit der den Handel belästigenden Quarantaine-Maßregeln zweifelhaft machen. Wir werden auf dieses wichtige Werk später zurückkommen.

9) **Grundzüge der Dipsobiostatik, oder politisch-arithmetische, auf ärztliche Beobachtung gegründete Darstellung der Nachtheile, welche durch den Mißbrauch der geistigen Getränke in Hinsicht auf Bevölkerung und Lebensdauer sich ergeben. Von Dr. Fr. W. Lippich. Laibach, 1834. gr. 8.**

Der Verfasser dieser Schrift, der als Amts- und Armenarzt der Stadt Laibach gar oft mit den allenthalben so zahlreichen Opfern der Trunksucht in Berührung kommt, fand diese einer eigenen statistischen Bearbeitung nicht unwerth und zeigt durch die Ausführung dieser Idee, daß die üblen Folgen des übermäßigen Genusses geistiger Getränke allerdings viel weiter greifen, als man gewöhnlich denkt. Die Grundlage seiner Untersuchungen bilden zwei Centurien von ihm behandelter Trunksüchtiger, eine hinreichende Anzahl, um über die Sterblichkeit, das Geschlecht, Alter, Temperament der Säufer, die Grade der Trunkergebenheit, den Stand und dergleichen der Trunksüchtigen, ihre Krankheiten und Todesarten, die Getränke als Krankheitsursachen, die Ursachen der Trunkergebenheit, und den Erfolg der ärztlichen Behandlung bei Säufern haltbare Folgerungen ziehen zu können. Etwas umständlich und störend ist es, daß der Verfasser jede Centurie für sich abhandelt, so daß alle die verschiedenen Verhältnisse, auf die er mit großer Genauigkeit Rücksicht nimmt, zweimal in dem Buche besprochen sind, wiewohl auf der andern Seite die Resultate dabei um so zuverlässiger erscheinen, da sie bei beiden Centurien gewöhnlich eine ziemliche Uebereinstimmung zeigen.

Der Gegenstand verdient in hohem Maaße die Beachtung denkender Staatsmänner, denen die gegenwärtige Schrift manche neue Gesichtspunkte an die Hand geben wird.

10) **Nouvelles recherches sur les secours à donner aux noyés et asphyxiés par C. G. H. Marc, Dr. en Med., médecin du roi etc. Paris, 1835. gr. 8.**

Der schon längst vortheilhaft bekannte Verfasser beabsichtigt in diesem Werke den gegenwärtigen Zustand unserer Kenntnisse über die den Ertrunkenen und auf andere Weise in Scheintod Versezten zu leistende Hülfe darzustellen, die zu ihrer Rettung vorgeschlagenen verschiedenen Verfahrungsweisen einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen, hieraus die zuverlässigsten Behandlungsgrundsätze und die zur Hülfleistung der Verunglückten geeignetsten Hülfsmittel zu entnehmen und dieses Alles auf eine Weise darzulegen, daß die Schrift nicht allein für Aerzte nützlich, sondern auch für Nichtärzte belehrend seyn möge. Zur Bearbeitung dieses Gegenstandes wurde Marc nicht bloß durch den Umstand bewogen, daß, so groß auch die Zahl von Schriften, die ihn behandeln, ist, doch nicht ein einziges dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft entspricht, sondern auch dadurch, daß er auf Veranlassung des französischen Ministers des Handels und der öffentlichen Arbeiten von dem Gesundheitsrathe zu Paris den Auftrag erhielt, darüber zu berichten, ob die dortigen Rettungsanstalten für Ertrunkene im Einklang mit dem gegenwärtigen Zustande des Wissens seyen und ob nicht die bei andern Völkern bestehenden Einrichtungen Vorzüge besitzen, von denen Frankreich Gebrauch machen sollte. Unterstützung erhielt er durch den damaligen Minister der äußern Angelegenheiten Grafen von Rigny, der sich beeilte, ihm vom Auslande die gewünschten Notizen und Documente zu verschaffen. Auf diese Weise ist ein Werk entstanden, das unstreitig alle früheren, denselben Gegenstand behandelnden weit übertrifft und in Beziehung auf welches man nur wünschen muß, daß es allerwärts Berücksichtigung finden möge, und zwar nicht allein bei den Aerzten; denn die Kenntnisse, um die es sich hier handelt, können nicht allgemein genug verbreitet seyn. Dies berücksichtigend, hat der Verfasser das Werk ganz gemeinfaßlich ausgeführt, ohne darum die wissenschaftliche Gründlichkeit zu beeinträchtigen.

Das Werk zerfällt in vier Abtheilungen; die erste betrachtet die Mittel, wodurch der Gefahr des Scheintodes vorgebeugt wird, und diejenigen, wodurch Scheintodte aus dem Medium, das sie in den asphyktischen Zustand versezt hat, entfernt werden können, ferner den Transport von Ertrunkenen an den Ort, wo sie die nöthige ärztliche Hülfe erhalten sollen, und von der Einrichtung dieser Rettungsanstalten. Die zweite, umfassendste Abtheilung handelt von der ärztlichen Hülfleistung und verdient ein ganz besonderes Lob. Die dritte beschreibt Instruktionen über die Ertrunkenen u. s. w. zu leistende Hülfleistung, die Art, wie sie abgefaßt werden sollen und dergleichen, und die vierte die Organisation von Rettungsgesellschaften für Ertrunkene und auf andere Weise asphyktisch Gewordene.

Durch sechzehn beigefügte Kupfertafeln sind viele sinnreiche Vorrichtungen zur Rettung Unglücklicher versinnlicht.

Wenn auch in einzelnen Städten Deutschlands sehr rühmliche Rettungsanstalten bestehen, so stehen wir hierin doch gegen unsere Nachbarn jenseits des Rheines sehr zurück, und es war deßhalb ganz zweckmäßig, Marcs Schrift durch eine Uebersetzung bei uns bekannter

und zugänglicher zu machen. Eine solche ist erschienen vor Kurzem unter dem Titel:

11) Neue Untersuchungen über die Hülfe bei Scheintodten von Dr. C. H. Marc, erstem Leibarzte des Königs der Franzosen. Deutsch bearbeitet von Dr. G. Weyland. Mit 39 Abbildungen auf 3 Steintafeln. 1836. gr. 8.

Möchte sie überall die verdiente Verbreitung finden und überall solche amtliche Untersuchungen veranlassen, wie diejenige war, der das Original seinen Ursprung verdankt!

Geschichte.

Die Sage vom Schuß des Tell. Eine historisch-kritische Abhandlung von Dr. J. L. Ideler. Berlin, Nauck, 1836.

Es wird nach und nach Mode, alles aus der Geschichte wegzukritisiren, was irgend das Herz erheben kann. Besonders die jungen Gelehrten aus der von dem Geiste Hegels gesäuerten Schule sind von dem krankhaften Drange inficirt, die den Menschen bisher heiligsten Traditionen zu bekritteln und der jahrtausendlang in frischer Jugend blühenden Wahrheit auf einmal des Zweifels Blässe anzukränkeln. Und gerade die erhabensten und schönsten Thatsachen, die bisher für wahr gegolten, werden gleichsam systematisch oder instinktmäßig aufgesucht, um als Lügen und alberne Erfindungen der Verachtung des neunzehnten Jahrhunderts preisgegeben zu werden.

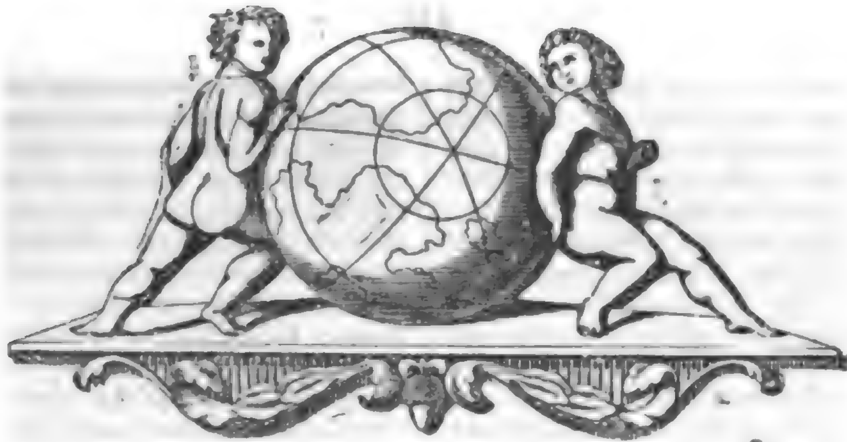
Wir sind zu vortrefflich geworden, als daß wir noch das alte Ammenmährchen vom Christenthum bedürften. Nachdem das 19te Jahrhundert einen Hegel hervorgebracht, ist es in der That abgeschmackt, immer wieder in die Kinderjahre des unreifen Bewußtseyns zurückgehen zu wollen. Wir sind aber auch zu frei geworden, als daß wir noch die alten Ammenmährchen vom Tell bedürften, um uns daran zu begeistern. Es ist eine notorische Thatsache, daß Hegel die Freiheit erst erfunden, sie zuerst und vollkommen zum Bewußtseyn gebracht hat, und seinem Ruhm muß ohne Zweifel Tell mit noch viel weniger Schonung geopfert werden, als Christus.

Herr Ideler hat mit großer Gelehrsamkeit nachgewiesen, daß die Sage vom Tell nicht nur schon hundert Jahr vor dem sogenannten historischen Wilhelm Tell bei dem Dänen Saxo Grammatikus, was längst bekannt ist, sondern auch in noch vielen älteren Volkssagen und Mythen vorkommt und mehr oder minder deutlich wiederzuerkennen ist. Er schließt also: „Tells Armbrust auf dem Zeughause zu Zürich beweist eben so wenig für den Schuß, als das an mehr denn Einem Orte vorgezeigte Schweißtuch der heil. Veronica für die geschichtliche Wahrheit der betreffenden Legende, oder als der Kasten mit ägyptischer Finsterniß unter den Reliquien des ehemaligen Klosters Pforte dafür als Zeugniß aufgeführt werden kann, daß Moses eine solche große Finsterniß über Aegyptenland hat hereinbrechen lassen."

Mit sichtbarer Schadenfreude ergözt er sich an der Bestürzung und Wehmuth der armen Liberalen, die nun auf einmal keinen Wilhelm Tell mehr haben. Wie viel lauter aber würde sein Triumph noch gewesen seyn, wenn er die erst später bekannt gewordene Notiz hätte benutzen können, daß das Schloß Küßnacht niemals einem Geßler gehört habe, wie urkundlich erwiesen ist.

Indeß bleibt auch hier, wie bei der christlichen „Mythe" dem Kritiker eine eigenthümliche Schwierigkeit noch zu überwältigen übrig. Es hat nie einen Christus gegeben, dies wissen wir jezt nach so gründlichen Untersuchungen, und eben so wenig jemals einen Wilhelm Tell. Aber es hat gegeben und gibt noch jezt ein Christenthum, es hat gegeben und gibt noch jezt eine Eidgenossenschaft. Die Ursache ist durch unsere jungen Gelehrten rein vernichtet worden, aber sonderbarer Weise ist die Wirkung geblieben. Daraus scheint nun für den unbefangenen Verstand zu folgen, daß, wenn auch die Tradition, wie sie immer gepflegt, im Verlauf der Zeit die Nebenumstände, unter denen ein großes folgenreiches Weltereigniß geschehen, vielfach ausgeschmückt und nach ältern und neuern Vorstellungen gemodelt hat, gleichwohl die Thatsache selbst, die Ursache so vieler Wirkungen, wahr seyn müsse. Es ist begreiflich, daß die Tradition auch niemals den Grundcharakter einer solchen Thatsache verändert, sondern ihm nur geschmeidig anpaßt, was sie zur Ausschmückung ersinnt, und nur solche ältere Vorstellungen auf ihn bezieht, die mit jenem Grundcharakter genau übereinstimmen. So mag also die Befreiung der drei Waldstätte wohl an ältere Traditionen, so mag die Person eines historischen Wilhelm Tell an eine ältere auch historische, oder vielleicht nur mythische Person erinnert haben und die Sage mag darnach ausgeschmückt worden seyn. Aber ihr darum alle Wahrheit nehmen wollen, würde gegen die ersten Grundsätze historischer Kritik streiten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 29. Montag, 20. März 1837.

Freimaurerschrift.

Mittheilungen über die Freimaurerei von Br. Fr. Heldmann ꝛc. Frankfurt, Sauerländer, 1836.

Die Form dieses Heftes hat etwas so Ungewöhnliches für ein dem allgemeinen Buchhandel anheimgegebenes Werk, daß der Beurtheiler das Geständniß voraussenden muß, er befinde sich in einiger Verlegenheit, indem er, als dem Maurerbunde eifrig zugethan, weder zu viel sagen, noch eine, nicht unmerkwürdige Erscheinung oberflächlich und vornehm ablehnend behandeln will.

Das vorliegende Heft streift hart an die Tendenzen, welche Krause's und Mosdorfs Leben verbitterten, jedoch ohne sie zu theilen. Sein Zweck scheint, die Urtheile des nicht maurerischen Publikums über den Maurerbund, dessen Geschichte, Beruf und Wirken zu berichtigen und den seither geflissentlich recht dicht und mit widersprechenden Farben gewobenen Schleier zu lüften, welcher über die Maurerei geworfen war, um den Fürwitz irre zu führen, die Neugier zu reizen, und Achtung zu gebieten.

Wahr ist es allerdings, daß der Maurerbund, seine Strebungen und deren Ergebnisse, seine Verirrungen, besonders in Folge des Sündenfalls des Rite accepté, seine Nützlichkeit und seine Gefährlichkeit für das neu-katholisch-stationäre Princip zur Genüge besprochen worden sind, und daß eine Veröffentlichung wie vorliegende ihm nicht viel schaden, aber sehr viel nutzen kann.

Er ist als Menschheitsbund mit sehr vielen seiner Strebungen seinem Ziele so nahe gekommen, daß selbst hocherleuchtete Maurer zuweilen äußern, er habe sich überlebt. Er hat sich aber dem Schlechten im Zeitgeiste, unter welcher Gestalt es sich zeigen mochte, mit solchem Erfolge entgegengesezt, so nach allen Seiten Fronte gemacht, daß man seines Beistandes vielleicht bald gegen die egoistischen materiellen und antisocialen Richtungen bedürfen wird. Was er 1650 wider den Covenant, 1688 wider die Jesuiten, 1707 wider die Zwingherrschaft der Hochkirche in England war, das war er in Deutschland wider den Kastengeist, das wäre er in Oesterreich wider die Meinungen geworden, welche sich den Reformen Josephs II. entgegenstemmten, wenn dieser nicht die Unvorsichtigkeit begangen hätte, ihn zu verschmähen.

Das nicht maurerische Publikum wird bei einiger Aufmerksamkeit den unterscheidenden Charakter der Freimaurerei an den Mitgliedern erkennen, welche als die angesehensten und thätigsten Glieder des Bundes bekannt und oft in Gesellschaften durch eine unwillkürliche Achtung bezeichnet sind, welche mit ihrer bürgerlichen Lage, ihrer Geburt, ihren literarischen Leistungen in keinem

Verhältnisse steht: es wird an diesen Männern eine Art von Gleichgewicht, von rechter Mitte, ein Entschlagen kleinlicher Vorurtheile und Rücksichten, eine entschiedene Hinneigung zu gesetzlichem und vernünftigem Vorschreiten, eine mehr praktische als dogmatische Religiosität und eine große Leichtigkeit bemerken, mit Personen jedes Standes zu verkehren, gleich fern von Hochmuth und Kriecherei. Sie sind nicht gerade deßhalb so, weil sie Maurer sind, sondern sie sind angesehene Maurer, weil sie so sind. Man vergleiche alsdann Herders Gespräche von Ernst und Falk in dessen Adrastäa und das vorliegende Heft mit dem, was man von der äußern Erscheinung des Bundes bemerkt hat, und man wird einen ziemlich richtigen Begriff von dessen Innerm haben.

Die Geschichte des Maurerbunds anlangend, so hüte man sich vor Allem vor Verwirrung der alten Grußmaurer mit den neuen Freimaurern. Die Grußmaurer werden in England von jeher Free masons genannt, das Free in der Bedeutung unseres Frei-Schöffen, Frei-Meisters, ja unserer Frei-Leute genommen, als an keinen Ort gebunden. Sie beschäftigten sich vorzüglich mit Kirchenbau, zogen daher diesen Bauten nach, und besaßen in ihren Zunftgeheimnissen die Mittel, sich als echte und gerechte Brüder zu erkennen zu geben, auch ohne der Sprache des Landes kundig zu seyn, wo sie arbeiteten. Man findet sie, soweit deutsches Wesen und deutsche Bildung vorherrscht, den Rhein hinab in Niederland und England; aber selten jenseits der Loire und den Alpen, nie im nicht germanisirten Nordosten.

Neben der ganz unglaublichen Kunstfertigkeit bezeichnet sie die Standhaftigkeit, mit welcher die Baue durch Jahrhunderte nach demselben Plane so kunstgerecht durchgeführt wurden, daß sie das Werk weniger Jahre zu seyn schienen. Das Einzelne verschwindet, man sieht das Werk, und fragt vergebens, wer den Plan entworfen habe.

Daß aus dieser Brüderschaft sich zuerst eine englisch-royalistische, dann eine europäisch-protestantische, endlich eine allgemein-metaprotestantische Gesellschaft mit Beibehaltung der englischen Urformen gebildet, daß sie neben manchen Verirrungen seit mehr als einem Jahrhundert Unglaubliches für religiöse Duldung, Annäherung der Stände, Vertilgung des Nationalhasses gewirkt, daß sie sich der unerbittlichsten Verfolgung durch Finsterlinge zu rühmen haben, ist der Hauptinhalt ihrer nach außen gekehrten Geschichte. Das übrige auf die verschiedenen Systeme Bezügliche braucht das Publikum nicht zu wissen, und wir wünschten es aus dem vorliegenden Hefte weg. Man soll die schmutzige Wäsche nie, die kaum gewaschene kaum den Vorübergehenden zur Schau aushängen. Notizen dieser Art müssen mißverstanden werden, weil sie außer dem Zusammenhange stehen, und man des verewigten Schröders, als Handschrift für die K. St. ausgegebenen Duodezbände durchstudirt haben muß, um die Uebersicht zu gewinnen, welche dem nicht fehlen darf, der von einzelnen Erscheinungen eine richtige Idee, über den einzelnen Fall ein billiges Urtheil gewinnen will. Was jeder Innung zugestanden wird, und die meisten mit nachahmungswerther Verschwiegenheit bewahren, wird auch dem Maurerbunde gestattet seyn, nämlich die Ehre der Lade vor der Welt zu wahren, und Böhnhasen und Stümper ferne halten zu dürfen.

Nun ist aber in vorliegendem Hefte so viel zur Unehre, so wenig von entgegengesetzten Strebungen (z. B. des Lodge of Antiquity) gesagt, daß die nicht maurerische Welt leicht auf die falsche Vermuthung kommen könnte, die Veröffentlichung eines ursprünglich nur für Maurer bestimmten Heftchens, ziemlich ungleichartigen Inhalts, sey eine Finanzspekulation.

Der Beurtheiler theilt diesen Glauben nicht, aber wenn er die gute Absicht nicht verkennt, so kann er dennoch weder Form noch Inhalt mit den bekannten Verpflichtungen und der allgemeinen Weise, diese anzusehen, in Einklang bringen.

J. B. M.

Schriften über Heilkunde.

12) Darstellungen und Ansichten zur Vergleichung der Medicin in Frankreich, England und Deutschland. Nach einer Reise in diesen Ländern im Jahr 1835. Von Dr. A. Mühry, prakt. Arzte und Wundarzte in Hannover. Mit zwei Plänen. Hannover, Hahn, 1836.

Ein lehrreiches Buch, das nicht bloß für Aerzte interessant ist, sofern es auch überhaupt den Standpunkt der Civilisation bezeichnet, auf welchem sich die drei auf dem Titel genannten Länder befinden.

Zuerst gibt der Verfasser „Topographisches von Paris und London," d. h. einen Ueberblick der Lehranstalten, Spitäler ꝛc. Dann vergleicht er die Medicin, Chirurgie und Ophthalmologie in England und Frankreich, wobei er der Entzündungslehre, die in beiden Ländern verschieden angewendet wird, eine besondere Aufmerksamkeit schenkt. Endlich gibt er historische Skizzen vom Entwicklungsgange und vom gegenwärtigen Standpunkt der Heilkunde in Frankreich und England mit Hinweisung auf den bereits von uns Deutschen erreichten höhern Standpunkt.

So sagt er von Frankreich: „In Frankreich bestanden vor der Revolution von 1789 achtzehn Collegen, welche den Doctorgrad ertheilen konnten, und dieser soll sehr leicht zu erlangen und sogar käuflich gewesen seyn. In Paris hatte die Corporation der Aerzte ein unbedeutendes Gebäude nahe beim Hôtel-Dieu und die Corporation der Chirurgen, obwohl von geringerem Ansehen, hatte das schöne Gebäude, was jezt die Ecole de Médecine ist. Nachher, da, 1792 im August, alle Universitäten und Fakultäten aufgehoben wurden, herrschte eine Anarchie auch im Medicinalwesen. Im dritten Jahre der Republik, 1794, wurden aber durch den Nationalconvent für das ganze Land drei Ecoles de Santé errichtet, zu Paris, Straßburg und Montpellier. Die Medicin und Chirurgie wurden nun vereinigt, die Ecole de Médecine wurde eingerichtet, in Paris wurden 12 Professoren eingesezt und ein bestimmter Studienplan sollte von den élèves de la patrie befolgt und unentgeltlich durchgemacht werden. Auch wurde bestimmt, daß alle Verordnungen französisch geschrieben seyn sollten, vielleicht nur ein Zugeständniß der Unkenntniß des Lateinischen gemacht, was aber noch besteht. Es nahm aber nur die bestimmte Zahl der élèves de la patrie an diesem Unterrichte unentgeltlich Theil. Neue Bestimmungen wurden 1803 gemacht, wodurch die drei Ecoles de Santé die Befugniß erhielten, Doctoren der Medicin und Chirurgie zu creiren, und es wurde das Gesetz gegeben, daß vier Jahre Studium nöthig seyn sollten, um dahin zu gelangen. — Außerdem wurde eine zweite Klasse von Medicinalpersonen eingesezt, die Officiers de Santé; sie brauchten nicht auf den drei großen Schulen zu Paris, Straßburg und Montpellier zu studiren, sondern hatten die Erlaubniß zu practisiren, wenn sie von einer Jury von Medicalpersonen examinirt waren. 1820 wurden neue Verordnungen in Bezug auf die Universitäten erlassen. In Paris sind jezt 25 Professoren, ein bestimmter Studienplan ist noch immer, und die Officiers de Santé bestehen noch in ganz Frankreich. — Da man nun in den bestehenden Einrichtungen des Medicinalwesens manches Mangelhafte findet, und da man überhaupt das Augenmerk auf Verbesserung des Unterrichtswesens gerichtet hat, spricht man jezt viel von einer Reform im Medicinalwesen. Schon 1829 richtete der Minister des Innern eine Reihe von Fragen an die Akademie der Medicin über die Reorganisation desselben. Die Akademie sezte sogleich eine Commission nieder, die aber erst im Oktober 1833, nachdem die Julirevolution und die Cholera Störungen herbeigeführt hatten, und nach neuen Anmahnungen des Ministers Guizot einen Bericht von sich gab, den M. Double der Akademie vorlegte. — Um dem vermehrten Bedürfnisse nach Unterricht entgegen zu kommen, schlägt das Comité vor, zu den bestehenden drei Fakultäten in Paris, Straßburg und Montpellier, drei andere zu errichten, eine in Lyon, eine in Rennes oder Nantes, und eine in Bordeaux oder Toulouse. Um die Examina schärfer zu machen, sollen die Examinatoren nicht beschränkt seyn auf Mitglieder der Fakultät, sondern (eine Annäherung an unser Staatsexamen) soll ein Drittheil aus den Medicinalpersonen der Stadt oder der Nachbarschaft genommen werden. Der Bericht des Comités ist von der Akademie angenommen und dem Minister zugeschickt. Zu andern Verbesserungen und Vorschlägen, die hie und da gemacht werden, gehört auch noch, Aufhebung der Officiers de Santé, Unterdrückung der Geheimmittel der Quacksalbereien und der Mißbräuche in der Praxis und im Apothekerwesen, Anerkennung ausländischer Doctorgrade. — In der Lancette française findet man diesen Gegenstand der Reform häufig erwähnt. Dies medicinische Tageblatt erhält dadurch eine eigene politische Färbung. Ihre Kritiken sind meist persönlich und im Parteigeiste geschrieben, und ihre Tendenz ist Saint-Simonistisch. Ansichten, Klagen und Reformvorschläge sind bemerkenswerth unvernünftige."

Nach einer ausführlichen Schilderung der Heilanstalten in England sagt der Verf.: „Man sieht, mit dem Medicinalwesen ist es in diesem Augenblicke in England in vieler Hinsicht schlecht bestellt. Der Unterricht auf den Universitäten ist für die Aerzte fast bedeutungslos geworden, für die zahlreichen Chirurgen und general practitioners ist er in den Hospitälern nicht ausgedehnt genug. Die Medicinalpolizei und die gerichtliche Medicin liegen danieder. (Leztere wird erst seit zwanzig Jahren in London gelehrt und in einem gerichtlich medicinischen Falle wird die Untersuchung und das Gutachten irgend eines Wundarztes nicht bezahlt.) Die Zahl der Aerzte ist zu gering gehalten, und dadurch sind diese durch die general practitioners allmälig immer mehr verdrängt, welche aber im Allgemeinen nicht ganz hinreichend würdige Ausüber der Medicin sind. Die Trennung der Medicin von der Chirurgie ist großentheils zu schroff; der Geburtshülfe ist aufzuhelfen; den Droguisten und Chemisten muß Aufsicht, die Quacksalber müssen niedergehalten werden. Durch die äußere Stellung des Standes ist auch der Geist der Medicin beengt und zersplittert; beeinträchtigt ist sowohl die freie Entwicklung der Medicinalpersonen, als auch die Wohlfahrt des Publikums versäumt. Man verlangt daher eine Aenderung dieser Verhältnisse. Dies Verlangen nach einer Reform ist allgemein. Auch sind Petitionen deßhalb und unter ihnen eine von den angesehensten Aerzten Londons, größtentheils Licentiaten des Collegs der Aerzte, an das Parlament gerichtet. Von diesem ist eine Select Committee on Medical Education and Practice seit 1833 niedergesezt. Deren Präsident ist Herr Warburton, der

erste Antragsteller und derselbe, von welchem die neue Anatomieakte zu allgemeiner Zufriedenheit ausgearbeitet ist. Herr Warburton aber ist ein Radicaler. Dennoch wäre es vielleicht nicht nöthig, ihn daran zu erinnern, daß diese Reformbill keine Anatomiebill ist, daß die Corporationen noch keine todte Körper sind, und daß, wenn sie es wären, es nicht darauf ankäme, sie zu zerlegen, sondern sie zu beleben. Von dieser Commission sind Mitglieder des Coll. of Physicians, so wie des Coll. of Surgeons und Andere vernommen, und deren ausgesagte Angaben und Meinungen füllen mehrere Foliobände, welche auch nicht, wie man fürchtete, beim letzten Brande des Parlaments verloren gegangen. — Die Aufgabe der Reform ist aber sehr schwierig; denn diese Frage hängt zusammen mit den großen Fragen der Reform in England überhaupt, sie hängt zusammen mit der Meinungsverschiedenheit unter Tories und Whigs, und theilweise mit den Fragen über die englische Kirche und die Dissenters. — Die Reformfrage beschäftigt drei medicinische Wochenschriften ganz besonders, welche wie politische Zeitungen eine bestimmte Farbe haben, indem sie medical politics abhandeln, und welche ihre leading articles haben wie jene. — Das radicale Blatt darunter ist die Lancet, ihr entgegengesezt ist die conservative London Medical Gazette und zwischen beiden steht das London Medical and Surgical Journal."

In Bezug auf Deutschland wird gesagt. „Die Deutschen sind in folgenden Zweigen wohl ohne Frage voraus: in der Einrichtung der Schulen und Universitäten, in der Staatsarzneikunde, in der gerichtlichen Medicin, in der Geburtshülfe, in der Ophthalmologie. Medicinische Zeitschriften gibt es in Deutschland über dreißig, in Frankreich über zwanzig, in England unter zwanzig. — Die Kenntniß wissenschaftlicher Zustände anderer Länder ist in Frankreich und in England viel geringer als in Deutschland. In diesem Falle denn zeigen die Franzosen eine harmlose Unwissenheit, die Engländer aber oft noch eine vorurtheilsvolle, kränkende Nichtachtung. — Zur Anerkennung auswärtiger Medicin ist es in beiden Ländern die jüngere Generation, welche die weitesten Schritte thut. — In Frankreich kennt man die englische Medicin wenigstens besser als die deutsche; in England kennt man die französische Medicin viel besser als die deutsche. In Deutschland kennt man die englische und die französische Medicin ungefähr gleich gut. — In England kennt man die deutsche Medicin schon etwas besser als in Frankreich. Die Engländer nehmen jezt schnell immer mehr Antheil an der Medicin anderer Länder. Sie haben vor der deutschen einen gewissen dunkeln Respekt, großentheils deßhalb, weil sie nicht urtheilen wollen über eine Sache, die ihnen nicht gehörig bekannt ist. Sie finden dabei die Sprache schwer, eine schlechte Schreibart und Theorien dann aber noch schwerer. — In England dienten zum Unterricht zuerst die Hospitäler mit ihren Krankensälen, und ihnen zugefügt wurden dann theoretische Vorlesungen. In Deutschland wurden meistens zuerst theoretische Vorträge auf den Universitäten eingerichtet und nachher wurden ihnen Hospitäler zur praktischen Unterweisung beigefügt. — Wenn man einen allgemeinen Tadel hervorsuchen und zusammenfassen will, könnte man sagen: Ein französischer Arzt denkt mehr an die Krankheit als an den Kranken; ein englischer Arzt denkt mehr an einen andern Fall aus seiner Erfahrung, als an den vorliegenden; indem dagegen die deutschen Praktiker die gute Lehre haben, welche Hufeland so ausdrückt: „man generalisire die Krankheit und individualisire den Kranken." Die Franzosen generalisiren den Kranken, die Engländer individualisiren die Krankheit. — Man spricht jezt viel von einer sogenannten Weltliteratur und auch von einer Verschmelzung der Abweichungen der Medicin in den verschiedenen Ländern. Die Völker rücken nun zwar an einander, allein wenigstens die Klimate nicht." Auch die Völker nicht, denn sie sind klimatisch, wie die Länder.

13) Ueber das Seebaden und das Norderneyer Seebad, von Demselben. Daselbst, 1836.

Eine gute Schilderung des genannten Bades, seiner Wirkungen, seiner Einrichtungen, woran sich eine allgemeine Untersuchung über den Nutzen der Seebäder knüpft, durch welche derselbe nur bestätigt wird.

14) Taschenbuch für gebildete Kurgäste. Von Dr. Brück, Brunnenarzt zu Dieburg. Berlin, Reimer, 1833.

Wir tragen dieses kleine Werk zu der Sammlung von Schriften über Bäder und Heilquellen nach, die wir im vorigen Jahre besprochen. Es handelt von den Eigenschaften der Mineralwasser überhaupt und von den verschiedenen Arten der Bäder (als kalte, Thermal-, Schlamm-, Dampf-, Sturz-, Tropf-, Gas- und Seebäder) insbesondere, und enthält eine Anweisung für die, welche sich derselben bedienen wollen, hauptsächlich in Beziehung auf Erkältung, Erwärmung und Diät, alles kurz und übersichtlich vorgetragen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 30. Freitag, 24. März 1837.

Altdeutsche und nordische Literatur.

1) Deutsche Mythologie. Von Jakob Grimm. Göttingen, Dieterich, 1835.

Der größte Kenner der altdeutschen Sprachdenkmale, Jakob Grimm, ist von dem Studium der Sprachformen zu dem des Inhalts übergegangen und hat uns zuerst gründliche Editionen, dann Volkssagen, dann Rechtsalterthümer und endlich auch eine Mythologie gegeben. Er hat dabei den großen Vortheil, in der richtigen Erklärung alterthümlicher Namen alle seine Vorgänger übertreffen zu können, und auch seine Quellen sind zahlreicher, da ihm bei seinen Sprachforschungen nicht leicht etwas entgangen ist, was noch aus der alten Zeit stammt. Besonders erfreulich erscheint aber bei Jakob Grimm die Treue und Besonnenheit der Forschung. Er geht Schritt vor Schritt auf sicherm Boden fort und wagt in zweifelhaften Fällen nur selten und immer nur eine stark motivirte Vermuthung.

Dieses Verfahren mußte freilich zur Folge haben, daß das vorliegende Werk manchen Leser, der größere Resultate erwartet hätte, nicht befriedigen kann. Die Quellen für die altdeutsche Mythologie sind zwar nicht sparsam, aber unendlich zertheilt, dürftig, unklar, scheinbar widersprechend, und die Mühe, sie zu sichten, ist größer und undankbarer, als die Mühe, sie willkührlich in ein System zu bringen und Hypothesen darauf zu bauen.

Als Grundlage des ganzen Werkes stellt Grimm die Thatsache fest, daß der nordische und deutsche Glauben derselbe gewesen sey, was er durch die stärksten Beweise zur Evidenz erhebt. Als das Charakteristische dieses Glaubens, was ihn besonders vom übrigen Heidenthum der alten Welt unterscheidet, bezeichnet er die Riesen, Zwerge, Elfen, Elementargeister und das poetische Element, das sich noch in den Kindermährchen erhalten hat. Als Ueberrest des alten Heidenthums überhaupt betrachtet er den christlichen Aberglauben des Mittelalters, worin beständig die bösen Riesen und Zwerge in Teufel und Hexen, die guten oder auch die Götter in Heilige verwandelt erscheinen. Dahin gehören auch viele Volkssagen, Rechtsgebräuche, Volkssitten 2c.

Da die Identität des nordischen und deutschen Heidenthums vielfach bezweifelt worden ist, mögen hier die Hauptgründe für dieselbe kurz zusammengedrängt werden. Sie beruht:

1) Auf der nie verkannten ganz nahen Verwandtschaft der Sprache beider Stämme, so wie der jetzt auch unwiderleglich dargethanen Einerleiheit der Formen ihrer

ältesten Poesie. Unmöglich können Völker, die eine aus gleichem Grund und Boden entsprossene Sprache redeten, deren Lieder die Eigenthümlichkeit der den Nachbarn fremden oder völlig anders gestalteten Alliteration an sich trugen, in ihrem Götterglauben bedeutend von einander gewichen seyn.

2) Auf der nachweislichen Gemeinschaft vieler Ausdrücke des Cultus durch alle deutsche Sprachen. Vermögen wir bei Gothen des vierten Jahrhunderts, Alamannen des achten ein Wort in der Form und Bedeutung aufzuzeigen, die es genau noch in den nordischen Quellen des 12ten oder 13ten Jahrhunderts behauptet, so wird dadurch die Verwandtschaft der deutschen Lehre mit der nordischen, und das Alter der letzten gerechtfertigt.

3) Auf der hin und wieder durchbrechenden Identität mythischer Begriffe und Benennungen: so ist die Einstimmung des ahd. muspilli, alts. mudspelli mit dem eddischen muspell, oder des ags. brosinga mene mit dem eddischen brisinga men ein vollkommen schlagendes Zeugniß.

4) Auf der ganz ähnlichen Weise wie sich hier und dort der Mythus an die Heldensage zu knüpfen pflegt; weil gothische, fränkische, nordische Heldensagen ineinander greifen, läßt sich auch Berührung im Hintergrund stehender verhüllter Mythen schwerlich ablehnen.

5) Auf der eingetretenen Mischung des mythischen Elements mit den Namen von Pflanzen und Gestirnen. Das ist eine unvertilgte Spur des uralten, innigen Bandes zwischen Gottesdienst und Natur.

6) Auf der allmählich erfolgten Verwandlung der Götter in Teufel, der weisen Frauen in Hexen, des Gottesdienstes in abergläubische Gebräuche. Zuletzt flüchten sich die Götternamen in verdunkelte Ausrufungen, Schwüre, Flüche, Betheurungen. Eine gewisse Analogie damit hat die Uebertragung der heidnischen Mythe von Göttinnen und Göttern auf Maria und Heilige, von Elben auf Engel.

7) Auf dem deutlichen Niederschlag der Göttermythen in einzelne, heutzutage noch lebendige Volkssagen und Kindermährchen.

8) Auf dem unläugbaren Ineinandergreifen der alten Götterlehre und Rechtsverfassung.

Hieraus folgert aber der Verfasser keine Bequemlichkeit für sich. Er geht nämlich nicht von dem Reichthum der nordischen Quellen aus, sondern von der Armuth der deutschen, und sammelt und sichtet die leztern mit unsäglichem Fleiße, um sie niemals willkürlich, sondern immer untrüglichen Spuren folgend, durch die nordischen zu ergänzen oder näher zu erklären.

Kommen wir nun auch keineswegs mit den Göttern und religiösen Urbegriffen aufs Reine, wissen wir die Grenze zwischen dem galischen, römischen, finnischen, slavischen und echtdeutschen Heidenthum nicht scharf genug zu bezeichnen, so gewährt uns doch die Einsicht in das reiche Detail des Aberglaubens eine sehr lebhafte Vorstellung von der ganz eigenthümlichen Geisteskultur unsrer Väter in der heidnischen Zeit, von der wunderbaren Fülle ihrer Phantasie, von ihrem feinen Sinn für die Natur, von einer Beobachtung und von einem Interesse an Dingen, die jezt für uns gleichgültig geworden sind. Da war kein Halm und kein Blatt, kein Pilz und keine Wurzel, kein vorüberfliegender Vogel und keine Bewegung eines Pferdes, keine Wolke am Himmel und kein Geschäft des Tages, das nicht seine besondere Bedeutung hatte. Unschätzbar wäre für uns der Gewinn, wenn wir die Harmonie und innere Einheit in allen diesen symbolischen Beziehungen genau ermitteln könnten; doch ist es schon lehrreich genug, sofern wir nur durch die unermeßliche Menge dieser Beziehungen uns überzeugen, wie lebendig aufgeregt und wie poetisch sinnreich die Phantasie unsers Volks in der heidnischen Zeit war.

2) Aegypten in Deutschland, oder die germanisch-slavischen, wo nicht rein germanischen Alterthümer an der schwarzen Elster. Von Dr. F. A. Wagner. Mit Steintafeln und einer Karte. Leipzig, Hartmann, 1833.

Unter einem sonderbaren Titel eine recht interessante Beschreibung der in der Nähe von Torgau aufgefundenen Gräber mit ihrem Inhalte. Die Hinweisung auf Aegypten ist freilich sehr überflüssig, wie überhaupt das Resultiren aus solchen einzelnen Befunden; aber man muß jede solche fleißige Beschreibung dankbar anerkennen, weil eine Vergleichung aller über das älteste Verhältniß der Bewohner Deutschlands allerdings zu Aufschlüssen führen muß. Der Fund bei Torgau beschränkt sich auf kleinen Hauszierrath, Krüge, Urnen, Schalen, kleine Geräthschaften aus Knochen und Horn, Nadeln, Pfeilspitzen, Messer, Löffel, Ringe, Wirbel, Haften und ein Halsband von Goldblech, an Goldwerth 20 Thaler, aber sehr grob gearbeitet.

3) Theuerdank. Herausgegeben und mit einer hist. krit. Einleitung von Dr. K. Haltaus. Mit 6 lithographirten Blättern. Quedlinburg und Leipzig, Basse, 1836. 8.

Eine sehr gründliche und dankenswerthe Arbeit. Der Herausgeber behelligt aus den in Wien noch

aufbewahrten Schriften die ganze literarische Thätigkeit des guten alten Kaiser Maximilian. Gewiß ist, daß der Weiß Kunig schon 1512 vom Kaiser selbst zur Hälfte fertig war, zugleich aber auch, daß dieser, gedrückt von den Lasten seiner Geschäfte und Kriege, nicht im Stande war, selbst die lezte Hand an ihn zu legen. Er übergab daher seinem vertrauten Secretär Treitzsaurwein von Ehrentreitz alle dazu gehörigen Manuscripte, damit er selbige ordnen, ergänzen und vollenden möchte. Daß dies nicht eine kleine Arbeit gewesen sey, wissen wir ja, da Treitzsaurwein trotz aller angewandten Mühe sich aus dieser Unordnung von Aufsätzen, und aus der Undeutlichkeit, in welche viele Erzählungen durch die geheimnißvolle Einkleidung des Vortrags gerathen waren, nicht herausfinden konnte, selbst das dazu angelegte Fragebuch zu keinem Aufschluß führte, der Kaiser bei mehrmaligem Anfragen ihn auch nicht mehr zu geben vermochte, und somit der Weiß Kunig, da der Kaiser unterdessen starb, unvollendet blieb. — Ein Gleiches wissen wir von der Ehrenporten, deren Grundriß wir unstreitig auch dem Kaiser verdanken, deren Ausführung aber vorzüglich sein vertrauter und von ihm selbst gekrönter Poet Stabius unternahm. Entschieden gewiß bleibt es also für uns, daß der Kaiser, der im Krieg und Frieden den Studien oblag, sich nicht nur mit den verschiedenartigsten literarischen Gegenständen beschäftigte, sondern vorzugsweise seine eigenen Thaten zu verherrlichen suchte. Er bediente sich hierbei der Hülfe eines vertrauten Secretärs, welcher ihn stets begleitete, um diesem, sobald ihm nur einige Muße gegönnt war, in die Feder dictiren zu können. Man darf sich daher auch nicht wundern, daß späterhin die größte Unordnung in seinen Dictaten einriß, und er oft selbst nicht mehr wußte, welche Stelle denselben einzuräumen sey, insofern viele nur hingeworfen, andere seiner unglaublichen Geschäfte wegen angefangen, aber nicht vollendet waren. Uebergab nun der Kaiser dergleichen Papiere einem seiner Vertrauten, damit er diese ordnen, verbessern und vollenden möchte, so wäre es in der That ganz unbillig, lezteren als einzigen Verfasser zu nennen, den Kaiser aber dabei aufs Kürzeste zu erwähnen.

Der Herausgeber gibt die ausführlichsten Nachrichten über die in Wien befindlichen Codices, die unter Maximilians unmittelbarer Leitung niedergeschrieben wurden, und zu dem sich erst der gedruckte Theuerdank als eine Zusammenordnung und Ueberarbeitung der erst einzeln erstandenen und zum Theil wieder veränderte Fragmente verhält.

Der Theuerdank enthält bekanntlich die Biographie des Kaisers. „Es war, sagt der Herausgeber, ein großer Gedanke Maximilians, sein eigenes Leben zu besingen. Das, was er in seiner romantischen Jugend geträumt, das, was er in seinem kräftigern Mannesalter gewirkt und geschaffen, hatte die herrlichsten Blüthen getragen, und an den Tausenden von Früchten, die aus ihnen sich entwickelten, sollte der späte Enkel sich noch weiden und laben. Das Entzücken, welches sich seiner beim Anblick des reichen Segens, den er weithin gespendet hatte, bemächtigte, mußte auch sein, für alles Gute und Edle glühendes Herz erheben und entflammen, die beglückenden Gefühle auszuhauchen, daß seine Mit- und Nachwelt sie mit ihm theilen könnten. Ich glaube nicht, diesen göttlichen Impuls aus Maximilians Leben hinwegläugnen zu müssen. Ein Mann, dessen Leben im Buche der Weltgeschichte so groß, so glänzend ausgezeichnet steht, ist ohne jenen nicht leicht denkbar. Der Kaiser selbst faßte nicht nur die Idee, sein erfahrungsreiches Leben durch ein Gedicht verherrlichen und verewigen zu lassen, sondern er legte auch selbst die Hand dazu an, und verfertigte den größten Theil der zu unserm Theuerdank gehörenden Gesänge, welche dann M. Pfinzing überarbeitete, ausschmückte und vermehrte. Bleibt es nun auch zu bedauern, daß der Theuerdank nicht einen, vielmehr zwei Väter gehabt hat, von denen der zweite sogar wider seinen Willen stiefväterlich mit ihm verfuhr, so daß hierdurch unser Interesse sehr getheilt wird, so muß doch der Totalinhalt des Werkes unsere Aufmerksamkeit und Bewunderung, wenn auch nicht unsere Begeisterung verdienen. — Was nun den Hauptinhalt des Theuerdank betrifft, so ist derselbe kein anderer, als die „Vermählung des Helden Theuerdank mit der schönen, tugendhaften und reichen Erenreich," zu deren Besitz er nicht eher, als nach vielen, im festen Vertrauen auf Gott, glücklich überstandenen gefahrvollen Abenteuern und Thaten gelangen kann. Das heißt mit Wegnahme alles Allegorischen. Im Theuerdank ist die „Bewerbung und Vermählung des Kaisers Maximilian I. mit Karls des Kühnen Tochter, Maria von Burgund, der größten Zierde ihrer Zeit, enthalten, und daran die wichtigsten Momente seines ganzen Lebens, als auf der Reise zu seiner Braut von seinen Feinden ihm zugezogen, durch Klugheit, Muth und Gottesfurcht aber glücklich überstanden, geknüpft." Diese seine Abenteuer und Thaten machen nun auch den größten Theil des Buches aus, und obgleich im Gedichte sich Alles um die Erlangung der schönen Braut zu drehen scheint, so sind sie doch eigentlich die Grundlage, auf der nach und nach das ganze allegorische Gebäude aufgeführt wurde. — Es ist uns in diesem Gedichte also ein Gemälde von den gefahrvollsten Momenten aus Maximilians Leben gegeben, und zwar ein Theil aus seiner unternehmenden und tollkühnen Jugendperiode, ein anderer aus

seinem bedächtigern, aber an Unfall reichen Mannesalter, ein dritter endlich aus seinem zwar reifen, aber durch Neid und Cabale von Seiten seiner Feinde oft getrübtem Alter."

Mit Recht nimmt der Herausgeber an seinem Helden und dessen Gedicht ein warmes Interesse; doch dürfte schwerlich zu läugnen seyn, daß dieser lezte Ritter am Abend des Mittelalters nicht mehr recht an seiner Stelle war. Von den „herrlichsten Blüthen", von den „Tausenden von Früchten," deren der Herausgeber gedenkt, ist in Maximilians wirklicher Geschichte nichts zu finden. Mit unsäglichen Mühen kämpfend, fast überall verlassen und im Großen stets gebunden, thaten- und sieglos, sah er sich auf den Ruhm im Kleinen beschränkt. Er war einer der unmächtigsten Kaiser, und mit Recht verglich ihn in dieser Beziehung sein lustiger Narr mit einem Kartenkönig; mit dem besten Willen vermochte er doch bei dem Eigennutz und der Trägheit der Reichsfursten und beim Troz der eignen Unterthanen (z. B. der Niederländer) gegen Frankreich, den Pabst, Venedig und die Türken lediglich nichts auszurichten, erntete überall in seinen großen Unternehmungen nur Schmach, und Ruhm allein auf Turnieren, auf der Gemsenjagd, bei persönlichen Gefahren, mit einem Wort Ruhm als Athlet, nicht als Kaiser. Unter diesen Umständen erscheint denn auch seine Lebensbeschreibung mehr abenteuerlich als erhaben. Es ist nicht das große Schicksal des Reichs, des deutschen Volks, dem der ergraute Kaiser desselben nachsinnt, es sind nur persönliche Ritterthaten.

4) Altdeutsche Blätter von Moriz Haupt und Heinrich Hoffmann. Vier Hefte. Leipzig, Brockhaus, 1835, 1836.

5) Horae belgicae, studio atque opera H. Hoffmann. Partes III et IV. Lipsiae, Brockhaus, 1836.

Schon österst haben wir geklagt, daß so viel citirt und registrirt, aber so wenig wieder abgedruckt wird. Wir erhalten eine Menge Nachrichten über Archive und Handschriftensammlungen mit genauem Inhaltsverzeichniß, aber nur selten werden die angezeigten Schätze selbst abgedruckt und bleiben insofern todt und unfruchtbar. Daher müssen wir jeden neuen Abdruck einer alten Handschrift von historischem, poetischem oder sprachlichem Werth willkommen heißen und den Herausgeber, so wie die Verlagshandlung, die einen so patriotischen Zweck fördert, darum preisen.

Die erste der hier vorliegenden Sammlungen enthält eine sehr reiche Ernte von Gedichten, Erzählungen, Sagen, Sprüchen oder Bruchstücken aus größern Werken der bisher ungedruckten deutschen, zum Theil auch altfranzösischen Literatur, und Nachträge und Berichtigungen zu bereits bekannten ältern Werken. Die Sammlung folgt dem Princip, so viel als möglich alten Text und so wenig als möglich neue Noten zu geben, um den ohnehin für solche Gegenstände nicht zu verschwenderisch benuzten Papierraum für das Wesentliche zu sparen. Dies ist die allein vernünftige Methode, die auch auf Dank bei den Nachkommen wird rechnen können.

Die zweite, ganz demselben Princip folgende Sammlung enthält vorzugsweise Abdrücke altniederländischer Handschriften: III. Floris ende Blancefloer door Diederic van Assenede (hochdeutsch schon längst bekannt). IV. Caerl ende Elegast.

Schriften über Heilkunde.

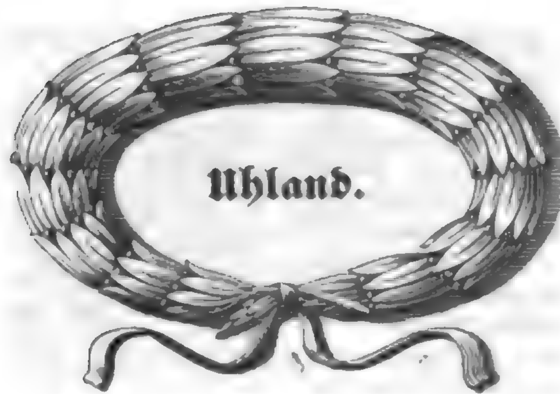
15) Des Magnetiseurs K. F. Meißner Heilvermögen gegen gichtische und rheumatische Krankheiten von Dr. Lutheritz. Mit Meißners Porträt. Meißen, Gödsche, 1835. 8. S. 64.

Der Bürstenfabrikant Meißner in Meißen zeichnet sich von andern sogenannten Wundermännern dieser Art dadurch vortheilhaft aus, daß er ohne alle Eitelkeit oder Mystifikationssucht zufällig seine Gaben entdeckte, gegen die Publicität sich sträubte, dann aber nur unter Anleitung der Aerzte und nur auf deren Wunsch Kuren vornahm, und ferner durch die eigenthümliche starke Wirksamkeit seines Heilvermögens gegenüber von Gichtübeln.

16) Diätetik für Frauenzimmer und Kinder im gesunden und kranken Zustande. Von Karl Lehr. Stuttgart, Hoffmann.

Ein Handbuch für den Hausgebrauch, reich an praktischen Anweisungen zur richtigen Behandlung der Kinder, zur richtigen Erkenntniß entstehender Krankheiten, zur ersten Behandlung bei Unglücksfällen, bevor der Arzt herbeigerufen werden kann, zur Vermeidung giftiger Stoffe &c., kurz in tausend kritischen Fällen, wie sie in einer Familie vorkommen können.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 31. Montag, 27. März 1837.

Altdeutsche und nordische Literatur.

6) Sagenforschungen von Ludwig Uhland. I. Der Mythus von Thor, nach nordischen Quellen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.

Der Mythus von Thor hat für Uhland darum so viel anziehendes gehabt, weil in ihm die poetische Naturanschauung unsrer nordischen Stammgenossen verborgen liegt. Odin war in der nordischen Mythologie der Mittelpunkt aller geistigen, sittlichen und gesellschaftlichen Beziehungen, Thor dagegen der Mittelpunkt des gesammten physischen Lebens. So viel Mythologen sich nun auch schon mit diesem Gegenstande beschäftigt haben, so ist doch noch keiner mit solchem Scharfsinn in die Mythen des Thor eingedrungen und hat auf so überraschend einleuchtende Weise den einfachen Sinn derselben ermittelt. Sehr Vieles, was bisher bloß als ein allgemeines Lob des starken Gottes, oder als ein wunderliches und barockes Mährchen, und nicht selten ganz unverständlich erschien, hat jezt erst eine schöne Deutung gefunden. Man muß aber diese Resultate um so dankbarer anerkennen, als die Lösung der im nordischen Mythus verborgenen Räthsel bei der eigenthümlichen Kürze, Kühnheit und orakelmäßigen Dunkelheit der Skaldensprache wirklich im höchsten Grade schwierig war. Uhland bemerkt, daß die Sagen, die sich durch Odin auf die innere Welt beziehen, noch weit schwieriger zu deuten seyen, als die durch Thor sich auf die äußere Natur beziehen, und er hat deßhalb zuerst diesen seine scharfe Aufmerksamkeit zugewendet.

Seinen Bemühungen ist es gelungen, uns ein weit klareres Bild vom alten Gott Thor zu geben, als die bisherigen waren. Man faßte beinahe immer nur die wilde Kraft an ihm auf, dachte ihn als den Donnergott; da er doch im Gegentheil als ein Bezähmer der wilden Kraft, als die segnende Wirksamkeit der Natur, als Frühling und Sommer (der den Winter bewältigt), als Wachsthum, Fruchtbarkeit, und als Ackerbau, Kultur, Straßen- und Brückenbau ꝛc. (der die rohe Gewalt der Elemente überwindet) anzusehen ist.

In dieser Eigenschaft tritt Thor als Repräsentant der Kultur dem wilden Riesengeschlecht aus Fornjots Stamm entgegen, welcher die rohe Naturgewalt bezeichnet. Fornjots Geschlecht zerfällt in drei Stämme. Kari zeugt Frost, Eis, Schnee. Logi zeugt Flamme, Gluth, Asche. Aegir zeugt Fluth, Welle, Seegebraus. Dahin gehört auch Not, die Nacht, mit ihrem Stamme, und andere fornjotische Geschöpfe, die also rohe Naturgewalten ausdrücken.

Wenn nun die Sage meldet, Thor habe den Jötun Hrungnir, der ganz von Stein war, überwältigt, so heißt das s. v. a. er habe bewirkt, daß ein bisher unfruchtbares Gebirge angebaut worden sey. Wenn der Riese einen großen Mann von Lehm verfertigt, der den Thor schrecken soll, aber selbst bei seinem Anblick vor Angst das Wasser läßt, so bezeichnet dieser Umstand noch näher die Lokalität. Das Stück von des Jötun Steinwaffe, das in Thors Schädel stecken geblieben, bezeichnet die Steine, die auf dem Acker zurückgeblieben, von denen bekanntlich ganz Schweden bedeckt ist.

Wenn nach einer andern Mythe Thor den Oervandil im Korbe über das Eis trägt, dieser aber eine Zehe hervorstehen läßt, die ihm erfriert, so bedeutet das die den Winter über aufbewahrte Saatfrucht (Oervandil heißt der mit dem Pfeil Arbeitende, das spitze Saatkorn), die zu früh der Erde anvertraut, noch zum Theil erfriert.

Wenn Thor und Loki auf ihrer Ausfahrt ein paar junge Menschen mitnehmen, so heißt das, der Segen des Himmels kann ohne Menschenhände allein doch noch keine Kultur der Erde hervorbringen.

Wenn Thor die Böcke, die seinen Wagen ziehen, Abends schlachtet und ißt, Morgens aber aus den übrigen Knochen vollkommen wieder herstellt, so bedeutet das die jährliche Wiedergeburt der Natur.

Wenn Thor den Utgarloki (den Endiger) nicht bezwingen kann, so heißt das, die Natur selbst hat ihre Grenze. Wenn er auf seiner Wanderung den Speisesack, den der Riese zugeschnürt hat, nicht öffnen kann, so deutet das auf die unbezwingliche Unfruchtbarkeit eines Gebirgszugs. Wenn er die Riesenschlange, die den Ozean bildet, nicht von einander reißen kann, so bezeichnet dies ebenfalls die Schranke der Naturgesetze.

Thors Gattin heißt Sif, die schönhaarige, deren Haar abgeschnitten und von unsichtbaren Erdgeistern wieder gewoben wird. Das ist das blonde Saatfeld, das in der Ernte geschnitten wird und doch wieder wächst. Thors Tochter wird in seiner Abwesenheit vom Zwerg Alvis entführt, er kehrt aber zurück und entreißt sie ihm, d. h. das Saatkorn verschwindet auf kurze Zeit unter der Erde, bleibt ihr aber nicht.

Harbard (Odin) schadet dem Thor, d. h. der Krieg verdirbt die Felder und hindert die Saaten. Odin beherrscht die Jorle und die Freien, d. h. die Krieger; Thor nur die Trälle, d. h. die ackerbauenden Knechte.

Thrym stiehlt Thors Hammer, den berühmten Miölnir, das Zeichen des Blitzes, und will ihn nicht hergeben, wenn ihm nicht Freya als Braut ausgeliefert wird. Da verkleidet sich Thor als die Braut, täuscht den Thrym, bis er den Hammer wieder hat, und erschlägt ihn dann. Das heißt: Durch die Winterstürme werden die warmen Sommergewitter verbannt, wenn aber die heitere Frühlingsluft (Freya) wiederkehrt, findet sich auch der Blitz wieder.

Ein Jötun erbietet sich, den Göttern eine Burg zu bauen und läßt sich von dem Roß Suadilfari die Steine herbeiholen. In einem Winter soll das Werk fertig und dann soll ihm Freya zum Lohn werden. Loki aber schickt eine Stutte, nun jagt das Roß der Stutte, und der Riese dem Roß nach. Die Zeit des Winters verstreicht über dieser Jagd. Thor erscheint und zerschmettert den Riesen. Das heißt: Der Winter will sein festes Haus aus Eis für die Ewigkeit bauen; aber er verwandelt sich in jagende Aequinoktialwinde, und am Ende kommt der Sommer und vernichtet ihn gänzlich.

Ein anderer Jötun, Thiassi, raubt die schöne Iduna, die Göttin der Unsterblichkeit. Loki erbittet sich von Freya die Falkengestalt, fliegt zu der gefangenen Iduna, verwandelt sie in eine Nuß und fliegt mit ihr fort. Thiassi verfolgt ihn in Adlersgestalt bis nach Asgard, verbrennt sich aber in dem Feuer, das die Götter auf den Mauern anzünden. Das heißt: Iduna ist hier zunächst bloß die ewige Wiederkehr des Grünen in der Natur. Thiassi ist der Winter, der die Blätter und alles Grüne raubt. Die Nuß ist das Samenkorn, das Feuer ist die Sonnenhitze.

Thor wirft die unanständige Göttin Geiröd, die eine Ueberschwemmung verursacht, mit einem Stein. Das ist der Bau einer Brücke über einen reißenden Bergstrom.

Baldur ist die Sonne, die im Herbst abzusterben scheint. Nanna, die mit ihm stirbt, die Blüthe oder Blumenwelt. Der ihnen befreundete Thor wirft ihr den Zwerg Lit (die Farbe) ins Grab nach.

Den Jötun Hymir (der Dämmerer) erkennt Thor nicht für den stärkern, bis dieser Aegirs Braukessel auf den Kopf sezt, die Midgardschlange mit dem abgerissenen Kopf eines Stiers als Angel fängt und einen Kelch zerbricht. Der Kessel ist das Meer, der Kelch das Eis, mit dem das Meer überfroren ist. Die Schlange bedeutet die Meerstürme zur Zeit des Austhauens. Ob das Stierhaupt nicht mehr bedeutet, als bloß die abgerissenen Eisstücke, die das Meer verschlingt, scheint uns noch zweifelhaft.

Thor schleudert den achtarmigen Starkod vom Felsen herab. Das ist ein Wasserfall.

Auch ins historische Gebiet greifen noch die Thorssagen ein. So z. B. die Thaten Halfdans (des Halbdänen), des kriegerischen Mischlingsvolks an der See,

dessen Räubereien den Ackerbau störten. Thor erscheint hier als der Tröster der Unterdrückten, innig verbunden mit dem demokratischen Princip der alten Nordländer, während Odin als Gott der neuen Aristokratie erscheint.

Dies nur eine kurze Skizze des reichhaltigen und höchst eigenthümlichen Inhalts einer Schrift, die als einer der fruchtbarsten Beiträge zum Verständniß unserer ältesten Vorzeit betrachtet werden muß.

7) Snorri Sturlusons Weltkreis (Heimskringla), übersezt und erläutert von Dr. Ferd. Wachter, Prof. in Jena. 2ter Band. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1836.

Die Fortsetzung eines unlängst in diesen Blättern angezeigten höchst schätzbaren Werks. Sie enthält in der Einleitung eine ausführliche Abhandlung über die altnordische Prosodie, Stabreim, Alliterationen, und sodann die Sagen von Hakon dem Guten, Haralld Grafelld, Jarl Hakon und Olaf Tryggwason. Die leztere ist am interessantesten, da sie den Kampf und Untergang des durch Oehlenschläger bekannten Hakon Jarl, und die schöne Sage von den Jomswikingern enthält. Aber auch abgesehen von diesen poetischen Vorzügen der Sagen, haben sie hohen historischen Werth durch die genaue Erzählung aller Umstände, unter denen das Christenthum im Norden eingeführt wurde. Hakon der Gute, der es zuerst bekannte, unterlag noch dem Heidenthum, und daher sagt der Herausgeber mit vollem Recht: „Die Sage von Hakon dem Guten ist daher auch eine der bedeutungsvollsten, weil sie den Kampf des Heidenthums mit dem Christenthum schildert, und jenes über dieses als Sieger aus demselben hervorgehen läßt. Sie ist von der tragischsten Wirkung, da ihr Held, der christliche Hakon, der Macht des Heidenthums unterliegt. Daher die Liebe, mit der die heidnisch gesinnten Skallden den christlichen Konig behandeln. Auch die späteren Christen behandelten Hakon mit Liebe wegen seines Strebens, das Christenthum einführen zu wollen, denn sie konnten ja dem tödtlich Verwundeten in den Mund legen, daß er auch, wenn er am Leben bleibe, Norwegen verlassen, und in einem Christenlande Buße thun wollte. Hätte Kirchen-Herrschaft auf Island gelastet, so hätte mit diesen Worten die Hakonssage geschlossen werden müssen. Aber die freien Isländer verloren, obschon sie sehr fromme Christen waren, doch ihre Liebe zu den heidnischen Liedern und der Geschichte der heidnischen Zeiten nicht. So kam es, daß der gute Skallde Snorri Sturluson, obschon er ein so frommer Christ war, daß er in der großen Fastenzeit kein Treffen liefern wollte, die herrlichen Hakonar-Mal nicht nur unterdrückte, sondern sie in ihrer Ausdehnung an die Stelle sezte, an welcher sie ihre vollste Bedeutung hatten. Zum vollsten Verständniß der Hakonar-Mal mußte natürlich auch vorher berichtet werden, wie Hakon nach heidnischen Gebräuchen bestattet worden. So ist die Sage Hakons des Guten das schönste geschichtliche Denkmal eines freien Volkes, das zwar das Christenthum angenommen hatte, aber sich nicht zum blinden Werkzeuge der unduldsamen Priesterwuth hatte machen lassen."

Wir entheben den Sagen selbst eine interessante Stelle, die den Leser in den Stand setzen wird, den eigenthümlichen Geist des nordischen Originals und den Ton der Uebersetzung kennen zu lernen: „Eystein, König der Upplendinger, den einige nennen den Mächtigen, aber andere den Bösen, er heerete in Thrandheim und legte unter sich Eyna-Fylki und Sparbyggia-Fylki, und sezte darüber seinen Sohn, der Onund hieß, aber die Thrándir erschlugen ihn. König Eystein fuhr da zum andern Mal Heerfahrt nach Thrandheim, und heerete da weit, und legte unter sich. Da bot er den Thrándern, was sie wollten lieber haben zum König, seinen Sklaven, der Thorir Faxe hieß, oder (seinen) Hund, der Saurr hieß; aber sie wählten den Hund, indem sie dünkten sich, da eher selbstherrschend zu werden. Sie ließen zaubern in den Hund dreier Männer Verstand, und bellte er zu zwei Worten, aber sprach das dritte. Ein Halsband ward ihm gemacht und Ketten von Gold und Silber. Aber sobald als (es) dreckigt war, trug sein Hofgesinde ihn auf ihren Händen. Hochsitz ward ihm bereitet, und er saß auf einem Hügel wie Könige, und wohnte auf dem Eiland Idri und hatte (seinen) Sitz dort, wo (es) heißt Saurs haugr (Saurs Hügel). Das wird gesagt, daß ihm ward zum Tode, daß Wölfe anfielen seine Heerde, aber das Hofgesinde reizte ihn, zu wehren sein Vieh; er lief vom Hügel, und fuhr gegen die Wölfe; aber sie zerrissen ihn sogleich." — Dann die schöne Sage von den Jomswikingern: „Hierauf legte Jarl Eirik an Wagn's Schiff, und ward dort allharter Widerstand. Aber zum Schlusse ward gereutet deren Schiff, aber Wagn handergriffen, und dreißig Mann mit ihm, und gebracht ans Land hinauf gebunden. Da ging zu (ihnen) Thorkell Leira und sprach: Deß bandest du Verheiß, Wagn! zu erschlagen mich; aber mir dünkt das nun wahrscheinlicher, daß ich erschlage dich. Die (und) Wagn saßen auf einem Baumstamm alle zusammen. Thorkell hatte eine große Axt, er erhieb den, der äußerst saß auf dem Baumstamm. Die (und) Wagn waren so gebunden, daß ein Strang war geschnürt an die Füße ihnen allen, aber los waren ihre Hände. Da sprach deren einer: „Ich habe ein Rückgrat in der Hand, und ich werde (es) stechen in die Erde, wenn ich etwas weiß, da, wenn das Haupt mir abgehauen ist: das Haupt ward ihm abgehauen, und das Rückgrat fiel aus

den Händen. " Da saß ein Mann allschön und wohlbehaart, er wickelte das Haar vor über das Haupt sich, und richtete vor den Hals und sprach: Machet nicht das Haar ins Blut. Ein Mann nahm das Haar in die Hand sich und hielt fest. Thorkell schwang zu die Art. Der Wikingur ruckte mit dem Haupte sehr; der neigte zurück, der das Haar hielt, aber die Art fuhr herab auf beide Hände ihm, und griff (sie) ab, so daß die Art nahm in der Erde Stätte. Da kam herzu Jarl Eirik und fragte: Wer ist dieser Mann, der schöne? Sigurd nennt (man) mich, sagt er, und ich bin Bezeichnungs-Sohn Bui's. Nicht sind alle Jomswikingar todt. Eirik sagt: Du wirst sein zu Gewissem wahrer Sohn Bui's, willst du haben Frieden, sagt der Jarl. Das verändert, wer bietet, sagt Sigurd. Der bietet, sagt der Jarl, der Gewalt hat dazu, Jarl Eirik. Da will ich, sagt er. Er ward da genommen aus dem Strange. Da sprach Thorkell Leira: willst du, Jarl! alle diese Männer lassen Frieden haben, da soll nimmermehr mit dem Leben fahren Wagn Akason, läuft da vor mit geschwungener Art, aber der Wikingur Skardi schwang sich zum Fall in dem Strange, und fiel vor die Füsse Thorkel'n; Thorkel fiel platt über ihn. Da ergriff Wagn die Art, und hieb Thorkel'n mit Todeshieb. Da sprach der Jarl: Wagn! willst du haben Frieden? Ich will, sagt er, wenn wir alle haben. Löse sie aus dem Strange, sagt der Jarl, und so ward gethan; achtzehn waren erschlagen, aber zwölf empfingen Frieden." Diese Treue der Uebersetzung führt freilich viele Härte mit sich, doch ist das minder Verständliche in den Noten erklärt, und jeder Leser, der wirklich in den Geist des Originals eindringen will, wird eine solche, der Form nach unangenehme Treue doch der Sache wegen gern dem Wohlklang freierer, aber willkürlicher Umschreibungen vorziehen.

8) Leben und Dichten Wolframs von Eschenbach. Herausgegeben von San-Marte. Erster Band: Parcival. Magdeburg, Creutz, 1836.

Nachdem die Werke des Gottfried von Straßburg in einer schönen Ausgabe erschienen sind, verdiente Wolfram von Eschenbach dieselbe Ehre. Aber in einer modernen Uebertragung? Wir haben dergleichen nie geliebt, weil immer vom Reiz des alten Originals dabei verloren geht. Aber sie sind eine Nothwendigkeit geworden. Selbst den gebildeten Söhnen unsres Volks fehlt die ausdauernde Liebe, sich einzuleben in den Geist und in die Sprache unsrer Ahnen. Will man sie nun nicht ganz der Vorzeit entfremden, so muß man ihnen die Kenntniß derselben wohl so bequem als möglich machen.

Herr San-Marte gab schon vor drei Jahren einen Auszug aus dem Parcival heraus, den wir in Nr. 79—81 des Literaturblatts von 1834 ausführlich angezeigt, den ganzen Inhalt des großen Gedichts gedrängt mitgetheilt und auf dessen erhabene Schönheit aufmerksam gemacht haben. Um uns also nicht zu wiederholen, nehmen wir, womit ohnehin Jeder, der die altdeutsche Literatur nur einigermaßen kennt, übereinstimmt, als Thatsache an, daß Wolfram von Eschenbach einer der ersten, wenn nicht der erste deutsche Dichter des Mittelalters war.

Die Uebersetzung bot ungeheure Schwierigkeiten dar. Sollte der Reim beibehalten werden, so mußte die Wortstellung eine ganz andere werden, weil nicht alles altdeutsche auch neudeutsch reimt. Sollte die Sache modernen Ohren verständlich seyn, so mußte sehr oft die naive Weise des alten Dichters verlassen werden. Wir wollen zur Probe nur gleich den Anfang des Gedichts hersetzen.

Altdeutsches Original:

Ist zwiuel hercen nah gebur
Das mvos der sele verden sur.
Gesmehet vnde gezieret
Ist swa sich parrieret.
Vn verzaget mannes mvot
Als agelstern varwe tuot.

Wörtliche Uebersetzung:

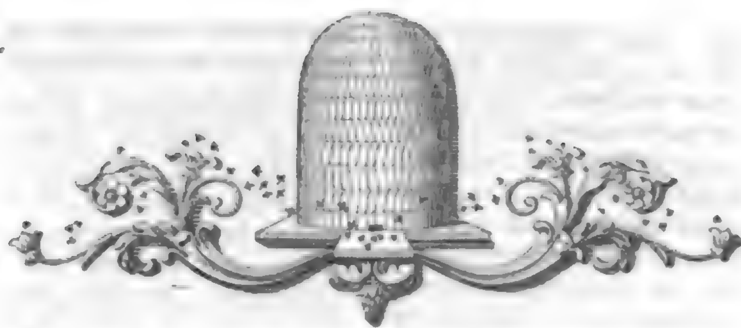
Ist Zweifel dem Herzen nahe geboren, dessen muß die Seele werden sauer. Geschmäht und geziert ist was sich zu gleichen Theilen theilt, (auf beiden Achseln trägt), und verzagter Mannesmuth gleich der Elsterfarbe thut.

Metrische Uebersetzung des Herrn San-Marte:

Verderben wird der Seele kund,
Wohnt Zweifel in des Herzens Grund.
Wenn unstett edles Manns Gedanken
Zwischen Treu und Untreu wanken,
Geziert ist und geschmäht sein Preis,
Er gleich der Elster schwarz und weiß.

Durch eine historische Einleitung, welche das Ritterwesen und die kirchlichen, politischen und gesellschaftlichen Bedingungen des Mittelalters erörtert, so wie durch Anmerkungen am Schluß ist das Verständniß des großen Gedichts dem Leser noch mehr erleichtert worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 32. Mittwoch, 29. März 1837.

Altdeutsche und nordische Literatur.

9) Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, herausgegeben von F. J. Mone. Fünfter Jahrgang. 1836. Karlsruhe, Groos. 4.

Hoffentlich wird dieser Anzeiger, von dem uns bereits der fünfte Jahrgang vorliegt, sich einer immer günstigern Aufnahme erfreuen und als das zweckmäßigste Organ der Vermittlung neuer Entdeckungen und Forschungen in dem noch immer so ergiebigen und unerschöpften Felde deutscher Alterthümer sich erhalten.

Der Anzeiger umfaßt alles, was von irgend einem Interesse für das Studium der vaterländischen Vorzeit seyn kann. Er theilt Originalien mit, neuentdeckte altdeutsche Gedichte, Urkunden (falls sie besonders wichtig sind), Briefe, Glossen, Auszüge aus größern Werken und Anzeigen solcher, die theils neu entdeckt, theils zum ersten Mal gedruckt werden. Er nimmt gleich sehr auf das Sprachliche, Poetische und Geschichtliche Rücksicht, und schließt den Anzeigen neuer Funde in dieser Beziehung auch Untersuchungen, Fragen und Antworten an. Herr Mone hat dafür gesorgt, daß alles Uninteressante oder leere Notizenwesen (wie z. B. bogenlange Urkundenverzeichnisse, Abdrücke langer und wenig ansprechender Texte ꝛc.) weggeblieben ist, daß die Mittheilungen an sich Werth haben und kurz sind, so daß auch Leser, die nicht von diesem speciellen Fache sind, Genuß und Belehrung daraus schöpfen können. Für Geschichtsforscher und Freunde der altdeutschen Poesie ist aber dieser Anzeiger unentbehrlich, weil er so außerordentlich viel Neues mittheilt, zu dessen Kenntniß man auf einem andern Wege nur selten oder gar nicht gelangen würde. Mone ist ganz dazu gemacht, hier der Vermittler zu seyn, vermöge seiner überaus reichen Kenntnisse in diesem Fach, vermöge der großen Forschungen, die er deßfalls in dem bisher dafür so wenig in Anspruch genommenen Niederlande gemacht hat, und vermöge der ihm eignen Liebe und Begeisterung, mit der er von jeher diese Studien umfaßt hat.

Im 5ten Jahrgang finden wir z. B. im I. Quartalheft eine Abhandlung über die Enten, Anten, Inder, die in altdeutschen Denkmalen als älteste Erinnerung des Volks vorkommen; eine sehr kleine, bisher ungedruckte lateinische Chronik aus dem 9ten Jahrhundert: Annales Sithienses; der ausführlichere und sehr interessante Briefwechsel aller mithandelnden Personen bei der Kaiserwahl Karls V.; geographische Notizen aus dem Mittelalter und eine sehr unvollkommene Karte von 1120; Notizen und Zusätze zu Grimms Rechtsalterthümern; etwas über die ältern Sängerschulen und Sängerfamilien; über den Zusammenhang persischer und

altdeutscher Sagen. Dieser leztern Abhandlung von Halling fügt Mone die sehr richtige Bemerkung bei, daß für solche Vergleichungen noch nicht genug vorgearbeitet ist. Ueberhaupt kommt es mehr darauf an, erst den Sinn unsrer eignen Sagen zu verstehen, ehe wir ihren Zusammenhang mit ältern und fremden suchen, und aus diesem Verständniß ergibt sich meistens, daß das germanische Gemüth und die nordische Natur solchen Sagen und Mythen, die allerdings aus einer ältern asiatischen Vorzeit stammen mögen, gleichwohl ein so eigenthümlich lokales und nationelles Gepräge gegeben hat, daß sie unser Eigenthum sind. Ferner enthält dieses Heft ein altfranzösisches Gedicht: la Disputation de Salomon a De Marcou; eine Abhandlung über die Sage von Oger von Dänemark; die Anzeige einer merkwürdigen altdeutschen Reimchronik von Jerusalem; Reimgesetze (Prosodie in Versen) aus Geroschins preußischer Reimchronik; Glossen; alte Farbenrecepte; über die Domfabrik in Speyer, alte Baugesetze ꝛc.; eine äußerst umfassende und gewiß alle Leser ansprechende Abhandlung des Herausgebers über deutsche Namen, die (gleich dem Briefwechsel, die Kaiserwahl Karls V. betreffend) in den folgenden Heften fortgesezt ist. Wir können nicht umhin, das Wesentlichste daraus mitzutheilen:

„Von der jetzigen Gleichgültigkeit der Namen, die nichts weiter mehr sind als äußere Unterscheidungsmittel, darf man nicht auf eine ähnliche oder dieselbe Gehaltlosigkeit der alten Namen zurück schließen, denn es zeigen sich in der unendlichen Vielheit der alten Namen so bestimmte und feste Richtungen, daß man ihre Menge keineswegs aus einem gedankenlosen Spiele der Sprache und Einbildung herleiten darf. Mit zunehmender Bevölkerung muß die Menge der Namen größer, aber auch gehaltloser werden, und zwar aus folgendem natürlichen Grunde. Die ältesten Familien konnten sich nur nach inneren Beziehungen, also nach Eigenschaften benennen, die ihnen ausschließlich zukamen, mit der Vermehrung und Vermischung der Familien konnten die inneren Beziehungen nicht mehr ausreichen, die Namen wurden und blieben äußere Unterscheidungsmittel.

1) Man hat in den Familien den nächsten Verwandten stabreimige (alliterirende) Namen gegeben, entweder ohne Vorsetzung eines componirten Worts oder mit derselben, z. B. Reming-Engelram.

2) Es gab auch Namen der Familienglieder, die mit dem Sylbenreim anfingen, Deotwic-Deotswint.

3) Häufig waren die Sylbenreime am Ende der Familiennamen. War eine Familie zahlreich, so gab man hie und da einem Mitgliede den Namen außer dem Reim, oder ein Sohn reimte z. B. mit dem Namen des Vaters und seine übrigen Brüder unter sich, oder auch reimten die Endsylben der Sohnesnamen mit dem ersten Worte des Vaternamens.

4) Familiennamen, die Stab- und Sylbenreim, die Vor- und Schlußreim zugleich hatten, waren auch sehr gebräuchlich. Es gibt folgende Beispiele. Stab- und Sylbenreim: Alpruch-Ascruch fratres. Vor- und Schlußreim: Richart pater, Richwart filius. Stab- und Schlußreim zwischen Großvater und Enkeln, Schlußreim mit seinem Sohne. Vor-Reim des Vaters mit einem Sohne, Schluß-Reim der Söhne unter sich: Theotrich pater, Theothart, Alphart filii. Unter drei Brüdern stehen in einem Beispiele zwei Vor-Reim: Engilrich-Engilhad, und zwei im Schlußreim: Engilrich-Helmrich.

Die Beweise zeigen also, daß die Namen in allen Graden der Verwandtschaft durch den Reim gebunden waren, nämlich zwischen Vater und Sohn, Mutter und Sohn, Oheim und Neffe, Großvater und Enkel u. s. w., auch zwischen Herren und Hörigen, welche leztere oft das eigentliche Stammwort des Namens ihrer Herren führten (z. B. Wolf), um dadurch anzuzeigen, daß sie zu seinem Hause gehörten."

„Da man bei unsern Voraltern nur einen Namen führte, so hatte der Geschlechtsnamen einen andern Begriff als heut zu Tage, wo er stets der lezte oder Schlußnamen einer Person ist. Daraus folgt, daß die alten Geschlechtsnamen unter den jezt sogenannten Vornamen zu suchen sind, und es fragt sich daher: welche Merkmale müssen die alten Vornamen haben, um als Geschlechtsnamen erkannt zu werden? Diese sind: eine reiche Composition mit dem Wurzel- oder Stammwort; dieses ist zugleich der Stamm- oder Geschlechtsnamen, der in der Zusammensetzung voranstehen muß; z. B. in Fridebert ist Frit der Stamm und bert die Verbindung ꝛc."

„Wahrscheinlich hat es mehr alte Stammnamen gegeben als ich anführe, sie sind aber schwer zu erkennen. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Namen wie die Geschlechter aussterben. Mancher Namen, der nur noch in wenigen Zeugnissen und Verbindungen übrig ist, mag in frühester Zeit ein großes Geschlecht bezeichnet haben, aber wir sind nicht mehr im Stande, es mit den wenigen Beispielen, die wir davon noch haben, zu beweisen. Es ist daher nicht möglich, eine vollständige Liste der alten Geschlechts- oder Stammnamen aufzustellen. — Geschlechtsnamen, die bei deutschen Völkern vorkommen, gehen in die früheste Zeit zurück, und beweisen, daß alle deutschen Völker jene Geschlechter selbst gekannt haben. Diese uralten Familien sind längst untergegangen, ihre Namen aber durch Erinnerung und Nachahmung übrig geblieben. Der Umstand, daß diese ältesten Stammnamen schon im frühesten Mittelalter von Hörigen, Freien und Adeligen geführt wurden, beweist offenbar,

daß die Geschlechter, welchen jene Namen eigenthümlich gehörten, längst nicht mehr vorhanden, also ihre Namen Gemeingut waren, welches Jeder sich aneignete, je nachdem ihn eine Erinnerung zur Nachahmung bestimmte."

„Die Abstammung vom Vater wurde durch die Sylben — unc, — inc bezeichnet, welche man unmittelbar an den Namen des Vaters fügte. Hieß der Vater z. B. Ruot, so nannte man den Sohn Ruodunc oder Ruodinc. Schon im 9ten Jahrhundert fügte man mehreren Sohnsnamen die Ableitung —ari bei, was später häufiger wurde und jezt gewöhnlich gebraucht wird, wie die Formen Westfälinger, Schlesinger, Lothringer, Karolinger, Merowinger ꝛc. beweisen."

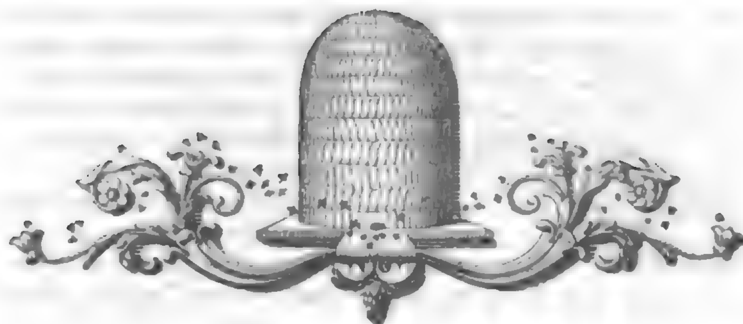
„Bezeichnet der Namen des Vaters eine Person, so ist diese ein Gott, ein Mensch oder ein Thier. Göttliche Wesen als Väter liegen in den Namen Alpung, Boteluug, Erming, Engiling, Frohing, Hilting, Hoching, Husing, Oting, Ramung, Ruoding, Theoting, Waning, Wodung verborgen, nämlich Alp (Else), Buda?, Irmin, Ing, Froh (Herr), Hilt (Kriegsgöttin), Huoki, Husing (Hausgeist), Othin, Rama?, Ruot, Teut, Wan, Wodan. Es mögen noch manche Patronymica göttlichen Ursprung enthalten, was ich übergehe, weil es nicht hieher gehört, die mythologischen Spuren aufzusuchen. Die eben angeführten Beispiele sind Zeugnisse ehemaliger göttlicher Stammbäume in Deutschland, dergleichen noch von den Angelsachsen und Nordländern ausführlicher erhalten sind. — Menschliche Vaternamen nachzuweisen, scheint unnöthig; thierische sind Arn (Adler), Ber, Eber, Fil (Elephant?), Ramm (Widder?), Schwan, Ur, Wolf. Diese thierische Abstammung kann nicht auf natürliche Weise, sondern muß bildlich verstanden seyn. Wie aber, ist schwer zu sagen; entweder hatte der Vater von einem Thierzeichen auch den Namen des Thiers erhalten, oder von einer Thiersage, oder auch von einer Eigenschaft, welche der Natur des Thiers entsprach, z. B. Stärke, Wildheit ꝛc. — Die Patronymica enthalten sowohl Geschlechtsnamen, wie Amalung, Baldung, Bodelung, Ilsung, Nibelung, Schilbung, Wolfung ꝛc., als auch Volksnamen Elung, Griuzing, Juthung, Puriching, Saring, Suabing, Sweding, Theoting, Thuring, Walahing, Waning, Warning. Die nachweisliche Entstehung mancher Volksnamen dieser Art aus Geschlechtsnamen macht es wahrscheinlich, daß auch andere solche Volksnamen von regierenden Häusern auf die Völker übertragen wurden. Einige, wie Saring, Swabing, Sweding ꝛc., mögen auch von Stammgöttern oder -Helden und von Stammländern hergeleitet seyn. Alle alten und echten Sohnsnamen sind in Deutschland geschichtlich, sie beruhen auf der Thatsache, daß es wirklich Geschlechter (oder auch Völker) ihres Namens gegeben hat. Eine natürliche Folge davon ist, daß noch viele Patronymica die Träger von Geschlechts- und Stammsagen sind, entweder im Mythus oder im Heldenbuch. Das berechtigt zu der Behauptung, daß alle Sohnsnamen ihre Geschlechtsage hatten, und daß wir nach obigem Verzeichniß ungefähr ermessen dürfen, wie viele jener alten Geschlechtssagen untergegangen sind. Diese Behauptung wird durch den merkwürdigen Umstand bestätigt, daß unsre sämmtlichen Patronymica Ueberbleibsel der ältern Sprache sind. Schon im achten Jahrhundert hat die Sprache keine neuen Patronymica mehr, sondern nur Ortsnamen auf — ing gebildet; was also noch von Sohnsnamen vorhanden ist, geht in seinem Ursprung vor das achte Jahrhundert zurück, wo die deutsche Sprache, wie bei den Angelsachsen und Nordländern, noch das Vermögen hatte, aus jedem Namen ein Patronymicum zu bilden. Nach der deutschen Stammsage war Mann der erste Sohn, welcher durch Zeugung entstand; daher wurden an seinen Namen zwei Vorstellungen geknüpft: Sohn und Mensch. Daß Mensch wörtlich von Mann herkommt, ist hinlänglich erwiesen und bekannt, daß Mann aber auch die Bedeutung Sohn hatte, ergibt sich aus den altdeutschen Namen. Das Wort verbindet sich nicht am Anfang mit andern Namen, sondern nur am Ende; dadurch wird es den Endsylben — ing und — isc gleichgestellt, Hartmann ꝛc. Noch später ist die Zusatzsylbe son = Sohn, z. B. Peterson = Peters Sohn; deßgleichen der Genitiv, z. B. Bruns = Sohn des Brun. Auch als man schon zwei Namen gebrauchte, sezte man noch den des Vaters in den Genitiv, z. B. Snyders Hans ꝛc.

Die neueren Geschlechtnamen sind gegeben a) nach der Herkunft, b) nach der Beschäftigung, c) nach Eigenheiten. a) Namen der Herkunft. Diese wird entweder nach dem Ort oder dem Lande bezeichnet, aus welchem der Mensch abstammt. 1. Oertliche Geschlechtsnamen. In Deutschland gibt es zwei Arten derselben, adelige und nicht-adelige, jene sind vom Stammsitz der Adeligen gebildet und haben deßhalb das Wort von vor dem örtlichen Geschlechtsnamen, die nicht-adeligen sind selten auf diese Weise und gewöhnlich mit andern Vorwörtern gemacht, wie Zumkeller, Zumbach, Zumsteeg u. dgl., oder in Urkunden von 1364: Cuntz vme hose, Dytzel ame Bintzel ꝛc. Reinhart ouz dem Mose v. 1180. Mon boic. II., 342. Meistens aber ist ihnen die Form — er (alt — ari) gegeben, die unmittelbar an den Ortsnamen gefügt wird, Wormser, Speierer, Menzer, Ettlinger, Bamberger, Ulmer, Nürnberger, Wiener u. v. A. Im Niederland sind die örtlichen Geschlechtsnamen ohne Unterschied des Standes mit van, (wenige mit to) gebildet und zwar in folgender Abstufung. α) Wenn der Ort der Herkunft geschlechtlos ist, so steht van allein davor; van Aerscot, van Assche,

van Diest etc. Manchmal wird dieses van mit dem Namen als ein Wort geschrieben, was bei den folgenden Arten häufiger geschieht. Statt van steht hie und da te: Te Water etc. β) Ist der Ort männlichen Geschlechts, so steht vor ihm van den im Sing. oder Plural. Beispiele: van den Bogaerde, van den Broeke, van den Zande, van den Branden. Der Artikel wird zuweilen in de abgekürzt: van de Weyer, van de Ven, van de Kerchove, van de Wattyne; ten für te den: ten Kate, ten Broeke, ten Stalle etc. sind mehr in Nord- als in Südniederland gebräuchlich. γ) Ist der Ort weiblichen Geschlechts, so findet eine dreifache Bezeichnung statt: van der, van der Straeten, van der Borgt, van der Noot etc.; ver, d. i. contrahirt aus van der, Verbeek; ter, contrahirt aus te der, ist nicht häufig, Terwagne, Terbrugge etc. Die örtlichen Geschlechtsnamen ohne Präpositionen bilden sich auf doppelte Weise, durch angehängtes — aer (das hochdeutsche — er), Waselaer, Donkelaer, und — inck, Mechelynck etc. Beiderlei Namen sind selten, die lezte Art gehört nach Westflandern, wo man aus jedem Orte durch angefügtes — ing einen persönlichen Namen bilden kann, z. B. Veurneling, einer von Veurne, Ostendeling, einer von Ostende u. dgl., das Weitere darüber gehört in die Erläuterung der Ortsnamen. 2) Landschaftliche Geschlechtsnamen. Kommen in Deutschland häufig vor: Baier, Schweizer, Heß, Döring, Schwab, Oesterreicher, Rheinländer, Sachs, Frank u. dgl. Im Niederland erscheinen sie mit dem Artikel, de Vries, de Ghelder etc., worüber im Verfolg gehandelt wird. b) Namen der Beschäftigung sind in ganz Deutschland sehr verbreitet, meist nach den Handwerken und andern Berufen gebildet: Schmid, Schlosser, Müller, Becker, Weber, Schulz, Pfaff, Richter, Mahler, Schneider u. s. w. Allen diesen Namen wurde früher der Artikel vorgesezt, Johans der suter, Chuno der olier, 13tes Jahrhundert aus Urk., Heinricus Rousenare v. 1190. Mon. boic. II. 349, so auch manchen andern, z. B. Herant der Wideman v. 1344. Jetzo ist in ganz Oberdeutschland Sitte, allen männlichen Geschlechtsnamen den Artikel der, weiblichen die voranzustellen, was mit dem griechischen Gebrauche übereinstimmt, die Namen mit dem Artikel zu setzen. Die hochdeutsche Schriftsprache hat den Artikel vor den Namen unterdrückt, wird aber nach und nach genöthigt, denselben im Genitiv, Dativ und Accusativ wieder zuzulassen, weil es manchmal unmöglich ist, jene Casus an den Namen selbst zu bezeichnen; z. B. Widmanno dixi wird deutsch eben so klar durch: „ich habe dem Widmann gesagt," als es undeutlich bleibt durch Weglassung des Artikels. Der Dativ Widmannen wird nie allgemein werden, weil er durch seine schwache Form die Sprache verlezt. Niederländisch sind diese Namen auch sehr gebräuchlich, sämmtlich mit dem Artikel de (der), welchen man nicht für das französische de (von) halten darf. De Smet, de Coster (Küster), de Potter (Töpfer, Häfner). Zuweilen steht der Artikel im Accusativ, den Duyts (für Duitsch), worüber Anzeiger V. S. 220 nachzusehen. In Westflandern lauten die Namen auf — er meistens — ere, de Broekere (der aus dem Bruche), de Meulenaere, de Vaddere, de Meyere, de Naeyere etc. Vor Vokalen und h wird de abgekürzt, d'Hulster etc. c) Namen nach Eigenheiten. 1) Körperliche und geistige Eigenschaften. Diese Namen sind nicht selten und größtentheils Beiwörter (Adjectiva). In Deutschland werden sie in abgekürzter Form gebraucht, in Niederdeutschland regelmäßig in schwacher Form, was von dem ausgelassenen Artikel herrührt. Schwarz, Weiß, Braun, Groß, Jung, Alt, Stumm, Schön, Schnell, Reich, Klein, Kurz, Lang, Roth, Stark ꝛc. lauten in Norddeutschland gewöhnlich Schwarze, Weiße, Lange, Rothe u. s. w. oder gar auf — a, Wilda, was unorganisch ist. Im Niederland haben solche Namen stets den Artikel und starke oder schwache Form: de Swert, de Rycke, de Rode, de Jonge, de Bruyn, de Wild, de Wit, de Groot etc. Seltener sind die Beispiele nach geistigen Eigenschaften: de Vrient, Kluge, Stolze, Fromm, Heilig ꝛc. Figürliche Eigenschaftsnamen sind häufiger: Süß, Sauer, Herb, Bitter, Scharf, Frisch, Leicht, Still u. dgl. 2) Thiernamen setze ich auch hierher, weil sie meistens durch Vergleichung der Eigenschaften entstanden sind. Sie kommen in ganz Deutschland seit dem 12ten Jahrhundert als Geschlechtsnamen vor. Fuchs, Wolf, Hahn, Hirsch, Reh, Geyer, Falk, Vogel, Luchs, Ochs, Bock, Haas, Bär, Widder, Fink, Storch, Käfer, Eber, Hund, de Vos, de Ram, (Widder), d'Hane, de Beer, de Vink etc. Daß solche Thiernamen schon viel früher gebraucht wurden, zeigt folgendes Beispiel von 823. Amalperaht cognomento Fugal. Schann. tr. Fuld. p. 140. 3) Die Geschlechtsnamen nach Jahreszeiten: Winter, Sommer, Herbst, Lenz, sind ebenfalls häufig und scheinen zu verrathen, daß früher die Jahreszeiten persönliche Wesen waren wie Tag und Nacht. 4) Spitznamen. Eine Sammlung derselben steht bereits im Anzeiger III., 12. 83. Sie sind recht eigentlich in Deutschland zu Hause und ehemals viel häufiger gewesen als jetzo. Die Phantasie und der Witz des gemeinen Volkes drückt sich darin sprechend aus und ist unerschöpflich. Alle solche Namen beruhen auf geschichtlichen Vorfällen."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 33. Freitag, 31. März 1837.

Altdeutsche und nordische Literatur.

9) Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, herausgegeben von F. J. Mone. Fünfter Jahrgang. 1836. Karlsruhe, Groos. 4.

(Schluß.)

Dann spricht Herr Mone von den Verkleinerungs- und Vergrößerungsnamen, die Zusammensetzung mit Jung, Alt, Kind, z. B. Jungmann, Altram, Wittichind, die Vergrößerung durch die Sylbe an, z. B. Deotan, verkleinert durch in, z. B. Deotin; die Verkleinerungen auf i, o, ico, ich, l, el, lin, lein; die vertraulichen Abkürzungen auf z, z. B. Heinz, Friz. Endlich werden die abstrakten Namen abgehandelt, z. B. mout, rot, fale, tac, lieb, nit, frit, un, heit ꝛc., mit denen die deutschen Stammnamen so oft componirt erscheinen. Der Raum gestattet uns nicht, diese interessante Abhandlung noch weiter in ihre zahlreichen Beispielsammlungen zu verfolgen.

Das zweite Heft enthält wieder Geographisches, ein paar sehr alte Landkarten aus dem 9ten und 14ten Jahrhundert; hohenstaufische Urkunden; die bekannte Herzogswahl in Kärnthen, abgedruckt aus einer alten St. Galler Handschrift des Schwabenspiegels, einer noch ältern Quelle als Aeneas Sylvius, aus dem Megiser in seinen Kärnthner Annalen die Kenntniß dieser interessanten Ceremonie geschöpft hat; Zeugnisse für die deutsche Heldensage aus den noch später im gewöhnlichen Leben vorkommenden, ihr angehörigen Orts- und Personalnamen; die Sage von Amicus und Amelius, deren lateinische und französische alte Texte abgedruckt und verglichen; ältere Lieder vom Tanhäuser; eine später fortgesezte kleine Sammlung deutscher Lokalsagen; Bruchstücke des Wilhelm von Orange von W. von Eschenbach und desselben Gedichts in französischem Text; ein altes Gedicht: der Holzhacker und St. Peter; noch mehrere alte deutsche und lateinische Gedichte; Proben niederländischer Mundarten (sehr interessant); Glossen; altdeutsche Münzen.

Das dritte Heft enthält eine Anzeige des Urkundenbuchs von Kaiser Ruprecht; einen Brief Georgs von Frundsberg; einen alten Scheffenbrief und Rechtsalterthümer; Marien Leben von Walther von Rheinau; alte Lieder; Gedichte von Conrad von Würzburg; Denksprüche; eine Anzeige der neuen Ausgabe des Thewerdanks; niederländische Fragmente und Lieder; Werin von Lothringen; der alte Kirchenschatz des Berner Münster; das Oberbaumeisteramt der Pfalz 1538; das Andernacher Gesangbuch von 1608 ꝛc.

Das vierte Heft: über die Chronik des Balderich von Teruane; zur Geschichte der Zigeuner; Stadtrecht

von Oppenheim; Bruchstücke aus Erek und Enite und aus dem Freydank; neue Ausgaben des Isidorus Hispalensis, der Rymkronik van Jan van Heeln, des Theophilus, des Reinhart Fuchs, der sieben weisen Meister; lateinische Minnelieder; ein altbrabantisches Volkslied: Halewyn; Fabeln; altdeutsche Predigten; Glossen; Siegel; Straßburger Steinmetzstatuten rc.

10) Li romans des sept sages. Nach der Pariser Handschrift herausgegeben von H. A. Keller. Tübingen, Fues, 1836.

Die berühmten Geschichten der sieben weisen Meister, die, orientalischen Ursprungs, in alle Sprachen übergegangen sind. Der Herausgeber legt uns hier zur Vergleichung die altfranzösische Bearbeitung vor, der größere Theil seines Werks ist aber eine umfassende Geschichte und Kritik aller Bearbeitungen, des gesammten Sagenkreises von den sieben weisen Meistern gewidmet. Als die bekannteste Bearbeitung sind die arabischen Mährchen der tausend und einen Nacht auch bei uns bisher am populärsten gewesen. Das Ganze besteht aus einer Menge Erzählungen, die in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern mehr oder weniger verändert erscheinen, von denen hier einige weggelassen, zu denen dort einige hinzugesezt sind. Auch die äußere Einkleidung ist mit wenig Abänderungen überall dieselbe geblieben. Ein Prinz, den seine Stiefmutter fälschlich, wie Potiphars buhlerisches Weib den keuschen Joseph, anklagt; soll auf Befehl seines Vaters hingerichtet werden. Sieben weise Veziers suchen ihn zu retten, indem sie dem Vater schöne Geschichten und Mährchen erzählen, die darauf berechnet sind, sein Herz zur Großmuth zu stimmen, ihn Wahrheit von Täuschung unterscheiden zu lehren rc. Das rachsüchtige Weib aber begegnet ihnen durch andere Erzählungen, die den König wieder umstimmen. Diese Einkleidung haben die meisten Bearbeitungen beibehalten. Auch die Mährchen der tausend und einen Nacht weichen nicht weit davon ab, indem bekanntlich Scheherazade dem grausamen Gebieter nur so lieblich vorerzählt, um ihn vergessen zu machen, daß er sie am nächsten Tage hinrichten lassen wollte.

Man weiß, daß das Buch zuerst in Indien vorkam, hat aber das Original noch nicht gefunden. Dagegen besizt man die vielen Bearbeitungen der Perser, Araber, Türken, Juden, Griechen, Römer, Italiener, Spanier, Franzosen, Engländer, Dänen und Deutsche, über welche der Herausgeber ausführlich Auskunft gibt. Sehr interessant ist die Vermuthung Mone's, die derselbe in seinem Anzeiger äußert: „Wie ist dieses indische Werk nach Europa gekommen? Die griechische Bearbeitung gibt eine persische Quelle an und die lateinische wird aus dem Griechischen abgeleitet, was mir aber nicht begründet scheint. Wenn nämlich das französische Gedicht, woran wohl kaum zu zweifeln, einem lateinischen Vorbilde folgt, so ist die Uebernahme des Werkes aus dem Morgenlande durch den Kaiser Vespasianus vermittelt und durch die Sagen, welche sich an die Zerstörung Jerusalems geknüpft haben. Dieser Zusammenhang verräth aber eine Uebernahme aus dem Hebräischen. Jene Sagen bilden einen eigenen Kreis, wozu die Erzählung vom Pilatus, Judas Ischariot und das französische Gedicht von den sieben Weisen gehören, die auch unter sich mannichfache Verwandtschaft zeigen. Die Krankheit des Vespasianus und seine Heilung durch Christus wird in den sieben Weisen und im Pilatus erzählt, und, um eine Sonderlichkeit hervorzuheben, schwört er in beiden Gedichten bei seiner Nase (perque suum nasum jurat, Vita Pilati v. 238. Anz. IV., 430. Desor son nes son doit tendi, lors jura dex. — Sept. Sages v. 122). Die christliche Motivirung des Heerzuges nach Palästina steht natürlich so wenig in der hebräischen Bearbeitung als der Kaiser Vespasianus, beide Umstände in der lateinischen Abfassung weisen nur auf die Zeit und Verhältnisse hin, unter welchen das Werk den Lateinern bekannt wurde."

Herr Keller hat sich neben der so äußerst reichhaltigen literar-historischen Untersuchung, die natürlicherweise hauptsächlich nur die Sprache und äußere Form der verschiedenen Bearbeitungen zum Gegenstande haben konnte, auch noch die Mühe genommen, den Inhalt als solchen ins Auge zu fassen und ein kurzes Inhaltsverzeichniß von sämmtlichen Erzählungen zu geben, mit Hinweisung auf die Abweichungen in dieser oder jener Bearbeitung und Handschrift. Dafür sind wir ihm besonders dankbar und empfehlen diese Methode allen Herausgebern ähnlicher Forschungen; denn nichts fördert die Theilnahme an der ältern Literatur mehr, als wenn der Leser gleich in den ihm noch unbekannten Inhalt alter Sagen und Gedichte eingeführt wird; während nichts so davon abschreckt, als die vornehme Manier, die den Text als bekannt voraussezt und nur mit literar-historischer und philosophischer Gründlichkeit kokettirt. Der natürliche Gang bei der Wiedererweckung alter Literaturen ist doch wohl: 1) populäre, allgemeinverständliche Bearbeitung, um die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen zu fesseln, 2) diplomatisch treuer Abdruck der alten Texte, und dann erst 3) Kritik und Commentation. Wenn wir nicht irren, war dies auch der Entwicklungsgang, den die klassische Bildung in Europa genommen hat. Zuerst wurden die antiken Göttersagen und die Thaten der Griechen und Römer von Dichtern und Historikern als anmuthige Geschichten unter das Volk gebracht, so daß sie jeder einigermaßen Gebildete kannte. Dann erst fing man an, die alten Klassiker selbst zu ediren und ganz

zuletzt kamen die Untersuchungen. Bei der Wiedererweckung der mittelalterlichen Literatur ist man aber ziemlich den verkehrten Weg gegangen und hat das Pferd beim Schwanz aufgezäumt. Bevor noch die alten Texte gedruckt waren, hat man sie schon aufs minutiöseste commentirt, und der Lesewelt vornehm gelehrte Bücher in die Hand gegeben, mit denen sie nichts anzufangen weiß. Eine Menge schöner Sagen und Gedichte sind noch gar nicht abgedruckt, weil die Forscher zuerst ihre eigne Weisheit darüber auskramen mußten, und die langen Commentare kein Papier übrig ließen für den Text. Das Schlimmste aber ist, daß man versäumt hat, durch populäre Behandlung das Poetische des Inhalts dem gesammten Publikum bekannt zu machen und es dafür zu interessiren.

Wir wollen aus jenen Inhaltsverzeichnissen nur einige der witzigsten Novellen anführen, z. B.: „Ein König verliebt sich in die Frau seines Veziers, die er auf einem Dache sah. Er entfernt ihren Mann und besucht sie. Sie sezt ihm 90 Schüsseln vor, die er alle kostet, aber von gleichem Geschmacke findet. Die 90 Schüsseln, sagt sie, bedeuten die neunzig Mädchen in deinem Schlosse. Dem Ansehen nach sind sie verschieden, aber ihre Küsse sind alle gleich. Der König geht hierauf beschämt weg. — Der Schwertträger eines Königs schickt seinen Bedienten zu seiner Geliebten, welche ihn liebgewann; während dessen tritt der Herr desselben ein, und sie verbirgt den Knaben unter einem Korbe. Gleich darauf kommt auch ihr Mann an die Thür, und sie räth nun dem Fremden, sein Schwert zu ziehen, und mit drohender Miene abzugehen. Sie beredet nun ihren Mann, der Fremde habe den unter dem Korbe verborgenen Jungen verfolgen wollen, der vorher zu ihr geflüchtet sey. — Ein junger Seidenhändler in Arabien weicht, dem gegenseitigen Versprechen gemäß, nicht vom Grabe seiner Frau Adileh. Ein Geist erweckt sie ihm wieder, und während der glückliche Ehmann wegeilt, um ihre Kleider zu holen, läßt sie sich von dem vorübergehenden Prinzen in sein Harem mitnehmen. Der Mann erfährt dies, und verlangt sie zurück. Die Frau aber will ihren Mann nicht mehr kennen, und gibt vor, es sey ein Räuber, der sie, nachdem er sie ausgeplündert, lebendig begraben habe (das ist noch ärger als die Geschichte der Matrone von Ephesus). — Das Weib marktet ihrem Mann einen Wunsch ab von den dreien, die ihm der Engel des Herrn verleiht. Sie verlangt das schönste Gewand, das es geben könne. Der Mann: So wollt ich, daß das Gewand in deinem Leibe wäre! Diesen Wunsch muß er aber auf Andringen der Nachbarn zurückthun. — Die Frau eines bucklichten, eifersüchtigen Mannes läßt drei bucklichte Musikanten sich vorspielen. Der Mann kommt nach Hause, und sie versteckt die Drei in drei Schränke. Als sie sie herauslassen will, sind sie erstickt. Sie miethet einen Mann, daß er einen wegtrage und ins Wasser werfe. Als er den Lohn verlangt, behauptet sie, der Kleine sey wiedergekommen, und er muß den zweiten wegtragen, ebenso den dritten. Da begegnet ihm der Gemahl selbst, den er für den nämlichen hält. Er packt ihn, und wirft ihn auch ins Wasser. — Ein Ritter soll von seinem Lehensherrn für angethane Beleidigung Verzeihung erlangen, unter der Bedingung, daß er halb reitend, halb gehend zu Hofe komme, auch seinen besten Freund, seinen besten Spaßmacher und seinen größten Feind mitbringe. Die Nacht zuvor macht der Ritter seine Frau glauben, er habe einen Gast umgebracht, um Geld von ihm zu erhalten. Des Morgens geht er mit Weib, Kind und Hund zum König, so daß der Hund zwischen seinen Füßen hergeht. Als er seinen größten Feind nennen soll, gibt er seiner Frau eine Ohrfeige, weil sie den König unverschämt ansehe, die ihn sodann als Mörder anklagt, eine Beschuldigung, von der er sich leicht zu reinigen weiß."

11) Der Roman von Rollo und den Herzogen der Normandie, von Robert Wace, normännischem Dichter des 12ten Jahrhunderts. Nach der Ausgabe von Fr. Pluquet metrisch bearbeitet von Franz Frhrn. Gaudy. Glogau, Flemming, 1835.

Schon Uhland benuzte die alte Handschrift dieses Gedichts in Paris und entlehnte daraus mehrere ausgezeichnete Romanzen. Der edle Freiherr hat sich durch die Ueberarbeitung des Ganzen ein Verdienst erworben, das wir um so bereitwilliger anerkennen, je weniger wir mit einer andern Leistung desselben, der den deutschen Nationalstolz verletzenden Apotheose Napoleons einverstanden seyn konnten.

In der Einleitung gibt der Verfasser die nöthigen biographischen und literar-historischen Notizen über den Verfasser und dessen verschiedene Werke. Le Roman de Rou (Rollo) et des Ducs de Normandie, ist das wichtigste unter den Werken Wace's. Unzählige Schriftsteller haben Stellen dieses langen Gedichts angeführt. Es besteht aus verschiedenen Abtheilungen, welche jedoch mit Unrecht als abgesonderte Werke von Mehreren betrachtet wurden. Die erste, in achtsylbigen Versen geschriebene Abtheilung, welche gleichsam die Einleitung bildet, umfaßt die Geschichte der ersten Einbrüche der Normannen in Frankreich und England; die zweite in Alexandrinern schildert die Geschichte Rou's oder Rollo's; die dritte, in gleichem Versmaße, das Leben Wilhelm Lang-Schwerdt's und Richards I., seines Sohnes; die vierte endlich in dem Metrum der ersten Abtheilung, und für sich allein länger als die übrigen drei Theile zusammen genommen, enthält das Ende der Geschichte Richards I. und die seiner Nachfolger bis 1106,

dem sechsten Regierungsjahre Heinrichs I. Dieses Gedicht enthält 16547 Verse, und nicht 20000, wie man irrigerweise behauptet. Es ist das seltenste Denkmal, welches uns von der Geschichte und Sprache der Normannen unter ihren Herzogen aufbewahrt ist. Eine große Anzahl Kapitel in den Chroniques de Normandie, 1487 in Rouen gedruckt, von Wilhelm le Talleur, sind nichts weiter als Stellen aus dem Roman de Rou, welchen ein unbekannter Compilator gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts in Prosa zersezte, mit den Zusätzen und Styl-Verbesserungen der verschiedenen Epochen." Der Uebersetzer hat nicht alles übersezt, sondern die unwichtigern Partien ausgelassen und nur den Inhalt davon kurz angegeben.

Das Gedicht ist eine Reimchronik, wie alle ähnlichen; es erzählt wirkliche Geschichte, flicht aber eine Menge ernste und lustige Abenteuer, Mährchen und Anekdoten ein. Zuerst schildert es die Raubzüge der Normannen an den Küsten Frankreichs und Italiens, z. B. die List, mit welcher Hastings sich der Stadt Luna im Toskanischen, die er für Rom selbst hielt, bemächtigte. Er ließ sich zum Schein taufen und stellte sich dann todt. Seiner vermeintlichen Leiche gestattete man den Zutritt in die Stadt, und dies benuzt er, sie zu erobern.

Als man den Sarg erheben wollt'
Und er beerdigt werden sollt',
Springt Hasting aus der Bahre schnell,
Das Schwert gezückt, schreit laut und hell.
Beim ersten Hiebe, den er gab,
Schlägt er das Haupt dem Bischof ab;
Dem Pathen haut er 'n Kopf entzwei,
Als ob's ein wildes Thier nur sey.
Den Mantel werfen jezt die Heiden
Von sich, zieh'n Degen aus den Scheiden,
Und schließen schnell die Kirchen-Pforten,
Entflieh'n kann Niemand mehr von dorten.
Ein solches Blutbad jezt begann,
Als fiel ein Wolf die Heerde an,
Der eingeschlichen in die Hürde
Und nicht bemerkt vom Hirten würde;
Wie der auf Schaf und Widder los
Sich stürzt, und Lämmer klein und groß
Erwürgt, so hauste der Barbar
Mit der unsel'gen Christen-Schaar.

Sehr ausführlich sind die Thaten Rollos geschildert, der die Normandie eroberte, das Christenthum und gute Zucht einführte. Unter den folgenden Begebenheiten ist die Theilnahme der Normannen an den Kreuzzügen am anziehendsten. Robert von der Normandie erscheint am Hofe des griechischen Kaisers Alexius:

Er trat, als er durchzog Byzanz,
Den Kaiser an, des Morgenlands;
Indem er sich mit ihm besprach
Des Hofes Brauch und Sitte nach,
Warf er zur Erd' den Mantel lang
Und sezte sich darauf als Bank.
Doch als es nun zum Scheiden kam,
Den Mantel er nicht mit sich nahm.
Ein Grieche, der ihn so erblickt,
Hat nach der Hülle sich gebückt,
Ihm rathend, daß den Mantel wieder
Er schlagen mög' um seine Glieder;
Doch adlig stolz der Herzog sprach:
Nie trag' ich meine Bank mir nach.
Normannen thaten eben dies,
Und jeder dort den Mantel ließ;
So wie der Herzog, so der Troß;
Die Hüllen ließen All' im Schloß,
Und neue gab der Herzog ihnen,
Die schöner, prächtiger erschienen:
Als Edelmuth ward es gepriesen,
Auch hat der Kaiser gleich geheißen,
Daß ihm, so lang er dort verweilt',
Vom seinen reichlich zugetheilt;
Denn Ehre sollt' ihm angedeih'n.
Der Herzog aber sagte: Nein,
Nach Zehrung brauch' er nicht zu streben,
Noch hab' er sattsam auszugeben
So lang' er werde Pilger seyn;
Jezt leb' er gern von dem was sein.
Doch freie Kost und Zehrung nähme
Er willig, wenn er heimwärts käme.
Ausrufen jezt der Kaiser hieß
Und auf dem Markt verbieten ließ:
Daß Robert kein Stück Holz dort fände,
Das zu der Küche er verwende.
Der Herzog hieß hierauf erstehn
So viel an Nüssen als zu sehn,
Und ließ sein Essen so bereiten;
Wohl reicher war das Mahl bei weiten,
Die Pracht ward gegen sonst gesteigert,
Bloß weil das Holz man ihm verweigert.
Der Kaiser, den dies sehr erfreute,
Rief lachend wieder seine Leute
(Die Griech'sche Sprache wandt' er an):
Der Herzog ist ein feiner Mann,
Der ganz nach Willkür schalten kann,
Und nichts verweigr' ich ihm fortan.

Der Höhenpunkt des Gedichts ist die Besitznahme Englands unter Wilhelm dem Eroberer. Die mitgetheilten Proben werden die Form des langen Gedichts hinlänglich anschaulich machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 34. Montag, 3. April 1837.

Altdeutsche und nordische Literatur.

12) Sant Oswalds Leben. Ein Gedicht aus dem 12ten Jahrhundert. Herausgegeben von L. Ettmüller. Zürich, Schultheß, 1835.

Ein bisher nur wenig bekanntes und so gar nicht in der Nähe betrachtetes Gedicht, daß es zu denen des 15ten Jahrhunderts gezählt wurde, während der erste Augenschein ergibt, daß es dem Zeitalter der Minnesänger angehört.

Welt ir hoeren, stil gedagen,
sô wil ich iu künden unde sagen
von dem milten man,
so er daz leben ie gewan;
daz was san Oswalt in Engellant.
alsô tuot uns daz buoch bekant.
dem dienten vriuntlichen
zwelf künicriche.
zwelf künige dienten im schône,
iegelicher under siner guldiner krône.

Die Erwähnung des „Buchs“ deutet eine noch ältere Quelle an, aus der das Gedicht schöpfte. Sein Inhalt ist folgender: „Oswald, König in Engelland, verwaisete früh und hatte vieles zu dulden; aber der größte Kummer war ihm, daß er keine Frau hatte. Seine Dienstleute bemühten sich vergebens, eine seiner würdige Jungfrau aufzufinden, bis endlich der Pilgrim Warmund an den Hof kommt und dem Könige die schöne Pamige, Tochter des Königes Aaron, vorschlägt. Dies findet Beifall, aber Niemand will Bote seyn, weil der grimmige Heide jedem Werber ohne Umstände den Kopf abschlägt: weil er nach dem Tode seiner alten Gemahlin seine Tochter selbst zu heirathen geruhen will. Warmund selbst lehnt die ihm zugedachte Ehre, des Königes Brautwerber zu seyn, zusammt der als Lohn verheißenen Grafschaft ab, und schlägt vor, dieses Amt einem Raben zu übertragen, welchen König Oswald an seinem Hofe erzogen habe. Der Rabe wird von einem Thurme der Burg herbei gelockt, und gibt auch alsbald in deutlichen Worten seine Einwilligung kund, unter der Bedingung, daß König Oswald ihm sein Gefieder mit Golde beschlagen lasse. Dies geschieht, und der Rabe geht mit der schriftlichen Liebeswerbung ab. Als er aber auf einem einsamen Felsen im Meere in gemüthlicher Geistesruhe ein gefangenes Fischlein verzehrt, wird er von einem Meerweibe in die Tiefe des Meeres entführt, wo er auch würde haben verbleiben müssen, wenn ihm nicht seine stets bereitwillige List von dannen geholfen hätte. Er entkam und gelangte glücklich an König Aarons Hof, gerade

als der König zu Tische ging. Nach vielen höfischen Bücklingen, und nachdem er sich vom Könige sein Leben durch einen Eid hatte versichern lassen, bringt er seine Werbung vor. Solches aber hatte der König nicht erwartet; er ergrimmt im gerechten Zorne, läßt Thür und Fenster schließen, und stellt flugs eine Jagd nach dem Raben an. Dieser wird gefangen, gebunden und soll eben gehenkt werden, als gerade noch zu rechter Zeit die schöne Pamige erscheint, und sich den Raben zum Geschenk erbittet. „Erhalte sie den Raben nicht, sagt sie, so gehe sie als ein Spielweib in alle Welt.“ Der zärtliche Vater kann demnach nicht anders, als der Tochter willfahren. In ihrem Kämmerlein pflegt sie nun des Rabens mit Braten, Brod und Wein, nimmt ihm sein Schreiben ab und bindet ihm ein anderes nebst einem güldnen Ringlein an, welches sie ihn König Oswald zu bringen bittet. Der Rabe kommt glücklich wieder in England an, und Oswald rüstet nun, dem erhaltenen Befehle gemäß, sogleich sein Heer, um die Braut heimzuholen. Aber obwohl ihm aufgetragen war, den Raben ja wieder mitzubringen, vergißt er seiner doch bei der Abreise. Als nun das Heer im Morlande ankommt, findet es sich bald in großen Nöthen, und es wäre sicher unverrichteter Dinge wieder abgezogen, wenn nicht ein Engel den Raben eiligst herbeigeholt hätte. Der Rabe kommt nun zwar an, erklärt aber auf das feierlichste, dem Könige nicht helfen zu wollen, wenn dieser ihm nicht gelobe, sobald er nach Engelland heim komme, Koch und Kellner henken zu lassen, weil Beide während des Königes Abwesenheit seiner nicht nur nicht gepflegt, sondern ihn sogar genöthigt hätten, mit den Hunden zu speisen, deren Gesellschaft ihm allerdings nicht behagt habe. Der König tröstet den Raben durch schöne Verheißungen, und nun wird durch seine und eines künstlich mit Golde bedeckten Hirsches Hülfe die Jungfrau glücklich entführt. König Aaron aber sezt, über solchen Trug höchlich erzürnt, dem Räuber mit einem großen Heere nach und erreicht ihn auf einem Eilande mitten im Meere. Der gute König Oswald ist abermals in Nöthen, und thut das Gelübde: „Wenn Gott ihn heil nach Engelland bringe, jede Bitte zu gewähren, die irgend Jemand in Gottes Namen an ihn richten würde, und wäre das königliche Haupt selbst der Gegenstand derselben.“ Es kommt zwischen den Heeren zum Kampfe, und alle Heiden bis auf den König Aaron, der weislich fern bleibt, werden erschlagen. Oswald heißt nun den König Aaron freundlich willkommen; dieser ist aber mit diesem Ausgange schlecht zufrieden und verheißet Oswalden, sich taufen zu lassen, wenn er ihn durch ein Wunder von der größeren Macht seines Gottes überzeuge. Oswald erweckt darauf alle Heiden vom Tode, aber damit auch dem König Aaron die Lust, sein Glück noch einmal im Kampfe zu versuchen. Die Heiden versagen jedoch ihre Hülfe, weil sie in der Hölle gewesen wären, und verlangen die Taufe. Da muß auch König Aaron sich fügen, nur findet er Bedenken, sein Haupt mit salzigem Meerwasser benässen zu lassen. Auch da weiß Oswald Hülfe, und bringt es durch ein Gebet dahin, daß sein Schwert ihm aus der Hand springt, eine Felswand durchbricht und so einen Brunnen süßen Wassers erzeugt. Nun beginnt die Taufe, welche drei sommerlange Tage dauert, an deren Ende jedoch immer noch zweiundsiebenzig Heiden ungetauft sind. König Aaron erhält von Oswald, dem Täufer, den Namen Zentimus, und die sämmtlichen Täuflinge, die bereits todt waren, die Versicherung, daß sie alle binnen einem Jahre sterben würden. Da erklären sie, lieber sogleich sterben zu wollen, und auch dieser Wunsch geht durch ein Gebet Oswalds in Erfüllung. Oswald kommt darauf mit seinen Dienstleuten, seiner Braut und deren Vater glücklich in England an, veranstaltet zur Feier seiner Vermählung ein großes Fest und heißet alle Armen im ganzen Königreiche zusammenbringen, damit er sie speise und beschenke. Als die Armen auf dem Hofe versammelt sind, erscheint der Heiland selbst in der Gestalt eines Pilgrims, und verlangt und erhält zehn Mal bei den zehn Schaaren der Armen ein Almosen. Darauf begibt er sich in den Saal, wo der König, die Königin und die Großen des Reiches speisen, und heischet in Gottes Namen von König Oswald unter andern Dingen auch sein Königreich und sein Weib. Die Hofschranzen nehmen dies übel und gehen mit ihren Messern auf den Pilgrim ein; Oswald aber, obwohl höchlich betrübt und erschrocken, übet schnelle Gerechtigkeit, schlägt die Schranzen um die Ohren, zauset sie bei den Haaren und stellt auf diese Weise die Ruhe wieder her. Darauf übergibt er dem Pilgrim seine Krone und seine Gemahlin, tauscht mit ihm die Kleider und entfernt sich traurig. Da ruft ihn aber der Pligrim zurück, gibt sich zu erkennen, stellt ihm sein Weib und Königreich zurück, kündigt aber zugleich auch ihm und der schönen Pamige an, daß sie unfehlbar nach dem Verlauf von zwei Jahren sterben würden, befiehlt ihnen, alle Weltfreude zu unterlassen und verschwindet. Oswald und die schöne Pamige folgen der Ermahnung und sterben darauf selig.“

13) Nibelungennoth und Klage. Nach ältester Gestalt in ungebundener Rede übersezt von A. Zeune. Zweite verbesserte Auflage, mit Karten und geschichtlichen und erdkundlichen Erläuterungen. Berlin, Nicolai, 1836.

Eine sehr brauchbare prosaische Uebertragung. Wir haben uns schon bei mehr als einer Gelegenheit zu Gunsten der bisher immer noch zu sehr mißkannten prosaischen

Uebertragungen älterer und fremder Dichterwerke ausgesprochen. Die Prosa allein gestattet eine Treue, die Gedanken und Bild unverfälscht wiedergibt, und auch die Wortstellung möglichst einhält; während metrische Uebersetzungen fast unaufhörlich, wenigstens in Kleinigkeiten, vom Original abweichen müssen, um das Versmaß oder den Reim zu erzwingen. Indem wir das Zeune'sche Werk, das auch durch die Anmerkungen sehr verdienstlich und überdies äußerlich sehr anständig ausgestattet ist, den Freunden der altvaterländischen Poesie empfehlen, bitten wir den Verfasser nur, bei der dritten Auflage noch vollends die kleinen Modernitäten wegzuputzen, die er größerer Deutlichkeit wegen, doch wie es scheint ohne Noth, gewählt hat, z. B. gleich zu Anfang „von großen Kämpfen“ statt „von großer Arbeit.“ Jeder Leser begreift wohl, daß unter dem Wort Arbeit hier nicht Handwerksarbeit verstanden ist, also scheint die Uebersetzung in „Kämpfe“ nicht nothwendig, und wir möchten den Ausdruck nicht missen, weil er in seiner Bescheidenheit so schön die alte naive Kraft ausdrückt.

13) Véland le forgeron. Dissertation sur une tradition du moyen age avec les textes islandais, anglo-saxons, anglais, allemands et français-romans, par B. G. Depping et Fr. Michel. Paris, Didot, 1833.

14) Wieland der Schmied. Deutsche Heldensage von Karl Simrock. Nebst Romanzen und Balladen. Bonn, Weber, 1835.

Die bekannte Völunds- oder Wielandssage entspricht den Vulkan- und Dädalussagen, nur ins nordische übersezt, schauerlich und furchtbar. Der gefangene, gelähmte Wieland, wegen seiner Kunst als Schmied gebraucht, rächt sich durch Entehrung der Tochter und durch den Mord der Söhne seines Herrn und fliegt davon. Depping hat eine gelehrte und geistvolle Abhandlung über die Sage geschrieben und Herr Simrock sie mit vieler Liebe im Nibelungen-Versmaß neu bearbeitet. In der Abhandlung wird der Zusammenhang der Sage mit der griechischen von Dädalus aufs genaueste ermittelt. Wieland verhält sich zu König Neidung genau wie der kunstreiche Dädalus zum König Minos; Beide rächen sich, der eine an der Gattin, der andere an der Tochter auf beschimpfende Weise. Beide entfliegen auf selbstgemachten Flügeln. Beide haben einen Gefährten, der verunglückt, Dädalus seinen Sohn Ikarus, Wieland seinen Bruder Eigill. Herr Simrock läßt den Entfliehenden also reden:

Und Wieland sprach: „Wir haben uns viel zu Leid gethan,
Und nie wird es gesühnet, der Tag bricht nimmer an:
Mein Weib und meinen Knaben erschlug dein Marschall Gram:
Das Ringlein hab ich wieder, das deine Tochter mir nahm.

„Es zwang mich dir zu dienen, dir meinem ärgsten Feind,
Dem kärgsten aller Herren, die Sonn und Mond bescheint:
Du dachtest nie zu lohnen der Kunst, die dich erhob,
Dir Ruhm und Königskronen um die unwürd'ge Scheitel wob.

„Als ich darauf mit Listen nach Gegenminne rang
Bathildens, die zu minnen mich noch das Ringlein zwang,
Da schnittest du die Sehnen der Füße mir entzwei:
Zu Odin, Rache heischend, stieg des Verblutenden Schrei.

„Das büßte deine Tochter, sie geht mit einem Kind:
Was wird nun Rother sagen, der sie zu freien sinnt?
Ihre Schönheit ist erblichen, vor Leid ist sie erkrankt,
Und auch der Reiz entwichen, den sie dem Ringlein verdankt.“

Da ergrimmte König Neiding: „Schieß Eigel, schieß, du mußt,
Geschwinde nimm den Bogen und schieß ihn in die Brust.“
Doch Eigel sprach: „Wie darf ich? ist er mein Bruder nicht?“
„Du bist mein Knecht.“ rief Neiding, „des Herrn Befehl ist deine Pflicht.

„Erschieß ihn, oder büß es mit martervollem Tod:
Den Ungehorsam strafen der Eid mir nicht verbot.“
Und Eigel schoß und traf ihn unter den linken Arm:
Das Blut fiel zur Erde, noch rauchend schien es und warm.

„Du hast ihn wohl getroffen, des Schusses bin ich froh.“
So sprach König Neiding, und Alle sprachen so:
„Er wirds nicht überleben, wir sehn ihn schon herab
Zum Thurme wieder schweben: nun grabt dem Helden ein Grab.“

Da begann der Schmied zu sprechen: „Gewiß, er traf mich gut,
Doch was hier dampft und rauchet ist deiner Söhne Blut:
Die erschlugen diese Hände: im furchtbar schönen Schein
Preist man das Tischgeräthe, das ich schuf aus ihrem Gebein:

„Trinkschalen aus den Schädeln, du trankest oft daraus,
Armleuchter aus den Armen, die leuchten dir beim Schmaus,
Oelschalen aus den Hüften, aus And'rem and're Zier
In Silber und in Golde: so rächt' ich, Neiding, mich an dir.

„Und wisse, nicht erreicht mich jezt, Eigel, dein Geschoß,
Unsichtbar will ich tummeln die Luft, mein blaues Roß:
Mich birgt die Nebelkappe des Schützen scharfem Blick,
Die hatt ich nicht verloren, ich dank es meinem Geschick.“

Da schwang er sie zu Häupten und war nicht mehr zu sehn.
Ins Leere starrend Neiding blieb da im Hofe stehn.

15) Reineke der Fuchs. Leipzig bei Volckmar.

Das überaus vortreffliche Gedicht erscheint hier in einer so musterhaft leichten und naiven Uebertragung und zugleich äußerlich so elegant ausgestattet, daß wir es

durch den lebhaften Ausdruck des Vergnügens, mit dem wir es gelesen, empfehlen müssen. Goethe hatte den unglücklichen Gedanken, dieses originelle Erzeugniß der niederländischen Ironie in Hexameter zu übertragen, wodurch das Volksthümliche daran gänzlich verloren ging. Dafür hat aber Goethe den Charakter des Reineke Fuchs desto glücklicher in seinem Mephistopheles copirt, und sogar das alte Versmaß des niederländischen Poeten scheint ihm im Faust nicht undeutlich vorgeschwebt zu haben. Als Probe der Uebertragung hier der Anfang:

Es war just um die Pfingstenzeit,
Die Welt ergrünte weit und breit,
Die Blumen blühten rings empor,
Im Walde klang der Vögel Chor.
Die Flur durchwehte Balsamduft,
Schön war der Tag, und hell die Luft.
Da fiel's dem König Nobel ein,
Es sollt' ein großer Festtag seyn;
Davon ließ er sogleich die Kunde
Verbreiten ringsum in die Runde.
Die Ladung ward gern angenommen;
Bald sah man alle Thiere kommen.
Der Kranich Lütke, Braun der Bär,
Der Staar, der Wolf und And're mehr,
Kurz Alles, was nur kroch und flog,
Gar feierlich nach Hofe zog.
Der König wollt' mit seinen Leuten
Hof halten herrlich und in Freuden.
Da stellten Alle nun sich ein;
Es fehlte Reineke allein.
Weil er es gar zu bunt getrieben,
War er in seinem Haus geblieben.
Wer Böses thut, der scheut das Licht;
So Reineke, der Bösewicht.
Man kannt' am Hofe seine Tücke,
Drum war er klug, und blieb zurücke.
Als nun der Hof beisammen war,
Klagt' über ihn die ganze Schaar,
Daß er ein böser Sünder sey;
Still schwieg allein der Dachs dabei.

Folgendergestalt klagt der Hahn über den Tod einer Henne durch den Fuchs:

Doch stellt' er mit gar frommen Schein
Als Klausner jüngst sich wieder ein,
Mit einem Briefe in der Hand,
An dem sich Euer Siegel fand.
Darin mit Worten hell und klar
Der Friede angekündigt war
Für jeden Vogel und jedes Thier.
Er sprach: „Als Mönch seht Ihr mich hier;
Vor Kurzem bin ich Mitglied worden
Von einem gar gestrengen Orden;
Drum bebt vor mir nicht, gute Leute,
Jezt thu' ich Keinem was zu Leide.
Ich schwor's, dem Fleisch Ade zu geben,
Und für den Himmel nur zu leben!"
Er zeigte Kutt' und Skapulier
Und einen Brief vom Prior mir,
Deßgleichen auch ein Kleid von Haar,
So daß ich ganz beruhigt war 2c.

Eben so ergötzlich ist die Noth des Katers durch den Fuchs:

Sobald Herr Hinz kam in das Loch,
Der Strick sich schnell zusammenzog;
Als er den Strick am Hals empfand,
Da sah er erst, wie schlimm es stand.
Sein Schreck war unbeschreiblich groß,
Er strebte sich zu machen los,
Jedoch mit allen seinen Sprüngen
Wollt' der Versuch ihm nicht gelingen,
Denn ach, je mehr er that dazu,
Je fester zog der Strick sich zu.
Gar kläglich hob er an zu heulen
Mit einem lamentabeln Queilen 2c.

Diese wenigen Citate werden den Kenner überzeugen, wie glücklich der Uebersetzer, der sich übrigens nicht genannt hat, den naiven Ton des Originals getroffen hat. Ueber das leztere vergl. Literaturblatt von 1834, Nr. 82, wo die Untersuchungen Grimms und Hoffmanns besprochen sind.

16) Neues Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde. (Auch u. d. Titel: Germania.) Herausg. von F. v. d. Hagen. Erster Band. Berlin, Plahn, 1836.

Enthält Abhandlungen: Amerika, ein ursprünglich deutscher Name (Emmerich) von v. d. Hagen, was längst bekannt ist; über die deutschen Wochentage von demselben; über die Syntax des Ulfila von Ribbeck; über Isidor von der Geburt Christi von Graff; Erdkundliches im Nibelungenliede von Zeune; über das Wort Hahnrei von Lütke; über den deutschen Wortaccent von August; Uebersicht der seit 1820 bekannt gewordenen Nibelungenhandschriften; über Johann Tauler 2c. Neben viel Trefflichem auch manches Unbedeutende und red- und ruhmselige Commentationen, an deren Stelle uns Thatsachen, Textabdrücke lieber gewesen wären. Wir wiederholen, daß auch hier, wie überall, die Sache mehr werth ist, als das Gerede über die Sache.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 35. Mittwoch, 5. April 1837.

Länder- und Völkerkunde.

1) Adelbert von Chamisso's Werke. Erster und zweiter Band. Reise um die Welt. Leipzig, Weidmann, 1836.

Herr von Chamisso gehört in jeder Beziehung zu den liebenswürdigsten Erscheinungen unserer Literatur. In der Einleitung gibt er selbst folgende kurze Skizze seines interessanten Lebens: „Aus einem alten Hause entsprossen, ward ich auf dem Schlosse zu Boncourt in der Champagne im Januar 1781 geboren. Die Auswanderung des französischen Adels entführte mich schon im Jahr 1790 dem Mutterboden. Die Erinnerungen meiner Kindheit sind für mich ein lehrreiches Buch, worin meinem geschärften Blicke jene leidenschaftlich erregte Zeit vorliegt. Die Meinungen des Knaben gehören der Welt an, die sich in ihm abspiegelt, und ich möchte zulezt mich fragen: sind oft die des Mannes mehr sein Eigenthum? — Nach manchen Irrfahrten durch die Niederlande, Holland, Deutschland und nach manchem erduldeten Elend ward meine Familie zulezt nach Preußen verschlagen. Ich wurde im Jahre 1796 Edelknabe der Königin Gemahlin Friedrichs Wilhelms II. und trat 1798 unter Friedrich Wilhelm III. in Kriegsdienst bei einem Infanterie-Regimente der Besatzung Berlins. Die mildere Herrschaft des ersten Consuls gewährte zu Anfange des Jahrhunderts meiner Familie die Heimkehr nach Frankreich, ich aber blieb zurück. So stand ich in den Jahren, wo der Knabe zum Manne heranreist, allein, durchaus ohne Erziehung; ich hatte nie eine Schule ernstlich besucht. Ich machte Verse, erst französische, später deutsche. Ich schrieb im Jahr 1803 den Faust, den ich aus dankbarer Erinnerung in meine Gedichte aufgenommen habe. Dieser fast knabenhafte metaphysisch-poetische Versuch brachte mich zufällig einem andern Jünglinge nah, der sich gleich mir im Dichten versuchte, K. A. Varnhagen von Ense. Wir verbrüderten uns, und so entstand unreiferweise der Musenalmanach auf das Jahr 1804, der, weil kein Buchhändler den Verlag übernehmen wollte, auf meine Kosten herauskam. Diese Unbesonnenheit, die ich nicht bereuen kann, ward zu einem segensreichen Wendepunkt meines Lebens. Obgleich mein damaliges Dichten meist nur in der Ausfüllung der poetischen Formen, welche die sogenannte neue Schule anempfahl, bestehen mochte, machte doch das Büchlein einiges Aufsehen. Es brachte mich einerseits in enge Verbrüderung mit trefflichen Jünglingen, die zu ausgezeichneten Männern heranwuchsen;

anderseits zog es auf mich die wohlwollende Aufmerksamkeit von Männern, unter denen ich nur Fichte nennen will, der seiner väterlichen Freundschaft mich würdigte. — Dem ersten Musenalmanach von Adelbert von Chamisso und K. A. Varnhagen folgten noch zwei Jahrgänge nach, zu denen sich ein Verleger gefunden hatte, und das Buch hörte erst auf zu erscheinen, als die politischen Ereignisse die Herausgeber und Mitarbeiter auseinander sprengten. Ich studirte indeß angestrengt, zuvörderst die griechische Sprache, ich kam erst später an die lateinische, und gelegentlich an die lebenden Sprachen Europas. Der Entschluß reifte in mir, den Kriegsdienst zu verlassen und mich ganz den Studien zu widmen. Die verhängnißvollen Ereignisse vom Jahr 1806 traten hemmend und verzögernd zwischen mich und meine Vorsätze. Die hohe Schule zu Halle, wohin ich den Freunden folgen sollte, bestand nicht mehr; sie selbst waren in die weite Welt zerstreut. Der Tod hatte mir die Eltern geraubt. Irr an mir selber, ohne Stand und Geschäft, gebeugt, zerknickt verbrachte ich in Berlin die düstere Zeit. Am zerstörendsten wirkte ein Mann auf mich ein, einer der ersten Geister der Zeit, dem ich in frommer Verehrung anhing, der, mich empor zu richten, nur eines Wortes, nur eines Winkes bedurft hätte, und der, mir jezt noch unbegreiflich, sich angelegen seyn ließ, mich niederzutreten. Da wünschte nur ein Freund, ich möchte nur irgend einen tollen Streich begehen, damit ich etwas wieder gut zu machen hätte und Thatkraft wiederfände. Der Zerknirschung, in der ich unterging, ward ich durch den Ruf als Professor am Lyceo zu Napoleonville entrissen, den unerwartet im Spätjahr 1809 ein alter Freund meiner Familie an mich ergehen ließ. Ich reiste nach Frankreich; ich trat aber meine Professur nicht an. Der Zufall, das Schicksal, das Waltende entschied abermals über mich; ich ward in den Kreis der Frau von Stael gezogen. Ich brachte nach ihrer Vertreibung aus Blois den Winter 1810—11 in Napoleonville bei dem Präfekten Prosper von Barante zu, folgte im Frühjahr 1811 der hohen Herrin nach Genf und Coppet, und war 1812 ein mitwirkender Zeuge ihrer Flucht. Ich habe bei dieser großartig wunderbaren Frau unvergeßliche Tage gelebt, viele der bedeutendsten Männer der Zeit kennen gelernt und einen Abschnitt der Geschichte Napoleons erlebt, seine Befeindung einer ihm nicht unterwürfigen Macht; denn neben und unter ihm sollte nichts Selbstständiges bestehen. — Im Spätjahr 1812 verließ ich Coppet und meinen Freund August von Stael, um mich auf der Universität zu Berlin dem Studium der Natur zu widmen. So trat ich jezt erst handelnd und bestimmend in meine Geschichte ein, und zeichnete ihr die Richtung vor, die sie fortan unverwandt verfolgt hat. Die Weltereignisse vom Jahr 1813, an denen ich nicht thätigen Antheil nehmen durfte, — ich hatte ja kein Vaterland mehr, oder noch kein Vaterland, — zerrissen mich wiederholt vielfältig, ohne mich von meiner Bahn abzulenken. Ich schrieb in diesem Sommer, um mich zu zerstreuen und die Kinder eines Freundes zu ergötzen, das Mährchen Peter Schlemihl, das in Deutschland günstig aufgenommen und in England volksthümlich geworden ist. — Kaum hatte der Boden sich wieder befestigt und wieder blau der Himmel sich darüber gewölbt, als im Jahr 1815 der Sturm sich wiederum erhob, und aufs Neue zu den Waffen gerufen ward. Was meine nächsten Freunde mir beim ersten Ausmarsch zuschreien müssen, sagte ich mir nun selbst: die Zeit hatte kein Schwert für mich; aber aufreibend ist es, bei solcher waffenfreudigen Volksbewegung müßiger Zuschauer bleiben zu müssen. — Der Prinz Max von Wied-Neuwied schickte sich damals an, seine Reise nach Brasilien anzutreten. Ich faßte den Gedanken, mich ihm anzuschließen; ich ward ihm zu einem Gehülfen vorgeschlagen: — er konnte seine schon abgeschlossene Ausrüstung nicht erweitern, und die Reise aus eignen Mitteln zu bestreiten, war ich unvermögend. — Da kam mir zufällig einmal bei Julius Eduard Hitzig ein Zeitungsartikel zu Gesichte, worin von einer nächst bevorstehenden Entdeckungs-Expedition der Russen nach dem Nordpol verworrene Nachricht gegeben ward. „Ich wollte, ich wäre mit diesen Russen am Nordpol!" rief ich unmuthig aus, und stampfte wohl dabei mit dem Fuß. Hitzig nahm mir das Blatt aus der Hand, überlas den Artikel und fragte mich: „Ist es dein Ernst?" — „Ja!"

Hitzig verschaffte ihm nun wirklich einen Platz auf dem von Otto von Kotzebue, dem Sohn des berühmten Komedienschreibers, befehligten Rurik als freiwilliger Naturforscher. Aber auch hier verfolgte ihn ein Unstern, wie er nicht selten auf die edelsten Menschen herabstrahlt, um die liebenswürdigste Seite an ihnen, die platonische Ruhe, die lächelnde Resignation zur Erscheinung zu bringen.

Graf Romanzoff hatte das Schiff auf seine Kosten ausgerüstet, lediglich um Entdeckungen zu machen. Ein Naturforscher war dabei nichts weniger als überflüssig. Allein es gefiel dem Herrn Otto von Kotzebue gleich anfangs, zu erklären, er führe die Kriegsflagge, mithin sey sein Schiff ein Kriegsschiff, mithin gehören gar keine Passagiere darauf und mithin hätten solche, wenn sie dennoch aufgenommen würden, keinerlei Ansprüche zu machen. Herr von Chamisso erhielt also nicht einmal

Bedienung, nicht einmal die Stiefeln geputzt, nur auf sparsame Augenblicke, wenn ihn die Officiere verließen, Platz am Tische; außer seiner Schlafstelle keinen Platz zum Pflanzentrocknen 2c. Zuweilen wurden ihm Sammlungen, die er zum Trocknen ausgestellt, ohne erst zu fragen, ins Meer geworfen. Ein Maler war am Bord, um die neuentdeckten Naturprodukte abzuzeichnen, nahm aber bloß Befehl von Herrn Otto von Kotzebue an, der sich herzlich wenig um alle die Dinge, die er nicht verstand, bekümmerte. Dazu kam die ungesellige, echtrussische Amtsmiene, die er annehmen zu müssen glaubte, um zu imponiren, und die Eifersucht von Seiten eines andern an Bord befindlichen Naturforschers, welches alles geeignet war, eine lange Seereise, ein Zusammenleben in so engem Raum aufs äußerste zu verbittern. „Ich erinnere mich, sagt der Verfasser, daß in Sicht des Staatenlandes ich hinüber zu den traurigen, nackten Felsen schaute und fast begehren mochte, daß mich vom Schiffe aus das kleine Boot nach jener winterlichen Oede hinüber trage und dort aussetze, mich von der marternden Gegenwart zu befreien.“ Die Pedanterie des Kamaschendienstes ging bei dem jungen deutsch-russischen Lieutenant so weit, daß er Herrn von Chamisso sogar den Schnurbart, den er sich hatte wachsen lassen, wieder abzuschneiden befahl.

Die Fahrt ging durch das atlantische Meer, welches dem Verfasser nur wie eine Straße, überall von Schiffen belebt und eng wie ein Kanal erschien, wie denn immer mehr die Weiten der Natur zusammenschwinden, je weiter, öfter und schneller die Menschen reisen und sich auf ihrem Erdenrund überall orientiren. Das Leuchten des Meers, das Passiren der Linie, die gewöhnlichen Begegnisse, als fliegende Fische, eine Seeblase 2c. beschäftigte Herrn von Chamisso zuerst; in Brasilien, wo er nur eben landete, „erschrak“ er über die Fülle und Großartigkeit der Pflanzenwelt. Dann ging die Reise um das Kap Horn nach Chile, wo auch nur kurz geweilt wurde, und in den stillen Ocean, über die Osterinsel zu den zum Theil neuentdeckten Inseln desselben, die man aus der officiellen Reisebeschreibung des Herrn Otto von Kotzebue bereits hinlänglich kennt, daher wir hier nicht dabei verweilen wollen. Endlich steuerte man dem Nordpol zu und kam in die unwirthbaren Eiszonen. In der Wallfischregion macht der Verfasser die artige Bemerkung: „diese Wallfische rufen mir ins Gedächtniß, was ich einst von einem genialen Naturforscher ins Gespräch werfen hörte. Der nächste Schritt, der gethan werden muß, der viel näher liegt und viel weiter führen wird, als die Dampfmaschine mit dem Dampfschiffe, diesem ersten warmblütigen Thiere, das aus den Händen der Menschen hervorgegangen ist, — der nächste Schritt ist, den Wallfisch zu zähmen. Worin liegt denn die Aufgabe? Ihn das Untertauchen verlernen zu lassen! Habt ihr je einen Flug wilder Gänse ziehen sehen; und ein altes Weib gesehen, mit einer Gerte in der zitternden Hand ein halb Tausend dieser Hochsegler der Lüfte auf einem Brachfeld treiben und regieren? Ihr habt es gesehen, und euch über das Wunder nicht entsezt! was stuzt ihr denn bei dem Vorschlag, den Wallfisch zu zähmen? Erziehet Junge in einem Fiord, zieht ihnen einen von Schwimmblasen getragenen Stachelgurt unter den Bruststoßen, stellt Versuche an. Wahrlich beide Meere zu vereinigen und die Entfernung zwischen Archangel und St. Peter und Paul auf acht bis vierzehn Tage Zeit zu verringern, ist wohl des Versuchens werth. — Ob übrigens der Wallfisch ziehen oder tragen soll, ob und wie man ihn anspannt oder belastet, wie man ihn zäumt oder sonst regiert, und wer der Kornak des Wasser-Elephanten seyn soll, das alles findet sich von selbst.“

Otaheiti, die Sandwichinseln, der Peter- und Paulshafen in Kamtschatka, Unalaschka und Californien sind als die Hauptstationen der Reise zu betrachten. Die Südseeinseln bilden den Glanzpunkt der Beschreibung. Herr von Chamisso ist zu human und poetisch, um nicht mitzufühlen, was einst Cook und Wilson empfanden. Bekanntlich sind seitdem die schönen alten Sitten der Naturkinder durch die englischen Missionäre gewaltsam verdrängt worden. Darüber sagt der Verfasser: „Zu einer Parteifrage sind die Missionen geworden, die erst nach meiner Zeit auf diesen Inseln Fuß gefaßt haben, und ich gehöre keiner Partei an. Lasse dir Alten vorlegen und höre auf die nicht, die, ohne selbst geschaut zu haben, verwirrend ihre Stimmen in dem Streit erhoben. Ich selber habe sie nicht vollständig gelesen. Die Volksthümlichkeit, die vor dem aufgehenden Christenthum untergehen muß, habe ich geschaut, und sie ist mir werth geworden; daß ich um sie traure, spreche ich unumwunden aus. Daß ich aber der Mann des Fortschrittes bin, und höher mir der Geist des Christenthums mit seinen Segnungen gilt, glaub ich in meinem Gedichte „Ein Gerichtstag auf Huahine“ an den Tag gelegt zu haben. Selbst an dem frommen Ellis (Polynesian researches) habe ich zwei Dinge vermißt: er hätte, meine ich, selber Otaheitier werden sollen, bevor er Otaheitier umzuschaffen unternahm, und hätte sein heiliges Geschäft geistiger auffassen und betreiben können. Seefahrer, die da Weiber und Lust auf den Sandwich-Inseln gesucht, mögen dem Missionswesen abhold seyn; aber gewichtigere Beschuldigungen fallen lassend, scheint mir doch aus allen Zeugnissen hervorzugehen, daß das Missionsgeschäft geistlos auf Owaihi betrieben wird, wo noch

kein Fortschritt in der geselligen Ordnung das Aufgeben des Geistes beurkundet hat. Die stille Feier des Sabbaths und der erzwungene Besuch der Kirche und der Schule sind noch das Christenthum nicht.“ Das Billigste, was man über diesen Gegenstand sagen kann. Jeder Leser von Gefühl wird mit lebhaftem Interesse die schönen Schilderungen lesen, welche der Verfasser von jener idyllischen Inselwelt entworfen, und besonders durch sein Verhältniß zu dem treuen Kadu anziehend finden, dessen Portrait das Titelkupfer zum zweiten Bande ist. „Wir lernten, sagt er, zuerst und hauptsächlich auf der Gruppe Otdia das anmuthige Volk von Radack kennen. Die Menschen, die uns freundlich einladend entgegen kamen, schienen uns eine Zeit lang, im Gefühl unserer Ueberlegenheit, zu scheuen. Die Häuptlinge bewiesen den stärkeren Muth, die größere Zuversicht. Vertrauen machte unsere Freunde nie zudringlich, nie überlästig. Die Vergleichungen unseres überschwänglichen Reichthums und ihrer Dürftigkeit erniedrigte sie nie zum Betteln, verführte sie selten zum Diebstahl, ließ sie nie die Treue brechen, wo ihnen getraut ward. Wir durchwandelten täglich einzeln, ohne Waffen ihre Inseln, schliefen bei weggelegten Schätzen (Messer, Eisen) unter ihren Dächern, entfernten uns auf längeren Zügen auf ihren Booten und vertrauten ihrer Gesinnung, wie wir bei uns dem wachenden Schutze der Gesetze vertrauen. Wir tauschten mit ihnen, von ihnen zuerst aufgefordert, unsere Namen. Die Menschen kamen uns, wo wir erschienen, gastfreundlich entgegen, und reichten uns Kokosnüsse dar. Wir handelten auf Otdia nicht, wir beschenkten und wurden beschenkt. Einzelne schienen zu geben eine gleiche Lust zu haben als wir, und brachten uns noch mit feiner Sitte Geschenke, wann Gegengeschenke nicht mehr zu erwarten waren. Andere betrugen sich eigennütziger. Wo unerhörte Ereignisse nie überdachte Verhältnisse herbeiführen und die Sitte schweigt, muß der eigenthümliche Charakter der Menschen sich selbstständig offenbaren. Die Frauen verhielten sich schamhaft und zurückhaltend, sie entfernten sich, wo wir uns zuerst zeigten, und kamen nur in dem Schutze der Männer wieder hervor. Gegen unsere kleinen Geschenke, Ringe, Glasperlen, die sie weniger als wohlriechende Holzsplitter von englischen Bleistiften zu schätzen schienen, reichten sie uns mit zierlicher Art den Schmuck, den sie eben trugen, dar, ihre Muschel- und Blumenkränze. — Kein Weib von Radack ist je an unsern Bord gekommen.“

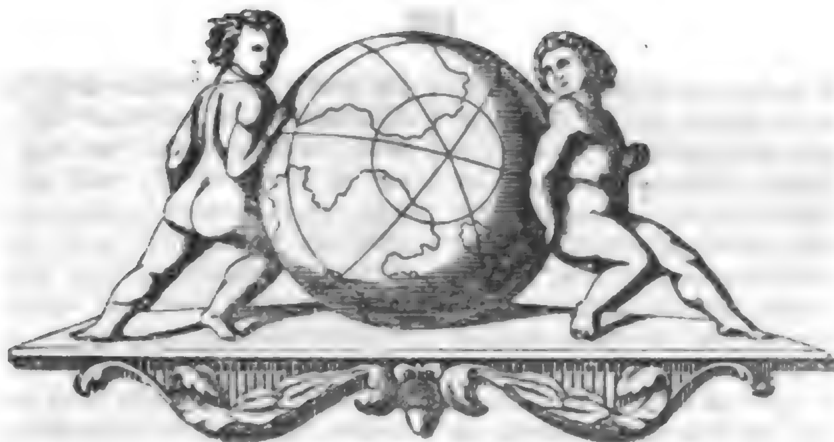
Otto von Kotzebue kehrte wegen einer Unpäßlichkeit, die ihn befallen, nach Herrn von Chamisso und den englischen Blättern sehr zur Unzeit um, und was der russische Capitän sich erlaubte, würde nach englischen Begriffen keinem Engländer erlaubt gewesen seyn. Bevor Herr von Chamisso das Festland wieder betrat, hielt er sich noch kurze Zeit in England auf, wo er mit den bedeutendsten Naturforschern in Berührung kam. Seitdem nun lebt er in Berlin, im botanischen Garten unter den Erinnerungen fremder Himmelsstriche, verehrt von Allen, die ihn kennen, als Mensch und als einer unsrer vorzüglichsten Dichter, an dem besonders das merkwürdig ist, daß er, als geborner Franzose so durchaus heimisch in unserm Wesen und Geist ist. Sein Peter Schlemihl ist ein wahres Volksbuch.

Das Werk des Herrn Otto von Kotzebue enthielt im dritten Bande bereits die (hier im zweiten Bande mitgetheilten) Bemerkungen und Ansichten Chamissos. Dieser erklärt sich nun aber darüber. „Der einzige Vortheil, den ich mir von meinen Bemühungen während und nach der Reise als Naturforscher und Schriftsteller versprechen durfte, war, diese von mir geforderten Denkschriften vor dem Publikum, für welches sie bestimmt waren, in reinem Abdruck und würdiger Gestalt erscheinen zu sehen. Der Erfolg entsprach nicht meiner Erwartung. Was ich geschrieben, war von unzähligen, sinnzerstörenden Druckfehlern an vielen Stellen verfälscht und unverständlich; und dieselben in einem Errata anzuzeigen, wurde mir bestimmt abgeschlagen. In einer eigenen Abhandlung, die mir zugeschrieben werden konnte und zugeschrieben worden ist, trug Eschscholtz über die Korallen-Inseln hergebrachte Meinungen wieder vor, die widerlegt zu haben ich mir zu einem Hauptverdienst anrechnete. Die Verlagshandlung hatte die Aussicht auf eine französische Uebersetzung, die ein mir befreundeter Gelehrter besorgen wollte, vereitelt, indem sie die zu diesem Behuf begehrten Aushängebogen verweigerte. Endlich warf noch über das erscheinende Buch Sands unselige That ihren düstern Schatten, und ließ nur den Namen, den es an der Stirne trug, im Lichte der Parteien schimmern.“ Also auch nach der beschwerlichen Reise noch Unannehmlichkeiten der peinigendsten Art, über welche den edeln Verfasser endlich sein Ruhm und die Theilnahme des deutschen Publikums so hoch erhoben hat, als er es verdient.

Berichtigung.

In Nr. 33. Seite 130. Spalte 2. Zeile 13 von unten l. philologischer st. philosophischer.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 36. Freitag, 7. April **1837.**

Länder- und Völkerkunde.

2) Reise durch Nordamerika bis zur Mündung des großen Fischflusses und an den Küsten des Polarmeers in den Jahren **1833**, **1834** und **1835** von Cap. Georg Back. Aus dem Englischen von Dr. K. Andrée. Leipzig, J. J. Weber, **1836.**

Der ausführliche Bericht über die Expedition des Cap. Back, welche derselbe 1833 unternahm, um den von seiner lezten Nordpolreise nicht zurückgekehrten Cap. Roß aufzusuchen. Bekanntlich ist Cap. Roß unterdeß wohlbehalten zurückgekehrt. Back erfuhr dies, sezte gleichwohl aber seine Untersuchung der noch unbekannten Nordküste Amerikas noch ein Jahr fort.

Diese Reisebeschreibung gehört zu den interessantesten der neuern Zeit. Ihr Resultat war die Entdeckung des großen Landstrichs zwischen dem Sklavensee und dem Meere unter 67° 10' nördlicher Breite, der bisher unbekannten Gegenden zwischen der Bathurst- und Chesterfield-Bay gegen die Regentseinfahrt zu, östlich von den schon mehr bekannten Gegenden am Mackenziefluß und Bärensee, die früher Mackenzie und Franklin bereist. Vor Back streifte nur Hearne durch einen Theil dieses Landstrichs.

Der Capitän verließ England den 17. Februar 1833, versorgte sich in Nordamerika, wo er überall große Theilnahme fand, mit den nöthigen Reisegefährten und Vorräthen und trat die Reise auf der großen, mitten durchs Land gehenden Wasserstraße des Lorenzostroms und seiner Seen an. Dieses Stromgebiet charakterisirt bereits den ganzen Habitus des nordöstlichsten Amerika, das durchaus aus Gebirgen, Seen und Flüssen, welche die Seen verbinden, mit vielen Stromschnellen und Wasserfällen besteht. Nachdem Back auf die gewöhnlichen Stationen der Pelzhändler, Fort William, Norway-House, Fort Chipewyan und endlich Fort Resolution zurückgelegt, eine Route, die er vorher schon viermal gemacht hatte, kam er an den Sklavensee und nahm von da die östliche Richtung in bisher unbekannte Gegenden. Was ihm bis dahin aufstieß, ist von wenig allgemeinerem Interesse. Man kennt diesen Weg schon aus vielen andern Beschreibungen; daher hat der Verfasser die Schilderung durch die Charakterzeichnung seiner Begleiter (französische Kanadier, Irokesen und einige wenige Engländer) gewürzt, die nicht ohne psychologisches Interesse ist. Die Landschaft erhielt einige Abwechslung durch den Brand von Wäldern, welche die Indianer angezündet hatten, um das Wild herauszutreiben. Die Indianer des

Sklavensees werden als sehr widrige Geschöpfe geschildert. „Das tout ensemble dieses Volkes, wie die Sklavensee-Indianer in ihrer Eitelkeit sich selbst nennen, war außerordentlich wild und seltsam. Besonders zog eines der Kanoes meine Aufmerksamkeit auf sich; es war sehr klein, und acht Männer, Weiber und Kinder, mit ihren Beinen in einem Behälter unterzubringen, das kaum für drei Europäer Raum genug hatte, wäre für Jeden, der nicht mit der merkwürdigen Gelenkigkeit, mit der die Indianer ihre Glieder bewegen, bekannt ist, eine sehr schwierige Aufgabe gewesen. Sie lagen in einer Temperatur von 66° F. zusammengepackt, wie Yarmouther Häringe in einer Tonne; waren halbnackt, das Haar hing lang herab, und war so filzig, daß es Weichselzöpfe zu bilden schien; schmutzig waren sie über alle Beschreibung, und schrieen durch einander, daß man sein eigen Wort nicht hören konnte. Der Effekt dieser Scene ward dadurch noch erhöhet, daß die kaum eine Stufe tiefer als ihre Herren stehenden Hunde zu beiden Seiten des Flusses eine Art Leibwache der Indianer bildeten; und daß, als das Kanoe Strom abwärts fuhr, sämmtliche Thiere, das heißt menschliche und hündische, ein furchtbares Geschrei und Geheul erschallen ließen."

Back suchte einen Fluß auf, von dem er hoffte, daß er ins Polarmeer führen werde. Als einen solchen bezeichneten ihm die Indianer den Thlew-ee-choch, den er nun trotz aller Hindernisse und trotz der ungewissen Aussagen zu erreichen trachtete. Er mußte zuerst den Hoar-frost-river aufwärts fahren, der ihn über eine Menge Stromschnellen und Felsen in ein Hochland brachte, von wo aus sich das Land erst wieder abwärts senkte und neue Flüsse den nördlichen Küsten zusandte. Aber die wunderbare Eigenthümlichkeit aller dieser Gegenden machte die Orientirung höchst schwierig. Die Flüsse verloren sich nämlich nach kurzem Lauf immer in neue, oft sehr große Seen, so daß ihr Ausgang aus denselben nur schwer wiederzuentdecken war. Dazu kamen die unaufhörlichen Fälle. Hier nur eine Scene: „Kaum war unser Kanoe so gut als möglich ausgebessert worden, da gingen die Beschwerlichkeiten und Gefahren wieder von neuem an; wir fuhren nämlich in einen Kanal, dessen Wasser sehr tief, aber häufig von scharfkantigen Felsen dermaßen versperrt war, daß uns kaum eine Durchfahrt zwischen denselben offen blieb. Der Strom, der hier ein bedeutendes Gefäll hatte, rauschte zwischen den Felsen hindurch oder über denselben hinweg, und zwar mit einer solchen Gewalt, daß die ziehenden Leute sich kaum auf den Beinen zu halten vermochten, und kaum war diese Noth zu Ende, da starrten uns wieder drei Wasserfälle entgegen, die gleich Riesentreppen, sich bis zu einer Höhe von 45 Fuß erhoben. Also mußte abermals unser gesammtes Gepäck weiter getragen werden, zum großen Aerger meiner Leute; denn bei einer solchen Gelegenheit ist es allerdings von Wichtigkeit, ob ein starker, kräftiger Mann, wie der kranke Dolmetscher war, im Stande ist, mit Hand ans Werk zu legen oder nicht. Noch ein paar Stromschnellen, darauf ein Wasserfall von zwanzig Fuß Höhe, und wir hatten diesen unruhigen, unwirthlichen Fluß hinter uns. Uebrigens kann man nicht leicht eine wildere und großartigere Scenerie finden, als jene, die sich an den Ufern desselben zeigt. Hohe Felsen ragen gleich kolossalen Thürmen über den Wasserfall empor, oder bilden die verschiedenartigsten Formen, sind bald mit verschiedenfarbigem Moose überzogen, oder von überhängenden Bäumen beschattet; bald sieht man einen ruhigen Teich vor sich, hell und klar, wie die Fläche eines Spiegels, bald den Dampf, der aus einem rauchenden Wasserfalle emporsteigt. Keine Feder kann solch einen Anblick würdig beschreiben."

Unter den Schwierigkeiten eines solchen Terrains drangen unsre muthigen Reisenden dennoch glücklich durch und fanden endlich den ersehnten Thlew-ee-choch. Nun fiel der Winter ein, und sie mußten sich ein Haus zum Ueberwintern bauen, Fort Reliance genannt. Ihre sparsamen Vorräthe, die sie so mühsam bis hieher gebracht hatten, reichten zur Noth für sie selbst aus, nun sammelten sich aber noch hungrige Indianer um sie, denen man gab, so weit es möglich war, von denen aber doch mehrere verschmachteten. An Wild war Mangel, es zog sich in mehr südliche Gegenden. Die Kälte war furchtbar, 102 Grad Fahrenheit (beinah 50 Reaumur). Herzzerschneidend ist die Schilderung des Elends unter den halbnackten Indianern, die sich durch Indolenz und Aberglauben die Qualen des Klimas noch vermehren. So sah Back eine Familie, die alle ihre Kleider zerrissen und weggeworfen hatte, weil ihr ein Sohn gestorben war, und es Sitte ist, auf diese Weise zu trauern. So sah er eine Frau, die von ihrem Manne furchtbar mißhandelt wurde, bloß weil sie zufällig über sein Gewehr hinweggeschritten war, was als höchst schädlich angesehen wird. Endlich sah er einen Indianer, der aus Hunger sein Weib und alle seine Kinder bis auf eins geschlachtet und verzehrt hatte. Die traurige Einförmigkeit des Polarwinters machte einen Gefährten Backs schwermüthig. Ihre einzige Gesellschaft außer den hungersterbenden Indianern waren einige Wölfe, die einen ihrer Hunde zerrissen, und zwei Raben, die ein Irokese erschoß, zum großen Schmerz des Capitäns, der die Gastfreundschaft in einer so furchtbaren Oede nicht hoch genug schätzen zu können glaubte. Wie unter solchen Umgebungen der rauhe Seemann, der vielversuchte Erdumwanderer sentimental werden kann, davon gab auch Franklin ein merkwürdiges Beispiel, der, wie sich die Indianer noch staunend erinnerten, die in den Sommermonaten unter

dem nordamerikanischen Himmel so grausamen Moskitos niemals tödtete, sondern sie nur wegblies und dabei sagte: es ist Raum genug auf der Welt für mich und euch.

Obgleich Back aus den hinter ihm liegenden Forts die Nachricht erhielt, daß Roß glücklich zurückgekehrt sey, glaubt er die Entdeckung des Flusses fortsetzen und bis ans Meer vordringen zu müssen und brach zu diesem Behuf im Frühjahr 1834 noch weiter nach Norden auf. Aber auch hier kam er unaufhörlich aus einem See in den andern, über Stromschnellen und Wasserfälle. Er hat allen diesen Seen Namen gegeben, z. B. Garry-, Dougall-, Franklin-, Sussexsee ꝛc. Auch einen Artilleriesee, zu Ehren der vier Artilleristen, die ihm aus Kanada gefolgt waren. (Oft sind denn doch solche willkürliche Namen unpassend.) Bald rechts, bald links von seiner Bahn abgelenkt, den Windungen des Stroms und den abenteuerlichen Ufern der Seen folgend, kam er endlich in die Region, wo kein Holz mehr zu finden war und er mehrere Wochen kein Feuer mehr machen konnte, bis seine Leute endlich Treibholz entdeckten, was die Nähe des Meeres ankündigte. Er übersah von einem Hügel aus die tiefe Ferne des vom Widerschein des Eises glänzenden Horizonts, aber eben dieses Eis hinderte ihn, weiter vorzudringen. „Am folgenden Morgen fand ich das Eis dermaßen zusammen gepackt, daß es auf meilenweiten Strecken ganz senkrecht stand, wie an einander gestellte Schieferplatten, gleich einem ungeheuern Stonehenge. Zu gleicher Zeit schob der ungeheure Druck, der von der See herkam, Massen, die vielleicht so groß waren wie ein Acker Landes, an die Küste, so daß auch nicht im Entferntesten ein Gedanke an Weiterreisen war.“

Wir übergehen die Zusammenkunft des Verfassers mit den Eskimaux, die nichts Neues darbietet. Die Naturschilderung ist bei ihm die Hauptsache, und so beschreibt er uns denn auf dem Heimwege vom Meer nach dem Fort Reliance einen **Wasserfall**, welcher der erhabenste der Erde seyn soll: „Nachdem wir etwa sechs bis sieben Meilen zurückgelegt haben mochten, bemerkten wir einen nebelartigen Dampf, der wieder von einem Wasserfalle herrührte. Wir beschlossen, denselben zu besuchen, und waren jezt sehr froh, daß wir unser Boot zurück gelassen hatten. Von dem einzigen Punkte, wo man einen großen Theil des Flusses überblicken konnte, sahen wir, daß derselbe rund um einen Felsen sich wand, und in ein oberes Becken fiel, welches durch die vortretenden Felsen uns nicht sichtbar war. Dann brach er wieder in einer großen Masse hervor, und stürzte in eine Schlucht herab, die wohl vier bis fünf hundert Fuß tief seyn mochte, und so eng aussah, daß man, wie es schien, mit einem Schritte über sie hinweg konnte. Aus ihr stieg der Dampf in dichten Säulen ein paar hundert Fuß hoch über unsern Häuptern empor. Da es aber auf der Seite, wo wir uns befanden, unmöglich war, den Hauptfall zu sehen, so machte ich im nächsten Frühlinge wieder einen Ausflug dorthin, und besah ihn mir dasmal von der westlichen Seite. Der Weg, den ich mit Schneeschuhen machte, war unendlich mühsam und gefahrvoll, denn der steilen Abhänge, Felsenspalten und des tiefen Schnees, mit welchem die Thäler gefüllt waren, ganz zu geschweigen, mußten wir oftmals auf kaum fußbreiten, abschüssigen Wegen gehen, die das Glatteis ungemein schlüpfrig gemacht hatte. Aber das Schauspiel, welches sich alsdann vor meinen Augen entfaltete, war solcher Anstrengungen wohl werth. Auf den ersten Blick fiel mir die Aehnlichkeit dieser Scenerie mit jener eines Eisberges im Smeerenberghafen, in Spitzbergen, auf. Sämmtliche Felsen, welche den Schlund bildeten, waren durchaus mit blauem, grünen und weißen Eise bedeckt, tausende von Eiszapfen hingen von denselben herab; ich sah Höhlen, Spalten, weit übenhängende Eisbalken, Alles von der verschiedenartigsten Gestaltung, und so herrlich und schön, daß ich nichts von alle dem, was ich jemals gehört oder wovon ich gelesen habe, mit diesem majestätischen Schauspiele vergleichen kann. Ein Vordringen bis in die unmittelbare Nähe war allzugewagt, auch konnten wir, weil die auf der westlichen Seite befindlichen Felsen zu weit vorsprangen, keine vollständige Ansicht von dem untern Theile des Falles erhalten, denn der niedrigste Punkt, welchen wir zu erreichen vermochten, lag doch immer noch gute hundert Fuß über dem Niveau des Flusses, der keineswegs, wie er von der Ostseite her uns geschienen hatte, schmal, sondern wohl volle zwei hundert Fuß breit war. Die Farbe des Wassers war verschieden, vom lichtesten Hell bis zum dunkelsten Grün, und der Dampf, der oben die Luft verfinsterte, stieg in hellgrauen Wolken empor. Der Niagara, die Wilberforcefälle im Hood'sflusse, die Kakabilla in der Nähe des obern Sees, jene in der Schweiz und Italien ergötzen Alle das Auge und erfüllen uns mit Staunen, mit diesem aber kann keiner von ihnen verglichen werden; er gewährte den imposantesten Anblick, den ich jemals gehabt hatte. Ich nannte ihn, unserm berühmten Seefahrer Sir Edward Parry zu Ehren, den Parry-Fall.“

Nachdem Back nochmals im Fort Reliance überwintert hatte, kehrte er auf dem alten Wege zurück, und kam am 17. August 1835 wieder in England an. Im Anhange werden noch naturwissenschaftliche Mittheilungen gemacht, zoologische von Richardson, meteorologische von Children, geologische von Filton. Richardson gibt in der Einleitung zu seinem Bericht eine sehr interessante

Ansicht von dem nordamerikanischen Klima, dessen verhältnißmäßig größere Kälte er aus dem Zurückbleiben des Eises in den zahllosen Buchten und Seen der Nordküsten (wo es der Wind nicht so leicht vertreiben, die Sonne nicht so leicht schmelzen kann) zu erklären sucht. Unter den Thieren jener Zone sind am bekanntesten der Biber, die Polar-Bären, -Wölfe, -Füchse, -Hasen ꝛc., das Moosethier (eine Abart des Elenn), das Rennthier, der Bison ꝛc.; am eigenthümlichsten und fatalsten das Stinkthier, dessen Geruch so unausrottbar ist, daß ein Gefährte Backs dadurch um seinen Mantel kam. Vom Fleisch des Bison wird der berühmte Pemmican bereitet, ein concentrirtes Fleisch, ohne welches es fast unmöglich wäre, lange in dem unwirthbaren Norden Amerikas auszudauern. „Die fleischigen Theile der Hinterviertel nämlich werden in sehr dünne Streifen zerschnitten, an der Sonne gedörrt und nachher ganz klein gestoßen. Dann werden zwei Theile des zerstampften Fleisches mit einem Theile Fett vermischt, und in lederne Säcke geknetet. Ein solcher Sack, den die canadischen Reisediener Taureau nennen, wiegt in der Regel etwa 90 Pfund und enthält jedesmal die Hinterviertel eines Thieres. Zwei Pfund Pemmican täglich sind hinreichende Nahrung für einen Mann, der ziemlich angestrengte Arbeiten verrichtet, doch essen Manche, wenn sie es haben können, wohl drei Pfund und mehr. Im Frühjahre pflegt man gewöhnlich die jungen Sprossen des Epilobium augustifolium mit Pemmican zu kochen und die im Dienste der Hudsonsbay-Compagnie stehenden kanadischen Männer machen dieses Gericht durch Hinzufügen von Hafermehl noch schmackhafter. Am besten läßt es sich aber genießen, wenn es sehr fein zerrieben und mit Meerrettig, getrockneten Beeren oder Korinthen gekocht wird. Wenn man den Pemmican, gleich nachdem er mit Fett vermischt worden ist, an einem kühlen Orte trocknen läßt, und ihn vor den Einwirkungen der Luft bewahrt, so hält er sich mehrere Jahre. Da er sich in ledernen Säcken gut transportiren läßt, und sehr gesund ist, so wäre er im Kriege besonders für die Soldaten sehr zu empfehlen, welche Eilmärsche zu machen haben."

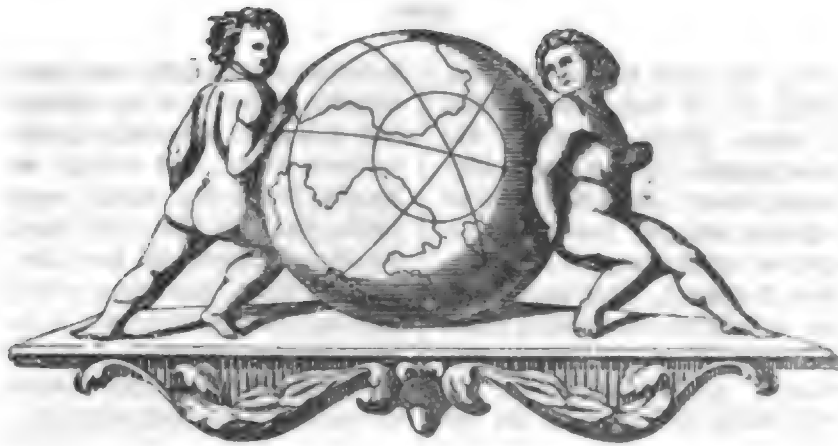
Die äußere Ausstattung der vorliegenden Uebersetzung ist vortrefflich, aber der Mangel einer Charte wird dem Leser aufs unangenehmste fühlbar.

3) Das Festland Australien, eine geographische Monographie. Nach den Quellen dargestellt von E. E. Meinicke. Erster Theil. Prenzlau, Kalbersberg, 1837.

Ein mit System geschriebenes Werk, das beste, das noch über unsre Antipoden geschrieben ist. Der Verfasser hat mit außerordentlichem Fleiß alle Nachrichten zunächst in diesem ersten Bande über Neu-Holland zusammengetragen und wohlgeordnet. Er gibt eine recht genaue Uebersicht der ersten Entdeckung und allmähligen Colonisirung dieses fünften Welttheils. Er charakterisirt das Land und seine wunderbare, durchaus abnorme Natur zuerst im Allgemeinen, dann insbesondere nach allen physischen, geographischen und statistischen Beziehungen, so daß nichts fehlt, als eine Charte, die bei solchen Werken immer unentbehrlich ist, und hier um so mehr, als der Verfasser die Küsten und das Innere des Landes, so weit es entdeckt ist, mit allen Ansiedelungen aufs genaueste notirt und beschreibt. Wenn es uns unmöglich ist, aus Mangel an Raum aus dem reichhaltigen Gemälde Schilderungen zu entlehnen, die dem Leser einen anschaulicheren Begriff von dem Werke zu geben im Stande wären, so müssen wir doch hervorheben, welche große Erwartungen er von dem Lande hegt, das er mit so vieler Liebe beschrieben hat. „Es kann nicht bezweifelt werden, daß der Südosttheil Australiens nebst der davorliegenden Insel bestimmt ist, einst die ganze Oceanhälfte der Erde zu beherrschen, und wenn das Capland schwerlich mehr werden wird, als die Station für Europas Handel mit Indien, das südliche Amerika aber wohl keine höhere Bestimmung zu erfüllen haben mag, als den Mittelpunkt großer Fischereien zu bilden, so muß der Südosttheil Australiens einst den Verkehr der Hauptoceane des Erdbodens in sich vereinigen und ihr erstes Emporium werden, und es möchte zugleich der Ausgangspunkt für alle höhere Bildung seyn, die sich in Zukunft von hier über die Inselländer der Oceane verbreiten wird, wie sie sich bereits über Neuseeland hin ausdehnt. In dieser Hinsicht aber ist es keinesweges gleichgültig, noch auch zufällig, daß dieser Theil des Landes schon jetzt einen höheren Grad der Kultur erreicht hat, als irgend ein anderes Land in der Oceanhälfte der Erde." Dies ist unstreitig wahr. Neu-Holland hat die glücklichste Lage, um einst den Süden der Erde zu beherrschen, und dürfte bald gegen den nordischen Einfluß vorzüglich seines Mutterlandes und Nordamerikas reagiren, da es seiner Emancipation nothwendig in dem Maße von Schnelligkeit entgegengeht, in welchem seine Bevölkerung und Kultur zunimmt.

Aus Patriotismus hätte der Verfasser nicht versäumen sollen, zu bemerken, daß der Gründer der ersten englischen Colonie auf Neu-Holland, Philipp, der die erste Flotte mit Deportirten dahin brachte, ein Deutscher und von Frankfurt am Main gebürtig war.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 37. Montag, 10. April 1837.

Länder- und Völkerkunde.

4) Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit. Mit Karten. Herausgegeben von Dr. Widenmann und Dr. Hauff. Siebente Lieferung. Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara. Zweiter Band. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.

Das neueste große Werk über Indien, dessen ersten Theil wir bereits früher besprochen. Burne hat sich die größten Verdienste um die englisch-ostindische Regierung erworben, indem er genauer, als alle seine Vorgänger, das Flußgebiet des Indus und die geographische und politische Lage der Nordgrenzen des britisch-indischen Reichs studirt hat. Der Indus hat für dieses Reich eine doppelte Wichtigkeit, einmal als eine bisher noch nicht zugängliche und doch von der Natur selbst bezeichnete Handelsstraße vom Himalaya und Tibet bis zum westlichen Meere; sodann als natürlicher Wallgraben gegen den Feind, der etwa einmal vom Norden herkommen könnte, und unter dem bekanntlich Rußland verstanden wird. Zum Wallgraben eignet sich der Indus aus folgenden Gründen: „Die Vertheidigung des Indus, der großen Grenze von Brittisch-Indien gegen Westen leidet keineswegs durch diese unbedeutenden Hindernisse, und wir können die Schiffahrt auf demselben ohne Hinderniß von Kutsch bis zum Setledsch beherrschen. Die militärischen Vortheile des Indus sind groß, denn eine Flotte kann ihn von Attok bis an die See beschiffen; die Inselfestung Bakkar aber ist ein sehr wichtiger Punkt." Die ausführliche Beschreibung des Indus, seiner Mündungen, seiner Bewohner ꝛc. wird nicht bloß Lesern vom geographischen Fach, sondern auch allen, die einen Blick in die Zukunft des Orients thun wollen, von hohem Interesse seyn.

Es ist Englands Interesse, daß sich zwischen seinem indischen Reich und Rußland immer ein oder mehrere nicht unbedeutende Staaten befinden, die ihm den Zugang abschneiden. Persien hat sich dazu nicht stark genug erwiesen, auch das afghanische Reich von Kabul ist gesunken. Dagegen hat sich das Reich der Sikhs in Lahore erhoben unter dem berühmten Randschit Sing. Von diesem jezt an der Grenze seiner Laufbahn angelangten Helden sagt der Reisende: „List ist die Hauptwaffe seiner Politik; selten spricht er die Wahrheit, und das Versprechen ist ihm leichter als das Halten; dennoch regiert er mit einer bei indischen Fürsten beispiellosen Mäßigung. Wenige Menschen haben eine so despotische

Gewalt je so milde geübt, und wenn wir uns erinnern, daß er ohne alle Erziehung ist, so muß unsere Achtung für seinen Charakter steigen, indem er niemals das Blut seiner Unterthanen vergoß, und das Leben selbst der schwärzesten Verbrecher schonte. Randschit Sing hat jezt viel von seiner Energie verloren, doch besorgt er noch alle Staatsgeschäfte, die größten wie die geringsten, ohne Minister und ohne Rathgeber. Bei einer durch Alter und Kränklichkeit geschwächten Constitution haben die Vergnügungen dieser Welt seine Lebenskraft schon lange bedeutend erschüttert, und obwohl er noch im vollen Besitz seiner Geisteskräfte ist, so scheint ihn doch der Ehrgeiz mit der Fähigkeit, persönlich zu befehlen und zu siegen, verlassen zu haben. — Da das Ableben eines solchen Mannes von großer politischer Wichtigkeit ist, und seine Kränklichkeit, so wie manche schlimme Gewohnheiten nur eine schwache Hoffnung auf lange Lebensdauer geben, so wendet sich die Aufmerksamkeit auf die wahrscheinlichen Folgen seines Todes. Die Natur hat in die Brust jedes Menschen, und vielleicht noch stärker in die eines Königs, den Wunsch gelegt, seinen Besitz und seine Macht seinen Kindern zu überlassen, aber Karrak Sing, Randschits einziger Sohn, der sein dreizehntes Jahr erreicht hat, gibt nicht die geringste Hoffnung, je in die Fußstapfen seines Vaters zu treten. Außer den im höchsten Grade ähnlichen Gesichtszügen hat er durchaus nichts mit seinem Vater gemein, denn er ist schwachsinnig, unwissend und stumpf, besizt wenig Freunde und Feinde, nimmt keinen Antheil an den Angelegenheiten des Staats und erwirbt sich keine Partei, die ihm in der Stunde der Noth von Nutzen seyn könnte. Diese verfehlten Hoffnungen mögen wohl Randschit Sing hinsichtlich der wachsenden Blüthe seines Reiches gleichgültig gemacht haben; aber er hat auch einen Enkel No Nihal Sing, der jezt sein zehntes Jahr erreicht hat, und außer Karrak Sing hat Randschit noch zwei adoptirte Söhne, von denen der eine, Schir Sing, jezt etwa 26 Jahre alt und unbezweifelt der aufstrebendste Mann im Pendschab ist; er hat eine befehlende Miene, ist freigebig, und hat bereits den Ruf eines tapfern und offenherzigen Soldaten erworben. Seine Schätze hat er verpraßt, aber er hat die gute Meinung des Volks und namentlich der Soldaten gewonnen, denen er sich durch viele Opfer werth gemacht hat. Seine Anlagen und seine Kenntnisse sollen wenigstens für einen Sikh nicht unbedeutend seyn, und während er die Achtung der Häuptlinge gewann, hat er sich auch der freundschaftlichen Gesinnungen der französischen Officiere im Dienste seines Vaters versichert. Er ist jezt Gouverneur von Kaschmir, und wenn er beim Ableben des Maharadscha sich noch auf diesem wichtigen Posten befindet, so kann er ohne sonderliche Schwierigkeit das weite Reich seines Vaters erwerben. Aber er ist ein unächtes Kind, hat bei manchen Freunden auch einige Feinde, und wird mit dem legitimen Sohne, und vielleicht mit den Schätzen seines Adoptiv-Vaters den Kampf wagen müssen. Das Volk glaubt, Randschit Sing werde sein Reich auf irgend einen Günstling vererben, ich kann aber diese Meinung nicht theilen. Wenn Schir Sing nicht die Oberhand erringt, wird das Reich wahrscheinlich in seinen früheren Zustand von Anarchie zurückfallen, und sich in kleinere Republiken auflösen, oder irgend ein mächtiger Nachbar wird es seiner Herrschaft unterwerfen."

Unter diesem mächtigen Nachbar versteht Burne, wie aus einer spätern Stelle (S. 225) erhellt, den König von Kabul. Zwar ist das Afghanenreich gerade durch das der Sikhs geschwächt worden, aber dies läßt eben um so eher eine Reaction erwarten, da unter jenen asiatischen Völkern eine ewige Fluth und Ebbe der Eroberung ist. „Der politische Zustand Kabuls als Königreich wird stets ein Gegenstand von der größten Wichtigkeit für Indien seyn, wegen der vielen Veränderungen, die unaufhörlich in diesem Lande statt finden. Von den vier Fürstenthümern ist eines dem Pendschab, ein zweites Persien unterworfen. Der Fürst von Kabul selbst ist ein Mann von aufgeklärten Ansichten, und kann beim Tode Randschit Sings eine völlige Oberherrschaft über das Land erringen. Es wäre ihm nicht schwer, Peschawer zu unterwerfen, und dann könnte er die Provinzen am Indus und sehr wahrscheinlich Kaschmir erobern. Er ist, wie überhaupt alle Fürsten dieses Reichs, für die brittische Regierung günstig gestimmt. Sie waren zwar noch nicht im Besitze der Gewalt, als die brittische Mission im Jahr 1809 das Land betrat, aber unser Ruf wurde damals begründet, und die gute Meinung aller Parteien gewonnen durch den alsbald erfolgten Abzug. Dieser Schritt war freilich unvermeidlich, hat aber hinsichtlich unserer Uneigennützigkeit äußerst günstige Eindrücke hinterlassen. In Kabul also würde es nicht schwer seyn, Verbindungen anzuknüpfen, und dieser Fürst ist gewiß beachtungswerth, da sein Land auf der großen Straße liegt, auf welcher die Einfuhr der brittischen Manufakturwaaren statt findet, die in der lezten Zeit durch seine Billigkeit und Gerechtigkeit bedeutend vermehrt wurde. Es würde keine großen Ausgaben erfordern, diesen Fürsten zu gewinnen, und dabei ist zu bedenken, daß er im Besitze einer für den Schutz von Brittisch-Indien höchst wichtigen Position ist. Hätten die Umstände uns in Verbindung mit Kabul statt mit Persien gebracht, so könnten wir jezt in größerer Nähe treuere und nützlichere Alliirte haben, als wir in diesem Lande besitzen. Auch hätten wir niemals auch nur dem

zehnten Theil des Geldes ausgegeben, das in Persien so vielfach verschwendet wurde.“ Gleichwohl wäre es nicht sehr politisch, Persien dem russischen Einfluß ganz preiszugeben.

In Bezug auf den Handel legt Burne das größte Gewicht auf die künftige Indusschiffahrt, und nicht weniger auf Bukhara, das schon längst die große Station zwischen Indien und China einer- und Europa andererseits bildet. Wir wollen hier nicht näher darauf eingehen und beschränken uns darauf, aus den anziehenden Schilderungen des Landes und Volkes nur die Bestätigung der Sage von den Nachkommen Alexanders des Großen hervorzuheben. „Elphinstone bestätigt die Nachricht von Marco Polo, und erzählt, daß der Chef von Darwaz im Orusthale seine Genealogie von Alexander herleite, was von allen seinen Nachbarn anerkannt werde. So viel war von diesem Gegenstande bekannt zur Zeit, da ich das Thal des Orus betrat; es war hinreichend, meine Neugierde zu reizen, und man wird finden, daß sie nicht ganz unbefriedigt blieb. — Man hatte geglaubt, daß die Fürsten von Badakschan und Darwaz die Einzigen seyen, welche Anspruch auf diese erbliche Ehre machen; allein ich fand zu meinem Erstaunen, daß nicht weniger als sechs andere dieselben Prätensionen hatten, und sie zur völligen Satisfaction ihrer Stämme aufrecht hielten. Ihre Besitzungen erstrecken sich östlich von Darwaz, und nehmen die Provinzen von Khulab, Schugnan und Wakhan ein, nördlich vom Orus. Ich habe einige Mitglieder der Familie von Badakschan gesprochen, aber ihr Aussehen spricht nicht für griechische Abkunft, noch zeigt sich irgend eine Spur griechischer Mischung in der Sprache irgend eines dieser Stämme. Das Volk ist von heller Farbe und den Persern nicht unähnlich, aber sehr verschieden von den Türken und Usbeken. Wir finden bei den Geschichtschreibern Alexanders, daß er in Baktriana Krieg führte; die Stadt Balkh, die in der Nähe dieser Gegenden liegt, bietet sich von selbst als der Ort der Residenz der griechischen Könige dar, und die Bewohner nennen die Gegend zwischen Balkh und Kabul das Land Bachter, worin wir Baktriana erkennen müssen. Es ist in so fern keineswegs unmöglich, daß zu einer oder der andern Zeit griechische Colonien in diesen Lokalitäten bestanden. Man kann daher voraussetzen, daß die Dynastie, welche hier Alexandern folgte, das Thal des Orus hinaufstieg, wohin die Fruchtbarkeit des Landes sie ziehen mochte.“

Den Schluß machen Untersuchungen über baktrische Alterthümer und besonders Münzen, deren Lektüre den Männern dieses Fachs um so mehr zu empfehlen seyn dürfte, als man auf den ersten Blick solche Untersuchungen in einem politischen und Handelsinteressen der Neuzeit gewidmeten Reisewerk nicht vermuthet.

Als kleine Anfänge großer Dinge dürfte politisch das Umsichgreifen der Chinesen im Westen (Yarkend) und merkantilisch die wachsende Concurrenz der Nord-Amerikaner in den indischen Meeren anzusehen seyn. Wenigstens scheinen uns Verwicklungen des indisch-brittischen Reichs mit China und Nordamerika näher zu liegen, als die mit Rußland, auf die man immer als nahe bevorstehend hinweist.

5) Reisen und Länderbeschreibungen. Achte Lieferung. Ein Besuch auf der Insel Island über Tronyem im Sommer 1834. Von John Barrow jun. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.

Der Verfasser gibt zuerst eine Uebersicht über die Literatur der isländischen Reisen. Er selbst reiste 1834 von London aus. Seine Schilderungen sind geistvoll und angenehm zu lesen. Er ging zuerst nach Norwegen, von wo er unter andern einen Kuhreigen, wie ihn dort die Hirtinnen singen, mitgebracht hat. Sonderbar fand er die Einrichtung in den Kirchen, wornach Altar, Kanzel und Orgel über einander stehen. Auch unter die Lappländer machte er einen Abstecher, die ihm nicht besonders gefielen und über die er auch nicht viel Neues zu sagen weiß. Die Felsenküste Norwegens mit ihren ungeheuern Zerklüftungen erregte seine, wie die Bewunderung aller frühern Reisenden.

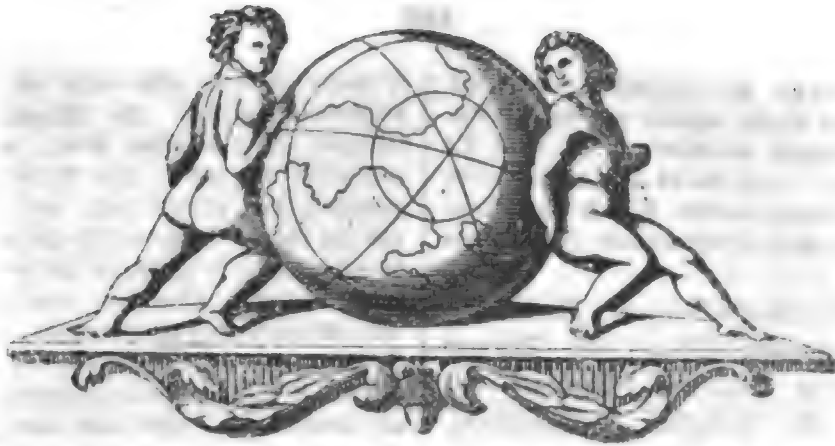
Auf der Insel Island fiel ihm der Contrast der schwarzen und scheckigen Felsen mit dem blendenden Schnee der höhern Vulkane auf. Er schildert seine Ankunft also: „Ein Fremder, der sich zum ersten Male dem Gestade nähert, auf welchem Reikiavik liegt, und von dem, was ihn hier erwartet sonst nichts weiß, als daß er die Hauptstadt von Island vor sich hat, wird sich, obschon er vom Ankerplatz aus die bessere Hälfte der Stadt übersieht, dennoch sehr getäuscht finden. Alles, was sich seinen Blicken darbietet, ist eine lange Reihe von Häusern, oder vielmehr deren obere Theile, welche dicht hinter einem emporsteigenden Ufer von schwarzem Schiefer parallel mit demselben läuft, und von der die braunen oder rothen Dächer, hie und da der obere Theil einer Thüre oder auch wohl eine halbe Fensterreihe, hinter diesem Gestade hervorgucken. Man sieht jedoch genug, um sich zu überzeugen, daß die Häuser von niederer Art und nur Ein Stockwerk hoch sind. An jedem Ende dieser Reihe bemerkt man eine Anhöhe, welche kaum den Namen eines Hügels verdient, und auf derselben, und nur wenig über die

Bodenfläche hervorragend, eine Anzahl Rasenhütten, die Dächer und größtentheils auch die Wände mit Gras bedeckt, welche hauptsächlich von Fischern, den im Dienst der Kaufleute stehenden Arbeitern und zum Theil auch von Müßiggängern bewohnt werden, von denen damals gerade nicht wenige um die Stadt herum schlenderten. Unter diesen Hütten, oder vielmehr über denselben, auf der westlichen Anhöhe, steht das in die Augen fallende Haus des General-Physikus von Island, oder vielleicht noch eigentlicher des Baders und Apothekers von Reikiavik, denn er ist in allen diesen Eigenschaften thätig. Dieses im Verhältniß gegen seine Umgebung hohe Gebäude wird von einem noch höhern — der einzigen Windmühle der Insel — überragt. Auf der östlichen Anhöhe stehen ebenfalls mehrere Hütten ähnlicher Art, und in einiger Entfernung hinter denselben ein von den Schülern zu jener Zeit errichtetes steinernes Denkmal, als die einzige Schule der Insel sich noch zu Reikiavik befand. — Den auffallendsten Zug der Umgegend von Reikiavik könnte man einen negativen nennen, und dieser ist, der gänzliche Mangel von Bäumen und Gebüsch, und — da sie eine fast ununterbrochene Ebene ist — der Mangel an Charakter. Auf mehrere Meilen weit scheint die Oberfläche ein fortlaufendes Moor zu seyn, aus dem hie und da einige dunkle Felsen und einzelne Steinmassen hervorragen; unregelmäßige, eckige und zugespizte Massen, von denen die meisten im Boden zu wurzeln scheinen."

Der Verfasser erkannte im Gouverneur der Insel einen alten Bekannten, das Haus desselben war aber vom Prinzen Friedrich von Dänemark und dessen Gefolge (der gerade damals auf kurze Zeit nach Island verbannt worden war) eingenommen. Er sprach den Prinzen und schildert ihn als sehr höflich und einnehmend: „Die Bewohner von Reikiavik hatten ihm, vor seiner Abreise nach dem Norden der Insel, einen Ball gegeben, auf dem er viel tanzte, und zwar mit der Schönen von Reikiavik, einer Schuhmacherstochter, die für die größte Schönheit galt und der er viele Aufmerksamkeit bewies." Die wenig zahlreichen und sehr zerstreuten Einwohner der Insel werden vom Verfasser gelobt. Er fand das Strafhaus ganz leer, da kein Uebelthäter vorhanden war. „Unser langer Aufenthalt in Tronyem hatte uns unter anderm auch des Vergnügens beraubt, die jährliche Versammlung der Bauern zu sehen, die Anfangs Sommers, vor der Heuernte, nach Reikiavik herabkommen, um ihre Erzeugnisse zu verkaufen und Gegenstände des Luxus oder des Bedürfnisses mit zurückzunehmen. Da nur wenig Geld in der Colonie vorhanden ist und viele Bauern gar keines besitzen, so geschieht der Handel, wie in so vielen andern kleinen Seehäfen, durch Tausch. Die Kaufleute nehmen die ausführbaren Artikel zu einem gewissen Preis an, der nach dem Stande des Marktes bestimmt wird, und geben die verlangten Waaren ebenfalls zu einem bestimmten Preise dagegen. Die Ankunft dieser Landleute bildet einen ziemlich belebten Jahrmarkt in der Hauptstadt. Die Bauern bringen in Fässern, kleinen Kisten oder ledernen, über die Rücken ihrer Pferde gelegten Säcken Wolle, wollene Gewebe, gestrickte Strümpfe und Handschuhe, in Fässer gegossene Butter, Häute, Kälber, Schafe, Lämmer, Talg, Fialgras oder isländisches Moos, Pferde und Hornvieh, von beiden leztern jedoch nur wenig, und sonst alles zu Markte, was ihre Wirthschaft liefert. Gegen diese Artikel nehmen sie Kaffee, Zucker, Rauch- und Schnupftabak, etwas Branntwein, Roggen und Roggenbrod, Zwieback, Weizenmehl, Salz, Seife und andere in der Haushaltung brauchbare Dinge mit zurück. Jene, die es vermögen, kaufen auch etwas Leinwand und Baumwollenzeug ein, die in neuerer Zeit mehr in Gebrauch gekommen sind und viel zur Reinlichkeit und Abwendung des Ausschlags und des noch ekelhafteren Aussatzes beitragen, der durch wollene, auf bloßem Leibe getragene und nicht sehr reinlich gehaltene Kleidung erzeugt wird. Jene, welche nicht weit von der Küste wohnen, und sich mit Fischfang beschäftigen, bringen meist getrockneten Kabeljau und Stockfisch, Salm, und Robben-, Haifisch- und Wallfischthran, so wie Seehundsfelle zu Markte. — Vor dem Monat Junius würde es diesen Landleuten unmöglich seyn, Reikiavik zu besuchen, und zwar wegen des erschöpften Zustandes, in welchem sich ihre Pferde durch den Mangel an Gras während des Winters versezt befinden, da sie, so lange der Boden mit Schnee bedeckt ist, nirgends grünes Futter finden, die an der Seeküste ausgenommen, die das dort befindliche Seegras fressen. Die geringe Menge Heu, welche gewöhnlich eingebracht wird, ist fast ausschließlich für den Unterhalt der Kühe bestimmt, von denen, nebst den Schafen, der Unterhalt und die Bekleidung der Familien größtentheils abhängen. Zuweilen wird der Schnee weggeschaufelt, damit die Schafe das wenige unter demselben verborgene Gras abweiden können, was, nebst den Lichenen, einen nährenden Beitrag zu ihrem Futter liefert. — Die Isländer sind im Ganzen höflich und anstellig, doch hält man sie keiner starken Gefühle fähig. Sie sind mäßig und nüchtern, und wissen kaum, wie Wein, Branntwein oder Bier schmecken. Die ganze Einfuhr von Branntwein ergibt kaum zwei Flaschen jährlich auf jeden Kopf, und diese geringe Quantität wird größtentheils von den Bewohnern der Häfen und den Fischern verbraucht, denn die Landleute trinken ihn höchstens als Arznei, und keineswegs um ihren Appetit zu stillen."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 38. Freitag, 14. April 1837.

Länder- und Völkerkunde.

5) Reisen und Länderbeschreibungen. Achte Lieferung. Ein Besuch auf der Insel Island über Tronyem im Sommer 1834. Von John Barrow jun. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.

(Schluß.)

„Alle Klassen der isländischen Bevölkerung lesen außerordentlich gern; in ihren niederen Hütten lesen oder erzählen die jungen Leute der versammelten Familie die Geschichte vergangener Tage, die Heldenthaten ihrer Vorfahren, wie sie in den Sagas enthalten sind, und die Abenteuer und romantischen Begebenheiten der ersten Ansiedler auf Island. In späteren Zeiten fehlte es nicht an Büchern in ihrer Muttersprache. Die aufgeklärte Geistlichkeit stellte nach der Reformation eine Buchdruckerpresse her, welche auf der kleinen Insel Vidoe, Reikiavik gegenüber, noch immer in Thätigkeit ist, und wo jezt noch Bibeln, Psalter und andere religiöse Schriften, nebst historischen und sonstige nützliche Kenntnisse verbreitenden Abhandlungen gedruckt werden. Ein Volk dieser Art ist leicht zu regieren, und da es wenig oder gar keinen Verkehr mit Fremden hat, die wenigen dänischen Kaufleute ausgenommen, welche in den Häfen wohnen, und keine umherziehenden Prediger des Unglaubens oder Aufruhrs ihre Begriffe verwirren, so läßt sich nicht leicht eine Verschlechterung ihres moralischen oder politischen Charakters befürchten.“

Ein anschauliches Bild der Oede und Einsamkeit auf Island erhält man durch folgende Schilderung. „Die Eidergänse waren so wenig scheu, daß man wohl sah, wie selten sie auf Island beunruhigt werden. Sie sollen auch wirklich, besonders während der Brutzeit, die eben vorüber war, die Menschen so wenig fürchten, daß sie ihre Nester dicht an die Häuser oder an Stellen bauen, wo man ihnen Steinhaufen zu größerer Bequemlichkeit aufrichtet. An solchen Plätzen sind diese Vögel so zahm, daß das Weibchen, wenn es auf den Eiern sizt, oft selbst dann nicht wegfliegt, wenn man es liebkost. — Auf ganz Island findet man keinen Wagen, ja nicht einmal einen Schubkarren, und wenn es deren auch gäbe, so könnte man keinen Gebrauch von ihnen machen, weil es keine gebahnten Straßen gibt. Der Weg oder Pfad führt entweder über Lavaschichten, welche so rauh und holpericht sind, daß die Pferde sich einen Weg suchen müssen, oder über Sumpfboden.“

Der Verfasser besuchte den berühmten Geyser und nahm eine Flasche vom Wasser desselben mit nach London, wo Dr. Black es chemisch untersuchte. Er theilt die Untersuchung hier mit. Zum Schluß gibt er eine kleine Statistik der Insel, woraus erhellt, daß sie nur 53,000 Einwohner hat. Das Werk ist mit artigen Holzschnitten verziert.

6) Reisen und Länderbeschreibungen. Neunte Lieferung. Südafrikanische Skizzen von Thomas Pringle. Aus dem Englischen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.

England begünstigt die Colonisirung am Cap. Eine Menge Engländer und Schotten aus allen Ständen begab sich 1820 nach Südafrika, um nordwärts vom Cap sich anzusiedeln. Das Parlament bewilligte 50,000 Pfund dazu. Pringle war einer der Leitenden. Er schildert die Ankunft, die erste bunte Verwirrung und die Thorheit der Vornehmen, die mitten in den Wüsten Afrikas anfangs immer noch die Hauptstadtgewohnheiten festzuhalten suchten, recht anziehend. Da die Vertheidigung der Nordgrenzen gegen die Kaffern eine Hauptabsicht bei diesen neuen Colonisirungen war, hatte der Verfasser sehr bald Gelegenheit, dieses Volk kennen zu lernen. „Während der Thee bereitet wurde und die Dämmerung eingebrochen war, wurde mein Wirth abgerufen, um mit andern Fremden zu sprechen. Es war ein Kaffernweib, von einem kleinen Mädchen von acht oder zehn Jahren begleitet, und mit einem Kinde auf ihrem Rücken, das sie in ihren Mantel von gegerbtem Rindsleder gebunden hatte. Sie kam aus der Drostdy, oder der Bezirksstadt Uitenhage, unter der Aufsicht eines schwarzen Constable's, der sie als eine von den Kaffernfrauen bezeichnete, welche auf Befehl des Grenz-Commandanten zu Gefangenen gemacht worden seyen, weil sie die Demarcationslinie ohne Erlaubniß überschritten hatten, und welche nun unter den weißen Einwohnern des Bezirks als Sklaven vertheilt werden sollten. Dieses Weib sollte durch den Missionär unter Aufsicht eines seiner Leute nach dem Wohnort eines Colonisten, ungefähr zwanzig Meilen westlich, gebracht werden. So lautete der Befehl des Landdrost oder der Bezirksmagistratsperson. Als der Constable seine Botschaft überbrachte, sah das Kaffernweib auf ihn und uns mit scharfen, verständigen Augen; und obwohl sie nur unvollkommen seine Sprache verstand, schien sie doch völlig seinen Inhalt zu fassen. Als er geendet hatte, trat sie vor, erhob ihre Gestalt zu ihrer vollen Höhe, streckte ihren rechten Arm aus, und begann eine Rede in ihrer Muttersprache, dem Amakosadialekt. Ob ich gleich kein einziges Wort verstand, was sie sprach, so wurde ich doch selten mehr von Erstaunen und Bewunderung ergriffen. Die Sprache, der sie vollen und kräftigen Klang zu geben schien, war in hohem Grade musikalisch und sonor; ihre Geberden waren natürlich, anmuthig und ausdrucksvoll, und ihre dunklen Augen und ihr schönes bronzenes Gesicht voll beredten Feuers. Zuweilen zeigte sie rückwärts auf ihr Vaterland und dann auf ihre Kinder. Manchmal erhob sie laut ihre Stimme und schüttelte ihre geballte Hand, als klage sie unsere Ungerechtigkeit an, und bedrohe uns mit der Rache ihres Stammes. Dann wieder zerschmolz sie fast in Thränen, als flehe sie um Gnade und traure um ihre hülflosen Kleinen. Einige der Dörfler, welche sich um sie gesammelt hatten, und ganz oder halb Kaffern waren, verstanden ihre Rede und dolmetschten sie auf Holländisch dem Missionär; aber er konnte nichts thun, ihre Bestimmung zu ändern, und konnte ihr nur freundliche Worte geben, um sie zu trösten. Was mich betrifft, ich war nicht wenig von dieser Scene ergriffen und konnte den Gedanken nicht unterdrücken, daß meine europäischen Landsleute, welche aus harmlosen Frauen und Kindern auf diese Weise Gefangene machten, in der That größere Barbaren seyen, als die wilden Eingebornen des Kaffernlandes."

Mit den kräftigen Kaffern kontrastiren die schon mehr an Unterthänigkeit gewöhnten Hottentotten und mit den neuen englischen Ankömmlingen die alten holländischen Bauern, riesenhafte Gestalten von alten derben und ehrlichen Sitten, aber verwildert und grausam geworden. Nicht ohne Interesse wird man die Geschichte des kleinen Aufstandes lesen, den diese holländischen Bauern 1815 gegen die englische Regierung erhoben. Sie charakterisirt vollkommen den Zustand des Landes. Ein Hottentott war von seinem holländischen Herrn, einem Bauer, hart mißhandelt worden und klagte bei der englischen Behörde; diese nahm sich seiner an, der Holländer behauptete aber, er könne mit seinen Sklaven machen was er wolle. Er widersezte sich der Autorität, fand Beistand bei seinen Landsleuten und es kam bereits so weit, daß die Holländer den Kaffern ein Bündniß gegen die Engländer antrugen, welches jene aber aus Argwohn ablehnten. So zerschlug sich die Sache. Der Straffällige und seine tapfere Frau aber mit etwa vierzig Andern wehrten sich bis zum lezten Blutstropfen. Auch der Krieg der Engländer gegen den Kafferkönig Gaika ist hier näher geschildert, und der Verfasser wendet sich oft schaudernd von der Grausamkeit, mit welcher seine Landsleute gegen die Kaffern und Buschmänner verfahren, hinweg. Nur eine Scene aus dem Bericht eines Officiers: „Wir hatten einen großen Kraal Bosjesmen überfallen und zerstört. Als das Feuer aufhörte, fanden wir noch fünf Weiber am Leben. Nach

einer langen Berathung wurde beschlossen, ihr Leben zu schonen, weil ein Landmann eine Magd für dieses, ein anderer für jenes Geschäft brauchte. Die unglücklichen Geschöpfe erhielten Befehl vor dem Commando vorauszugehen, aber bald fand man, daß sie unsern Marsch hinderten, da sie nicht schnell genug gehen konnten. Daher befahl man, sie zu erschießen. Die Scene, die nun folgte, verfolgt mich noch jezt häufig. Die hülflosen Opfer sprangen auf uns los, als sie unsere Absicht merkten, und klammerten sich so fest an Einige der Partei, daß es eine Zeit lang unmöglich blieb, sie zu erschießen, ohne auch das Leben derer zu gefährden, die sie hielten. Vier von ihnen waren endlich abgethan, aber die fünfte konnte auf keine Weise von dem einen unserer Cameraden weggerissen werden, den sie in Todesangst umklammerte, und seinen Bitten erlaubte man endlich, das Weib nach Hause zu nehmen. Sie ging mit ihrem Retter, diente ihm lang und treu, und starb, wie ich glaube, in der Familie – Gott vergebe dem Lande!" Dagegen rühmt Pringle, daß sich die Kaffern bei Eroberung einer Mission gegen einige 20 Missionäre mit ihren Frauen und Kindern aufs menschlichste und großmüthigste betragen hätten. Diese herrnhutische Missionäre verstehen es aber auch besser, sich mit ihnen zu befreunden.

Der Verfasser machte verschiedene Streifzüge durch die Colonie und schildert Land und Leute. Daß auch von Löwen, Hyänen, Schlangen ꝛc. die Rede ist, versteht sich von selbst.

7) Reisen und Länderbeschreibungen. Zehnte Lieferung. **Merikanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1837.

Ein längerer Aufenthalt in Meriko sezte den Verfasser in den Stand, die genaueste Auskunft über dieses interessante Land zu geben. Der Titel: „Zustände" erweckte uns kein günstiges Vorurtheil, da er, bereits bis zur Abgeschmacktheit wiederholt, bisher in der Regel nur die oberflächlichsten Plattituden naseweiser Jünglinge charakterisirte. Das vorliegende Werk ist aber geeignet, dem trivialen Titel Kredit zu verschaffen. Es ist außerordentlich reichhaltig, eine Quelle für die Länder- und Völkerkunde und eine angenehme Lektüre, worin das Auge über die Tabellen hinweghüpft. Der Verfasser schildert uns die Natur des Landes, den gegenwärtigen Kulturzustand desselben, die politischen Parteien, das Finanzielle, die Administration und Justiz, Kirche und Schule, Sitten und Gewohnheiten, Handel, Industrie, Produktion, den so wichtigen Bergbau, kurz alles, was dort interessant ist. Die Bevölkerung tarirt er jezt:

1,500,000 Indianer,
1,000,000 Weiße,
6,000 Neger,
2,494,000 Mischlinge.

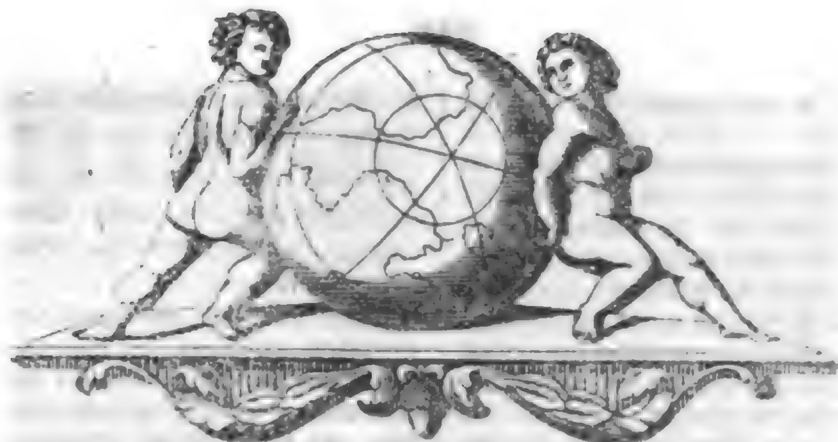
Unter seinen Naturschilderungen ist die des Thals von Meriko die reizendste. Er geht alle Provinzen nach einander geographisch-statistisch durch, und der Geograph wird außerordentlich viel darnach berichtigen können, da der Verfasser aus eigener Anschauung und durch die besten Quellen im Lande selbst in den Stand gesezt war, genauer zu seyn, als alle seine Vorgänger. So schön und fruchtbar eine Menge Gegenden Merikos, und so wenig bevölkert sie sind, so räth der Verfasser doch allen seinen deutschen Landsleuten ab, dahin zu wandern, es sey denn nach der Provinz Tejas. „Das der merikanischen Verfassung bis jezt — und, nach den neuesten erfolgreichen Reaktionen der Priesterpartei zu schließen, wahrscheinlich noch auf lange Zeit — wesentlich inhärirende Princip der religiösen Intoleranz, verbunden mit dem Grundsatze, daß nur geborene oder naturalisirte Merikaner, folglich jedenfalls nur Katholiken, weil alle Andern der Naturalisation unfähig sind, Grundeigenthum daselbst besitzen dürfen, wird protestantischen oder sonst katholischen Auswanderern aller Länder ein Grund seyn, ihre Plane nicht auf diese Republik zu richten. Wenn die Nordamerikaner in Tejas sich nicht daran gekehrt haben, so war es wohl in Voraussicht künftiger Losreißung dieser Provinz vom merikanischen Staatenverbande. Aber auch außerdem sind Merico's fortdauernden inneren Verwicklungen, mit den daraus stets hervorgehenden, nicht nur Regierungs- und Systemswechseln, sondern auch Präoccupationen aller administrativen Thätigkeit für wichtigere Zwecke des Augenblicks, wenig geeignet, selbst katholischen Einwanderern aus der Fremde, jenes Vertrauen und jenes Sicherheitsgefühl einzuflößen, welches wenigstens bei größeren, ohne förmlichen Contract mit der Regierung dort gar nicht zu bewerkstelligenden Colonisations-Unternehmungen zu ihrem Gedeihen unerläßlich ist. Weitläuftige, durch mancherlei Eigenschaften zu solchen Unternehmungen einladende Landstriche sind zwar allerdings überflüssig vorhanden; namentlich und vorzugsweise am Goazocoalco, in Tejas, und in Californien; aber das Klima der Stromniederungen des ganzen Isthmus zwischen der Goazocoalco-Mündung und Tehuantepec ist dem Nordeuropäer so unerträglich und gefahrdrohend, daß er sich schwerlich dort jemals behaglich fühlen kann; jedenfalls dürften die ersten Ansiedler dieser

Urwälder und üppigen Wüsteneien, wenn auch in Masse, wenn auch wohl qualificirt und ausgerüstet, wenn auch überhaupt unter günstigen Umständen ankommend, in ihren ersten, mit einer gewaltigen Natur zu bestehenden Anbaukämpfen furchtbar gezehntet, ja vielleicht gefünftet und geviertet werden. — Für Tejas eristirt diese Bedenklichkeit allerdings in weit geringerm Grade, aber es ist kaum abzusehen, was Fremde — mit Ausnahme der Nordamerikaner, welche ein gewissermaßen heimathliches und volksthümliches Interesse an der Sache haben — bewegen kann, vorzugsweise in einem Lande zu siedeln, welches, mächtiger Streit- und Eifersuchtspunkt zwischen den Vereinigten Staaten von Merico und Nordamerika, früher oder später ganz unfehlbar der Schauplatz heftiger politischer Conflicte zwischen beiden werden muß, mit allen daraus hervorgehenden, jeder neuen Ansiedelung so verderblichen Folgen äußern Kriegs wie innerer Anarchie und Zwietracht. — Californiens Colonisation durch europäische Einwanderer wird stets ganz speciell die Weite und Beschwerlichkeit der Wege gegen sich haben, auf welchen man dahin gelangen kann. Ueber den Wasserweg ums Cap-Horn genügt es zu bemerken, daß derselbe — wenn gleich bei mächtig erweiterter Schifffahrtskunde unserer Tage nicht mehr ein Schreckbild ungewöhnlicher Gefahren, wie noch vor wenigen Decennien — dennoch schon durch die darauf zu verwendende Zeit für ein mit Auswanderern befrachtetes Fahrzeug stets eine eben so bedenkliche als kostspielige Unternehmung bleibt. Der an sich vielleicht vorzüglichere Weg über Veracruz, dann zu Lande über Merico, Valladolid, Guadalajara nach St. Blas oder Mozatlan zur Wiedereinschiffung nach der Halbinsel, würde in seinem Landabschnitte, bei gegenwärtiger Beschaffenheit merikanischer Reise- und Transportanstalten, für eine mit allen nothwendigen Geräthschaften des künftigen Anbaues wandernde Colonie jeglichen Geschlechts und Alters große, vielleicht theilweise unübersteigliche Schwierigkeiten darbieten; er würde überdem noch kostbarer als jener seyn, und einen bedeutenden Theil des der Colonie etwa zu Gebote stehenden Capitals nutzlos absorbiren. — Unter allen diesen Umständen kann man deutschen Auswanderern, welche in größeren Zügen und Vereinen nach landwirthschaftlicher Ansiedelung in der Fremde streben, die Republik Meriko als Zielpunkt zu empfehlen schwerlich geneigt seyn." Hinsichtlich des Bergbaus bemerkt der Verfasser, daß derselbe, seitdem ihn englische Gesellschaften treiben, wieder zu großen Hoffnungen berechtige, aber nicht nur noch lange nicht auf der ehemaligen Höhe stehe, sondern bis jetzt noch nicht einmal die Kosten decke.

Den politischen Zustand findet er nicht erfreulich. Er läßt einen Eingebornen reden: „Noch steckt die Knechtschaft, die Herabwürdigung in uns, zu welcher die Spanier uns verdammten; erst die kommenden Generationen werden davon erlöst seyn, und auch nur insofern als wir für guten Unterricht und gute Gesetze sorgen. Einstweilen schweben wir gleichsam in der Luft zwischen Sklaverei und Freiheit, Naturzustand und Civilisation, die Nachtheile von beiden Systemen empfindend, die Vortheile von keinem. Die mit unserer Vergangenheit zusammenhängenden, mit unserer Gegenwart und Zukunft unverträglichsten Nationallaster sind Faulheit und Trunkliebe. Schon unter der Masse unserer weißen und gemischten Creolen (ladinos) ist keine sonderliche Arbeitslust zu spüren; die meisten Männer gefallen sich im Müßiggange, während die Last aller häuslichen Nothdurft und Brodgewinnung größtentheils auf den armen Weibern ruht. Man gewahrt das deutlich, wenn für irgend einen öffentlichen Zweck das Gemeinwesen einer Anzahl männlicher Arme bedarf; sie sind für Geld nicht aufzutreiben; der Reiz des Müßigganges überwiegt jeden Reiz der Gewinnsucht. Und nun vollends die Indianer! Von jeher haben diese nicht mehr Arbeit geleistet, als die Sorge für einfachsten thierischen Lebensbedarf — so leicht gewonnen in unserm glücklichen Klima — oder harter Frohnzwang ihnen abpreßte. Des lezteren durch die Revolution enthoben, würden sie gar nicht mehr arbeiten, wüßten nicht ihre ehemaligen Gutsherren an die Stelle des ihnen entzogenen Feudalzwanges, die bürgerliche und gerichtliche Nöthigung zu setzen, welche daraus hervorgeht, daß sie in ihren Schnappsbuden und Kramladen geistige Getränke und allerlei Flittertand, dem die großen Kinder nicht zu widerstehen vermögen, ihnen auf Kredit ablassen, welcher demnächst, bei Ermanglung aller andern Zahlungsmittel, durch ihrer Hände Arbeit wiederum getilgt werden muß. Bei dieser Verfahrungsweise werden die Indianer nicht fleißiger und regsamer, weder im eigenen Interesse noch in dem ihrer Dienstherren; sie leisten immer noch nur Zwangsarbeit, wenn auch unter einer andern Form; und materiell hat sich wenig für sie geändert in dem ehemaligen herabwürdigenden Verhältniß persönlicher Abhängigkeit und Dienstbarkeit; aber ihre moralische Lage wird offenbar dadurch verschlimmert, daß in Folge des gutsherrlichen Interesses sie stets auf der Kreide der gutsherrlichen Schenken zu erhalten, ihre angeborene Neigung zu geistigen Getränken sich täglich verstärkt, und im Trunk alle etwa in ihnen liegenden Veredelungskeime täglich mehr verloren gehen."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 39. Montag, 17. April 1837.

Länder- und Völkerkunde.

7) Reisen und Länderbeschreibungen. Zehnte Lieferung. Mexikanische Zustände aus den Jahren **1830** bis **1832**. Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath.“ Erster Band. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, **1837**.

(Schluß.)

Die Advokaten, die sich an die Spitze der Geschäfte gedrängt haben, üben mitten in dem sogenannten Freistaat eine Tyrannei aus, gleich den Tyrannen in den altgriechischen Freistaaten. „Einen merkwürdigen Justizfrevel — den schlimmsten vergleichbar, welche im Dunkel altfranzösischer Bastillen einst gebrütet wurden — zog im Jahr 1830 einen Zufall ans Licht. Schon im Jahr 1821 hatte der Advokat G.... mit der hübschen, jungen Frau seines Schneiders einen Liebeshandel gehabt, der Ehemann aber die Sache gemerkt und übel vermerkt, die Frau geprügelt und den Advokaten zum Hause hinausgeworfen. Dieser hing ihm nun einen Criminalproceß an, bewirkte seine Verhaftung, und wußte durch Chicane und persönlichen Einfluß 9 Jahre lang die Sache unentschieden, und den Unglücklichen im Kerker zu erhalten. Während dieser Zeit lebte er mit der Frau im skandalösesten Concubinat, und verzehrte mit ihr den größten Theil des eheherrlichen Vermögens. Es ist die Frage, ob sein Schlachtopfer jemals wieder zum Vorschein kam, wäre er nicht im Frühjahr 1830 als eifriger Yorkino und unruhiger Kopf von der neuen Regierung des Landes verwiesen worden. Mit seiner Entfernung erst endete sein persönlicher Einfluß auf die Sache, und mit diesem die Sequestration des armen Schneiders. Es ist diese Geschichte merkwürdig in doppelter Beziehung. Erstlich als neuer starker Beweis der gänzlichen Unmacht constitutioneller Formen gegen ein schlechtes Criminal- und Civilrecht und verdorbene Sitten; denn es ist nicht möglich, die persönliche Freiheit des Bürgers eifersüchtiger zu bewachen, als durch die mexikanische Verfassungsurkunde es geschieht; und dennoch war unter ihrer Herrschaft, in der Hauptstadt, unter den Augen aller höchsten Gewalten des Staats, ein solcher Fall möglich. Zweitens ist es auch merkwürdig, wie sich hier die allgemeine historische Erfahrung bestätigte, daß durch eine Revolution, welche den Staat aus der absoluten Form in die republikanische umgestaltet, der Advokatenstand die hohe Aristokratie zu beerben, und beide in mehr als einer Hinsicht die Rollen zu wechseln pflegen. Den Mann einsperren zu lassen, um ungestört bei der Frau zu schlafen, ist in verdorbenen Feudal-Monarchien ein

Höflings=Privilegium; in der Republik bringt nur der Advokat es fertig!"

Daß unter solchen Umständen die guten Sitten nicht gewinnen können, versteht sich von selbst. Der Verfasser erzählt skandalöse Fälle (S. 463). Die neuen Bischöfe haben zwar versucht, sich einige Autorität über die Sitten anzumaßen, es ist ihnen aber mißlungen. Ein Verbot der Maskenzüge in der Faschingzeit wurde dadurch beantwortet, daß die Masken zahlreicher und wilder schwärmten, als je vorher. Auch die Schulen sind im allervernachläßigsten Zustande. Die Religion ist nichts als ein Spektakel, oft von der skandalösesten Art. Der Verfasser beschreibt mehrere Kirchenfeste: „Bei dem gewöhnlichen Kirchenfeste zu Guadalupe sieht man dagegen das eben beschriebene mythologische Quodlibet von St. Angel, und zwar in der Kirche selbst, gleichsam vor dem Schrein der Hochgebenedeiten, zwischen den gottesdienstlichen Handlungen — wie bei uns die Ballete zwischen den Akten einer Oper — durch Indianertänze der groteskesten Art sich wiederholen. Am 21. November 1830 gestaltete sich ein solcher merkwürdig genug in drei Gruppen, Männer, Weiber und Teufel. Die lezteren — diesmal völlig standesmäßig mit Pferdefuß, Schweif und Hörnern angethan — sprangen unter den Weibern herum, ihren Versucherberuf durch das unzweideutigste Geberdespiel kundgebend; die Männer mit Peitschen bewaffnet, und zum Tanze sich den Takt knallend, schlugen bald auf die Teufel, wenn diese zu unverschämt, bald auf die Weiber, wenn diese zu Evenartig schienen — alles, wie gesagt, in der Kirche, während des Gottesdienstes, unter wieherndem Gelächter der andächtigen Gemeinde!"

Noch gibt der Verfasser Nachrichten von den in Meriko lebenden Deutschen, den Herren Waldeck, Nebel, Karl Uhde und Rugendas. Unter den Kleinigkeiten und Sittenzügen ist uns eine Liebhaberei aufgefallen. „Sehr allgemein ist hier auch die bekannte europäische Kinderbelustigung der steigenden Papierdrachen, und zwar mit einigen hübschen und sinnreichen Zusätzen. So z. B. gibt man ihnen eine leierartige mit Saiten bezogene Oeffnung in der Mitte; diese Saiten, vom Winde durchrauscht, machen den Effekt einer Aeolsharfe; singend und klingend schwebt das papierne Ungestüm über den Häuptern der Menschen. Nach eingetretener Dunkelheit sieht man häufig illuminirte Drachen, in deren Kopf eine große Laterne von geöltem Papier angebracht, und deren Schweif aus vielen kleinern zusammengesezt ist. Wenn sie sehr hoch steigen, sehen sie aus wie wunderbare ungekannte Exemplare von Schwanzsternen; und wirklich war während meiner Anwesenheit einmal Tage lang das Gerücht von einem neuerschienenen ungewöhnlich großen Kometen in ganz Meriko verbreitet, aber bloß durch einen Drachen der genannten Art veranlaßt."

8) Reisen und Länderbeschreibungen. Elfte Lieferung. Montenegro und die Montenegriner. Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, **1837.** 8. S. **114.**

Eine sehr gute Schilderung des noch wenig bekannten Landes und Volks, die noch überdies dadurch Werth erhält, daß sie die verworrenen Begriffe über die zwischen Ungarn und Griechenland liegenden Distrikte aufklärt, und die Wichtigkeit Serbiens, als des Kernes zu einem künftig viel bedeutenderen Reiche gehörig, hervorhebt. „Alle Montenegriner sind Slaven serbischen Stammes, griechischer nicht unirter Religion. Nur in Kuci gibt es einige Tausend katholische Albanesen. Merkwürdig ist, wie wenig Europa in der Kenntniß dieses Volksstammes bis heute fortgeschritten ist. Die meisten Gelehrten und Diplomaten wissen besser, was am Nil und Euphrat geschieht, wie die Völker dort leben, und wie sie heißen, als z. B. in der Herzegowina und in Montenegro. Der französische Obrist Vialla, welcher 1813 Montenegro bereist hat, erklärt die montenegrinische Sprache, die er zur Nothdurft auch gesprochen haben will, für einen Dialekt der griechischen! Wahrscheinlich waren dieser Meinung auch jene französischen Diplomaten, die (wie de Pradt) bei der Theilung des türkischen Reiches die Grenzen Griechenlands bis an die Donau sich erstrecken ließen. Sie hätten diese Idee nicht haben können, wenn sie gewußt hätten, daß zwischen Griechenland und der Donau eine Nation heimisch ist, die, zahlreicher als die griechische, sich nicht nur in Sprache, Abstammung und Charakter, sondern sogar durch Nationalhaß und Verachtung von den Griechen scharf absondert. — Bei diesem Anlasse kann ich nicht umhin, des Artikels „Serbien" im allgemein gelesenen Conversations=Lericon insofern zu erwähnen, als die darin enthaltenen vielen historischen Unrichtigkeiten eine Rüge verdienen. Man muß sich darüber um so mehr wundern, als der Verfasser desselben das in dieser Hinsicht treffliche Werk von Ranke citirt und darauf hinweist. Es ist zu wünschen, daß bei einer neuen Auflage jenes weit verbreiteten Lericons dieser Artikel durch sachkundige Männer, wie Ranke, Schaffarik ꝛc., neu bearbeitet würde. — Wir glauben darum nichts überflüssiges zu thun, wenn wir hier bemerken, daß sich die eigentliche Heimath der Serben, wo diese auch heute noch zu Millionen wohnen, über das heutige Serbien bis Prisren und Ipek jenseits des Hämus erstreckt und ganz Bosnien, die Herzegowina, Montenegro, die Gegend von Antivari, das österreichische Albanien, Ragusa, Dalmatien, türkisches und österreichisches (Militär=)

Croatien, Slavonien, Syrmien, beinahe das ganze Bacser Comitat begreift, und sich längs den Donauufern bis nach St. André (oberhalb Ofen) und über einen großen Theil des Banates ausdehnt. In diesen Gegenden wohnen über fünf Millionen Slaven Eines Stammes und Einer Sprache, einzig durch die Religion unterschieden. Etwa drei Millionen (nämlich eine Million im heutigen Serbien, eine Million in Ungarn, und eine Million in Bosnien, der Herzegowina, in Zeta, Montenegro, dem österreichischen Albanien und Dalmatien) bekennen sich zur griechischen nicht unirten Religion; von den übrigen zwei Millionen kann man beiläufig annehmen, daß zwei Drittel (in Bosnien und der Herzegowina) der muhammedanischen, und ein Drittel in Slavonien, Croatien, Dalmatien und Ragusa der katholischen Religion angehören. Somit ist zwischen den Serben, die Kragujevatz, die Residenz des jetzigen serbischen Fürsten, bewohnen, und den Einwohnern Ragusas kein anderer Unterschied, als z. B. zwischen den Dresdenern und Wienern, und dies nur in Hinsicht auf Religion; in der Sprache ist der Unterschied noch unmerklicher. — Selbst die Morlaken in Dalmatien, die nach dem „Grundriß der Erdbeschreibung für die erste Grammatikal-Klasse der k. k. österreichischen Gymnasien" (Wien 1851) ein Hirtenvolk tartarischen Ursprungs wären, sind nichts Anderes als Serben, so wie die Bewohner Montenegros, der Herzegowina und Serbiens. Die Provincial-Croaten um Agram u. s. w. sprechen einen slavischen Dialekt, der eine Mischung der krainerischen und des serbischen ist, aber doch mehr mit lezterm gemein hat und sich von diesem etwa kaum so, wie der sächsische Dialekt von dem österreichischen unterscheidet. Die Bulgaren haben mit den griechisch nicht unirten Serben eine Religion und Eine Kirchensprache (die auch die der russischen Kirche ist); aber ihre Nationalsprache ist ein eigener slavischer Dialekt, der sich besonders im Innern Bulgariens wesentlich von dem serbischen, wie auch von andern slavischen Dialekten unterscheidet."

Die Geschichte Montenegros ist kürzlich folgende. Die eingebornen Fürsten erlagen dem Andrang der Türken und das kleine Völkchen hielt nur noch unter dem Metropoliten von Cetinje zusammen. Ein großer Theil desselben nahm den Islam an, wurden aber von seinen christlichen Brüdern plötzlich überfallen und alle umgebracht, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Seitdem leben sie in wilder Freiheit unter der sehr sanften geistlichen Oberaufsicht fort, in beständiger Grenzfehde mit den Türken. Am Ende des vorigen Jahrhunderts spielte ein Abenteurer, der sich für den russischen Czaar Peter III. ausgab, vorübergehend eine Rolle im Lande.

„Die Zahl der Bevölkerung des heutigen montenegrinischen Gebietes wird auf 100,000 Seelen und 15,000 waffenfähige Männer geschäzt. Die höchste Person unter den Montenegrinern ist der Metropolit oder Bischof, in ihrer Sprache „Vladika" genannt. Man redet ihn gewöhnlich mit den Worten „Sveti Vladika" (heiliger Bischof) an, sonst im Gespräch mit Andern wird er auch Gospodar (der Herr) genannt. Außer dem Oberregenten Vladika hat jede Nahie einen Serdar, jeder Stamm einen Vojevoda, Knes und Barjaktar (Fahnenträger), und alle diese Würden sind in gewissen Familien erblich. Auch genießen die Vornehmsten jeden Stammes außer den genannten Würdenträgern einiges Ansehen, heißen auch Glavari (Häuptlinge). Neben dem Vladika gab es bis 1832 einen weltlichen Gubernator oder Guvernatur, welche Würde ebenfalls und zwar in der Familie Radonjich aus dem Stamme Neguschi erblich war. Vermuthlich ist diese Würde in Montenegro die neueste; allein wie und wann sie entstanden, ist nicht auszumitteln. Der lezte Gubernator wurde im genannten Jahre (1832) mit seiner ganzen Familie des Landes verwiesen, weil er des Versuchs beschuldigt ward, nach dem Tode des Vladika Peter die theokratische und weltliche Gewalt in seiner Person zu vereinen. Indessen sind alle diese schönklingenden Würden in Montenegro bloße Titel ohne Mittel. Keine derselben ist mit einer Revenue dotirt oder gibt das geringste Recht über andere Montenegriner; es existirt vielmehr hier vielleicht die größte Gleichheit auf der ganzen Erde. Der Aermste kann einem jeden erwidern: „Ich bin weder geringer noch von schlechterer Abkunft als du." Wegen Verhandlung der öffentlichen Angelegenheiten werden gewöhnlich Versammlungen sowohl in einzelnen Stämmen und Nahien als auch von allen zusammen in Cetinje gehalten; aber auch da kann jeder, besonders wenn er eine starke Familie hat, gegen hundert Stimmen sagen: „das oder jenes will ich nicht," aus dem einfachen Grunde, weil es ihm nicht beliebt. Auch in Kleidung und Lebensweise unterscheiden sich die Oberhäupter durchaus nicht von den übrigen Montenegrinern. Selbst der Vater und die Brüder des Vladika sind durch Tracht vor den übrigen keineswegs ausgezeichnet."

Daher haben sich in Montenegro noch alle die alten Sitten bewahrt, die von der wilden Freiheit unter gleichberechtigten Stämmen und Familien unzertrennlich sind, und die z. B. auch bei den alten Deutschen herrschten, die Blutrache, die Gastfreundschaft, Mädchenkauf und Raub :c. Erst der gegenwärtige Vladika hat den Versuch einer modernen Organisation gemacht, eine Art Senat errichtet und Verbrechen von Staatswegen bestrafen lassen. Es scheint aber, als ob diese Reform noch nicht tief gegriffen hätte.

Das Volk kann sich seines wilden Charakters nicht entwöhnen, so lange es als nächster Nachbar der Türken

täglich nur daran denkt, zu rauben oder beraubt zu werden. Keiner geht hinter dem Pfluge, ohne vollständig bewaffnet zu seyn, und der Türke auf dem gegenüberliegenden Felde macht es ebenso. Eine seltsame Mittelschöpfung zwischen beiden sind die Uskoken (wörtlich: Eingesprungene), die wegen Verbrechen geflohen sind, deren es daher immer zweierlei gibt, montenegrinische, die zu den Türken, und türkische, die zu den Montenegrinern fliehen, und die eifrig ihren neuen Freunden gegen die alten dienen.

Kirchen gibt es viele im Lande, aber keine Schule. Man treibt ein wenig Ausfuhrhandel, aber die Handwerke sind tief verachtet. Die Volkssitten hat der Verfasser sehr anziehend geschildert. Das Volk ist wild, aber keusch, mäßig, gastfrei, ein kerngesundes Urvolk. Am ausführlichsten werden die weitläuftigen und charakteristischen Hochzeitszeremonien behandelt.

9) Handbuch der allgemeinen Staatenkunde von Europa, von Dr. F. W. Schubert, Prof. in Königsberg. Erster Band, drei Theile. Königsberg, Bornträger, 1836.

Die vorliegenden drei Theile des ersten Bandes umfassen die allgemeine Einleitung, dann Rußland, Frankreich, England, Spanien, Portugal. Die Methode, nach welcher der Verf. die Länder und Staaten beschreibt, ist folgende. Zuerst nimmt er die physische Basis gleichsam als das Capital oder den Grundstock des Staates an, Boden, Klima, Communicationsmittel, Bevölkerung nach Stämmen, Ständen und Religion. Dann betrachtet er gleichsam die Verwendung dieses Capitals in der Cultur des Landes, Industrie und Handel, ferner die Oberaufsicht in Verfassung und Verwaltung, Militär und Finanzen, die Anstalten für geistige Cultur und Unterricht, endlich die auswärtigen Verhältnisse jedes Staats. Diese Methode ist eine sehr richtige für die Staatenkunde und muß um so mehr eingehalten werden, als die Länderkunde als solche immer mehr von der Statistik zur physischen Geographie zurückgekehrt und mit Recht. In der Einleitung gibt der Verf. eine Geschichte der Staatskunde und ihrer sehr allmähligen Ausbildung, die erst in neuester Zeit rascher fortgeschritten ist (wenn man China ausnimmt). Ueberall, auch bei der Bearbeitung der einzelnen Staaten, weist er auf die besten Quellen hin, aus denen man die nähere Kunde des Landes schöpfen kann, so auf die besten Landkarten, Reisewerke ꝛc.

Der administrative Theil der Bearbeitung scheint uns der vorzüglichere. Die Verhältnisse der einzelnen Stände zu einander und zum Staate, des Staats zur Kirche, der Central-, Provinzial- und Municipalverwaltung und Justiz sind kaum anderswo so lichtvoll auseinandergesezt, als hier. Man bekommt z. B. von den weniger bekannten innern Verhältnissen Rußlands und Spaniens ein sehr klares Bild, alle Stände gehn nach ihrem geschichtlichen Ursprung und nach ihrer gegenwärtigen politischen und socialen Bedeutung an uns vorüber. In alle Zweige der Staatsverwaltung blicken wir wie aus dem Centrum hinein. Solche Werke sind vollkommen geeignet, wahre Aufklärung zu befördern und die noch immer mit der Unwissenheit kämpfenden falschen Vorstellungen beiderseits dahin zu bringen, wo der europäische Verstand angelangt seyn muß, wenn er wissen soll, was er eigentlich will. Denn ohne Einsicht in Vergangenheit und Gegenwart geht man in die Zukunft hinein zuweilen irre. Im Vergleich mit den Theorien des vorigen Jahrhunderts, welche die Welt nach dem ersten besten Einfalle eines verbrannten Gehirns um und umkehren wollten, ohne daß man im geringsten auf die geschichtliche Entwicklung, auf die Eigenthümlichkeit der Nationen, auf die durch die Natur selbst gebotene Lebensweise der verschiedenen Stände und überhaupt auf das Wirkliche Rücksicht nahm, sind die zahlreichen praktischen Lehrbücher des neunzehnten Jahrhunderts, worin das Wirkliche und Mögliche zur klarsten Einsicht gebracht wird, ein wahrer Fortschritt. Der Fanatismus thut zuweilen Wunder, aber sie wirken nur auf kurze Zeit, dann geht der Rausch vorüber und die unnatürlichen Verhältnisse, die er geschaffen, hören von selber auf. Nur erfahrungsmäßige Ueberzeugungen, die so klar wie mathematische Wahrheiten werden, wirken unwiderstehlich und auf die Dauer, und keine Gewalt vermag das wieder umzustoßen, was durch sie gebessert ist. Darum ist die Verbreitung von gemeinnützigen Kenntnissen viel mächtiger und progressiver geworden, als die von bloßen Meinungen.

10) Die Fahrten und Abenteuer des Cap. John Roß auf seinen Entdeckungsreisen nach den Gegenden des Nordpols. Mit 6 Ansichten, einer Karte und dem Porträt des Cap. Roß. Leipzig, Weber, 1836.

Ein Auszug aus der zweiten Reise des Capitäns, die auch schon vollständig übersezt, hier aber in einer kleinen Ausgabe für die Jugend bearbeitet worden ist. Das Buch ist recht artig, elegant gedruckt und mit zierlichen Steindrucken versehen; auch die Reise selbst, über die wir erst im vorigen Jahre in diesen Blättern berichtet haben, so interessant durch Gefahren und Glückswechsel wie durch die Erhabenheit der nordischen Natur, daß ihre Lektüre auch der jüngern Lesewelt nur angenehm und belehrend seyn kann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 40. Mittwoch, 19. April 1837.

Lyrische Dichtkunst.

Lieder von Niclas Müller, Buchdrucker in der Offizin der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Eingeleitet von Gustav Schwab. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1837.

Ein und dieselbe Person hat diese Lieder verfaßt, gesezt und gedruckt. Sie sind von der Art, daß sie die Auszeichnung verdienen, die schon in dieser Art der Veröffentlichung unter einer so berühmten Firma liegt. Der Verfasser hat den einleitenden Worten Schwabs eine kleine Selbstbiographie beigelegt. Er ist in Langenau bei Ulm geboren von armen Eltern, die andern Leuten dienen mußten. Durch Pietisten aber, mit denen sein Vater umging, und durch einige alchymistische Bücher wurde sein Geist frühe angeregt; durch Zufall lernte er Uhlands Gedichte kennen, und um Gelegenheit zu haben, noch mehr Bücher zu lesen und sich geistiger Thätigkeit hinzugeben, wurde er Buchdrucker, wanderte nach Ungarn, kehrte wieder zurück, kam nach Stuttgart, wo er in der J. G. Cotta'schen Offizin arbeitete, sein poetisches Talent im Stillen ausbildete, und mit Schwab und dessen Freunden befreundet wurde. Jezt ist er im Begriff nach England zu gehen, um sich dort in der Buchdruckerkunst zu vervollkommnen.

Die Gedichte des achtungswürdigen Jünglings tragen das Gepräge einer tiefen Gemüthlichkeit und eigner, nicht geborgter Einbildungskraft. Er widmet sich vorzugsweise der Natur:

Das Echo.

Als ich, irrend unter Buchen,
Ging so traurig in dem Hain,
In der Einsamkeit zu suchen,
Wo die Liebste möge seyn,

Rief ich unter Waldesbäumen
Sehnsuchtsvoll: wer liebet mich?
Da ertönte aus den Räumen
Süß die Antwort: Ich, Ich, Ich!

Und es heilten diese Töne
Meinen tiefen Liebesschmerz;
Jene unbekannte Schöne
Hatte nun mein ganzes Herz.

In den Thälern, in den Auen,
Auf den Bergen, überall
Hofft' ich nun ihr Bild zu schauen,
Horchte ihrer Stimme Schall.

Aber nirgends konnt' ich finden
Ihre heißersehnte Spur,
Und es zog mich aller Winden
In die Ferne tiefer nur.

Aber wo ihr Ton mich lenkte,
Ward mir immer leicht die Brust;
Was mir nicht ihr Anblick schenkte,
Gab mir doch der Ahnung Lust.

Denn in jedem neuen Haine
Rief mir Antwort solcher Ton,
Jedes kleine Thal hatt' eine
Liebste mir bereitet schon.

Und weil ich der Liebe Klagen
Nun so süß gestillet fand,
Fing es endlich an zu tagen
In des Herzens Dämmerland.

Und ich fühlte heißes Brennen
Stets gestillt auf grüner Flur,
Und so lernt' ich endlich kennen
Die Geliebte, die Natur.

Und von nun an will ich singen
Von der Schönen, die mich liebt,
Und wird mir ein Lied gelingen,
Ist's nur sie, die mir es giebt.

Das innige Versinken des Gemüths in die Natur, der geheime Verkehr der Seele mit dem Zauber der Natur, die Verwandtschaft gewisser Seelenzustände mit der äußern Scenerie der Natur sind die ältesten und reinsten Quellen der Poesie, und sie waren für unsern Dichter noch nicht erschöpft. Viele seiner Empfindungen erscheinen in dieser Beziehung noch eben so neu, als schön, z. B.:

Auf der Höhe.

Ihr Lüftlein, weht um meine Brust
So kühl auf dieser Höh'.
Mit eurem Spiel in froher Lust
Verweht ihr all mein Weh.

Ich kehre, frei von meinem Schmerz,
Zurück in's enge Thal;
Dort oben treibt ihr euren Scherz
Mit meiner Sorgenqual.

Der Tannenbaum.

Schlanke Tanne, trägst den Gipfel
Zu den Wolken hoch und hehr,
Und bewegest deine Wipfel
Stolz im Winde hin und her.

Wohl darf ich das Haupt erheben
Ueber andre Bäume stolz,
Denn ich bin für's Menschenleben
Gar ein vielbedeutend Holz.

Denn mein Gipfel gibt die Wiege
Für ein neues Dichterkind,
Darum schaukl' und darum biege
Ich so lustig ihn im Wind.

So ein Holz, das Stürme schaukeln,
Taugt vor allen gut dazu;
Träume werden es umgaukeln,
Wiegen ein in süße Ruh.

Und mein Stamm, der fest und stille
In die Erde bohret sich,
Gibt die Bretter zu der Hülle
In dem kühlen Grab für dich.

Drum im Herzen still bewahre,
Was du hast an mir gesehn;
Denke: daß oft Wieg' und Bahre
Nahe bei einander stehn.

So auch das sinnreiche

Frühlingslied des Todtengräbers.

Nun grünet Wald und Wiese,
Die Blumen alle sind erwacht,
Mein Todtengarten steht in Pracht,
Gleich einem Paradiese;
Nur unten in der Erde Schooß
Da schlummern Alle, Klein und Groß,
In Dunkel noch geborgen,
Bis an den großen Morgen.

Wie freu' ich mich der Wonne,
Wann einst die Saat, die ich gesät,
Zu neuem Leben auferstehet
In ew'ger Frühlingssonne!
Bald sink' auch ich in's kühle Grab
Zu meinen Leichen all hinab ꝛc.

Zu den schönsten Gedichten der Sammlung gehört auch das

Wanderlied.

Ich gehe, Stadt, um deine Mauer,
Der Fußpfad soll mich seitwärts führen:
Es hält mich ab ein süßer Schauer
Von deinen Fenstern, deinen Thüren.

Ich bin schon einmal drin gewesen,
Da hat ein Zauber mich bestricket,
Von so viel schönen, jungen Wesen,
Die aus den Fenstern dort geblicket.

Ein Wanderer in Sommertagen
Mit schwerer Bürde auf dem Rücken,
Sollt' er noch so viel Liebe tragen,
Müßt' ihn die Last zu Boden drücken.

Ferner die zwei kleinen lieblichen Liedchen:

Herzens-Flug.

Wie kommt's, mein Herz, wie kamst du zu dem Fliegen,
Wer hat die neue Gabe dir geschenkt,
Daß du bald hohe Berge hast erstiegen,
Und bald in tiefe Thäler dich gesenkt?

„Die Liebe lieh mir ihre schnellen Flügel,
Die tragen hoch mich wie des Sturmes Wind;
Nun flieg' ich über Berge fort und Hügel,
Und sink' in Thäler wie ein Zephyr lind."

Beginn den Flug noch einmal, Herz, zu schauen
In jenes Thal nach ihrem kleinen Haus,
Und wenn sie dann zum Himmel blickt, dem blauen,
Zu ihrem Fenster liebesbleich hinaus:

So senke dich als eine fromme Taube
Hernieder auf das strohbedeckte Dach,
Und girre bei der Nacht, damit sie glaube,
Die Liebe sey zu jeder Stunde wach.

Das sind echte lyrische Klänge, und wir würden deren noch mehrere anführen können, wenn es der Raum gestattete. Natürlicherweise sind nicht alle Lieder gleich ausgezeichnet, in einigen ist Bild und Gedanke weniger ansprechend, in andern ist der Vers zu leicht behandelt, z. B.:

Das Wolkenschloß.

Es sprachen mitsammen die Lüfte:
Wir wollen uns bauen ein Haus;
Wir machen mit Flammen die Düfte,
Und bauen ein Schloß daraus.

Sie raffen mit mühendem Sorgen
Zusammen nun jeglichen Duft,
Und schaffen mit frühendem Morgen,
Am Abend da ziert's die Luft.

Der Wind, es erblickend, ihr Vater,
Sah, daß es der Erde gefiel,
Geschwind es erdrückend ihr, trat er
Hinein in der Kinder Spiel.

Nun gingen darüber die Straßen,
Dem Donner und Blitze zur Bahn,
Da fingen gar über die Maßen
Die Kinder zu weinen an.

Hier ist das Bild doch etwas unklar und der dritte Vers in der Form hart. Indeß sind originelle Bilder, wenn auch unklar, und ungewohnte Formen, wenn auch hart, immer die Kennzeichen des jungen, noch nicht ganz durchgebildeten, aber kräftigen und echten Dichtergeistes, und für den Kenner erquicklicher als die klaren, aber gemeinen Bilder und glatten, aber seelenlosen Verse, die durch eine Unzahl von Nachahmern in der neuern Lyrik so häufig geworden sind.

Länder- und Völkerkunde.

11) Kurzgefaßte Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten evangelischen Missionäre, nebst einer Uebersicht der Ausbreitung des Christenthums durch die Missionen. Herausgegeben von C. Ch. G. Schmidt. Erstes Bändchen. Leipzig, Hinrichs, 1836.

Eine gedrängte und übersichtliche Geschichte der sämmtlichen, aus dem Schooß der neuen Kirche hervorgegangenen Missionen, im Gegensatz gegen die ältern der Jesuiten. Das Wirken so vieler Männer unter Entbehrungen und zum Theil Gefahren in den entlegensten Welttheilen und unter den fremdesten Völkern hat etwas Rührendes und Erhebendes. Dieses Wirken geht nicht von einer geschlossenen Gesellschaft aus, wie die der Jesuiten war, sondern von freiwillig Associirten in allen Himmelsgegenden, die Kosten werden bestritten durch freiwillige Beiträge, das Missionsamt selbst wird lediglich übernommen durch Freiwillige. Hier fallen auch alle die politischen Nebenabsichten weg, die einst die Gesellschaft Jesu verfolgte. Je uneigennütziger und apostolischer aber die evangelischen Missionen bisher waren, um so mehr wollen wir ihnen wünschen, daß sie es bleiben, und daß sie nicht im Glück und bei allzu glänzenden Erfolgen degeneriren. Sie sind in einigen Südseeinseln bereits zur politischen Herrschaft gelangt, und viele Reisende haben schon geglaubt, daß dies eine Klippe für sie geworden sey, indem sie die Demuth und Stille und den Freudenmangel des äußern Lebens, die immer nur freie Wahl seyn sollen, den ehemals so muntern Südsee-Insulanern gewaltsam aufgedrungen hätten.

Wir erhalten folgende Uebersicht der Missions-Gesellschaften:

In Großbritannien und Irland.

Die Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß, seit 1701, hat Missionäre in Ostindien.

Wesley-Methodistische Missions-Gesellschaft, s. 1786, hat Miss. in West- und Südafrika, auf Ceylon, in Ostindien, in den Ländern des mittelländischen Meeres, in Australien, im südlichen stillen Meere und in Westindien.

Baptisten-Missions-Gesellschaft, seit 1792, hat Miss. auf Ceylon, in Ost- und Westindien und im indischen Archipelagus.

Londoner Haupt-Missions-Gesellschaft, s. 1795, hat Miss. in Südafrika und auf den afrikanischen Inseln, in Ost- und Westindien, auf der malayischen Halbinsel, im Mittelmeere, in Sibirien, in China, im indischen Archipelagus und im südlichen stillen Meere.

Schottische Missions-Gesellschaft, s. 1796 — im asiatischen Rußland und in Ostindien.

Kirchliche Missions-Gesellschaft in Schottland, s. 1801 — in Ostindien.

Missions-Gesellschaft zu Glasgow, in Südafrika.

Kirchliche Missions-Gesellschaft in London, s. 1800 — in Westafrika, auf Ceylon, in Ostindien, im Mittelmeere, in Australien und unter den Indianern in Nordamerika.

Londoner Gesellschaft zur Bekehrung der Juden, s. 1818 — im Mittelmeere. (Besonders eifrig wirkt gegenwärtig als Judenbekehrer der Miss. Joseph Wolff, selbst ein geborner Jude.)

Allgemeine Baptisten-Missions-Gesellschaft, seit 1816 — in Ostindien.

Ueberdies unterhält auch die britische und ausländische Bibel-Gesellschaft, seit 1804 mehrere Miss. im Mittelmeere.

Auf dem Festlande von Europa.

Missions-Gesellschaft der Brüdergemeine zu Herrnhut, s. 1732, hat Miss. in Südafrika, in Westindien, in Süd- und Nordamerika, in Labrador und Grönland.

Basler Missions-Gesellschaft, s. 1816 — in Westafrika, in Ostindien, im asiatischen Rußland und Persien.

Berliner Missions-Gesellschaft, s. 1823 — in Südafrika. (Eine Missions-Schule wurde ebendaselbst vom Prediger Jänike schon im Jahr 1800 gestiftet.)

Desgl. Verein zur Bekehrung der Juden, s. 1822.

Rheinische Missions-Gesellschaft, s. 1829 — in Südafrika und auf Borneo.

Niederländische Missions-Gesellschaft, s. 1797 — im ind. Archipelagus.

Französ. protestantische Missions-Gesellschaft zu Paris, s. 1723 — in Südafrika.

In Asien ist außer der Baptisten-Missions-Gesellschaft zu Serampore (den Dänen gehörig) in Ostindien, seit 1799, welche eine bedeutende Anzahl von Missionären ebendaselbst unterhält, noch der Missions-Verein und das Lehrer-Seminar, oder Bischofs-Collegium, in dem der britischen Herrschaft unterworfenen Ostindien, zu Kalkutta, zu bemerken, eine Stiftung, die von der Londoner Missions-Gesellschaft ausgegangen, mit ihr in Verbindung steht, und vornämlich zur Bekehrung der Hindus bestimmt ist. Auch besteht seit 1808 in Malakka eine anglo-chinesische Mission, und seit 1818 ein anglo-chinesisches Collegium.

In Afrika ist ein Missions-Seminar in Sierra-Leone gegründet worden, das zunächst die Bekehrung der benachbarten Negerstämme zum Zweck hat — und auch in Australien oder Südindien besteht auf Otaheiti bereits seit 1818 eine eigene Missions-Gesellschaft für die zahlreichen Inseln der Südsee.

Zuletzt aber müssen wir noch der nordamerikanischen Missions-Gesellschaften, die seit mehr als 20 Jahren mit den alt-englischen rühmlich wetteifern, mit gebührender Anerkennung gedenken.

Vorzüglich thätig beweisen sich fortdauernd die Allgemeine Missions-Gesellschaft — seit 1810 — und die bischöfliche Missions-Gesellschaft, die eine große Anzahl Missionäre nicht nur unter den Indianern, in Amerika selbst, sondern auch auswärts in der Südsee auf den Sandwichs-Inseln, und in den entferntesten Gegenden, in Afrika, im Mittelmeere, in Griechenland und auf den griechischen Inseln, in Ostindien und China, unterhalten, und eigene Druckereien auf Hawaii und Malta und in Bombay haben, aus denen bereits eine Menge Bibeln in mehreren Sprachen hervorgegangen sind. Auch an Missions-Seminarien fehlt es nicht; unter andern befindet sich ein solches in Boston.

Noch theilen wir hier eine andere Uebersicht der evangelischen Heidenmissionen mit, die einer englischen Zeitschrift vom Jahr 1834 entnommen ist, und von welcher versichert wird, daß sie mit der größten Sorgfalt abgefaßt sey. Sie gibt zugleich einen Ueberblick der Stationen und Schulen in den verschiedenen Ländern, wo die Missionäre gegenwärtig in Thätigkeit sind.

Länder	Missionäre	Stationen	Schulen
West-Afrika	22	15	20
Süd-Afrika und die Inseln	77	52	118
Am Mittelmeere	43	25	22
China und Ostindien . . .	118	105	765
Ceylon u. die ostind. Inseln	47	28	234
Australien und Polynesien	59	58	1122
Süd-Amerika u. Westindien	162	118	25
Nord-Amerika u. Grönland	100	56	41
Summa	658	455	2345

Unter den Biographien einzelner ausgezeichneter Missionäre ist die des Herrn Schwarz, der in Ostindien und namentlich am Hofe Tippo Saibs eine sehr ehrenvolle Stelle einnahm, die anziehendste.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 41. Freitag, 21. April 1837.

Länder- und Völkerkunde.

12) Alphons von Lamartine's Reise in den Orient in den Jahren 1832 und 1833. Erinnerungen, Empfindungen, Gedanken und Landschaftsgemälde. Aus dem Französischen von Gustav Schwab und Franz Demmler. Vier Bände. Stuttgart, Metzler, 1835.

Diese Uebersetzung des berühmten Reisewerks zeichnet sich durch Solidität aus; alles Metrische ist von Schwab übertragen. Das Original selbst darf im Allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden, und wir erlauben uns nur einige Bemerkungen darüber. Herr von Lamartine setzt ein wenig den Herrn von Chateaubriand fort. Auch ihn ergriff im Gegensatz gegen das Extrem von französischer Frivolität eine Leidenschaft für das Christenthum; auch er theilt freigebig seine schwärmerischen Empfindungen mit; auch er mußte, um gleichsam seinen Glauben durch eine That zu besiegeln, das heil. Grab selbst aufsuchen. Wie christlich wir nun immer denken und empfinden, so sagt unserem deutschen Geschmack doch nicht überall jenes sentimentale Zerfließen und jene echt französische Schönrednerei zu, die Herrn von Lamartine überall begleiten. Wir wollen je die tiefste Empfindung kürzer, trockner, männlicher ausgedrückt haben. Aber wir müssen Herrn von Lamartine die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß der Strom seiner Rührungen uns beständig an einem reizenden Ufer vorüberführt, wo die Phantasie und der Verstand reiche Nahrung finden. Er mischt den empfindungsvollen Phantasien als echter Dichter die vortrefflichsten Schilderungen ein, er malt als echter Landschafts- und Genremaler, und auch sein geschichtsphilosophisches oder politisches Raisonnement ist das liebenswürdige und verständige eines Franzosen, der sich über die Gemeinheit und Eitelkeit der Tagsparteien zu echter Humanität erhoben hat.

Der glückliche Dichter fuhr mit Frau und Tochter, Freund und Dienerschaft über das Mittelmeer, Carthago vorüber nach Griechenland, von da Cypern vorüber nach Palästina. Sehr richtig ist die Bemerkung, die er über Cypern macht. „Die Insel ist auf allen ihren Theilen fruchtbar; Orangen, Oliven, Feigen, Weintrauben, Baumwolle, Alles geräth hier, selbst das Zuckerrohr. Dieses gelobte Land, dieses schöne Königreich für einen Kreuzfahrer oder für einen Genossen Napoleons nährte sonst bis zwei Millionen Menschen; nun besteht die ganze Bevölkerung aus dreißigtausend griechischen Einwohnern und einigen Türken. Nichts wäre leichter, als sich dieser Herrschaft zu bemächtigen; ein Abenteurer

würde mit einer Handvoll Soldaten und einigen Millionen Piastern Alles gewinnen; aber Europa, welches Colonien so sehr nöthig hätte, ist dagegen, daß man eine zu seinen Gunsten daraus macht; die Eifersucht der Mächte käme den Türken zu Statten, sie würde den Samen der Zwietracht in die Eroberung streuen, und der Eroberer hätte das Loos des Königs Theodor. — Wie Schade, es ist ein schöner Traum; acht Tage würden ihn in Wirklichkeit verwandeln."

Unter den zahlreichen Schilderungen der orientalischen Gegenden, Sitten und Menschen zeichnen sich die von Jerusalem selbst weniger aus (da ohnehin hier kaum etwas Neues zu sagen war), als die des Libanon, der Drusen, Maroniten, Metualis, Ansarier. Vom h. Lande sagt er: „Als wir auf der andern Seite dieses Hügels angekommen waren, zeigte sich uns das ganze heilige Land, das Land von Kanaan; es war nicht das nackte, steinige, unfruchtbare Land, das Gewimmel von niedrigen, kahlen Bergen, wie man uns das gelobte Land vorstellt auf das Wort einiger befangener Schriftsteller hin, oder einiger Reisenden, welche in der Eile, anzukommen und zu beschreiben, von den unermeßlichen, mannichfaltigen Besitzungen der zwölf Stämme Nichts gesehen haben, als den Felsenpfad, welcher zwei Tagereisen weit von Jaffa nach Jerusalem führt; — von ihnen getäuscht, erwartete ich Nichts, als Das, was sie beschrieben; das heißt ein Land ohne Ausdehnung, ohne Horizont, ohne Thäler, ohne Ebenen, ohne Bäume und ohne Wasser; ein Land, dessen ganze Füllung in einigen grauen oder weißen unbedeutenden Bergen besteht, wo der räuberische Araber im Schatten einiger Schluchten sich verbirgt, um den Vorüberziehenden zu plündern. — So ist vielleicht die Straße von Jerusalem nach Jaffa; aber hier ist Judäa, wie wir es am ersten Tage gesehen haben von der Höhe der Hügel, welche die Ebene von Ptolemais einfassen; wie wir es wieder gefunden haben auf der andern Seite der Hügel von Sebulon, von Nazareth, und am Fuße des Berges Hermon oder Karmel; wie wir es durchstreift haben in seiner ganzen Breite und Mannichfaltigkeit von den Höhen, welche Tyrus und Sidon beherrschen, bis zu dem See Tiberias, von dem Berge Tabor bis zu den Gebirgen von Samarien und Nablus, und von da bis zu den Mauern von Sion."

Die Drusen findet der Verfasser noch geheimnißvoll. „Die Religion der Drusen ist ein Mysterium, welches kein Reisender je zu durchdringen vermochte. Ich habe mehrere Europäer kennen gelernt, die schon seit langen Jahren mitten unter diesem Volke lebten, und die mir gestanden, in dieser Hinsicht Nichts zu wissen. Lady Stanhope macht gewiß eine Ausnahme von allen Andern durch ihren fortwährenden Aufenthalt unter den Arabern dieses Stammes und durch die Ergebenheit, welche sie diesen Menschen einflößt, deren Sprache sie spricht und deren Sitten sie angenommen hat, aber auch sie wußte mir Nichts zu sagen, als daß die Religion der Drusen ein Mysterium sey. Der größte Theil der Reisenden, welche über sie geschrieben haben, nimmt an, ihre Gottesverehrung sey nichts, als ein Schisma des Mahomedismus. Ich bin überzeugt, daß sie sich täuschen. Ausgemachte Thatsache ist, daß die Religion der Drusen ihnen erlaubt, alle Gottesdienste der Völker, mit denen sie zusammen sind, äußerlich mitzumachen; daher kam die Meinung, sie seyen schismatische Mahomedaner. Daran ist nichts Wahres. Sie beten das Kalb an, dies ist das einzige Bethätigte. Sie haben Einrichtungen, wie die Völker des Alterthums. Sie sind in zwei Kasten getheilt, die Akkals oder die, welche wissen, und die Djahels oder die, welche nicht wissen; je nachdem ein Druse zu dieser oder jener Kaste gehört, übt er diese oder jene Form des Gottesdienstes. Moses, Mahomed, Jesus sind Namen, die bei ihnen in Achtung stehen. Sie versammeln sich einen Tag in der Woche, jeder an dem Ort, der dem Grade entspricht, zu dem er gelangt ist, und hier verrichten sie den Gottesdienst. Während der Ceremonien sind Wachen ausgestellt, daß kein Profaner den Eingeweihten nahen kann. Augenblicklicher Tod wäre die Strafe der Verwegenen. Die Frauen werden zu diesen Mysterien zugelassen. Die Priester oder Akkals sind verheirathet. Sie haben eine Priesterhierarchie. Das Haupt der Akkals oder der Pabst der Drusen wohnt in dem Dorfe El-Mutna. Nach dem Tode eines Drusen versammelt man sich um das Grab, und vernimmt Zeugnisse über sein Leben; sind die Zeugnisse günstig, so ruft der Akkal: Sey dir der Allmächtige gnädig! sind sie ungünstig, so schweigt der Priester und die Umstehenden. Das Volk glaubt allgemein an Seelenwanderung; wenn das Leben des Drusen rein gewesen ist, so wird er als ein von dem Glück begünstigter, tapferer und von seinen Mitbürgern geliebter Mann wieder ins Leben treten, war er niedrig und feig, so wird er unter der Gestalt eines Kameels oder eines Hundes wiederkehren." Damit hängt auch die mystische Weisheit der Lady Stanhope zusammen, die Herr von Lamartine besuchte und von deren Originalität er eine eben so ausführliche als anziehende Schilderung macht. Sie nahm den Dichter günstig auf, ließ ihn zwar nicht in das Innerste ihrer Mysterien hineinblicken, erregte aber desto mehr sein Staunen und seine Neugier. Unter den heiligen Gegenständen ihrer Umgebung befand sich z. B. eine weiße Stute. „Lady Esther sagte mir es nicht ausdrücklich, aber sie ließ mich merken, daß, obgleich die Bestimmung der weißen Stute

weniger heilig sey, sie dennoch ebenfalls eine geheimnißvolle und wichtige habe, und ich glaubte zu errathen, daß Lady Stanhope sie für sich selbst bis auf den Tag aufbehielt, wo sie an der Seite des Messias in dem wieder eroberten Jerusalem ihren Einzug halten würde."

Der Verfasser hatte das Unglück, seine geliebte Tochter durch den Tod zu verlieren. Sein Schmerz darüber ist eine Episode der Reisebeschreibung. Er sezte inzwischen seine Wanderungen durch den Libanon und nach Damaskus fort. Die Ruinen von Baalbeck erschienen ihm so großartig, daß er sie weit über alles sezt, was Italien und Griechenland in der Art besitzen. Der Besuch der großen Stadt Damaskus, und der uralten Cedern auf dem Libanon sind wieder Glanzpunkte des Werks. Den Rückweg nahm er über Tripolis, Rhodus, Constantinopel, von dem er, so bekannt es ist, doch eine die Phantasie fesselnde Schilderung entwirft.

Aus seinen Beobachtungen der morgenländischen Sitten entlehnen wir folgende gewiß sehr richtige Bemerkung: „Für ein vorurtheilsfreies Auge ist zwischen dem Adel, der Schicklichkeit und der ernsten Grazie der arabischen, türkischen, indischen, persischen Sitten und den unsrigen kein Vergleich. Man merkt an uns die neugebackenen Völker, welche kaum aus der rohen, plumpen, unvollkommenen Civilisation getreten sind: an ihnen die Kinder von gutem Hause, Völker, welche eine alte Weisheit und Tugend geerbt haben. Ihr Adel, welcher Nichts ist, als die Nachkommenschaft ursprünglicher Tugenden, steht auf ihrer Stirne geschrieben, und ist allen ihren Gebräuchen eingeprägt: Pöbel gibt es bei ihnen nicht." Ob die Schilderung der morgenländischen Schönen zu viel Schmeichelei enthält, können wir nicht beurtheilen: „Es ist das Auge der Frauen von Italien, aber sanfter, schüchterner, von Zärtlichkeit und Liebe durchdrungen; — es ist der Wuchs der griechischen Frauen, aber gerundeter und gelenkiger, mit lieblicheren, anmuthigeren Bewegungen. — Ihre Stirne ist breit, eben, weiß, glatt, wie die der schönsten Frauen von England oder der Schweiz, aber die regelmäßige, gerade und breite Linie der Nase gibt der Physiognomie mehr Majestät und antiken Adel. — Die griechischen Bildhauer wären noch vollkommener gewesen, wenn sie ihre Modelle von asiatischen Frauengesichtern genommen hätten! Und es ist für einen Europäer, der an die leidenschaftlichen Züge, an die angespannten zusammengezogenen Gesichter der europäischen Frauen, namentlich der in den Salons, gewöhnt ist, so wohlthuend, Gesichter zu sehen, so einfach, so rein, so ruhig, als der Marmor, der aus dem Steinbruch kömmt, Gesichter, welche nur Einen Ausdruck haben, den der Ruhe und der Zärtlichkeit, und in denen das Auge eben so schnell und leicht liest, als in den großen Schriftzügen einer herrlichen Prachtausgabe. — Die Gesellschaft und die Civilisation sind offenbar Feinde der schönen Gesichter. Sie vervielfachen zu sehr die Eindrücke und Empfindungen, und da die Physiognomie unwillkürlich das Gepräge von diesen annimmt und behält, so wird sie verwirrt und verfälscht; sie hat Etwas Verworrenes und Ungewisses, das seine Einfachheit und seinen Reiz zerstört, es ist eine Sprache, welche zu viele Worte hat, und welche nicht mehr verständlich ist, weil sie zu reich ist."

Von Constantinopel kehrte Herr von Lamartine zu Lande zurück über Servien, wo er den Fürsten Milosch besuchte. Im Anhang theilt er arabische Dichtungen mit, etwas französisch zugestuzt, doch ohne aus dem nationalen Charakter zu fallen. Endlich macht den Schluß ein politisches Resumé, worin der Verfasser sagt: „Das Uebermaß des Lebens bei uns kann und muß sich nach jenem Welttheil abladen; das Uebermaß der Kräfte, das uns zu schaffen macht, kann und muß sich nach jenen Gegenden ziehen, wo die Kraft erschöpft und eingeschlafen ist, wo die Bevölkerung verkümmert und erstarrt, wo die Lebensthätigkeit des Menschengeschlechts erstirbt. Das türkische Reich stürzt zusammen, und bietet von Tag zu Tag mehr einen Tummelplatz für die Anarchie und die entfesselte Barbarei: Ländereien ohne Völker, und Volksmassen ohne Führer und Herrscher; diesen Einsturz des ottomanischen Reichs darf man nicht erst herbeirufen, indem man den Koloß mit Gewalt umstürzt, er kommt voraussichtlich durch sein eigenes Wirken, durch die Nothwendigkeit seines Wesens zu Stande; er kommt zu Stande wie alle von dem Geschick bestimmten Ereignisse, ohne daß man Jemand die Schuld davon zuschieben könnte, ohne daß es weder den Türken noch Europa möglich wäre, ihn zu hintertreiben. Die Bevölkerung, in sich selbst aufgerieben, stirbt durch ihre eigene Lebensunfähigkeit, oder vielmehr sie ist eigentlich schon nicht mehr. Die muselmanische Race ist auf Nichts zurückgesunken in den sechzigtausend Quadratmeilen, aus denen ihr ungeheures fruchtbares Gebiet besteht; ausgenommen eine oder zwei Hauptstädte, gibt es beinahe keine Türken mehr. Werfen wir einen Blick auf jene reichen, wunderbaren Gestade, und suchen wir das ottomanische Reich: wir finden es Nirgends; die stumpfsinnige Verwaltung, oder vielmehr die tödtende Trägheit der erobernden Race der Kinder Osmans hat überall eine Wüste hervorgerufen oder den überwundenen Racen möglich gemacht, sich zu vermehren und auszubreiten, während sie selbst sich verminderte und von Tag zu Tag erlosch." Allein wem empfiehlt Herr von Lamartine das Colonisiren? doch wohl nicht seinen Landsleuten, die durch ihre ganze Geschichte hindurch bewiesen haben, daß sie sich nicht darauf verstehen.

13) Geographisch-historische Beschreibung des Landes Palästina, von F. G. Crome. Erster Theil. Mit einer Karte. Göttingen, Vandenhöck und Ruprecht, 1834.

Eine äußerst ausführliche Geo- und Topographie, systematisch aus den besten Quellen zusammengetragen, nach der Eintheilungsweise und mit der detaillirten Ausführung wie Ritters Erdkunde. Zuerst wird das Land charakterisirt nach den Gebirgszügen, Flußgebieten und allen geognostischen Verhältnissen, dann folgt die Beschreibung der Städte, Alterthümer rc.

14) Handbuch der Geographie, von Dr. W. F. Volger. Vierte, stark vermehrte Auflage. Zwei Bände. Hannover, Hahn, 1836.

Schon früher haben wir dieses Werk empfohlen, dessen Güte sich durch die günstige Aufnahme, die es beim Publikum gefunden hat, erprobt. Wir begnügen uns daher, diese vierte Auflage einfach willkommen zu heißen.

15) Lehrbuch der allgemeinen Erdkunde für höhere Gymnasial- und Realklassen, so wie für Hauslehrer und zum Selbstunterricht von Dr. Karl Andrée. Mit 4 lithographirten Tafeln. Leipzig, Schumann, 1836. 8. S. 484.

In Einem Bande, größtentheils nach Balbi und Woodbridge bearbeitet, den unermeßlichen Stoff in verhältnißmäßiger Abkürzung darbietend.

Unterhaltungsschrift.

Die neueste Blumensprache, oder neue, sinnige und vollständige Deutung der Blumen, nebst der bisherigen orientalischen. Mit Namenweiser der Deutungen und einem Anhang, die Farbensprache und das Sträußebinden enthaltend. Ein Taschenbuch für Liebende von Guido Reinhold. Leipzig, Eisenach, 1836. Mit 2 colorirten Abbildungen. 8. S. 64.

Die Blumensprache ist uralt, wie schon viele der ältesten Blumennamen beweisen. Im Occident herrscht in den Namen die Beziehung auf Religion und Zauberei, oder spielender Witz vor, der bloß Aehnlichkeiten heraushebt; im Orient wurden dagegen bei der dortigen Abgeschlossenheit des andern Geschlechts die Blumen stumme Boten der Liebe und in diesem Sinne ihre Deutung stereotyp. Von dort haben wir denn auch von Zeit zu Zeit diese Liebessprache bei uns einzuführen gesucht, und vorliegendes kleine Buch ist ein neuer Versuch dazu. Unsere Sitten aber gestatten der unverblümten Rede Zugang genug, und die Blumensprache wird unter uns nie förmlich eingeführt, oder auch nur allgemein verständlich werden, weil sie nicht aus der Noth entspringt.

Wir können das kleine Buch empfehlen, denn es enthält eine große Menge wirklich sehr poetischer Deutungen, z. B.:

Aehre, geknickte, getäuschte Hoffnung.
Amaranth, Liebe in Trauer.
Amarillis: mein Herz bleibt kalt vor deinem Purpurmantel.
Aster, entschwundene schöne Tage.
Brennessel, Mädchenbosheit.
Buchsbaum: warum so spröde in der Hoffnung Grün.
Camille, Eifersucht.
Citronenblatt, Abschied. (So wie man bei Begräbnissen den Leidtragenden eine Citrone reicht).
Cypresse, Tod der Liebe.
Eisenhut, Drohung.
Epheu, Treue und Ausdauer.
Erdbeerblüthe, künftiger Genuß.
Espe, Bitte um Schutz vor Verfolgern.
Flachsblüthe, Frage, ob das Herz die Liebe der Treue halten wird? ob das Kleid auch den Mann macht?

Und so fort. Einige Deutungen sind schwankend, zum Beispiel:

Goldlack, gefüllter (Cheiranthus cheiri, gelbe Levkoye, gelbe Veiel, gelbe Viole, Lack). Soll nach andern Blumensprachen bald edlen Ernst oder Nachdenken, bald Vergehen vor Sehnsucht bedeuten. — Wir meinen, die schöne wohlriechende Blume lasse sich lieber als Sinnbild beglückender Reize denken. — Orientalisch: Was Du mir gibst, und wäre es ein halbes Nichts, es ist mir heilig, denn es kommt von Deiner Liebe.
Haselnuß, die Frucht, eignet sich nur dann in einen Strauß, wenn sie noch im grünen Kelche ist, läßt dann die Deutung zu: durch Hindernisse zum Ziel. — Orientalisch kann man freilich auch reimen: Haselnuß, — ich bitte noch um einen Kuß.

Wo der Verfasser Rückerts Verse anführt, hätte er denselben auch nennen sollen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 42. Montag, 24. April 1837.

Länder- und Völkerkunde.

16) Die Erdkunde von Asien, von Karl Ritter. Vierter Band. Der allgemeinen Erdkunde fünfter und sechster Theil. Zweite, stark vermehrte und umgearbeitete Auflage. Berlin, Reimer, 1835, 1836.

Wir haben bereits bei Gelegenheit der frühern Bände (Literaturblatt 1835 Nr. 44) den Versuch gewagt, dieses größte geographische Werk der Neuzeit mit so wenig Worten zu charakterisiren, als es der uns eng gemessene Raum gestattete. Herr Karl Ritter hat sich das unschätzbare Verdienst erworben, der bisher immer etwas trocknen Wissenschaft der Geographie ein neues und das höchste Interesse zu leihen durch Anknüpfung aller geschichtlichen und socialen Erscheinungen an ihren heimathlichen Boden. Er hat im Großen ausgeführt, was Alexander von Humboldt zuerst in Bezug auf die Pflanzen lehrte. Wie nämlich Humboldt der Botanik ein neues und höheres Interesse verlieh, indem er in seiner Physiognomik der Pflanzen uns ihre natürlichen, an Klima und Boden und an die Nachbarschaft gewisser Gattungen gebundenen Gruppen zeigte, so daß uns nun das Blumenstück zum Rang eines Landschaftgemäldes erhoben scheint; so ist nun Ritter mit der ganzen Erde, und was auf ihr gedeiht, verfahren, und seine Erdkunde ist eine Physiognomik aller Welttheile und Länder nach ihren physischen, socialen und geschichtlichen Bedingungen. Dieses Verfahren ist nicht genug zu schätzen, weil es in die Wissenschaft, die sonst jedes lebendige Ganze zerschlägt, um dann die einzelnen todten Theile zu seciren, wieder eine belebende Kraft bringt. Die Geographie gewinnt, wenn man jedes Land in genauester Beziehung zu dem mit ihm zusammengewachsenen Volk und zu seiner Geschichte und Kultur betrachtet; und auch die Geschichte gewinnt, wenn man auf ihre Dekoration, auf die physischen Bedingungen der Völkerbildung mehr Rücksicht nimmt.

Herr Ritter verbindet mit dem aufmerksamsten Sammeln aller neuen und neuesten Reiseberichte und officiellen Aufnahmen im Gebiet der Geographie, Statistik und Nautik zugleich eine gründliche und mit Liebe gepflegte Kenntniß der Alten und ihrer geographischen Weltansicht, so wie aller ihrer noch auf uns gekommenen Reiseberichte. Indem er nun das alte Asien systematisch durchmustert, und man möchte sagen Meile für Meile von einem Gebirg, von einem Fluß zum andern uns das Land klar hinzeichnet und aus den Nebeln befreit, in die es noch größtentheils gehüllt war, verfehlt er nie, die äußerst interessanten Berichte der Alten mit

den neuern zu vergleichen und daraus das ehrwürdige Alter so vieler Erscheinungen, die Asien ausschließlich eigen sind, zu beweisen. Neben dieser geschichtlichen Seite ist besonders die naturwissenschaftliche dieses Werkes anziehend. Der Charakter der einzelnen Klimate und Länder springt uns erst klar in die Augen, indem wir die Gebirgsarten, Stromgebiete, die Pflanzen- und Thierwelt kennen lernen, die dann neben den geschichtlichen Erinnerungen, den alten Denkmälern, der Architektur des Landes ꝛc. uns das Bild vervollständigen.

Die vorliegenden Bände haben Ostindien zum Gegenstande, der fünfte die östliche Halbinsel Malacca, das Birmanenreich, dann die westliche Halbinsel, deren Beschreibung im sechsten Bande fortfährt. Der Sammlerfleiß des Verfassers erscheint in allen diesen Darstellungen bewundernswerth. Als einzelne Episoden treten die Geschichte der ersten muhamedanischen Eroberungen in Indien, die Rückblicke auf Alexanders Zug und auf das alte baktrische Reich, die Beschreibung der zahlreichen ältesten Tempel und Bauwerke, die Monographien der Palme, des Pfeffers, Zimmets, Banjanenbaums, des Opium, der Diamanten, Perlen, Löwen und Elephanten hervor; der größte Reichthum von Notizen ist aber über alle Theile der Landesbeschreibung ausgebreitet, so daß das Werk einem unermeßlichen Strome gleich mächtig und zugleich vielfarbig vor unserm staunenden Auge vorüberrauscht.

Die äußere Ausstattung ist dieses großen Werkes nicht würdig. Der vortreffliche Inhalt und der theure Preis steht in keinem Verhältniß zu dem nichts weniger als rühmlichen Druck und Papier.

17) Asia von Dr. Heinrich Berghaus. Sammlung von Denkschriften in Beziehung auf die Geo- und Hydrographie dieses Erdtheils zur Erklärung seines Karten-Atlas. Erste bis dritte Abtheilung. Gotha, Perthes, 1832—1835. 4.

Die neuesten und authentischesten Hülfsmittel aus England standen dem Verfasser zu Gebote, um diese Arbeit, die in ihrer Art nicht weniger riesenhaft ist, als die Ritter'sche, zu der Vollendung zu bringen, in der sie uns vorliegt. Die Karten sind hier die Hauptsache. Dem Auge aufs klarste und genaueste zur Anschauung und Uebersicht zu bringen, wie Asien nach den neuern und sichern Forschungen aussieht, war der Hauptzweck des Verfassers, der Text ist nur Erläuterung des Bildes. Die großen Karten (Hinterindien, der persische Golf, die Philippinen- und Sulu-Inseln, Assam, die chinesische Küste, Syrien, Arabien, chinesisches Meer) gehören zu den vortrefflichsten der neuern Zeit in jeder Beziehung, dem Inhalt wie der Form nach, und wer gleich uns mit besonderer Liebe an dem asiatischen Studium hängt und lange genug mit unvollkommenen Karten sich hat behelfen oder im Dunkeln tappen müssen, wird das Vergnügen kennen, das die Erscheinung so ausführlicher und klarer Karten gewährt. Während Geschichts- und Naturfreunde überhaupt an dieser Bereicherung der Kenntniß Asiens sich erfreuen werden, wird der Text besonders für Geographen von Fach wegen der genauen nautischen Berichtigungen und Entdeckungen, namentlich im persischen Golf und an der bisher wenig bekannten Küste Chinas von höchstem Interesse seyn.

18) Allgemeine Länder- und Völkerkunde. Nebst einem Abriß der physikalischen Erdbeschreibung. Ein Lehr- und Hausbuch für alle Stände, von Dr. H. Berghaus. Erster Band. Stuttgart, Hoffmann, 1837.

Bei allem, was den Namen Berghaus auf der Stirne trägt, darf man etwas Gediegenes voraussetzen. Dies findet man auch hier in reichem Maße. Nur möge uns die Frage erlaubt seyn, ob diese Masse von Barometermessungen und Zahlen und Tabellen den populären Zweck eines Lehr- und Hausbuchs erfüllen? Für ein solches sind sie offenbar zu gelehrt und ausführlich. Höchst interessant besonders für den Meteorologen wegen einer Menge neuer, z. B. aus den Tagebüchern der preußischen Seefahrer entlehnten Beobachtungen, über Wärme und Kälte, Luft, Wind und Wasser, eignen sich doch diese Untersuchungen als solche, und zumal in solcher Weitläufigkeit, nicht für ein Lehr- und Hausbuch, das nur kurzgedrängt die Resultate enthalten sollte. Indem wir also der Leistung allen schuldigen Respekt zollen, hätten wir nur einen andern Titel gewünscht.

19) Edinburger Cabinets-Bibliothek für geschichtliche, geographische, naturhistorische und biographische Kenntnisse. Aus dem Englischen von Dr. Diezmann, Sporschil ꝛc. Mit Bildnissen. Erster bis zehnter Theil. Leipzig, Hartleben, 1836.

Daß sich Untersuchungen dieser Art in Deutschland häufen, beweist, wie sehr der historische und praktische Sinn noch immer im Steigen ist. Daß man sich dabei an die Engländer hält, Bridgewaterbücher, Edinburgh Librarys ꝛc. übersezt ist natürlich, und dieser Einfuhrhandel sehr zu begünstigen gegenüber der Ueberschwemmung mit französischer Flitter- und Giftwaare. Auch sind diese wissenschaftlichen Arbeiten der Engländer ihren breiten Romanen vorzuziehen.

Die vorliegenden Bändchen enthalten 1. 2. Leben und Reisen der ersten englischen Seefahrer, Drake, Cavendish und Dampier, kurze Darstellungen, die uns

in die ältere Zeit, in die Illusionen der ersten Entdeckungen, des ersten Seeruhms, in die schönen Jugendjahre der englischen Marine versetzen. 3. 4. Frasers Darstellung von Persien im Auszug. Wir haben über das höchst interessante Werk, Literaturblatt 1830, Nr. 85, ausführlich gesprochen. 5. 6. Russels Gemälde der Berberei. 7. 8. Humboldts Reisen in den Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents, natürlich nur ein sehr beschränkter Auszug, der wohl überhaupt nicht in die englische Gallerie gehörte, da wir bereits das Original und mehr als einen Auszug davon haben. 9. 10. Russels Palästina. Der Plan, jedes Tableau in zwei Bändchen zusammenzudrängen, ist zu billigen, denn leider ist es eine üble Angewöhnung, namentlich der englischen Reisebeschreiber, sich in den Worten unnöthig auszubreiten, und man kann ohne Schaden daran stutzen. Doch läßt sich dies Verfahren schwerlich auf größere und ihrem Inhalt nach durchgängig interessante Werke, wie z. B. das von Humboldt, ausdehnen.

20) Iter Italicum. Von Dr. Fr. Blum. Vierter und lezter Band. Das Königreich Neapel, nebst Nachträgen und Register zu allen vier Bänden. Halle, Anton, **1836**.

Der Schluß eines vortrefflichen Werks, das zwar nur zum Nachschlagen geschrieben ist, aber jedem, der in einer wissenschaftlichen Absicht nach Italien reist, durch den Reichthum von Notizen, die es gewährt, unentbehrlich wird. Es verzeichnet alphabetisch alle Ortschaften Italiens, wo irgend etwas literarisch Wichtiges und was dort zu finden ist an Inschriften, Manuscripten, Bibliotheken 2c.

21) Die toskanische Insel Pianosa und deren Colonisirung. Von Zuccagni-Orlandini. Herausgegeben von Alfred Reumont. Mit einer Karte. Leipzig, Brockhaus, **1836**. 8. S. **32**.

Die genannte kleine Insel liegt zwischen Elba und Corsika. Der Verf. bezweckt einen Aktienverein zum Behuf ihrer Cultivirung. Das ist recht löblich. Wenn sich aber Europa einmal auf das Colonisiren und Cultiviren unbebauter Länder ernstlich einlassen wollte, so gäbe es wohl noch größere Inseln, welche dieser Mühe verlohnen würden, z. B. Cypern.

22) Der Kanton Schwyz, historisch, geographisch, statistisch geschildert. Beschreibung aller in demselben befindlichen Berge, Seen, Flüsse, Heilquellen, Flecken, Dörfer 2c., von Gerold Meyer von Knonau, St. Gallen und Bern, Huber u. Comp., **1835**.

Herr Meyer von Knonau, dessen Beschreibung des Kanton Zürich wir vor nicht langer Zeit in diesen Blättern rühmlich erwähnten, entwirft hier ein eben so vollständiges Gemälde vom Kanton Schwyz. Zuerst skizzirt er die Geschichte und die Alterthümer, dann beschreibt er die physische Beschaffenheit des Landes, ferner den Volksstamm, seine Beschäftigungen und Sitten, endlich Staat und Kirche nach ihrer gegenwärtigen Verfassung und Verwaltung. Auf diese allgemeinen Uebersichten folgt eine Anweisung, das Land zu bereisen, und ein alphabetisches Verzeichniß aller einzelnen Lokalitäten. Der Verf. hat hier derselben beinah ängstlichen Genauigkeit sich beflissen, wie bei seinen frühern Arbeiten, und wir wiederholen, daß sie insofern wahre Muster der Vollständigkeit und Treue sind, was man in unserer Zeit um so mehr anerkennen muß, als gemeine Buchhändlerspeculationen nicht selten gerade im Gebiet der Geographie und Topographie die lüderlichsten Compilationen zu Tage gefördert haben, von denen so fleißige Arbeiten, wie die vorliegende, nicht scharf genug unterschieden werden können.

Das Werk des Herrn Meyer von Knonau wird auch solchen Lesern, die nicht unmittelbar das kleine Land Schwyz bereisen wollen, durch seine historische und naturwissenschaftliche Seite von Interesse seyn.

23) Zürich im Jahre **1837**. Nach den natürlichen und geselligen Verhältnissen geschildert für Einheimische und Fremde. Zürich, Hoffmann. 8. S. **66**.

Eine kleine Brochüre, die mehr Raisonnement als scharf charakterisirende Beschreibung enthält, doch den Eindruck, den das in jüngster Zeit so schön aufblühende Zürich auf ein unbefangenes Gemüth macht, ziemlich treu wiedergibt. Zürich zeichnet sich in der That unter allen Schweizerstädten durch die Fortschritte aus, die es gemacht hat. Und wodurch hat es sie gemacht? Durch weise Mäßigung im Sturm, durch Förderung der Bildung inmitten roher Leidenschaften und durch eine deutsche Tendenz im Gegensatz gegen die französische.

Kunstgeschichte.

Handbuch der Geschichte der Malerei von Constantin dem Großen bis auf die neuere Zeit. Von Dr. Franz Kugler. 1ster Bd. A. u. d. T.: Handbuch der Geschichte der Malerei in Italien seit Constantin dem Großen. Berlin, Duncker und Humblot, **1837**. XIX u. **366** S.

Ueber den Zweck und die Abfassung des vorliegenden Buches spricht sich der Verf. in der Vorrede folgendermaßen aus: „Der Verf. wünscht mit diesem Handbuche einem Bedürfnisse entgegenzukommen, welches er selber lebhaft genug empfunden hat, als er zuerst — ohne

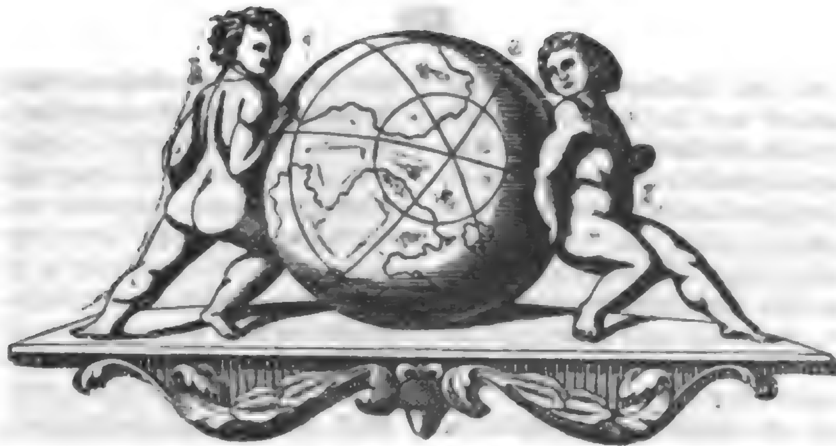
weitere Anleitung -- bemüht war, eine Uebersicht von dem Entwicklungsgange der Malerei zu gewinnen. Es fehlt an einem kurzen, leichtverständlichen Faden, der den Unerfahrnen in die verschiedenen Hauptrichtungen der Kunst, und namentlich in die bedeutenden Untersuchungen der jüngsten Zeit einführt. Was demnach anfangs zum eignen Studium zusammengetragen war, durch Anschauung der wichtigsten Werke der Malerei bereichert und gesichtet, dann zu kunstgeschichtlichen Vorträgen geordnet wurde, bietet sich hier dem nachsichtigen Urtheil des Kenners dar; auf selbstständigen Werth macht das Buch keinen Anspruch, es hat nur die Absicht, eine Brücke zu den werthvollern Leistungen der Kunstliteratur zu bilden. — Dies Buch ist demnach wesentlich als eine Compilation zu betrachten. Der Standpunkt, von welchem aus die mannichfach vorhandenen Mittel benuzt worden sind, bemüht sich, dem der neuesten Kritik nahe zu kommen, vornämlich jene Behandlungsweise, welche zuerst in den Forschungen des Herrn von Rumohr einen wissenschaftlichen Grund gewonnen hat. — Die Quellen, aus denen die Arbeit zusammengestellt wurde, und in denen der Leser eine weitere Belehrung findet, sind der Hauptsache nach überall angegeben. — Einzelnes dürfte hie und da als das Ergebniß eigner Anschauung von Seiten des Verf. zu bemerken seyn, namentlich im 2ten Theile bei den Betrachtungen über deutsche Kunst, welche in einigen Punkten näher kennen zu lernen der Verf. mehrfach Gelegenheit hatte. — Indeß war die Absicht des Verf. zugleich dahin gerichtet, so viel als möglich seine eigenthümliche Ansicht und Auffassungsweise zu bewahren. Vielleicht ist hierdurch manche Schroffheit, Einseitigkeit oder — wenn man es gelinder bezeichnen will — manche Subjectivität im Urtheil erzeugt worden. — Die Rechtschreibung ist mit Vorsatz nicht überall genau durchgeführt worden, da Raffaele dem Verf. stets fremd geblieben, in Raphael aber den hohen Meister schäzt und liebt. Auf gleiche Weise schreibt er auch lieber Johann von Eyck und Hans Hemling statt Jan. — Es war der Wunsch des Verlegers, dem Buche zugleich den Charakter eines Reisehandbuchs zu geben, welches auf das Wichtigere, was sich von Werken der Malerei an den verschiedenen Orten befindet, aufmerksam machen könnte. Das Ortsverzeichniß am Schluß der beiden Bände ist besonders für eine solche Benutzung des Werkes ausgearbeitet. Vollständigkeit konnte hierbei natürlich nicht im Plane des Verfassers liegen, doch dürfte das Angegebene für denjenigen, der, vorläufig vielleicht, nicht tiefer einzudringen geneigt ist, schon hinreichend seyn."

Bei dieser Offenheit, mit welcher sich der Verf. über die Entstehungsweise, Form und Zweck seines Buches ausspricht, können wir nur hinzusetzen, daß er wirklich für den beschränkten Zweck, den er sich selbst gesezt, das Versprochene geleistet hat. Sein Buch, ohne auf neue Forschungen und Ansichten einzugehen, gibt eine gute Uebersicht der Entstehung und Fortbildung der neuern Kunst in Italien, und wird für diejenigen, die es unter den vom Verf. selbst angegebenen Bedingungen als Reisehandbuch brauchen wollen, wie für die, welche daraus eine vorläufige Kenntniß der Kunstgeschichte schöpfen wollen, nicht ohne Nutzen seyn. Denn außerdem, daß er eine anschauliche Schilderung der stufenweisen Entwicklung der modernen Malerei aus der antiken gibt, so knüpft er später bei den neu sich bildenden Kunstschulen an den Namen jedes Meisters eine ziemlich genaue Beschreibung seiner einzelnen bedeutenden Gemälde an. Freilich würde es für Manchen vielleicht interessanter seyn, genauere Berichte über die Lebensverhältnisse der ausgezeichneten Künstler zu finden, die nur sehr dürftig eingestreut sind; doch wird auch die bestehende Abfassung des Buchs, das sich mehr mit den Kunstwerken und ihren Schicksalen, als mit den Künstlern beschäftigt, nicht Wenige befriedigen.

Wir geben zum Schluß eine Anzeige des Inhalts. Das Ganze ist in sechs Bücher getheilt. 1stes Buch, die Kunst des christlichen Alterthums. Es nennt die ersten symbolischen Anfänge christlicher Malerei, die in den Katakomben Roms in wenigen Resten übrig sind, die Darstellungen musivischer Kunst und die völlige Erlöschung der griechischen Kunst vom 9—13ten Jahrhundert und schildert kurz die byzantinische Malerei jener Zeiten. — Das 2te Buch gibt das erste Studium der Entwicklung durch die Meister des 13ten Jahrhunderts in Venedig und Florenz und ihre Werke. (Tafi, Salferuci, Cimabue ꝛc.) — 3tes Buch. Zweites Studium der Entwicklung. Meister des 14ten Jahrh. und ihre Nachfolger. Es zerfällt in drei Abschnitte. 1. Toskanische Schule. Giotto und seine Nachfolger. Meister von Siena und ihre Nachfolger. 3. Oberitalienische Schulen. — 4tes Buch. Drittes Studium der Entwicklung. Meister des 15ten Jahrh. und ihre Nachfolger. In den vier Abschnitten werden die Meister 1. der toskanischen Schule, 2. der von Padua und Venedig, 3. der von Umbrien und der Meister einer verwandten Richtung, 4. der Schule von Neapel genannt. — 5tes Buch. Periode der Blüthe und des Verfalls. Meister des 16ten Jahrh. Der Verf. spricht hier im 1sten Abschnitt von Leonardo da Vinci und seinen Nachfolgern; im 2ten von Michel-Angelo Buonarotti und seinen Nachfolgern; im 3ten von andern Meistern von Florenz (Baccio della Porta, bekannter als Fra Bartolomeo, Mariotto Albertinelli, Fra Paolo da Pistoja; im 4ten von Raphael; im 5ten von den Schülern und Nachfolgern Raphaels; im 6ten von den Meistern von Siena und Verona; im 7ten von Correggio und seinen Schülern; im 8ten von den Schulen in Venedig und im 9ten vom Verfall der Kunst. — 6tes Buch. Restauration und neuer Verfall. Meister des 17ten und 18ten Jahrh. 1ster Abschnitt, Eklektische Schulen. 2ter Abschnitt, Naturalisten. 3ter Abschnitt, neuere Bestrebungen.

Uebrigens gibt ein Ortsverzeichniß die bedeutendsten Städte und Sammlungen, wo die im Buch verzeichneten Gemälde zu finden sind; ein anderes Verzeichniß gibt eine alphabetische Zusammenstellung der Künstler, nebst Nachweisungen, wo im Buche von ihnen und ihren Werken gesprochen wurde. Endlich ist auch eine Uebersicht der Quellen angehängt, woraus der Verfasser geschöpft hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 43. Mittwoch, 26. April 1837.

Länder- und Völkerkunde.

21) K. von Spruners historisch-geographischer Handatlas. Erste Lieferung, mit 8 illuminirten Karten. Gotha, Perthes, 1837.

Endlich ist wieder etwas für die Geographie der mittleren Zeiten geschehen. Die ältere der Griechen und Römer hat wegen der antiken Richtung unserer Gymnasialbildung immer Bearbeiter gefunden; die mittlere ist aber beinahe unverantwortlich vernachlässigt geblieben, und so dankbar wir die wenigen Leistungen dafür immer anerkannt haben, so konnte sie doch wahrlich dem Bedürfniß nicht genügen. Allerdings mußten erst bedeutende Geschichtsstudien vorangehen, um das Chaos des Besitzes in der Zeit des Lehnwesens und der Hierarchie zu entwirren. Doch hielt man eben diese Studien allzu lange für zu undankbar, um sie mit gleicher Liebe zu pflegen, wie die antiken. Nur die Langeweile und gesicherte Ruhe des Klosterlebens erschuf ein Chronicon Gottwicense; nur Lokalinteressen gestatteten Specialuntersuchungen über einzelne Landschaften. Im Ganzen aber fehlte der Sinn und die Theilnahme für die mittlere Geographie selbst des Vaterlandes. Es wäre eine Schande für einen Gymnasiallehrer in Deutschland, nicht die Grenzen des alten Baktra zu kennen, und unsre gelehrten Akademien setzen wohl Preise auf die Ermittlung der Grenzen zwischen Korkyra und Karthago; aber wie sich Austrien zu Austrasien verhalten; welches der Umfang des heiligen römischen Reichs deutscher Nation zur Zeit seiner Blüthe war; in welchem Verhältniß geistlicher und weltlicher Grundbesitz zu einander standen; wie noch vor den Zerstücklungen des Lehnwesens die älteste Eintheilung Deutschlands in Gaue sich auf einer Karte ausnehmen würde; wo die Grenzen der deutschen Sprache sind; wie nach und nach Frankreich auf Kosten Deutschlands von kleinem Anfang groß und breit geworden, Deutschland von groß und breitem Anfang klein und schmal; welches die Grenzen der alten Herzogthümer, der noch jezt vorherrschenden Stämme waren, ehe sie zerstückelt und verzerrt wurden ꝛc., das alles sind Fragen, auf die eben deßhalb, weil sie so nahe liegen, keine deutsche Schule oder Akademie verfällt.

Herr von Spruner hat auf den Grund der zum Glück schon zahlreichen neuern Specialgeschichtsforschungen die alten politischen Eintheilungen durch Karten dem Auge anschaulich gemacht und mit mehr Kritik und in schärferer Ausführlichkeit, als dies irgend bisher geschehen ist. Er selbst sagt in den Vorbemerkungen: „Ein historischer Atlas, wie er seyn soll, kann und muß wie eine

gute Geschichte nur aus den Quellen selbst bearbeitet werden, er muß diese so viel als möglich gleichsam wiederspiegeln, muß bildlich das darstellen, was jene erzählend berichten, muß nicht allein die Lage der merkwürdigen Orte jeder treffenden Periode bezeichnen, sondern auch, aus rein historischen Quellen, wie aus Urkunden geschöpft, die jedesmalige äußere Gestaltung des Landes, seine Eintheilung, die Sitze der merkwürdigen Geschlechter u. s. w. angeben; kurz, wie schon gesagt, für die treffende Periode den Anforderungen entsprechen, die wir an eine gute geographische Karte für unsere Tage stellen. — Ohne mich dem Wahne überlassen zu wollen, als entspräche die vorliegende Arbeit diesem Ideale, glaube ich doch, daß jeder billige und unbefangene Beurtheiler, wenn er erwägt, wie schwierig, zeitraubend und selbst kostspielig ein solches Unternehmen ist, mir wenigstens zugestehen müsse, daß ich mit allem Ernst und aller Liebe zur Sache nach Erreichung desselben gestrebt habe. — Wie viele Quellenangaben müssen nicht oft durchgangen und verglichen werden, um ein Factum genau zu begründen, um eine Grenzstrecke von wenig Linien auf dem Papiere festzustellen? Wo der Historiker das Schwankende durch Worte bezeichnen kann, verlangt man hier eine festgehaltene Darstellung, deren doch nur eine möglich ist, und hier, wie nicht leicht irgendwo, heißt es: „hic Rhodus, hic salta." Und bei alledem ist für dieses Fach der Geschichte, für die Geographie des Mittelalters noch so wenig vorgearbeitet und dies Wenige noch überdies oft so in Ansichten abweichend in einzelnen Dissertationen, Monographien, Vereins- und Provinzialschriften zerstreut, daß es die größte Mühe kostet, es nur kennen zu lernen, geschweige denn zu sammeln und zu benutzen." Der Verfasser will übrigens erst nach Beendigung des Atlasses ein „Handbuch der Geographie des Mittelalters" herausgeben und hofft dafür noch sachkundige Beurtheilungen des Atlasses benutzen zu können.

Die erste Lieferung enthält: 1. die Welt der Alten, 2. das römische Reich im 4ten Jahrhundert, 3. Europa im 6ten Jahrhundert, 4. Italien unter den Longobarden, 5. dasselbe unter den sächsischen und fränkischen Kaisern, 6. Oberitalien unter den Hohenstauffen, 7. Italien von 1270 — 1450, 8. Italien von 1450 — 1792. Wo Raum übrig blieb, sind jeder Karte kleine Nebenkärtchen angefügt mit Specialitäten. Herr Leo, der das mittelalterliche Italien besser studirt hat, als wir, hat den italienischen Karten großes Lob gezollt. Italiener selbst mögen dies bestätigen und sich beim deutschen Fleiß bedanken. Auf die Karten, welche Deutschland darstellen werden, sind wir am begierigsten, und wünschen sehnlichst, daß wo möglich die alten Gaue, als Grundlage aller spätern Eintheilungen, bezeichnet und die ältern Ortschaften so reichlich als möglich aufgenommen werden möchten, weil uns hier die Specialität gerade als das erscheint, was uns am lebendigsten in die Vorzeit zurückversetzen kann. Wir sind übrigens weit entfernt, dem würdigen Verfasser in dieser Beziehung Unmögliches zuzumuthen. Es fehlt noch an Vorarbeiten. In jeder Gegend sollte sich schon ein Alterthumsfreund gefunden haben, der die alten Burgen und Klöster und die Physiognomie des Landes, wie sie vor Jahrhunderten war, treu aufgefaßt hatte, und der General-Geograph sollte nur die Mühe haben, solche Einzelheiten zu combiniren. Dazu ist noch weit hin, aber wir wünschen, Herr von Spruner möge wenigstens einige am besten untersuchte Gegenden so speciell behandeln und dadurch ein Beispiel geben, das Nachahmung fände.

25) Deutschland und seine Bewohner, ein **Handbuch der Vaterlandskunde** für alle Stände, von K. Fr. Vollrath Hoffmann. Vier Bände. Stuttgart, Scheible, 1835.

Herrn Hoffmanns Verdienste um die Verbreitung gemeinnütziger geographischer Kenntnisse durch seine Handbücher sind anerkannt. Was er für die Orientirung im eignen Vaterlande gethan, verdient besondere Auszeichnung. Er geht von der physischen Geographie aus, charakterisirt zuerst die Gebirgszüge und Gebirgsarten, die Flüsse, Klima, Pflanzenreich und Thierreich; dann das Volk, Sprache und Mundarten; endlich die einzelnen Länder in ihren gegenwärtigen politischen und statistischen Verhältnissen. Zuerst Oesterreich, dann Bayern, Würtemberg, überhaupt Süd- und dann Norddeutschland; bei jedem Lande eine historische Skizze, eine Gesammtübersicht der statistischen Massen und Zahlen, dann ein gedrängtes Verzeichniß aller erheblichen Ortschaften mit ihren Merkwürdigkeiten. Am Schluß ein ausführliches Register.

26) Neues Handbuch für Reisende in Deutschland und nach den wichtigsten Städten der Nachbarstaaten. Nebst einem Anhang einer großen Anzahl nützlicher und interessanter Notizen für Reisende. Von Dr. F. W. Streit, k. preuß. Major. Mit einer Postkarte. Heidelberg, Frankfurt und Leipzig, 1836. 8. S. 730.

Der Verfasser geht von den deutschen Hauptstädten als Centralpunkten aus, und verfolgt von da an die Routen nach allen Richtungen, und macht von jeder

wieder kleinere Abstecher zur Seite. So zuerst A. von Berlin aus 1. nach Hamburg. Abstecher nach Schwerin, 2. nach Strelitz, 3. nach Stralsund. Abstecher nach Rügen, 4. nach Stettin. Abstecher nach Freienwalde, 5. nach Königsberg, 6. Danzig, 7. Posen, 8. Breslau, 9. Dresden. Abstecher nach der sächsischen Schweiz, 10. Leipzig. Abstecher nach Halle und Dessau, 11. Kassel über Halle, 12. Kassel über Brandenburg, 13. Braunschweig. Dann folgt der Centralpunkt B. Braunschweig, von da aus wieder eine Menge Routen mit Abstechern, dann die Centralpunkte C. Breslau, D. Dresden, E. Frankfurt am Main, F. Hamburg, G. Kassel, H. Karlsruhe, I. Leipzig, K. München, L. Stuttgart, M. Wien.

Auf den Routen sind alle Städte und irgend bedeutende Punkte mit ihren statistischen und topographischen Merkwürdigkeiten verzeichnet, und zwischen denselben die Entfernungen, die Stationen, die Posteinrichtungen, Zeit des Abgangs und der Ankunft der Eilwägen, Dampfschiffe ꝛc.; ferner eine Nachweisung über die jedes einzelne Land besonders behelligende Literatur, so weit sie Reisenden von besonderem Interesse ist. Endlich sind überall die besten Gasthöfe angegeben und das Nachschlagen durch ein genaues Register erleichtert, daher das Werk in der That als ein sehr brauchbares Reisehandbuch empfohlen werden kann.

27) Das malerische und romantische Deutschland in 10 Sektionen, mit 260 Stahlstichen. Erste Sektion, die sächsische Schweiz von A. Tromlitz, mit 30 Stahlstichen. Erste Lieferung. Leipzig, Wigand.

Ein neues Unternehmen, das die Theilnahme des Publikums verdient. Es existirt in der That noch keine systematische Sammlung der schönsten Landschaftsbilder und Prospekte von Städten in Deutschland. Nur einzelne, von Reisenden besonders häufig besuchte Gegenden, wie die Rheinlande und die Schweiz haben sich häufiger Abbildung erfreut. Eine Sammlung aber, worin durch die Auswahl der am meisten charakteristischen Partien des Nordens und Südens gleichsam ganz Deutschland dem Auge anschaulich gemacht würde, von Rügen und Helgoland bis in die Alpen, und vom Riesengebirge bis zu den römischen Ruinen von Trier und dem schönen Brügge, eine solche Totalübersicht müßte noch weit anziehender seyn, als die bisherigen Provinzialsammlungen.

Die Redaktion ist an solche Männer vertheilt, die ihre Lokalkenntniß bereits bewährt haben, oder denen man sie zutrauen darf, für jede Hauptprovinz einem betrauten Mann. Die Zeichnungen sind ebenfalls, so weit uns bisher bekannt worden, in bewährten Händen, so daß man von der Wahl der Ansichten wie von der Ausführung sich in künstlerischer Beziehung etwas versprechen darf, und endlich sind auch die Stahlstiche, so weit sie uns vorliegen, sehr schön. Möge dieses echt vaterländische Unternehmen wohl gedeihen.

28) Wegweiser für die sächsisch-böhmische Schweiz für Reisende. Mit 1 Karte und 12 Ansichten. Meissen, Gödsche. 12. S. 228.

Ein praktisches Büchlein für Fremde, die sich in der sächsischen Schweiz umsehen wollen, Verzeichniß aller interessanten Partien und Wege, die man zu machen hat ꝛc.

29) Historisch-topographisches Taschenbuch von Jena und seiner Umgebung, besonders in naturwissenschaftlicher und medicinischer Beziehung, herausgegeben von J. C. Zenker (unter Mitwirkung vieler Professoren von Jena). Mit dem Plane von Jena und einem geognostischen Profil. Jena, Frommann, 1836.

Ein Werk ähnlich dem, das unlängst Herr von Leonhard über Heidelberg geschrieben hat, eine sehr gute Beschreibung von Jena, seiner Universität, seinen Anstalten, seinen Umgebungen, und besonders seiner physischen Beschaffenheit, seiner geognostischen Verhältnisse, der zahlreichen Versteinerungen in seinem Kalk, seiner Flora und Fauna. Auf das Historische ist weniger Rücksicht genommen.

30) Führer durch Cöln, von J. C. Vulpius. Mit Lithographien. Deutsch und französisch. Cöln, Renard und Dübyen, 1836. 12. S. 30.

Eine kurze Beschreibung der vorzüglichsten Gebäude in Cöln, des Doms, der St. Cunibertskirche, des Schauspielhauses, der Regierung, der St. Gereonskirche, der Apostelkirche, des Rathhauses und einiger andern alten Häuser und Kirchen, und zugleich jede in Steindruck abgebildet.

31) Taschenbibliothek für Reisende. Wegweiser durch die Rheingegenden von Mainz bis Cöln. Mit 1 Karte. Stuttgart, Köhler, 1837. 16. S. 366.

Ein kleines Taschenbuch, worin man die nöthigen Nachweisungen über die Reisegelegenheiten und sodann

alle Merkwürdigkeiten der Ufer auf beiden Seiten durch die man reist, verzeichnet findet. Es existiren bekanntlich schon mehrere solche Handbücher, das vorliegende zeichnet sich durch den geringen Raum aus, den es in der Tasche des Reisenden einnimmt.

32) Taschenbibliothek für Reisende. Wegweiser durch Stuttgart und die Umgegend. 12. S. 16. Wegweiser durch Heidelberg, Mannheim und Schwezingen. 12. S. 63.

Von derselben Art, äußerst kurz und nur das Merkwürdigste zusammenfassend.

33) Geographische Beschreibung von Würtemberg. Als Grundlage des ersten geographischen Unterrichts, so wie zur Selbstbelehrung, von L. Völter. Stuttgart, Metzler, 1836. 8. S. 256.

Ein ausführliches und gutes Handbuch, umfassend sowohl die physische als politische Geographie des Landes und eine Charakteristik des Volksstammes. Auch auf das Historische ist Rücksicht genommen und sollte in allen solchen Lehrbüchern, mehr als bisher geschehen ist, genommen werden, wenigstens scheint es uns bei einer für den Jugendunterricht bestimmten Geographie zweckmäßig, das Gedächtniß der Schüler möglichst durch anziehende Fakta zu unterstützen, bei denen man den Ort, wo es geschehen, nicht mehr vergißt, und die für gewisse Gegenden überhaupt ein lebhaftes Interesse erwecken.

34) Rippoltsau und dessen Heilquellen, von Frhrn. von Fahnenberg. Baden, Scotzniowsky, 1836. 8. S. 56.

Eine Schilderung des in neuerer Zeit besonders sehr in Aufnahme gekommenen Bades im Schwarzwalde, und die Beweisführung, daß für die Bequemlichkeit der Gäste in dem Maße mehr gesorgt worden sey, in welchem die außerordentliche Heilkraft seines Wassers bekannter geworden.

35) Topographisch-statistisches Wörterbuch der preußischen Monarchie, von F. W. Heidmann. Zwei Bände. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1836.

Zwei Großoctavbände, auf jeder Seite zwei Spalten, auf jeder Spalte ungefähr 50 Ortsnamen und bei jedem nur kurz angegeben, in welchem Regierungsbezirk und Kreis er liegt, wie viel Einwohner er hat und an welches nächste Postamt man addressiren muß, damit ein Brief dahin gelange, so daß jeder Artikel nur 2—3 Zeilen begreift. Recht brauchbar, um die Correspondenz zu rectificiren.

36) Statistik und Topographie des Regierungsbezirks Düsseldorf, von Dr. J. G. v. Viebahn. Erster Theil. Düsseldorf, Schreiner, 1836. 4.

Ein sehr ausgedehntes Werk, mit der vollständigsten Verzeichnung alles zur Natur-, Landes- und Volkskunde des gedachten Bezirks Gehörigen, mit vielen statistischen Tabellen. Möchten von ganz Deutschland so klare, meisterhaft vollständige Uebersichten vorliegen.

37) Der preußische Staat, entworfen und gezeichnet von R. v. Bennigsen-Förder. In Stein gest. von Pohlmann. In Commission der Creuz'schen Buchhandlung in Magdeburg, 1836.

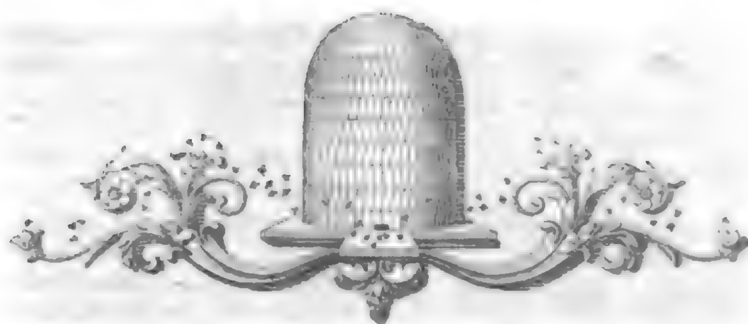
Ein großes Blatt liegt vor uns. In der Mitte die geo- und hydrographische Karte von Preußen, umher in kleinerem Maßstab eine geognostische, Bergwerks-, Volksdichtigkeits-, Militär-, Agrikultur-, Handel- und Industrie-, Justiz-Verwaltungs-, kirchliche, ethnographische, Vegetations- und eine Karte, auf der die allmähligen Erwerbungen des Hauses Hohenzollern verzeichnet sind. Auf einem verhältnißmäßig engen Raum sind hier allerdings außerordentlich viel Thatsachen combinirt und zur klarsten Anschauung gebracht.

Mährchen.

Tausend und ein Tag. Morgenländische Erzählungen. Aus dem Persischen, Türkischen und Arabischen übersezt von F. H. von der Hagen. Zweite wohlfeilere Ausgabe. Elf Bände. Prenzlau, Kaisersberg, 1836. 12.

Das bekannte Seitenstück zur Tausend und einen Nacht. Die schöne Farruchnas, Tochter des Königs von Kaschmir, wird durch einen Traum betrogen, alle Männer für untreu zu halten. Ihre Amme aber, um sie von dieser thörichten Einbildung zurückzubringen, erzählt ihr eine Menge Geschichten, durch welche alle Tugenden der Männer ins glänzendste Licht gestellt werden. Der großmüthige Charakter beginnt den Reigen, dann folgt der gehorsame und vielgetreue Ehemann, dann der standhafte Liebhaber ꝛc. Diese Erzählungen sind sehr artig und eine weit bessere Lektüre als so viele hundert fade Romane der Neuzeit. Sie haben im Styl und in der ganzen Behandlung die größte Aehnlichkeit mit denen der Tausend und einen Nacht. Die erste Auflage dieser Uebersetzung erschien 1827. Wir haben sie damals schon empfohlen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 44. Freitag, 28. April 1837.

Pädagogik.

1) Ideen zu einer Revision des gesammten Schulwesens, von J. P. E. Greverus, Rector und Prof. des Gymnasiums zu Oldenburg. Oldenburg, Druck und Verlag der Schulze'schen Buchhandlung, 1836.

Ein sehr lesenswerthes Buch, worauf wir Schulvorsteher, noch mehr aber Schulbehörden, dann aber Alle aufmerksam machen möchten, die da begreifen, daß Schulen, je mehr sie National-Erziehungsinstitute werden, für vernünftigen Bestand, wie für heilsame Entfaltung des bürgerlichen Lebens von höchster Wichtigkeit sind. — Der Verfasser, obwohl Philolog von Fach, ist doch weit mehr Schulmann mit Leib und Seele. Daher dreht sich bei ihm Alles um die Fragen nach dem wahren Ziel der Jugendbildung und nach den Mitteln, es zu erreichen. Kein Lehrgegenstand, ja keine Methode ist ihm darum Selbstzweck, sondern beide gelten ihm nur, als so weit sie jenem Ziele angemessen sind. Dies ist der einzige, des Schulmannes würdige Standpunkt. Bildung zur Humanität kann ein solcher nur wollen, und dieser Bildungszweck schließt bei jedem besonnenen Mann, und daher auch bei unserm Verfasser, die Rücksicht auf künftigen Beruf vielmehr ein, als aus. Derselbe verlangt daher außer Elementarschulen noch Volksschulen, Gewerbschulen, höhere Bürgerschulen, Gymnasien, polytechnische Schulen und Universität, und zwar will er ganz recht, daß ländliche und städtische Volksschulen, obwohl beiden die realistische Tendenz eigen seyn soll, doch unterschieden, daß ländliche Gewerbschulen errichtet und ganz anders eingerichtet werden, als städtische. Für Städte verlangt er außer den Elementarschulen eigentliche Volksschulen mit besonderer Rücksicht auf die um Lohn dienende Klasse, dann niedere Bürgerschulen für künftige Handwerker, ferner höhere Bürgerschulen für künftige Kaufleute, Künstler und Kunstgewerbleute, endlich die polytechnische Schule. Die Trennung der eigentlichen Volksschule scheint überflüssig. — Die Schule erklärt der Verfasser für eine direkt für den höchsten Staatszweck arbeitende Anstalt, indem der Staat keine höhere Aufgabe habe, als: Entwicklung aller bürgerlichen Gesellschaftsverhältnisse zu humanen; während Polizei- und Rechtsinstitute ihm nur indirekt, nämlich negativ dem Staatszweck dienende Anstalten sind. Wenn aber hieraus vom Verfasser gefolgert wird, daß die Schule auch eine Staatsanstalt sey, wie Polizei- und Rechtsinstitute, so scheint dies zu rasch gefolgert. Erstlich müßte dann der Begriff des Staates über alle Verwechslung mit dem der Regierung hieraus entwickelt seyn; wobei

dann Schulen auch als Communal-, ja als Privatanstalten existiren könnten. Die nächste Zukunft dürfte es freilich erleben, und für sie wird es vielleicht nothwendig werden, Alles, auch jede Schule unter unmittelbaren Einfluß des Staates zu stellen. Aber ob die Alles verschlingende Gewalt des Staates, als äußerer Form und Regel aller menschlichgeselligen Verhältnisse, das Ziel sey, worauf das menschliche Leben angelegt ist, das ist eine andere Frage. Doch vindicirt der Verfasser dem Staate im Grunde nur ein Oberaufsichtsrecht über die Schule; und das ist ihm vernünftigerweise nicht streitig zu machen. Noch weniger wollen wir läugnen, daß es für den Lehrer, wie dermalen die Sachen fast überall stehen, nur wünschenswerth seyn kann, wenn er als Staatsdiener überall befugt wäre, Verkehrtheiten und Anmaßungen der Eltern und Communen von Amtswegen entgegen treten zu können. — Mit Recht fordert der Verfasser Emancipation der Schule von der Kirche, nicht von jener unsichtbaren, allein wahren, geistigen Kirche, sondern von jener äußeren, die sich immer noch über dem Staate dünkt, und sich wenigstens neben und, wo möglich, auch gegen ihn geltend zu machen sucht. Er verlangt eine nicht bloß geistliche, sondern eine pädagogische Inspektion durch gehörig organisirte Schulbehörden, und nähert sich in seinen Vorschlägen weit mehr den vom Ref. im zweiten Heft seiner pädagogischen Blätter gemachten, als Gräfe in seiner Brochüre über die Organisation des sächsischen Schulwesens. Hierüber werden wir uns noch näher bei Gelegenheit eines andern Werkes, das besonders von Schulbehörden handelt, aussprechen. Eben so berühren wir hier nicht näher, was der Verfasser meistentheils Treffendes über Bildung, Wahl, Anstellung, Besoldung der Lehrer, über Bildung des Gemüthes und des Körpers sagt, die er mit Recht mehr und zweckmäßiger berücksichtigt wissen will, als immer noch geschieht. Der praktische, vielerfahrene Schulmann tritt uns jedoch am meisten in den Abschnitten entgegen, wo er von den einzelnen Schulen redet. Für die Volksschulen verlangt er, wie der um das Volksschulwesen hochverdiente Probst Zerrenner in Magdeburg, Einführung des wechselseitigen Unterrichts. Eigenthümlich, wenn gleich an Fichte und Pestalozzi erinnernd, ist und hat unsern vollen Beifall die Idee, den Elementarunterricht nicht mit Lesen und Schreiben, sondern mit geregelten Leibesübungen, denen Anschauungs- und Sprachübungen sich anzuschließen hatten, zu beginnen, und erst, wenn auch die einfachsten Rechnen- und Zeichnenübungen schon angestellt worden, zum eigentlichen Trivium überzugehen. — Ganz besondere Berücksichtigung verdienen aber die über Gymnasien und ihre Einrichtung dargelegten Ansichten. Auf diesem Gebiete ist der Verf. ganz zu Hause und gänzlich frei von philologisch-grammatischem Pedantismus, in dem Maße, daß er nicht ansteht, der Hamilton-Jacototschen Lehrmethode Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er verwirft die grammatistische Lehrart, die wohl nie mehr auf die Spitze getrieben worden ist, als gegenwärtig auf den meisten deutschen Gymnasien. Aber die Früchte solcher Verkehrtheiten bleiben auch nicht aus. Die Ertödtung des jugendlichen Geistes, die längst den Stockphilologen prophezeit worden ist, tritt da am entschiedensten hervor, wo ihre Methode am consequentesten durchgeführt wird. Und hinterdrein fangen dieselben Herren an, zu klagen, daß in der Jugend, wenn sie ins Jünglingsalter trete, gar nicht, oder sehr selten mehr wissenschaftlicher Geist, noch weniger Sinn für Poesie sich rege. Sonst freilich konnte sich der junge Mensch von euren grammatischen Plagen noch erholen durch Lektüre deutscher Klassiker, oder durchs Treiben von Lieblingsstudien. Jezt aber überhäuft ihr ihn auch außer der Schule mit einer Menge grammatischer, rhetorischer, kritischer Quisquilien, verbietet ihm jede andere, als die vorgeschriebene Lektüre, und so muß der Geist, aller Lebensluft beraubt, verwelken, ehe er zur Blüthe gelangt ist! Das unerquickte Gemüth, die ungebildete Phantasie verlangen aber ihr Recht, und sie werfen sich dann dem Mysticismus, oder der schreckenlosesten Lüderlichkeit, oder — denn der dem verschmachten nahe gebrachten Seele ist der nächste, beste Trunk recht, den der Zufall ihm bietet — der Demagogik in die Arme, während der einseitig ausgebildete Verstand nur noch in einer eben so spitzfindigen, als abstrusen Philologie Befriedigung findet, in welcher dialektische Kopfüberstücke für Tiefsinn, ja für Manifestationen des göttlichen Geistes selber ausgegeben werden. Sapienti sat.

Jedoch sehen wir ab von den Folgen einer verkehrten Methode, die sie nothwendig herbeiführen mußte, weil sie naturwidrig ist. Oberster Grundsatz aller Erziehung und alles Unterrichtes ist, die Wege mit Bewußtseyn und Umsicht zu wandeln, welche die Natur uns zeigt. Wir lernen aber die Muttersprache zuerst ohne Grammatik durch den Gebrauch; die Grammatik ist eben so das lezte Stadium der Entwicklung einer jeden Sprache, gerade wie Poetik und Rhetorik später sind, als Poesie und praktische Redekunst. Daß nach Erwerbung des natürlichen Gebrauches der Sprache Kenntniß ihrer Gesetze und Regeln zur Sicherung und Begründung eines gebildeten und veredelten, richtigen Gebrauches derselben förderlich, ja nothwendig sey, möchten wir nicht einmal bei der Muttersprache läugnen, noch weniger aber bei einer fremden, gleichviel, ob neueren oder alten. Herr Rector Greverus läßt daher zwei Jahre aus dem Lateinischen übersetzen, Uebersezteś auswendiglernen, macht nach und nach auf die Verschiedenheit der Formen 2c. 2c. aufmerksam, ist seinen Schülern Lexicon und Grammatik,

und erst, wenn nach zwei Jahren die Schüler ihr lateinisches Lesebuch ohne Hülfe verstehen, ja auch Lateinisch über dessen Inhalt Auskunft geben können, dann erst tritt Grammatik, Lesen einzelner Schriftsteller ꝛc. ein. Die Vortheile, welche aus dieser naturgemäßen Methode fließen, sind nicht allein für das Lateinlernen, sondern für alle Gymnasialstudien bedeutend. Man braucht namentlich weniger Zeit für die alten Sprachen und gewinnt Zeit für andere, dem künftigen Gelehrten, wie jedem Gebildeten unentbehrliche Kenntnisse, die den Geist von einer Seite bilden, welche beim einseitigen Sprachstudium gewöhnlich verkümmert.

Es kann der allgemeinbildende, eigentliche Elementar-Unterricht weiter ausgedehnt und bis dahin fortgesezt werden, wo sich Talent und Neigung zu diesem oder jenem Beruf schon laut genug ankündigen. Doch wir fürchten, schon umständlicher über dieses Werk uns verbreitet zu haben, als mit dem Zwecke dieser Blätter vereinbar ist; und so beschränken wir uns, nur noch auf die kräftige Protestation gegen die Geisteszwangsveranstaltungen hinzuweisen, welche unsere Universitäten, das Palladium unserer nationalen Geisteskultur, hie und da schon betroffen haben, oder noch betreffen dürften. Schickt nicht gedankenlose Wortwisser, Menschen, die vor lauter Lernen noch zu keinem selbstthätigen Denken gekommen, die geistig, wie leiblich noch halbe Kinder sind, zur Universität, so dürft Ihr die Universitäten nicht zu Schulen degradiren.

2) Die Mädchen- und Frauenwelt. Ein Lehrbuch für alle Verhältnisse des weiblichen Lebens, von Leontine Günther. Leipzig, Friese, **1835.**

Dieses Buch ist recht gut gemeint und es herrscht in ihm eine gute Gesinnung vor; und wenn junge Mädchen keine andere Gelegenheit haben, sich über das zu unterrichten, was zu einer zweckmäßigen, vernünftigen Führung des weiblichen Lebens gehört, so werden sie in diesem Buche viele gute Rathschläge finden. Dieselben sind in der, unter gebildeten Frauen gewöhnlichen Art, sich über ihre Angelegenheiten und Interessen vernünftig auszusprechen, abgefaßt. Reflexionen, Gründe der Klugheit, Schicklichkeit, Moral und Religion sind abwechselnd angeführt, auch wohl gehäuft, um diese oder jene Maxime zu empfehlen oder zu verwerfen. Als Text, der hier nach allen Beziehungen ausgeführt, umschrieben und ausgelegt wird, läßt sich die, verschiedenen Kapiteln des Buchs als Motto vorgesezte Sentenz Schillers betrachten:

Nichts Schön'res kenn' ich, was ich mir auch wähle,
Als in der schönen Form die schöne Seele.

Und wirklich enthält dieser Spruch die Quintessenz aller Lebensweisheit, nach welchem eine gebildete Frau zu trachten vermag. — In Bezug auf die abgehandelten Gegenstände bemerken wir folgendes: die Verfasserin geht fein genug von Betrachtung des allen Frauen natürlichen Wunsches, liebenswürdig zu seyn und zu gefallen, aus, und rechtfertigt denselben, sofern er nicht ausarte ꝛc. Daran knüpft sich sehr einfach Alles, was über Schönheitspflege, über Kleidung, äußeren Anstand sich sagen läßt, und wie die Pflege der Schönheit auf Pflege der Gesundheit zurückgeführt und mit Ordnungsliebe und der Pflicht, keine Leidenschaft in sich herrschend werden zu lassen, verbunden wird, so führt die Lehre vom Anstande ꝛc. auf die von der Bildung des Gemüthes und Geistes über. Es ist hier überall das Maßhalten empfohlen, und jedes Extravagiren über die Schranken der Weiblichkeit als dasjenige bezeichnet, was das Weib nur unglücklich machen könne. — Ehe von eigentlicher, an gewissen Gegenständen zu vollziehender Geistesbildung die Rede ist, wird die Uebung in den weiblichen Tugenden der Geduld, der Treue, der Wahrhaftigkeit ꝛc. eingeschärft. Später wird zwar gegen Vielwisserei der Frauen mit Recht gesprochen, wie gegen alles Prahlen mit Kenntnissen und Einsichten; gleichwohl wird eine etwas überfüllte Musterkarte des Wissenswürdigen entrollt. Lob verdient, daß die Verfasserin der französischen Sprache und besonders dem französischen Geplapper die gebührende Geringschätzung beweisen und dagegen die italienische Sprache hervorgehoben hat. Ebenso fehlt unter den zur Lektüre empfohlenen deutschen Klassikern, und mit vollkommenem Recht, Goethe. Denn, wie man auch über diesen Dichter, der eine Zeit lang den Gipfel des deutschen Parnaß für sich allein usurpirt hatte, denken mag: das scheint gewiß, daß der größere Theil seiner Werke, besonders aber seine Romane, keine Frauenlektüre sind. Die äußere Form, in welcher hier alle Lehren und Vorschriften mitgetheilt werden, ist die Form von Briefen, welche an eine Nichte gerichtet sind, die uns als aufblühende Jungfrau entgegentritt und die wir später in den wichtigsten Lebenslagen, in welche ein Frauenzimmer kommen kann, erblicken: in der ersten Liebe, als Waise, Erzieherin, Braut, Ehefrau, Mutter, beim Tode geliebter Kinder, endlich als Wittwe.

3) Erziehungslehre für gebildete christliche Mütter. In Vorlesungen von **Dr. G. A. F. Sickel,** Schuldirector in Magdeburg. Magdeburg, Heinrichshofen, **1835.**

Da unstreitig Alles auf die erste Erziehung der Kinder ankommt, diese aber bis zu der Zeit, wo „der Knabe sich stolz vom Mädchen losreißt“ vorzugsweise den Müttern zukommt; so ist eine Erziehungslehre für

Mütter gewiß ein, seinem Zweck nach höchst dankenswerthes Werk, ja es ist, wenn es nur einigermaßen seinem Zweck entspricht und gehörig benuzt wird, nothwendiger und heilsamer, als jedes andere Erziehungswerk. Wenn irgend wodurch ein sicheres Fortschreiten der Menschheit gewährleistet werden kann, so kann dies nur durch vernünftige Jugenderziehung geschehen, aber durch die öffentliche, in Schulen und Instituten zu verleihende gewiß nicht, wenn dieselbe nicht auf vernünftige, häusliche, den Müttern vorzugsweise zukommende Erziehung sich stützen kann. — Dieses war schon dem pädagogischen Reformator Pestalozzi klar, als er sein „Buch der Mütter“ schrieb; und derselbe Gedanke liegt Jean Pauls geistvoller „Levana“ zu Grunde. Auch haben beide Bücher eine große Wirkung hervorgebracht: sie haben im Allgemeinen das Recht der Mütter auf die erste Erziehung der Kinder, welches durch bloß wissenschaftliche, Unterricht und Kenntnißmittheilung einseitig befördernde Pädagogen angezweifelt oder vernachlässigt worden war, wieder geltend gemacht; sie haben die Frauen selbst vielfach wieder auf ihren wahren und edelsten Beruf hingewiesen, und namentlich hat Jean Pauls Levana vielen vornehmen und gebildeten Frauen das Gewissen gerührt und sie wenigstens dahin gebracht, ihrer Mutterpflichten nicht so ganz uneingedenk zu seyn, und sie nicht so ganz bloß als ein nothwendiges Uebel anzusehen, wie leider noch immer viel zu sehr Mode ist. — Das Erweckende, Anregende, für die erste Kindererziehung Begeisternde, was in Pestalozzi's und Jean Pauls erwähnten Schriften liegt, hat gegenwärtige Erziehungslehre nicht; allein sie ist instructiver, wenigstens für die mittlere Capacität, die bekanntlich diejenige ist, auf welche man am meisten rechnen muß. In dieser Hinsicht wird dieselbe allgemeineren Nutzen stiften, als jene beiden, zumal da sie zwar in einem ernsten, mehr für männliche Leser geeigneten Ton, aber doch in edler Einfachheit und Popularität abgefaßt ist. Sie enthält ferner nicht allein einen großen Reichthum von Vorschriften, welche bei den mannichfaltigen Vorkommenheiten der physischen, moralischen und intellektuellen Erziehung der Kinder zu beobachten sind; sondern sie stellt auch die Ziele, welche sich eine vernünftige und religiöse Kindererziehung zu setzen habe, auf, und rechtfertigt sie. Und wie denn jede Seite den vielerfahrenen und vielversuchten Erzieher eigner und fremder Kinder verräth, so zeigt sich auch darin die genaue Kenntniß der Menschen und besonders des Familienlebens, in dessen Grund- und Bodenlosigkeit zu blicken, der Lehrer leider nur zu oft Gelegenheit hat, daß der Verfasser nicht müde wird, Eltern und insbesondere die Mütter darauf hinzuweisen, wie ihr eigenes Denken, Sprechen und Thun vor allen Dingen ein musterhaftes seyn müsse, wenn das Werk der Erziehung gelingen solle. Wir fürchten, daß diese, ans Gewissen der Eltern gerichteten Worte manche derselben gegen das gute Buch einnehmen werden; wir aber können den Verfasser darum nur loben. „Solls besser werden, werdet selbst erst besser“ — bleibt buchstäblich wahr. Predigen, ermahnen, warnen, strafen schadet mehr, als es nuzt, wenn das eigene Leben der Prediger nicht ihrem Wort entspricht, statt ihm erst Kraft und Nachdruck zu geben. Wer da will, daß sein Kind wahrhaftig werde, sey wahrhaft in allen Stücken; wer es fromm machen will, sey selber fromm; wer es fleißig haben will, sey selber fleißig ꝛc. Dann wird es weniger Worte und weniger Strafen bedürfen; und was alsdann noch weit mehr den Erfolg der Erziehung gewährleistet, ist, daß das Erziehungsgeschäft eben dann den Erziehenden ein inneres Anliegen, ein Bedürfniß und keine Last oder Nebensache seyn wird. Alle Lehren, Ermahnungen und Strafen werden von solchen Eltern meistentheils die rechten seyn und recht und zur rechten Zeit angewendet werden; und den Kindern selbst werden sie um so eindringlicher, zur Besserung nöthigender erscheinen, je weniger sie in ihnen einen Widerspruch mit dem entdecken können, was sie täglich von den Eltern sehen und hören.

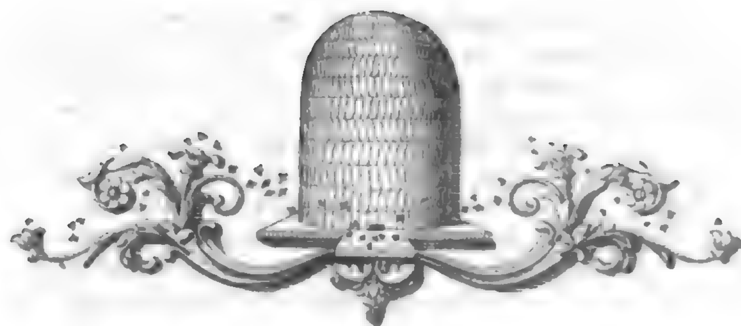
W. B. Mönnich.

Länder- und Völkerkunde.

38) Reisehandbuch durch das Königreich Ungarn mit den Nebenländern und Dalmatien, nach Serbien, Bukarest und Constantinopel. Von Adolf Schmidt. Wien, Gerold, 1835. 8. S. 600.

Ein für Fremde, die nach Ungarn reisen, und vorzüglich auch für solche Leser, die es nur durch Beschreibungen kennen lernen wollen, sehr zweckmäßig eingerichtetes Buch. Der Verfasser häuft nämlich nicht bloß Notizen zusammen, sondern er beschreibt und auf eine so anziehende Weise, daß viele seiner Schilderungen, z. B. die des Karpathengebirgs, uns aufs lebendigste in die Wirklichkeit versetzen. Bei weniger bekannten Ländern ist dieses Beschreiben durchaus nothwendig, um die Reisenden erst aufmerksam zu machen. Ueberdies hat es der Herausgeber auch an den zu Reisehandbüchern erforderlichen Notizen in Betreff der Entfernungen, Stationen, Reisegelegenheiten und an den geschichtlichen und statistischen Nachweisungen nicht fehlen lassen, und ein gutes Register erleichtert das Nachschlagen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 45. Montag, 1. Mai 1837.

Werke über Oesterreich.

1) Geschichte des Hauses Habsburg von dem Fürsten E. M. Lichnowsky. Erster Theil, von den frühesten Nachrichten bis zu dem Tode König Rudolf des Ersten. Mit vier Kupfertafeln. Wien, Schaumburg u. Comp., 1836. gr. 8. S. XXIV. 546. CLXXIV.

Ein in vieler Beziehung merkwürdiges Werk, nicht nur weil es die erlauchte Literatur bereichert, sondern weil es der Anlage nach ein neues Muster für Specialgeschichte aufstellt. Während andere Geschichtschreiber die Quellen mehr oder weniger vollständig kannten, darunter nach Willkür wählten, davon nach Belieben einige nannten, andere nicht nannten, hat der Verfasser des vorliegenden Werks gewissenhaft und systematisch alle nur möglichen Quellen seiner Geschichte gesammelt, geordnet, dem Leser vorgezählt und zu jedem ein kurzes Urtheil über deren Reichhaltigkeit und Glaubwürdigkeit hinzugefügt; so daß er selbst dazu auffordert, jede etwaige Lücke seines Quellenstudiums zu bemerken, jede etwaige falsche Beurtheilung einer Quelle zu berichtigen. Dazu kommt noch eine Urkundensammlung und ein Tagebuch, worin chronologisch der Inhalt unzähliger anderer, minder wichtiger Urkunden angegeben sind.

Auf dieser vortrefflichen Grundlage kann nun freilich der eine Baumeister so, der andere anders bauen. Die speciellste Kenntniß der Thatsachen vorausgesezt, kommt es erst noch auf die Auffassung an. Die Auffassung ist aber gewissermaßen klimatisch, und wenn wir gleich die guelfische Politik Rudolfs I. im Gegensatz gegen die ghibellinische der gestürzten Hohenstaufen nicht durchaus in dem Lichte sehen, wie Fürst Lichnowsky, so legen wir auf diesen Unterschied, als auf etwas Natürliches, gar kein Gewicht, sondern sind ihm für einige neue Fakta verbunden, durch deren Mittheilung er unsere Ansicht bestätigt, ohne es zu wollen. Wenn nämlich die persönliche geheime Zusammenkunft Rudolfs mit dem Papst vor der Kaiserwahl, wenn die Unterhandlungen mit der Fürstenaristokratie durch Friedrich von Zollern vor der Kaiserwahl eben so gewiß ausgemittelt sind, als die Thatsache, daß Kaiser Rudolf schon am Krönungstag seine drei Töchter den vornehmsten Wahlfürsten vermählte und nachher durch die gehorsamste Unterwürfigkeit unter den Papst einer- und durch Annahme der sein kaiserliches Ansehen einschränkenden Willebriefe der Fürstenaristokratie andrerseits die Bedingungen erfüllte, ohne die man ihn gar nicht gewählt haben würde,

so ist klar, daß Rudolf nur ein Werkzeug der guelfischen Politik war. Es konnte auch nichts anderes seyn, denn der Papst, die französische Partei und die nach Provinzial-Unabhängigkeit trachtenden deutschen Fürsten waren Sieger, das deutsche Einheits- und Nationalinteresse in den Ghibellinen besiegt. Habsburg war von der guelfischen Politik so abhängig, daß es sich auf Befehl des Papstes dazu hergeben mußte, Ungarn einem französischen Prinzen erobern zu helfen, zum großen Schaden des Reichs, das nunmehr von drei Seiten her durch die päpstlich-französische Allianz umgarnt wurde. Habsburg war von der guelfischen Politik so abhängig, daß es seine Tochter dem Sohn jenes Karl von Anjou vermählte, durch den Deutschland den empfindlichsten Schimpf erlitten. Erst in späterer Zeit, als das mächtiger gewordene Haus Habsburg jener päpstlich-französischen Allianz entgegentrat, befand es sich auf einem unabhängigen Standpunkt. Bei der außerordentlichen Vollständigkeit der Quellen und Erwähnung aller gleichzeitigen Nachrichten vermissen wir das merkwürdige Gedicht des Schulmeisters von Eßlingen, das sich im Manessischen Codex befindet. Es ist zwar feindselig gegen Rudolf, aber eine Stimme der Zeit, die ein unparteiischer Geschichtschreiber nicht hätte unabgedruckt lassen sollen.

Wir legen, wie gesagt, keinen Werth auf die politischen Theorien, die sich mit dem Meridian verändern; doch finden wir es nicht unmerkwürdig, daß der Fürst Lichnowsky, wenn auch von anderm Standpunkt aus, die Politik des Hauses Habsburg genau so prädicirt, wie der selige Schneller. Uns will es aber scheinen, daß man der Geschichte ein wenig Gewalt anthut, wenn man ihre mannichfaltigen Erscheinungen einander ähnlich machen will, wo sie es keineswegs sind. Wenn der Herr Fürst in der Vorrede festzustellen sucht, daß das Haus Habsburg das historische Princip vertrete und von jeher vertreten habe, so stimmt das doch keineswegs mit der wirklichen Geschichte durchaus überein. Als Rudolf von Habsburg auftrat, war der Ghibellinismus, die alte Kaisermacht das historische, der Guelfismus dagegen, die vom Papst geleitete Rebellion der Reichsfürsten gegen ihr geheiligtes Oberhaupt, und die Unterordnung dieses Oberhaupts unter die Willkür der Fürstenaristokratie war das revolutionäre Princip jener Zeit. Wollte aber der Herr Fürst einwenden, Gott sey älter als der Kaiser und insofern der Papismus als das historische Princip zu behaupten, so können wir nicht umhin, ihn auf die spätere Zeit zu verweisen, in welcher Habsburg, im Erbbesitz der Kaiserwürde, unwillkürlich ghibellinisch werden mußte. Es wäre sehr kurzsichtig, wenn man die ghibellinische Reaktion gegen das Papstthum, die allerdings erst unter Joseph II. energisch und offen hervortrat, in früheren Perioden verkennen wollte. Was hatte nicht Max I., Karl V., Maximilian II., selbst der bigotte Ferdinand II. und Leopold I., Joseph I., Karl VI. mit dem päpstlichen Stuhl beständig zu schaffen, wenn auch meistens nur geheim. Wie oft, ja fast immer, stand der Papst im geheimen Bunde mit Frankreich, so oft dieses den Kaiser anfiel! Wir wollen nicht noch weiter untersuchen, inwiefern etwa die großen innern Umgestaltungen in verschiedenen Provinzen des österreichischen Kaiserstaats, welche radikale Ausrottungen des alt Historischen waren, an dessen Stelle sehr moderne Verhältnisse traten, für das historische Princip vindicirt werden könnten. Es genügt uns, angedeutet zu haben, daß man Tendenzen von heute nicht auf Jahrhunderte, und die Conservativpolitik alter Geschlechter schwerlich auf die Erwerbungspolitik junger Geschlechter zurückdatiren kann.

2) Oesterreich unter Albrecht II. Von Franz Kurz, reg. Chorherrn und Pfarrer zu S. Florian. Zwei Theile. Wien, Kuppfer und Singer, 1835.

Wir verdanken dem Herrn Kurz schon mehrere der ausgezeichnetsten specialgeschichtlichen Werke, so namentlich das über den großen Aufstand der Oberösterreicher unter Fadinger im dreißigjährigen Kriege, über Friedrich den Schönen und Albrecht den Lahmen. Hier beschreibt er das Leben Kaiser Albrechts II. Bekanntlich hat dieser Kaiser nur sehr kurze Zeit regiert, und seine frühere Geschichte als Herzog von Oesterreich ist durch den Hussitenkrieg, der allein allen Ruhm jener Zeit verschlungen hat, in den Schatten gestellt worden. Herr Kurz zieht nun diese weniger bekannte Geschichte ans Licht. Sie ist für Oesterreich insbesondere sehr interessant, denn es war eine Periode der Anarchie und wildesten Fehde. Die Vormünder des jungen Albrecht, die Herzoge Leopold und Ernst, befehdeten sich aufs grimmigste um die Vormundschaft; jener mit ungrischen und mährischen Räubern, dieser mit den über Oesterreichs Verluste schadenfrohen Bayern im Bunde, und Beide das Werkzeug ihrer Bundesgenossen und Untergebenen, welche die allgemeine Auflösung des Rechtszustandes nur benutzten, um zu rauben. Die fremden Zuläufer, der zügellose Adel, ja die Herzoge selbst wetteiferten, das unglückliche Landvolk zu mißhandeln. Da Ernst vorzüglich auf Bayern und den Adel sich stützte, hielt sich Leopold an die fremden Räuber und den Pöbel, hezte den leztern in Wien auf, ließ die reichen Rathsglieder hinrichten und berauben und einen Rath aus dem niedersten Haufen wählen ꝛc. Endlich trat Kaiser Sigismund als Obmann auf, versöhnte die Vormünder, nahm sich des Mündels

an und bestimmte ihn zu seinem Schwiegersohn und Erben. Der junge Albrecht trat im Vertrauen auf eine solche Stütze bald energisch auf, konnte aber seine Kraft nur gegen Wehrlose geltend machen, gegen die Ketzer und Juden, die er aufs grausamste verfolgte, nicht aber gegen den übermüthigen Adel, der sich an Gehorsam noch nicht gewöhnen wollte, und am wenigsten gegen die Hussiten, die das ihm anvertraute Mähren und Oesterreich selbst furchtbar heimsuchten. Albrechts Verfahren in Mähren gegen die Andersdenkenden kam dem der Hussiten an Grausamkeit gleich. Wenn man bedenkt, daß er, den Hussiten das Feld räumend, mehrere hundert Dörfer des ihm anvertrauten Landes in Brand stecken ließ, da die Einwohner mit den Hussiten zu fraternisiren Miene machten, so begreift man, wie rachlustig die mährischen Brüder ihrerseits werden mußten. Ueber die bisher im Detail wenig oder gar nicht bekannten Einfälle der Hussiten in Oesterreich theilt Herr Kurz so viel mit, als ihm möglich war, aus sehr unvollständigen Quellen zu ergänzen. Interessant und neu ist die Notiz, daß der böhmische Adel, der beständig eine Mittelmacht zwischen dem Kaiser einer- und den wilden Hussiten andrerseits zu constituiren trachtete, nachdem der von ihm herbeigerufene polnische Koribut den Erwartungen nicht entsprochen hatte, und der Adel weder ohne König bleiben noch zu Sigismund zurückkehren wollte, sein Auge auf den Herzog Friedrich von Tyrol warf, der als früherer Feind Sigismunds den Hussiten annehmlich seyn konnte, und zugleich als geborner Habsburger Böhmen dem habsburgischen Hause erhalten haben würde, da der Haß der Böhmen gegen Albrecht viel zu groß war, als daß sie diesen als Sigismunds Erben in Böhmen hätten anerkennen sollen. Gleichwohl zerschlug sich diese Intrigue, weil Albrecht und Sigismund dagegen waren. Schon aus dieser einzigen Bemerkung wird der kundige Leser entnehmen, wie viele und mancherlei neue Aufschlüsse dieses schöne Werk enthält.

3) Geschichte der Regierung Ferdinands I. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen von F. B. von Bucholz. Siebenter Band. Wien, Schaumburg und Comp., 1836.

Ohne uns in weitere Polemik gegen den einseitig katholischen Standpunkt des Verfassers einzulassen, wiederholen wir das Lob dieses großen und mühevollen Werks, sofern es eine ungeheure Menge von Thatsachen gesammelt und diplomatisch treu mitgetheilt hat, die den Leser in den Stand setzen, selbst zu urtheilen. Der vorliegende Band beginnt mit der Verrätherei des sächsischen Moritz und reicht bis zum Jahr 1562, umfaßt also den Passauer Vertrag, den Religionsfrieden, den französischen und türkischen Feldzug, die Fehde gegen den wilden Markgraf Albrecht, die tragische Katastrophe Georgs in Siebenbürgen, Morizens, Karls V. und des Tridentiner Concils Ausgang, also eine der interessantesten Epochen der deutschen Geschichte. Sofern diese Epoche zugleich eine der bekanntesten und von zahlreichen Forschern bearbeitet ist, bemerken wir, daß der Vorzug der vorliegenden Bearbeitung in den Erörterungen der Diplomatie Ferdinands I. und Karls V. und der Verhältnisse in Ungarn und Siebenbürgen liegt. Eine der ausführlichsten Episoden ist die Geschichte des Kardinal Georg Mertenhausen (Martinuzzi), der eine so große Rolle in Siebenbürgen spielte und dieses Land gern dem türkischen Einfluß entrissen und unter den österreichischen gebracht hätte, wenn man seinen Rathschlägen gefolgt wäre. Er äußerte unter andern: „Ferdinand würde wohl thun, öffentlich zu verkünden, daß er den Bauern Freiheit geben wolle, damit man seine Sorgfalt für alle Klassen erkenne, und Gott durch diese den Bauern gegebene Freiheit leichter versöhnt werde. Die Türken böten den Bauern die Freiheit an, und hätten dadurch manche Raizen zum Abfall gebracht, denn in der Unterdrückung glaube der Mensch solchen Worten leicht, wenn er gleich in noch ärgere Knechtschaft falle. Zu solchem Abfall aber geben wir allein Anlaß, da wir die Bauern in solcher Unterdrückung halten, daß wir, nur daß ihnen Weib und Kinder nicht entrissen werden, sonst alle Art von Grausamkeit gegen sie üben.“ Gewiß eine merkwürdige Aeußerung. Georg, den der Papst kurz zuvor auf Ferdinands Verwendung zum Kardinal gemacht hatte, wurde auf des General Castoldo Befehl gemeuchelmordet, und der Papst sagte nur: man hätte ihn entweder nicht zum Kardinal empfehlen oder nicht ermorden sollen. Diese Details gehören zu den interessantesten des vorliegenden Werkes, das übrigens auch in den Partien, die von der deutschen Politik und von dem Streit mit den Protestanten handeln, eine rühmenswerthe Ausführlichkeit beurkunden, und überall durch Citate und eigene Worte der Zeitgenossen den Leser in den Stand setzen, sich sein eigenes Urtheil zu bilden.

Pädagogik.

4) Die Eckernförder Elementarschuleneinrichtung ꝛc. Dargestellt von M. E. M. Müller, Director der Bürgerschule zu Pirna, und K. Fr. G. Baumfelder, Oberlehrer ꝛc. zu Dresden. Dresden, Grimmer, 1835.

Lange Zeit hat man sich in Deutschland gegen den wechselseitigen Unterricht gesträubt, mit Recht abgestoßen

durch die gar zu maschienenmäßige Form, die ihm ihre Gründer, Bell und Lancaster, gegeben haben. Allein schon der Pater Girard in der Schweiz wußte zu seiner Zeit das Gute darin vom Fehlerhaften zu sondern und jenes in so wohlthätige Anwendung zu bringen, daß er beim Einzug der Jesuiten in Freiburg im Uechtland außer Thätigkeit gesezt wurde. Vor einigen Jahren hat Herr Probst Zerrenner in Magdeburg bereits einen sehr günstigen Bericht über die Form des wechselseitigen Unterrichts erstattet, welche demselben im Holsteinischen gegeben worden ist; auch ist der wechselseitige Unterricht in Magdeburg seitdem eingeführt worden. Gegenwärtige Darstellung gibt uns einen doppelten Bericht über den wechselseitigen Unterricht, wie derselbe in Eckernförde geordnet ist. Beide Berichterstatter, von der königl. sächsischen Regierung dahin geschickt, sprechen sich für den wechselseitigen Unterricht in Elementarschulen aus, sobald er auf die ähnliche Art wie in Eckernförde ertheilt wird. — Die ausführliche Schilderung desselben und die umständlichere Darlegung der Gründe für ihn müssen wir denen selbst nachzusehen überlassen, die sich näher dafür interessiren. Wir beschränken uns auf Hervorhebung einiger wesentlicher Punkte. Die Eckernförder Schuleinrichtung unterscheidet sich von der Bell-Lancasterschen darin, daß

a) bei jener der Lehrer, wie in andern Schulen, den eigentlichen Unterricht besorgt und nicht das Zulernende, wie der Bell-Lancasterlehrer, bloß von Gehülfen vorsagen und vormachen läßt; die Gehülfen haben in Eckernförde nur das schon vom Lehrer Gelehrte und Geübte zu repetiren und weiter einzuüben;

b) die Gehülfen werden aus den Schülern zwar gewählt, aber immer nur auf zwei oder drei Tage, und dies nur einmal in einem Monate, so daß nach der Reihe fast alle Schüler, die kleinsten Anfänger ausgenommen, als Gehülfen gebraucht werden; — eine Einrichtung, welche sowohl Eitelkeit als Vernachlässigung im Weiterlernen unmöglich macht. Ferner ist Gesetz, daß ein Schüler den Gehülfendienst nur bei solchen Mitschülern zu versehen hat, denen er in dem betreffenden Lehrgegenstande mindestens um drei Stufen voran ist;

c) durch diese Stellung des Lehrers und der Gehülfen fällt der die eigentlichen Bell-Lancasterschulen treffende Vorwurf eines bloß gedächtnißmäßigen, mechanischen und geisttödtenden Abrichtens weg und alle Vortheile dieser Schulen werden in doppelt und dreifach höherem Grade erreicht. Wir führen nur einige an.

So lange es ein frommer Wunsch bleiben wird, daß kein Lehrer mehr als dreißig Schüler zu unterrichten habe, kann nur durch die Gehülfenschulen den großen Uebelständen abgeholfen werden, welche überfüllte Classen in disciplinarischer und unterrichtlicher Hinsicht unvermeidlich mit sich führen. Es kann sogar durch diese Schulen das stufenmäßige Fortschreiten der Schüler und das individuelle Bedürfniß jedes Einzelnen weit mehr in Betracht gezogen werden, als selbst in Schulen, welche nur dreißig, ziemlich gleichartige Schüler unter einem Lehrer ohne Gehülfen haben. Es werden — ein unberechenbarer Vortheil — dadurch, daß die Schüler der Reihe nach zur selbstthätigen Förderung des Lernens und der guten Zucht herbeigezogen werden, eben dieselben mit weit größerem Eifer für Fleiß, Aufmerksamkeit und gutes Betragen erfüllt. Wie dies in der Natur der Sache liegt, so hat es die Erfahrung überall, wo diese verbesserte wechselseitige Schuleinrichtung eingeführt worden ist, bestätigt. Die etwas militärische Ordnung, welche allerdings in diesen Schulen herrscht, ist dem Kindesalter, wie wir aus den Kinderspielen wissen, durchaus gemäß; und sie kann unter der Oberleitung eines nur einigermaßen umsichtigen Lehrers nur wohlthätig wirken.

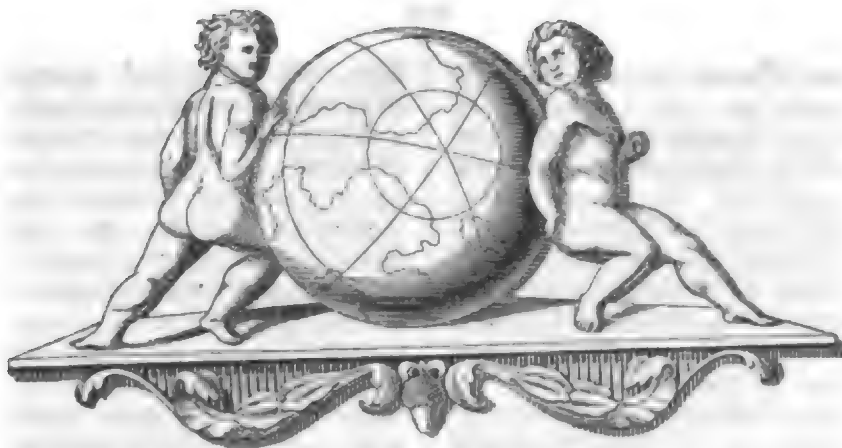
W. B. Mönnich.

Länder- und Völkerkunde.

39) **Ludwighs malerische Reise von Pesth über Semlin, Belgrad, Mehadia nach Orsova. Mit politisch-historisch-statistischen Bemerkungen und vorzüglicher Berücksichtigung der Bäder von Mehadia, Sliács, Stulna, Trencsin. Zwei Theile. Hildburghausen, Kesselring, 1835.**

Das Interessanteste an dieser Reiseschilderung ist die Beschreibung der auf dem Titel genannten, in der übrigen Welt wenig bekannten Bäder. Außerdem bietet sie wenig Neues dar. Die Donaureise nach Semlin und Belgrad ist schon von andern oft beschrieben worden. Auch der Besuch des Verfassers beim Pascha von Belgrad hat nur insofern etwas Eigenthümliches, als jener den seltsamen Einfall hatte, diesem eines seiner wenig bekannten Werke „Theon“ zu überreichen, dessen huldvolle Aufnahme er berichtet. Die historischen und antiquarischen Notizen, die der Verfasser überall einstreut, sind schätzenswerth.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 46. Freitag, 5. Mai 1837.

Werke über Oesterreich.

4) Die Höfe und Cabinette Europas im achtzehnten Jahrhundert. Von Dr. Förster. Zwei Bände. Mit einem Urkundenbuch. Potsdam, Riegel, 1836.

Was Herr Förster über Wallenstein, Friedrich Wilhelm I. und jezt wieder über Karl VI. geschrieben hat, verdient die Anerkennung und den Dank der Mitwelt, da er theils bisher unbenuzte Quellen eröffnet, theils das bisher sehr ungeordnete Material gesichtet und zum Ueberblick gebracht hat. Bei diesem lezten Werk hat er wohl ein wenig zu sehr geeilt, und in leicht erklärbarer Freude über neu Mitzutheilendes manches Aeltere, das in seiner Geschichte nicht hätte fehlen dürfen, übersehen. Nicht zu gedenken des Theatri Europaei, der über diese Periode sehr reichhaltigen Frankfurter Relationen, des Nürnberger historischen Bildersaals, Ringhs Leben Josephs I. ꝛc., so scheint uns der Verfasser den Briefen Eugens nicht genug Gewicht beigelegt und die versificirte Lebensbeschreibung Karls VI. von Conlin gar nicht gekannt zu haben. Hier hätte er aber zur Bereicherung seines Werkes sehr anmuthige Schilderungen des Hofes, der kaiserlichen Rundreisen ꝛc. gefunden, z. B. den Empfang Karls VI. und seiner jungen Gemahlin in Linz und das ungemein naive Benehmen der Oberösterreicher.

Es ist sehr gut, daß man in neuerer Zeit auf das unter allen Perioden unsrer Geschichte bisher von der Forschung am meisten vernachlässigte Zeitalter zwischen dem dreißigjährigen und siebenjährigen Kriege zurückkommt; denn vielleicht ist keine Periode so lehrreich für uns, als gerade diese. Wenn es Herr Förster vermocht hätte, seinen Gegenstand aus einem nationalen Standpunkte zu betrachten, so würde sein Werk an Interesse viel gewonnen haben; indessen sind wir längst gewohnt, nur von österreichischer, oder preußischer, oder bayerischer, oder badischer ꝛc. Geschichte zu hören und die Weltbegebenheiten demgemäß aus den verschiedensten Schwinkeln anzusehen. Herr Zschokke findet in seiner bayerischen Geschichte die Allianz Bayerns mit Frankreich gegen Oesterreich im spanischen Erbfolgekriege ganz natürlich, und lobt und preist die Bayern darum, daß sie für Frankreich auf ihre deutsche Brüder losgeschlagen hätten. Ob Bayern dadurch die heiligste Pflicht gegen das Reich verlezte, das deutschen Gesammtinteresse auf Jahrhunderte gefährdete, darum kümmert sich Herr Zschokke nicht. Er läßt einen gefangenen Bayern, dem ein Oesterreicher dergleichen patriotische Vorwürfe macht, einfach antworten: „ich bin ein Bayer.“ In den österreichischen Geschichten werden jene Begebenheiten freilich aus einem patriotischeren und dem deutschen Nationalstolz geziemenderen Standpunkt aufgefaßt; allein nachdem man gesehen hat,

wie sich Oesterreich einer schlimmen Lage noch so ziemlich mit heller Haut entzogen hat, achtet man auf die Schmach und Gefahr der übrigen Reichsglieder nicht mehr, und der österreichische Standpunkt hört nach jedem Friedensschluß schon wieder auf, der deutsche zu seyn. Niemand hat dies klarer erkannt und sarkastischer ausgesprochen, als Prinz Eugenius, der nebst dem General Thüngen der einzige wahre Patriot jener Unglückszeiten war. Eugenius wollte nämlich einen deutschen Landsturm organisiren und die Franzosen, die nicht nur Straßburg genommen, sondern auch auf dem rechten Rheinufer die schamlosesten Plünderungen systematisch trieben, in Masse zurückjagen, und Thüngen ließ auf eigene Hand jeden französischen Mordbrenner, den er einfing, lebendig verbrennen. Aber die deutschen Fürsten waren zu uneinig und kraftlos, um die in Deutschlands Gesammtkraft schlummernden Schrecken zu wecken und ließen sich alles gefallen. In Lothringen wurden sammt dem Fürsten alle einheimischen Beamten vertrieben und Franzosen an ihre Stellen gesezt, dagegen alle junge Männer in französische Regimenter gesteckt, alles herzogliche Privatvermögen, alle Kunstschätze, die Bibliothek ꝛc., die Kassen fortgeschleppt und das Land mit unerschwinglichen Steuern belegt. Straßburg wurde durch Verrath genommen, alle Städte im Elsaß, in der Rheinpfalz, im Badischen, im Bisthum Speyer, niedergebrannt. Dasselbe Schicksal traf eine Menge würtembergische Städtchen und Dörfer, als der Administrator des Herzogthums von den Franzosen gefangen wurde und das Land sich weigerte, eine so ungeheure Summe für ihn zu zahlen, als sie verlangten. Von Philippsburg und Breisach aus plünderten die Franzosen systematisch die deutschen Provinzen aus. Auch Freiburg im Breisgau war lange Zeit eine französische Stadt. Der Jammer und die Schande von jener Zeit ist bisher noch nie im gehörigen Zusammenhange erzählt worden. Da so wenig Einheit unter den Deutschen war, das grenzenlose Elend der Westprovinzen abzuwenden und die französischen Räuber zu züchtigen, so erfolgte, was nicht mehr zu verhindern war. Die Gefährdeten suchten sich bei Frankreich in Gunst zu setzen, so die meisten rheinischen Kurfürsten und kleinen Herren; Ehrgeizige aber suchten, nachdem sie den Respekt vor Kaiser und Reich verloren, mit Frankreichs Hülfe es vollends zu zerstören und in der allgemeinen Anarchie sich selbst zu vergrößern, so Bayern. Der Kampf führte also damals keineswegs zu einer großartigen Erhebung der Nation, sondern zu einer immer ärgern Demoralisation. Es war ein psychologisches Phänomen. Während die Ereignisse von der Art waren, daß sie den furchtbarsten Rachegeist einer Nation entflammen mußten, geschah nicht das mindeste Großartige der Art, das Volk selbst stand nirgends auf als in Tyrol, die Fürsten selbst debattirten viel in höchstem Eifer, einige ärgerten und grämten sich sogar todt, aber es geschah nichts Großes. Prinz Eugenius sprach mehr als einmal seine Verwunderung aus, wie es doch möglich sey, daß eine so große, starke Nation, wie die deutsche, sich so gefühllos alles von Frankreichs Frechheit könne gefallen lassen. Thüngen, der schon ein Auge verloren, mühte sich in wüthendem Schmerz ab, einzeln das Unmögliche zu leisten. Eugenius hätte ihn nach dem Tode Ludwigs von Baden gerne an die Spitze der Reichsarmee gestellt, aber es war nicht möglich. Die Fürsten wollten diese Ehre keinem gemeinen Edelmann gönnen, und der Kaiser übertraf alle Andern an Phlegma und an jener merkwürdigen Sorglosigkeit, die sich mitten in Gefahren und öffentlicher Schande mit dem feinsten Raffinement des Hofceremoniels beschäftigt und nichts Wichtigeres kennt, als das Arrangement eines Feuerwerks.

Diesen Kaiser nun, Karl VI., der das Phlegma und die unglückliche Politik Leopolds I. und Josephs I. erbte, hat Herr Förster hier mit diplomatischer Ausführlichkeit und Treue geschildert. Er verlor durch den Abfall Englands von der deutschen Sache die Vortheile der großen Siege, die Eugen und Marlborough bereits erfochten hatten. Er verlor nach Eugens Tode durch die üble Hofwirthschaft, die er gestattete, auch das Heldenheer, das ihm Eugen erzogen, denn man ließ es verhungern, abdanken, demoralisiren, so daß nun auch im Türkenkriege die Lorbeern Eugens verloren gingen. Dagegen war er der Begründer jenes sinnlichen Wohllebens, das die Wiener noch bis auf den heutigen Tag charakterisirt. Der Contrast dieses Wiener Hoflebens mit der allgemeinen Calamität des Reichs ist so stark als möglich, und das Bild des Kaisers in der ungeheuern Allongeperrücke erhält dadurch eine eigenthümliche Folie.

5) Historische Darstellung der Allein-Regierung Josephs II., insbesondere der Reaction gegen den Geist seiner Anstalten. Von Dr. Groß-Hoffinger. Stuttgart und Leipzig, Rieger und Comp., 1837.

6) Geist der Gesetze Kaiser Josephs II. Von Demselben, daselbst.

Die Reformen Josephs II. sind hier aus dem richtigen Standpunkt aufgefaßt und im Zusammenhange vollständiger als bisher zur Uebersicht gebracht. Der Verfasser geht nämlich von dem Standpunkt aus, daß der edle Kaiser das Beste wollte, und daß, wenn er

auch in seinen Berechnungen manche Täuschung hätte vermeiden können, es doch weit weniger seiner Unklugheit, als dem bösen Willen seiner Gegner zuzuschreiben ist, wenn alle seine Plane mißlangen, denn dieser böse Wille würde ihn unter allen Umständen bekämpft haben, wenn er auch vorsichtiger zu Werke gegangen wäre. Ferner hält der Verfasser den Gesichtspunkt fest, aus welchem die Josephinischen Reformen im Geist unserer vorgeschrittenen Zeit beurtheilt werden müssen, d. h. er rechtfertigt die vortrefflichen Absichten des Kaisers durch die Thatsache, daß Vieles, was er gewollt hat, troß alles Widerstandes, den er noch erfuhr, durch die Allgewalt der Zeit gleichsam von selbst geworden ist. Sehr richtig faßt der Verfasser die Motive des Widerstandes gegen Josephs Reformen folgendermaßen zusammen: „Joseph hatte die verdunkelten Seelen, vieler in Unwissenheit und Barbarei versunkener Völkerschaften aufzuhellen, und hier verschworen sich die finstere Schwärmerei des Aberglaubens, die Starrsinnigkeit des Unverstandes, die Habsucht und der Eigennutz Jener, die dem herrschenden Glauben Vorurtheile ernährten, gegen ihn. Joseph hatte das fehlerhafte Gleichgewicht des Rechtszustandes herzustellen, aber hier bedrohten ihn die Bevorrechteten durch die eigene Gewalt ihrer Rechte, und die Beeinträchtigten, durch lange Knechtschaft erlahmt, konnten die von Fesseln befreiten Hände nicht brauchen, ihren Befreier zu unterstützen. Joseph hatte die Unwirthschaft im Staate zu heben, aber diese war eine Quelle des Wohlstands für Vornehme und Geringe, und sie ließen sich den gewohnten Genuß nur mit Gewalt entreißen. Joseph hatte den Nationalfleiß zu beleben, aber das schlaftrunkene Volk murrte gegen den Störer seiner süßen Trägheit."

Das waren in der That die wenig ehrenwerthen Motive aller der Hindernisse, die man den für Völkerfreiheit und Völkerglück so wohlthätigen Reformen Josephs in den Weg legte. Der Verfasser spricht auch von den auswärtigen Intriguen gegen Joseph, durch welche die hierarchisch-aristokratische Opposition in Oesterreich selbst verstärkt wurde, und erörtert insbesondere die Polemik, die Johannes Müller gegen Josephs Reformen eröffnet hat. Endlich hat er gezeigt, wie namentlich auch der Mißbrauch der von Joseph eingeführten Freiheit dieser selbst geschadet habe. Joseph hob die Leibeigenschaft auf; sogleich stand unter den Wallachen Horja auf, gab vor, ein kaiserlicher Agent zu seyn, mordete 120 Edelleute, zerstörte gegen 300 Schlösser. Joseph gab die Presse frei; sogleich wurde Oesterreich mit unzüchtigen und zugleich unendlich faden und geistlosen Schriften überschwemmt. Joseph erließ das berühmte Toleranz-Edikt; sogleich glaubten die Illuminaten ein Recht zu haben, über die Religion zu spotten, und indem sie den Kaiser vergötterten, machten sie das Volk glauben, er sey ganz ihrer Meinung. Man erinnere sich nur, was Blumauer alles schrieb.

Das Haupthinderniß, woran Josephs Reformen scheiterten, war aber dessen Durchfahren durch die Nationalitäten. In seiner Lage war es ihm freilich nicht zu verdenken, daß er seinem Staate Einheit zu geben wünschte durch ein Gesetz, durch eine Verwaltungsnorm; aber er wünschte etwas Unmögliches. Er vergaß die verschiedenen Nationalitäten und Bildungsstufen seiner Völker, und konnte als der erste Lothringer (denn sein Vater hatte nicht regiert) nicht mehr ändern, was die Politik der Habsburger seit Jahrhunderten festgestellt. Haus Habsburg nämlich, ursprünglich in der guelfischen Politik groß gezogen, hatte seine ungeheuren Erwerbungen immer nur in einem hierarchisch-imperatorisch-europäischen Sinne auf Kosten der deutschen Nationalität gemacht; es hatte sich zu oft auf auswärtige Verbindungen gestützt (zuerst auf den Papst und das Haus Anjou gegen die Ghibellinen, dann wieder auf den Papst und Spanien gegen die Reformation) und war endlich seiner größern Ländermasse nach immer mehr slavisch, magyarisch und welsch geworden und nach Süden und Osten vorgerückt, während es im Norden und Westen immer mehr von seinen deutschen Stammlanden verlor (die Schweiz, Elsaß, Lothringen, Vorderösterreich, Burgund, die Niederlande, Schlesien und die Lausitz). Joseph versuchte vergeblich, den österreichischen Kaiserstaat wieder mehr zu germanisiren, durch Einverleibung Bayerns, durch Einführung der deutschen Sprache in ganz Ungarn &c. Es ist merkwürdig, daß gerade die beiden Stände, Geistlichkeit und Adel, die nicht an einer Nation hängen, sondern eine Corporation innerhalb der verschiedensten Nationen bilden, und auf die bisher gerade die Habsburger sich bei ihrer europäischen Politik gestützt hatten, jetzt die Nationalität als Waffe gegen den wohlwollenden Kaiser gebrauchten, nicht um National-Unabhängigkeiten, sondern nur um ihre Standesprivilegien zu vertheidigen.

Das vorliegende Werk ist in einem so freisinnigen Geist geschrieben, daß wir das hinsichtlich der verschiedenen Meinungen, die über den Verfasser in Umlauf sind, bemerkenswerth gefunden haben.

7) Erzherzog Karl und der Weltstreit von 1792 bis 1815. Von Demselben, daselbst, 1836.

Eine gute Zusammenstellung der bekannten Begebenheiten, aber ohne neue Aufschlüsse. Man kann

diese auch jezt noch nicht verlangen. Wir sehen den erhabenen Feldherrn, an den aller Ruhm und alle Hoffnung der kaiserlichen Heere sich knüpften, auf eine durchaus für unser profanes Auge unregelmäßige und unerklärliche Weise aus dem Geheimniß der in Wien beliebten Kriegsdispositionen hervortreten und wieder darin verschwinden; einmal zum Oberbefehl berufen, ein andermal wieder nicht, einmal bloß für die erste, ein andermal bloß für die zweite Hälfte eines Feldzugs, einmal keck und offensiv in schwieriger Lage, ein andermal durch geheime Befehle zurückgehalten in günstiger Lage. Wir sehen ihn, der in der Zeit des Unglücks allein Lorbeern sammelte, in der Zeit des Glücks außer Thätigkeit gesezt und ohne Theilnahme an den lezten Lorbeern. Am besten hat Napoleon diese eigenthümliche Stellung des Erzherzogs Karl zu den österreichischen Feldzügen charakterisirt, indem er 1797, als der Erzherzog zu spät zum Commando der in Italien bereits gänzlich aufgelösten Armee berufen wurde, in die Worte ausbrach: bisher haben wir Armeen ohne Feldherrn geschlagen, jezt bleibt uns nur noch ein Feldherr ohne Armee zu schlagen übrig.

8) Wiener Skizzen aus dem Mittelalter von J. E. Schlager. Erste und zweite Reihe. Mit Kupfern. Wien, Gerold, 1836.

Obgleich dieses Werk zunächst nur für Wien Interesse hat, so ist es doch bei der Uebereinstimmung der städtischen Verwaltungen und Sitten im Mittelalter auch als ein Beitrag zur allgemeinen Städtegeschichte zu betrachten und mit großem Dank anzuerkennen, besonders in den Theilen, die sich auf alte Rechtsverhältnisse, auf altstädtisches Bauwesen, auf Vertheidigung und Rüstung und auf Volkssitten beziehen. Die zwanglos einander folgenden Aufsätze betreffen: das Wiener Pferderennen, das schon 1382 vorkommt; Original-Urkunden zur Geschichte der Juden in Wien; die Feldzüge, Waffenzeug, Schießübungen und Zeughäuser der Wiener; alte Topographie des Petersplatzes; die Festung Wien und der Stadtgraben; das Spinnenkreuz am Wiener Berge; alte Topographie des Hohenmarkts; das Bäckerschupfen (betrügerische Bäcker wurden in einer Art Käfig, der aber offen war, über einer Pfütze aufgehängt, und mußten, wenn sie nicht verhungern wollten, zulezt vor den Augen des jubelnden Volks hinunterspringen); Feierlichkeiten, fürstliche Einzüge, Turniere der berittenen Bürger, die öffentliche Feier der Sommersonnenwende (Johannisfeuer). Im 2ten Theil: der alte Kirchenritus zu St. Stephan, die Palmenweihe, Pumpermette, Fußwaschung, Freitagsprozession, Passionsspiel ꝛc. und der Wolfssegen. Ob dieser so wichtig genommene Wolfssegen sich, nach des Herausgebers Angabe und nach der schon ältern Meinung, auf die Gefahren bezieht, in die einmal die Wiener durch Wölfe gekommen seyen, möchten wir bezweifeln. Unsere Vorfahren fürchteten sich vor wirklichen Wölfen nicht, wohl aber spielt der Wolf im heidnischen Aberglauben eine große Rolle, und es scheint uns wahrscheinlich, daß der kirchliche Segen ursprünglich gegen etwas Dämonisches gerichtet war; Wiener Hofsitte und Hofhaltung von 1441, die etwas einfacher ist, als die unter Karl VI.; die Wiener Hofschranne von 1370, ein sehr interessanter Beitrag zur Rechtsgeschichte; fortgesezte Urkunden zur Geschichte der Juden; die Seelhäuser und Regelschwestern; Topographie des Stephans-Freythofes; kleine Chronik. Zum Schluß noch eine Notiz über die Spinnerin am Kreuz bei Wienerisch-Neustadt, dem Pendant zu der ganz ähnlichen Säule am Wiener Berge. Der Herausgeber sagt, die ursprünglich einfachen Kreuze am Wege seyen nach barbarischen Zerstörungen im Kriege schöner wieder erneuert worden und das gothische Schnitzwerk habe durch seine feinen Verzierungen das Volk veranlaßt, sie gleichsam für steinerne Spinnweben zu halten.

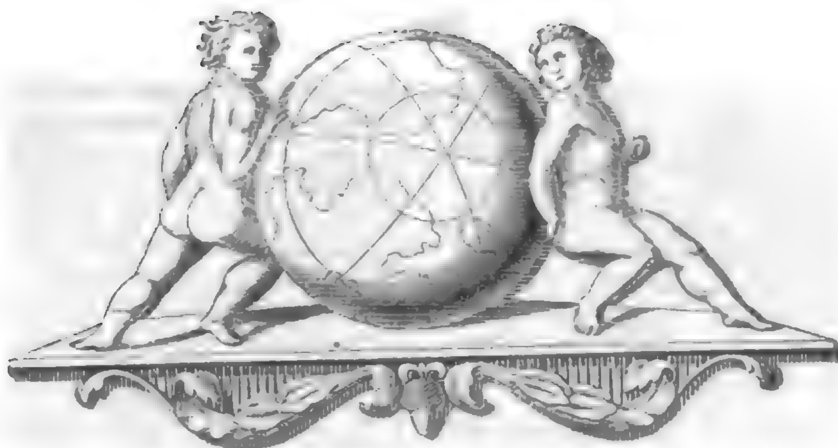
9) Bilder und Träume aus Wien. Leipzig, Volckmar, 1836.

Ein Sittengemälde Wiens in einzelnen Tableaux, wobei die öffentlichen Vergnügungen und das Theater besonders hell beleuchtet hervortreten, in einem leichten und bequemen, zuweilen frivolen, doch deßhalb der Sache keineswegs unangemessenen Tone, denn obgleich der Verf. kein Wiener ist, so hat er doch gutes Naturell genug gehabt, in Wien Wiener zu werden und die Feder in Heiterkeit und Lust zu tauchen.

10) Prag in seiner jetzigen Gestalt. Humoristisches Charaktergemälde. Meißen, Gödsche, 1835.

Ein ähnliches Buch, doch weniger leicht und ungezwungen im Humor. Der Verfasser hätte vielleicht besser gethan, die ernsthafte Seite allein herauszukehren und einfach zu beschreiben, anstatt daß er sich pikirte, auch humoristisch reflektiren zu wollen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 47. Montag, 8. Mai 1837.

Sternkunde.

Wir haben von der bedeutendsten, oder wenigstens umfangsreichsten, neueren Arbeit des wackern Wiener Astronomen Littrow, nämlich von seinen:

1) Die Wunder des Himmels, oder gemeinfaßliche Darstellung des Weltsystems. Von J. J. Littrow, Director der k. k. Sternwarte zu Wien. 3 Theile. gr. 8. Mit dem Bildnisse des Verfassers und astronomischen Abbildungen. Stuttgart, Hoffmann, 1836.

in unsern vorjährigen Nrn. 89 und 90 eine ausführliche Anzeige gegeben, müssen aber in Bezug auf dieses Werk gegenwärtig nachträglich anführen, daß die ganze Auflage desselben indeß bereits vergriffen, und daß selbst schon ein neuer, sehr sauberer Abdruck davon in Einem Bande erschienen ist. Von den Zusätzen, die diese neue Auflage enthält, ist aber zugleich ein besonderer Abdruck veranstaltet worden, welcher den Besitzern der ersten Auflage gratis nachgeliefert wird.

Außer diesem größeren Werke hat der unermüdliche Verfasser unterdeß noch drei kleinere Schriften, nämlich:

2) Geschichte der Entdeckung des allgemeinen Gravitationsgesetzes durch Newton. Gemeinfaßlich dargestellt von J. J. Littrow. Wien, Beck, 1835. gr. 8.

3) Sterngruppen und Nebelmassen des Himmels. Mit 3 Kupferplatten. Von Demselben, daselbst, gr. 8.

4) Die Doppelsterne. Mit 1 Tafel. Ebenso.

an das Licht treten lassen, welche höchst interessante Materien aus dem Gebiete der Sternkunde mit eben so viel Gründlichkeit als Klarheit und Popularität behandeln.

In der That beschäftigt sich gleich die, wie gesagt, der Entdeckung der allgemeinen Gravitation durch Newton gewidmete, erste dieser Schriften, mit einem der bedeutendsten Gegenstände unserer Wissenschaften; ja, der menschliche Geist hat vielleicht selten einen größern Fortschritt, als durch die Entdeckung dieses Himmelsgesetzes gemacht. Diese Entdeckung, in ihrem ganzen Umfange und in ihrer mathematischen Entwicklung, war Newton vorbehalten, und begründet vorzugsweise die Unsterblichkeit seines Namens; aber man darf, um gerecht zu seyn,

nicht unerwähnt lassen, daß auch schon andere Weltweise vor dem englischen Geometer richtige und tiefe Einsichten von der allgemeinen Schwere gehabt haben.* Der große deutsche Astronom Kepler äußert Gedanken darüber, welche den Begriff ziemlich vollständig andeuten, und eine schöne Ahnung der Gesetze der Himmelsbewegung einschließen. Er sagt in der Vorrede seiner berühmten Astronomia nova ausdrücklich: „die Schwere sey eine gegenseitige Affection verwandter Körper zur Vereinigung; zwei Körper würden, wenn Nichts sie hindere, nach Maßgabe des gegenseitigen Verhältnisses ihrer Massen, auf einander zurücken, so daß z. B., wenn nicht Erde und Mond durch andere Kräfte in ihrer Bahn zurückgehalten werden, die Erde sich um $^1/_{54}$ gegen den Mond, der Mond aber um $^{53}/_{54}$ gegen die Erde bewegen müsse." — Auch schreibt er schon dem Monde die Erregung der Fluth zu, und bemerkt ausdrücklich, daß dieser Weltkörper das Wasser der Erde ganz zu sich empor heben würde, wenn die Erde aufhöre, es an sich zu ziehen.

Die Lesung der Kepler'schen Schriften war hinreichend, der Meinung von der allgemeinen und wechselseitigen Schwere mehrere Anhänger zu verschaffen. Fermet (französischer Weltweiser des 16ten Jahrhunderts) gedenkt in seinen Schriften nicht nur der Erklärung der Schwere durch ein gegenseitiges Anziehen, wobei sich die Körper gegenseitig so zu nähern suchen, daß der größere den kürzeren Weg mache, sondern er fand, nach dem Zeugnisse seines Landsmannes, des Jesuiten Mersenne, daß ein zwischen der Oberfläche und dem Mittelpunkte einer Kugel befindlicher materieller Punkt weniger gravitire, weil es die äußeren Theile rückwärts anziehen, woraus er schloß, daß die Schwere in dieser Rücksicht, wie der Abstand vom Mittelpunkte abnehme. Roberral, ebenfalls ein französischer Naturforscher jener Zeit, gab unter dem Namen Aristarch von Semos ein Buch heraus, worin er allen Theilen der Materie die gegenseitige Schwere als eine wesentliche Eigenschaft beilegt, welche mache, daß sie sich zu runden Massen bilde. — Es ist gewiß interessant, dem menschlichen Verstande in seinen allmähligen Bemühungen um endliche vollkommene Entdeckung einer großen Wahrheit zu folgen.

Niemand aber hat vor Newton die Lehre von der Gravitation so allgemein übersehen, als Dr. Hook. (An attempt to prove the motion of the Earth. London, 1677. 4.) „Ich will, sagt er, ein Weltsystem erklären, das von allen andern unterschieden ist, aber mit den Lehren der Mechanik vollkommen übereinstimmt. Es gründet sich auf die drei Voraussetzungen, daß alle Himmelskörper nicht allein gegen ihren eigenen Mittelpunkt, sondern innerhalb ihrer Wirkungskreise, auch wechselseitig gegen einander selbst schwer sind; daß alle Körper, die eine einfache und geradlinige Bewegung haben, dieselbe in gerader Linie fortsetzen, wenn nicht irgend eine Kraft sie beständig ablenkt und zwingt, einen Kreis, eine Ellipse, oder irgend eine andere Curve zu beschreiben; und daß endlich die Anziehung um so stärker wird, je näher der anziehende Körper ist." Er fügt hinzu, das Gesetz, nach welchem diese Kraft zunehme, habe er noch nicht untersucht; die Entdeckung desselben könne aber der Sternkunde sehr nützlich werden. — Demnach konnte er dasselbe nie angeben, wie viel er auch dazu aufgefordert wurde; und seine Muthmaßungen, welchen Tiefsinn sie auch verrathen, stehen noch sehr weit hinter Newtons erhabenen Demonstrationen zurück.

Dieser tiefsinnige Forscher fand die Lehre von der allgemeinen Gravitation in dem angegebenen Zustande, als er sich im Jahre 1666 durch eine damals in England grassirende Pest genöthiget sah, Cambridge zu verlassen, und eine Zuflucht in seinem Geburtsorte Woolsthorpe zu suchen. Die bekannte Anekdote, daß ein, von einem Baume fallender Apfel sein Nachdenken auf die Gesetze der Schwere gelenkt habe, ist zwar oft in Zweifel gezogen worden, hat aber in der neuesten Zeit doch wieder viel Glauben gefunden. Jener Baum, von dem man sich die Sache erzählte, ist bis zum Jahr 1826, wo er durch einen Sturm umgestürzt worden, ein Gegenstand allgemeiner Beachtung gewesen; und jetzt, nach seinem Falle, hat man noch aus seinem Holze einen Stuhl geschnitzt, der an derselben Stelle steht. Suum cuique, selbst den Bäumen! — Sey es mit dem Apfel indeß wie ihm wolle, so urtheilte Newton nach seiner eigenen Darstellung in den „Principia" über die Kraft selbst, welche der Fall desselben veranlaßt, daß, da diese Kraft in ihrer Wirksamkeit auch auf den höchsten Bergen noch keine merkbare Abnahme erleidet, ihr Einfluß sich wohl gar bis zum Monde erstrecken, und diesen Weltkörper in seiner Bahn um die Erde erhalten könne, wiewohl sie in einer so großen Entfernung eine bedeutende Verringerung erfahren möge. Sein ganzes Bestreben ging

* Man ersieht aus mehreren Stellen des Lucrez, daß die allgemeine Schwere schon ein Grundsatz des Epikureischen Systems gewesen sey; ja, er zieht (de rerum natura. I. v. 983 sqq.) die kühne Folgerung daraus, daß die Welt ohne Grenzen sey: „denn, sagt er, wenn es eine Grenze derselben gäbe, so würden die Körper daselbst gegen keine äußere weiter schwer seyn, und also durch ihre Schwere gegen die inneren herabgetrieben werden." — Es ist kaum möglich, anzunehmen, daß diese und ähnliche Stellen Newton unbekannt geblieben seyn sollten, zumal da sie sein Landsmann und Zeitgenosse, Gregory, sorgfältig zusammengestellt hat. N.

nun dahin, das Gesetz jener Verringerung nach Maßgabe der wachsenden Entfernung zu bestimmen, und er gelangte mit Beihülfe mehrerer Analogien aus der planetarischen Bewegung zu dem Satze: „daß die Schwere, bei wachsender Entfernung vom anziehenden Körper, nach dem Quadrate dieser Erfahrung abnehme, und also z. B. in einer doppelten Entfernung viermal kleiner werde.“ Demgemäß müßte der Mond, welcher 60 Erdhalbmesser von der Erde absteht, also z. B. in 1 Minute Zeit nur durch $1/3600$ des Raumes fallen, den die nahe an der Oberfläche der Erde fallenden Körper in der nämlichen Zeit durchlaufen, und welcher, nach den Gesetzen des freien Falles, bekanntlich $3600 \times 15\frac{1}{2}$ Fuß beträgt, d. h. der Mond müßte in 1 Minute etwa $15\frac{1}{3}$ Fuß gegen die Erde fallen.

Diese Größe aber, um die sich der Mond der Erde, in Folge der Gravitation der lezteren, solchergestalt in 1 Minute nähert, d. h. um welche er durch diese Kraft von seiner tangentialen Richtung abgelenkt wird, findet sich bei der Centralbewegung durch den Sinus versus des Bogens ausgedrückt, welche dieser Himmelskörper während der nämlichen Zeit in seiner Bahn zurücklegt, und welcher 32 Secunden 56 Tertien beträgt. Wenn also Newtons Schlußfolge richtig war, so mußte sich der Sinus versus dieses Bogens für einen Kreis, dessen Radius 60 Erdhalbmesser beträgt (in Fußen ausgedrückt), $= 15\frac{1}{2}$ Fuß finden, und dies war die entscheidende Probe. Newton stellte diese Berechnung sogleich an, sezte dabei aber den Erdhalbmesser, nach den damaligen Schätzungen, zu klein voraus, und fand also den gesuchten Sinus versus natürlich auch zu klein, nämlich statt $15\frac{1}{2}$ Fuß nur $13\frac{1}{3}$ Fuß. Wie klein diese Differenz ist, so bestimmte sie den vielleicht zu gewissenhaften Geometer doch, von einer so vortrefflichen Combination sogleich abzustehen; und die ganze, so hochwichtige Untersuchung blieb darüber gegen zehn Jahre liegen. Man erinnert sich auf diese Veranlassung daran, daß die Entdeckung von Keplers bekanntem dritten Himmelsgesetze durch einen ähnlichen Irrthum einen ähnlichen Aufenthalt erfuhr. Tantae molis erat doctrinam condere novam! könnte man, Virgil parodirend, ausrufen. — Erst nach zehn langen Jahren also, im Jahr 1676, welches wir demnach als das eigentliche Geburtsjahr dieser großen Entdeckung zu bezeichnen haben, ward Newton durch einen Zufall veranlaßt, diese Untersuchung wieder vorzunehmen. Unterdeß hatte Pecard in Frankreich seine bekannte Gradmessung ausgeführt, wodurch man die Größe des Erdhalbmessers richtiger zu schätzen im Stande war; und als Newton mit diesen genaueren Daten seine Rechnung wiederholte, so fand er zu seinem freudigsten Erstaunen, daß der gesuchte Sinus versus wirklich $15\frac{1}{2}$ Fuß betrage, wodurch also das große, eben von uns angeführte, durch alle Himmel gehende Gesetz bestätigt war. — Was ich hier aber so trocken hin erzähle, ist in unserm Werke mit all der, der Größe des Gegenstandes angemessenen malerischen Schönheit vorgetragen, und ich kann mich nicht enthalten, wenigstens diese Stelle wörtlich abzuschreiben. „Als Newton, heißt es bei unserm Verfasser, im Verlaufe seiner Rechnung zu bemerken glaubte, daß das von ihm so lange und so sehnsuchtsvoll gesuchte Resultat wirklich heraus zu kommen scheine, überfiel ihn die Wehmuth der Freude, und er konnte sein angefangenes Werk nicht vollenden. In dem Vorgefühle, daß er am Vorabende des wichtigsten Tages seines Lebens, daß er an der Schwelle der glänzendsten Entdeckung stehe, welche je ein Mensch gemacht hat, wurde er von einem so heftigen Beben aller Nerven ergriffen, daß er sich gezwungen sah, einem eben zu ihm hereintretenden Freunde die gänzliche Vollendung seiner Rechnung zu überlassen; und er erlebte nun die hohe Freude, seine so lange gehegten Ideen vollkommen bestätigt und seine glückliche Vermuthung auf das schönste bewährt zu sehen.“

Dies ist die Geschichte von Newtons großer Entdeckung, wie wir sie so gedrängt und übersichtlich als möglich aus dem Werkchen haben zusammen fassen können, dessen Detail dem Leser einen um so größeren Reiz gewähren wird, wenn er dasselbe an dem von uns hiermit gebotenen Hauptfaden verfolgt.

Die beiden andern hiernächst noch zu betrachtenden Schriften, welche sich angegebenermaßen mit den Sterngruppen und Nebelmassen des Himmels, gleichwie mit den Doppelsternen beschäftigen, gehören, ihrer Natur nach, in der Darstellung zusammen. Sie verbreiten sich über die erhabensten Resultate der neueren astronomischen Forschung, und zeigen uns das Universum in einer Herrlichkeit, Grenzenlosigkeit und Mannichfaltigkeit neuer Formen, welche kein für Gegenstände dieser Art irgend empfängliches Gemüth ungerührt lassen können.

Man begreift bekanntlich unter diesem Ausdrucke der „Doppelsterne“ Gruppen von zwei, oft auch von mehreren Sternen (für welchen Fall sie den Namen der vielfachen Sterne erhalten), welche so außerordentlich nahe bei einander erscheinen, daß sie sich auf den ersten Anblick gleichsam gedoppelt darstellen, und von denen einer meistens Centralgestirn rücksichtlich des oder der übrigen ist, und von diesen umkreist wird.

(Der Schluß folgt.)

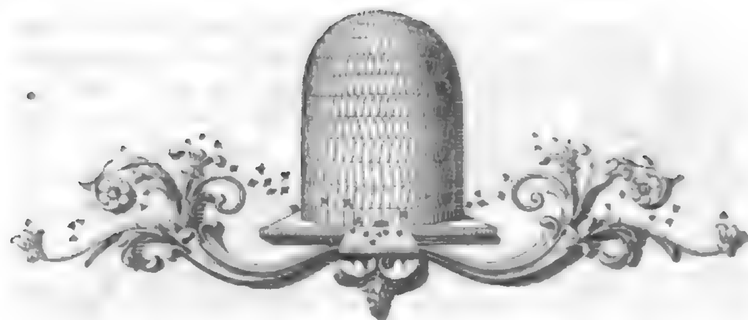
Werke über Oesterreich.

11) Darstellungen aus dem steyermärkischen Oberlande. Von F. L. Weidmann. Mit 1 Kupfer und 1 Karte. Wien, Gerold, 1834. 8. S. 228.

Eine sehr anziehende Schilderung des bisher so wenig bekannten steyermärkischen Gebirges. Der Verf., der im Gefolge Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Johann vielmal unter den günstigsten Umständen das Hochland durchreist ist, auch schon viel Einzelnes darüber hat drucken lassen, war besser als irgend ein Anderer im Stande, ein solches Werk abzufassen. Er nahm den Flecken Schladming zum Mittelpunkt seiner Excursionen. „Dieser Flecken prangte einst als bedeutende Bergstadt, reiche Bürger trieben hier Gewerbe, und der Wohlstand Schladmings war auf eine hohe Stufe gestiegen. Die Stürme der Reformation und des Bauernkrieges verwehten dieses Glück, zerstörten diesen Zustand. Die protestantischen Bauern des Oberlandes traten in unseliger Verblendung im Jahr 1525 zu offener Fehde gegen die bestehende Ordnung der Dinge zusammen. Verminderung der Abgaben, gleiche Vertheilung derselben an alle Stände, Freiheit der Religonsübung, der Wildbahn, des Holzschlages, Fischfanges ꝛc. mit den Waffen in der Hand heischend, verbanden sie sich mit den, in offenem Aufstande gegen ihren Landesherrn befindlichen Salzburgern, und lieferten bei Schladming unter Anführung ihres Obersten, Michael Gruber von Bramberg, dem Landeshauptmann von Steyer, Sigmund von Dietrichstein, ein Treffen, in welchem sie den Sieg errangen. Mehr als 3000 Katholiken, darunter viele Edelleute, blieben auf dem Schlachtfelde. Feldflüchtig warf sich der Rest der Geschlagenen hinter die festen Zinnen der Bergstadt Schladming, aber Gruber folgte ihnen, und errang im Einverständniß mit den Bürgern die Stadt. Die roheste Grausamkeit befleckte nun den Sieg. Auf dem Hauptplatze der Stadt wurden 32 Adelige enthauptet. Aber schon nahte der Rächer. Niclas Graf von Salm erschien mit den kaiserlichen Völkern. Schladming wurde mit stürmender Hand erobert, die Rebellen vernichtet, die Stadt zerstört und in die Reihe der Marktflecken herabgesezt. — Der Protestantismus waltete indessen in der Steyermark noch immer so kräftig fort, und artete gegen das Ende des Jahrhunderts wieder in solchen Widerstand gegen die oberste Gewalt aus, daß die gänzliche Erstickung desselben beschlossen ward. Eine Hofcommission, bestehend aus dem Freiherrn Andrä von Herbersdorff, dem Abte von Admont und Alban von Moosheim, unterstüzt durch die bewaffnete Macht, begann am Ende des Jahres 1599 ihr Geschäft. Am 4. November dieses Jahres wurden alle protestantischen Kirchen in und um Schladming zerstört, die Auswanderung der Pastoren verfügt, und die Bewohner mußten zu dem Glauben ihrer Väter zurückkehren. So blieb es, bis das Toleranz-Edikt Kaiser Josephs II. die freie Religionsübung wieder gestattete. Die Stürme hatten nun ausgetobt. Friedlich erkannten die Protestanten die Huld des Fürsten, welcher ihnen ein so köstliches Gut wieder verlieh, und in Eintracht leben seither die biedern Aelpler, wenn auch verschiedenen Bekenntnisses.“ Noch zeigt man am Ramsauerstein eine Felsenkanzel, von wo in den Zeiten der Verfolgung gepredigt wurde. Unter den Ausgewanderten werden die berühmten Familien Herzberg und Finkenstein genannt. Rührend ist die Schilderung der Geduld, mit welcher die Bauern und Hirten in den höchsten Gebirgsdörfern länger als ein Jahrhundert als heimliche Protestanten lebten, bis sie, durch Josephs Toleranz-Edikt berechtigt, plözlich in großer Anzahl sich zu erkennen gaben und neue Kirchen bauten. Sie stehn im wohlverdienten Ruf patriarchalischer Tugenden. Inzwischen hat sich Schladming nicht mehr zu seinem frühern Flor erhoben, und auch die reichen Silberbergwerke, die durch Ermordung und Vertreibung der fleißigen Bergleute eingingen, liegen noch unbefahren.“

Der schönste Berggipfel dieser Gegenden ist der Hochgolling, von dem ein schöner Stahlstich beiliegt. Dieser 9047 Fuß über dem adriatischen Meer erhabene Berg, so wie die Hochwildstelle wurde von Erzherzog Johann zum ersten Mal bestiegen. In ihrer Nähe liegt der höchst romantische Schwarzensee, dessen delikate Fische längst als geistlicher Leckerbissen berühmt sind, und dessen leichte Kähne nach der Schilderung Weidmanns liebliche Senninnen schaukeln. In Steyermark gehn nicht wie in der Schweiz die jungen Männer, sondern die Mädchen mit dem Vieh auf die Alpen. Ihre Gefahren beim Mähen des an den schroffesten Felsenwänden spärlich wachsenden Grases, und wobei manche schon verunglückt ist, werden theilnehmend beschrieben. Manches Bild aus diesem Senninnenleben verdiente einen Maler, z. B. das Gebet der Senninnen an einem Felsblock, auf den ein Kreuz gepflanzt ist, unterwegs wenn sie mit der Heerde zur Alp aufsteigen. Ueberhaupt ist das Sittengemälde, das der Verfasser von den Steyermärkern, von ihren Gebräuchen, von ihrem berühmten Nationaltanz ꝛc. entworfen hat, sehr heiter und anziehend. Schade, daß er ihrer zahlreichen Volkssagen und Mährchen nur obenhin gedenkt und eine Sammlung derselben wünschenswerth findet; er hätte sie gleich selbst geben sollen. — Auf der Seite gegen Salzburg ist der Thorstein oder Dachstein der erhabenste Gipfel dieses Gebirges. Thor erinnert an den altdeutschen Gott. Sollten nicht Sagen dieses Berges erhalten seyn?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 48. Freitag, 12. Mai 1837.

Sternkunde.

(Schluß.)

Die Doppel- und vielfachen Gestirne müssen daher als Systeme einer höheren Weltordnung betrachtet werden, bei welchen sich, statt daß in den gewöhnlichen Sonnensystemen, z. B. im unsrigen, Planeten um eine Sonne laufen, vielmehr Sonnen um eine Sonne bewegen. * Dergleichen Doppelgestirne kennt die Astronomie, so weit die Tiefen des Himmels ihren Instrumenten überhaupt noch zugänglich sind, schon weit über 6000; und unerachtet sie sich kaum erst ein halbes Jahrhundert mit Verfolgung dieses Gegenstandes beschäftigte, so ist es ihr doch schon gelungen, aus den indeß beobachteten durchlaufenen Bögen auf die ganze Umlaufszeit mehrerer dieser Wandelsonnen zu schließen. Solchergestalt ist z. B. ermittelt worden, daß die Wandelsonne γ Virginis 513 unserer Jahre gebraucht, ehe sie den ganzen Umlauf um ihre Centralsonne, d. h. also ihr Jahr, vollendet, daß die Wandelsonne 61 Cygni 452 unserer Jahre dazu verwendet u. s. w.; und man hat ein Recht zu schließen, daß die Umlaufszeit anderer solcher Wandelsonnen auf viele Tausende von Jahren steigen, und daß diese Bewegung, eben ihrer außerordentlichen Langsamkeit wegen, von uns kaum bemerkt wird. Es ist ferner bemerkt worden, daß ihr Lauf nach Art der Planeten um unsere Sonne, in Ellipsen erfolgt, und man ist sogar dahin gelangt, die Axen dieser Ellipsen, ihre Excentricitäten u. s. w. zu bestimmen, und sich zu überzeugen, daß der Centralstern seinen Platz in dem einen Brennpunkte dieser Ellipse hat. Eine solche Bewegung um einen Centralkörper ist aber eine nothwendige Folge des oben angegebenen Newton'schen Attractionsgesetzes. Man kann mit vollkommner geometrischer Schärfe zeigen, daß dieses Gesetz jene elliptische Bewegung zur Folge, und daß, umgekehrt, diese elliptische Bwegung jenes Gesetz zur Ursache haben muß. Und so wie in unserm Systeme jede einzelne Planetenbeobachtung, bei ihrer genauesten Uebereinstimmung mit der Theorie der elliptischen Bewegung, mit Recht als ein neuer Beweis der Richtigkeit dieser Theorie selbst betrachtet wird; eben so sind auch die unzähligen Beobachtungen der Doppelsterne, die genau mit der für sie berechneten elliptischen

* Das vollständigste Werk, welches wir bis jezt über diese merkwürdigen Doppelgestirne besizen, ist: „Struve, Ueber Doppelsterne. Dorpat. 1827. 4.“ (Literaturblatt v. 1828. N. 1. 2.) Von demselben Gelehrten wird aber in diesem Augenblicke eine neue Arbeit über denselben Gegenstand angekündigt, ein über 130 Bogen starkes Werk, an welchem jezt unter Aufsicht der kaiserlichen Akademie zu Petersburg gedruckt wird, und auf welches wir hierdurch vorläufig aufmerksam machen. N.

Bahn übereinstimmen, gleich viele Beweise, daß dasselbe Gesetz der Schwere, welches in unserm Sonnensysteme herrscht, auch in den Systemen der Doppelsterne herrschen muß, und daß dieses Gesetz daher, im strengsten Sinne des Wortes, ein allgemeines, für alle Systeme geltendes und durch die ganze endlose Natur gehendes sey.

Der Centralstern unterscheidet sich übrigens von den, ihm satellitenartig beigegebenen Wandelsonnen nicht bloß durch seine Größe, welcher Umstand also eine neue Aehnlichkeit mit unserer, den zugehörigen Wandelsternen an Größe auch so sehr überlegenen Sonne bildet; sondern, was ganz besonders merkwürdig erscheint, auch durch die Farbe. Gewöhnlich erglänzt der Centralstern in einem schönen weißen (seltener in einem gelblichen oder röthlichen) Lichte, während sich der Satellit nur in blauer oder blaugrüner Farbe zeigt. Wahrscheinlich gehören die Sterngruppen, zu welcher wir jetzt mit dem Verf. übergehen, ebenfalls in die Kategorie der so eben beschriebenen vielfachen Sterne, von denen sie sich nur durch die noch größere Zahl, der diese Gruppen bildenden Sterne unterscheiden. Man versteht nämlich unter „Sterngruppen“ diejenigen isolirten lichten Stellen des Himmels, die sich, wenigstens durch bessere Fernröhre, noch durchaus in einzelne Sterne auflösen lassen. Sie gewähren meistens das Ansehen von kugelförmigen, mit Sternen dicht erfüllten Räumen, welche, isolirt und gleichsam wie Aerostaten, am Himmel zu schwimmen, und große, von allen übrigen abgesonderte Sonnenfamilien zu bilden scheinen, während sich in ihrer Mitte ein größerer und lichterer Stern, wiederum eine Centralsonne zeigt, zu welchem die übrigen Körper des Systems abermals in dem Bezuge von Wandelsonnen stehen mögen. Die Anzahl der Sterne, welche in einer solchen sphärischen Gruppe enthalten sind, zu zählen, würde meistens ein ganz vergebliches Bestreben seyn. Nach Herschels Schätzungen sind da oft zehn- bis zwanzigtausend Sterne in einen Raum zusammengepreßt, dessen Fläche kaum den zehnten Theil der Vollmondesfläche beträgt. Gegen die Mitte, also nach dem Centralkörper hin, nimmt die Helle dieser kugelförmigen Sterngruppen immer zu, und zwar ist diese größere Helle eine Folge der größeren Gedrängtheit der Sterne, eine Erscheinung, welche, wie Herschel erwiesen hat, nicht etwa bloß optisch, sondern wirklich physisch ist. „Es scheint, fügt der Verfasser diesen Auseinandersetzungen hinzu, übertrieben und phantastisch zu seyn, diese Tausende in einem so kleinen Raume zusammengepreßten Sterne für Sonnen zu halten, gleich derjenigen, die uns leuchtet, und ihre gegenseitigen Abstände, welche wir kaum mehr unterscheiden können, in demselben Verhältnisse groß anzunehmen. — Aber was ist dort oben, wo uns jeder Maßstab fehlt, noch groß oder klein zu nennen? Da selbst die größten dieser Sternkugeln, in denen sich gleichwohl das Licht von zehn- und zwanzigtausend Sonnen vereinigt, mit freien Augen kaum bemerkt werden können, so muß wohl ihre Entfernung von uns so ganz außerordentlich seyn, daß uns jeder Maßstab dafür gebricht, und unsere Einbildungskraft über Erfindung eines Begriffes dafür ermüdet.“

Hinsichtlich der eigentlichen Nebeln ist zuerst zu bemerken, daß man zwei wesentlich verschiedene Arten derselben kennt. Wenn man die eigentliche runde Sterngruppe, wie wir sie oben beschrieben haben, durch ein schwächeres Rohr betrachtet, so erscheint sie auch bloß als ein Nebel; mit einem besseren, wie eine Mischung von Nebel und Sternen, und mit einem sehr starken Fernrohre endlich als ein ganz in einzelne Sterne aufgelöstes Aggregat. Allein bei den eigentlichen Nebeln ist dem nicht so, hier wird auch durch das allerstärkste Teleskop nur die Helligkeit des Nebels vermehrt, und der allgemeine Lichtzustand derjenigen Einheit und Gleichförmigkeit näher gebracht, welche Herschel mit dem Namen milchiger Nebel bezeichnet. Es gibt ganze große Gegenden des Himmels von mehreren Quadratgraden, welche völlig mit dieser Nebelmasse erfüllt sind. Diese Nebelfelder, wenn wir so sagen dürfen, zeichnen sich nicht bloß vermittelst des helleren Lichtes, durch welches sie vom übrigen dunkeln Grunde des Himmels verschieden sind, sondern auch durch ihr eigenthümliches schuppen- oder fleckenartiges Ansehen aus, welches sie unsern sogenannten Lämmerwolken ähnlich macht.

Der Verfasser gibt eine Darstellung der Hauptformen dieser Himmelsnebel. Mehrere zeichnen sich durch ihre wahrhaft erstaunliche Größe aus, indem sie, selbst in den ungeheuren Entfernungen, um welche sie von uns abstehen, noch sehr beträchtliche Räume des Himmels, wie gesagt, oft von vielen Quadratgraden einnehmen. Da sie aber an den meisten Stellen sehr lichtschwach, in den Grenzen unbestimmt und gleichsam verwachsen sind, so kann man sie nur mit den allergewaltigsten Fernröhren in ihrer ganzen Ausdehnung verfolgen. Um aber hiernächst wenigstens einen allgemeinen Begriff von jener ganz ungeheuren Ausdehnung mancher dieser Nebelfelder zu geben, wollen wir ein solches, welches 8 Quadratgrad einnimmt (Rectascension: 0^{s} 36; Poldystanz: 47°), genauer betrachten, wobei man sich daran erinnern muß, daß die Scheibe der Sonne oder des Vollmondes, wie uns diese Gestirne erscheinen, etwa den vierten Theil eines Quadratgrades am Himmel bedecken. Unter dieser Voraussetzung nimmt das hier zu betrachtende Nebelfeld einen Raum der Himmelsfläche

ein, den erst 32 um einander gestellte Vollmonde erfüllen würden, und der Durchmesser dieses Feldes beträgt beiläufig $3^{1}/_{2}$ Grad, vielleicht der Sonne an Größe gleich zu setzenden. Nun erscheint der Durchmesser des nächsten Fixsternes noch nicht unter dem Winkel einer Secunde; und wenn wir also die Entfernung des Nebelfeldes von der Erde nur der Entfernung dieses Fixsterns von uns gleich setzen, welches bestimmt noch unendlich viel zu wenig ist: so würde sich also der Durchmesser des Nebelfeldes zum Durchmesser unserer Sonne verhalten, wie $3^{1}/_{2}$ Grad zu 1 Secunde, d. h. wie 12600 zu 1, oder: der Durchmesser dieses Nebelfeldes faßt den Durchmesser unserer Sonne, welcher gleichwohl mehr als 100 mal größer ist, als der, 1720 Meilen betragende Durchmesser unserer Erde, mindestens 12600 mal. — Herschel hat die Flächenräume aller solcher von ihm beobachteten Nebelfelder in eine Summe gebracht, und die Gesammt-Ausdehnung derselben über 200 Quadratgrade, also fast dem 200sten Theile * der ganzen Himmelskugelfläche gleich gefunden. Die Menge des Nebelstoffes, welcher durch den ganzen Himmelsraum verbreitet ist, scheint daher an das Ungeheure zu grenzen, wenn sie nicht vielmehr in der That unendlich ist!

Außer diesen aber gibt es auch verhältnißmäßig kleinere Nebel, von denen indeß mehrere dennoch die Oberfläche des Mondes übertreffen. Diese sind nun aber alle viel bestimmter begrenzt, ohne daß es jedoch irgend eine bestimmte Gestalt für sie gäbe, indem sie vielmehr unter allen möglichen, selbst den bizarrsten Formen erscheinen. Wo sich bei diesen Nebeln eine regelmäßigere, mehr ausgebildete Gestalt vorfindet, da scheint dies allemal auf Unkosten ihrer Ausdehnung erfolgt zu seyn; und man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß diese Nebel nichts als Zusammenballungen des durch das ganze Universum verbreiteten Welterschöpfungsstoffes sind, der sich auf verschiedenen Stufen der Verdichtung und Formbildung befindet, bis in der Kugel die Bedingung des Hervorgehens eines neuen Gestirns erreicht ist. Der Schöpfungsakt wäre, nach dieser erhabenen Vorstellung, im Allgemeinen kein geschlossener, sondern eben so unendlich in der Zeit, als die Ausdehnung der Himmel ein Unendliches im Raume. Freilich erliegt das menschliche Begriffsvermögen unter der Größe dieser Vorstellung; aber die Idee des Unendlichen ist dem Menschen, als solchem, auch nur erst noch in der Andeutung zugänglich. — Vollkommen kreisrunde Nebel, welche man ebenfalls häufig beobachtet, zeigen sich viel kleiner und heller als alle übrigen, und das Licht nimmt bei ihnen nach dem Mittelpunkt stufenweis und regelmäßig zu. „Es scheint daher, heißt es mit den Worten des Werkes, als wenn bei ihnen die Verdichtung gegen den Mittelpunkt bereits weiter vorgeschritten sey, und daß sich in den Massen, welche vorher noch auseinanderstrebten, allmählich ein Gleichgewicht und ein regelmäßiges Ablagern hergestellt habe. Oftmals hat die oben erwähnte Lichtzunahme vom Umkreise nach dem Mittelpunkte hin nur sehr allmählich statt, so daß sich die eigentliche Grenze zwischen dem helleren Kerne und der umgebenden kugelförmigen Hülle nicht recht angeben läßt. Bei andern, schon in der Formation vorgeschrittenen Nebelmassen ist die Hülle gleichmäßig matt erhellt, und von dem kleinen lichten Kerne scharf getrennt. Wieder bei andern hingegen ist die (atmosphärische *) Nebelhülle nur sehr schwach erhellt, und dafür der Mittelpunkt, der eigentliche Kern, an Glanz und Lichtstärke schon einem wirklichen Fixsterne ähnlich. Die Centralkraft der Gravitation hat dann bei diesen Nebelsternen, wie wir die Körper dieser lezteren Kategorie wohl benennen dürfen, alle dichteren, vorher noch durch die ganze Nebelmasse zerstreuten Theile in diesem engeren Kernraum vereiniget; der um den Mittelpunkt comprimirte Nebelstoff hat schon Sternnatur angenommen, und die weiteren Umhüllungen enthalten nur noch den wolkenartigen Ueberrest der Urmasse, deren successive Metamorphosen endlich die neue, die werdende Sonne erzeugen. Denn noch ist sie nicht völlig entwickelt, noch nicht ganz zu einem eigentlichen Sterne geläutert, da sie sich noch in dieselben Dünste eingehüllt findet, aus welchen sie entstand, und aus welchen sie vielleicht noch jezt die Mittel zu ihrer Nahrung und Erhaltung zieht, wie sich der Embryo des künftigen Huhns aus der umgebenden Masse des Eies ernährt und bildet. ** Nach Tausenden, vielleicht nach Millionen von Jahren, wird denn endlich auch der Rest dieser Umhüllung bis auf die rein atmosphärischen oder photosphärischen Stoffe, absorbirt seyn, und der neue Stern wird dann in der Verklärung eines jungen Weltkörpers dastehen.

Mit dieser Andeutung eines fortgehenden Schöpfungsakts im Universum, als einer solchergestalt durch alle Analogie, in Verbindung mit der unmittelbarsten Beobachtung, bestätigten Idee, schließen wir die Anzeige dieser Schriften.

Dr. Nürnberger.

---

* Die ganze Ober- (oder vielmehr Inner-) Fläche der Himmelskugel (gleichwie jeder andern Kugel) beträgt nämlich 41252 Quadratgrade. N.

* Das heißt die zur Bildung der künftigen Atmosphäre oder Photosphäre verbleibende Nebelmasse.

** Ein vollkommen paßlicher Vergleich! N.

5) Aufsätze über Gegenstände der Astronomie und Physik für Leser aus allen Ständen von H. W. Brandes, aus des Verfassers hinterlassenen Papieren von seinem Sohn C. W. H. Brandes herausgegeben. Mit 1 Kupfer. Leipzig, Göschen, 1835.

Populäre Aufsätze über die Größe der Erde, die Entfernung des Mondes, Sonnen- und Mondsfinsternisse, die Marsbahn, den Halley'schen Kometen; dann allgemeine Blicke in die Ordnung des Weltgebäudes, die Totalität aller sichtbaren Gestirne betreffend, was für noch ununterrichtete Leser besonders interessant seyn dürfte; endlich über das bekannte Brockengespenst (ein optisches Phänomen), über Abbruch und Anwachs an den Meeresufern und über die Fata Morgana. Brandes hat viele andere Schriften zur Astronomie und Physik geschrieben und besaß in hohem Grade die Eigenschaft, klar und gemeinverständlich zu seyn.

Biographie.

Fahrten eines Musikanten. Herausgegeben von Ludwig Bechstein. Drei Theile. Schleusingen, Glaser, 1837.

Wenn die Leser den persönlich äußerst jovialen und liebenswürdigen Verfasser kennen würden, dürfte ihnen die Lektüre dieses Werks noch ungleich mehr Genuß gewähren; doch ist es ihm gelungen, so viel von seiner Laune in das Buch überzutragen, daß es nicht verfehlen wird, die heitere Stimmung seines Urhebers auch unter den Lesern zu verbreiten.

Der Verfasser, ein Freund und Landsmann des Herausgebers, ein munteres Thüringer Blut, kam in der Zeit der patriotischen Gährung, d. h. des Wartburgfests, auf die Universität und nahm ohne alle Schwärmerei an dem Theil, was damals an der Tagesordnung war, und was Jean Paul so gut mit dem Namen der „Dämmerungen für Deutschland" bezeichnet hat. Lustig und guter Dinge, nichts weniger als Fanatiker, wurde er doch nach der Katastrophe, die Kotzebues Tod bezeichnet, zu den Verdächtigungen verurtheilt, die damals auch die unschuldigsten Glieder der Burschenschaft trafen, und um ihnen zu entgehen, fiel er mit einem andern Studenten auf den abenteuerlichen Plan, nach Südamerika zu gehn und für die Unabhängigkeit der neuen Republiken zu kämpfen. Sie ließen sich in London anwerben, verzehrten ihr Geld, wurden von dem Unterhändler betrogen und mußten ihr Heil in Paris versuchen, wo sie, (kurz vorher noch glühende deutsche Patrioten) aus Noth gemeine Soldaten wurden. Auf der Insel Corsika stationirt, machte der Verfasser einen unglücklichen Fluchtversuch, brachte sich aber durch sein musikalisches Talent bald in eine bessere Lage. Er fing nämlich an, Concerte zu geben, bloß aus der Erinnerung, da es ihm gänzlich an Noten gebrach. Aber sein Genie ersezte alles, er erntete allgemeinen Beifall und sezte sich in den Stand, den einem deutschen Patrioten so unanständigen französischen Soldatenrock wegzuwerfen und in die Heimath zurückzukehren.

Aber sein Unstern wollte, daß er, noch halb als Student angesehn, in Würzburg mit einem Renommisten zu thun bekam. Er lachte zufällig über etwas im Gespräch mit einem Andern, der Renommist bezog das Gelächter auf sich und stieß eine grobe Beleidigung aus. Vergebens erklärte der Verfasser, daß an ihn nicht entfernt gedacht worden sey. Dies wurde ihm nur als Feigheit ausgelegt und, um Mißhandlungen zu entgehen, sah er sich gezwungen, das Duell anzunehmen, und streckte den nichtswürdigen Renommisten auf den ersten Schuß todt nieder. Da waren auf einmal wieder alle seine Hoffnungen zerstört. Er mußte zum zweiten Mal flüchten. Es war die Zeit der Griechenvereine. Von ihnen expedirt, ging er nach Hellas ab.

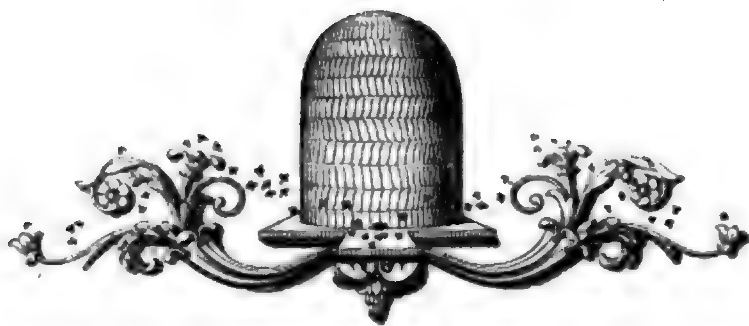
Er schildert nun ausführlich seinen Aufenthalt in Griechenland, wo er nach der Niederlage bei Arta beinah ein Räuberleben zu führen genöthigt war, und wo die besten Freunde an seiner Seite im Elend verschmachteten. Er selbst rettete sich nach Smyrna, wo er sich wieder durch sein musikalisches und geselliges Talent Freunde und Gönner verschaffte. Nach Europa zurückgekehrt, verweilte er längere Zeit in der Schweiz als Musiklehrer auf dem alten Felsenschloß der Grafen von Lenzburg, das in ein Erziehungsinstitut verwandelt worden war, und kehrte endlich nach Thüringen zurück, wohin ihn seine alte, ihm treu gebliebene Liebe rief, und wo er endlich eine sorgenlose Ruhe fand.

Da so viele Opfer der patriotischen Dämmerungsperiode tragisch geendet haben, so erfreut es, hier einmal einen durchaus fröhlichen Charakter kennen zu lernen, der auch das härteste Mißgeschick mit unverwüstlicher Laune und Gemüthlichkeit ertrug. Die Erzählung ist natürlich, einfach, ungeschmückt. Immer noch hört man den muntern Studenten.

Berichtigungen.

S. 101. Sp. 2. Linie 5 v. u. l. nach Zeit und Ort statt von Zeit und Ort.
„ 103. „ 2. „ 25 v. o. ist und zu streichen.
„ 104. „ 1. „ 7 v. o. l. Ausbeutung statt Ausbreitung.
„ 106. „ 1. „ 15 v. o. l. Job statt Lob.
„ 109. „ 2. „ 6 v. u. l. aller statt aber.
„ 111. „ 2. „ 7 v. u. l. Verunglückter statt Unglücklicher.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 49. Montag, 15. Mai 1837.

Sternkunde.

6) Jahrbuch für 1837, herausgegeben von H. C. Schumacher, mit Beiträgen von Bessel, Hansen, A. von Humboldt, Moser, Olbers und Paucker. Mit einer Lithographie. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1837.

Ausgezeichnete Namen stehn an der Spitze dieses neuen Jahrbuchs. Es ist wesentlich der Astronomie und ihren Nebenwissenschaften gewidmet, aber so eingerichtet, daß es auch Lesern, die nicht gerade vom Fach sind, die interessantesten Mittheilungen macht. Es enthält die astronomische Ephemeride für das Jahr 1837; sodann eine sehr lehrreiche Abhandlung über die Sternschnuppen von Olbers; eine allgemeine Uebersicht des Sonnensystems von Hansen, die in größter Kürze das Wichtigste klar zusammenfaßt; ein Bericht über die Erscheinungen, welche der Halley'sche Comet gezeigt hat, von Bessel; über zwei Versuche, den Chimborazo zu besteigen, von Alexander von Humboldt; Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers, von Gauß; Vergleichung verschiedener Maaße und Gewichte ꝛc.

Die Abhandlung über die Sternschnuppen ist in so vieler Beziehung merkwürdig, daß wir uns nicht enthalten können, das Wesentlichste daraus mitzutheilen. Sternschnuppen und Feuerkugeln sind einander so ähnlich, daß keine Grenze zwischen ihnen gezogen werden kann. Sie fallen in allen Zonen, zu allen Jahreszeiten. Man glaubte sonst, sie lassen eine gallertartige Materie zurück, die man daher auch Sternfall genannt hat. In neuerer Zeit ist erwiesen, daß mit ihrer Erscheinung der Fall der sogenannten Meteorsteine zusammenhängt. Ihre wissenschaftliche Erforschung ist neuern Ursprungs. „Die ältern Naturlehrer waren bald mit Erklärung dieser schönen Meteore fertig. Sie hielten sie für fette, ölichte, schwefelichte Dünste in unserer Atmosphäre, die sich auf irgend eine Art entzündeten, und so in langen schmalen Streifen liegend, einen sich schnell bewegenden hell leuchtenden Funken darstellten. Als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Wirkungen und Erscheinungen der Electricität näher bekannt wurden, wollten unter andern Beccaria und Vasalli sie bloß für electrische Funken halten: eine Meinung, deren große Schwierigkeit besonders Reimarus und Lichtenberg zeigten. Später mit den verschiedenen Gas-Arten, besonders den brennbaren bekannt, schrieben Lavoisier, Volta, Herbert, Toaldo, Green u. A. sie dem leichten Wasserstoffgas zu, das sich seiner Leichtigkeit wegen in den obern Regionen der Atmosphäre ansammeln sollte. Aber Dalton hat erwiesen, daß eine solche Ansammlung nicht stattfinden kann,

sondern daß sich auch das Gas nach dem Mariottischen Gesetz durch die ganze Atmosphäre verbreitet. De Luc behauptete, daß gewisse Phosphor erzeugende, aus der Erde aufsteigende und in der Luft feuerfangende Ausdünstungen das Wesen der Sternschnuppen bildeten. — So lag ungefähr die Sache, als Chladni seine berühmte Abhandlung: „Ueber den Ursprung der von Pallas gefundenen und anderer ihr ähnlichen Eisenmassen," Leipzig, 1794), herausgab. Aus den von ihm sorgfältig gesammelten Beobachtungen von Feuerkugeln bewies er, daß diese Meteore nicht in unserer Atmosphäre entstehen, sondern ihr fremde, im Weltraume sich mit planetarischer Geschwindigkeit bewegende Massen sind, die, wenn sie unserer Erde in ihrem Laufe um die Sonne begegnen und in die Erd-Atmosphäre gerathen, sich entzünden und leuchtend werden, und wenn sie darin zerspringen, Steine und Eisen, auch wohl seltener andere Materien herabfallen lassen. Halley, Wallis, Pringle, Rittenhouse, Maskelyne u. A. hatten schon die Feuerkugeln für kosmisch erklärt; allein ohne zu wissen und zu ahnen, daß Stein- und Eisenmassen mit ihnen herabfallen. So sehr Chladni's Behauptung anfangs befremdete, und so strenge man bisher jedes, auch durch noch so gute Zeugnisse beglaubigtes Herabfallen von Steinen aus der Luft als fabelhaft, abergläubisch und unmöglich verworfen hatte, so sahe man sich doch bald durch wiederholte Erfahrungen genöthigt, die Thatsache des Herabfallens von Steinen mit der Erscheinung einer Feuerkugel zuzugeben: besonders da auch Howard zeigte, daß alle diese herabgefallenen Steine unter sich ähnlich sind, und aus einer sonst auf unserer Erde nicht anzutreffenden Composition von Eisen, Nickel, Kiesel-Erde u. s. w. bestehen."

Eine scharfe Beobachtung der flüchtigen Erscheinung selbst unternahm zuerst Brandes und Benzenberg, die von verschiedenen Standpunkten aus die Höhe und Geschwindigkeit der Sternschnuppen ausmaßen. Der Erstere hat diese mühevolle Untersuchung später mit seinen zahlreichen Schülern fortgesezt, und so ist denn ermittelt worden, daß die Sternschnuppen in sehr verschiedener Höhe, von 3 bis 30 Meilen, ja einige noch höher, eine sogar über 100 Meilen hoch geflogen sey. Die meisten fielen abwärts, einige stiegen aber auch aufwärts. Vorherrschend war ihre Bewegung von Nordost nach Südwest, also „der Bewegung der Erde entgegen." Chladni verwarf nun seine frühere Meinung, da ihr das Aufwärtssteigen einiger Sternschnuppen allzu sehr widersprach; allein er kehrte zu ihr zurück, nachdem er sich die Aufwärtsbewegung durch eine Bewegung in Curven oder im Zickzack erklärt hatte. Olbers war der Erste, der an den Mond dachte und die Meteorsteine für vulkanische Auswürfe desselben erklärte. „Allein als es später durch Brandes Beobachtungen völlig erwiesen wurde, daß die Feuerkugeln und Sternschnuppen mit einer relativen Geschwindigkeit von 4 bis 8 Meilen in unsere Atmosphäre kommen, war der Ursprung dieser Körper aus dem Monde so gut als ganz widerlegt. Daß Massen und Steine mit einer Geschwindigkeit von 7500 bis 8000 Fuß in der Secunde auf dem Monde in die Höhe geworfen werden, schien sehr möglich und glaublich. Aber eine mit dieser Geschwindigkeit vom Monde ausgeworfene Masse kann nur mit einer relativen Geschwindigkeit von 35,000 Fuß in der Secunde bei der Oberfläche der Erde ankommen. Da aber die Sternschnuppen bei ihrem Eintritt in unsern Dunstkreis im Mittel eine relative Geschwindigkeit von 5 deutschen Meilen = 111,000 Pariser Fuß in der Secunde haben, so müßten diese mit einer Geschwindigkeit von fast 110,000 Fuß in einer Secunde vom Monde ausgeschleudert seyn, was man doch wohl für ganz unmöglich halten wird. — Also diejenigen Sternschnuppen und Feuerkugeln, die eine planetarische Geschwindigkeit von 4 bis 8 Meilen in einer Secunde haben, kommen nicht vom Monde. Ob es noch unter den Körpern, die wir als Sternschnuppen sehen, einzelne, sich langsamer bewegende Mondauswürflinge gebe, lasse ich dahin gestellt seyn. Mir ist es nicht wahrscheinlich, und ich halte den Mond in seinem jetzigen Zustande für einen sehr ruhigen Nachbar, der bei seinem Mangel an Wasser und Luft keiner kräftigen Explosionen mehr fähig ist."

„Die von außen mit planetarischer Geschwindigkeit in unserer Atmosphäre ankommenden Sternschnuppen muß man also als kleine Massen ansehen, die nach den Gesetzen der allgemeinen Schwere in Kegelschnitten, und höchst wahrscheinlich in Ellipsen um die Sonne kreisen, bis sie in die Atmosphäre eines Planeten gerathen, sich darin entzünden und entweder ganz darin verzehren, oder unter dieser oder jener Form herunterfallen, oder auch nach durchstreifter Atmosphäre diese wieder verlöschend verlassen, und dann ihre weite, freilich bei ihrem Durchgange durch den erlittenen Widerstand und die starke Anziehung des Planeten mehr oder weniger geänderte Bahn um die Sonne zu beschreiben fortfahren."

Zur Unterstützung dieser Hypothese führt Olbers die merkwürdige Thatsache an, daß zuerst am 12. November 1799 von Humboldt und Bonpland eine ungeheure Menge Sternschnuppen im Osten beobachtet wurden, die sich am 13. Nov. 1831, an demselben Tage 1832, 1833, am folgenden Tage 1834 und um dieselbe Zeit 1836 wiederholt haben. „Der wichtigste Umstand aber ist, daß alle diese Tausende von Sternschnuppen und Feuerkugeln, nach dem Zeugniß der mehrsten Beobachter und des Prof. Olmsted selbst, beständig von derselben Stelle am Himmel nahe bei γ Leonis, oder wenigstens von dem Raum innerhalb der sogenannten Sichel, welche die

Sterne γ, ζ, μ und ε des großen Löwen bilden, ausgingen, unerachtet dies Gestirn während der langen Dauer der Beobachtung seine Höhe und sein Azimuth so sehr veränderte. Dies gibt einen unumstößlichen Beweis, daß diese Sternschnuppen nicht an der Rotation unserer Erde theilnahmen, sondern von außen aus dem Weltraume in unsere Atmosphäre kamen."

„So ist also der kosmische Ursprung nicht bloß der eigentlichen Feuerkugeln, sondern auch der Sternschnuppen dieser Art völlig erwiesen, und man muß mit Arago nach diesen wundernswürdigen Erfahrungen annehmen, daß außer den Planeten und Kometen noch Milliarden kleiner Körper um die Sonne laufen, die uns nur sichtbar werden, wenn sie in unsern Dunstkreis dringen und sich darin entzünden. — Unwillkürlich wird man hier an die Hypothese erinnert, die die vier neuen Planeten Ceres, Pallas, Juno und Vesta als Bruchstücke eines größeren, gewaltsam zertrümmerten, ehemals zwischen Mars und Jupiter um die Sonne kreisenden Planeten ansehen will. Bei dem Zerspringen und Zerschmettern eines solchen Planeten müssen außer den größern Bruchstücken auch unzählig viel kleinere oder ganz kleine in den Weltraum geschleudert worden seyn, und nun in mancherlei elliptischen Bahnen um die Sonne laufen. Ich bin indessen weit entfernt, diese Entstehungsart für etwas mehr als eine bloße Hypothese auszugeben." Allerdings wäre es sehr gewagt, dieser Vermuthung unbedingt zu trauen; da alle Hypothesen, die eine dauernde Wirkung einer vorübergehenden Zerstörung voraussetzen, höchst gewagt sind, z. B. die Hypothese, daß die Sonne verbrenne, daß das Meersalz von aufgelöstem Steinsalz herrühre ꝛc. Der ewig sich gleich bleibende fortdauernde Licht- und Wärmeproceß in der Sonne hat sicher nichts gemein mit dem Verbrennen eines sich zulezt nothwendig verzehrenden Stoffes; so auch die Salzung des Meers nicht mit einer Sohle, und so auch sind die Sternschnuppen sicher nicht übrig gebliebene Funken eines längst vorübergegangenen Feuerschlages, sondern Erscheinungen eines fortdauernden kosmischen Processes. Herr Olbers hat dies selbst erkannt, sich daher in einem Nachtrag also erklärt: „Es scheint, daß überhaupt eine sehr große Menge der planetarischen Moleculen, die die Sternschnuppen bilden, in Bahnen um die Sonne gehen, die die Ebene der Erdbahn zwischen dem 18ten und 21sten Grad des Stiers schneiden. Diese einander sehr nahen, unter sich fast parallelen Bahnen bilden gleichsam eine gemeinschaftliche Straße für viele Myriaden, ja für viele Millionen dieser winzig kleinen Asteroiden, die in nicht sehr verschiedenen Umlaufszeiten, vielleicht von 5 oder 6 Jahren, ihre Umkreisung der Sonne vollenden. Auch auf dieser gemeinschaftlichen Straße scheinen sie sehr ungleich vertheilt; bald in einem dichten Schwarm zusammengedrängt, bald weiter von einander gesondert. Im Jahr 1799 und 1833, vielleicht auch 1832 ging die Erde durch einen solchen dichten Schwarm: in andern Jahren, so wie auch 1831, 1834 und 1836 begegnete sie nur einzelnen, wenn gleich vielen Sternschnuppen-Asteroiden. Vielleicht gehen mehrere solcher dichteren Schwärme auf dieser Straße einher: vielleicht aber müssen die Erdbewohner jezt bis 1867 warten, ehe sie dies merkwürdige Phänomen in seiner ganzen Pracht, die es 1799 und 1833 hatte, sich wieder erneuern sehen. Allein auch in der Zwischenzeit bleibt es höchst wichtig, daß die Naturforscher aller Länder in den benannten Novembertagen jedes Jahres auf die jedesmalige Erscheinung dieser periodischen Sternschnuppen, wie man sie mit Recht zur Unterscheidung von den das ganze Jahr hindurch psoradisch vorkommenden genannt hat, die sorgfältigste Aufmerksamkeit richten."

Auch die Abhandlung über den Halley'schen Kometen von Bessel bietet viele neue Bemerkungen dar, deren Resultat folgendes ist: „Jede Wirkung eines Körpers auf einen anderen kann in zwei Theile zerlegt werden, deren einer für alle Theile des lezteren gleich ist, während der andere aus den Unterschieden der Wirkung auf verschiedene Theile entsteht. Diese beiden Wirkungen trennen sich in den Erfolgen, welche sie haben, die Anziehung der Erde durch die Sonne erzeugt z. B. durch ihre allen Theilen der Erde gemeinschaftliche Wirkung die Umlaufsbewegung derselben; der Unterschied der Anziehungen auf verschiedene Theile der Erde zeigt sich in den Erscheinungen der Ebbe und Fluth und in der Vorrückung der Nachtgleichen. Je größer die Entfernung der beiden Körper von einander ist, desto kleiner ist der zweite Theil der Wirkung, vergleichungsweise mit dem ersten. Dieses ist allgemein und findet also auch bei den Kometen seine Anwendung. Wenn ein Komet aus großer Entfernung zu der Sonne herabkömmt, so muß die allen seinen Theilen gemeinschaftliche Wirkung der Sonne früher merklich werden, als die zweite. Jene kann, weil sie allen Theilen gemeinschaftlich ist, keinem Theile des Kometen eine Eigenschaft mittheilen, welche sie allen andern nicht auch mittheilte; sie kann also auch nicht die Polarisirung erzeugen, welche wir an den Kometen bemerkt haben; aber sie kann eine Verflüchtigung der Masse des Kometen hervorbringen, welche sich an allen Punkten seiner Oberfläche zeigt und welcher vermuthlich die runden Nebelhüllen zuzuschreiben sind, von welchen wir die Kerne jedesmal umgeben sahen, wenn sie sich noch in weiten Entfernungen befinden. Ich nehme nun an, daß die flüchtig gewordenen Theilchen der Sonne feindlich polarisirt sind, daß also der Raum um den Kometen mit so polarisirter Materie gefüllt ist und fortwährend damit gefüllt wird. Später

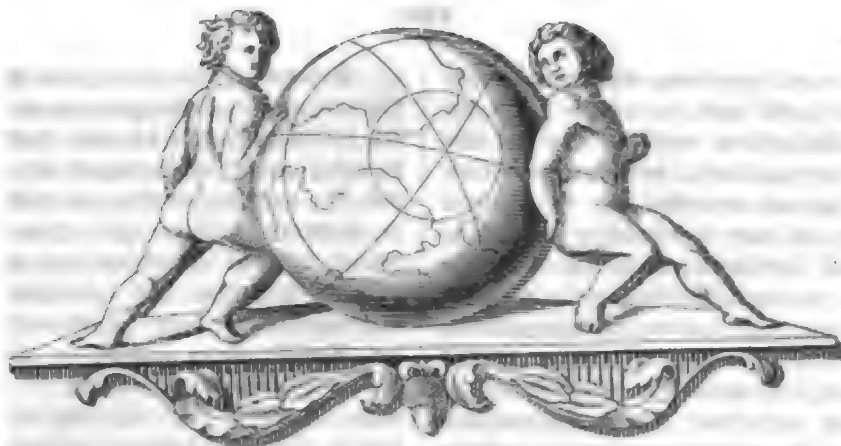
erst kann der zweite Theil der Wirkung der Sonne merklich werden; dieser allein kann die Polarisirung des Kerns des Kometen, wenn sie nicht ursprünglich vorhanden ist, erzeugen und die vorzugsweise Ausströmung nach der Sonne hervorbringen. Zeigen die Beobachtungen diese beiden Erscheinungen, wie bei dem Halley'schen Kometen der Fall war, so kann nicht geleugnet werden, daß die Ausströmung, indem sie aus dem der Sonne zugewandten, also ihr freundlich polarisirten Theile der Oberfläche hervorgeht, auch dieselbe Polarisirung besizt, oder der Sonne freundlich ist und sich ihr folglich zu nähern sucht. Daß die ausgeströmten Theilchen dennoch von der Sonne zurückgestoßen werden, wie die Beobachtungen außer Zweifel sezen, erkläre ich dadurch, daß der Raum, in welchem die Ausströmung stattfindet, schon mit der Sonne feindlich polarisirter Materie gefüllt ist, wodurch die entgegengesezten Polaritäten sich ausgleichen und die ausströmenden Theilchen desto mehr von ihrer ursprünglichen Eigenschaft verlieren und desto mehr die entgegengesezte annahmen, je weiter sie sich von dem Kerne des Kometen entfernen. In einer gewissen Entfernung von dem Kometen findet sich dann nur der Sonne feindlich polarisirte Materie, welche also die Abstoßungskraft erfährt, welche die Beobachtungen gezeigt haben. Durch diese Ansicht werden die verschiedenen Erscheinungen, welche ich an dem Kometen wahrgenommen habe, untereinander in Verbindung gebracht. Ich bin übrigens der Meinung, daß die Stärke der wirkenden Polarkraft von der Entfernung des Kometen von der Sonne abhängig ist; auch daß nicht angenommen werden darf, daß die vorzugsweise der Sonne zuströmende Materie genau dieselben Eigenschaften besize, welche die von der Oberfläche des Kerns im Allgemeinen ausströmende besizt. Specifische Unterschiede dieser Art haben sich an den Schweifen einiger Kometen gezeigt. Der Schweif des Kometen von 1769 hatte z. B. zwei verschiedene Schenkelpaare, welche aus der Theorie nur hervorgehen, wenn man der Ursache, durch welche ich oben ein Schenkelpaar, wie es der Komet von 1811 zeigte, erklärt habe, für verschiedene Theilchen zwei verschiedene Werthe beilegt. Der Komet von 1807 zeigte zwei Schweife, welche in gleicher Richtung von dem Kerne ausgingen, deren einer länger und gerader, der andere kürzer und stark gekrümmt war; die Erklärung dieser Erscheinung fordert, daß man der Kraft, mit welcher die Sonne auf die den Kometen verlassenden Theilchen wirkt, für verschiedene Theilchen zwei verschiedene Werthe gebe. — Die allerauffallendste Form hat der Schweif des Kometen von 1824 gezeigt: er bestand aus zwei Theilen, deren einer der Sonne zu, der andere von ihr abgewandt war. Diese Ausnahme von der allgemeinen Regel wird, der dargelegten Ansicht zufolge, möglich, wenn man annimmt, daß die Polarisirung des Kometen und die Ausströmung zu der Sonne sich eingefunden haben, während der den Kern umgebende, feindlich zur Sonne polarisirte Nebel noch nicht oder noch nicht in hinreichender Menge vorhanden war. In diesem Falle konnte die der Sonne freundliche Polarisirung nicht neutralisirt werden, und die dieselbe besizende Materie konnte eben so ungehindert zu der Sonne gehen, als die entgegengesezte von ihr ab."

Länder- und Völkerkunde.

40) Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde. Herausg. von J. G. Sommer. Für 1837. 15ter Jahrgang. Mit 7 Stahltafeln. Prag, 1837. S. CLIX und 289.

Ein Taschenbuch, das sowohl seiner innern als äußern Ausstattung nach nur empfehlend erwähnt werden kann. Zuerst sezt der Verf. seine „Allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen und Entdeckungen" fort; und eben so unterhaltend und interessant folgen dann 1. Streifzüge durch einige Länder am indischen Ocean, besonders nach Caunter's Oriental Annual for 1836, worin namentlich Tanjore, Seringapatam, Bombay, Muscate und andere Orte genau in ihrem sittlichen und bürgerlichen Zustand beschrieben werden. 2. „Altes und Neues in Andalusien" gibt eine kurze gedrängte Geschichte dieses Theiles von Spanien seit den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Es ist dies wohl nur ein Zoll, der dem Bedürfniß der Gegenwart gebracht wird, welche jenen Landstrich aufs Neue zum Kriegsschauplatz gemacht hat. Da hier nur eine Zusammenstellung des schon Bekannten gegeben wurde, hat uns die Abhandlung über „die Inseln Tristan da Cunha" von höherm Interesse geschienen. Auch der Aufsatz „Moskau" nach de Bussierre, Ritchie und Erman bearbeitet, bietet manches Neue, was selbst Mayer in seinen größern, umfangreichern russischen Denkmälern nicht berührt. Nicht uninteressant ist auch, was über Künste und Gewerbe der Chinesen nach dem Werke von Davis „The Chinese" und über Haiti nach Hanna Tales of a Visit to some Parts of Haiti etc. gesagt worden ist. Die sieben Stahltafeln, alle dem Oriental Annual 1836 entlehnt, tragen sämmtlich die Schönheiten und Mängel englischer Stahlstiche an sich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 50. Freitag, 19. Mai 1837.

Sternkunde.

7) Das Weltsystem oder die Entstehung und Bewegung der Sonne, der Planeten, Monde und Kometen. Von Dr. Franz Klee, prakt. Arzt. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann, 1836.

8) Die zweite große Weltenkraft, nebst Ideen über einige Geheimnisse der physischen Astronomie oder Andeutungen zu einer Theorie der Tangentialkraft. Von Wilh. von Biela. Mit 10 erläuternden Steindrucktafeln. Prag, Kronberger und Weber, 1836.

9) Fundamental-Grundsätze einer metaphysischen Kosmologie und Bewegungslehre von J. U. Ewertz. Riga, Häcker, 1836.

Drei gleichzeitig über denselben Gegenstand, doch ganz unabhängig von einander geschriebene Werke. Es sind Versuche, theils die Kepler-Newtonschen Gesetze noch näher zu bestimmen, theils die Ursache aller Himmelsbewegungen überhaupt zu erklären.

Herr Klee charakterisirt den großartigen Schwung in diesen Bewegungen sehr klar: „Die Sonne ist gemäß der ungeheuren Größe ihrer Masse im Stande, alle Glieder ihres ganzen Systems zu beherrschen und zu bewegen, indem sie an Umfang jeden andern Weltkörper weit übersteigt, unsere Erde z. B. beinahe 1,400,000 Mal, und alle Planeten und Monde unseres ganzen Planetensystems zusammengenommen ungefähr 782 Mal übertrifft. Vermöge der gewaltigen Anziehung, welche fortwährend zwischen der Sonne und den Planeten statt findet, streben diese beständig mit großer Kraft, sich ihrem Centralkörper, d. h. der Sonne, zu nähern und würden wirklich zu ihr hinfahren, wenn sie still stünde; da diese ungeheure Kugel sich aber mit einer großen Schnelligkeit um ihre Are dreht, so müssen die Planeten auch an dieser gewaltigen Bewegung Theil nehmen, indem ein jeder vorzüglich von dem ihm zugewendeten nächsten Theile der Sonne stark angezogen, überwältigt und demgemäß in der Richtung der Rotation mit fortgezogen und gleichsam herumgeschleudert wird. Da die Masse der Sonne so außerordentlich groß ist, so kann nicht nur eine Hemisphäre, sondern selbst schon ein kleines Segment davon hinreichen, jeden einzelnen ihm gegenüber stehenden Planeten zu beherrschen. Da nun die Planeten von den ihnen zugewendeten Theilen der rotirenden Sonne fortwährend bewegt werden, so bekommen sie mit der Bewegung zugleich auch eine angemessene Schwungkraft, streben demnach auch in gerader Linie fortzufahren, und sie würden sich wirklich von der Sonne weiter entfernen, wenn

sie nicht beständig durch die ungeheure Anziehung, welche fortwährend zwischen ihnen und der ganzen Masse der Sonne obwaltet, zurückgehalten würden. Da also eine Tangential- und Centrifugalkraft, wie auch eine Centripetalkraft gleichzeitig mit einander auf die Planeten einwirken, so müssen sie nach den Gesetzen der krummlinigen Bewegung eine kreisförmige Bahn um die Sonne beschreiben, und zwar in einer Entfernung von derselben und mit einer Geschwindigkeit, welche den verschiedenen Verhältnissen der Stärke, worin jene Kräfte mit und gegen einander wirken, angemessen sind. — Geschähe die Umdrehung der Sonne mit einer größern Schnelligkeit, so würden dadurch die Planeten schneller bewegt, würden somit eine größere Tangential- und Centrifugalkraft bekommen, und demnach auch sich weiter von der Sonne entfernen. Wenn im Gegentheil die Umdrehung der Sonne mit einer geringeren Schnelligkeit geschähe, so würden die Planeten langsamer bewegt, sie bekämen also eine geringere Tangential- und Centrifugalkraft, müßten demnach auch der Centripetalkraft mehr folgen und demgemäß sich der Sonne mehr nähern. Die Planeten laufen in ihrer Bahn um die Sonne nicht alle mit gleicher Geschwindigkeit, weil die Größe ihrer Masse und ihrer Entfernung von der Sonne, wie auch die Neigung ihrer Bahnen gegen die Ebene des Sonnenäquators, sehr verschieden ist. Ein Planet muß in seiner Bahn desto schneller fortrücken, je mehr er von dem ihm zugewendeten Theile der Sonne beherrscht und in der Richtung ihrer Rotation fortgezogen wird; und dieses geschieht in einem desto bedeutenderen Grade: 1) je kleiner seine Entfernung von der Sonne, 2) je kleiner seine Masse, und 3) je kleiner der Winkel ist, unter welchem er die Ebene des Sonnenäquators durchschneidet, d. h. je weniger seine Bahn von dieser Ebene abweicht. Daher kömmt es auch, daß diejenigen Planeten, deren Entfernung von der Sonne, und deren Masse kleiner ist, ihre Bahn verhältnißmäßig schneller durchlaufen, als diejenigen, welche von der Sonne weiter entfernt und an Masse größer sind. Daher kömmt es auch, daß alle Planeten während der Sonnennähe in gleichen Zeiten größere Bogen beschreiben, als in der Sonnenferne. — Für die Annahme, daß die Planeten auf die eben beschriebene Weise von der Sonne bewegt werden, spricht besonders noch die Erscheinung, daß die Monde ebenso laufen, als wenn sie von ihren respectiven Centralkörpern, d. h. von den Planeten in Bewegung gesezt würden; daß nämlich die Monde ihre Bahnen verhältnißmäßig desto schneller durchlaufen: 1) je größer der respective Centralkörper ist, 2) je schneller er sich um seine Axe dreht, 3) je kleiner die Masse des Mondes, und 4) je kleiner seine Entfernung von dem respectiven Centralkörper ist, wie in der Folge noch gezeigt werden wird."

Sodann erklärt Herr Klee mit außerordentlichem Scharfblick die Schwankungen in der Hauptbewegung der Planeten: „Wie bekannt, laufen die Planeten nicht beständig in der Ebene des Sonnenäquators, auch nicht mit ihr parallel, sondern durchschneiden dieselbe unter verschiedenen größern und kleinern Winkeln. Jeder Planet muß also abwechselnd von einer Sonnenhälfte zur andern übergehen, und dabei sich von der Ebene des Sonnenäquators desto weiter entfernen: 1) je größer der Winkel, unter welchem er die Ebene des Sonnenäquators durchschneidet, und 2) je größer der Halbmesser seiner Bahn ist. Es fragt sich nun, woher kömmt es, daß die Planeten beständig abwechselnd von einer Sonnenhälfte zur andern übergehen? — Diese Frage ist leicht zu beantworten, wenn man die früher bereits angegebenen Gesetze der Tangential- und Centrifugalkraft und die verschiedene Schnelligkeit der Bewegung in verschiedenen Punkten der Sonnenoberfläche wohl berücksichtigt. Wie vorher schon gezeigt wurde, hat die Tangential- und Centrifugalkraft auf der Erde und ebenso auch auf der Sonne an verschiedenen Punkten der Oberfläche eine verschiedene Richtung; sie steht nämlich nur unter dem Aequator senkrecht auf der Umdrehungsaxe, so daß sie mit der Ebene des Aequators zusammenfällt; in allen Graden der nördlichen und südlichen Breite aber neigt sie sich zur Ebene des Aequators, so daß alle Körper, welche durch die Rotation der Erde oder der Sonne eine Tangential- und Centrifugalkraft erhalten, zugleich auch eine bestimmte Tendenz nach der Ebene des Aequators bekommen. — Die Richtung der Tangential- und Centrifugalkraft der Planeten kann in verschiedenen Graden der nördlichen und südlichen Breite nicht genau senkrecht auf der Umdrehungsaxe der Sonne stehen, sondern muß sich nach der Ebene ihres Aequators hinneigen, weil der auf der Umdrehungsaxe senkrechte Durchmesser der Sonne von den Polen ab gegen den Aequator hin an Größe immer zunimmt, so daß in der Ebene des Aequators die Masse der Sonne am meisten angehäuft ist, sich also auch am weitesten über die Umdrehungsaxe erhebt und mithin den Bahnen der Planeten am meisten nähert. Daher werden die Planeten nach der Seite gegen den Aequator hin von der Sonne stärker angezogen, als nach der Seite gegen die Pole, sie bekommen somit ein Streben, gegen die Ebene des Sonnenäquators hinzufahren, müssen folglich auch während ihres Umlaufes um die Sonne die verschiedenen Grade ihrer nördlichen oder südlichen Breite durchlaufen und gegen die Ebene des Sonnenäquators hinfahren, und zwar langsamer oder schneller, je nachdem sie von der Sonne langsamer oder schneller herumgeschleudert werden, d. h. je nachdem die ihnen von der Sonne aus mitgetheilte Tangential- und Centrifugalkraft schwächer oder stärker ist. Diese

Tendenz nach der Ebene des Sonnenäquators würde viel bedeutender erscheinen, wenn die Planeten leichter und schneller von der Sonne herumgeschleudert werden könnten, wenn z. B. die Rotation der Sonne schneller von Statten ginge, oder wenn die Masse der Planeten und ihre Entfernung von der Sonne geringer wäre. — Indem also die Planeten um die Sonne laufen, erleiden sie beständig die Einwirkung von mehreren Kräften, deren Richtungen mehr oder weniger von einander abweichen, und welche dadurch, daß sie gleichzeitig mit und gegen einander wirken, die Bewegung und Richtung der Planeten fortwährend modificiren. Es wirken nämlich außer der Centripetalkraft, welche die Planeten beständig gegen den Mittelpunkt der Sonne hinzutreiben strebt, auch eine Tangential- und Centrifugalkraft, welche die Planeten beständig in der Richtung der Rotation der Sonne, d. h. parallel mit der Ebene des Sonnenäquators fortzutreiben und zugleich von der Sonne selbst zu entfernen strebt, und ferner die vorwaltende Anziehung von Seiten der Aequatorialgegend der Sonne, welche die Planeten beständig gegen die Ebene des Sonnenäquators fortzubewegen strebt. Da nun die Planeten jeder dieser verschiedenen Kräfte und Richtungen nicht ganz, sondern nur theilweise folgen können, so müssen sie die Diagonale derselben und demnach um den Mittelpunkt der Sonne einen Bogen beschreiben, und, indem sie in der Richtung der Rotation der Sonne fortlaufen, zugleich unter einem mehr oder weniger spitzen Winkel gegen die Ebene des Sonnenäquators hinfahren. — Wenn die Planeten auf solche Weise gegen die Ebene des Sonnenäquators hinfahren, so werden sie auf dem ganzen Wege dahin nicht stets mit gleichgroßer Kraft bewegt, sondern nach und nach immer stärker, je mehr sie sich der Ebene des Sonnenäquators nähern; weil die Tangentialkraft derjenigen Sonnentheile, in deren Gewalt sie sofort nach und nach übergehen, wie auch diejenige Kraft, welche dieselben fortwährend gegen den Aequator hinzutreiben strebt, selbst bis zur Ebene dieses Kreises stets zunimmt. Da also die Planeten auf dem ganzen Wege bis zur Ebene des Sonnenäquators immer stärker von der Sonne bewegt werden, so wächst ihre eigenthümliche Schwungkraft dermaßen, daß dieselben nicht nur bis zur Ebene des Sonnenäquators hineilen, sondern auch selbst dann, wenn sie dieselbe wirklich erreicht haben, gemäß des Ueberschusses von Schwungkraft, welchen sie bis dahin gewonnen haben, in der bisherigen schiefen Richtung noch längere Zeit fortfahren, und demnach über die andere Hemisphäre der Sonne weiter fortlaufen, so daß sie sich nach und nach wieder von der Ebene des Sonnenäquators entfernen und in entferntere Breitegrade übergehen. — Da aber die Planeten während der Zeit, wo sie sich wieder von der Ebene des Sonnenäquators entfernen, ebenfalls die beiden oben erwähnten Einwirkungen der Sonne erleiden (wovon die eine sie beständig in der Richtung der Rotation, d. h. parallel mit der Ebene des Sonnenäquators fortzubewegen, und die andere sie beständig gegen diese Ebene selbst hinzutreiben strebt), so muß diejenige Tendenz der Schwungkraft, vermöge welcher die Planeten die Ebene des Sonnenäquators durchschnitten haben und weiter in entferntere Breitegrade fortzufahren streben, nach und nach wieder abnehmen. In dem Maße nun, als diese Tendenz wieder abnimmt, gewinnen die eben erwähnten beiden Einwirkungen der Sonne mehr Einfluß, so daß sie die Richtung des Planetenlaufes nach und nach mehr modificiren und endlich ganz umändern. Die Planeten werden also durch diese beiden Einwirkungen der Sonne von der schiefen Richtung, welche sie (gemäß der eigenthümlichen Tendenz ihrer Schwungkraft) bisher befolgten, nach und nach mehr abgelenkt, sodann in der Gegend des Wendepunkts einige Zeit parallel mit der Ebene des Sonnenäquators, also genau in der Richtung der Rotation der Sonne fortbewegt, und dann wieder nach und nach in einer schiefen Richtung gegen die Ebene des Sonnenäquators hingetrieben, und sie müssen von da ihren Lauf wiederum fortsetzen, und zwar auf die nämliche Weise und aus der nämlichen Ursache, wie solches schon vorher geschehen war und eben beschrieben worden ist. Die Planeten müssen also während ihres Umlaufes um die Sonne abwechselnd von einer Hemisphäre zur andern übergehen, somit einmal in nördlicher, das anderemal in südlicher Richtung fortlaufen, folglich bald mehr bald weniger von der Richtung der Rotation der Sonne abweichen. Daher kommt es, daß ihre Tangential- und Centrifugalkraft, und mithin auch ihre Bahngeschwindigkeit und ihre Entfernung von der Sonne periodisch abwechselnd zu- und abnehmen muß.“ Daher ihre elliptische Bahn rc.

Die Rotation der Planeten, durch welche wieder der Umschwung der Monde um dieselben bedingt ist, erklärt Herr Klee: „Während des Umlaufes um die Sonne bekommen nämlich nicht alle Theile eines Planeten eine gleich große Schwungkraft; sondern der eine Theil bekömmt eine stärkere, der andere eine geringere Schwungkraft, je nachdem die Bogen, welche dieser oder jener Theil in gleichen Zeiten um die Sonne beschreibt, kleiner oder größer sind. Da nun der Theil des Planeten, welcher der Sonne zugewendet und am nächsten ist, den kleinsten Bogen beschreibt, jener Theil aber, welcher von der Sonne abgewendet und am weitesten entfernt ist, den größten Bogen beschreibt, so muß dieser entfernteste Theil gemäß seiner größeren Schnelligkeit auch eine größere Schwungkraft bekommen, während der entgegengesetzte nächste Theil gemäß seiner geringeren Schnelligkeit die geringste Schwungkraft bekömmt. Da nun dieser

Unterschied der Schnelligkeit und Schwungkraft in den verschiedenen, einander diametral entgegengesezten Theilen des Planeten während des ganzen Umlaufes um die Sonne sich beständig erneuert, so muß dadurch der Planet um seine Are gedreht werden, und zwar in der Art, daß der mit der größten Schwungkraft begabte Theil in der Bahn weiter voraneilt, da hingegen derjenige Theil, welcher die geringste Schwungkraft besizt, mehr zurückbleibt. Die Umdrehung muß also in der nämlichen Richtung geschehen, in welcher die Planeten ihre Bahnen um die Sonne durchlaufen. Diese Umdrehung nun kann schneller oder langsamer erfolgen, je nachdem die Schnelligkeit und Schwungkraft des äußersten, von der Sonne am meisten entfernten Theiles, die des ihm diametral entgegengesezten, der Sonne zugewendeten Theiles mehr oder weniger übertrifft. Die Differenz zwischen der Schnelligkeit und Schwungkraft der verschiedenen, einander diametral entgegengesezten Theile muß desto größer ausfallen: 1) je größer der Durchmesser des Planeten ist, weil dann der Unterschied zwischen den von diesen Theilen in gleichen Zeiten beschriebenen Bögen desto größer ausfällt; und 2) je größer die Schnelligkeit ist; womit der Planet in seiner Bahn fortrückt. Die Umdrehung eines Planeten muß also desto schneller erfolgen, je mehr ihre beiden Causalmomente, nämlich die Größe seines Durchmessers und die Schnelligkeit seines Kreislaufes, dabei concurriren."

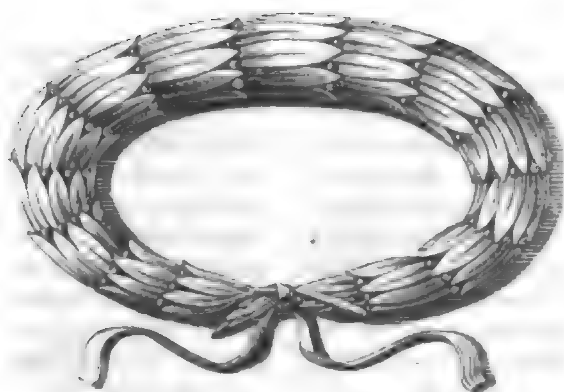
Aber die Lage der großen Are der Planetenbahnen ändert sich fortwährend, indem die Endpunkte derselben, d. h. die Apsiden, nicht beständig an derselben Stelle im Himmelsraume bleiben, sondern immer weiter von Westen nach Osten fortrücken, und sofort nach und nach alle zwölf Zeichen des Himmels durchwandern. Diese Bewegung der Apsidenlinie beträgt bei der Erde jährlich nach Laplace 36″ 7, nach Andern nur 11″ 8. Dies erklärt nun Herr Klee also: „Da die Planeten von der Sonne gemäß ihrer Rotation beständig in einer kreisförmigen Bahn fortgezogen und gleichsam herumgeschleudert werden, so können sie vermöge des Ueberschusses an Schwungkraft, welchen sie in jeder Hälfte ihrer Laufbahn bekommen, am Ende derselben immer etwas weiter nach Osten fortfahren, so daß mithin der Anfangspunkt der folgenden Hälfte der Laufbahn etwas weiter ostwärts stattfinden muß. Da nun jede Planetenbahn durch die große Are in zwei Hälfte getheilt wird, und die Sonnennähe wie auch die Sonnenferne zugleich als Endpunkt der einen und als Anfangspunkt der andern Hälfte der Planetenbahn zu betrachten ist, so müssen die Punkte der Sonnennähe und der Sonnenferne immer etwas weiter von Westen nach Osten fortrücken."

Auf ähnliche Weise erklärt er die Abnahme des Winkels, unter welchem die Planetenbahnen die Ebene des Sonnenäquators durchschneiden, die Abnahme des Winkels, welchen der Aequator der Erde mit der Ebene ihrer Bahn bildet (Schiefe der Ekliptik), das Vorrücken der Nachtgleichen und die Annäherung der excentrischen Planetenbahnen an die Kreisform, was der geneigte Leser im Buche selber nachlesen muß, da uns die Ausführung hier zu weit führen würde.

So weit bleibt die äußerst interessante Untersuchung auf dem Gebiete der Erfahrung und erklärt bestimmte mechanische Wechselwirkungen. Am Schluß hat Herr Klee aber auch die Frage nach der ursprünglichen Ursache aller dieser Wirkungen zu beantworten gesucht. Wer gab dieser so schönen und regelmäßigen Bewegung der Himmelskörper den ersten Stoß, durch die sie überhaupt möglich wurde? Oder mit andern Worten: wenn alle Bewegung im Planetensystem von der Rotation der Sonne abhängt, was bewirkte alsdann ursprünglich die Rotation der Sonne? Herr Klee meint, sie könne wohl durch eine höhere Centralsonne bedingt seyn, deren Bewegung sie folge, wie die Planetenrotation der Sonnenrotation. Aber alsdann entsteht wieder die Frage: warum rotirt jene höhere Centralsonne? Herr Klee nimmt nun an, Elektricität sey die ursprünglich bewegende Kraft. „Bekanntlich haben alle elektrische Körper die Eigenschaft, andere ungleichnamig elektrische Körper anzuziehen und die gleichnamig elektrischen abzustoßen. Da nun bei einer solchen Anziehung sogleich eine Ausgleichung der Elektricität erfolgt, und da die mit einander in Wechselwirkung getretenen Körper gleichnamig elektrisch werden, so müssen dieselben auch bald wieder einander abstoßen. Ein größerer Körper kann demnach, so lange er eine bedeutende Elektricität entwickelt, beständig neue Materie anziehen und dagegen diejenige Materie abstoßen, welche durch Annäherung und Wechselwirkung mit ihm gleichnamig elektrisch geworden ist. Daher vermag ein jeder Körper, welcher eine starke Elektricität äußert, in der Luft eine beständige Strömung hervorzubringen, indem er fortwährend auf allen Seiten die durch ihn elektrisch gewordene Luft abstößt und dagegen andere Luft anzieht, und diese Luftströmung verhält sich in Betracht ihrer Stärke und Dauer genau ebenso, wie die Elektricität, wodurch sie hervorgebracht wird, wie man dieses bei manchen elektrischen Experimenten und namentlich auch bei Gewittern sehen kann."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 51. Montag, 22. Mai 1837.

Werke über Spanien und Portugal.

1) Geschichte des Aufstandes, Befreiungskrieges und der Revolution in Spanien, vom Grafen Toreno. 1ster bis 4ter Band. Leipzig, Lit. Museum, 1836.

Die zusammenhängendste und durchdachteste Geschichte, die über die berühmten spanischen Kriege bis jetzt geschrieben wurde, daher sie auch den Leser fesselt, weiter zu lesen. Ungewiß, ob es allen Lesern so gegangen ist, als uns, müssen wir doch das Bekenntniß ablegen, daß troß der wärmsten Theilnahme für das so unglückliche und heldenmüthige Volk die zahlreichen bisherigen Darstellungen seiner Kämpfe uns gewöhnlich langweilten, weil sie durch ewige Wiederholungen kleiner militärischer Coups und durch eine Verworrenheit, die nirgends klare Orientirung zuläßt, unerträglich werden.

Graf Toreno bemerkt sehr mit Recht, der ganze blutige greuelhafte Kampf hätte vermieden werden können, und Spanien hätte die Früchte der Aufklärung brechen können, ohne einen so ungeheuern Preis dafür zu geben: „Napoleon, von dem Rufe unterrichtet, den er in Spanien genoß, verfolgte muthig sein kühnes Unternehmen, benahm sich aber übrigens mit einem Takt und einer Klugheit, die den Erfolg möglich und selbst wahrscheinlich machten. Zwei Wege boten sich ihm zum Ziele, gemäß der Verschiedenheit der Zeiten. Vor dem Aufstand zu Aranjuez wäre die Entfernung der königlichen Familie nach Amerika das Zweckmäßigste gewesen; Spanien, verwaist und von seinen Königen verlassen, hätte dann Napoleon als seinen Fürsten und Retter begrüßt. Die neue Regierung würde sich leicht befestigt haben, wenn sie einige Verbesserungen gemacht, den Nationalstolz geschont, und einige alte Gewohnheiten, nöthigen Falls selbst gewisse Vorurtheile beibehalten hätte. Es war also ein glücklicher Gedanke Napoleons, hierin das sicherste Mittel zu sehn, sich Spaniens zu bemächtigen, aber eine große Unklugheit, nachdem sein erster Plan an den Umständen gescheitert, nicht das einzige, ihm übrige, anzuwenden, was sich ihm in Ferdinands Verheirathung mit einer Prinzessin von kaiserlichem Geblüt so günstig darbot. Er würde in seinem Schützling einen unterwürfigeren und ehrerbietigeren König gefunden haben, als in einem seiner Brüder. Zur Zeit seiner Reise nach Italien hatte Napoleon diese Idee noch nicht verworfen, sondern behielt sie noch einige Zeit bei. Portugals Beispiel flößte ihm später den Gedanken ein, in Spanien zu wiederholen, was ihm gutes Glück in dem Nachbarlande verschafft. Die Besetzung der Festungen ohne Widerstand zu finden, und das Eindringen seiner Armee in die innern Provinzen bestärkte diesen gefährlichen Plan, und sobald er ihn beschlossen, konnte ihn nichts wieder davon abbringen."

Da der Verfasser ein Spanier ist, so wird es Niemand einfallen, nach der patriotischen Tendenz seines Werkes zu fragen. Die Spanier genießen den unbestrittenen Vorzug, daß man sie keines Vaterlandsverraths fähig hält, und ihre Literatur hat keins jener niederträchtigen Bücher aufzuweisen, womit leider die deutsche überschwemmt ist, jener Bücher, in denen das eigene Vaterland und seine Anstrengungen verspottet und der Feind gepriesen wird. — „Die Nachricht von den Ereignissen des 2. Mai hatte überall Schauder verbreitet, und als die Abdankungen, Treulosigkeiten und schändlichen Vorgänge zu Bayonne zur Kenntniß des Volks kamen, so wurde der Ruf des Unwillens und des Kriegs, den mit bewundernswerther Entschlossenheit die Hauptstädte der Provinzen ertönen ließen, in Dörfern, Weilern, Flecken und Städten wiederholt. Frauen und Kinder, Jünglinge und Greise, von Zorn und Vaterlandsliebe entflammt, verlangten laut und einmüthig eine schnelle, vollgültige und schreckliche Rache. Spanien wurde, so zu sagen, stark, kraftvoll und voll Kühnheit wieder geboren, und seine aufgeregten, insurgirten, nach Rache dürstenden Provinzen zeigten sich, wie Vellejus Paterculus sie schildert: tam diffusas, tam frequentes, tam feras. Je unerwarteter und heftiger die Beleidigungen gewesen, je schrecklicher und außerordentlicher war der öffentliche Enthusiasmus. Die Geschichte liefert uns kein größeres Beispiel eines so schnellen und einstimmigen Aufstandes gegen eine fremde Invasion. Als ob ein überlegter Plan, ein höherer Verstand diesen glorreichen Entschluß geleitet hätte, so erhoben sich die mehrsten Provinzen von selbst und fast an einem Tage, ohne daß einige von ihnen die geringste Kenntniß von dem Aufstande der andern hatten, und alle voll gleicher Begeisterung und gleichem Heldenmuth.“ In diesem Geist und Styl ist das ganze Geschichtswerk geschrieben.

Die Vaterlandsliebe verleitet den Verfasser übrigens nicht, die von Seiten der Spanier begangenen Fehler zu übersehen. Besonders streng urtheilt er über die Feldherrn, und bedauert, daß die Begeisterung seiner Landsleute oft ungeschickten Führern anvertraut gewesen sey.

Bei der so schwierigen Darstellung der Kriegsoperationen hat sich der Verfasser möglichster Klarheit befleißigt und das militärische Interesse berücksichtigt, ohne das nationale und politische des großen Kampfs je aus den Augen zu lassen, wie z. B. aus folgender Bemerkung erhellen mag: „Mehrere sind zweifelhaft geblieben, ob man Saragossa habe vertheidigen sollen, oder nicht; Andere haben mit mehr Grund gemißbilligt, daß man so viele Truppen in seinen Ringmauern behalten. Offenbar hätte man die zurückweisen sollen, welche sich nach der Schlacht bei Tuleda dahin geflüchtet, und sich auf die Anfangs vorhandenen 14,000 bis 15,000 Mann beschränken sollen. Diese Streitkräfte, verbunden mit einer Bevölkerung voller Enthusiasmus, wären hinreichend gewesen, dem Feinde zu imponiren und ihn lange vor Saragossas Mauern aufzuhalten. Der Entschluß, die Stadt zu vertheidigen, scheint uns aber klug und nützlich. Die bei der ersten Belagerung Saragossas erworbenen Lorbeeren hatten den Namen dieser Stadt so glänzend gemacht, daß ihre schnelle Unterwerfung die ganze Nation entmuthigt haben würde. Andrerseits hinderte der Widerstand Saragossas nicht allein die Occupation mehrerer andern Provinzen, und verminderte die Kampflust der furchtbaren Legionen des Feindes, sondern sie vermied auch, daß dieselben Männer, welche hinter den Mauern der Häuser so viel Tapferkeit zeigten, sich nicht mit ihrer wenigen Erfahrung, im freien Felde, an die kampfgewohnten französischen Schaaren wagten, zumal da und die öffentliche Ungeduld öfters nöthigte, unkluger Weise eine Schlacht zu wagen.“ Im großen Völkerkriege sind großherzige Thaten, die einen ungeheuern moralischen Eindruck machen und einen unsterblichen Ruhm hinterlassen, mehr werth, als bloß mathematisch berechnete Operationen.

Von unserm Landsmann Oberst Schepeler, der den Krieg im spanischen Dienst mitgemacht und später beschrieben hat, spricht Graf Toreno mit hoher Achtung. Doch wird der deutsche Leser leider nur zu oft beschämt durch die Erinnerung an die Rheinbundtruppen, die Napoleon gegen das spanische Volk hezte. Welche Schande und ewige Schmach für ein so großes Volk, wie das deutsche, daß es sich in der ungerechtesten Sache von einem fremden Tyrannen zum Schergen und Henker eines edlen Volkes brauchen ließ. Die Franzosen haben wenigstens auf eigene Rechnung gesengt und gebrennt, es aber auf fremden Befehl thun müssen — pfui! Man soll freilich nicht mehr daran zurückdenken, meinen Viele; allein wir meinen, es sey sehr wohlgethan, ehemaliger Schande zu gedenken, damit man sich vor neuer hüte, zumal da in jüngster Zeit wieder ein so großer Eifer herrscht, uns dem Ausland, wenn nicht politisch, doch geistig und moralisch unterthan zu machen.

2) Denkwürdigkeiten aus der spanischen Revolution. Gesammelt und herausgegeben von J. B. von Pfeilschifter. Aschaffenburg, Pergay, 1836.

Ein interessantes Buch. Der Herausgeber hat nicht wie so viele andere deutsche, englische oder französische Berichterstatter die Berichte fremder Militärs oder fremder, fast ohne Ausnahme einseitiger und nicht selten rein aus der Luft gegriffener und zu augenblicklichen Zwecken fabrizirter Zeitungsartikel combinirt, sondern unmittelbar spanische Quellen mitgetheilt, spanische

Bearbeitungen übersezt und eine sehr reichhaltige Uebersicht über die dahin einschlagende spanische Literatur gegeben, die Titel aller von Spaniern selbst über die großen Begebenheiten seit 1808 niedergeschriebenen Aktenstücke, Memoires oder Flugschriften, so wie der Zeitungen. Diese historische Arbeit dürfte sonach wohl das Gediegenste seyn, was bisher aus der Feder eines Publicisten geflossen ist, der sich durch seine überspannten Theorien als Convertit mit der öffentlichen Meinung längst überworfen und nur ein äußerst kleines Publikum gefunden hat. Seine Theorien verläugnen sich auch in dem vorliegenden Werke nicht. Aber sie treten hinter die Thatsachen zurück. Das Werk hat wirklich historischen Werth, sofern es berichtigt, die Seichtigkeit und Unzuverlässigkeit der bisherigen Compilationen und die bessern Quellen nachweist.

Die Reihe der Aufsäze ist folgende: Spaniens Zustand im Jahr 1808, Fragment aus der historia de la guerra de España contra Napoleon Bonaparte, — Eröffnung der Cortes von 1810 von D. Miguel de Lardizabal y Uribe, — das Dekret von Valencia vom 4. Mai 1814, — die Verschwörungen von 1814—1819 aus Julians précis historique, — die Empörung des Generals Porlier aus der Zeitschrift Colmena, — die Verschwörung von Valencia, aus Van Halens Memoiren, — die Geschichte der Nationalarmee von San Fernando, von San Miguel und Miranda, — mißglückter Aufstand in Cadix, vom Obersten Santiago Rotalde, — Riegos Kreuzzug, von San Miguel und O'Donnel, — über die Restauration Spaniens, vom Herausgeber 1825 geschrieben, — Literarischer Anhang.

3) Memoiren des Friedensfürsten Don Manuel Godoy. Unter den Augen des Fürsten nach dem spanischen Manuscript ins Französische übersezt von J. G. d'Esmenard. Aus dem Französischen von Dr. Diezmann. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann, 1836.

Während Vaterlandsverrath, sittliche Verdorbenheit und was immer den Gegensatz gegen die heroischen Tugenden eines Volks bildet, in vielen andern von Napoleon unterjochten Ländern, z. B. in Deutschland so ziemlich vertheilt war, drängt sich diese Schattenseite im spanischen Volk beinah nur in ein einziges Individuum zusammen, in die kolossale Schlechtigkeit des sogenannten Friedensfürsten. Dieser Eine steht dem ganzen Volk gegenüber, und wenn das spanische Volk sich rühmen darf, so treu zusammengehalten, so einstimmig gegen den fremden Eroberer gekämpft zu haben, wie kein anderes Volk in Europa, so hat doch auch kein anderes einen politischen Charakter aufzuweisen, der an Verworfenheit sich mit Godoy messen könnte, an dem die persönliche Fadheit, das total Bedientenmäßige mit dem erstaunlichen Schicksal, das er über Spanien herbeiführte, in gar keinem Verhältniß stehn würde, wenn nicht die neuere Zeit überhaupt erwiesen hätte, daß der in ihr mächtig gewordene Dämon der Gemeinheit die ältern nur zu klugen politischen Dämonen, die Machiavelli so trefflich geschildert, an Macht weit übertroffen hat.

Sternkunde.

(Schluß.)

„Der größere runde Körper, welcher beständig an allen Punkten seiner Oberfläche Stoffe anzieht und abstößt, und ebenso auch von diesen Stoffen angezogen und abgestoßen wird, kann aber gemäß solcher Anziehung und Abstoßung sich nur in der Art bewegen, daß er sich um seine Axe dreht.“

Aus dem großen chemisch-elektrischen Proceß in der Sonne erklärt nunmehr Herr Klee auch die Erzeugung der Planeten und Kometen als vulkanische Ausbrüche, eine Hypothese, mit der wir uns nicht vereinigen können.

Herr von Biela, der berühmte Entdecker der nach ihm benannten Kometen, vereinfacht die Erklärung der Himmelsbewegungen durch den Satz, daß die Tangentialkraft allein erforderlich sey, den Centralkörper um seine Axe rotiren zu machen, da dieser Körper sonst troz aller seiner Centripetalkraft keine Bewegung haben, sondern nur in seinen Theilen rund zusammenhängen würde. Er steht also nicht im mindesten an, zu behaupten, daß die Rotation der Sonne, anstatt das Kreisen der Planeten zu bewirken, vielmehr von ihnen bewirkt werde. Was er nun weiter daraus folgert, können wir aus Mangel an Raum nicht ausführen. Das Resultat ist: „Wie einfach sind nicht die Einrichtungen und Verhältnisse in unserm Sonnensysteme! — Die Abstände der Secundärkörper von ihren Centralkörpern nehmen nach einem harmonievollen Gesetze zu; die Tangentialkräfte verhalten sich wie die Quadratwurzeln aus diesen Abständen; die Umlaufszeiten wie die Kuben der Tangentialkräfte; die Centripetalkräfte wie deren Biquadrate, und die Geschwindigkeiten wie die Tangentialkräfte selbst. Und es scheint nach allem Vorhergehenden, daß die Annahme einer ursprünglich die Ausdehnung des ganzen Gebietes des Sonnensystems ausfüllenden elastisch-flüssigen Umgebung des ersten Kernes der sich bildenden Sonnenmasse, welche durch die bei ihrem Zusammenfahren entstehende Elektricität vom Centro der Verdichtung aus in drehende Bewegung versezt wurde, vollkommen genüge, die Rotation der Centralen und die Tangentialkräfte der Secundärkörper aus einer einzigen

Grundursache herzuleiten, da wir früher streng bewiesen haben, daß Rotation des Centralen und Tangentialbewegung der Secundären im genauesten Zusammenhange stehen."

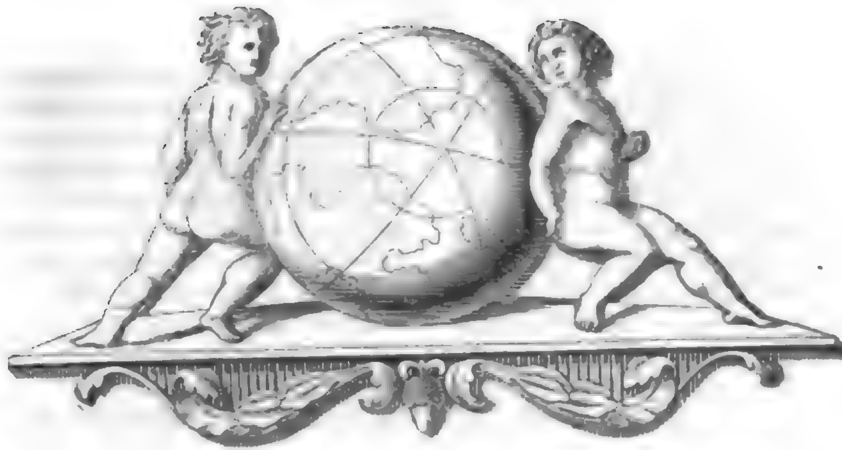
Also auch hier wieder zulezt die Elektricität.

Von besonderm Interesse ist, was Herr von Biela über die Kometen sagt: „Das Wenige, was wir von dem Ursprunge der Kometen mit einigem Grunde vermuthen zu dürfen glauben, besteht in Folgendem: Die Kometen von sehr kurzen Umlaufszeiten sind rechtläufig, ihre Bahnen haben nur kleine Neigungen zum Sonnen-Aequator, sie zeigen fast gar keine Schweife, und ihre mittlere Entfernung fällt zwischen Mars und Jupiter, wie also ihre Umlaufszeiten um die Sonne zwischen die Umlaufszeiten dieser beiden Planeten fallen. Sie scheinen eine Uebergangsstufe von den wahren Kometen, deren zweiter Brennpunkt weit außerhalb der Planeten liegt, deren Bahnen sehr excentrisch und nach allen möglichen Himmelsgegenden gerichtet sind, zu den kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter zu bilden, und nicht unpassend würde man diese vier kleinen Körper Planetoiden, und die Kometen mit kurzen Umlaufszeiten Kometoiden nennen können. — Der Ursprung der Kometoiden und der Tangentialkräfte, welche bei ihren Bewegungen thätig sind, kann mit dem Ursprunge der Planetoiden gleichzeitig und gleichartig gewesen seyn, und diese Kräfte können ebenfalls von dem allgemeinen Umschwunge des Urfluidums unsers Sonnensystems herrühren. — Die Anziehungskraft der Sonne könnte vielleicht auch auf die Kometoiden und Kometen anders wirken, als auf die Planeten, da die Kometenmaterie von dem Planetenstoffe wahrscheinlich gar sehr verschieden ist. Während sich in der Planetenmaterie beide Arten der Elektricität vereinigt befinden und einander das Gleichgewicht halten, könnte der Kometenkern eine der Sonnenelektricität ungleichnamige Elektricität allein besitzen, welchen Kern eine durchsichtige nichtleuchtende Hülle von beide Elektricitäten isolirender Materie umgibt, außerhalb welcher sich wieder eine der Sonnenelektricität gleichnamige Elektricität sammelt. So wird der Kometenkern von der Sonne angezogen, die äußere Kometenhülle wird aber von der Sonne abgestoßen, und bildet, wo deren beträchtlich viel vorhanden, jenseit einen Schweif."

Das dritte der obgenannten Werke von Herrn Ewerth verfährt etwas summarisch, d. h. philosophisch. Es statuirt von vorn herein eine absolute Flieh- und Ziehkraft und weist die Frage nach deren Ursache mit der Antwort ab: sie sind eben absolut. Seine Ansicht ist im Wesentlichen: „Eine radialiter (von einem Mittelpunkte nach allen Richtungen strahlig divergirend) ausdehnende, eine radialiter (von allen Richtungen nach einem Mittelpunkte strahlig convergirend) anziehende Kraft, welche beide Kräfte in geraden, einander entgegengesezten, Richtungen wirken, und die ursprüngliche Rotation sind die einfachen Mittel, durch welche das höchste Wesen Raum, Zeit und Materie ins Daseyn gerufen hat. Ein Raum an und für sich, und ein leerer Raum ist nämlich nirgend und niemals vorhanden, und an sich gar nichts Reelles. Der Raum ist nur durch die ausdehnende Kraft entstanden, und zugleich auch mit materiller Substanz angefüllt. — Die ursprüngliche (positive) ausdehnende Kraft ist unermeßlich und unendlich, insofern als an und für sich ihre Wirksamkeit gar keine Zeit erfordert, und der durch ihre Wirkung entstehende Raum mit einem Schlage ins Daseyn gerufen ist, und also auch mit einem Schlage sein Maximum erreicht. Nach dem Aufhören der raumerweiternden Wirkung der positiven ausdehnenden Kraft, hebt die Wirksamkeit (der ebenfalls insofern unermeßlichen und unendlichen negativen ausdehnenden Kraft) der Schwere an, als der ganze, durch die Wirkung der positiv ausdehnenden Kraft entstandene materielle, d. h. mit materieller Substanz erfüllte Raum mit einem Schlage in einen Punkt zusammenfällt, also mit einem Schlage sein Minimum erreicht. Wirkte daher in der Körperwelt nur die positiv ausdehnende Kraft allein, bis ihre Wirkung, der Raum, ein Maximum erreichte, und hörte ihre Wirksamkeit dann mit dem Beginnen der Wirksamkeit der Schwere auf, so würde abwechselnd erst ein Raum ohne Körper, und dann ein Punkt ohne Körper, und beides außer aller Zeit vorhanden seyn. — Damit der, durch die Wirksamkeit der ausdehnenden Kraft entstehende Raum Dauer erhalte, erhält er, indem er entsteht, zugleich durch die ursprüngliche Rotation eines höchsten Centralkörpers eine Bewegung nach der Richtung dieser Rotation mitgetheilt, wodurch die an und für sich unermeßliche ausdehnende Kraft dergestalt beschränkt wird, daß die ursprüngliche, strahlig von einem Mittelpunkte nach jeder Richtung in geraden Linien raumerweiternde Wirksamkeit derselben dahin abgeändert ist, daß jeder einzelne Raumpunkt sich nicht in geraden Linien von dem zurückstoßenden Centralkörper entfernen kann, sondern in krummen Linien um denselben sich bewegen muß."

Herr Ewerth gesteht, daß seine Ansicht, wie die der frühern Naturforscher, einen ersten Stoß, der die Bewegung hervorgerufen, voraussetze, aber er glaubt, mehr als seine Vorgänger geleistet zu haben, indem er diesen Stoß als einen absoluten und stetigen annimmt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 52. Mittwoch, 24. Mai 1837.

Werke über Spanien und Portugal.

4) Spaniens Schicksale in der neuesten Zeit, von der Rückkehr Ferdinands VII. 1814 bis zur Einberufung der constituirenden Cortes. Von *r. Leipzig, Fest, 1836.

Alles Elend, das Napoleons Invasion über die Spanier verhängte, vergißt man über dem Heldenmuth des Volks, um so mehr, da ihn ein glücklicher Erfolg krönte. Spaniens Geschichte ist bis dahin tragisch, aber herzerfreuend und erhaben. Darum machen die folgenden Ereignisse einen um so unerfreulichern Eindruck. Man wird von der Höhe der Volksbegeisterung und des Freiheitskampfs so ganz unerwartet in die Niedrigkeit des Despotismus, der Intriguen, des Verraths hinabgezogen, daß man kaum begreift, wie eine solche Umwandlung möglich war.

Der ungenannte Verfasser hat die schwierige und unerquickliche Mühe nicht gescheut, die mit dem schwersten Fluch beladene Regierung der Neuzeit im Zusammenhange darzustellen und den Faden der Geschichte aus den verworrenen und widersprechenden Berichten zu entwirren. Er beschränkt sich übrigens auf einen allgemeinen Umriß, in einem mäßigen Bande. In die feinsten Details konnte er nicht überall eingehn, noch weniger Aktenstücke mittheilen, deren wichtigste, die diplomatischen, noch nicht zugänglich sind.

Ferdinand VII. hatte sich noch durch nichts bemerklich gemacht, als durch eine Verrätherei gegen seinen eignen Vater und durch seine Feigheit und Devotion gegenüber Napoleon. Während er sich zu allem hergab, was Napoleon von ihm verlangte, und ihm kriechend schmeichelte, rettete ihm sein Volk die Krone. Was that nun der König nach seiner Rückkehr? Er täuschte die Cortes, die alles für seine Rückkehr gethan, durch süße Worte, bis er unter der Geistlichkeit und dem Pöbel eines großen Anhangs versichert war und sogar die Armee (die den Cortes grollte, weil diese ihr den erforderlichen Sold nicht verschaffen konnte) durch trügliche Versprechungen. Dann hob er die Cortes auf, vernichtete alle Denkmäler der Freiheit, ließ der Statue der Nation auf offnem Platz förmlich den Kopf abschlagen, stellte alle aufgehobenen Klöster wieder her, deßgleichen die blutige Inquisition, unterwarf die jungen Officiere der Adelsprobe und schloß die bürgerlichen Helden davon aus, belohnte die berühmten Guerillaführer, die unsterbliche Thaten vollbracht und Jahre lang die äußersten Gefahren und Mühen für ihren König erduldet, mit einer bloßen Aussicht auf verächtliche Anstellungen in der wiederzuerrichtenden altmodischen Miliz.

Minas stolzes Herz empörte sich über so ungeheuern Undank, er mußte fliehen. Wer murrte, den traf das Henkerbeil, das hinfort unermüdet arbeitete und die edelsten Häupter des Volks als Opfer hinraffte. Im Jahr 1815 saßen 51,000 Patrioten gefangen, darunter viele der edelsten Frauen und Mädchen, die in Nonnenklöstern sogar körperlich mißhandelt wurden. Ein Priester, der von christlicher Milde zu predigen wagte, wurde auf eine wüste Insel verbannt, dort erst die christliche Lehre zu lernen. Porlier sammelte die Unzufriedenen, aber auch er erlag und ward erdrosselt. Da aber die Armee sich gänzlich in ihren Hoffnungen getäuscht sah, da sie vernachlässigt blieb, da der König alle Einkünfte des Landes auf die Kirche verwendete und in der Armee selbst eine quälende Polizei einführte, Verdächtigungen und Hinrichtungen der bravsten Soldaten, Zurücksetzungen 2c., so näherten sich die Militärs den alten Cortes wieder und bereuten ihren frühern unklugen Zwist. Die Folge war die Revolution von 1820. Was der König unter der Leitung der neuen Cortes that, war allerdings gezwungen; doch bezeichnet es seinen Charakter, daß er sich so tief vor den Freiheitsmännern demüthigte, so sehr heuchelte. Eine französische Armee gab ihm die absolute Gewalt zurück. Am 30. September erließ er noch ein Amnestiedekret; am 1. Oktober hob er schon alle Akte der bisherigen Regierung auf und am 4. folgte die Proscription aller Freisinnigen, im schreiendsten Widerspruch gegen das Dekret, das er erst fünf Tage zuvor erlassen. Auf einem 25 Fuß hohen Triumphwagen zog er in Madrid ein, von Menschen gezogen. Auf dem Triumphbogen stand die Inschrift: „flieht Alle, die dem König nicht treu waren." Die Errichtung der königlichen Freiwilligen wurde nun das große Mittel, die despotische Gewalt aufs Neue zu befestigen. Aus dem niedrigsten Pöbel gewählt, ausschließlich bewaffnet und von Pfaffen angeführt, übten diese Rotten durch das ganze Land unumschränkte Gewalt und mordeten oder plünderten Alle, die ihnen als Opfer bezeichnet wurden. Viele Tausende fanden nur in der Flucht ihre Rettung. Die Morde wurden zu Festen erhöht. Der König bewilligte eine bedeutende Summe, um Riegos Hinrichtung festlich zu begehn.

So wie der Sieg der absoluten Gewalt entschieden war, und die constitutionelle Partei gänzlich darniederlag, verlangte die Diplomatie, sogar Rußland, daß dem Morden Einhalt gethan werden möge, und der König, vor jeder stärkern Macht devot, gehorchte. Da sezte nun sein Bruder Don Carlos an der Spitze der Geistlichkeit und der königl. Freiwilligen mit dem Minister Calomarde und dem Trappisten das vom König verlassene System fort und trat mit dem König in Opposition, was um so natürlicher war, als der König schwer an der Gicht darniederlag. Der Zwiespalt unter den Siegern belebte die Hoffnung der Besiegten; Empecinado erhob sich, unterlag aber, und dieser berühmte Stifter des Guerillasystems, dem Ferdinand mehr als irgend Jemand seine Krone dankte, ward erdrosselt. Das Aufstreben der Liberalen hätte naturgemäß den Ultras von der Don Carlos Partei das Uebergewicht verschafft, da sich der König auf sie hätte stützen müssen; wenn nicht die vierte Heirath des alten gichtischen Königs alle Erwartungen durchkreuzt hätte. „Schon am 20. Juli erfuhr der Hof, daß die schöne, junge, lebenslustige Prinzessin Marie Christine von Neapel erwählt worden sey, welche in dem Rufe stand, schon im Wochenbette gewesen zu seyn. Gerade dies aber soll ihr eben Ferdinands Neigung erworben haben, der um jeden Preis noch einen Erben zeugen und so seinen gehaßten Bruder Don Carlos von der Erbschaft des Thrones ausschließen wollte. Die junge Gemahlin erlangte auf den an Geist und Körper gleich schwachen Gemahl einen Einfluß, wie ihn der Hof noch bei keiner der drei ersten gesehen hatte. Zwei Geliebten, die den König bisher gängelten, eine Pepa Malagurza, und die schöne Gemahlin des königlichen Günstlings Salcedon, mußten schnell entfernt werden. Bald verbreitete sich auch zum großen Verdrusse der apostolischen Partei, welche um jeden Preis diese Vermählung hatte hintertreiben wollen, die Kunde, daß die junge Königin schwanger sey, wo es denn an boshaften Gerüchten um so weniger fehlte, da die frühere Unfruchtbarkeit und die äußerst zerrüttete Gesundheit des Königs, der noch zwei Monate vor der Vermählung im Streit mit Don Carlos einen schweren Fall gethan hatte, Stoff genug hergab. Jedoch war der König so ganz von den Rosenfesseln der Liebe umwunden, daß er den wichtigsten Schritt that, welchen er je hätte wagen können. Er hob das salische Gesetz auf, welches die Frauen seines Regentenstammes von der Thronfolge ausschließt, so lange noch ein männlicher Erbe da ist. Er wollte auf solche Art den Bruder Don Carlos auch dann vom Throne ausschließen, wenn die Königin nicht von einem Prinzen, sondern einer Prinzessin entbunden würde." Dieser Schritt machte die Feindschaft zwischen Ferdinand und Don Carlos unversöhnlich. Die Liberalen bauten darauf ihre Hoffnung, Don Carlos aber benuzte die schwere Erkrankung des Königs, Posto zu fassen. Er ließ den bewußtlosen König die Zurücknahme der pragmatischen Sanction unterzeichnen, beseitigte die Königin durch furchtbare Drohungen und freute sich schon, Herr zu seyn. Da lebte der König wieder auf, erfuhr alles, und gerieth in so heftigen Zorn, daß er seinen Bruder verbannte und die mißhandelte Königin zur Regentin einsezte. Von nun an trat Mäßigung gegen die Liberalen ein, obgleich die Hoffnungen

derselben noch keineswegs erfüllt wurden. Endlich starb der König.

Ueber die nun folgende Regierung der Königin sagt der Verfasser kurz und gut: „Die lebenslustige Königin, welche als Regentin im Namen ihrer Tochter mit einem beigeordneten Regierungsconseil, Ferdinands lezter Anordnung gemäß, herrschen sollte, hatte nun die Wahl, im Sinne des Verstorbenen zu regieren, d. h. sich der apostolischen Partei in die Arme zu werfen und diese so dem Don Carlos abtrünnig zu machen, oder zu den Liberalen überzugehen. Das Erstere war selbst dem Verstorbenen nie gelungen, und um die leztere Partei offen zu ergreifen, fehlte es ihr an Muth; hiervon aber war nun eine Folge das unselige Schwanken zwischen Wollen und Nichtwollen, Gehen und Stehenbleiben, jenes widrige, zum Spott gewordene Juste Milieu, wie es seit dem Bürgerkönigthum in Frankreich aufgekommen, und wodurch bis jezt zwar der äußere Friede Europas, aber nichts gethan worden ist, was Vertrauen für die Zukunft einflößen könnte.“ Zu allen Uebeln dieses verwirrten Zustandes kam nun noch die gänzliche Erschöpfung der öffentlichen Kassen, die Cholera und der Aufstand der baskischen Provinzen, den Don Carlos benuzte. „Wenn Don Carlos nichts vorausgehabt hätte, so stand ihm doch der klare, feste Wille zur Seite, und ein gewisses Ziel vor Augen, in Madrid dagegen ging der Parteienkampf und das Spiel der Intrigue, das Wollen und Nichtwollen, das Geben mit der einen, das Nehmen mit der andern Hand ununterbrochen fort und lähmte im Verein mit der schrecklichen Finanznoth darum alle Kräfte, die zur schleunigen Unterdrückung des Carlistenaufstandes vonnöthen gewesen wären, obschon, indem sie immer vereinzelt und zersplittert in Bewegung gesezt wurden, viel größere Opfer dem Lande aufgebürdet wurden, als bei rascher, concentrirter Verwendung nöthig gewesen wäre.“

Nach dem durch alle Ereignisse durchgehenden Gesetz des Gleichgewichts bemerken wir eine um so entschiedenere Hinneigung der Königin zu den Liberalen, so oft Don Carlos Vortheile erringt; daher die Aufhebung aller Klöster, eine Maßregel, die übrigens ihre naturnothwendigen Folgen haben muß, die über den Dynastiestreit hinaus dauern werden. Mit Recht bemerkt der Verfasser: „So steht nun jezt die Lage der Dinge, so weit sich nach den alle Tage widersprechenden Zeitungsberichten darüber urtheilen läßt, und keiner wagt es wohl, den Ausgang, welchen dies Schauspiel nehmen wird, zu bestimmen. Es zeigt sich nur, wohin der Despotismus führe: zur Anarchie; wohin die Bigotterie und der Aberglaube leitet: zur Verachtung des Ehrwürdigen, zum Unglauben. In Barcelona forderte man die Mönche auf, Messen für die im Kampfe gefallenen Stiere zu lesen! Sonst herrschte in Spanien immer erst der Priester, und dann kam der König als zweite Person. Er befahl, daß Alles zur Ohrenbeichte kommen sollte, und Alles kam. Solche unnatürliche Macht hat sich durch eine Verachtung und Verfolgung gerächt, welche um so heftiger ist, je anmaßender jene geübt wurde.“ Zwischen dem krassesten Jesuitismus und dem krassesten Voltairianismus in der Mitte wird Spanien noch lange Zeit brauchen, bis es beide Extreme überwindet, und würde sie brauchen, wenn auch nicht auswärtige Mächte dazu mitwirkten, Spaniens Wiedergeburt aufzuhalten.

5) Augustin Chaho, Reise in Navarra während des Aufstandes der Basken. Deutsch von L. v. Alvensleben. Mit dem Porträt Zumala-Carreguys. Grimma, Verlags-Comptoir, 1836.

Nicht im besten Styl geschrieben, aber reich an Schilderungen, die uns den Kriegsschauplatz in Spanien sehr lebendig vergegenwärtigen. Der Verfasser schreibt ein wenig emphatisch, altspanisch eitel, und vergißt nie, uns daran zu erinnern, daß er selbst die Ehre habe, ein Baske zu seyn. Er führt uns über Bayonne in die Berge dieses Volks, zeigt sie uns bei heitern Spielen, malt ihre fröhlichen Sitten und ergießt sich dann in das unbegrenzte Lob ihres Heldenmuths, wobei er auf ihre frühere Geschichte Rückblicke wirft. Endlich charakterisirt er auch den Boden und die Produkte des Landes. Seine Schilderungen sind oft sehr anziehend, z. B.: „In den malerischen Thälern Biscaya's und Guipuzkoa's staunt der Reisende, wenn er den Kopf erhebt, auf scheinbar unzugänglichen Höhen die Reihen der Arbeiter zu erblicken, die nach gleichem Takt sich bücken und aufrichten. Bei diesem Anblicke erkennt er das arbeitsame Volk des Occidents und staunt, daß junge Mädchen mit anmuthigem, zuweilen schwächlichem Wuchse und halb nackt den ganzen Tag lang diese anstrengende Arbeit aushalten können. Mit Sonnenuntergang endlich hört die Arbeit auf, die Reihen werden gebrochen und die Laias zu Boden geworfen. Zugleich ertönen die heitern, gellenden Töne einer Pfeife, begleitet von der baskischen Trommel, und dieser Zauberklang verbannt besser als die Ruhe die Müdigkeit selbst bis zur Erinnerung. Die Gruppen beleben sich sogleich; junge Mädchen und Bursche geben sich die Hände und tanzen auf den Flächen der Felsgipfel leichte Ronden. In den Gesang der Jungfrauen mischen sich die lauten Stimmen der Bergbewohner, und oft hat die Nacht schon ihre Schatten in die Thäler hinabgesenkt, und die Tänzer verschwinden in der Dunkelheit, wenn das Tambourin und die Pfeife noch ihre Töne durch das Echo verkünden. — Einige Beobachtungen der Art haben wahrscheinlich die geistreiche Bemerkung Voltaire's veranlaßt, wo dieser die Basken mit einem einzigen Zuge

schildern wollte, indem er sie ein kleines Volk nennt, das auf den Höhen der Pyrenäen singt und tanzt. — Die Basken sind Seefahrer, vortreffliche Seeleute, und bei Gelegenheit gefährliche Korsaren. Wollte ich die Thätigkeit malen, würde ich als Vorwurf die Häfen Biscayas wählen. Ein Umstand, der den Reisenden auffällt, ist, daß die Frauen die Schiffe beladen und die Lastträger machen. Man würde sie mit einigem Schmerze schwere Lasten tragen sehen, wenn nicht ihr leichter Gang, ihr munteres, mit der größten Zungenfertigkeit geführtes Gespräch und ihr ausgelassenes Lachen verriethen, daß die Anstrengung sie nicht niederzudrücken vermag. Oft habe ich zwei junge Mädchen von schlankem Wuchse gesehen, welche, beide Hände auf die Hüften gestützt, auf ihren Köpfen denselben Ballen trugen, ohne das Gleichgewicht zu verlieren, und kokettirend neben einander mit leichten, abgemessenen Schritten hergingen. Der Tag endet mit Tänzen."

Aber seine Provinzial-Eitelkeit geht gar zu weit. Er will die Spanier nicht als seine Landsleute erkennen. Er behauptet den alten Nationalunterschied der Basken und ist so wüthend erbittert auf die Castilianer, daß er ihnen nichts von all ihrem alten Ruhme gönnt, sondern denselben für die Basken vindicirt: „Die Basken haben nicht nur die Mauren aus Spanien vertrieben, o Castilianer, sondern auch eure Provinzen zum Theil bevölkert, wie sie allmählig die Eroberung sicherten. Ihre Colonien erhielten sich dort frei und abgesondert, ehe sie mit eurer knechtischen Bevölkerung sich mischten, und man sieht aus den Briefen des Gil-Perez, daß verschiedene Stämme des Fürstenthums von Toledo, unter andern der von Valverde und Alcontras, noch im 16ten Jahrhundert den vardulischen oder guiruzkoischen Dialekt der baskischen Sprache redeten. Die Basken haben für euch die canarischen Inseln entdeckt; sie haben euch Amerika gezeigt, haben Christoph Columbus begleitet. Der Seefahrer Sebastian Cano, welcher zuerst die Welt umsegelte, und sein Gefährte Elorriaga, waren Beide Guipuzkoer. Peter von Navarra erwarb sich in euren italienischen Feldzügen den Beinamen des großen Capitains ꝛc." In Amerika selbst, sagt er, wurden die Basken sogleich Freunde der Indier und Feinde der Castilianer: „Weit entfernt, den Castilianern nachzuahmen, zeigten die Basken sich als Freunde der Indier, sie entfernten sich gegen dieselben nicht von der Menschlichkeit, deren göttliches Muster der tugendhafte Las Casas wurde. Der richtige Sinn unserer Bergbewohner trug den Sieg über die höllischen Einflüsterungen des religiösen Fanatismus davon. Die theologische Engherzigkeit der castilianischen Mönche, die unfruchtbare Spitzfindigkeit ihrer Rechthaberei und die tiefe Unwissenheit der Vandalen und Gothen, die ihren Fahnen folgten, konnten keinen Vergleich mit dem höheren Geiste der amerikanischen Civilisation und dem Reichthume ihrer künstlerischen Entwicklung aushalten." Die neue Freiheit des spanischen Amerikas muß unter diesem Gesichtspunkt nun ebenfalls lediglich als ein Werk der Basken erscheinen.

Dieses Stockbaskenthum ist übrigens charakteristisch genug, und der Verfasser spricht wahrscheinlich nur aus, was tausende seiner Landsleute denken. Aus der alten National-Eifersucht läßt sich die gegenwärtige Erbitterung im nördlichen Spanien vielleicht noch sicherer herleiten, als aus dem politischen Fanatismus.

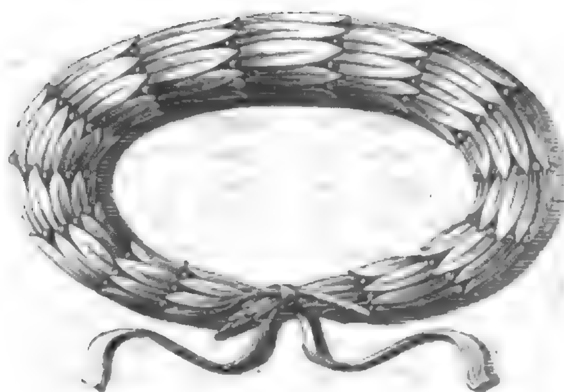
Sternkunde.

Eine der schönsten Arbeiten im astronomischen Fache ist die

10) Mond-Karte von Beer und Mädler,

von der uns drei Blätter vorliegen (das Ganze besteht aus vier). Die Bearbeiter derselben, die früher schon eine sehr schätzbare Darstellung des Mars nach ihren eignen Beobachtungen herausgaben, haben das schwierige Werk mit außerordentlicher Genauigkeit und unsäglichem Fleiß ausgeführt. Bekanntlich ist die in Dresden begonnene sehr ausführliche Mondkarte nicht fortgesezt worden. Was Schröter in seinem selenotographischen Atlas geliefert, ist zwar bis jezt noch nicht wieder erreicht und eine der bewundernswürdigsten Leistungen des deutschen Fleißes; allein diese zahlreichen Blätter, die einzelne Gegenden des Mondes behandeln, ließen immer noch eine größere Mondkarte, auf der man das Ganze übersehen kann, zu wünschen übrig, da die alte Mercatorsche doch nicht mehr für das Bedürfniß unserer Zeiten ausreicht. Hier haben nun die Herren Beer und Mädler das Ihrige gethan, und wir können nur wünschen, daß auf dieselbe Weise wie diese Generalkarte, auch Specialkarten geliefert werden möchten. So vortrefflich nämlich die Karten Schröters sind, so können und müssen sie doch, seit es Fraunhofersche Fernröhre gibt, noch an Genauigkeit übertroffen werden, denn Schröters großes Instrument zeigte ihm zwar die Gegenstände auf dem Monde sehr ausgedehnt, aber keineswegs in der Schärfe, wie man sie schon durch geringere Instrumente von Fraunhofer sehen kann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 53. Freitag, 26. Mai 1837.

Werke über England und Irland.

1) Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von Heeren und Uckert. Geschichte von England von J. M. Lappenberg. Erster Band. Mit einer Karte. Hamburg, Perthes, 1334.

In der großen Heeren-Uckertschen Sammlung eine der gründlichsten und gehaltvollsten Arbeiten. Zwar erscheint für Leser, die bloß die Resultate und vom Detail der Geschichte nur das Anziehende und in der Erzählung Interessante verlangen, dieses Werk etwas zu gedehnt. Der erste, 631 Seiten umfassende Theil, geht nur bis zur normännischen Eroberung im Jahr 1066, und der Geist ermüdet ein wenig bei der gar zu ausführlichen Geschichte der kleinen angelsächsischen Könige und ihrer unaufhörlichen kleinen Kriege. Allein da die ältere angelsächsische Geschichte bisher eben noch keinen so gründlichen und genauen Forscher gefunden hat, als Herr Lappenberg, so müssen wir ihm für seine äusserst fleißige Arbeit dankbar seyn, als für die erste ihrer Art, und dürfen von einer so umfassenden Geschichtsforschung nicht verlangen, was die Geschichtschreibung leisten kann, wo ihr jene schon hinlänglich vorgearbeitet hat.

Zuerst gibt der Verfasser Rechenschaft über sein Quellenstudium, dessen Reichthum in der That überrascht. Dann schildert er Britannien unter den Römern, das kurze Zwischenreich des Carausius, eines Deutschen (Menapiers), der die Verbindung mit Sachsen und somit die große sächsische Eroberung einleitete. Diese wird nun mit größter Ausführlichkeit beschrieben; nicht nur die romantischen Begebenheiten Hengists und Horsas, sondern auch die weniger interessanten aller spätern Ankömmlinge. Die Sagen von König Artus werden erörtert, und der ersten Blüthenzeit des angelsächsischen Reichs seit der Vereinigung unter Elbert und bald unter dem berühmten Alfred wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Dann folgt die Unglückszeit der Dänischen Einfälle und Usurpation, die kurze Restauration unter Eduard dem Bekenner und endlich der traurige Untergang der alten angelsächsischen Dynastie und Volksfreiheit durch die neue normännisch-französische Dynastie und Feudalaristokratie. Die Aufgabe der folgenden Theile wird nun seyn, den Kampf dieser beiden Elemente und die Reaction des angelsächsisch-demokratischen Geistes in den Parlamenten, in der Reformation und in der Revolution des 17ten Jahrhunderts zu schildern.

2) Coopers Geschichte Englands von den frühesten Zeiten bis zum Jahr 1835. Nach der 22sten Original-Ausgabe übersezt von F. A. Rüder. Zerbst, Kummer, 1836.

Eine sehr kurze Geschichte. Nur 301 Seiten in

Duodez. Jeder Regent hat sein besonderes Capitel, hinter dem noch ein kurzes Verzeichniß sogenannter merkwürdiger Begebenheiten, Züge aus der Sitten- und Kulturgeschichte, Naturereignisse &c. folgt. Nach unsern Begriffen von Geschichtschreibung läßt dieses Cooper'sche Werk alles zu wünschen übrig, denn sie ist bloß Regentengeschichte und nicht Volksgeschichte, und unterläßt nicht nur, die große innere Entwicklung in scharfen Zügen zu zeichnen, sondern erzählt sogar die Kriegsereignisse auffallend trocken. Nie hat wohl ein größeres Volk einen erbärmlicheren Geschichtschreiber gefunden. Wir Deutsche haben uns insbesondere über die Ignoranz oder den bösen Willen des Verfassers zu beklagen, sofern er weder des Unrechts gedenkt, das uns England zugefügt, noch die Hülfe gerecht würdigt, die es von uns erhalten hat. Des schändlichen Verraths, wodurch nach Marlboroughs Absetzung Prinz Eugenius im Stich gelassen wurde, wird hier mit keiner Sylbe gedacht. Die treue Hülfe Blüchers in der Schlacht bei Waterloo wird nur verächtlich, ohne Nennung des großen Feldherrn, mit den Worten erwähnt: „ein starkes Corps Preußen, welches dem Herzog von Wellington zu Hülfe kam.“ Und nicht ein Wort weiter. Hier hätte der Uebersetzer, wenn er es je der Mühe Werth fand, ein so elendes Buch zur Kenntniß deutscher Leser zu bringen, wenigstens berichtigende Noten geben sollen.

2) Thomas Moore's Geschichte von Irland. Aus dem Englischen übersezt von Dr. A. Schäfer. Erster Band. Würzburg, Stahel, 1835.

3) Dasselbe Werk übersezt von Peter Klee. Erster Band. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann, 1835.

Warum wieder zwei Uebersetzungen desselben Werks? Möchte doch die Concurrenz endlich einmal Regeln zum gemeinen Besten unterworfen werden; Walter Scott und dergleichen Futter für alle Leihbibliotheken verträgt wohl mehrere Uebersetzungen, nicht aber ein Geschichtswerk, wie das vorliegende, das so viele Leser doch nicht findet, um zwei Verlagshandlungen zugleich hinreichend zu befriedigen. Dann verliert eine, verlieren wohl gar beide die Lust zu ähnlichen Unternehmungen, und es bleibt ein andermal ein gutes und nützliches Geschichtswerk unübersezt, weil vorher einmal eins ohne Noth doppelt übersezt wurde. Diese Bemerkung drängte sich uns um so ungezwungener auf, als wir mehrfach schon im Fall waren, zu beklagen, daß vortreffliche Geschichts- und Reisewerke der Engländer nicht übersezt wurden.

Herr Moore hat leider noch nicht mehr als den ersten Band geliefert, der ausschließlich die älteste Geschichte Irlands umfaßt. Er überläßt sich den antiquarischen Untersuchungen mit einer Liebe und Ausführlichkeit, wie sie den Schriftstellern des Reformationszeitalters eigenthümlicher war, als denen unsers flüchtigen Revolutionszeitalters, und es gehört einige Geduld dazu, wenn man kein Irländer ist, sich durch alle Kleinigkeiten dieser langen Untersuchung durchzuwinden. Wir wollen ihm nicht in das Chaos der Vermuthungen über die älteste Bevölkerung Irlands folgen, und heben deßfalls nur eine Stelle hervor, die uns von besonderm Interesse erscheint. Er macht nämlich auf eine gewisse, Irland eigenthümliche Gattung von Rundthürmen aufmerksam und sagt: „Während in keinem Theile des europäischen Festlandes irgend ein Gebäude von ähnlicher Bauart entdeckt worden ist, hat man in der Nähe von Bhaugulpore, in Hindostan, zwei Thürme gefunden, welche die vollkommenste Aehnlichkeit mit den irländischen haben. In allen Eigenheiten ihrer Gestalt, — der Thüre oder dem Eingange, der sich mehrere Fuß über dem Boden befindet, — den vier Fenstern, in der Nähe des Gipfels, die nach den vier Cardinalpunkten gerichtet sind, und dem kleinen geründeten Dach, — sind jene indischen Tempel, nach der Beschreibung derselben zu urtheilen, den Rundthürmen vollkommen ähnlich; auch glaubt man, daß sie, gleich diesen, einer nunmehr erloschenen und sogar vergessenen Form der Gottesverehrung angehört haben. Einer der Einwürfe, die man gegen die Annahme, daß die irischen Thürme Feuertempel waren, erhoben hat, nämlich der, daß es zu einem solchen Ende nicht nothwendig war, sie so hoch zu machen, wird durch die von einigen Pyrea's, oder Feuertempeln der Guebern, gegebene Beschreibung zur Genüge widerlegt. Einige von diesen, sagt man uns, wurden fast 120 Fuß hoch gemacht, welches die Höhe des höchsten der irischen Thürme ist; und ein einsichtsvoller Reisender sagt, einen von ihm selbst in der Nähe von Bagdad gesehenen Feuerthurm beschreibend: „der beigefügte Abriß wird die Aehnlichkeit dieser Pfeiler mit jenen, in Irland so gewöhnlichen, alten Säulen zeigen. — Auf die merkwürdige Aehnlichkeit, die, wie gesagt, zwischen den Säulentempeln in der Nähe von Bhaugulpore und den Rundthürmen Irlands herrscht, sich stützend, trägt ein neuerer scharfsinniger Geschichtschreiber kein Bedenken, den Ursprung des irischen Volks aus jener Gegend abzuleiten; und daß wenigstens ein Ausguß der Bevölkerung aus jener Gegend, in irgend einem frühern Zeitpunkte, stattgefunden hat, scheint keineswegs eine allzugewagte Annahme zu seyn. Die Meinung, daß Iran und die westlichen Theile Asiens ursprünglich der Mittelpunkt waren, von welchem aus sich Menschen nach allen Gegenden der Welt verbreiteten, scheint durch die Sagengeschichte der meisten Völker, so wie durch die Resultate philologischer und antiquarischer Forschungen bestätigt werden.“

Von besonderm Interesse ist die Eifersucht, mit

welcher Thomas Moore die berühmten Lieder Ossians für Irland in Anspruch nimmt und sie den Schotten abspricht, denen sie Macpherson widerrechtlich zugeschrieben habe. Er sagt: „Dies ist nur einer von den vielen Versuchen schottischer Schriftsteller, die geschichtlichen Verwandtschaften zwischen den zwei Ländern zu verwirren, und selbst zu verkehren, in der Absicht, nicht bloß jene hohen Heldennamen und romantischen Sagen, die der Zwielichtsperiode der irischen Geschichte, mit der wir uns gegenwärtig beschäftigen, angehören, sondern auch die ausgezeichnetsten jener zahlreichen Heiligen und Gelehrten, welche, wie man weiß, in einer spätern, und von dem Lichte der Geschichte stärker beleuchteten, Periode unsere Jahrbücher verherrlicht haben, als das Eigenthum Schottlands in Anspruch zu nehmen. Dieser Plan, durch den Umstand, daß beide Länder den gemeinschaftlichen Namen Scotia führten, besonders begünstigt, entwickelte sich schon im dreizehnten Jahrhunderte, zur Zeit, als der Anspruch Eduards auf eine Lehns-Oberherrlichkeit über Schottland die Einwohner dieses Landes zu dem Entschlusse bewog, die Unabhängigkeit der schottischen Krone zu behaupten, und als sie zum ersten Male Anspruch auf ein Schema eigener Alterthümer machten, durch das sie jenes des Mutterlandes, von welchem sie es theilweise entlehnten, zu verdrängen und zu verdunkeln suchten." Folgt nun die lange Auseinandersetzung dieser Verfälschungen. Da sie so lange fortgesezt wurden, erscheinen sie wirklich als etwas Seltsames, nehmen aber nicht Wunder, wenn man bedenkt, daß Irland auch in jeder andern Rücksicht immer mißhandelt und zurückgesezt und zu fremden Zwecken ausgebeutet wurde.

Mit Recht macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß das Christenthum in Irland (troß der stark daselbst vorherrschenden Druidenlehre) ohne alle Gewaltthat nur durch friedliche Belehrung einzelner Apostel, besonders des h. Patrik eingeführt worden sey, und daß sich schon in sehr früher Zeit Irländer auch wieder als Apostel anderer Länder, als berühmte Heilige und Gelehrte ausgezeichnet haben.

5) Aus dem Tagebuche eines in Großbritannien reisenden Ungarn. Pesth, Heckenast, 1837. 8. S. 230.

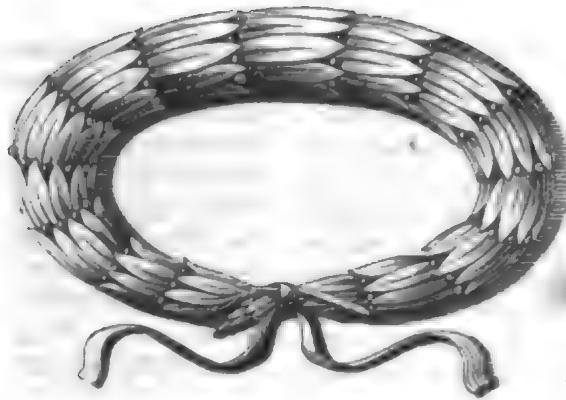
Sechsundzwanzig Capitel, von dem jedes ein besonderes Tableau darbietet, die meisten Beschreibungen, einige vorzugsweise Beurtheilungen enthaltend. Die Nationalität des Verfassers läßt uns, wenigstens in gewisser Beziehung, ein originelles, vielleicht abnormes Urtheil erwarten; allein wenn wir irgend etwas charakteristisch Ungarisches in diesem Werke finden, so ist es nur die außerordentliche Frische und Lebhaftigkeit des Geistes, etwas Jugendliches und etwas von jener modernsten Ritterlichkeit, die, der echten Kunst der Magyaren sich bewußt, das wilde Roß der Zeit sicher über das breite Grab der europäischen Aristokratie hinüber zu spornen hofft, und mit der Ruhe des Kriegers auf die Gefallenen und Fallenden sieht, festen Blicks der Zukunft vertrauend, während jene nur in der Vergangenheit ihr Heil finden. Laßt uns sehn, wie ein ungarischer Edelmann über die Aristokratie in Frankreich und England urtheilt (S. 172): „In Frankreich war es immer ein Kampf gegen die Personen, in England gegen die Principien der Aristokratie. In Frankreich war der Adel ganz vom Volke getrennt, selbst in Paris lebte er entfernt vom plebejischen Anblicke und Geräusche des Volkes, und seine Palläste, zwischen den Hof und den Garten gebaut, zeigten gegen die Gasse nur eine kahle Mauer, die den Blick in das Innere verwehrte. Das Volk aber, gereizt durch diese Absonderungen, drängte sich dahin, wo man es ausschloß, und zerstörte den Pallast, den es nicht sehen durfte. In England dagegen hat die Persönlichkeit mit den Grundsätzen nichts zu thun, und die schreiendsten Gegensätze sind in dieser Hinsicht an der Tagesordnung. Der wüthendste Radikale verlezt nie die aristokratischen Formen der Gesellschaft, der eingefleischteste Tory wird nie der Berührung mit dem Volke übermüthig ausweichen, und der liberalste Lord Englands, Graf Durham ist der stolzeste Pair der drei Inselreiche. In Frankreich fiel die Aristokratie verkörpert, Kopf für Kopf unter dem Beile der Guillotine, während in England das Princip fällt, ohne Blut und Thränen — eine geistige Gewalt durch eine größere geistige Gewalt. In Frankreich schloß sich der Adel unzertrennlich dem Hofe an, eine Lücke blieb zwischen ihm und dem Volke, und sein Sturz riß das Königthum mit sich; in England dagegen bleibt die Pairie durch ihre jüngern titellosen Söhne mit dem Volke verbunden, ihre Interessen waren nie ausschließlich Hofinteressen, und sie blieb treu ihren Grundsätzen, der Königsgewalt so gut als dem Willen des Volkes sich entgegenstellend, ihre Sache nicht mit der eines Herrscherstammes verknüpfend. So geschah es, daß jede Veränderung in der Grundverfassung langsam und nur durch moralische Kräfte herbeigeführt wurde, und eine Revolution im Geiste der französischen unmöglich war. Der gesunde praktische Sinn der Engländer schüzte sie stets vor Ausschweifungen, und nur wenn ihn die Wolken des finstern Religionsfanatismus umnachteten, floß Blut; aber auch nur dann. Leider liegt die Möglichkeit einer solchen Erschütterung noch immer im Charakter dieser Nation, während ihre frivolen Nachbarn jenseits des Kanals sich für politische Schwärmerei jeden Augenblick aufzuopfern bereit sind, aber ihr Blut für viel zu kostbar halten, um für den religiösen Glauben

auch nur einen Tropfen davon zu wagen. Sonderbar bleibt auf jeden Fall dieser Gegensatz bei den Engländern, daß sie gerade den Krieg wegen materiellen Interessen mit geistigen Waffen führen, und bei der Collision der religiösen Meinungen lieber an die physische Kraft appelliren, wie man es täglich in dem Zusammenprallen der Katholiken und Protestanten in Irland sieht.“ Man kann sich nicht verhehlen, daß diese Betrachtungen eines jungen Ungarn ein sehr gesundes Auge verrathen.

Auch über Ungarn selbst spricht er, und wie es uns scheint, mit seltener Aufrichtigkeit und der richtigsten Orientirung: „Erst unlängst erfuhren sie durch Herrn von Raumer Einiges über Preußens Städteordnung, daß aber Ungarn, jenes so wenig und so schlecht gekannte Ungarn seit Jahrhunderten ähnliche Institutionen besizt, die besonders als der einzig richtige Schlüssel der hieroglyphischen Stellung dieses Landes interessant sind, daran denkt Niemand. Sonderbar — beinahe ein Jahrtausend ist verflossen, seit dieses Volk von der Grenze Chinas nach Europa drang, und es blieb noch immer den übrigen Völkern fremd, als wäre es noch von der chinesischen Mauer umgeben, über die nur einzelne verworrene Stimmen manchmal heraustönen, aus denen der Eine schnell ein Heldengedicht zusammenschmiedet, der Andere eine Klage gefesselter Leibeigenen, um die sich aber Beide wenig kümmern. Und doch haben Beide Unrecht. Ungarn ist nicht von jener stolzen Adelsunabhängigkeit befangen, die über den Sklavenketten Leibeigener sich erhebt, und die in Polen zu Grunde ging; es will zwar nicht mehr da stillstehen, wo es seit einem Jahrhunderte geblieben war, aber isolirt und fremd dem westlichen Europa, sucht es sich nationell zu entfalten, ohne, von einem tollen Freiheitsschwindel ergriffen, fremde Institutionen sich einimpfen zu wollen und nach Systemen, die in die Luft gestellt sind, zu haschen. Sein Leuchtthurm aber, zu dem es immer bei dem Steuern nach dem Hafen des öffentlichen Wohls hinblickt, ist seine Municipalverfassung. — In den Händen der vom Adel frei gewählten Municipalbeamten ruht die ganze richterliche Gewalt, und die Administration des Comitates, die leztere jedoch nur, insofern ihr der Adel beistimmt, der jedes Jahr sich viermal versammelt, in dringenden Fällen auch mehrmals, um Rechenschaft von den Municipalbeamten zu fordern und über die allgemeinen Maßregeln der Regierung sich zu berathen, — sie anzunehmen oder zu verwerfen. Ungarn besizt keine repräsentative, aber eine Mandariat-Verfassung. Jedes Comitat wählt zwei Deputirte und versieht sie mit Instruktionen, an die sie sich um so genauer halten müssen, als die Adelsversammlungen, der die Deputirten die Verhandlungen stets mittheilen müssen, das Recht haben, sie vom Landtag abzuberufen, die Instruktionen nachträglich zu ändern oder zu vervollständigen. Auch dieses Recht bleibt nicht bloß auf dem Papiere, und noch bei dem unlängst geschlossenen Landtage gab es Beispiele von geänderten Instruktionen, von zurückberufenen Deputirten. — Die große Anzahl der Comitate, und ihre singillative Unbedeutendheit ist bei dieser Verfassung das Gegengewicht gegen jenen beschränkten und kleinlichen Provinzialgeist, der über seiner nächsten Umgebung das Wohl des Ganzen vergißt, wie man es oft den Schweizerkantonen vorgeworfen hat.“ Ungarn hat inzwischen mit der Ausgleichung seiner Nationalitäten mehr zu schaffen, als mit allen politischen Fragen. „Die erobernden Ungarn bildeten den Adel und behielten die Regierung; Ausländer, meistens Deutsche, siedelten sich in den Städten an und erhielten Privilegien, die unterjochten slavischen und walachischen Stämme, die alten Besitzer des Landes, wurden Sklaven. Doch dieses Verhältniß besteht nicht mehr, die Bauern an der Theiß und untern Donau wurden Ungarn, der Adel Croatiens und der Grenzcomitate Polens wurde slavisch, und häufige Adelsverleihungen der Könige vermischten die Nationalitäten. Nur das Bürgerthum blieb mit wenigen Ausnahmen deutsch und gelangte eben deßhalb in seiner isolirten Stellung zu keiner Bedeutung im Lande.“ In neuester Zeit strebt Ungarn weit mehr nach nationeller Einheit als nach politischer Freiheit, und diese ist oft nur Vorwand für jene: „Alle diese heilsamen Gesetzesentwürfe, die sämmtlich von der Regierung genehmigt wurden, erregten nicht halb so viel Zufriedenheit im Lande, als die Erhebung der ungrischen Sprache zur Gesetzessprache. Seit Jahrzehnden war dies das höchste Verlangen des Landes, das, durch die scharfe Sonderung der Stände, der Nationen und Religionen ganz zersplittert, sich nach einem Bande sehnte, wodurch es zu einem Ganzen vereinigt werden konnte. Dazu kam noch die Nationaleitelkeit; die todte lateinische Sprache ruhte schwer auf der Brust des aus dem Scheintode erwachenden Nationallebens, und die Ungarn wollten Geseße haben in einer Sprache, die sie noch an der Mutterbrust lernten, und nicht in dem lärmenden Staube der Schule, und sie wollten sich gleichstellen den übrigen Völkern Europas, die alle das Joch des barbarischen Klosterlateins abgeworfen haben und mit ihrem Fürsten in der Sprache sprechen, in welcher sie denken und fühlen lernten. Allgemein war dieser Wunsch in Ungarn, nur die drei Comitate Croatiens sträubten sich dagegen und verfochten ihre slavische Nationalität mit einer Bitterkeit, die vielen Ungarn beinahe den Wunsch einer Trennung von diesem Lande wünschenswerth machte.“

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 54. Montag, 29. Mai 1837.

Werke über England und Irland.

5) Aus dem Tagebuche eines in Großbritannien reisenden Ungarn. Pesth, Heckenast, 1837. 8.

(Schluß.)

Allerdings läßt sich der Widerspruch zwischen der Forderung, Siebenbürgen, Dalmatien ꝛc. mit Ungarn zu vereinigen, und der, überall innerhalb des ungrischen Reichs die magyarische Sprache vorherrschen zu machen, nicht leicht vereinigen, und die edeln Ungarn werden von der einen oder andern Forderung etwas ablassen müssen.

Doch wir sollen ja eigentlich nicht von Ungarn, sondern von England reden. Kehren wir über den Kanal zurück und folgen dem Reisenden in die große Weltstadt an der Themse, zum altgelehrten Oxford, zum dampfenden Birmingham, nach Wales, Irland, Schottland. Zuerst schildert er London und die Engländer in einer Gesammtansicht, dann speciell einen englischen Sonntag, aus dessen Beschreibung wir eine Stelle hervorheben, die uns besonders bemerkenswerth erschienen ist: „Der Sonntag, dieser behagliche Tag der Ruhe, an dem sonst überall die Sorgen des Wochentages mit dem Staube, der auf den Sonntagsröcken ruhte, zugleich weggebürstet werden, wo der Glaube in der Kirche, und die Fröhlichkeit auf öffentlichen Vergnügungsorten für Augenblicke den Unterschied der Stände aufhebt, diese heitern Saturnalien des Christenthums haben in England ihre fröhliche Bedeutung verloren, es sind Tage der Trauer und der Reue geworden, an denen die Fröhlichkeit und ihr Ausdruck, die Musik, zur Sünde werden, und eine finstere Stille ihre Rabenflügel über das ganze Land ausbreitet. — Es ist gar nicht zu berechnen, welchen Eindruck diese judäisirende Heilighaltung des Sonntags auf den Charakter der untersten Klassen hat, indem sie an dem einzigen Tage, an dem die Arbeit ruht, die Museen und Theater schließt, den Tanz und die Musik verstummen läßt, und dadurch die Erziehung und Verfeinerung des Volkes durch die Kunst ganz unmöglich macht. Das Volk aber, das sich nicht auf diese Art vergnügen darf, findet leicht einen andern Tröster in der Aufregung des politischen und religiösen Fanatismus, und in der Branntweinschenke. — Noch unbekannt mit den religiösen Gebräuchen der verschiedenen Sekten und Kirchen, wollte ich die merkwürdigsten Kapellen und Bethäuser besuchen, denn bloß die High Church besitzt Kirchen. Der Zufall führte mich zuerst in eine katholische Kapelle. Ich muß gestehen, daß ich, obgleich Protestant, von der Feierlichkeit des Ortes und der Handlung aufs Tiefste ergriffen ward, — und wie sollte man auch nicht ergriffen werden, wenn man den Gottesdienst, der sich sonst vor allen andern mit äußerm Glanze und Herrlichkeit zu umgeben pflegt, hier ärmlich erscheinen sieht, kaum es wagend,

öffentlich aufzutreten? — Ganz verschiedenartig war das Interesse, das eine Versammlung von Quäkern darbot; still und schweigend saßen auf der einen Seite die Männer mit bedecktem Haupte, die Weiber mit ihren grauen Seidenhüten auf der andern Seite des Saales, dessen Wände kahl und nackt, jeder, auch der kleinsten Verzierung entbehrend, dastanden. Eine Viertelstunde lang unterbrach nicht das mindeste Geräusch die Todtenstille, die hier herrschte, da stand plötzlich ein ältliches Frauenzimmer am obern Ende des Saales auf und fing an mit halblauter Stimme zu reden; leider war ich zu entfernt, um ihre Worte verstehen zu können. Doch kaum hatte sie geendet, als eine melancholische weibliche Gestalt sich unweit von mir erhob und unter Thränen, mit innerster Zerknirschung eine lange Rede hielt von der Liebe und der Reue, und noch einmal von der Liebe, — sie kam immer auf diesen Punkt zurück. Ich bedauerte, daß dieser Apostel der Liebe nicht schöner war, denn die unschöne Gestalt verwischte jeden Augenblick den Eindruck der Rede. Die ganze Versammlung schien unaufmerksam, ein jeder war in seine eigenen Gedanken vertieft. — Von hier aus ging ich in eine Methodistenkapelle. Wie bei den Quäkern waren auch hier mehr Frauenzimmer als Männer, doch man sah schon elegantere Toiletten, Equipagen und Livréediener standen vor der Thüre. Der Gottesdienst bestand aus einem Wechsel von Gesang, Vorlesung aus dem neuen, noch mehr aus dem alten Testament, Gebet und Liturgie. Die Anwesenheit des Predigers und Chorsängers auf zwei Kanzeln, und das Gemisch von Kanzelreden des Einen, Vorlesung des Andern, und des Gesanges der Versammlung, gab dem Ganzen etwas Dramatisches. — Theatralischer noch war eine Masse von Menschen draußen auf Smithfield, wo ein gut gekleideter Mann, mit gewaltiger Stimme und heftiger Bewegung puritanischen Unsinn über einen Text aus dem alten Testamente auskramte. Es ist merkwürdig, daß alle Sekten in England sich viel öfter auf das alte, als auf das neue Testament berufen, daß ihr Gott ein zorniger Gott der Rache, und nicht ein vergebender der Liebe ist, ein Gott, der die Freude haßt, der Gott der Anachoreten aus der Wüste. Diese traurige Richtung des Geistes wird leider immer allgemeiner, und Sir Andrew Agnew's lächerliche Bill zur strengen Heilighaltung des Sonntags hat auch in der lezten Parlamentssitzung einige neue Stimmen gewonnen. Doch dies ist die natürliche Folge der Einrichtungen Englands. Das Maschinenwesen, das Geldmachen drückt das Geistige im Menschen nieder, der Begriff des Nutzens herrscht im Leben und in der Politik, und so muß natürlich jene Reaktion eintreten, die sich durch puritanische Strenge gegen jedes Vergnügen äußert, und durch den nüchternsten Spiritualismus. Und dies ist die schwärzeste Schattenseite Englands, die Schlange die unter Rosen versteckt ist, denn wenn je eine gewaltsame Erschütterung England schwanken machte, dann werden sich bilderstürmende Schüler von John Knox in hinlänglicher Menge finden, die sich beeifern werden, das jetzige sociale Gebäude umzustürzen, und ein trauriges Leichenhaus aus seinen Trümmern zu errichten."

Dann folgt eine Schilderung des großen Zucht- und des berühmten Irrenhauses (Bedlam), ferner: Colosseum, Astley, Adelaide Street Gallery, Zoological Garden, ein Meeting in der Crown und Anchor Tavern. Der Anblick der in London gesammelten Kunstschätze hat den Verfasser zu einer allgemeinen Betrachtung über „Weltkunst“ veranlaßt, worin es unter anderm heißt: „Es ist eine oft gemachte Bemerkung, daß die Bildergallerien viel häufiger besucht werden, als die Statuensammlungen, in denen man sich eines geheimen Schauders nicht erwehren kann. Es wird uns unheimlich unter den Marmorgestalten; sie erscheinen uns wie die Thongebilde des Prometheus, die auf den Funken warten, der sie beleben soll. Gemälde sind freundlicher für uns, an tausend Fäden hängen sie mit unserm Leben, mit unserm Glauben, mit allen unseren Interessen zusammen, während wir in den Statuen nur die zerstückelten Glieder eines todten Kolosses sehen, denn selbst die moderne Sculptur ist nur ein schwacher Nachhall der alten Plastik, abhängig von ihr, nicht von der Gegenwart. Und doch wäre es nicht schwer, auch aus diesem Labyrinthe mit dem Ariadnefaden der Geschichte sich herauszuwinden und die innige Verbindung der Gegenwart mit dem Alterthume durch massenhafte Zusammenstellung der Monumente der für die Kultur der Menschheit wichtigsten Völker zu zeigen. Für keine Sammlung der Welt ist dies so leicht, wie für das britische Museum, in dem schon jezt die griechische Kunst durch die Elgin und Phigalian Marbles, die römische durch die Sammlungen von Townley und Hamilton, die ägyptische durch die kolossalen Monumente der französischen Expedition, die das Kriegsglück hieher geführt hat, und durch die neuesten Erwerbungen so würdig repräsentirt werden, wo überdies ein Schatz persischer Reliefs und indischer Statuen unbeachtet und verstaubt, wie in einem Magazine aufgehäuft liegt, und nur der Wille fehlt, um durch einige Schiffsladungen chinesischer und tibetanischer Sculpturen diese Sammlung zu vervollständigen, um in einer Reihe von Monumenten die vollständige Geschichte der Kultur und der Kunstentwicklung des Menschengeschlechtes vor sich zu haben. Für den Künstler sind die Resultate einer solchen Sammlung unberechenbar; er würde sehen, wie nur das Nationelle sich in der Kunst erhält, und das Fremde, so vorzüglich es auch ist, zulezt doch untergehen muß. Er würde sehen, wie die griechische Kunst durch Alexander in den furchtbaren Boden Asiens gesäet, den er mit seinem Schwerte gepflügt hatte, nirgends

trotz ihrer Schönheit Früchte tragen konnte, daß sie, wie man es auf der Reihenfolge der parthischen und bactrischen Königsmünzen sieht, bald von dem persischen und indischen Wesen verschlungen ward. Nur am Hofe der Ptolemäer konnte sie dadurch fortbestehen, daß sie ganz mit dem Aegyptenthume verschmolz, welches schon früher den Einfluß der persischen Plastik bei dem Einfall des Kambyses von sich gewiesen hatte, aber auch in ihr keine Veränderung bewirkte. Noch einmal vermischten sich die Künstler dieses Landes mit den Fremden, als Hadrian seinen Liebling hier verlor, und durch Kunstgebilde ihm die Unsterblichkeit geben wollte; aber der Römer ward eben so wenig Aegypter, als der Aegypter ein Nachahmer des polycletischen Canon. — Trotz dem, daß alles dies nicht mehr neu ist und schon oft wiederholt wurde, wollen unsere Maler noch immer Raphaels oder Fra Angelico's werden, unsere Bildhauer denken noch immer an Michel Angelo und Phidias ꝛc. Größer noch als das künstlerische, wäre das rein menschliche Interesse bei dieser Sammlung. Da würde zuerst der Indier erscheinen ꝛc."

Nachdem der Verfasser einen Blick auf die Parteien in England geworfen, führt er uns nach Windsor, Orford, Blenheim, Salisbury, Wiltonhouse, Stonehenge, an die Ufer des Avon und der Wye, von Bath bis Monmouth, Birmingham, Warwickcastle. Indem der Verfasser die beiden leztern Orte contrastirt, macht er eine sehr liebenswürdige Bemerkung: „Dieser Gegensatz Birminghams und des nahen Warwick, wo die Aristokratie und das Erstgeburtsrecht so glänzend erscheinen, erklärt jenen Fehler so vieler geistreichen Männer, die gleich dem „Verstorbenen" lieber auf die Vergangenheit hinblicken und ihre Poesie zurückwünschen, als auf die Zukunft, wo sie nichts als nüchternes Geldmachen sehen, wo der Geist dem Körper dient. Sie vergessen gänzlich, daß der Geist zulezt doch überall siegt, und daß es gerade die ausschließende Usurpation der Aristokratie in England war, die das Volk zwang, sich dem Industrialismus in die Arme zu werfen, und durch den Goldglanz des Geldes den Nimbus der Geburtsaristokratie zu verdunkeln, daß die nüchterne Sparsamkeit und das unpoetische Anhäufen von Kapitalien das natürliche Gegengewicht, die nothwendige Folge der verschwendenden Vergangenheit sey, die heilsame Krise der Krankheit. So lange im Frühling noch Rosen glühen, so lange Jugend, Sonnenschein und Liebe nicht von der Welt verschwinden, so lange fürchte ich nicht, daß die Poesie zum Himmel zurückkehre; sie ist viel zu stark, als daß sie durch Dampfmaschinenrauch, Fabrikengeklapper und das nüchterne Klingen des Goldes untergehen könnte." Außer Warwickcastle fielen dem Reisenden besonders zwei neue Bauten auf, in denen bürgerlicher und adeliger Stolz wetteifern: „Es ist ein Beweis des Dichtergenies des Baumeisters Herrn Hopper, und des Geschmacks des Besitzers Herrn Pentland, der, ein Repräsentant des titellosen Kaufmannsreichthums, durch Erbauung dieses Marmorschlosses Penrhyn den Fehdehandschuh hinwarf vor die Füße der Geburtsaristokratie des adelstolzen Englands, und ein Denkmal des alten ritterlichen Styles errichtete, dem sich im ganzen Inselreiche keines gleichstellen kann, das selbst Warwick, diese herrlichste Blume im Garten Englands, an Pracht überragt. Der Marquis von Westminster aber, der reichste Lord Englands, hob den Handschuh auf und erbaute bei Chester Eatonhall im reichsten vollendeten gothischen Style. Fünfmalhunderttausend Pfund verwandte er darauf, aber der eiserne Wille und die Genauigkeit des Kaufmanns fehlten, und das Ganze ist nicht in allen seinen Theilen von gleichförmiger Harmonie, und der Styl nicht durchgehends gleich rein. — Ja dieses Penrhyn Castle ist ein bedeutsames Warnungszeichen für die Aristokratie, denn wenn einmal das Geld auf diese Weise auftritt, dann widerstehe ihm, wer da kann."

Durch Nordwales, Liverpool, Manchester, Cumberland führt uns der Verfasser nach Irland, dessen Elend er mit der ihm eignen Wärme und Lebhaftigkeit beschreibt; endlich führt er uns nach der altberühmten Fingalshöhle auf Staffa, in die schottischen Hochlande und nach Edinburgh, wo er, veranlaßt durch das Edinburgh Rewiew, einen Blick auf Englands Literatur wirft.

Das Buch gehört zu den interessantesten Reisewerken der neuesten Zeit. Keinem unsrer Leser wird die frische Färbung der Sprache, die scharfe und klare Auffassung entgangen seyn, die schon aus den wenigen mitgetheilten Proben zu erkennen sind.

Werke über Spanien und Portugal.

6) Geschichte des spanischen Volks. In gedrängter Uebersicht dargestellt von Dr. B. Guttenstein. Erster Band. Mannheim, Hoff, 1836.

Diese Geschichte ist in ziemlich blühendem Styl geschrieben, was wir um so lieber loben, als in der großen Menge populärer Geschichtswerke, mit denen die Speculation der Buchhändler gegenwärtig den literarischen Markt überschwemmt, neben der Gründlichkeit sogar die schöne Schreibart vermißt wird. Inzwischen macht der Verfasser, wie es uns scheint, gar zu viele Worte und dehnt die Geschichte ohne Noth aus, so daß sie einer „gedrängten Uebersicht" sehr unähnlich wird. Der erste Band ist ziemlich stark und geht doch nur bis ans Ende des 14ten Jahrhunderts. Wie viel Bände müssen also noch folgen, wenn die spätere weit interessantree Geschichte gleich ausführlich behandelt werden soll. Auch ist das

Durcheinanderwerfen von Geschichte und Geographie nicht zu billigen. Entweder sollte nur in der Einleitung Land und Volkssitte ꝛc. beschrieben werden, oder nur im Text je an der passendsten Stelle, nicht aber willkürlich hier und dort.

7) Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von Heeren und Ukert. Geschichte von Portugal, von Prof. Dr. H. Schäfer. Erster Band. Hamburg, Perthes, 1836.

Portugal hat, als ein kleines und entlegenes Land, auf die Geschichte der übrigen Welt durch nichts eingewirkt, als durch seinen Handel und durch seine großen Colonien. Seine Geschichte wird daher auch erst am Ende des 15ten Jahrhunderts welthistorisch. Der erste Band des vorliegenden Werkes reicht nur bis zum Ende des 14ten Jahrhunderts und umfaßt mithin die frühere, minder wichtige Geschichte Portugals. Der Verfasser hätte ihm einen größern Reiz verleihen können, wenn er auch den Zustand Portugals unter den Römern und Arabern mit in Betracht gezogen hätte. Statt dessen beginnt er sogleich mit dem Grafen von Burgund, der 1095 mit der Hand Theresens, der Tochter des kleinen spanischen Königs von Leon, auch die Belehnung mit Portugal empfing, das er den Arabern erst entreißen mußte. Heinrichs Sohn Alfons eroberte mit Hülfe deutscher Kreuzfahrer (Flamänder und Friesen) die große Stadt Lissabon, und schon seine Mutter hatte als Vormünderin während seiner Minderjährigkeit die Unabhängigkeit Portugals von Spanien behauptet. Seitdem nehmen nun äußere Kämpfe theils gegen die noch nicht ganz vertriebenen Araber, theils gegen die eifersüchtigen Nachbarkönige Spaniens, und innere Kämpfe theils in der Königsfamilie selbst, theils mit Geistlichkeit und Adel, den ganzen Raum der portugiesischen Geschichte ein. Die Ritterorden spielen dabei eine verhältnißmäßig große Rolle. Poetisch anziehend ist besonders das Schicksal der berühmten Inez de Castro und das Leben ihres Gemahls Pedro. Das meiste politische Interesse erregt aber die klare und ausführliche Auseinandersetzung des Gemeindewesens.

Sternkunde.

11) Populaire Himmelskunde oder allgemein faßliche Betrachtungen über die großen Wunderwerke des Weltalls, von Dr. Gelpke. Fünfte verbesserte Auflage. Mit 8 Kupfern. Hannover, Hahn, 1837.

Wir beschränken uns darauf, die neue Auflage dieses schon früher von uns besprochenen Werkes anzuzeigen. Es ist den ersten Fassungskräften in der Astronomie ununterrichteter Leser vollkommen angemessen, und in den spätern Auflagen ist der etwas exklamatorische Styl, ohne daß das warme Interesse für die Sache darunter gelitten hätte, gemäßigt worden.

12) Der Sternenhimmel, mit christlichem Auge zur Erhebung des Herzens betrachtet von G. H. Daub. Essen, Bädecker, 1836.

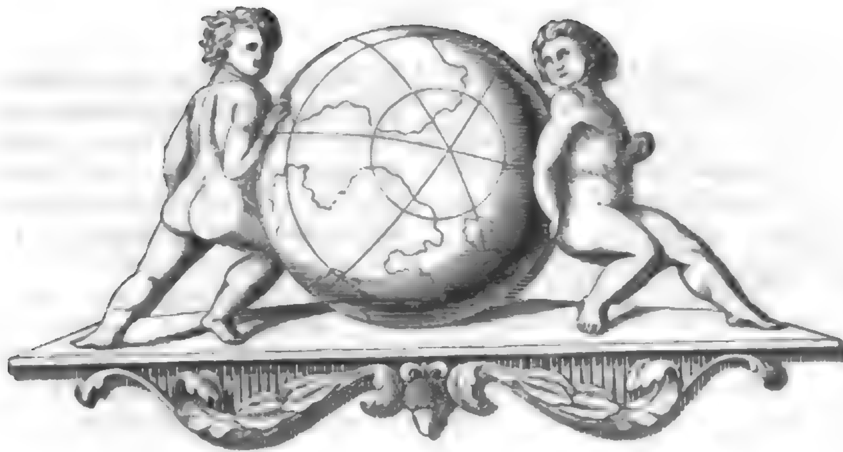
Eine fromme Betrachtung, die Sehnsucht des Herzens nach dem Fernen und Hohen ausdrückend, übrigens ohne Resultat für die Wissenschaft. Die Theologie thäte wohl, außer solchen allgemeinen Gefühlen auch bestimmte Gedanken über das Verhältniß der auf unserm Planeten offenbarten Religion zu andern Himmelskörpern auszusprechen.

Biographie.

Militärische Memoiren des britischen Capitains Moyle Scherer, enthaltend die kriegerische Laufbahn des Herzogs von Wellington. Uebertragen von Gustav Nagel. Zwei Bände. Hannover, Jänecke, 1836.

Eine gute Zusammenstellung aller Kriegsthaten des Helden, der nie einen Enthusiasmus für sich erwecken konnte, weil er den Beweis liefern wollte, daß Napoleon nicht durch, noch für die Völker, sondern nur durch und für die Aristokratie besiegt worden sey. Seine ersten Feldzüge in Indien entlehnen alles Romantische nur von den Dekorationen, nicht vom Helden noch von seiner Sache. Seine spätern Feldzüge in Spanien zeigen ihn als einen neuen Cunctator, als einen charakterfesten, geschickten, alles wohl berechnenden Mann, allein es ist nicht möglich, sich für ihn zu erwarmen, und er selbst schien nichts so geflissentlich damals schon zu vermeiden, als die freudige heitere Volksliebe. Selbst seine Siege für die Spanier verbitterte er durch ganz unnöthige Grausamkeiten, Plünderungen spanischer Städte ꝛc. Wohl in keinem modernen Charakter spricht sich so entschieden eine Flucht vor allem Liebenswürdigen aus. Der obligate Bösewicht, der die schlechteste Sache gegen die beste vertritt, ist in den Ausbrüchen wüthenden Hasses oder boshafter Schadenfreude doch nicht so widerwärtig, als der zur Schau gestellte Tugendheld, der große Retter und Befreier, der für die beste Sache gefochten und gesiegt hat, und der zu all dem Volksjubel nur eine saure Miene macht und nur ein eiskaltes verächtliches Lächeln zucken läßt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 55. Mittwoch, 31. Mai 1837.

Römische Geschichte.

1) Ed. Gibbons Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reichs, aus dem Englischen übersezt von Johann Sporschil. Leipzig, 1836. kl. Fol.

Die Wichtigkeit der römischen Kaisergeschichte ist allgemein anerkannt. Um so auffallender ist es, daß sich dieselbe bei den Deutschen keiner so großen Beachtung zu erfreuen hatte, wie andere Theile der alten Geschichte. Es liegt nicht in unserm Plane, hier den Ursachen dieser Erscheinung nachzuforschen. So lange nun das herrliche Werk des großen Engländers unübertroffen dasteht, kann eine neue Uebersetzung desselben, wenn sie sich nicht auf bloße Verdeutschung des Originals beschränkt, nicht zu den überflüssigen Erscheinungen der historischen Literatur gezählt werden. Wir besitzen allerdings schon lange eine gute Uebersetzung dieses Werkes, welche durch die Ermässigung des Preises in der neuesten Zeit auch minder bemittelten Lesern und Freunden der alten Geschichte zugänglich gemacht wurde. Allein seit Erscheinung derselben ist für manche Partie der Geschichte, welche in dem kolossalen Werke uns vor Augen geführt werden, viel und für manche Theile sehr Vorzügliches geleistet worden, was bei der ersten Uebersetzung des englischen Meisterwerkes nicht berücksichtigt werden konnte, weil es noch nicht vorhanden war. Hätte also Herr Sporschil seiner Uebersetzung einen wesentlichen Vorzug vor der frühern verschaffen wollen, so hätte er sie, nach unserer Meinung, mit Anmerkungen begleiten müssen, um theils Irrthümer zu berichtigen, theils Lücken zu ergänzen, und manche Vorurtheile zu beseitigen. Durch diese Einrichtung hätte er den Werth des Buches für unsere Zeit wesentlich erhöht. Ferner fängt Gibbon seine Geschichte erst mit dem Falle des Römerreiches an. Er berührt zwar im Eingange die innern Verhältnisse des weströmischen Reiches seit der Verwandlung der Republik in eine Monarchie; allein einen Abriß der politischen oder äußern Geschichte von Augustus an vorauszuschicken, lag nicht in seinem Plan. Daß aber ein solcher für das größere Publikum in unserer Zeit höchst wünschenswerth wäre, unterliegt wohl keinem Zweifel. Daher glauben wir, daß Herr Sporschil seiner neuen Uebersetzung zum Besten des Publikums eine gedrängte Uebersicht der Kaisergeschichte bis zur Zeit der Antonine hätte vorausschicken sollen. Allein er hat weder dies gethan, noch seine Uebersetzung mit neuen Anmerkungen begleitet, so daß wir, so schön auch die Uebersetzung selbst ist, ihr doch keinen andern Vorzug vor der frühern einräumen können, als daß sie von

Unbemittelten durch die Erscheinung in Heften leichter gekauft werden kann.

2) Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, oder Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Nach Geschlechtern und mit genealogischen Tabellen von W. Drumann, Prof. der Geschichte zu Königsberg. Königsberg, Gebrüder Bornträger, 1834. VIII und 558 S. Zweiter Theil, 1835. 630 S. gr. 8.

Trotz ihrer Wichtigkeit wurde die Bearbeitung der römischen Geschichte in der neuern Zeit doch auf eine auffallende Weise bei den Deutschen vernachlässigt, bis endlich der sel. Niebuhr durch sein großartiges Werk, das auch als Fragment den Stürmen der Zeit trotzen wird, Theilnahme erweckte. Seit der Erscheinung der ersten Auflage seiner Geschichte Roms ist manches für die weitere Aufhellung derselben geschehen; Zachariä und Ramshorn haben fast zu gleicher Zeit die wichtige Periode des Dictators Sulla beleuchtet, und es steht zu hoffen, daß die Begeisterung, welche Niebuhr unter seinen Zuhörern weckte, noch reichliche Früchte bringen werde. Unter allen Schriften aber, welche seit dem Tode des großen Staatsmannes und Historikers über Roms Geschichte erschienen, ist keine, welche, sey es in Bezug auf den Umfang oder auf die große Bedeutung, mit der oben genannten in die Schranken treten könnte. Der Verfasser setzte sich zur Aufgabe, das Leben und den Charakter der Römer zu schildern, welche den Uebergang der republikanischen Verfassung zur monarchischen vermittelten, oder das Bestehende zu retten suchten. Wir sehen, daß bei großer Gährung, insbesondere wenn Jeder sich frei zu seyn dünkt, die Massen dem Einflusse Einzelner unterliegen. Diese hat daher der Geschichtsforscher vorzüglich ins Auge zu fassen, und nach ihnen ihre thätigsten Werkzeuge; er geht dann zu den Quellen der Erscheinungen zurück. Herr Drumann hat diesen Weg eingeschlagen. Sein Werk ist aber deßhalb keine Sammlung von Lebensbeschreibungen, sondern eine auf Lebensbeschreibungen gegründete Geschichte Roms innerhalb der angegebenen Grenzen. So gibt er im ersten Theile ein Leben des Antonius, im zweiten des Clodius. Nicht alle Geschlechter aber, deren die Geschichte in Ciceros Zeiten gedenkt, konnten in Betracht kommen, und wiederum nicht alle Familien derjenigen Geschlechter, welche aufgeführt wurden; denn nicht alle standen zu des Verfassers Aufgabe in Beziehung; über manche sind die erforderlichen Nachrichten in möglichster Kürze eingestreut. Daß der Verfasser in den genealogischen Reihen nicht immer gleich weit zurückging, müssen wir sehr bedauern; denn nur zu leicht begegnet es dem Einzelnen, daß er etwas für unwichtig hält, was einem Andern bedeutsam erscheint, und in jedem Falle wäre es interessant gewesen, alle Ahnen und Nachkommen der Männer zu kennen, um die es sich handelt. Da es Herrn Drumann rathsam schien, das Seyn des Einzelnen, obgleich es nur ein Theil des Ganzen ist, doch auch als ein in sich Geschlossenes darzustellen, von der Abkunft, den häuslichen Verhältnissen, der Persönlichkeit und dem Privatleben genauere Kenntniß zu nehmen, als es eine allgemeine Geschichte gestattet, so wählte er die alphabetische Ordnung. Allerdings ist sie für den Leser die bequemste; allein dadurch mußte er nicht bloß die Zeitfolge aufopfern, und z. B. den dritten Bürgerkrieg schon im ersten Theile behandeln, sondern es geht auch bei aller innerer Vortrefflichkeit des Werkes der mächtige Eindruck verloren, den dasselbe gemacht haben würde, wenn die Ereignisse in chronologischer Ordnung dargestellt worden wären.

Nun zum Einzelnen. Der erste Theil enthält die Geschichte der Aemilier, der Afranier, Annier, Antistier und Antonier; die lezteren spielen die Hauptrolle. Sehr treffend ist (S. 64) die Schilderung des M. Antonius, der nach Cäsars Ermordung bis zur Schlacht bei Actum eine so bedeutende Rolle spielte. Die politische Bedeutung des Antonius begann zu der Zeit, wo er mit Julius Cäsar (55 v. Chr.) in nähere Berührung kam. „War er (S. 66) bis dahin in seinem öffentlichen Leben vom Zufalle bestimmt, so trat er nun unter Cäsars Leitung. Die Thaten des Eroberers von Gallien begeisterten ihn, den verschuldeten Schwelger lockten die Schätze des freigebigen Helden, sein Einfluß, sein Glück, ein Bürgerkrieg, welcher nicht mehr zweifelhaft war, ließen hohe Ehren, einträgliche Provinzen, Vernichtung der Schuldbücher hoffen. Cäsar dagegen erkannte in dem kühnen und leidenschaftlichen Manne aus einer angesehenen, aber verarmten Familie ein tüchtiges Werkzeug, ihn da zu ersetzen, wo er nicht selbst seyn konnte, und nie hat er sich weniger geirrt.“

Daß Brutus und Cassius (S. 385) im Herbste erlagen, war nach Herrn Drumanns Ansicht das Werk des Antonius. „Sein erfinderischer Geist, seine Entschlossenheit und die Schnelligkeit seiner Bewegungen entriß den Feinden den Sieg, während Octavian, immer krank und zum Theil unter diesem Vorwande, nur dem von ihm gegebenen Anstoße folgte.“ Wir zweifeln keineswegs, daß auch hier des Antonius Schlauheit sich geltend machte; allein zur Besiegung des Brutus und Cassius waren eben keine sonderlichen Anstrengungen

erforderlich. Die eine Hälfte des republikanischen Heeres unterlag weniger der feindlichen Uebermacht, als dem Heißhunger nach Beute, und Cassius entleibte sich in voreiliger Verzweiflung; bei den Andern herrschte Trotz und Verzagtheit, Ungehorsam und Mißtrauen.

Der zweite Theil enthält die Geschichte der Asinier, der Cäcilier, der Calpurnier, der Cassier, der Claudier, der Cölier, der Cornelier und Cornificier. Die größte Würdigung unter diesen verdienten die Claudier und die Cornelier. Es freut uns, daß Herr Drumann den Charakter der Claudier so richtig aufgefaßt, und die wichtigsten Nachrichten über dieses merkwürdige Geschlecht so vollständig gesammelt hat.

Mit besonderer Aufmerksamkeit und Umsicht ist die Geschichte der Cornelier behandelt, namentlich des Cornelia Sulla Felix, dessen Namen in den Jahrbüchern der Römer so viele Blätter füllt. Auch diejenigen, welche die Werke Zachariä's und Ramshorns über diesen wichtigen Mann schon gelesen, und aus denselben sich näher mit ihm vertraut gemacht haben, werden in diesem noch gar manche Aufklärungen finden, und Vieles von einer richtigeren Seite dargestellt sehen. Wir glauben, daß es unsern Lesern nicht unangenehm seyn werde, zu vernehmen, welches Urtheil Herr Drumann über Sulla's Einrichtungen und den Erfolg derselben fällt (S. 504): „Aus dem allen geht hervor, daß die Wiedergeburt der Republik an sich unmöglich war, und daß auch im entgegengesetzten Falle Sulla sich nicht dazu eignete, sie zu bewirken. Um den Zustand der Römer zu verbessern, mußte man mit der Verbesserung der Sitten, mit der Volkserziehung den Anfang machen, diese aber hatte große Schwierigkeiten, da es sich nicht darum handelte, ein jugendliches und bildsames Volk der Tugend zu gewinnen, sondern ein entartetes zunächst vom Laster zu entwöhnen. Das war jezt nur noch eine Aufgabe für einen Monarchen. Rom verabscheute die Monarchie, und war noch stark genug, sich ihrer zu entwehren; auch der Ausgezeichnete konnte nur im Dienste einer Partei das Ruder führen, und nur so lange, bis ihr der Sieg gesichert war. Sulla's Dictatur glich der Regierung schwacher Fürsten, welche einer Kaste anheim fallen; er vermochte die streitigen Interessen nicht gegen einander auszugleichen, und keine Einheit der Bestrebungen herzustellen. Die Nobilität wurde zur Trägerin der Republik, zur Stütze des Staates bestimmt, und erhielt als solche durch bedeutende Vorrechte eine äußere Weihe; ein auf innere Vorzüge, auf sittliche Würde gegründetes Ansehen und Vertrauen schien überflüssig. Die schon früher angemaßten Vorrechte wurden ihr durch die Cornelischen Gesetze wiedergegeben und vermehrt; die Gesetze aber bedurften selbst des Schutzes, und man erwartete ihn von den Veteranen. Sie gewährten ihn aus Eigennutz, um im Besitze ihrer Güter zu bleiben; unter veränderten Umständen mußten sie eben so bereit seyn, zum Umsturze der Verfassung mitzuwirken, da sie übrigens mit den Optimaten nichts gemein hatten. Wenn dieses Gegengewicht verschwand, so konnte die Volkspartei sich wieder erheben; sie war unterdrückt, aber nicht vertilgt; seit Rom sein Bürgerrecht mit Italien theilte, verbreitete sie sich über die ganze Halbinsel; Müssiggang und Schwelgerei, das Laster also und als dessen Folge die Verarmung, verstärkte sie durch jene Veteranen, und abermals das Laster, Verschwendung, Rachsucht und Ehrgeiz ließ sie unter den Optimaten selbst Führer finden, M. Lepidus, Catilina, Clodius, Cäsar und deren Helfer. — Aber auch von der inneren Nichtigkeit seines Unternehmens abgesehen, konnte Sulla nie ein zweiter Romulus werden. Seine Heilmittel waren ärger, als das Uebel. Durch Blutvergießen bahnte er sich den Weg zur Gesetzgebung, und sein Leben stand mit dieser in stetem Widerspruche. Durch die Proscriptionen verlor sich die ohnehin geringe Achtung vor Magistrat, Gesetz und Eigenthum; die Gewalt erhob sich über das Recht; die Krieger geboten; sie waren im Felde durch Sulla's Nachsicht von der Zucht entwöhnt, und ehrten auch weniger die Pflichten des Bürgers; durch ihn selbst waren sie dadurch angeleitet, von ihren Anführern Rechenschaft und Gesetze zu fordern, sie zu verlassen oder zu tödten, fremdes Gut als das Ihrige zu betrachten und es müssig zu verschwenden. In ihren Colonien erhielten sie einen Vereinigungspunkt, und um so frecher begehrten sie, als ihnen von dem Raube nichts mehr übrig blieb, von Neuem zu rauben; sie wurden der Schrecken der Optimaten, und gleiche Verzweiflung machte die vorigen Besitzer ihrer Güter zu ihren Bundesgenossen. So untergrub Sulla sein Werk, ehe und während er es schuf, und durch sein Beispiel schien er zu dessen Zerstörung aufzufordern.". Diese Beispiele geben auch ein deutliches Bild von dem einfachen und der Geschichte durchaus angemessenen Style des Verfassers.

3) Das Römerreich vom Ursprunge des Staats bis zum Untergange der Weltherrschaft Roms. Für Kenner und Freunde der Wissenschaften, vornämlich des klassischen Alterthums, zur Veredlung des Geistes und des Herzens. Von Dr. J. H. M. Ernesti. Leipzig, Hartmann, 1836. XIV und 450 S. 8.

Um über das vorliegende Werk nicht unbillig zu urtheilen, um das Publikum mit dem Geiste, der dasselbe

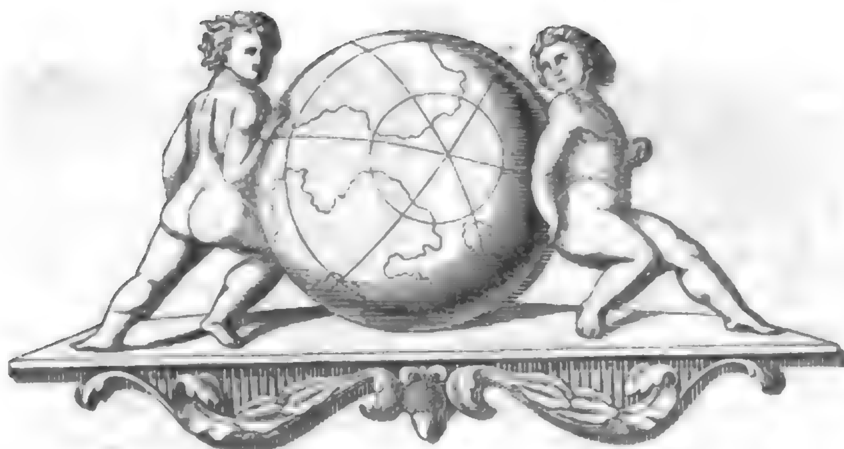
beseelt, in Kürze bekannt zu machen, wollen wir die Worte des Verfassers anführen, welche er in seiner Vorrede über die Entstehung dieser Schrift mittheilt. „Es findet auch die Autorschaft in dem unermeßlich weiten Feld jeder Kunst und Wissenschaft, und nicht anders in dem unbegrenzten Gebiete der Sittlichkeit, zu unsern Zeiten viel Niederschlagendes ꝛc. Gleichwohl offenbarten sich selbst während und nach der Zeit der politischen Kämpfe, der verheerenden Kriege Wirkungen, erfreulich den Künsten und Wissenschaften, so wie ihrem Wachsthume. Wie nach den Kriegen in der lezten Periode des römischen Freistaates mit dem Zeitalter Augusts, so in den neuesten Zeiten, wo in aller und jeder Hinsicht (?) so viel Aehnliches mit der Römerwelt sich findet, deren Geschichte, wie die der Griechenwelt, nicht nur zum gründlichen Studium der Alten, sondern auch zur Bildung und Anwendung nicht eifrig und anhaltend genug erforscht werden kann. Mit diesem Sinne, auf diese Weise des bisher Erwähnten habe ich das Römerreich bearbeitet. Unerschöpflich ist das Studium der Griechen und Römer zur Geistes- und Herzensbildung.“

Soll aber der große Zweck, den sich Herr Ernesti vorgesteckt hat, erreicht werden, so muß er anders verfahren, als er es gethan hat. In der vorliegenden Schrift ist die ganze römische Geschichte von den frühesten Zeiten bis zum Untergange des weströmischen Reiches fast nicht ausführlicher behandelt (S. 1—148), als man sie in einem ausführlichen Lehr- oder Handbuche der allgemeinen Geschichte findet. Daher sind die großartigsten Beispiele von Vaterlandsliebe und Frömmigkeit, von Tapferkeit, Uneigennützigkeit und Gerechtigkeit, von Edelmuth und Sittsamkeit mehr angedeutet, als eigentlich erzählt. Wie läßt sich wohl erwarten, daß bei einer so compendiösen Darstellung das Gemüth des Lesers mit Begeisterung erfüllt, und zur Ausübung ähnlicher Tugenden angespornt wird? Wir sind der Ueberzeugung, daß dieses hohe Ziel nur dann erreicht wird, wenn man die römische Geschichte umständlicher behandelt, und mit einer Begeisterung für alles Große und Edle, mit einem solchen Abscheu vor allen Schlechtigkeiten und Untugenden erzählt, wie dies Sallustius und Tacitus gethan haben. Ueberdies hat der Verfasser bei der frühesten Geschichte auf die Forschungen der neuern Geschichtschreiber viel zu wenig Rücksicht genommen, und die Mährchen von Romulus und Remus, die Sagen von Evanders und des Aeneas Wanderungen nicht anders behandelt, als es Livius gethan hat. Wenn wir auch nicht billigen, daß man die Resultate der neuesten Forschungen an die Stelle der alten Ueberlieferungen sezt, so glauben wir doch mit allem Rechte verlangen zu müssen, daß jene in den Anmerkungen nach Verdienst gewürdigt werden. Ungleich ausführlicher sind Roms Alterthümer und Staatsverfassung behandelt, und theils aus den Quellen, theils durch sorgfältige und zweckmäßige Benützung neuerer Hülfsmittel so gut entwickelt, daß wir nur bedauern müssen, daß der Verfasser nicht auch der Geschichte eine eben so große Ausführlichkeit gab. Unter den einzelnen Partien der Geschichte hat er auf die Entwicklung der Ursachen, welche den Verfall und Untergang der Republik herbeiführten, besondere Rücksicht genommen. „Die Alten, sagt er, sezten diese in den Verfall der Disciplin, welche Sitten und Handlungsarten, Patriotismus und Erziehung in sich begreift; vorzüglich leztere, welche eine Liebe zur Staatsverfassung, selbst bis zum Enthusiasmus, erzeugt. Rom war ein Freistaat, wo die Vortheile auf Seiten der Reichen und Hohen waren, die Armen und Niedern sich gedrückt fühlten, nach den Zeiten mehr oder weniger. Der Römer Tugenden, eigene Tugenden, waren zuvörderst große Frugalität, und nächst der Natürlichkeit, Einfachheit, Spärlichkeit, Strenge der Sitten und Abhärtung des Körpers. Durch die Erziehung bekamen die Römer einen angewöhnten Gehorsam gegen die Geseze, und dieser gründete sich vorzüglich auf die häusliche Verfassung. Gesez war das Höchste, was der Römer kannte; man hegte auch gegen die Vorfahren, die sie gegeben hatten, die größte Ehrfurcht. Dazu kam noch die Religion, die, als Staatsreligion, in alle Verhältnisse der Menschen und Bürger verschlungen, bloß für diese Nation war, und der römische Staat hatte über Alles, was die Religion betraf, die Oberaufsicht: wie groß war die Ehrfurcht gegen das göttliche derselben auch darum, weil die Vorfahren sich zu derselben gehalten hatten, durch sie der römische Staat emporgekommen war! So gab Alles den Römern Sitten, die mehr galten, als Geseze. Abscheu vor Weichlichkeit, Luxus, Ausschweifungen, Strenge in Ansehung des andern Geschlechts gehörten zu Roms republikanischen Sitten. Aber welchen Zustand der Sitte unter den Römern finden wir in dem lezten Jahrhundert ihrer Freiheit!“

Wenn sich gegen eine Gleichstellung der gegenwärtigen Zeit mit dem Jahrhundert nach den Kriegen in der lezten Periode des römischen Freistaats auch Manches einwenden ließe, so findet doch in der That eine gewisse Analogie in der Gleichgültigkeit statt, mit der man jezt, wie damals, die guten alten Sitten zu Grunde gehen läßt und nicht bemerken will, daß sie unersetzlich sind.

d.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 56. Freitag, 2. Juni 1837.

Römische Geschichte.

4) Geschichte der Römer, ihrer Herrschaft und Kultur, von Erbauung Roms bis zum Untergange des weströmischen Reiches, zur allgemeinen Belehrung und Unterhaltung, so wie zum Gebrauch in Gymnasien, Real- und höhern Bürgerschulen, dargestellt von Dr. Franz Fiedler, Oberlehrer am Gymnasium in Wesel. Leipzig, 1836. VIII und 448 S. 8.

Es fehlt zwar nicht an Werken, welche Roms Geschichte für die Unterrichtung der Jugend, so wie für Belehrung und Unterhaltung des gebildeten Publikums behandeln, und erst in neuester Zeit sind deßfalls zwei Werke von Gailer und Ernesti erschienen. Das Werk, welches Herr Fiedler verfaßte, entspricht seiner Bestimmung ungleich besser. Er erzählt mit Uebergehung alles dessen, was ohne gelehrtere Kenntnisse nicht verstanden werden kann, in einer allgemein faßlichen Sprache die wichtigsten Thatsachen im Zusammenhange, hebt die anziehendsten Partien aus der Kultur und Sittengeschichte hervor, beschreibt uns die Eigenthümlichkeit der Verfassung, ihre Ausbildung und ihren Verfall mit großer Umsicht. Zu den Vorzügen des Werkes verdient auch die Einrichtung gezählt zu werden, daß er die geographischen Namen so viel als möglich aus der neuern Geographie erklärt, und die Lage der Oerter so bestimmt hat, daß man sie auch auf neuern Landkarten finden kann, während gerade diese Nachweisung in den meisten historischen Lehr- und Handbüchern fehlt. Und doch ist es durchaus nöthig, bei jeder Begebenheit auch den Ort sich zu vergegenwärtigen, wo sie geschah, weil sonst unser historisches Wissen ohne Haltung ist, und gleichsam bodenlos in der Luft schwebt. Noch größere Anerkennung aber verdient der Fleiß und die Umsicht, womit der Verfasser, so weit es der Umfang seines Werkes erlaubte, die Verfassung des römischen Staates geschildert hat. Es wäre nur zu wünschen, daß der Verfasser die Entwicklung der Künste und Wissenschaften deutlicher nachgewiesen, und der Kaisergeschichte eine größere Ausführlichkeit gegeben haben möchte. Auch die Sagengeschichte, die er zwar viel wissenschaftlicher erzählt, als es in andern Lehr- und Handbüchern geschieht, dürfte durch eine größere Würdigung der Forschungen von Niebuhr, Schlegel und Wachsmuth noch viel mehr an Gründlichkeit gewonnen haben. Um das bisher besprochene Werk in das gehörige Verhältniß zu den Büchern von Gailer und Ernesti zu setzen, müssen wir noch bemerken, daß in den leztern zwei Werken die römischen Alterthümer mit besonderer Ausmerksamkeit in einem

eigenen Anhange behandelt sind, die Herr Fiedler natürlich nur in so weit berücksichtigen konnte, als dies zum Verständniß der Geschichte nothwendig war. Die typographische Ausstattung des Buches verdient Anerkennung; der Preis (1 fl. 18 kr.) ist billig.

5) Denkwürdigkeiten des alten Roms, für alle Freunde der älteren Geschichte, vorzüglich für die reifere Jugend bearbeitet von J. E. Gailer, Lehrer an dem Lyceum in Tübingen. Zwei Abtheilungen, mit 76 lithographirten Tafeln. Reutlingen, 1834. VIII und 329 S. gr. 8.

Ein Werk über Rom, welches die Geschichte und die Alterthümer seiner Bewohner umfaßt, ist für das gebildete Publikum ein großes Bedürfniß. Wir wollen die vielen Vorzüge der römischen Geschichte von Fiedler nicht verkennen, und keineswegs in Abrede stellen, daß sie über die innern Verhältnisse, über Künste und Wissenschaften vielfache und sehr schätzbare Aufschlüsse enthalte; allein eine vollständige Uebersicht der römischen Alterthümer gibt sie nicht. In dieser Beziehung finden wir das Unternehmen des Herrn Gailer sehr rühmlich. Sein Werk besteht aus zwei Abtheilungen, von denen die erste die Geschichte, die zweite die Archäologie enthält.

Wir wollen zunächst die Geschichte, welche viel ausführlicher seyn dürfte, etwas näher in das Auge fassen. Der Verfasser beginnt dieselbe mit Aeneas, und geht nach einer kurzen Darstellung seiner Wanderungen auf Romulus über; die geographische Uebersicht Italiens ist in einem Anhange beigefügt. Nach unserm Dafürhalten muß die Geographie eines Landes, welche den Schlüssel zum Verständnisse der Geschichte enthält, den Anfang machen. Es ist aber nicht genug, die einzelnen Provinzen anzuführen, sondern es muß auch die Beschaffenheit des Bodens und das Klima geschildert, und der Einfluß desselben auf die physische und geistige Beschaffenheit des Volkes gezeigt werden, was der Verfasser leider nicht gethan hat.

An die Geographie Italiens sollte sich eine Uebersicht der einzelnen Völker, welche dieses Land bewohnten, anreihen. Diese fehlt im vorliegenden Werke gänzlich. Und doch ist es eine bekannte Sache, daß Rom in der frühesten Zeit fast der unbedeutendste Ort war, und seine Größe erst durch die Unterwerfung der übrigen Völker Italiens erlangte. Auch werden z. B. die Etrusker, Samniter in den alten Schriftstellern sehr oft erwähnt, so daß man schon deßhalb einen Abriß ihrer Geschichte in einem für Studirende bestimmten Werke nicht übergehen kann. An die Lateiner und Etrusker knüpft sich die Entstehung der Stadt Rom. Man kann den Ursprung derselben durchaus nicht verstehen, wenn man nicht die Beziehung der zuletzt genannten Völkerschaften zu derselben kennt.

Wir wünschten, daß Herr Gailer erst die Bedeutung der Wanderungen des Aeneas nach Latium erklärt, und dann gezeigt hätte, daß Rom von den Etruskern gegründet, und durch Ansiedelung der Lateiner am Fuße des palatinischen Berges erweitert wurde. Ueberhaupt bedauern wir, daß er die neuern Forschungen gar nicht beachtete, wodurch sein Werk doch Studirenden erst recht nützlich geworden wäre. Wenn man auch nicht verlangen kann, daß die Resultate der neuesten Forschungen, welche von der Erzählung des Livius völlig abweichen, in den eigentlichen Text aufgenommen werden, so dürfen sie deßhalb doch nicht mit Stillschweigen übergangen, sondern sie müssen in den Anmerkungen in möglichster Kürze mitgetheilt werden, um die Studirenden in den Stand zu setzen, den Gehalt der verschiedenen Sagen gehörig beurtheilen zu können. Bei der Geschichte der Republik sind besonders die samnitischen, die punischen und die Bürgerkriege so kurz dargestellt, daß man kaum eine allgemeine Uebersicht gewinnen kann; die Kaisergeschichte ist noch kürzer gefaßt. Es ist allerdings wahr, daß diese für die Jugend in gewisser Beziehung anstößig ist. Allein dies ist nur dann der Fall, wenn sie nicht mit der gehörigen Umsicht behandelt wird.

Die zweite Abtheilung, welche die Archäologie enthält, dürfte ebenfalls viel ausführlicher seyn. Der Verfasser gibt uns zuerst eine Beschreibung der Stadt Rom, geht dann auf die gottesdienstliche Verfassung, die Staatseinrichtung und das Kriegswesen der Römer über; den Schluß bildet eine kurze Darstellung der häuslichen Verhältnisse. Wir glauben, daß auch die Leistungen in Kunst und Wissenschaft in einem Werke, das für die studirende Jugend bestimmt ist, beachtet werden müssen. Hätte der Verfasser von der Geschichte der römischen Literatur nur eine gedrängte Uebersicht gegeben, dabei aber die Forschungen der neuesten Zeit gehörig gewürdigt, so würden wir ihm Dank wissen.

Den Schluß des Werkes bildet a) ein kurzer geographischer Ueberblick sämmtlicher zum Römerstaat gehörigen Länder und b) ein kurzer geographisch-geschichtlicher Abriß von dem alten Griechenlande, wegen der zu Rom gehörenden griechischen Staaten, der besser weggeblieben wäre, da sich Griechenland nicht nur so beiläufig abthun läßt.

Da der Verfasser von der Nützlichkeit bildlicher Vorstellungen aus eigener Erfahrung überzeugt zu seyn glaubte, so richtete er sein Werk so ein, daß es eine fortlaufende bildliche Reihe der merkwürdigsten Ereignisse enthielte, weil durch die Anschauung solcher Bilder auch

der Zusammenhang des Ganzen eher im Gedächtnisse haftet. Wir sind der nämlichen Meinung. Nur glauben wir, da die Steindrücke nicht zum besten sind, so wäre es besser gewesen, wenn die 52 Abdrücke, welche sich auf die Geschichte beziehen, ganz weggeblieben, und bloß die zur Archäologie gehörigen, welche viel besser sind, beigegeben worden wären.

6) Ueber die Politik des Marcus Agrippa in Bezug auf die römische Staatsverfassung von Dr. P. S. Frandsen. Altona, 1835. 31 S. gr. 4.

Unter den vielen Männern, welche bei Augustus in besonderem Ansehen standen und durch dasselbe auf die Umgestaltung der römischen Republik großen Einfluß ausübten, stehen, wie bekannt, Mäcenes und Agrippa oben an. Ihre Geschichte muß nach allen Beziehungen vorerst beleuchtet werden, ehe sich eine gründliche und allen Anforderungen entsprechende Würdigung des Kaisers Augustus erwarten läßt. Das vorliegende Werkchen soll bloß zur Ankündigung eines größern Werkes über Agrippa dienen, und nach dieser Probeschrift zu urtheilen, hat er sich fleißig mit den Quellen der Geschichte des Augustischen Zeitalters beschäftigt, und einen gesunden Sinn. Zuerst beweist er, daß Agrippa keineswegs Republikaner war, wie man bisher fälschlich glaubte. Die Hauptursache dieses Irrthums lag in einer Rede, die nach Dio Cassius Agrippa gehalten haben soll, um den Augustus zur Wiederherstellung der Republik zu vermögen. Unbegreiflich ist es, wie sich diese Ansicht fast bei allen Gelehrten Eingang verschaffen konnte. Woher soll Dio dieselbe genommen haben? Wer kann glauben, daß, wenn Agrippa wirklich sich hierüber gegen den neuen Imperator geäußert hätte, er seine Gedanken in einem solchen rhetorischen Gewande vorgetragen hätte, oder daß sein ganzer Vortrag zur Kenntniß des Publikums gelangt sey? Man sieht, wenn man die Rede des Mäcenas betrachtet, durch die er den August von der Nothwendigkeit überzeugt, die Regierung zu behalten, auf den ersten Augenblick, daß beide Reden das Machwerk eines Rhetors oder des Dio selbst seyen, daß Agrippa bloß deßhalb bei Dio für die Republik sprechen muß, um dann von Mäcenas desto glänzender und vollständiger widerlegt zu werden. Im zweiten Kapitel trägt der Verfasser die positiven Gründe für seine Ansicht vor. Derjenige, welcher bedenkt, daß Agrippa schon als achtzehnjähriger Jüngling als Ankläger gegen Cassius auftrat, daß er dem Augustus die Weltherrschaft nicht bloß erkämpfte, sondern ihm auch später bei allen wichtigen Angelegenheiten die größten Dienste leistete, wird gewiß zur Ueberzeugung kommen, daß Agrippa dies nicht gethan haben würde, wenn er die monarchische Regierungsform nicht für die passendste gehalten hätte. Im dritten Kapitel wird das Verhältniß zwischen Agrippa und Augustus erörtert. Hier hat sich Herr Frandsen offenbar von einem Vorurtheile leiten lassen. Er meint, Agrippa habe aus ehrgeizigem Streben nach einem Ziel mit Augustus sich selbst an dessen Stelle setzen wollen. Diese Vermuthung können wir durchaus nicht theilen, da sie sich weder durch die Quellen begründen, noch aus dem Charakter und Benehmen des Augustus erklären läßt. Wie hätte Agrippa, um nur auf diesen Punkt aufmerksam zu machen, alle Unternehmungen in der Art fördern können, in welcher er es that, wenn er den Gedanken gehabt hätte, die römische Herrschaft für sich in Anspruch zu nehmen? Warum Augustus den Agrippa in den Orient entfernte, ist dunkel, und dürfte schwerlich auf eine für Alle gleich befriedigende Weise jemals aufgeklärt werden. Der Verfasser betrachtet diese Entfernung als ein durch die Unzufriedenheit und den Neid des Augustus befohlenes Exil. Eher möchte dieselbe in einem gespannten Verhältniß zwischen Marcellus und Agrippa gesucht werden dürfen. So wenig uns dieses Kapitel genügte, so sehr hat uns das vierte angesprochen, in welchem der Verfasser von Agrippa als Schwiegersohn des Augustus und muthmaßlichen Thronerben handelt.

7) Ferienschriften von Carl Zell, Doctor der Philosophie und Professor der alten Literatur an der Universität zu Freiburg. Freiburg im Breisgau, Wagner, 1833. IV und 210 S. 8.

So freundlich die beiden ersten Sammlungen der Ferienschriften von dem Publikum aufgenommen wurden, eben so wohlwollend dürfte auch diese dritte empfangen werden, welche vier sehr gehaltvolle Abhandlungen über das klassische Alterthum und einige sehr schöne Gelegenheitsgedichte enthält. Die erste Abhandlung erörtert die Ansichten des Aristoteles über den Sinn des Geschmackes. Nachdem sich der Verfasser längere Zeit mit den übrigen Schriften des Stagiriten beschäftigt hatte, wünschte er mit den naturwissenschaftlichen Werken dieses großen Philosophen näher bekannt zu werden, und dies war die Veranlassung zu diesem Aufsatze. Obwohl sich Herr Zell nur auf eine historische Darstellung der Aristotelischen Ansichten, ohne alle weitere Beurtheilung und Erörterung des naturwissenschaftlichen Inhaltes, beschränkte, so dürften doch die Resultate seiner Forschungen den Naturhistorikern nicht minder erwünscht seyn, als sie es für die Gelehrten und Freunde des klassischen Alterthums sind. Für die letzteren hat auch die zweite Abhandlung über eine auf der Insel Chios gefundene

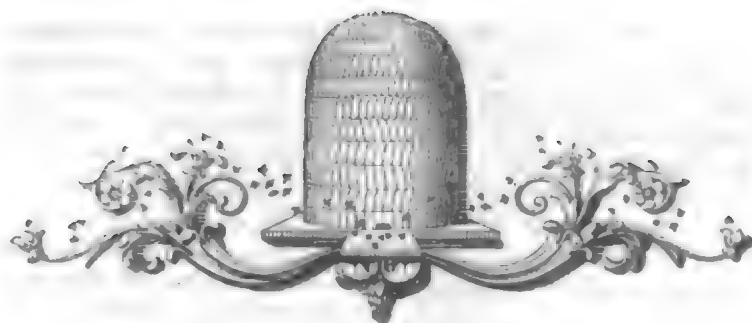
griechische Inschrift besonderes Interesse. Unter den Einrichtungen des öffentlichen Lebens der Hellenen gehören die gymnastischen und musikalischen Wettkämpfe zu den interessantesten. An den Kultus geknüpft, und darum mit besonderer Würde und Bedeutsamkeit versehen, machten sie zugleich einen Haupttheil der öffentlichen Unterhaltungen und Volksfeste aus. Anfangs war diese öffentliche Feier nur auf Leibesübungen eingeschränkt; bald aber, bei der steigenden Entwicklung der griechischen Bildung, traten geistige Uebungen hinzu, und beide zusammen stellten in ihrer Verbindung jene Harmonie leiblicher und geistiger Kräfte im vollkommensten Lichte dar. So wie im Staate jeder für sich etwas gelten wollte, und dadurch das republikanische Wesen entstand, so war überhaupt fast keine Aeußerung leiblicher oder geistiger Kraft, keine Fertigkeit und Kunst, ja sogar kein natürlicher, ohne persönliches Verdienst zugetheilter Vorzug, der sich nicht öffentlich geltend zu machen strebte. Man pflegte die Namen der Sieger in öffentlichen Gedenktafeln aufzuzeichnen. Solcher Protokolle der gymnastischen und musikalischen Wettkämpfe, gleich allen andern öffentlichen Urkunden nach der Sitte des Alterthums auf Stein oder Erz geschrieben, haben sich mehrere erhalten. Die bedeutendsten darunter sind einige attische und ganz besonders, obgleich aus später Zeit, einige böotische, der Stadt Thespias angehörig, nicht weit von dem Helikon, dem Sitze der Musen, gefunden. Zu dieser Klasse von Inschriften gehört nun auch die oben bezeichnete, über welche sich Herr Zell mit großer Kenntniß der Verhältnisse des Alterthums verbreitet. Daß nur Thier unter den Siegern erscheinen, beweist, daß diese Festspiele nicht so allgemein bekannt oder so bedeutend waren, daß sich viele fremde Theilnehmer hätten einfinden können. Die Verbindung der Musen mit Hercules ist hierbei eben so bedeutsam als gewöhnlich. Erscheint ja doch dieser Gott, als Hercules Musagetes, so oft in der Gesellschaft der Musen, so wie er mit Hermes als Schutzpatron der Gymnastik galt. Jener Verbindung der beiden Gottheiten entspricht bei den hier verzeichneten Festspielen sehr angemessen die Verbindung der gymnastischen und musikalischen Wettkämpfe. Von den musikalischen und poetischen Wettkämpfen finden wir aufgezeichnet: Das Vorlesen, die Rhapsodie und zwei Arten des Citherspieles, freilich im Vergleich mit andern solchen Protokollen keine sehr lange und mannichfaltige Liste, die jedoch die wesentlichsten der bei solchen Gelegenheiten üblichen Produktionen enthält.

Ungleich anziehender für **alle** Leser, die auf Bildung Anspruch machen, ist die dritte Abhandlung über **Tacitus als Staatsmann in seinem praktischen Leben**, die wir als die Krone des Werkchens bezeichnen zu dürfen glauben. Zu einer vollständigen Darstellung der ganzen Individualität des großen Geschichtschreibers gehört die **Darstellung seines Thuns und Wirkens im praktischen Leben**. Diese große Lücke, die sich in allen Lebensbeschreibungen des Tacitus zeigt, hat Herr Zell ausgefüllt. Die Resultate seiner Forschungen sind in Kürze folgende. Bei dem Anfang seiner politischen Laufbahn unter Vespasian und Titus gab dem Tacitus sowohl die geringere Bedeutung der Aemter, als die Art und Weise der damaligen Regierungen wenig Gelegenheit, seine politischen Gesinnungen zu zeigen. Eben so können wir aus seinem spätern Amtsleben weniger bezeichnende Züge erwarten, weil dieser Theil in die glücklicheren Zeiten Nerva's und Trajans fällt, wo Conflikte politischer Interessen und Ansichten nicht leicht vorkommen konnten. So blieben also fast ausschließlich die fünfzehn Jahre der Regierung Domitians übrig, welche des Tacitus kräftiges Mannesalter, seine Prätur und seine Wirksamkeit als Senator in sich begreifen. Tacitus gehörte, wenn auch nicht innerlich im Gemüthe, doch äußerlich in seiner Amtsthätigkeit und überhaupt in politischer Hinsicht zu den Gemäßigten, und wenn er auch die edleren Charaktere unter denjenigen anerkannte, welche mehr von den idealen Ansichten der stoischen Philosophie und den Erinnerungen der Republik bei ihrem praktischen Wirken ausgingen, als von dem Boden der Wirklichkeit, so war er dennoch weder enthusiastischer Bewunderer, noch Nachfolger, das Nützliche und Ausführbare dem Glänzenden, aber Nutzlosen vorziehend. Bei seiner genauen Kenntniß der Schicksale des römischen Reiches mußte er die Nothwendigkeit der monarchischen Verfassung einsehen, und konnte in seinem praktischen Leben die Ansichten, Wünsche und Träume derjenigen nicht theilen, welche aus historischen Reminiscenzen und philosophischen Ideen dem Principat selbst wiederstreben zu müssen glaubten. Um so weniger mußte er sich zu denjenigen hingezogen fühlen, welche aus bloßer Eitelkeit, aus unlauterem Ehrgeiz oder leidenschaftlicher Feindseligkeit eine ähnliche Sprache führten. Er ist gegen leztere so sehr auf seiner Hut, daß er auch da vor falschen Darstellungen warnt, wo sie gegen Tyrannen gerichtet waren.

Die vierte Abhandlung enthält Betrachtungen über die Wichtigkeit des Studiums der klassischen Literatur für die Bildung unserer Zeit und ist mit vieler Wärme geschrieben.

d.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Wolfgang Menzel**.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 57. Montag, 5. Juni 1837.

Werke über England und Irland.

6) Großbritanniens Gesetzgebung über Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel, statistisch und staatswirthschaftlich erläutert von dem k. bayer. Ministerialrath E. Th. Kleinschrod. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836. 8. S. 479.

Der Verfasser befand sich in England während des Winters 1834 auf 35 in Aufträgen des königl. bayerischen Staatsministeriums, unter welchen auch jener begriffen war, von der Gewerbsverfassung, den hierauf sowohl als auf commercielle und staatswirthschaftliche Gegenstände bezüglichen Regierungs-Anordnungen, von den statistischen Arbeiten und wichtigen öffentlichen Anstalten im Industriefach genaue Kenntniß zu nehmen. Er hat seinen Auftrag nunmehr mit großer Gewissenhaftigkeit erfüllt und theilt in vorliegendem Werke die Resultate mit.

Die Einleitung enthält eine allgemeine Betrachtung über Englands Staatskräfte, insbesondere über den großen Aufschwung seiner Industrie und seines Handels und deren Verhältniß zur Agrikultur. In lezterer Beziehung macht er folgende interessante Bemerkungen über die vielbesprochenen Korngeseze: „Bewegungen in der Agrikultur bedürfen mehr Zeit für ihren Kreislauf, als jene im Handel und in Manufakturen; Rückwirkungen auf dieselben werden länger und stärker empfunden, und Kapitalien können bei ersterer mit gleicher Leichtigkeit wie bei den übrigen Industriezweigen weder angelegt, noch aus derselben zurückgezogen werden. Wenn daher die gegenwärtigen Beschwerden über die gedrückte Lage der Agrikultur und die daraus abgeleiteten Folgerungen zum großen Theile, wie auch aus der so großen Divergenz der Ansichten hervorgeht, als übertrieben gelten müssen, und vielleicht in einer Revision der Landtaxe, welche das Ziel der Beschwerden zu seyn scheint, ein befriedigendes Abkommen gefunden wird, so stellt sich dagegen nach den eigenthümlichen Zuständen jenes Landes die Aufhebung des Korngesezes und die unbedingte Freigebung des Getreidehandels als eine höchst bedenkliche, die Agrikultur mit einer wirklichen Umwälzung bedrohende Maßregel dar, so häufig selbe auch theils von dem einseitigen Interesse der Parteien im Lande, theils von Schriftstellern des Auslandes mit oberflächlicher Zuversicht anempfohlen wird. Unstreitig würde die erste und unmittelbarste Folge derselben in der Reduction der Rente von den bessern Bodenklassen und in dem gänzlichen Aufhören derselben von den geringern bestehen, welche daher sogleich außer Kultur gesezt würden. Hiedurch verliert der

Eigenthümer des Bodens die Differenz des Werthes zwischen einem höher oder geringer rentirenden Boden im ersten, und zwischen kultivirtem Boden und Weideland im zweiten Falle. Allein verhältnißmäßig noch weit höher stellt sich die Benachtheiligung des Pächters dar, welcher das in die Verbesserung des verlassenen Bodens aufgewandte Kapital absolut verliert, da er es nicht zurück zu ziehen vermag. Bei dem bekanntlich allgemein verbreiteten Pachtsystem der englischen Ländereien würden diese Verluste ungeheuer seyn. Die erste Folge der Freilassung würde daher, allgemein ausgedrückt, als eine plötzliche und gewaltsame Uebertragung des Eigenthums von einer Klasse an die andere, nämlich von der ackerbauenden Klasse an die Manufakturbesitzer (wegen der durch wohlfeilere Getreidepreise niedrigern Arbeitslöhne) erscheinen. Nicht minder ungünstig würde diese Maßregel auf den Zustand der Arbeiter, und zwar aller Klassen derselben zurückwirken. Es wird kaum in Abrede gestellt werden können, daß der gemeine Arbeiter überhaupt niemals eine andauernd höhere Bezahlung zu erringen vermag, als zur Bestreitung der gemeinen Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens erfordert wird. Jede durch besondere Umstände bewirkte momentane Erhöhung der Löhne über diese Grenze trägt den Keim ihrer Zurücksetzung in sich selbst, durch steigende Concurrenz und Bevölkerung als unmittelbare Folge des höhern Verdienstes. Der natürlichste und sicherste Regulator der Arbeitspreise ist daher der große Durchschnittspreis der Lebensmittel, welcher zulezt auf den Getreidepreisen basirt ist. Hieraus folgt jedoch ferner, daß der natürliche Preis des Getreides für den Arbeiter von geringerer Bedeutung ist, da sich nach diesem der Preis seiner eigenen Waare, nämlich der Arbeit von selbst regulirt. Allein er leidet bei einem künstlichen niedern Preise, indem seine Arbeit nach dem Maße des Sinkens der Getreidepreise regulirt wird, während die Preise vieler anderer Artikel nicht zugleich und in gleichem Maße fallen. Da endlich durch das Verlassen der geringeren Ländereien unter obigen Bedingungen eine noch weit größere Zahl von Agrikulturarbeitern, als dies bisher schon wegen des Sinkens der Preise der Landarbeit der Fall war, gewaltsam und plötzlich den Manufakturdistrikten zugewendet würde, so entstünde hieraus nothwendig ein gleichzeitiges allgemeines Sinken der Löhne für die Fabrikarbeiter, daher eine zweite gleich große Benachtheilung für beide Arbeiterklassen. Vergebens würde man gegen diese Betrachtungen einwenden, daß die Noth der Arbeiter nur kurze Zeit währen, daß der steigende Absatz der Manufakturartikel, sowohl durch die freie Getreideeinfuhr, als durch die wohlfeilere Fabrikation wegen der niedern Getreidepreise bewirkt, den Manufakturen einen weit größern Aufschwung verleihen würde; daß zwar die Agrikulturarbeit sehr vermindert, um so viel mehr aber die arbeitende Bevölkerung in Fabrikarbeiten beschäftigt werde; daß es endlich richtigen, staatswirthschaftlichen Principien angemessen sey, den Kapitalien und der Arbeit jene Richtung zu verleihen, welche der Natur des Landes, den Talenten der Nation am besten entspricht und die vortheilhafteste Anwendung erwarten läßt; da nun, wie klar bewiesen sey, Getreide in England nicht so wohlfeil als in andern Ländern producirt werden könne, so erschiene es offenbar vortheilhafter, diese einseitige Richtung zu verlassen und sich der Hervorbringung mehr gewinnreicher Artikel der Industrie zu widmen. Wohl unterliegt es keinem Zweifel, daß durch ein solches System der Ackerbau zerstört, und dagegen eine noch größere Höhe des Manufakturbetriebes, wenigstens für einen gewissen Zeitraum erreicht würde; allein ließe sich erwarten, durch einen solchen, ganz von den Chancen des Welthandels abhängigen Erwerb der Gesammtheit eine solide Basis des Nationalwohlstandes zu gründen? Würde das große Staatsbedürfniß, und vor allem die Verzinsung der öffentlichen Schuld, welche nicht auf bestimmte Gegenstände des Eigenthums oder Einkommens radicirt, sondern allein dem guten Glauben, der Redlichkeit der Nation anheim gegeben ist, unter solchen Umständen gesichert seyn? Erscheint endlich eine solche Veränderung als ein wünschenswerther Zustand des Landes, entsprechend den Neigungen der Nation, dem Glücke der Gesammtbevölkerung, beitragend zur innern Nationalkraft und zur Bewahrung der Unabhängigkeit eines großen Volkes? Wer es wagen wollte, diese Fragen zu bejahen, würde zugleich in dem Falle seyn, auch die großen Vorzüge in Abrede zu stellen, welche das Land in ackerbauender Hinsicht wirklich besizt; als: seine natürliche Bodengüte; die unerschöpflichen Vorräthe an künstlichen Düngerarten, den Wasserreichthum für Bewässerung, das günstige Klima und die Vorliebe eines großen Theils der Bevölkerung für ländliche Beschäftigung. Ohne Zweifel waren es diese Rücksichten, welche die vorzüglichsten Staatsmänner bewogen, neben steter Bekämpfung des Ausschließungssystems, unter diesen selbst Huskisson, die Getreidefrage unberührt zu lassen; bei welcher übrigens, abgesehen von den angeführten Verhältnissen Englands, der Agrikulturzustand von Irland noch besonders in Betracht zu ziehen ist. Die jährliche Getreide- und Mehleinfuhr aus Irland nach England und Schottland beträgt durchschnittlich gegen zwei Millionen Quarters Körnerfrüchte aller Art und gegen eine Million Centner Mehl. Sollte daher bei einer unbedingten Oeffnung der englischen Seehäfen für fremdes Getreide diese irländische Einfuhr vermindert werden, oder ein bedeutendes und anhaltendes Sinken der Preise eintreten, so läßt sich bei

der bekannten Zersplitterung der Grundpachte in lezterem Lande in die kleinsten Parcellen die Steigerung der Noth und des allgemeinen Elends ermessen, welche jenen unglücklichen Bewohnern ohnedies bereits in so großem Maße zu Theil geworden ist. Daß indeß Verbesserungen des gegenwärtigen Getreidegesetzes nicht ausgeschlossen sind, daß namentlich die Umbildung der nach den jeweiligen Preisen veränderlichen Zollsätze in eine fixirte ständige Eingangsabgabe wünschenswerth sey, um den beständigen Schwankungen ein Ziel zu setzen, und dem innern wie dem äußern Getreidehandel eine sichere Basis zu gewähren, ist bereits vielseitig anerkannt, und eine Abhülfe in dieser Beziehung darf ohne Zweifel von der erleuchteten englischen Gesetzgebung in nächster Zukunft erwartet werden."

Der speciellen Untersuchung des Gewerbwesens geht eine Statistik der Bevölkerung vorher, aus deren genauen Angaben wir ersehn, daß England und Wales allein im Jahr 1700 — 5,100,000, im Jahr 1800 — 9,200,000 und im Jahr 1830 — 13,800,000 Einwohner zählten. Ein ungeheurer Theil dieser Bevölkerung lebt nun der Industrie, deren unermeßlicher Aufschwung, deren allgemeine und specielle Gesetzgebung, deren Verhältniß zum Wohlstand und zum sittlichen Zustand des Volks nun aufs ausführlichste erörtert wird. England hat in dieser Beziehung mehr Erfahrungen gemacht, als irgend ein anderes Land in Europa, daher hat es in seiner Gesetzgebung für Industrie mannichfache Verbesserungen vorgenommen, wie sie das praktische Bedürfniß erzeugte. „Die Uebung des Common law, welches den Gerichtshöfen zu Grunde liegt, durch die allmählige bessere Einrichtung derselben stets mehr sich entwickelte und befestigte, und durch deren Entscheidungen und Präcedentien, welche als Gewohnheitsrecht gelten, eigentlich in steter Fortbildung begriffen ist, kämpfte fortwährend gegen die Gewerbsmonopolien, welche in ältern Zeiten, dieser Bestimmungen ungeachtet und unter den mangelhaften Einrichtungen der Gerichtshöfe, im Uebermaße verliehen wurden, und namentlich in der Regierungsperiode der Elisabeth ganze Bände ihrer Verordnungen füllen, indem der Grundsatz mit Glück durchgeführt wurde, daß vor den Gerichten keine Verleihung gelten könne, welche einen monopolisirenden Charakter, sey es nun für die Ausübung irgend eines Gewerbszweiges überhaupt, oder innerhalb eines gewissen Bezirkes, an sich trägt. Nicht minder wirkte diese Uebung des common law auf die allmählige Abschaffung der Monopolien der Krone, wovon sich bis auf die heutige Zeit nur eines, nämlich die Verwaltung der Posten, wegen der großen Wichtigkeit dieser Anstalt für den Verkehr, und bei allgemein anerkannter Nothwendigkeit ihrer Stellung unter die öffentliche Autorität, wiewohl durch zahlreiche Parlamentsakten geregelt, und in ihren Taxen bestimmt, erhalten hat. Im Einklang mit diesen Grundgesetzen der Nation und den Principien der Gerichtshöfe stehen die Ansichten der vorzüglichsten staatswirthschaftlichen Schriftsteller. Die Erfahrung aller Orte, wird in dieser Beziehung angeführt, habe hinreichend dargethan, daß jedes directe Eingreifen der Gesetzgebung in irgend einen Zweig ehrlichen Erwerbes, durch Verbote, Beschränkungen, oder Ermunterung des einen auf Kosten eines andern, sey es nun in der Agrikultur, in den Gewerben oder im Handel, die Fortschritte des allgemeinen Wohlstandes nur gehindert habe, und daß die beste Politik des Gesetzgebers nur darin bestehen könne, die inländische Betriebsamkeit nicht beschränken oder reguliren zu wollen, sondern sich mit dem einfachen Schutze derselben gegen Betrug oder Thorheit zu begnügen." Noch ist dieser richtige Grundsatz nicht überall anerkannt, und das Theoretisiren, so wie die Leidenschaft des trop regner macht sich außerhalb England noch gar vielfach geltend. (Der Schluß folgt.)

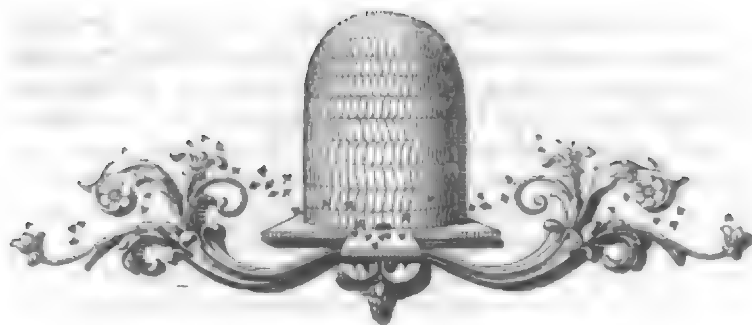
Römische Geschichte.

8) Lucius Cornelius Sulla, genannt der Glückliche, als Ordner des römischen Freistaates, dargestellt von Dr. K. L. Zachariä, großh. bad. geh. Rathe ꝛc. Erste Abtheilung. Heidelberg, 1834. XII und 196 S. Zweite, 1834. 182 S. 8. Preis 4 fl. 48 kr.

Die erste Abtheilung beschäftigt sich mit Sulla's Leben. Die Darstellung seiner Abstammung, Erziehung und seines Jugendlebens hat uns vollkommen entsprochen. Nur wünschten wir, daß der Verfasser, wo er von dem Interesse spricht, welches Sulla an der Literatur nahm, auf eine Stelle des Cornelius (Attic. c. 4.) verwiesen hätte, wodurch er seine Behauptung viel stärker hätte begründen können. Noch ungleich anziehender ist die Erörterung der auswärtigen Verhältnisse des römischen Freistaates zu der Zeit, da Sulla seine öffentliche Laufbahn betrat, und die Abtheilung von dem Stande der Parteien in dem römischen Freistaate. Die Verhältnisse des Ritterstandes haben wir noch in keinem Werke so genau gezeichnet gefunden, wie in dieser Schrift; auch die Versuche der Gracchen sind höchst richtig aufgefaßt und deutlich beleuchtet. Die Darstellung des Krieges gegen Jugurtha hat außer vielen andern Vorzügen auch das große Verdienst, daß der Verfasser auf einen andern Umstand aufmerksam machte, der bisher wenig oder gar nicht beachtet wurde. Gewöhnlich schreibt man den langsamen Gang desselben einzig der Charakterlosigkeit der Feldherren zu. Allein Herr Zachariä macht auch auf einen andern Punkt aufmerksam, den man wohl in das Auge fassen muß: „Der Krieg, sagt er,

hatte einen eigenthümlichen Charakter; er hatte denselben Charakter, den Kriege, auf demselben Schauplatze geführt, auch jezt noch haben. — Vom Nilthale bis an die Säulen des Herkules erstreckt sich eine lange Ebne; da, wo einst die Könige Numidiens und Mauretaniens geboten, im Süden von einer Bergkette, dem Atlas, mehr oder weniger in ihrer Breite beengt; damals vielleicht mehr fruchtbaren Boden umfassend, als jezt, doch schon damals von todten Sandstrecken durchschnitten und nach Süden hin begrenzt. Auf diese Gestalt und Beschaffenheit des Bodens läßt sich der gesammte gesellschaftliche Zustand und insbesondere die Kriegskunst der Völkerschaften oder Stämme, welche damals, unter Jugurtha und unter dem mit ihm verbündeten Könige von Mauretanien, Bocchus, gegen die Römer fochten, als bedingt durch jene Ursache, zurückführen. Dieselbe Ursache beurkundet ihre Wirksamkeit auch in dem Leben und in den Kriegen der heutigen Bewohner Nordafrikas, wenn schon die Stämme, welche jezt in dem Numidien und Mauretanien der Vorzeit hausen oder herumschweifen, größtentheils nicht altafrikanischer, sondern neuerer, arabischer Abkunft sind. Wie damals, so ist auch jezt bei den Stämmen Nordafrikas ein jeder wehrhafte Mann Soldat. Alle sind beritten. Diese Reiterei umschwärmt von allen Seiten den Feind. Sie sucht ihn in wasserarme Gegenden zu locken oder von dem wirthbaren Lande abzuschneiden. Erleidet sie eine Niederlage, so löst sie sich auf, um sich, vom Feinde fern, wieder zu vereinigen. Durch Verschüttung der Brunnen erschwert sie dem Feinde das Nachsetzen, bald aber kehrt sie zurück, nicht selten stärker nach der Niederlage, als sie vor derselben war. Das Unglück, das Nahen des verfolgenden Feindes hat mit dem geschlagenen Stamme andere bisher friedliche Stämme vereiniget. Kriegsmuth ist eine gemeinsame Tugend, aber eben so ist die List und Verschlagenheit ein Grundzug des National-Charakters. In einem gänzlich offenen Lande müssen diese Stämme, auf einen Angriff ausgehend, ihr Nahen und auf der Flucht ihren Rückzug desto künstlicher verbergen. Gegen einen solchen Feind, in einem solchen Lande, hatten damals die Römer Krieg zu führen. So hoch bei ihnen die Kriegskunst stand, so war doch das Fußvolk der Kern eines römischen Heeres, und so war doch ein römisches Heer sowohl deßwegen, als wegen der geregelten Aufstellung und schweren Bewaffnung der Legion von einem solchen Feinde besonderen Gefahren ausgesezt. Und so wenig auch der Stolz der Römer die geheimen Künste der Politik verschmähte, so war doch auch der Feind in diese Geheimnisse eingeweiht. Kein Wunder daher, wenn dieser Krieg seine Wechselfälle hatte; kein Wunder, wenn Jugurtha's Fall länger sich verzögerte, als es die stolze Ungeduld des römischen Volkes erwartet hatte.“ Auch der Krieg gegen die Cimbern und Teutonen, so wie der Zeitraum von der Beendigung des Kampfes mit diesen Völkern bis zum Ausbruche des Bundesgenossenkrieges ist sehr gut durchgeführt. Noch ungleich schöner aber ist die Darstellung des Krieges mit den italienischen Bundesgenossen. Daran reiht sich Sulla's Consulat, die Schilderung der in Rom erfolgten Unruhen, der Krieg gegen Mithridates und der Bürgerkrieg bis zu Sulla's Dictatur. Das folgende Kapitel, worin uns Sulla als Dictator vorgeführt wird, hat uns, so viele Vorzüge und eigenthümliche Ansichten es im Allgemeinen enthält, doch wegen einiger Vorurtheile, welche sich zeigen, nicht ganz befriedigt. Die lezten Abschnitte über Sulla's Lebensende, seinen Tod, über seine Körperbeschaffenheit und Familienverhältnisse enthalten viele wichtige Aufschlüsse. Die Bemerkungen über Sulla's Geistesgaben und Charakter und die Vergleichung dieses Mannes mit Marius, Tiberius und Napoleon, welche den Schluß des ersten Theiles bilden, zeugen von einem umfassenden und gründlichen Studium. Wir wollen zum Belege, wie tief der Verfasser in den Geist dieser Männer eindrang, nur eine Stelle ausheben: „Marius war niederer Abkunft, ein Mensch ohne Erziehung, ein ausgezeichneter Soldat, nach und nach von einer Stufe zur andern gestiegen; Sulla war der Abkömmling eines patricischen Geschlechts, sorgfältig erzogen. Marius sah nur sich, Sulla auch das Gemeinwesen, auch den Freistaat, die Aristokratie. Sulla war stolz, Marius ehr- und ruhmsüchtig. In den Jahren schon weit vorgerückt, wohlbeleibt und von den Schwächen des Greisenalters gebeugt, begab sich Marius dennoch, als er sich um den Kriegsbefehl gegen Mithridates bewarb, täglich auf den Campus Martius, um hier, indem er mitten unter Jünglingen sein Roß tummelte, und andere kriegerische Uebungen vornahm, zu zeigen, daß er noch die zu den Anstrengungen eines Feldzuges erforderliche Körperkraft habe. Sulla legte die Dictatur nieder, als er noch weit jünger, als damals Marius, war. Beiden waren alle Mittel recht, wenn sie nur zum Ziele führten. Gleichwohl war Marius veränderlich, wankelmüthig, Sulla aber immer derselbe. Jenen beherrschten, und dieser benüzte nur die Zeitumstände. Jener vernichtete seine persönlichen Feinde, dieser die Gegner des Planes, welchen er zur Wiederherstellung des Freistaates entworfen hatte. Jener verfolgte Einzelne, dieser ganze Massen.“ Die zweite Abtheilung, welche Sulla's Ordnungen enthält, hat uns ganz besonders angesprochen. Der Verf. beurkundet überall eine gründliche Forschung. Das eigenthümliche Licht, das er über Sulla's Individualität und öffentliche Wirksamkeit verbreitet, zeigt einen Mann, der seiner Aufgabe ganz gewachsen ist, und die Klarheit und Ruhe seiner Darstellung zieht den Leser an. Druck und Papier sind schön. d.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 58. Freitag, 9. Juni 1837.

Werke über England und Irland.

6) Großbritanniens Gesetzgebung über Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel, statistisch und staatswirthschaftlich erläutert von dem k. bayer. Ministerialrath C. Th. Kleinschrod. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836. 8. S. 479.

(Schluß.)

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen entwirft der Verfasser eine Statistik aller Gewerbe in England, indem er sie alle namentlich nach alphabetischer Ordnung aufführt. Begreiflicherweise nehmen die Baumwollenmanufakturen die erste Stelle ein, über die sich daher der Verf. auch am ausführlichsten ausläßt. In Bezug auf die ausnehmend fortgeschrittene Maschinerie spricht er die Bewunderung aus, die deßfalls der menschlichen Erfindungskraft gebührt. Doch kann er nicht umhin, sich aufs stärkste gegen die das Manufakturwesen begleitende sittliche und physische Verderben auszusprechen. Er bemerkt: „1) der Arbeiter hat keine Hausarbeit; er lebt außer seiner Wohnung, und sucht sie nur auf, um sich einen Moment von großer Erschöpfung zu erholen. Allein da auch die Frau und erwachsene Kinder von 12 Jahren an in demselben Falle sind, so findet er häufig keine wohl zubereitete und gesunde Nahrung in seinem Haus, und gewöhnt sich um so mehr an den Genuß stärkerer Reizmittel, Colonialwaaren und dergleichen, und an den Besuch der verderblichen Branntweinschenken; 2) entsteht durch die Fabrikarbeit in den Cotton-Mills Trennung aller Familienglieder; die ganze Familie besteht aus einem Aggregat von Personen, von denen jede in einer Art Selbstständigkeit von ihrem eigenen Verdienste lebt; 3) findet dieser Lebensweise gemäß keine elterliche Beaufsichtigung der Kinder statt; leztere erwerben sich selbst schon in zartem Alter größtentheils ihren Unterhalt, und gewöhnen sich hiedurch an eine früh ihrem Charakter nachtheilige Unabhängigkeit; 4) ist die Einwirkung schlechten Beispiels um so verderblicher, als die Fabrikarbeit bei Ermanglung wahrer Beschäftigung eine große Menschenmenge in einem Raume vereinigt; 5) endlich geht hieraus die traurigste Folge, nämlich eine völlige Zerstörung aller Häuslichkeit hervor, indem auch die Frauen ihre Zeit in den Manufakturen zubringen, also auch den Mädchen fast alle Gelegenheit entzogen ist, sich in der häuslichen Oekonomie zu unterrichten. — Weniger nachtheilig erscheinen die Wirkungen der Fakrikarbeit auf die Gesundheit der Arbeiter, als solche nach den laut

gewordenen Stimmen hierüber, wobei es an großen Uebertreibungen ebenfalls nicht mangelt, geschildert worden. Es haben vielmehr gründliche ärztliche Untersuchungen ergeben, daß der Aufenthalt in den Fabriken eine absolute Benachtheiligung der Gesundheit und Lebensverkürzung, so durch Einathmung des feinen Staubes der Baumwollen- oder Wollenfasern, des Oelgeruchs der Maschinen, des Aufenthalts vieler Personen in einem Raume, nicht zur Folge habe; wiewohl allerdings gewisse körperliche Leiden den Umständen gemäß häufig damit verknüpft sind. Dahin gehört insbesondere die erhöhte Temperatur der Baumwollenwerkstätten, welche zu mehreren Arbeiten technisch erforderlich ist. Eine zwölfstündige Arbeit in warmen Räumen, wodurch die Herzbewegung leicht beschleunigt wird, erhöht die Reizbarkeit und erschlafft das Muskelsystem; die beständige Achtsamkeit auf die einförmige Bewegung der Maschine, welche, wenn auch keine anstrengende Arbeit, doch auch keine Ruhepunkte verstattet, wirkt in gleicher Art deprimirend auf die Funktionen des Nervensystems, und beides zusammen bringt nach vollendeter Arbeitszeit einen Grad von Erschöpfung hervor, welcher bei weit schwereren Arbeiten unter andern Umständen nicht empfunden wird. Der Mangel an häuslicher Pflege und der häufige Genuß des Branntweins vergrößert das Uebel. Vollkommene Gesundheit und Lebensfrische mangeln daher den Arbeitern zum großen Theil, und ihre Krankheiten, aus Einer Ursache entsprungen, tragen einen gleichförmigen Charakter. Der Unterschied der Sterblichkeit in den Manufakturdistrikten gegen jene mit vorherrschender Agrikultur zeigt sich daher allerdings nach der lezten Bevölkerungsaufnahme bedeutend."

Vorzügliche Rücksicht verdient auch die demoralisirende Wirkung einer rein mechanischen Thätigkeit, die sich immerwährend gleich bleibt, und die weder die Entwicklung eines besondern Kunstgeschicks, einer selbstthätigen Phantasie, noch die Hoffnung auf Erfolge in der Zukunft und einen edeln Ehrgeiz zuläßt. Durch die Fabrikarbeit verliert der Mensch Vergangenheit und Zukunft, und es bleibt ihm allein eine nüchterne und armselige Gegenwart. Blickt der Erwachsene zurück, so sieht er sich von früher Kindheit an immer vor denselben Rädern und Spuhlen, und seine Vergangenheit hat nichts, das sich irgend von seiner Gegenwart unterscheide und ihm zu einer romantischen Ferne würde; blickt er in die Zukunft, so sieht er dieselbe Aussicht bis an sein Grab vor sich. Er hat keine Spannkraft mehr, um einen andern Beruf zu ergreifen. Das Wenige, was er verdient, lohnt nicht der Mühe, gespart zu werden, zumal nicht für entfremdete und undankbare Kinder. Also greift er zur Branntweinflasche.

Am traurigsten ist das Schicksal der Kinder, die nicht einmal freiwillig jene Sklaverei des mechanischen Dienstes wählten, und denen man auch durch die humansten Gesetze keine wesentliche Erleichterung verschaffen kann. Der Verfasser zeigt „die großen Schwierigkeiten in der Ausführung mehrerer Bestimmungen des Statuts, namentlich was die Arbeitsstunden betrifft, indem einestheils bei dem großen Antheil der Kinderarbeit an dem Manufakturbetrieb bei dem frühern Aufhören der erstern auch die der Erwachsenen eingestellt werden müßte; daher in mehreren großen Fabriken, um dem Statute Folge zu leisten, die Kinder en Relais zur Ergänzung der Arbeitsstunden gestellt wurden; anderntheils aber Kinder unter 13 Jahren, welche nach dem Statut innerhalb eines gegebenen Termins ganz von der Arbeit entfernt werden sollen, bei diesem Manufakturbetriebe sehr nützliche Dienste leisten und für mehrere Verrichtungen vorzugsweise zu brauchen sind; endlich was die größte Schwierigkeit ist, weil die Löhne für die Kinder bei Verminderung der Arbeitsstunden sich nach Verhältniß so gering berechnen, daß den Eltern hiedurch keine wesentliche Erleichterung ihres Unterhalts mehr zugeht, folglich die Kinder ganz ausbleiben. Auch können viele Kinder nicht früher ohne die Eltern, welche auch in Fabriken arbeiten, entlassen werden, ohne sie der Hülflosigkeit oder dem Müssiggang in den Straßen ꝛc. preiszugeben."

Von der Industrie geht der Verfasser zum Handel über und erwägt speciell die wichtigsten Handelsverhältnisse Englands insbesondere zum Continent und zu Indien und China. „Erfreulich für Deutsche ist die Thatsache, daß die eben so weise als kräftige Handelspolitik eines deutschen Staates es war, welche das tief gewurzelte englische Ausschließungssystem erschütterte und zeitgemäße Modifikation auch für europäische Staaten herbeiführte, nachdem zu jener Zeit nur die amerikanischen Freistaaten eine volle Reciprocität in ihrem Schifffahrts- und Handelsverkehr mit England, und zwar, wie bemerkt, schon mehrere Jahre früher (1815) erreicht hatten. Preußen erklärte nicht nur im Jahr 1823, daß die hohe Belastung seiner Schiffe in englischen Häfen eine ähnliche der englischen Fahrzeuge in preußischen Seehäfen zur Folge haben werde, sondern sezte diese Drohung auch bald darauf wirklich in Ausführung. Zu gefährlich schien dieses Beispiel für die übrigen, auf keinem bessern Fuß in den brittischen Seehäfen behandelten europäischen Mächte, um dasselbe lange bestehen zu lassen, und die dringende Petition der Schiffseigner und Handelsleute nöthigte die brittische Regierung zu einem schleunigen gütlichen Abkommen mit Preußen, welches die Reihe der Handelsverträge Englands mit europäischen Staaten

eröffnete. — Die Rücksichten auf den Zustand der Colonien endlich, und die wichtigen Veränderungen, welche sich kurz vor und nach dem allgemeinen Frieden in den dortigen Verhältnissen ergeben hatten, waren nicht minder geeignet, eine liberalere Schiffahrts- und Handelspolitik herbeizuführen. Die Moderationen des Navigationssystems, welche durch die Bildung der nordamerikanischen Staaten veranlaßt wurden, mußten nothwendig durch die allmählige Freiwerdung der Colonien des ganzen amerikanischen Continents eine angemessene Erweiterung erhalten. Den Anfang machte Brasilien, welches durch die Versetzung des Hauses Braganza dahin mit seinem Sitze von selbst aufgehört hatte, Colonie zu seyn, und Großbritannien keine Wahl übrig ließ, als dasselbe in Hinsicht auf Schiffahrt und Handel nach europäischem Fuße zu behandeln. — Dasselbe Princip erstreckte sich allmählich auf die übrigen Länder Amerikas, welche in kurz auf einander folgenden Zeiträumen in die Reihe selbstständiger Staaten eintraten. Bei den brittischen Besitzungen Westindiens zeigte sich, daß eine längere einseitige Ausschließung derselben vom größeren Weltverkehr einer richtigen Politik gerade entgegen lief. Die Einfuhr verschiedener Artikel erster Nothwendigkeit in diese Colonien auf amerikanischen Schiffen war von den Vereinigten Staaten durch Retorsionen lange schon faktisch erzwungen worden, bis das englische Parlament sich zur Legalisirung dieses Verkehrs entschloß (1822)." Die Freigebung des chinesischen Handels veranlaßt den Verfasser insbesondere, sich den schönsten Hoffnungen für den allgemeinen Handelsverkehr zu überlassen.

Schließlich charakterisirt er die Zollverhältnisse Englands, mit sehr genauen Angaben, dann das Bankenwesen, den Verkehr mit den Colonien, und innerhalb Englands selbst den Straßen- und Kanalbau, Eisenbahnen 2c., so daß dieses ganze Werk uns eine überraschende Einsicht in alle industrielle und merkantilische Verhältnisse Englands gewährt und uns vollkommen darin orientirt.

Römische Geschichte.

9) Geschichte der römischen Beredtsamkeit von Erbauung der Stadt Rom bis zur Auflösung des weströmischen Reichs. Nach den Quellen bearbeitet von A. Westermann. Leipzig, J. A. Barth, 1835. XIV und 351 S. gr. 8.

Wie in der neuesten Zeit der römischen Geschichte eine größere Theilnahme und Aufmerksamkeit geschenkt wird, so zeigt sich auch ein reger Eifer, die Leistungen der Römer in der Wissenschaft sorgfältiger zu erforschen, und man kann es in der That als eine sehr erfreuliche Erscheinung betrachten, daß das Vorurtheil, als seyen dieselben überall in die Fußstapfen der Griechen getreten, und nicht im Stande gewesen, aus ihrem Innern etwas Großes hervorzubringen, mehr und mehr verschwindet. Allerdings läßt sich nicht läugnen, daß sie, wie ihr ausgezeichneter Geschichtschreiber Sallustius sagt, lieber große Thaten ausführten, als die Werke Anderer aufzeichneten, daß sie bei ihrem zunächst auf das Praktische gerichteten Sinn die größte Aufmerksamkeit auf das öffentliche Leben und das Wohl des Staates richteten. Allein wer wird deßhalb glauben, daß eine Nation, welche in kurzer Zeit so viele und so große Männer aus ihrer Mitte hervorgehen sah, nicht fähig gewesen sey, auch in der Wissenschaft unvergängliche Werke zu schaffen? Wer die Menge der Redner, Geschichtschreiber und Dichter, die von Carthago's Untergang bis zur Schlacht von Actium auftraten, überschaut, und die Regsamkeit im Augustischen Zeitalter einer nähern Würdigung unterwirft, der zweifelt gewiß nicht mehr, daß die Römer auch zu geistigen Schöpfungen Kraft und Geschicklichkeit genug in sich hatten, und für Kunst und Wissenschaft nicht unempfänglich waren. Kein Zweig der Literatur aber war ihrem Charakter so angemessen, in keinem haben sie mehr und Größeres hervorgebracht, als in der Beredtsamkeit und in der Rechtswissenschaft. Bähr hat nicht mit Unrecht in seinem vortrefflichen Werke über die römische Literatur der Beredtsamkeit eine ganz besondere Beobachtung geschenkt. Allein in einem Werke, welches das ganze Gebiet der römischen Literatur umfaßt, war es nicht möglich, sie mit gleicher Vollständigkeit zu behandeln.

Der erste Abschnitt umfaßt den Zeitraum bis zur Vertreibung der Tarquinier. Wir verkennen nicht, daß der Verfasser mit der Geschichte der Römer sehr vertraut ist, und auch die Anfänge derselben sorgfältig studirt hat; doch glauben wir, daß er, wenn er sich einzig an die Quellen gehalten und neuern Ansichten nicht zu viel Gewicht beigelegt hätte, Manches in diesem Abschnitte von einer rechten Seite dargestellt haben dürfte. Der zweite Abschnitt umfaßt die Zeit bis zum Jahr 734, in welcher die römische Beredtsamkeit sich allmählich entwickelte, blühte und ihre höchste Vollendung erreichte. Der Verfasser hat denselben sehr zweckmäßig in drei Perioden abgetheilt, von denen die erste vom Jahr 244 bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts geht, und die Entwicklung schildert, die zweite aber, welche ihrer Ausbildung unter griechischem Einflusse gewidmet ist, den Zeitraum von 600—679 enthält, und die dritte (679—734) eine sehr vollständige Uebersicht von ihrer Vollendung gibt. In der ersten Periode sehen wir, wie nach der

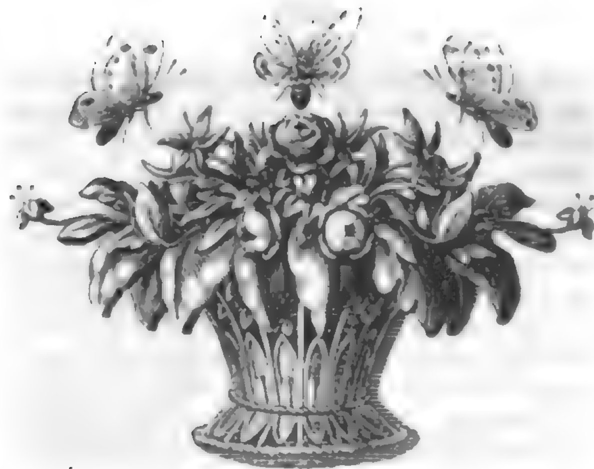
Vertreibung der Tarquinier, während das Gebiet des anfangs kleinen römischen Staates von Jahr zu Jahr eine größere Ausdehnung gewinnt, die geistigen Kräfte in jugendlicher Schönheit sich entfalten, und die Beredtsamkeit, welche bereits im Senat und bei dem Volke großen Einfluß verschafft, allmählig beachtet und gepflegt wird. Vorzüglich hat uns die Vergleichung, welche der Verfasser zwischen der Entwicklung der Griechen und Römer anstellt (S. 23) sehr angesprochen, wenn dieselbe auch gleichwohl manche Beschränkung erleiden dürfte: „Während der Römer reiner Verstandesmensch ist, ist der Grieche reiner (?) Gefühlsmensch. Die reiche idealisirte Mythologie der Griechen, ihr lebendiges, vielgefeiertes Heroenthum, ihr abenteuerliches, durch so manche Sage und Erinnerung gehobenes Seeleben, und die dadurch erzeugte vielfache Berührung mit fremden Nationen hatte bei ihnen die Phantasie zur vorherrschenden Geistesthätigkeit ausgebildet, diese wiederum die Poesie frühzeitig hervorgerufen und der Vollendung nahe gebracht, der Geschichte anfangs durch Hinneigung zum Abenteuerlichen einen dichterischen Anstrich gegeben, und, verbunden mit inniger, kindlicher Anschauung der Natur, auf der einen Seite die Kunst, auf der andern die Philosophie ins Leben gerufen. Dieser Fülle von geistigen Anregungen geben sich die Griechen mit ganzer Seele hin, in ihr lernten sie frühzeitig Ersatz suchen für die Mühseligkeiten des Lebens, während die Römer sich die Bekämpfung dieser Mühseligkeiten zur Hauptaufgabe des Lebens machten, und keinen würdigern Schauplatz ihrer Bestrebungen kannten, als das Forum und das Schlachtfeld. Auch die Griechen hatten ihren Markt, auch sie bestanden zahllose Kämpfe auf Tod und Leben; allein das öffentliche Leben in Griechenland war doch ein ganz anderes, als das Leben in Rom. Während die Römer alles (?) um des Nutzens willen thaten, und alles scheinbar Unnütze ausschlossen, ergriffen die Griechen jede Sache um ihrer selbst willen, bei ihnen stand alles sinnlich und geistig Wahrnehmbare in engem Zusammenhange. Ihr öffentliches Leben war Geselligkeit in höherer Potenz (?), nichts blieb ausgeschlossen, was dieser Geselligkeit einen höheren Reiz verleihen konnte. Aber eben darin liegen auch die Mängel des griechischen Staatslebens. Es fehlte den Griechen die tiefere Auffassung desselben, und wiewohl sie von glühendem Patriotismus und Freiheitsliebe beseelt waren, fiel es ihnen doch leichter, politisches Ungemach zu ertragen, als zu verhüten; was den Römern Zweck war, das Staatsleben selbst, war ihnen nur Mittel; daher ging ihnen so oft über der Nebensache die Hauptsache verloren. Auch die Sprache der Griechen entspricht ganz ihrem Charakter; in ihr zeigt sich ganz dieselbe Beweglichkeit und technische Verschlungenheit, doch ohne das Imposante und den wie aus einem Gusse entstandenen römischen Numerus; Einzelnes mehr an einander gereiht durch die feinen Fäden der unerschöpflichen Partikeln, als aus einander heraus entwickelt, aber voll der Zartheit, die ein unbefangenes, im sinnlichen Anschauen der Natur geläutertes Gemüth beurkundet, und mit einem Reichthum ausgestattet, der nicht einzelne Theile der Wissenschaft, sondern in vollendeter Terminologie alles sinnlich und geistig Wahrnehmbare in sich begreift."

Die Behandlung der zweiten und dritten Periode dieses Abschnittes, d. h. der Ausbildung von Vollendung der römischen Beredtsamkeit ist sehr gelungen. Daß einzelne Irrthümer sich eingeschlichen, und noch einige Redner hätten aufgeführt werden sollen, sieht Jeder, der mit dem Gegenstande vertraut ist; allein wie leicht begegnet es auch dem sorgfältigsten Forscher, bekannte Dinge zu übersehen, wie leicht entschlüpfen bei einer so großen Menge von Namen und Thatsachen der Feder Irrthümer! Wer wollte deßhalb des Verfassers redliches Streben verkennen! In der dritten Periode hat uns vorzüglich die Darstellung des Cicero angesprochen. Während unter den großen Rednern seiner Zeit Brutus, Calvus, Pollio und Andere sich an die attische, Hortensius aber an die asiatische Schule der griechischen Beredtsamkeit halten, vereinigt er die Vorzüge beider in sich, wodurch es ihm denn auch gelang, sich auf jene Stufe der Vollendung zu erheben, die ihm Niemand streitig machen kann.

Der dritte und lezte Abschnitt enthält die Geschichte der Beredtsamkeit unter den Kaisern. Der Verfasser hat ihn wiederum in zwei Perioden abgetheilt, von denen die erste den Zeitraum bis auf Hadrian (30 v. Chr. bis 117 n. Chr.), die zweite aber jenen bis zum Untergange des weströmischen Reiches (v. 117 bis 476 n. Chr.) umfaßt. Dieser Abschnitt beschäftigt sich mit der Schilderung des Verfalles und des Unterganges der römischen Beredtsamkeit. Als die Freiheit unterging, verlor auch die Beredtsamkeit ihre Bedeutung, und artete in Deklamation aus. So vortrefflich Quintilian war, so konnte er doch die alternde Kunst nicht mehr verjüngen. Interessant wäre es, wenn Herr Westermann, der für die Geschichte der Beredtsamkeit besondere Vorliebe zu haben scheint, auch die Geschichte der neuern Beredtsamkeit, wenigstens die der Engländer und Deutschen behandeln würde.

d.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 59. Montag, 12. Juni 1837.

Werke über England und Irland.

7) Biographische und kritische Geschichte der englischen Literatur von S. Johnsons bis zu W. Scotts Tode, von Allan Cunningham. Aus dem Englischen von A. Kaiser. Leipzig, Weidmann, 1834.

8) Versuch über die englische Literatur und Betrachtungen über den Geist des Menschen, der Zeiten und der Revolutionen von Chateaubriand. Zwei Bändchen. Stuttgart, Metzler, 1836.

Zwei sehr verschiedene Bearbeitungen der englischen Literargeschichte. Die kurze des Engländers ist für uns Deutsche vielleicht zu kurz, weil sie Manches als bekannt voraussezt, was es bei uns noch nicht ist, da wir noch bei weitem nicht alle die englischen Dichter übersezt haben, die darin erwähnt werden. Das Werk des Franzosen ist für uns etwas zu französisch, d. h. es raisonnirt mehr, als es charakterisirt, und sieht die englische Literatur von einem nationell einseitigen Standpunkt an. Beide Werke leisten daher für ein deutsches Publikum noch nicht das, was nur ein Deutscher leisten könnte, der die vollkommenste Kenntniß der englischen Bücherwelt besäße.

Herr Cunningham gibt kurze biographische und kritische Portraits von 108 Autoren, wie in einem Conversationslexikon, nur nicht alphabetisch, sondern nach der Zeitfolge geordnet und nach den Fächern: Dichter, Roman und Novelle (deren Verfasser doch wohl auch Dichter zu nennen wären), Geschichte, Biographie, Drama, Kritik. Sein Urtheil ist solid, praktisch, aber ein wenig prosaisch; das heißt, er weist mit Recht alle öde Phantasterei, und grillenhafte Tändelei, alles, was die Schranken der Natürlichkeit und Sitte überschreitet, zurück; aber er hat nicht Gefühl genug für das Geniale des Schmerzes oder der Verruchtheit, nicht Blick genug für die Grazie des Gräßlichen, und er lobt auf der andern Seite etwas zu viel die hausbackne Natürlichkeit, auch wo sie, wie bei Walter Scott, wirklich nicht mehr aus dem Genie, sondern aus der Fabrik geliefert wurde. Wir sind ganz mit ihm einverstanden, die frechen Tendenzen des Lord Byron zu verwerfen, aber wir glauben gleichwohl für Lord Byrons Genie mehr Bewunderung hegen zu müssen; ja wir glauben, daß er durch seine Lage, Ueberreizungen aller Art und angeborne Charakteranlage in jene tristen und diabolischen Stimmungen kam, die man noch öfter nachgeahmt als getadelt hat, und die bei ihm allein natürlich und verzeihlich erscheinen, während sie bei Heine die jämmerlichste Affektation und Nachäfferei sind. Dagegen möchten

wir Walter Scott nicht ein gar so ausschweifendes Lob zuerkennen, als womit Herr Cunningham ihn zu überschütten beliebt hat. Walter Scott hat große Vorzüge, er hat die idealisirende Sentimentalität aus ihren öden und gestaltlosen Nebelhöhen zur lebendigen, greifbaren Wirklichkeit heruntergezogen und umgekehrt die Alltäglichkeit zur historischen Bedeutung erhoben. Durch ihn trat der historische Roman an die Stelle sehr abgeschmackter Familien- und genial seyn sollender Künstlerromane. Auch hat er einen Reichthum von Gestalten und natürlichen Charakteren, wie wenig Dichter vor ihm. Doch hat er eben solche Gestalten zu sehr fabricirt, und mit der Natur weit mehr kokettirt, als Byron mit der Unnatur. Scott überläßt sich nie so genial dem Zuge der Natur, wie Byron sich dem Zuge seiner unanständigsten Begierde überließ. Er berechnet immer wie ein Krämer und Philister, auch wo es schön wäre, ganz unbefangen zu seyn; während Byron, wie ein wahnsinniger Engel, enthusiastisch den Teufel küßt und seine eigne Schönheit dabei gänzlich vergißt. Dann ist doch Walter Scott auch so breit, so unausstehlich breit.

Am Schlusse des kleinen Werkes spricht der Verfasser mit vieler Bitterkeit von Undank des englischen Volks gegen seine Genies: „Man hat von mir verlangt, ich solle den Einfluß angeben, welchen Männer von Talent hier zu Lande genießen; das kann mit drei Worten geschehn: sie genießen keinen. Die Redaktoren von zwei, drei Hauptzeitungen haben beim Volke und bei der Regierung mehr Gewicht, wie alle Dichter, die seit fünfzig Jahren lebten. Der Einfluß der Männer von Genie ergibt sich aus ihrer Geschichte. Chatterdon nahm Gift, weil er kein Brod finden konnte, Johnson wurden die Mittel verweigert, seine Gesundheit außer Landes herzustellen; Burns hatte bei seinem Tode kein Brod und keinen Penny im Hause; Crabbe starb als armer Pfarrer, dem keine Beförderung zu Theil ward; Scott rieb sich auf, indem er seine Vermögensumstände herstellen wollte, und sein Vaterland weigert sich, seine Bibliothek vor dem Verkauf in der Auktion zu retten. Byron starb im Exil und das Land verwünschend, dessen Zierde sein Genius ist; Coleridge ist um seine kleine Pension gekommen; Wordsworth verkauft Stempelpapier; Southey bekommt täglich eine Pinte leichten Wein vom Könige; Moore hat an der Poesie gefunden, daß sie sich, wie die Tugend, selbst belohnt; Hogg benagt am Yarrow einen Hammelknochen, und Wilson lebt von der Moralphilosophie. Damit nehm' ich Abschied von diesem Gegenstande."

Das Werk des Herrn von Chateaubriand ist in mehrfacher Beziehung merkwürdig. Dieser berühmte Pair gehört zu den wenigen Männern Frankreichs, die da begriffen haben, daß ihre Landsleute auf dem bisherigen Wege der seichtesten Aufklärerei (ohne Religion und Moral und sogar ohne wissenschaftliche Bildung) und der eitelsten Freiheitsprahlerei (ohne Sitten, die allein der Freiheit Dauer versprechen) wie auf einer schiefen Fläche abwärts gehn. Die wenigen Franzosen dieser Art fühlen trotz aller patriotischen Leidenschaft für Frankreich doch das Bedürfniß, sich mit dem Auslande zu beschäftigen, und das, was sie dort sehn, mit den Verhältnissen Frankreichs zu vergleichen; ferner auch in die Vergangenheit zurückzugehn, das französische Bewußtseyn etwas weiter zurückzudatiren und namentlich auf die Religion, als auf die älteste und reinste Quelle, aus der Völker ihre Kraft schöpfen, hinzuweisen. Schon der leztere Umstand ist allein hinreichend, sie in Frankreich lächerlich zu machen.

Nachdem Herr von Chateaubriand aus dem verdorbenen Paris in die Unschuldswelt der Tropenländer (Atala) und dann in den Schooß des Christenthums (Genie des Christianismus, Reise zum h. Lande) geflüchtet ist, fühlt er sich noch am Ende seiner Tage durch einen neuen Gegensatz gegen das Pariser Wesen angezogen, durch England. Vielleicht daß er bemerkt hat, sein Wirken für das Christenthum habe nicht viel gefruchtet, und Frankreich werde vielleicht mehr geneigt seyn, durch den Ernst der Engländer auf sich wirken zu lassen. Oder folgte er unbewußt und ohne besondere Absicht jenem horror vacui, der ihn von der französischen Literatur zu der englischen trieb.

Nichts ist liebenswürdiger, als das Geständniß, das er ablegt, er habe früher, als Anhänger der antiken Schule, die Vorzüge der romantischen und insbesondere Shakespeares verkannt, er sey aber auch jezt noch — als Franzose — nicht im Stande, gewisse Schönheiten des englischen Dichters zu goutiren, so sehr sie auch in England bewundert würden. Das ist aufrichtig. So sollten sich verschiedene Nationen immer gegen einander ausdrücken, und einander lieber nicht begreifen zu können eingestehen, als einander mißkennen. Die Stelle lautet: „Ich habe früher Shakespeare mit der klassischen Brille gemessen; ein vortreffliches Instrument, um die Ornamente von gutem oder schlechtem Geschmack, die vollkommnen oder unvollkommnen Einzelnheiten wahrzunehmen; aber ein Mikroskop, das zur Betrachtung des Gesammtwerks nicht taugt, da der Fokus der Linse nur auf Einen Punkt geht und nicht die ganze Fläche befaßt. Dante, gegenwärtig einer der Gegenstände meiner höchsten Bewunderung, zeigte sich meinen Blicken in derselben verkürzten Perspektive. Ich wollte eine Epopee nach den Regeln finden in einem freien Epos, das die Geschichte der Ideen, der Kenntnisse, der Glaubensweisen, der Menschen und der Ereignisse einer ganzen Periode umschließt; ein Werk, ähnlich den vom Geist der alten Zeiten durch

und durch gesättigten Domen, wo die Zierlichkeit und Mannichfaltigkeit der Einzelnheiten der Größe und Erhabenheit des Ganzen gleich kommen. — Nach dem Urtheil Samuel Johnsons — und dies ist die allgemeine Ansicht der Engländer — besaß Shakespeare noch mehr Genie fürs Komische als fürs Tragische; die Kritik bemerkt, daß bei den pathetischsten Scenen dem Dichter das Lachen anwandelt, während in den komischen Scenen ihm nie ein ernster Gedanke kommt. Wenn wir Franzosen Mühe haben, die vis comica des Falstaff zu empfinden, während wir den Schmerz der Desdemona wohl verstehen, so ist dies darum, weil die Völker verschiedene Weisen haben, zu lachen, aber eine und dieselbe, zu weinen."

Die Betrachtungen über Milton sind besonders, vielleicht unverhältnißmäßig ausführlich. Dagegen die über Lord Byron auffallend kurz. Wir hätten erwartet, hier den französischen Romantiker vom englischen oder den Christen vom Atheisten reden zu hören, allein Herr von Chateaubriand spricht nur als älterer Autor vom jüngern mit einer unbegreiflich gereizten Eigenliebe: „Wenn es wahr wäre, daß René einigermaßen der einzigen Person zu Grund läge, welche unter den verschiedenen Namen: Childe-Harold, Conrad, Lara, Manfred, der Giaour auftritt, wenn zufällig Byron mir von seinem Leben mitgetheilt hätte — so wäre es eine Schwäche von ihm gewesen, daß er mich nie nannte? So wäre ich einer der Vorfahren gewesen, die man verläugnet, wenn man zur Macht gelangt ist? Kann Lord Byron ganz und gar mich nicht gekannt haben, er, der beinah alle französischen Autoren, seine Zeitgenossen, anführt? Hat er nie von mir reden gehört, als die englischen Journale, wie die französischen, zwanzig Jahre lang in seiner Nähe widerhallten von dem Streit über meine Schriften, als die New-Times eine Parallele zogen zwischen dem Verfasser des Geistes des Christenthums und dem Dichter des Childe-Harold?"

Wenn übrigens Herr Cunningham über den Undank des englischen Volks gegen seine Genies klagte, so stimmt Herr von Chateaubriand eine Klage über Frankreich an, die noch bitterer ist: „Die Wahrheit hatte früher Mühe durchzudringen; es fehlt ihr an Vehikeln; die tägliche und freie Presse fehlte ihr; die Literaten bildeten eine Welt für sich; sie beschäftigten sich gegenseitig mit einander, ohne daß das Publikum von ihnen Kunde nahm. Heutzutage, wo die anschwärzenden oder bewundernden Journale zum Sturm oder zum Sieg blasen, müßte man einen großen Unstern haben, wenn man nicht zu seinen Lebzeiten erführe, was man gilt. Wenn bei diesen widersprechenden Urtheilen unser Ruhm früher beginnt, so geht er auch schneller zu Ende; Morgens ein Adler, Abends eine Rohrdommel. — So ist die menschliche Natur, besonders in Frankreich; wenn wir einige Talente besitzen, so beeilen wir uns, sie herabzuwürdigen. Nachdem wir sie an den Himmel erhoben, schleppen wir sie nachher im Koth; dann suchen wir sie wieder auf und dann verachten wir sie aufs Neue. Wer hat nicht binnen einigen Jahren zwanzigmal die Meinung über denselben Mann sich ändern sehen? Gibt es denn auf der Erde heutzutage noch etwas Gewisses und Wahres? Man weiß nicht, was man glauben soll; man bedenkt sich bei Allem, man zweifelt an Allem; die lebendigsten Ueberzeugungen erlöschen über Nacht; wir mögen keine berühmte Namen dulden; es ist, als ob man uns das entzöge, was man bewundert; unsre Eitelkeit wird eifersüchtig bei dem geringsten Erfolg, und wenn er ein wenig andauert, peinigt sie uns fast zu todt. Man ist insgeheim nicht allzusehr betrübt darüber, wenn ein Mann von Verdienst stirbt; es ist gleich ein Nebenbuhler weniger; das unwillkommene Aufsehen, das er erregte, hinderte, die Stimme der Dummen und das Kreischen der Mittelmäßigkeiten zu hören. Man beeilt sich, den Verstorbenen in drei oder vier Journalartikeln einzusargen; dann spricht man nicht mehr von ihm; man öffnet seine Bücher nicht mehr; man plombirt seinen Ruf in seinen Schriften, wie man einen Leichnam in seiner Bahre einschließt, und schickt Alles mit Gelegenheit der Zeit und des Todes der Ewigkeit zu. — Heutiges Tages altert Alles in ein paar Stunden; in einem Augenblick welkt eine Reputation, geht ein Werk vorüber. Die Poesie hat das Schicksal der Musik; ihre Stimme, frisch bei der Morgendämmerung, ist bis Sonnenuntergang gebrochen. Jeder schreibt; Niemand liest ernsthaft. Ein dreimal genannter Name wird schon lästig. Wo sind die Erlauchten, die, eines Morgens erwachend, vor einigen Jahren erklärten, es habe Nichts vor ihnen existirt, sie hätten einen unbekannten Himmel, eine unbekannte Welt entdeckt, sie seyen entschlossen, durch ihr Genie die angeblichen, bisher so thörichterweise bewunderten Meisterwerke in ihrer erbärmlichen Blöße hinzustellen? Die sich im Jahr 1830 die Jugend nannten — wo sind sie? Seht da die großen Männer von 1835, welche die Alten von 1830 als Leute von Verdienst, in ihrer Zeit, aber als jezt abgenüzt, vergangen, zurückgeblieben ansehen. Bald werden die Wickelkinder in den Armen ihrer Ammen ankommen; sie werden lachen über die Achtzigjährigen von sechzehn Jahren, über diese 10,000 Poeten und 50,000 Prosaiker, welche sich jezt in allen Ecken und Winkeln Frankreichs mit Ruhm und Melancholie bedecken. Wenn man zufällig von der Existenz dieser Schriftsteller keine Notiz nimmt, tödten sie sich, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen. Eine neue Chimäre! Man hört nicht einmal auf ihren lezten Seufzer. Was verursacht diesen

Wahnsinn, diese Verwüstung? Der Mangel des Gegengewichts für die menschlichen Thorheiten — der Religion."

Wir glauben nicht nöthig zu haben, daran zu erinnern, daß wir, die deutsche Jugend in dieser Weise nicht durch das französische Beispiel verführen zu lassen, seit Jahren eifrig kämpfen. Uebrigens ist die deutsche Copie diesen „französischen Zuständen" frappant ähnlich bis auf die „neue Chimäre" des Selbstmords. Man denke an Charlotte Stieglitz und Carl von Hohenhausen.

Reisen.

1) Skizzen über Deutschland und die Deutschen. Mit Bemerkungen über Oesterreich, Ungarn, Polen und die Schweiz von einem in Deutschland reisenden Engländer. Erster Band. Leipzig, Lit. Museum, 1837.

In Bezug auf den Titel ist zu bemerken, daß Oesterreich und die Schweiz auch mit zu Deutschland gehören und nicht wie Polen und Ungarn davon gesondert werden können, wenn von deutscher Nationalität die Rede ist. Der Reisende scheint ein anständiger, lebenserfahrner Mann von ruhigem Charakter zu seyn, den zu begleiten in der Lektüre wie im Leben angenehm ist. Er ging über Hamburg, Lübeck, Rügen, Schwerin nach Berlin. Er schildert Land und Volk, die Merkwürdigkeiten der Städte ꝛc., was uns freilich alles nicht mehr neu ist. Obgleich er als Engländer unser Vaterland mit fremden Augen ansehen mußte, tritt diese fremde Auffassung doch nicht sehr charakteristisch hervor. Er theilt die Vorliebe der Mistreß Trollope für unsre Landsleute, denkt billig über das, was uns noch mangelt und auch wo er tadeln zu müssen glaubt, drückt er sich nur mit einer freundlichen Ironie aus. Dagegen verirrt sich auch zuweilen sein Lob, z. B. indem er in Berlin die Bemerkung macht: „Hardenberg, der größte Minister, den Preußen je seyn nannte, kann beinahe für den alleinigen Retter des Landes gelten." Hardenberg kam erst ans Ruder, nachdem durch Stein, Scharnhorst, Stägmann ꝛc. in Preußens Unglückszeit die großen Reformen des Staats bereits ausgeführt oder wenigstens vorbereitet waren und er erntete Lorbeern, die Andere gepflanzt hatten. Man darf ihn auf Kosten seiner Vorgänger um so weniger allein preisen, wenn man an den Antheil denkt, den er im Gegensatz gegen Blüchers militärisches Vorwärtsstreben an den diplomatischen Retardationen genommen. Da übrigens Hardenberg unter andern auch mitwirkte, Ostfriesland den Engländern zu überlassen, so wird sich Niemand über das enthusiastische Lob, das dieser Minister von Seiten des Engländers erfährt, wundern.

Der Verfasser machte einen kleinen Ausflug nach Posen und Warschau, dann durch Schlesien über das Riesengebirge nach Böhmen, durch die sächsische Schweiz nach Dresden, Leipzig, Weimar, Nürnberg, Würzburg, an den Rhein. Süddeutschland ist in diesem Theile noch nicht besprochen.

2) Empfindsame Reisen. Nebst einem Anhang von Reise-Berichten, -Skizzen, -Episteln, -Satiren, -Elegien, -Jeremiaden ꝛc. aus den Jahren 1832 und 1835. von L. Rellstab. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus, 1836.

Wir müssen bekennen, daß wir früher weit bessere Sachen von Rellstab gelesen haben, und daß wir uns mit der neuen von ihm adoptirten Manier eines forcirten Humors nicht befreunden können. Nur eine Probe: „Doch ich will den Leser von einem andern Frühstück unterhalten; er mache sich auf etwas Ungeheures gefaßt. Noch im Finstern waren wir von Fulda abgefahren und langten mit der Morgensonne in Neuhof an. Die Nacht war kalt gewesen; feuchter Nebel lag auf den Höhen; wir klapperten vor Frost. Der Doctor, Archäolog und Diplomat, that zum Morgengebet einige derbe Flüche (in denen ich die Feinheit des diplomatischen Styls durchaus nicht wieder erkannte) auf den verwetterten Wagen, in dem er gesessen habe wie ein krummgeschlossener Unterofficier zur Zeit Friedrichs des Großen, dem ein Mann von der Corporalschaft desertirt war. Er beschloß, und ich bestärkte ihn darin, eine Petition an den Bundestag deßhalb einzureichen; eine energische Note voll Salz und Pfeffer gegen alle Postverwalter Deutschlands; ein Manifest gegen den Fürsten von Thurn und Taxis, kurz eine Art vulkanischen Produkts in der Literatur. Alles rieb sich die Hände und stampfte mit den Füßen. Man beschloß einen Spaziergang der Post voraus, um sich zu erwärmen. Sacre Dieu! Wie viel Reihen Zähne klapperten hier gegen einander! Da geschah es, — der Leser fasse sich, — daß der junge Graf, mein gestriger Begleiter, den ich bisher für einen Menschen gehalten hatte, sich als Kannibale zeigte. Wovor dieser schaudert, worauf seit Aeonen kein Teufel gekommen ist, das that er öffentlich unter der Sonne des Himmels. Er frühstückte! — Aber was? — Rohen Schinken. — Nun? ist das ein Verbrechen? — Morgens um 5 Uhr fast. Aber was aß er dazu in dieser kalten Morgennebelluft? Brod? — Er hätte sich als Mensch gezeigt. — Pfeffer, Salz, Senf? — Alles menschlich. — Arsenik? — Schlimm, aber doch verzeihlich. — Nun, was denn ins Teufels Namen? — Eine rohe Citrone, die er anbiß wie Adam im Paradiese den Sündenapfel, so wahr eine Sonne leuchtet! — Allmächtiger! Entsetzlich! — Freilich; uns lief es kalt über den Nacken. Ich hätte lieber einen Karaiben den Skalp seines Feindes mit den Zähnen herunterreißen, oder den Ugolino mit blutigen Lippen am Schädel des Bischofs von Florenz nagen sehen, als dieses Gräßliche, Unerhörte, wofür die Natur kein Gleichniß, die Sprache keinen Namen hat. — Schaudernd stiegen wir wieder ein und fuhren mit dem unheimlichen Wesen weiter."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 60. Mittwoch, 14. Juni 1837.

Römische Geschichte.

10) Geschichte der römischen Literatur, von Dr. Joh. Chr. Felix Bähr, großh. bad. ordentl. Professor und Oberbibliothekar an der Universität zu Heidelberg. Supplement-Band. Die christlich-römische Literatur. Erste Abtheilung. Die christlichen Dichter und Geschichtschreiber. Karlsruhe, 1836. VIII und 159 S. 8.

In der christlichen Poesie, wie sie sich in den ersten Jahrhunderten der allgemeineren Verbreitung des Christenthums entwickelte, lassen sich zwei verschiedene Richtungen unterscheiden, die zugleich den eigenthümlichen Charakter dieser Poesie und ihr Verhältniß zur älteren, heidnisch-römischen bestimmen. Es ist nämlich die christliche Poesie jener Zeiten einerseits eine darstellende und erzählende, eine didaktisch-paränetische und eine panegyrische; ganz in der Form und dem Geiste der späteren heidnisch-römischen, die eigentlich nur in diesen Zweigen überhaupt etwas zu leisten vermochte, nachgebildet daher auch in Sprache und Ausdrucksweise der früheren klassischen Zeit, denen auch die heidnischen Dichter der späteren Periode folgten, indem man, wie diese aus der Geschichte oder aus den Mythen der Vorzeit ihren Stoff entlehnten, eben so hier aus der biblischen Geschichte, so wie selbst aus spätern Traditionen den Stoff der Dichtung entnahm, und diesen in keiner andern Weise behandelte, als daß man, getreu an die historische Ueberlieferung sich haltend, diese ohne eigene Zuthat, meistens auch ohne weitere dichterische Ausschmückung, in einer poetischen Form, die den Mustern früherer heidnischer Zeit nachgebildet war, wiedergab.

Aber neben dieser Richtung, welche in der beschreibenden Poesie sich entfaltete, erscheint auch schon frühe eine andere und zwar freie Richtung der Poesie, hervorgerufen zunächst durch die aus dem Orient stammende und frühe schon in den christlichen Gemeinden eingeführte Sitte des Gesangs bei ihren öffentlichen Zusammenkünften. Wenn es natürlich war, daß man dazu zunächst einzelne Psalmen oder Stücke aus den Propheten und andern Theilen der heiligen Schrift wählte, und diese in eine dem Zweck des Gesangs entsprechende Form gebundener Rede zu bringen suchte, so war doch damit auch zugleich eine natürliche Veranlassung, ein Anstoß gegeben, wo das gläubige Gemüth dem Drange seines Herzens folgen und seine Gefühle in begeisterten Liedern aussprechen; damit aber ein Gedicht eignen Ergusses schaffen konnte, das, unabhängig und frei, auch gleich in der Sprache des alten Heidenthums, doch in Anlage und Inhalt, in Behandlungs- und Darstellungsweise

einen von den Produktionen des Heidenthums ganz verschiedenen, der christlichen Welt eigenthümlichen Charakter zeigen mußte. Entbehrte doch die römische Welt schon längst aller wahren Lyrik, die ohnehin in Rom nie rechten Eingang hatte finden können, und selbst in der Blüthezeit als eine fremde, in Rom eingeführte Pflanze erscheint. Die echte römische Lyrik zeigt sich uns erst wieder in einigen ausgezeichneten christlichen Dichtungen. Wenn nun, besonders in den ersten Jahrhunderten, jene erstere Richtung der beschreibenden und darstellenden Poesie im Ganzen zahlreichere und dem Umfange nach größere Produktionen aufzuweisen hat als diese, im Kirchenlied sich hauptsächlich entfaltende Blüthe christlicher Lyrik, so ist dies zum Theil aus natürlichen Ursachen erklärlich, zum Theil lag dieses aber auch in den Verhältnissen der Zeit und der besondern Stellung des Christenthums, welches, indem es sich über alle Theile der römischen Welt ausbreitete, auch dieser Art der Mittheilung und Belehrung in der Form gebundener Rede noch nicht entbehren konnte. Mit der Ausbildung und Vervollkommnung des Kirchengesangs, insbesondere durch die Bemühungen eines Damasus, Ambrosius, Gregorius I. entwickelte sich bald auch das Kirchenlied, und mit ihm die christlich-kirchliche Lyrik in einer bestimmten freien und ziemlich gleichmäßigen Art und Weise, in der sie sich auch im Ganzen fast durch das ganze Mittelalter erhalten, und auch hier noch manche köstliche Frucht getrieben hat. Aber auch früher, namentlich in den ersten Zeiten ihrer Entwicklung, hat diese Poesie Ausgezeichnetes geliefert, was, wenn man auf die Gediegenheit des Inhalts, auf die Tiefe und Erhabenheit religiöser Gefühle sieht, mit den heidnischen Poesien der frühesten Zeit, denen sie allerdings in der mindern Reinheit der Sprache nachstehen mögen, vor denen sie aber durch größere Selbstständigkeit und poetischen Schwung sich auszeichnen, füglich zusammengestellt werden kann, zumal da das alte Rom, wie schon oben bemerkt worden, der lyrischen Poesie nie sehr günstig war, und in dem Hymnus oder dem religiösen Liede so gut wie nichts leistete, indem des Römers religiöse Ansicht, bald in trübem grobsinnlichen Aberglauben verfinstert, bald poetischen Zwecken dienend, sich nicht zu der innern Freiheit und dem Bewußtseyn erheben konnte, das der Poesie, zunächst dem Kirchenlied, allein Leben und Seele zu geben und sie für Hohes und Edles zu begeistern vermag. Je freier und selbstständiger diese christlich-römische Lyrik auftrat, um so mehr mußte sie auch von der ältern heidnischen, für einen bestimmten Stoff gegebenen Form sich entfernen, und deßhalb in der Sprache wie in dem Versbau einen schon mehr veränderten Charakter annehmen, der ihrem Geiste und Wesen entsprechender war; man mußte hier weit eher von den alten Vorbildern und Mustern abkommen, und damit in größere Freiheit oder vielmehr Nachlässigkeit, was die strenge Beobachtung der Gesetze der Prosodie und des Rhythmus betrifft, verfallen. Wir können der Umsicht, mit welcher der Verfasser diesen interessanten Theil seines Werkes behandelte, und seiner Genauigkeit nur Bewunderung zollen, und glauben, daß ihm jeder Gebildete Dank wissen wird, daß er diesem bisher zu wenig beachteten Theile der römischen Literatur seine ganze Aufmerksamkeit zugewendet hat. Wir wollen nur auf die Beschaffenheit der Geschichtschreibung in der christlich-römischen Welt noch einige Blicke werfen. Aus denselben Ursachen, welche eine christlich römische Poesie und Literatur überhaupt hervorgerufen haben, sehen wir auch eine Geschichtschreibung hervorgehen, die mit den übrigen Zweigen christlich römischer Literatur eine gemeinsame Wurzel und selbst in den verschiedenen Richtungen, in welche sie sich theilt, einen gemeinsamen Mittel- und Ausgangspunkt hat. Dieser Mittelpunkt ist die christliche Lehre, deren Ausbreitung und Vertheidigung auch auf diesem Wege eben so gut, wie durch poetische Darstellungen bewirkt werden sollte, sey es auch nur durch einfache historische Notizen oder chronologische Berechnungen, so daß also die Geschichte selbst in dieser einfachsten chronikartigen oder chronologischen Form einen apologetischen Charakter annimmt, den sie mit der Erreichung bestimmter christlicher Zwecke in Verbindung bringt. Wir sehen diese christlich-theologische Richtung schon bei dem Schriftsteller, den man als den lezten in der Reihe römischer Geschichtschreiber anzuführen pflegt, bei Orosius. Wie die Anhänger des Heidenthums in den Schrecknissen der Zeit und in den unerhörten Unglücksfällen, welche die meisten Provinzen des weströmischen Reichs durch die wiederholten verheerenden Einfälle barbarischer Völker betrafen, nur die Strafe des Abfalls von dem alten Götterdienst und den Zorn der beleidigten Götzen des Heidenthums erkennen wollten, so sollte durch diese Geschichte der Ungrund dieser Behauptung nachgewiesen, und zugleich dargethan werden, wie gegen alle diese Leiden, die von jeher in der Welt geherrscht, nur das Christenthum Trost und Hoffnung im geduldigen Ausharren und in ruhiger Unterwerfung unter den ewigen Rathschluß der göttlichen Vorsehung zu verleihen vermöge. Dieser Zweck, der so bestimmt in des Orosius kürzerer Weltgeschichte, so wie in des gleichzeitigen Augustinus größerem Werke de civitate Dei hervortritt, zeigt sich selbst in den chronikartig abgefaßten oder rein chronologischen Geschichtsbüchern der christlichen Zeit, die mit Eusebius oder vielmehr mit seinem lateinischen Bearbeiter Hieronymus vom Schlusse des vierten Jahrhunderts an beginnen, und bis ins achte Jahrhundert herab reichen.

Neben dieser chronikartigen und rein chronologischen

Behandlungsweise der Geschichte tritt aber auch fast zugleich mit demselben Hieronymus gegen Ende des vierten Jahrhunderts eine andere Richtung hervor, deren natürlicher Ursprung gleichfalls in der Ausbreitung der christlichen Lehre und in den Kämpfen, womit dieselbe begleitet war, zu suchen ist, die Biographie nämlich. Erst mit dem sechsten Jahrhundert treten uns einige Männer entgegen, deren Leistungen schon eher der Geschichte, als solcher, anzugehören scheinen, obwohl auch ihre Entstehung durch christlich-kirchliche Zwecke hervorgerufen war, mit welchen zugleich die Verhältnisse und die Lage der Völker, bei denen sie entstanden, in Betracht zu ziehen sind. Wir rechnen dahin zunächst die Werke eines Jornandes, Gregorius und Paul Winfrid. Sie waren die Geschichtschreiber von Völkern, die, meist roh und ungebildet, aber kräftig und stark, sich mitten unter gebildeten Nationen neue Wohnsitze und eine Herrschaft gegründet hatten, die für sie die natürliche Veranlassung ward, Bildung und Kultur der Besiegten und Unterjochten zugleich mit der christlichen Religion anzunehmen, wodurch in ihnen ein Bedürfniß entstand, die mündlichen Ueberlieferungen und Sagen der Vorzeit in Verbindung mit der Geschichte der eigenen ruhmwürdigen Thaten durch schriftliche Aufzeichnung dauernd zu erhalten und der Nachwelt zu überliefern. Auch diesen Theil des Werkes hat der gelehrte Verfasser mit aller Gründlichkeit und Unbefangenheit behandelt, so daß wir mit gespannter Erwartung der Fortsetzung und Vollendung des schönen Buches entgegen sehen. Die typographische Ausstattung verdient alles Lob.

d.

Reisen.

3) Reise-Plaudereien von Hofrath Dr. Georg von Reinbeck. Zwei Bändchen. Stuttgart, Brodhag, 1837.

„Reise-Plaudereien — nichts weiter: zunächst Erinnerungen genußreicher Zeiten und erlebter merkwürdiger Ereignisse zu eigenem Frommen. In solchen Erinnerungen liegt ein hoher Genuß, besonders für einen Greis, der sein Leben in ihnen noch einmal, und zwar in seinen belebtesten Momenten, durchlebt. Wer aber mag bloß für sich plaudern? Was einem Interessantes begegnet ist, mag man gern Andern erzählen. Sey dies eine Schwachheit; doch wird der geneigte Leser vielleicht dem gegenwärtigen Erzähler zugestehen, daß er bei einem reichen, bewegten Leben in den merkwürdigsten Momenten einer bedeutenden Vergangenheit wohl leicht in den Irrthum verfallen konnte, es werde sich Manches in seinen Plaudereien finden, was Unterhaltung gewähren könne, denn höher steigern Plaudereien, wenigstens diese, ihre Ansprüche nicht.“ Mit diesen Worten leitet der in seinen Jahren noch ungewöhnlich rüstige und muntre Verfasser, der sich noch in der jüngsten Zeit als Vorsteher des für Schillers Denkmal begründeten Vereins durch seine unermüdete und mit dem glücklichsten Erfolg gekrönte Thätigkeit besonders verdient gemacht, sein Werkchen ein.

Er schildert uns zuerst einen Ausflug nach Wien im Jahr 1811, verbreitet sich besonders über das damalige Wiener Theater und über die literarischen Illustrationen jener Zeit. Auch auf die Kunstfragen geht er ein und vertheidigt bei Gelegenheit die Kunstschulen und Kunstakademien gegen die Vorwürfe, die unlängst der berühmte Maler Koch dagegen erhoben hat. Er gibt zu, daß allerdings auf diesen Schulen die liebe Mittelmäßigkeit, statt sie von der Kunst auszuschließen, systematisch zur Kunst erzogen wird; daß jungen Leuten, die zu allem andern besser taugen, als zur Kunst, der Dünkel, Künstler seyn zu wollen, eingeimpft wird, — allein er glaubt, daß dies kein Unglück sey, wenn man nur die Forderungen der Kunst bis dahin herabstimme, wohin jene Mittelmäßigkeit des Talents reiche. Er glaubt, die Kunst dürfe nicht bloß einseitig ihren höchsten Idealen nachtrachten, sondern müsse sich auch zum gemeinen Leben herablassen, um dasselbe zu verschönern, und alsdann seyen gerade die Mittelmäßigkeiten, die nicht zu Raphaels und Michel Angelos taugen, sehr zweckmäßig für die ästhetischen Bequemlichkeiten, Ornamente, Mobiliar 2c. anzuwenden, und gerade je mehr in unsern Tagen die materielle Tendenz überwiegen zu wollen scheine, um so mehr sey zu wünschen, daß ihrer Wildheit der Zügel der Grazie angelegt werde durch eine ins gemeine Leben selbst eindringende, nicht vornehm davon sich isolirende Kunst. Diese Ansicht ist eine ganz richtige und wird durch das Beispiel des Alterthums bestätigt, in welchem die Kunst keineswegs so vom Leben getrennt war, wie bei uns, sondern das Leben durchdrang. Allein wir fürchten, daß es die Absicht unsrer Akademien nicht ist, sich zur Ornamentirung herabzulassen, und daß auf der andern Seite bei den Künstlern, die dem Comfort dienen, also zunächst in Fabriken, auch keineswegs der höhere Zweck festgehalten wird, das Leben durch die Kunst zu verschönern, sondern daß man hier dem schlechtesten Geschmack fröhnt, um nur der Mode zu huldigen oder durch einen Reiz der Neuheit Käufer zu locken. Leider ist es unter uns noch nicht so weit gekommen, daß wir unser häusliches Leben, unsre Wohnungen, unsre Trachten einem Gesetz der Schönheit unterwürfen, wie es die Alten thaten und wie es selbst noch im Mittelalter geschah. Wenn also die Kunst sich zum Dienst des Lebens herabläßt, fällt sie in der Regel der Gemeinheit anheim, und daraus erklärt sich zur Genüge die Neigung

der bessern Künstler, sich in eine vornehme Absonderung von Leben, in ein ideales Gebiet zu retten.

In dem Ausflug nach dem Salzkammergut im Sommer 1834 ist von München, also wieder von der Kunst die Rede, dann aber desto mehr von der schönen Gebirgsnatur, deren Eindrücken sich der Verfasser mit heiterer Seele überließ.

Der Ausflug nach Weimar im Oktober 1806 ist in mehrfacher Beziehung interessant. Der Verfasser kam ins Gedränge der Schlacht von Jena und versezt uns lebhaft in jene Scenen der wirklichen Gefahr und der noch größern Angst, in jene Tage, die Deutschland nie hätte erleben sollen, weil in ihnen die öffentliche Schande culminirte. Weimar wurde damals geplündert. „Der General-Superintendent brachte von einem im Dickicht gefundenen preußischen Munitionswagen einige Dutzend Patronen nach Hause, die — als man sie untersuchte — zwar mit Pulver gefüllt waren, allein oben auf befand sich statt einer Kugel von Blei eine von weichem Thon mit Bleiruß polirt. Waren den armen Preußen solche Patronen ausgetheilt, so war es kein Wunder, wenn sie nichts ausrichten konnten. Herr Vogt trug mehrere zur Herzogin ins Schloß. — War das Verrath? oder Betrug? — Die französische Behörde hörte davon und requirirte den Wagen sogleich. — Jezt zog man auch Erkundigungen ein, wies den Bekannten und Freunden ergangen sey, und man hörte mit Ueberraschung die Kunde: Geheimerath Goethe habe sich mit seiner Hausverwalterin, Demoiselle Vulpius, kirchlich trauen lassen. — Die Dame war in jeder Hinsicht ausgezeichnet praktischer Natur. Sie hatte, überzeugt, daß der Geheimerath, wie sie ihn nannte, wo's aufs Handeln ankam, gänzlich rathlos sey, und daß sie für den Riß stehen müsse, sobald der Ausschlag zweifelhaft wurde und eigentlich für Freund oder Feind zu sorgen war, sich mit reichlichen Vorräthen versehen, und unten im Hause Tische mit Speise und Getränk aufstellen lassen, daß jeder Hereintretende gleich Befriedigung fände und der Geheimerath oben in seinen Zimmern nicht belästigt würde. Sie selbst war dabei geschäftig. Dies war für den ersten Anlauf sehr verständig berechnet, und bald erhielten die beiden Mitglieder der Ehrenlegion, Goethe und Wieland, Sauvegarden, und Marschall Augereau nahm bei Goethe Quartier. Der Marschall sah die Geschäftigkeit der Demoiselle Vulpius und ihre verständigen Anordnungen, Goethe stellte ihm seinen Sohn vor, — und es war sehr natürlich, daß er die unten geschäftige Hausfrau für Goethe's Gattin hielt und überrascht war zu hören, daß sie zwar die Mutter des einzigen Sohnes Goethe's, aber nicht seine Gattin sey. — Er überredete Goethe, sie als solche anzuerkennen und dazu diesen Augenblick zu benutzen, wo die Aufmerksamkeit des Publikums getheilt sey und nicht lästig fallen werde, und als es geschehn war, wars geschehn." — Der Verf. vergaß über diesen Anekdoten nicht das öffentliche Unglück, und mit wahrem Vergnügen haben wir die Klagen gelesen, in die er bei diesem Anlaß ausbricht. Deutschlands Zerstücklung, das Unwesen der kleinen Höfe, die falsche Kultur, die oben aufgeklebte Ueberbildung bei gänzlicher Roheit und Verwahrlosung der Massen, der Mangel jedes Nationalgefühls und großer Männer, die dem Sturm der Zeit gewachsen waren, das Alles wurde dem Verfasser, wie allen gebildeten Deutschen jener unheilvollen Zeit plötzlich klar, und man mag sich daraus die Umstimmung der Gemüther und die Erhebung von 1813 erklären. Damals schrieb der Verfasser: „Es ist um Deutschland geschehen! Oder vielmehr, es war schon längst damit vorbei, und was noch Deutsch schien, war der Staub, der noch die Form trug, wie der Menschenstaub im Sarge: die geringste Erschütterung, und alles zerfällt in Asche und Graus, wozu es bereits vermodert ist. Norddeutschland schien noch ein fester gesunder Körper, und er löset sich auf und verblutet größtentheils an seinen eigenen Wunden. — Die Sachsen! — Armes Preußen! — Kam irgend ein Staat der Idee eines sich in sich selbst ausbildenden Vereins nahe, so warst Du es: und welch ein Bollwerk für deutsche Bildung stürzt mit Dir dahin! — Wie wird jezt die Deutschheit mit Füßen getreten werden! O Ihr deutschen Männer und Frauen, erhaltet sie in Eurem Busen, die heilige Würde des Deutschen! Aber wo findet man noch deutsche Männer und Frauen? Welch ein Menschenschlag bewohnt noch Deutschlands blühendste Fluren? Wo ist nur noch eine Spur von Gemeingeist? — Was erblickt der Beobachter? — Egoisten, wie es nur welche geben kann! Keine Menschenwürde! Keine Dankbarkeit! Eitelkeit und Dummheit; Liederlichkeit in den Wirthschaften; Zügellosigkeit unterm Volke; Jämmerlichkeit unter den Vornehmen. Viel Maulwerk und keine That. — In der Brust des Deutschen ist Deutschland aufgelöst."

Der vierte Ausflug ging in die rauhe Alp 1824, der fünfte ins Appenzellerland und in die Vorkantone der Schweiz, und hier herrscht wieder die gemüthliche Naturschilderung vor.

Uebrigens scheint der Verfasser zu der ältern ehrenwerthen Klasse von Schriftstellern zu gehören, die mehr wissen, als sie sagen (wogegen jezt gar viele Jüngere unendlich mehr sagen, als sie wissen). Er lebte in frühern Jahren lange in Petersburg, und könnte uns wohl manches Interessante aus der Periode des Kaisers Paul mittheilen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 61. Freitag, 16. Juni 1837.

Naturkunde.

1) Ansichten über Natur- und Seelenleben von J. H. F. Autenrieth, Kanzler der Universität Tübingen. Nach seinem Tode herausgegeben von seinem Sohne H. F. Autenrieth, ordentl. Lehrer der Heilkunde zu Tübingen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.

Zwar unvollendet, nur aus einzelnen Bruchstücken zusammengesezt, ist dieses Werk des verewigten Kanzlers Autenrieth doch eins der interessantesten und werthvollsten der neuern Zeit, werthvoll nicht bloß durch das darin niedergelegte Wissen eines unsrer berühmtesten Aerzte und Naturforscher, sondern vorzüglich auch durch die edle Tendenz. Sein Zweck ist nämlich, das Daseyn einer immateriellen geistigen Welt außerhalb der materiellen Natur durch aus der Natur selbst entlehnte Beweise festzustellen. Er greift den Materialismus gerade von der Seite an, auf welcher derselbe sich am stärksten verschanzt wähnt. In unsrer Zeit nun, in der man aus Langerweile wieder angefangen hat, zu allen Ungezogenheiten des vorigen Jahrhunderts zurückzukehren, und auch die sittenlose Literatur und den Materialismus wieder aufwärmt, den Geist verdammt, und das Fleisch, die Materie, die Sinne von der alten Tyrannei des Geistes emancipiren will, — in einer solchen Zeit verdient das Wort eines ausgezeichneten Naturforschers, das sich für den Geist ausspricht, doppelte Beachtung.

Der Verfasser weist nach, wie die Lebenskraft etwas von dem belebten Stoff Getrenntes, einem höhern stofflosen, rein geistigen Reich Angehöriges seyn müsse. „Es sprechen aber vorzüglich jene Wiederbelebungsversuche, wie die Fähigkeit vieler Thiere und Pflanzen, verloren gegangene Theile ihres Körpers wieder zu ergänzen, für die Annahme, Lebenskraft als etwas vom organischen Körper Trennbares und für sich irgend eine Art von Selbstständigkeit Besitzendes anzusehen, das zwar, wenn in demselben organischen Körper thätiges Leben in einem Theile bleibt, auch beim Leblowerden eines andern Theils im Raume verharren und sich auf das Leben des lebendbleibenden Theils zurückziehen kann, wie bei jenen erfrornen Kaninchenohren, das aber auch aus dem ganzen Körper zurücktreten und unter günstigen Umständen auch wieder zu ihm treten kann, wie bei den Fischen und Fröschen von Franklin und Ellis, und das endlich auch gänzlich zurückgezogen von dem organischen Körper in seiner unsichtbar gewordenen Selbstständigkeit bald eine Beziehung zu ihm behält, bald diese Beziehung

für immer verlieren kann, wie bei den ganz gefrornen Fischen, deren einige einer Wiederbelebung, andere aber ihrer nicht mehr fähig waren. — Unläugbare Erfahrungen der vielfachsten Art sprechen also dafür, als Grund der eigenthümlichen Erscheinungen, welche alle lebenden, sogenannten organischen Körper zeigen; eine eigene Lebenskraft anzusehen, der ein Daseyn auch unabhängig von diesem Körper, den sie sich erst bildet, zukommt, wie wir auch berechtigt sind, im Magnete das Daseyn einer eigenen, nicht etwa schon durch das Daseyn des Eisens gegebenen Kraft anzunehmen. — Ist schon durch unser Ich das Daseyn einer geistigen Einheit in uns erwiesen, läßt sich von dieser zeigen, daß annehmen, sie sey Ausfluß körperlichen Organismus, in sich einen Widerspruch enthalte, und geht dagegen schon aus der Betrachtung des Selbstbewußtseyns hervor, daß, dieses Daseyns eines immateriellen geistigen Princips ungeachtet, jenes Selbstbewußtseyn nur das Resultat einer unterscheidenden Vergleichung sey, welche die Seele bloß mit Hülfe ihrer Organe bei verschiedenen Eindrücken, die sie erhält, anstellen kann, so folgt daraus, daß die verschiedenen Abstufungen dieses Resultates, so weit sie nicht durch stärkeres oder schwächeres Wollen der Seele selbst, nämlich ihre größere oder geringere Aufmerksamkeit auf sich selbst, erzeugt werden, sondern unwillkürlich sind, allein Folge stufenweiser Zunahme und Abnahme des organischen Lebens seyen. Es folgt, daß also alles allmählige Schwinden der Empfindung, der willkürlichen Handlung, des Selbstbewußtseyns, und zulezt des sichtbaren Lebens selbst nur ein allmähliges Schwinden und zulezt Aufhören der Manifestation des Geistes im Körper erweise, die von diesem abhängig ist, aber gar nichts für ein Schwinden oder Aufhören des Geistes selbst beweise. Wahr ist schon das Sprichwort: wie einer lebte, so stirbt er. Und daß, was der Geist rein Geistiges und ihm Angehöriges gewonnen hat oder verloren, Unabhängiges von allem Körperlichen, und nicht mehr auf körperliche Triebe und körperliche Fertigkeiten sich Beziehendes, er auch, verlassen von der gehörigen Manifestation entsprechenden Stärke der organischen Lebenskraft, wenigstens in seinem Willen behalte, davon zeigen sich dem beobachtenden Arzt so oft die überraschendsten Spuren in den lezten Augenblicken Sterbender, mitten in allen Verwirrungen des Wahnsinnigen und in den Aeußerungen des Willens beim kraftlosen Greise und dem, welcher durch Krankheit für immer körperlich verändert worden ist. — Dankt das Kind sein Ich dem geistigen Ich seiner Eltern, oder nur ihrem Körper den Anfang des seinigen? Wenn Infusionsthierchen, die vollkommen willkürliche Bewegung zeigen, aus Stoffen sich bilden, in denen, wie in den Pflanzen, nie ein freies, geistiges Princip wirkte, wenn zu einer Zeit, wo in der Polypenmutter keine Aeußerung eines geistigen Ichs sich zeigt, im Kinde doch eine vollkommene entsteht, eben so gut, als zur Zeit, wo in der Mutter die vollkommenste Aeußerung statt hat; so kann das Ich des Kindes nicht den Grund seiner Entstehung im Ich der Mutter haben, weil es im ersten Fall keine solche Mutter hatte, im zweiten keine entsprechende Folge des verschiedenen Zustandes der angenommenen Ursache zeigt. Die Essig- und Kleister-Aelchen, aus diesen seelenlosen Pflanzenstoffen entsprossen, bewegen sich nicht nur lebhaft, sondern sie sind so vollkommene Thiere, daß sie zweierlei Geschlecht besitzen, und einmal entwickelt, sich selbst durch Begattung, Eier- und lebendige Junge-Gebären weiter fortpflanzen. Vom Armpolypen bemerkt Trembley (S. 325), daß es oftmal geschehe, daß die Hälfte, welche beim Zerschneiden noch keine Jungen hatte, noch vorher, ehe sie wieder Nahrung zu sich nehmen konnte, und ihr die Fangarme wachsen, vollkommene Junge treibe, in einem Uebergangszustand also schon sie treibt, wo das Stück für das ältere Polypen-Ich schon aufgehört zu haben scheint, Organ zu seyn, und für ein neues eigenes Ich noch nicht als solches sich ausgebildet zu haben. Auch die Menschenmutter, wenn sie empfängt, oder der Vater, wenn er zeugt, wird sich keiner Theilung der geistigen Einheit seines Ichs oder einer Verminderung desselben bewußt, und doch hat das Kind ein eigenes geistiges Ich. Zeigt sich aber unser geistiges Ich, das nicht vom Körper entsteht, selbst schon (unabhängig von seinem Körper und in sich, wie früher bemerkt worden) als ein geistig bestimmtes Produkt, so müssen wir auch auf einen Zustand desselben, sey es auch nur in seinen bestimmenden Ursachen, schließen, der früher ist, als es mit einem Körper bekleidet wird. — Seine Erscheinung in der Welt bei der Zeugung eines ihm als Organ tauglichen Körpers ähnelt dann dem Erscheinen des Magnetismus in einem Eisenstück, welches, in den magnetischen Meridian gebracht, einen Schlag erhielt. Vor dem Eisenstab war die magnetische Kraft schon vorhanden, aber ohne ihn hätte sie für uns ihr Daseyn nicht beurkundet, und einmal verbunden mit dem Eisenstab wird sie eine ihm auch in jeder Richtung außer dem magnetischen Meridian folgende Kraft. Der Akt der einzelnen Zeugung ist willkürlich, und so weit für das Gezeugte zufällig. Aber die Summe aller Zeugungen ist durch höhere Gesetze bestimmt, da auf der einen Seite die stärksten Triebe der Natur zu ihr aufrufen, und mit anscheinender größter Verschwendung sie auch im Thierreich immer aufs Neue die vorbereitenden Keime ausstreut, unbekümmert darum, wie viel derselben belebt werden können, auf der andern Seite die Masse des Stoffes, der zur Entwicklung

höhern organischen Lebens nothwendig ist, immer dieselbe bleibt. — So wird es selbst bei der generatio aequivoca, bei der Zeugung neuer Organisationen ohne Eltern, wahrscheinlich, daß die Lebenskraft es ist, die zu geeignetem Stoffe, wie Magnetismus unter günstigen Umständen zum Eisen, zutritt, nicht aber daß der zusammentretende Stoff erst die Lebenskraft erzeugt. Wenn in einem Aufguß von Heu die mannichfachsten Arten von Infusionsthierchen sich bilden, und, in demselben Aufguß auf einander nach und nach folgend, ganz verschiedene Arten von Infusorien entstehen, die jedoch mit dem Vertrocknen des Aufgusses alle wieder zu Grunde gehen, so ist auch dieses im Kleinen nur dasselbe Schauspiel, was die auf einander folgenden Schöpfungen, welche die Erdoberfläche bedeckten, im Großen darboten. Wenn das Jahr darauf neues Heu mit Wasser übergossen wurde, und von Neuem die nämlichen Infusorien darin entstanden, so hatten diese auch keine Eltern, da von ihres Gleichen alles längst vorher zu Grunde gegangen war, ohne daß zu dem neuen Heu ein übrig gebliebener Keim hätte gelangen können. — Schon aus dem Umstand, daß einerlei Nahrung, z. B. Fische, unter einerlei Himmelsstrich in derselben Nähe des Meers und an demselben Ufer den Eskimo, seinen Hund und den Eisbären, mittelbar oder unmittelbar, von ihrem unentwickeltsten Keime an ernährt und jedes zu seiner Größe wachsen läßt, daß ferner die verschiedenartigsten Pflanzen neben einander in einem und demselben Boden wachsen, ohne daß darum je eine Art dieser organischen Geschöpfe in die andere überginge, daß aber auch umgekehrt der Mensch ein Mensch bleibt, er mag bloß von Fleisch oder bloß von Vegetabilien leben, Wasser oder Wein trinken, schon hieraus läßt sich auf die Selbstständigkeit der Lebenskraft der Arten, ähnlich der des Magnetismus oder der Elektricität, schließen. Leztere muß, um sie als Beispiel anzuführen, selbst in demjenigen Zustande, wo die Vereinigung ihrer zwei entgegengesezten Formen, der positiven und negativen Elektricität, sie überhaupt für uns ganz aus der Raumwelt verschwinden läßt, in irgend einer Weise noch seyn. Denn sie kann nicht jedesmal, so oft sie aufs Neue wieder erweckt oder, geschieden in ihre zwei Formen, in ein von uns erkennbares Daseyn gerufen wird, aus Nichts oder bloß gleichsam als Fortsetzung der ihre Erscheinung veranlassenden Umstände entstehen, weil sie durch die verschiedenartigste Veranlassung, durch mechanisches Reiben fester Körper, durch chemische Auflösung oder Scheidung, durch Contact verschiedener Metalle, oder durch ungleiche Vertheilung der Wärme hervorgelockt, doch immer wieder als dieselbe mit unveränderten Eigenschaften hervortritt. Ganz gleiche Wirkung aber, besteht sie nicht im Hervortreten von etwas schon vorher für sich Bestehendem oder Selbstständigem, kann nicht durch Verschiedenes, soll sie bloße Folge von diesem seyn, erzeugt werden, oder, unter verschiedenen Umständen kann nie unselbstständiges Gleiches, sondern es muß nothwendig ein Verschiedenes erscheinen. Daß wir aber, ihrer Selbstständigkeit ungeachtet, die Lebenskraft nicht, wie die Elektricität, die Wärme, das Licht, auch unmittelbar an sich mit irgend einem unserer S une wahrnehmen, kann gegen ihr Seyn als einer ebenfalls selbstständig geschaffenen Thätigkeitsquelle nichts beweisen, da ja auch die magnetische Kraft an sich auf keinerlei Weise auf uns wirkt, und wir auf ihr Daseyn nur aus den Bewegungen, welche unter bestimmten Umständen das Eisen oder einige andere Metalle zeigen oder nicht zeigen, schließen. — Wie die Imponderabilien aus irgend einem allgemeinen, von uns nicht erkennbaren Vorrath hervortreten müssen, um als einzelne Erscheinung da oder dort in der Raumwelt auftreten zu können, eben so zeigen die Erscheinungen des Lebens in den von einander getrennten Individuen, wenn sie mit einander verglichen werden, Spuren, daß ein allgemeiner, bloß dynamischer und unkörperlicher Zusammenhang unter allem, was organisch lebt, statt habe, daß also die Lebenskraft des Individuums wahrscheinlich auch nur gesonderter Ausfluß einer allgemeinen Quelle dieser Art von selbstständigem dynamischen Wesen sey. Wie die magnetische Kraft, was die magnetischen Pole auf der Erde erweisen, ein über diese verbreitetes Ganzes ist, und dessen ungeachtet jeder einzelne Magnet, obschon seine besondere Kraft nur Ausfluß der allgemeinen ist, in dem Ordnen von Feilspänen um sich her seinen eigenen, in sich schließenden, magnetischen Wirbel zeigt, und wie die allgemeine magnetische Kraft für sich zu schwach ist, frei liegende Feilspäne von ihrem Platze zu bewegen, oder dem Längedurchmesser derselben eine bestimmte Richtung zu geben, sie aber, im einzelnen Magnet fester geheftet an den wägbaren Stoff des Eisens, dieses auf sichtbar werdende Art bewerkstelligen kann, so scheint sich auch die Lebenskraft in jedem einzelnen organischen Geschöpf als in sich geschlossen werdende Concentration einer allgemeinen Kraft, die nun enge verbunden mit körperlichem Stoffe als greifbare Erscheinung unter den übrigen Körpern auftritt, darzustellen."

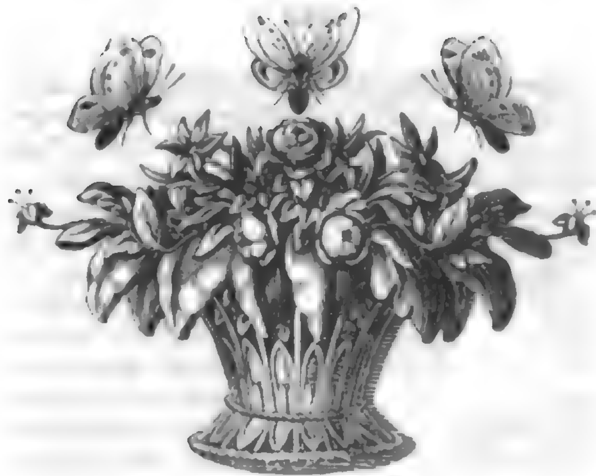
Mit bewunderungswürdigem Scharfsinn beweist der Verfasser aus einer Menge der interessantesten Beispiele, wie die Lebenskraft ganz frei den Körper verlasse, ganz oder theilweise, und auch nach Umständen wieder in ihn zurückkehre, beim Gefrieren, im Scheintod, bei Verstümmelungen ꝛc. Nachdem dieser Beweis geführt ist, schreitet der Verfasser zum zweiten und zeigt, wie die Lebenskraft ganz unabhängig von den Individuen oder

Körpern, in denen sie sich äußert, eigenthümliche Geseṭze habe, und in deren Erfüllung mit den Individuen, d. h. mit dem Stoff nur gleichsam spiele. Er weist dies zunächst an einzelnen Beispielen, dann aber im ganzen Umfang der organischen Natur nach. Die Lebenskraft tendirt stets zum Gleichgewicht und stellt es wieder her, so oft es gestört ist, wobei die Individuen, d. h. der Stoff bloß Mittel zum Zweck ist. „So spricht sich im Menschengeschlechte nach jeder Pest die auffallende Erscheinung aus, daß selbst vorher lang unfruchtbar gewesene Frauen alsdann empfangen und sogar Zwillinge häufiger werden, als vor der Pest. Aber auch zwischen verschiedenen Arten gleicht sich Vermehrung oder Verminderung der Individuen aus. Wie z. B. das immer mehr und mehr zunehmende und über die Erde sich stärker verbreitende Menschengeschlecht mit seinen Hausthieren und den Pflanzen seines Feldbaues allmählig in gleichem Verhältnisse die übrigen wilden Kinder der Natur vermindert, so ersezt sich umgekehrt auch vorausgehende Verminderung der Zahl der Einzelwesen einer Art von Pflanzen häufig schnell wieder sogar durch Vermehrung der Zahl einer andern Art von Gewächsen. So überziehen sich die niedergebrannten Strecken von Fichtenwäldern in Canada zwar nicht wieder mit Fichten, aber bald mit häufig emporsprossenden Birken, Pappeln und Weidenarten. So veranlaßt eine Witterung, welche das Getreide auf den Aeckern mißrathen läßt, ein desto stärkeres Wachsthum von Unkräutern; darum glaubt oft der Landmann, Getreide wandle sich wirklich in Trespe, Lolch oder Windhaber um. Der Strom des Lebens, könnte man sagen, dem einige seiner Ausflußcanäle entzogen wurden, ergießt sich desto stärker durch andere, oder er bildet selbst nach einiger Zeit neue. — Der Grund bestimmter Verhältnisse, welche zwischen den verschiedenen lebenden Gestalten statt haben, muß zum Theil in der gemeinschaftlichen Quelle aller Lebenskraft schon vor der Einkörperung ihrer geschiedenen Ausflüsse in organischen Stoff liegen. Uebersieht man die Bevölkerungslisten ganzer Länder, so findet sich, aller Zufälligkeiten ungeachtet, ein sich gleich bleibendes Verhältniß zwischen der Zahl der Knaben, die geboren werden, und der Zahl der Mädchen. Die Zahl der reif gebornen Knaben überwiegt zwar etwas die der Mädchen, eigentlich aber werden, wenn man hierzu rechnet, daß mehr Mädchen-Embryonen als Embryonen männlichen Geschlechts abortirt werden, gleich viel Kinder von beiderlei Geschlecht erzeugt. Da nun also, wenn ein Elternpaar, wie es oft der Fall ist, beinahe nur Knaben allein, oder allein Mädchen erzeugt, nothwendig dagegen ein anderes körperlich mit dem ersten durchaus nicht zusammenhängendes Elternpaar eben so viel Kinder entgegengesezten Geschlechts erzeugen muß, so muß es auch eine über das ganze Menschengeschlecht sich verbreitende gemeinschaftliche Quelle der Lebenskraft für diese Nachkommenschaft beiderlei Geschlechts seyn, welche, wenn aus ihr auf der einen Seite mehr Lebenskraft mit dem Charakter des einen Geschlechts individualisirt wird, den ihr nun bleibenden Ueberschuß von dem entgegegesezten Geschlechts-Charakter bestimmter Kraft in andern Zeugungen nothwendig hervortreten ließe.“

Dasselbe Gesetz wird auch außerhalb der menschlichen Gattung in der Natur nachgewiesen. „Nicht ohne Wahrscheinlichkeit glaubt Brongniart, erst als Pflanzen die Erde überzogen hätten, seyen aus ihrer Atmosphäre die ungeheuren Kohlenmassen gekommen, welche jezt mit noch erkennbaren Resten von Gewächsen vermischt und zum Theile sichtbar aus solchen bestehend, die mächtigen, so weit verbreiteten Steinkohlenlager bilden, wie noch gegenwärtig die Gewächse die Kohlensäure der Atmosphäre anziehen, und, sie zersetzend, die Kohle, die einen beträchtlichen Theil ihres festern Stoffes bildet, in sich aufnehmen, um absterbend dieselbe als schwarze Dammerde oder Torf zurückzulassen. Ehe aber jene Pflanzen der Vorwelt die Atmosphäre von der Kohlensäure befreit hätten, die, im Uebermaß geathmet, den Thieren tödtlich ist, hätten keine Luftthiere leben können. Nachdem aber die Atmosphäre begonnen habe, durch die Gewächse reiner zu werden, seyen zuerst kaltblütige Amphibien erschienen, welche schon in einer auch noch minder reinen Luft athmen können. Nur dann aber seyen warmblütige Säugthiere aufgetreten, als auch für sie durch schon lange fortgesezte Thätigkeit des Pflanzenreichs die Luft athembar geworden sey. — So zeigen sich in der Verbindung des organischen Lebens mit unserm Erdball, in der Uebereinstimmung von hierauf sich beziehenden Thatsachen, Hinweisungen auf einen zusammenhängenden Weltorganismus schon in der wechselsweisen Anziehung der organischen selbstständigen Lebenskraft und der Erde, und in der Uebereinstimmung der verschiedenen Schöpfungs-Epochen mit dem verschiedenen Zustande der Oberfläche unsers Planeten. Die Schöpfung stellt sich unserm Verstande, je tiefer er in sie eindringt, um so mehr als eine unendliche wundervolle Panorganosis dar. — Daraus aber, daß vor unserer Schöpfung schon mehrere vernichtet wurden und neue wieder erstanden, wird es höchst wahrscheinlich, daß auch das Ende der gegenwärtigen Schöpfung nur der Uebergang zu einer neuen Metamorphose gesteigerten organischen Lebens seyn werde, die der Analogie nach wieder durch eine neue Katastrophe eingeleitet eintreten wird.“

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 62. Montag, 19. Juni 1837.

Naturkunde.

1) Ansichten über Natur- und Seelenleben von J. H. F. Autenrieth, Kanzler der Universität Tübingen. Nach seinem Tode herausgegeben von seinem Sohne H. F. Autenrieth, ordentl. Lehrer der Heilkunde zu Tübingen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.

(Schluß.)

„Im Zusammentreffen aber der Erdrevolutionen mit den allgemeinen und selbst im Meere sich aussprechenden Metamorphosen des gesammten organischen Lebens liegt die Gewißheit, daß auch jene Erdrevolutionen kein Werk des Zufalls sind, welcher überhaupt in der sichtbaren Welt der körperlichen Materien, schon weil ihre eigenen Veränderungen alle bloßen Gesetzen der Nothwendigkeit, nicht einmal den Ergebnissen einer Willkür folgen, an sich unmöglich ist. Eine über den Gesetzen, welchen die Erde, und über denen, welchen die allgemeine Quelle des Lebens in ihren beständigen Veränderungen folgt, stehende Ursache muß also den Veränderungen beider gemeinschaftlich zu Grunde liegen."

Die zwei Gesetze der Lebenskraft, 1) Polarität (Tendenz nach Gleichgewicht der Pflanzen- und Thierwelt, der beiden Geschlechter, des positiven und negativen Pols in allem Lebendigen) und 2) fortschreitende Entwicklung, Bildungstrieb, immer vollkommnere Entfaltung durch schärfere Theilung — werden vom Verfasser wiederholt in mehreren einander ergänzenden Abhandlungen erörtert. Nachdem er aber die fördernde Thätigkeit in dieser geheimnißvollen Kraft nachgewiesen hat, geht er auch zu der hemmenden über. „So gibt es auch ein großes unsichtbares Reich, das wir unmittelbar schlechthin nicht erkennen, dessen Existenz wir aber durch Schlüsse errathen, weil es uns sein Daseyn nur zu kräftig durch seine Folgen, durch Krankheit und Tod, fühlen läßt, das Reich nämlich der unsichtbaren und unfühlbaren Ansteckungsstoffe oder Contagien. Die asiatische Cholera lehrt in unsern Tagen sehr nachdrücklich, daß es unter dem Monde manches durch Anschauung Unverkennbare gebe, wovon unsere Sinnlichkeitsphilosophie sich nichts träumen lassen kann." Er charakterisirt nun diese Seuchen als selbstständige Gattungen lebendiger Wesen in der Reihe der übrigen.

Es ist sehr zu bedauern, daß der Verfasser nicht mehr Zeit fand, seine Ansichten kurz und klar in ein System zu bringen. Die fragmentarische Form und der oft in gar zu vielen Zwischensätzen überfließende Styl machen die Orientirung etwas mühsam; inzwischen ist

das Hauptthema klar und von so hohem Interesse, daß es jeden Leser fesselt.

2) Paley's natürliche Theologie mit Bemerkungen und Zusätzen von Lord Brougham und Sir Charles Bell. In deutscher Bearbeitung herausgegeben von Dr. H. Hauff. Mit 25 Holzschnitten. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1837. gr. 8. S. 464.

Es ist erfreulich, die Uebereinstimmung so vieler Naturforscher wahrzunehmen. Auch des Engländers Werk beabsichtigt, durch die Naturbetrachtung dem Menschen die Wahrheit einzuprägen, daß es einen Gott gebe, und daß er das weiseste und gütigste Wesen sey. Auch er bringt gerade von der Seite her, die der Materialismus für sich in Anspruch zu nehmen pflegt, sehr eindringliche Beweise für die christlichen Wahrheiten.

Mit einer Ausführlichkeit, die dem Werk weit mehr das Ansehen einer naturwissenschaftlichen als theologischen oder philosophischen Schrift gibt, geht er in die Zweckmäßigkeit ein, welche die Natur überall, vorzüglich aber in der Einrichtung der menschlichen Organe auszeichnet. So, um nur ein Beispiel zu geben, führt er die Betrachtung des Auges als ein Heilmittel gegen den Atheismus an: „Abgesehen von seinem Hauptcharakter, daß es ein streng nach den Gesetzen der Optik gebautes Werkzeug ist, bemerken wir, wie alle Beiwerke des Organs eigentlich ängstlich auf seine Sicherheit berechnet sind. Es ruht in einem starken, tiefen, knöchernen Gehäuse, zusammengefügt aus sieben verschiedenen Knochen, die an ihren Rändern ineinander greifen. Innerhalb dieses Gehäuses ist es von Fett umgeben, dem thierischen Stoffe, der für das Organ in der Ruhe wie in der Bewegung am besten paßt. Es ist geschirmt durch die Augbrauen, einen Haarbogen, der gleich einem Wetterdach den Schweiß und die Feuchtigkeit der Stirne von ihm abhält. Noch besser aber wird es durch das Augenlied geschüzt. Unter allen Außenwerken des thierischen Körpers kenne ich keinen, der nach Verrichtung und Bau mehr Aufmerksamkeit verdiente, als das Augenlied. Es schüzt das Auge, es reinigt es, es schließt es zum Schlafe. Kann bei irgend einem Werk der Kunst der Zweck, den der Künstler sich vorgesezt, deutlicher in die Augen springen, als bei den Diensten, welche das Augenlied leistet? Oder wäre wohl eine Einrichtung denkbar, die diesen Zwecken auf angemessenere, sinnreichere Weise entspräche? Wenn der Beobachter solche Dinge oft übersieht, so geschieht es nur, weil sie ihm zu alltäglich, zu gewöhnlich sind. Wir gehen an den Gegenständen vorüber, die wir immer vor Augen haben, und suchen solche auf, welche selten sind und die Neugierde reizen. Dadurch entgehen uns oft die wichtigsten Beobachtungen, während wir andere verfolgen, die tiefer und wissenschaftlicher scheinen, am Ende aber viel geringere Beachtung verdient hätten. — Um das Auge beständig feucht, rein und durchsichtig zu erhalten, ist eine eigenthümliche Secretion als Waschapparat angeordnet, die Thränen, und das überflüssige salzigte Wasser wird durch ein Loch im Knochen, von Umfang eines Gänsekiels, in die Nase geleitet. Hier verbreitet es sich über die innere Wandung der Nasenhöhle und verdunstet durch den warmen Luftstrom, der in Folge des Aus- und Einathmens beständig durch dieselbe zieht. Könnte wohl eine Röhre zu Abführung des unsaubern Wassers aus einer Färberei oder einem Destillirapparate sinnreicher angebracht seyn? Man sieht leicht, daß Feuchtigkeit für das Auge ein Bedürfniß ist: aber konnte dieses Bedürfniß des Auges die Drüse erschaffen, in welcher sich die Thränen bilden, oder das Loch bohren durch welches sie ausfließen, ein Loch durch einen Knochen? Auch ist zu bemerken, daß diese Vorrichtung bei den Fischen fehlt, da das Element, in welchem sie leben, das Auge hinreichend abspült."

Der Verfasser wirft sich selbst ein: aber wozu diese ängstliche Zweckmäßigkeit? Hätte Gott nicht, wenn er wollte, daß wir sehen, uns einfach sehen lassen können ohne diese vielen Schwierigkeiten? Die Antwort ist: „Nur dadurch, daß die Gottheit sich künstlicher Mittel bediente, konnte sie ihren mit Vernunft begabten Geschöpfen ihre Existenz, ihre Schöpferkraft und ihre Weisheit offenbaren. Es ist die Leiter, auf welcher wir allein zu unserer Kenntniß vom Schöpfer, so weit sich dieselbe aus den Erscheinungen der Natur ziehen läßt, aufsteigen. Nimm sie hinweg, und du nimmst uns jeden Gegenstand der Beobachtung, und bei dem gegenwärtigen Stande unserer geistigen Vermögen auch jeden Grund, jede Basis vernünftigen Nachdenkens." Wir müssen bekennen, daß uns diese Erklärung nicht ganz befriedigt. Es kann bei der Schöpfung eines so herrlichen und großen Werkes, wie die Natur ist, auch nicht entfernt an eine Art von Versteckenspielen gedacht werden, das Gott gleichsam mit den Menschenkindern spiele, und doch würde sich etwas dergleichen bei der Erklärung des Verfassers denken lassen.

Dagegen ist die Erörterung vortrefflich, durch welche der Verfasser darthut, „daß Untersuchungen der Natur unser Gemüth ganz anders stimmen, und einen viel tiefern Eindruck auf dasselbe machen, als wenn wir nur so im Allgemeinen einer ausgesprochenen Formel

über das Daseyn Gottes beipflichten, womit sich viele Leute begnügen und womit wir gar oft uns selbst zufrieden geben;“ und daß jene Untersuchungen ganz gewiß in Bezug auf den Schöpfer zwei Dinge beweisen, 1) seine Allmacht, die nirgends eindringlicher sich dem Geist zu erkennen gibt, als in der Betrachtung der Natur, und 2) seine Liebe. Mit großem Scharfsinn beweist der Verfasser, daß im Allgemeinen der Organismus dieselben Zwecke hätte erreichen können, auch wenn seine Thätigkeit nicht mit Wohlseyn und Genuß, vielleicht gar mit Schmerz verbunden gewesen wäre, und daß jenes Wohlbefinden, das ihn im normalen Zustande nie verläßt und sich mehr oder weniger erhöhen kann, eine reine Zugabe göttlicher Güte ist. Beides nun in Betrachtung gezogen, so ergibt sich, daß wenn Gott so allmächtig und so gütig ist, wir auch in Bezug auf unsre Fortdauer beruhigt seyn müssen. „Vor Allem aber gewinnt Ein wichtiger Glaubenspunkt, der allen Uebrigen Interesse und Wichtigkeit verleiht, durch den gewonnenen Glauben an Gott Halt und Festigkeit: die Lehre von der Fortdauer nach dem Tode. Die Sache dürfte als hoffnungslos erscheinen, hätten wir nicht eine Macht kennen gelernt, die einem solchen Werke gewachsen ist, die unter der Leitung eines intelligenten Willens steht, und das Innerste einer jeden Substanz durchdringt. Ich bin nicht im Geringsten der Meinung jener, welche sagen, „es sey ein unglaubliches Ding, daß Gott die Todten auferwecken werde;“ ich behaupte aber, man müsse vor allen Dingen überzeugt seyn, daß ein Gott ist, in dessen Hand die Ausführung eines solchen Werkes steht. Sind wir erst hierüber mit uns im Reinen, dann scheint mir im weitern Verlaufe, so verborgen er uns ist, nichts zu liegen, was unsern Glauben daran zu erschüttern vermöchte. Man nimmt gewöhnlich an, diejenigen, welche die Thätigkeiten der Seele von der Organisation des Körpers ableiten, ja den Geist selbst als durch Organisation bedingt betrachten, müßten es noch schwerer finden als Andere, sich einen Uebergang vom Tode zu einem andern, selbstbewußten Zustande zu denken, weil ja die alte Organisation augenscheinlich zerstört wird. Allein ich sehe nicht ein, warum selbst die Anhänger dieser Meinung die Sache unmöglich finden sollten: stehen ja doch, selbst innerhalb ihrer Hypothese, einer solchen Umwandlung Analogien von Vorgängen zur Seite, die, wie wir ganz gewiß wissen, von der Gottheit vermittelt werden. Bei der gewöhnlichen Fortpflanzung der Thiere und Pflanzen wird durch ein Theilchen, das in vielen Fällen über alle Berechnung klein ist, durch einen Dunst, durch ein Infinitesimalkörperchen die Organisation eines künftigen Körpers determinirt; von einem solchen Theilchen hängt es ab, ob das künftige Produkt eine Pflanze, ein unvernünftiges oder ein vernünftiges Geschöpf, eine Eiche, ein Frosch, oder ein Philosoph seyn wird. Dieses Theilchen, aus welchem in Zukunft eine vollständig organisirte Natur hervorgehen soll, verdankt seinen eigenen Ursprung einem Körper, der früher da war, und obgleich seine Organisation (wie namentlich bei den Pflanzen sichtbar ist) innerhalb jenes Körpers, und vermittelst jenes vorher dagewesenen Organismus begann und bis zu einem gewissen Grade fortgeführt wurde, so geht es dennoch nicht unter und wird nicht zerstört, wenn auch jener frühere Organismus gänzlich sich auflöst, sondern im Gegentheil, es wird gerade hiedurch oft in seiner Entwicklung gefördert; es überdauert alle Veränderungen, die seine bisherige Umhüllung erleidet, und beginnt selbstthätig zu seyn, sobald der Zweck, um dessen willen es geschaffen ward, es erfordert. In dem angegebenen Falle verfolgte nun die Natur den Zweck, eine gewisse Organisation von einem Individuum auf ein anderes überzutragen; dieser Oekonomie analog läßt sich nun eine denken, wodurch sie eine gewisse Organisation aus einem gewissen Zustande in einen andern Zustand versezt.“

3) Die gesammte Anthropologie, neu begründet durch allgemeine Biosophie und als zeitgemäße Grundlage der Medicin im Geiste germanisch-christlicher Wissenschaft. Für Aerzte und Nicht-Aerzte von Prof. Dr. Leupoldt. Zwei Bände. Erlangen, Palm, 1834.

Auch diese Schrift, wie die des sel. Autenrieth hat zum Zweck, durch die genaueste Erforschung der (menschlichen) Natur die christlichen Wahrheiten zu bestätigen. Er hält die Vermählung der Wissenschaft mit dem religiösen Glauben für eine der schönsten Erscheinungen unsrer Zeit. „Je weiter wir darin vorrücken, desto gewisser wird es uns werden, daß Vor- und Mitwelt nichts aufzuweisen haben, was religiöses Leben und sittliche Kraft und Reinheit reichlicher und edler zu gewähren vermag, als Wesen und Geist des Christenthums, und daß diese wahrhaft die Grundkräfte der Welt sind; desto mehr wird die Zukunft zeigen, welcher segensreichen Beziehungen und Anwendungen das Christenthum noch fähig ist und die irdischen Angelegenheiten bedürftig sind. In gleichem Verhältnisse wird dann auch die Zukunft von Neuem zeigen, daß solche Auffassung, Vermählung und Anwendung des Christenthums — germanischer Art und Weise vorzüglich eigen und angemessen ist.“

In der Einleitung stellt der Verfasser fest, daß der Mensch das Ebenbild Gottes und der Welt (Mikrokosmos)

sey, und daß die Reife und Gesundheit seiner Entwicklung von dem richtigen Gebrauch abhänge, den er von seiner Freiheit mache. Jeder Mißbrauch dieser Freiheit wirkt zerstörend auf den Menschen selbst oder auf Andere und erzeugt gehemmte Entwicklung, Krankheit, Gift, vorzeitigen Tod. Dies der Ursprung alles Uebels. Aber das Uebel kann wieder nur durch Uebel geheilt werden, daher die wohlthätige Wirkung so vieler Dinge, die man für Unglück hält. Der Verfasser ist nicht abgeneigt, die Cholera einer Gifterzeugung zuzuschreiben, sofern die Ausdünstungen und nervösen Einwirkungen der gegenwärtigen Generation in großen Menschenmassen auf die äußere Luft einwirke. „Jedenfalls geht gar manches Abnorme des menschlichen Organismus, wie Krankheit, nicht bloß beim Individuum als solchem, sondern gemeinschaftlich bei größeren oder kleineren Gliedern des Organismus der Menschheit, wie namentlich sogenannte epidemische, zum Theil auch endemische Krankheiten, mehr aus dem innersten Wesen des Menschen hervor, als daß es von seiner Außenwelt verursacht wäre, die dann ohne Grund angeschuldigt wird und in welcher dann, namentlich in der Luft, Schädlichkeiten, die man Miasmen nennt, als eben gegenwärtig vorhanden ganz ohne Grund und mit Unrecht vorausgesezt werden. Und zum Theil sind solche Krankheiten selber, sie mögen mehr von innen oder von außen verursacht seyn, dem Resultate nach weniger etwas Uebles, Nachtheiliges, als vielmehr Heilsames. Sie sind zum Theil Processe, durch welche oft langeher angehäuftes Mißverhältniß im menschlichen Organismus endlich bis auf einen gewissen Grad wieder ausgeglichen wird. Und wenn dabei, wie bei Seuchen, auch Tausende sterben, so ist dies für den übrig bleibenden Menschheits-Organismus oft mehr nur als reinigende Ausscheidung des am wenigsten richtig und gut Beschaffenen zu betrachten.“

Nach dieser Einleitung beginnt der Verfasser zuerst mit der Untersuchung der menschlichen Gattung, der die des Individuums folgt, nach seinem Organismus, Geschlecht, vegetativen und animalischen, physischen und geistigen Leben im normalen Zustande. Dann entwickelt er die abnormen Zustände und die Mittel, zur Norm zurückzuführen, so daß der leztere Theil ganz dem Arzt angehört, während der erstere mehr allgemeine Physiologie enthält. Von seinem universellen Standpunkt aus sieht der Verfasser auch moralische und intellektuelle Krankheiten der Völker, nicht bloß physische, und indem er ihr Vorkommen insbesondere bei geschichtlichen Uebergangsperioden nachweist, kommt er auch auf die Krankheit unsers Jahrhunderts, Mißbehagen, Zerrissenheit, Unglauben, Negativität ꝛc. zu sprechen; „In der That ist der religiöse Glaube in der Geschichte der Menschheit meistens das tiefste und sicherste Fundament und die mächtigste Triebkraft gewesen; selbst bei noch so unvollkommener Gestalt und bei noch so großen Verirrungen desselben. Das lehrt die Geschichte des Occidents und Orients, der alten und neuen Welt, des Juden- wie des Heidenthums, des Muhamedanismus wie des Christenthums. — Nur in vorübergehenden Epochen verhielt sichs damit anders, und so denn zum Theil auch im europäischen Occident in neuester Zeit von Neuem. Immer sind das Epochen eines Entwicklungs-Umschwungs, in welchen eine alte Entwicklungsstufe vollendet und eine neue begonnen wird. Im Aufgang der neuen Stufe erscheint dann die alte in mancher Hinsicht als die niedrigere. Je mehr aber vollends dem Eintritt der neuen höheren Hindernisse in den Weg treten und es von einer Seite her beim Alten zu belassen gestrebt wird, desto leichter entartet das über seine Zeit hinaus Beharrensollende in sich selber. Ein Theil der Menschen richtet dann seine Aufmerksamkeit eben so einseitig auf das erst aufgehende Neue, wie ein anderer auf die Vergangenheit. Leztere überschätzen das Vergehende und seine Vergangenheit, Erstere das Aufgehende und seine weitere Zukunft. Diese halten dann das Bisherige, ohne es hinreichend zu kennen, für im Ganzen übel oder wenigstens für schlimmer als es ist, sie „schütten das Kind mit dem Bade aus,“ und verfallen namentlich auch in die Täuschung, daß sie eine im besten Falle vorausgehende niedrigere Stufe oder andere Richtung im Ganzen für übel und verfehlt, und die folgende höhere für allein richtig und heilsam halten, und daß sie daher da ganz abgebrochen haben wollen, wo es nur fortzuentwickeln gilt. Dazu kommt endlich, daß in solchen Wendepunkten ganze Theile der Menschheit, ganze Völker und Reiche ihre Hauptrolle ausspielen und unfähig werden, Träger des Neuen und Besseren zu werden. Dann tritt vollends der Fall ein, daß sich namentlich auch in der jüngsten Generation fast nur destructives Leben und Streben, die Tendenz nach Vernichtung, concentrirt hat, und diese vergreift sich dann zugleich an dem Alten und an dem daraus Fortzuentwickelnden. Und wie in anderen Zeiten und im besseren Falle gerade der religiöse Glaube die Hauptmacht der ganzen Wirklichkeit und ihrer Fortentwicklung zum Besseren ist, so wird in Epochen der zulezt charakterisirten Art das Vernichtungsstreben, die destructive Tendenz auch am meisten gegen den religiösen Glauben gekehrt.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 63. Freitag, 23. Juni 1837.

Naturkunde.

4) Untersuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellsehen von Dr. J. C. Passavant. Zweite umgearbeitete Auflage. Frankfurt a. M., Brönner, 1837. 8. S. 348.

Dieses interessante Werk zerfällt in zwei Hauptabschnitte, wovon der eine die Theorie, der andere die Geschichte des Lebensmagnetismus enthält.

In der theoretischen Begründung sucht der Verfasser die Einheit eines Lebensprincips in der ganzen Natur durchzuführen. Dies ist Feuer, offenbart als Licht und Wärme, polarisirt als Elektricität und Magnetismus. „Die Wärme der Sonne erregt täglich einen elektrischen Strom und perpendicular auf denselben einen magnetischen. Durch die Ausgleichung der beiden Elektricitäten entsteht Licht. Alles Licht auf Erden rührt unmittelbar durch Mittheilung her, oder entsteht durch Elektricität. Denn durch diese läßt sich auch das Licht erklären, was durch Verbrennen, Druck, Bruch und Reibung entsteht. Wir haben also wesentlich zwei Lichtquellen: Mittheilung des Lichts von leuchtenden Körpern, und durch Elektricität erzeugtes Licht. Könnte man nachweisen, daß jenes, also das Sonnenlicht, auch durch Elektricität hervorgebracht wäre, so wären sämmtliche Lichterscheinungen auf eine Ursache zurückgebracht. Dies ist aber, wenn nicht erweislich, doch aus Folgendem wahrscheinlich. Das meiste elektrische Licht, das auf Erden entsteht, wird durch die elektrische Spannung zwischen Erde und Luft, zwischen dem Erdkern und der Erdatmosphäre, so wie zwischen den Theilen der Atmosphäre, erzeugt. Das elektrische Licht, das bei uns nur in einzelnen Blitzen erscheint, wird häufig in den Tropenländern als ein elektrischer Lichtstrom, als ein anhaltendes starkes Wetterleuchten, beobachtet. Wäre ein dauernderes und stärkeres Ausgleichen der Luft- und Erd-Elektricität auf unserm Planeten, ein beständiges Wetterleuchten und Polarlicht, so wäre die Erde selbstleuchtend, wie die Sonne. Nehmen wir nun einen solchen Zustand in der Sonne an, ein mächtigeres Ausgleichen der elektrischen Spannung zwischen Sonnenkörper und Sonnenatmosphäre, oder auch zwischen den Schichten der lezteren, ähnlich dem elektrischen Funken zwischen Luft und Erde und zwischen zwei Wolken; so wäre das Leuchten der Sonne nicht bloß erklärt, sondern alle Lichterscheinungen aus derselben Quelle abgeleitet. — Davy hat zuerst das schöne Experiment gemacht, eine im luftleeren Raume befestigte Kohle durch die Voltai'sche Säule ins Glühen zu bringen. Das Licht war so stark, wie das der Sonne, und es fand dabei, wie natürlich, keine materielle Veränderung, keine Verbrennung statt. Der elektrisirte Körper war

eine künstliche Sonne.“ Auch das organische Leben ist ein Wärme, Licht, Elektricität und Magnetismus erzeugender Proceß, der durch die Nerven vermittelt wird. Auch durch die Nerven geschehen Wirkungen, die so wunderbar sind, als die Wirkungen des Lichts oder magnetischer und elektrischer Fernwirkungen. „Da die Nervenkraft in ihrer gewöhnlichen Wirkungsweise so entschiedene Aehnlichkeit mit den imponderablen Agentien hat, so ist es um so begreiflicher, daß sie, gleich jenen, auch in einer gewissen Entfernung wirken kann, wobei die zwischenliegenden Medien, wie die Luft, ihr als Leiter dienen. Die angeführten Thatsachen, von der Wirkung der Mutter auf den Embryo, des brütenden Vogels auf das Ei, finden hier ihre Deutung. Eben so der nicht zu läugnende Einfluß, den der Blick, die Berührung, die bloße Nähe mancher Menschen auf andere, besonders auf sensible, ausübt.“ Einer der größten Vorzüge dieses überhaupt klar geschriebenen Werkes ist die außerordentliche Menge von Beispielen aus der Naturgeschichte und ärztlichen Erfahrung, durch welche der Verfasser seine Sätze unterstützt.

Lebensmagnetismus ist nunmehr als die Wirkung der Nervenkraft, die über die Grenzen des Körpers reicht, von allen andern innerhalb dieser Grenzen eingeschlossenen Wirkungen zu unterscheiden. Sie wirkt hauptsächlich durch Hand und Auge. „Durch die aufrechte Stellung des Menschen ist die Hand ein emancipirtes Organ, das, statt nur der Bewegung des Körpers zu dienen, zu einem umfassenden Werkzeuge des Geistes wird. Durch den Tastsinn findet an der Hand, und namentlich an den Fingerspitzen, ein größerer Verbrauch von Nervenkraft statt, und deßhalb wahrscheinlich ein vermehrtes Ausströmen des Nervenäthers. Diese Wirkung kann nun durch den Willen erhöht werden. Zu allen Zeiten hat man der Berührung, dem Auflegen der Hand auf kranke Theile des Körpers, eine heilende Kraft zugeschrieben, und sie war von den frühesten Weltepochen her das Organ des Segens oder des Fluches. Ein so allgemeiner durch alle Zeiten und Völker verbreiteter Gebrauch kann nicht auf bloßer Willkür oder Convention beruhen; er muß in der Natur des Organs selbst seine Bedeutung haben, und diese beruht darin, daß die Hand das freieste Glied des Leibes am Menschen ist, und daß sie als Tastorgan zum Spender des ausströmenden Nervenäthers bestimmt ist. — So berührt, durch den Naturtrieb geleitet, der Leidende meist die schmerzhafte Stelle. Die Mutter streicht das Kind und beruhigt es dadurch. Hebammen bestreichen oft kreisende Frauen, um ihre Krämpfe zu lindern. Unter mancherlei Formen findet man Bestreichungen der Art als Heilmethode bei fast allen Völkern, oft mit vielerlei Ceremonien verknüpft, die denn wohl dazu beitragen können, die Aufmerksamkeit und Intention des Handelnden, so wie den Glauben des Leidenden zu fixiren. — Die Hand ruht dabei entweder auf den leidenden Stellen, oder auf den Theilen, wo die wichtigsten Nervengebilde sind, also hauptsächlich auf dem Kopfe und auf der Magengegend, als dem Hauptsitze der Gangliennerven. Die eigentlichen Striche, die mit den Fingerspitzen oder der Handfläche geführt werden, sie mögen nun unmittelbar den Körper berühren, oder in einiger Entfernung geschehen, müssen in der Regel, um wohlthätig zu wirken, von oben nach unten, vom Gehirn nach den Extremitäten gemacht werden. — Außer der Hand ist es vorzugsweise das Auge, wodurch der Mensch unmittelbar auf Menschen und Thiere einwirkt. Mit der Hand hat es das gemein, daß es nicht bloß nimmt, sondern auch gibt, nicht bloß empfindet, sondern auch Empfindung verursacht. Während der Geschmacks-, Geruchs- und Gehörsinn bloß aufnehmen, sind Hand und Auge zugleich handelnde, magisch wirkende Organe. Das Auge ist Sehrohr, wodurch die Seele erkennt, Spiegel, in dem sie erkannt wird, und Telegraph, wodurch sie die verborgensten Gefühle verkündet. Die niedrigste Leidenschaft, wie die höchste Würde, spricht sich in diesem transparenten Organe der Seele aus. Hier wird es klar, daß, je unmittelbarer die Wirkung der Nervenkraft ist, um so mehr sie von der Gesinnung und dem Willen abhängig wird; und wir begreifen daher, wie bei der lebensmagnetischen Wirkung sich Thierisches, Menschliches und Göttliches offenbaren kann. Außer diesen beiden Organen, durch welche der Mensch unmittelbar auf Andere wirkt, ist der Odem ebenfalls ein Mittel, um magnetisch einzuwirken. Die Luft ist das allgemeinste und unentbehrlichste Erhaltungsmittel des Lebens. Durchs Ausathmen gibt der Mensch der Atmosphäre verändert wieder, was er ihr durch Einathmen entzog. Der Odem ist Luft, die mit dem Blute in den Lungen in Berührung war, und die dadurch mit animalischer Wärme durchdrungen ist. Wie wir beim Bebrüten der Eier sahen, daß zwar die Wärme hinreicht, die Eier zur Reife zu bringen, daß aber zugleich die organische Thätigkeit auf sie einen Einfluß ausüben kann, so wirkt auch der Odem bei dem Magnetismus nicht allein durch seine Wärme, sondern auch als Leiter der organischen Kraft, und dadurch des sie bestimmenden Willens und Seelenzustandes. Wenn ein Kind über Schmerzen klagt, so bläst ihm die Mutter oder die Amme das Uebel weg, wie sich das Volk ausdrückt. Schon Plinius empfiehlt das Hauchen auf die Stirne als ein Heilmittel (Plinii hist. natur. l. 28. c. 6.) Das Tödten des Rothlaufs, das noch überall im Volke gebräuchlich ist, und wobei die entzündete Hautfläche behaucht, oder meist unter dem Hersagen bestimmter Worte bestrichen wird, ist eine rein magnetische Behandlungsweise. Eine gebräuchliche

Formel dabei ist: „Wildes Feuer hüte dich, das gute Feuer treibe dich.“ Ein sinniger Ausdruck, welcher jeglichen Heilungsproceß bedeutend bezeichnet.“

Aber nicht nur die thätige Nervenkraft geht auf diese Weise über die Grenzen des Körpers hinaus, sondern auch die empfangende. Die Fähigkeit der Sinne, nur an bestimmte Sinnorgane gebunden und in engen Schranken, wird eine allgemeine und fast schrankenlose des Nervensystems überhaupt, des Hirns oder der Ganglien. Daher das Sehen mit verschlossenen Augen, mit dem Magen, durch ein aus dem Hirn strömendes Licht &c. in weite Fernen, durch Wände und Berge. Daher das Fühlen der Metalle und des Wassers unter der Erde &c. Hiefür ist der Verfasser unerschöpflich an den interessantesten Beispielen.

Sofern nun aber dieses Nervenlicht nicht bloß den Raum durchdringt, sondern auch die Zeit, die längst vergessene Vergangenheit und die noch gar nicht erlebte Zukunft aufs deutlichste erhellt, ist auch sein Eindringen in eine unsrer gewöhnlichen Capacität verborgne tiefere Ordnung der Dinge nicht mehr befremdend. Dies beurkundet sich zunächst in einem Verständniß der Natur, welches sich sogar seine eignen Formeln schafft, z. B. jene merkwürdige, im höchsten Alterthum schon bekannte, und im Hellsehen wiederkehrende Zahlenmystik, die mit unserm gewöhnlichen Zahlensystem nichts gemein hat. Während der Verfasser der reinsten Stimmung dieses so fein fühlenden Nervensystems eine Läuterung des ganzen Menschen und eine Annäherung desselben an seinen göttlichen Ursprung erkennt, berücksichtigt er zugleich die Dissonanzen, die in demselben durch die zerstörenden Einwirkungen niederer Naturkräfte bewirkt werden. Er gedenkt der Wirkungen der Opiate, des Bilsenkrauts (das die deutlichste Empfindung des Fliegens erweckt) und andrer Gifte, wobei auch die der berühmten Coca in Südamerika aus Pöppigs neuerm Reisebericht hätte entlehnt werden können.

In dem historischen Ueberblick weist Herr Passavant das Vorkommen des Lebensmagnetismus und das Hellsehn schon bei den ältesten Völkern nach und verfolgt es bei Juden, Indern, Griechen und Römern, bei den nordischen Völkern und im Christenthum.

5) Der Mensch nach den verschiedenen Seiten seiner Natur, oder Anthropologie für das gebildete Publikum. Von Karl Fr. Burdach, Dr. und Prof. zu Königsberg. Stuttgart, Balz'sche Buchhandlung, 1836.

Von diesem Werke sind bis jezt die erste bis vierte Abtheilung erschienen, die fünfte, welche wohl binnen kurzer Zeit erscheinen wird, schließt dasselbe. Der Verf. hat sich besonders durch seine umfassende Physiologie Ansprüche auf den Dank der Aerzte und Naturforscher erworben; in der vorliegenden Arbeit sucht er die genannte Wissenschaft auch einem größern Publikum zugänglich zu machen. Diese Tendenz machte es nothwendig, auch auf die Anatomie des Menschen Rücksicht zu nehmen, zu deren Erläuterung mehrere Kupfertafeln beigefügt sind; zugleich hat er noch die Psychologie in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen, um so dem Titel gemäß ein Gemälde des Menschen nach den verschiedenen Seiten seiner Natur zu entwerfen. Dabei ist indessen der Mensch immer nur im gesunden Zustande ins Auge gefaßt und der Kranke unbeachtet geblieben.

Der Verfasser hat den reichen Stoff sehr zweckmäßig folgendermaßen angeordnet: er beginnt das Werk mit Bemerkungen über die Eigenschaften, Bedeutung u. s. w. des Blutes, macht den Leser mit der Ernährung und Absonderung bekannt, und bespricht sodann die Blutbildung und die Lebenskraft. Die zweite Abtheilung umfaßt das Organ der Seele über das Nervensystem, die sogenannten Außenwerke der Seele (die Muskeln und die Sinnesorgane) und die animale Thätigkeit; die dritte Abtheilung gibt ein gedrängtes Bild des Seelenlebens, und die vierte eine höchst interessante Uebersicht des Verlaufes des Lebens. Als Inhalt der lezten Abtheilung ist angekündigt: das Menschengeschlecht; die Bildungsgeschichte der Oberfläche der Erde; das Reich der organischen Wesen; die Menschheit in ihrem wesentlichen Charakter und in ihrer Entwicklung, die Menschenstämme und Völkerschaften; die Individuen an sich und in ihrem Verhältnisse zur Welt und zu Gott.

Populäre Darstellungen einzelner Wissenschaften sollten immer vorzugsweise von Gelehrten ausgehen, die, wie unser Verfasser, zu den Meistern gehören; denn um sich einem Publikum verständlich zu machen, dem viele der nöthigen Vorkenntnisse abgehen, muß der Verfasser vor Allem selbst über alle zu besprechenden Gegenstände zu klaren Ansichten gekommen seyn. Es gereicht uns zum Vergnügen, versichern zu können, daß die Anthropologie hier einen solchen Bearbeiter gefunden, der seine schwierige Aufgabe vollkommen gelöst hat.

6) Der Mensch in Beziehung auf sein Werden, Bestehen und auf seinen Tod, naturgemäß erforscht von Adolf Veszely. Wien, Kupffer und Singer, 1836.

Auch hier begegnet uns von Neuem das löbliche Streben, die christlichen Verheißungen durch Naturforschung

zu bestätigen. Der Verfasser nimmt einen sogenannten organischen Geist des Menschen an, wie ihn auch das Thier besizt. Dieser organische Geist tritt aber im Menschen (nicht im Thiere, das keine Seele hat) in ein Verhältniß zur Seele, die einer höhern Ordnung angehört, durch dieses Verhältniß wird er auch, wenn er einst dem Körper entschwebt, mit der Seele in einem andern Leben verbunden bleiben. Man sieht, daß das dieselbe Lehre ist, die unsre Magnetiseurs vom Nervengeiste aufgestellt haben, der als ein verklärter Körper übrig bleibt, wenn der irdische Körper in Staub zerfällt. Eigenthümlich ist die Behauptung, daß die ewige Bestimmung unmittelbar mit der Zeugung eintrete, und daß deßfalls zwischen Embryonen von einem Tage und Menschen, die ein langes Leben aufs reichste zu ihrer Bildung benuzt haben, kein Unterschied sey. In dieser Behauptung ist etwas, das unserm Geschmack nicht zusagt; wir sagen nur Geschmack, da wir dem bloßen Gefühl des Unstatthaften nicht mehr Werth beilegen wollen. Verfolgt man diese kitzliche Untersuchung weiter, so kommt man immer auf das alte Einschachtelungssystem zurück, das alle Individuen ursprünglich in Adam concentrirt enthalten seyn läßt, oder auf die bekannte Urfrage: ob die Henne oder das Ei älter sey? Wo die ewige Bestimmung des Individuums anfängt, ob mit der Geburt, ob mit der Zeugung des Individuums, ob mit der des Urvaters, ob sie nicht schon in der Gattung vorherbestimmt ist, oder ob sie lediglich eigne That ist und folglich erst mit dem Gebrauch der Freiheit anfängt, das wollen wir heute noch nicht entscheiden.

7) Gott und das Wichtigste aus der Natur. Von Dr. G. H. Hoffbauer. Lemgo, Meyer, 1835. 8. S. 147.

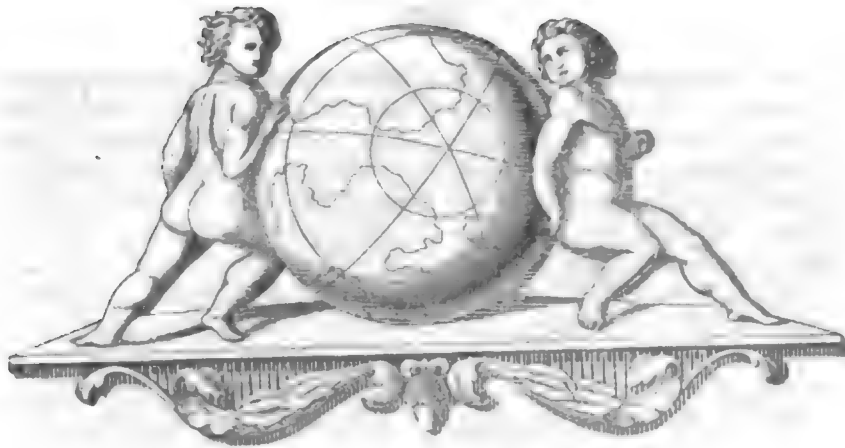
Das kleine Werk enthält eine sehr gedrängte Uebersicht der wichtigsten Naturgesetze von der Sternkunde an bis zur Thierkunde hinab, die wieder zur Anthropologie aufsteigt. Der Grundgedanke aber ist, daß das Werk den Meister verkündet und preist, und daß auch schon durch die irdische Natur ein sympathetischer Zug, der sie mit einer höhern Welt verbindet, hindurchgeht.

8) Vorträge aus dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Oekonomie, gehalten vor einem Kreise gebildeter Zuhörer in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg. Erstes Bändchen u. s. w. Herausgegeben von dem Professor K. E. v. Bär. Königsberg, 1834. gr. 8.

Noch zu keiner Zeit war die praktische Richtung der Wissenschaften überhaupt, vornämlich aber der Naturwissenschaften, so sehr die vorherrschende, wie seit einem halben Jahrhundert; die Beschäftigung mit denselben ist jezt in viele Kreise hindurchgedrungen, wo man sie trefflich nutzen kann und wo man sie dessenungeachtet früher nicht beachtete. So lange unsere Unterrichtsanstalten so wenig im Einklang mit dieser Richtung der Zeit stehen, wie es dermalen noch der Fall ist, muß sich diese nur um so mehr in der Literatur kund geben; und es erklärt sich hieraus zur Genüge die außerordentlich günstige Aufnahme, die mehrere naturhistorische Werke neuerdings gefunden haben, welche, von namhaften Männern bearbeitet, weniger den Gelehrten von Fach, als gebildete Leser überhaupt im Auge haben. In die Reihe solcher populärer Werke über Naturkunde stellt sich auch das gegenwärtige, welches der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg seine Entstehung zu danken hat. Dieser Verein hat seit dem Januar 1832 angefangen, seine Sitzungen öffentlich zu halten, in der Ueberzeugung, daß es von Nutzen sey, die Wissenschaft ins Leben überzuführen. Die Theilnahme der gebildeten Bewohner Königsbergs an diesen Sitzungen zeigte sich sehr lebhaft und gab auch Veranlassung zu der Bekanntmachung der unter dem oben angeführten Titel erschienenen, ursprünglich nicht für die Veröffentlichung auf dem Wege des Buchhandels bestimmten Vorträge, die einen sprechenden Beweis liefern, wie anregend solche Vereine, wenn sie ihre unpassende Abgeschlossenheit aufgeben, auf einen weiten Kreis von Wißbegierigen wirken können. Wir finden hier von Bär einen Vortrag über das allgemeine Gesetz der Entwicklungsgeschichte, von Bujack über die geographische Verbreitung des Weinstocks, von Dove über den innern Zusammenhang der Witterungserscheinungen, von Jakobi über die Benutzung der Naturkräfte zu menschlichen Arbeiten, von Meyer über den Pflanzenschlaf und über den geselligen Wuchs der Pflanzen, und von Moser über die neuern magnetischen Entdeckungen und über die Erscheinungen des Magnetismus der Erde.

Im Anhang sind einige kleinere Mittheilungen von Argelander über das Nordlicht, von Bär über die Chinchilla (ein südamerikanisches Säugethier, dessen Pelz neuerlich sehr geschäzt ist) und von Dulk über Platinfeuerzeuge aufgenommen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 64. Montag, 26. Juni 1837.

Reisen.

4) Reisebriefe aus Belgien. Mit einigen Studien zur Politik, Geschichte und Kunst. Von Dr. J. W. Loebell, Prof. in Bonn. Berlin, Duncker und Humblot, 1837.

Die Niederlande werden jezt häufig bereist, und das ist eine erfreuliche Erscheinung; es bringt uns die entfremdeten Brüder wieder näher. Würde man z. B. nach den Zeitungen urtheilen, so wäre Belgien ein ganz französisches Land. Man muß selbst hinreisen, um zu sehen, daß es noch gut altdeutsch ist und das französische Kleid nur übergehängt hat, wie es im vorigen Jahrhundert ja selbst die am meisten von Frankreich entfernt liegenden Provinzen ebenfalls thaten, als unser ganzes großes Vaterland noch an der Gallomanie krank lag.

Der Verfasser ist ein sehr vielseitig gebildeter Mann, besonders in der Geschichte bewandert und ein warmer Freund der Kunst. Er würde sich noch ausführlicher über die Werke der Baukunst und Malerei in Brabant und Flandern ausgelassen haben, wenn ihm nicht das vortreffliche Werk von Schnaase zuvorgekommen wäre. Indessen wird der Kunstfreund immer noch manche interessante Bemerkung bei ihm finden. Sofern er auch über das Theater und dessen gegenwärtigen, durch die französische Richtung herbeigeführten Verfall spricht, läßt sich in ihm der Freund und Anhänger Ludwig Tiecks nicht verkennen, und seine Klagen sind zu gerecht, als daß nicht jeder Mann von Bildung und Geschmack gerne einstimmte.

Von vielem Interesse sind die gelegentlichen historischen Bemerkungen des Verf., z. B. über die vergessene Revolution Lüttichs, über die alte Geschichte Flanderns und Brabants, insbesondere der Städte Gent und Löwen &c. Das Werthvollste aber sind die Betrachtungen über die jüngste Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Belgiens. Wir heben einige Stellen hervor, die uns besonders beachtenswerth erscheinen. „Sich Belgien von einer französischdenkenden Partei ganz erfüllt zu denken, ist ein in Deutschland freilich ziemlich allgemein verbreitetes Vorurtheil, aber ein ganz unbegründetes. Die Partei, die Vereinigung mit Frankreich wollte, ist schon im Anfange der Revolution eine zwar laute, aber schwache gewesen, und jezt höchst unbedeutend, da die dortige Entwicklung der Dinge unter der Dynastie Orleans weder der liberalen noch der katholischen Ansicht in Belgien zusagt. Liebe zu Frankreich, Verlangen in seinen Schooß aufgenommen zu werden, habe ich nirgends ausgesprochen

gefunden, wohl aber Furcht, durch einen neuen Erguß des revolutionär weltbezwingenden Stromes dazu gezwungen werden zu können. Unverkennbar ist eine starke Abneigung gegen Frankreich, wenn sie sich auch nicht wie bei uns auf Geistesbildung, Literatur und Sitte bezieht, sondern ganz anders motivirt und gefärbt ist, und sich bei den Meisten, ich möchte sagen weniger gegen das romanische als gegen das gallische Element in den Franzosen und ihrem Staatsthum wendet. Es wird auch in der Folge nicht an allerlei heimlichen Umtrieben und Versuchen fehlen, den Belgiern das Glück, welches sie dort zu erwarten haben würden, begreiflich zu machen; sie werden aber um so weniger Anklang finden, weil durch die Natur der Dinge selbst die Ueberredungsgründe immer dünner und abgenuzter werden müssen. Die Wahl des Herzogs von Nemours, deren Bestätigung allerdings einer mittelbaren Vereinigung mit Frankreich gleich gewesen wäre, kann gegen diese Behauptung nicht eingewandt werden. Denn vor fünf Jahren glaubten Viele: nur die Wahl zwischen Holland und Frankreich stehe frei, kein drittes sey durchzuführen. Dennoch hatte der französische Prinz beim ersten Scrutinium unter 191 Stimmen nur 89, und erst beim zweiten ward er mit 97 gegen 94 ernannt. König Leopold hatte später 152 Stimmen gegen 43, und von diesen lezteren hielten sich die meisten in der bloßen Negative."

Die Verbindung mit Holland bezeichnet der Verfasser mit Recht als eine unnatürliche. Was er darüber sagt, haben auch wir bereits früher geltend gemacht.* Die Dissonanz Belgien und Holland konnte und kann nur in dem Accord Deutschland aufgelöst werden. Der Verfasser sagt: „Der Katholicismus wurde in Belgien, wie es in Ländern zu geschehen pflegt, wo er durch gewaltsame Bekehrungen in Masse und zahlreiche Vertreibungen befestigt worden ist, einseitiger und düstrer; literarische Entwicklung der Mundart in den germanischen Landschaften konnte schon darum nicht stattfinden, weil sie im Nebenlande ein Organ des Protestantismus geworden war, wie aus demselben Grunde hierin der Süden Deutschlands lange hinter dem Norden zurückgeblieben ist. So sah Süd-Niederland nach dem Norden immer mehr wie zu dem Entfremdeten hinüber, und mancher Grund fand sich nicht nur zum Neide, sondern auch zu Abneigung und Haß. Hatte denn nicht Holland gefordert und durchgesezt, daß ihm die wichtigsten Interessen Belgiens zum Opfer gebracht wurden? Sperrte es nicht die Schelde? Hatte es sich beruhigt, bis es auch jene geringen Anfänge eines Ostendischen Handels wieder zerstört sah? Aber alles dieses Mißgeschick, die dreifache Fremdherrschaft, hatten in den Belgiern weder die Geistesregsamkeit und Rührigkeit noch das Selbstgefühl unterdrücken können. Es zeigte sich zu den Zeiten Kaiser Josephs II. Und das gemeinsame Geschick dieser langen Periode hatte die sonst untereinander gleichfalls sehr verschiedenen Provinzen einander mehr genähert, als es je vorher der Fall gewesen war. Denn die allgemeine Richtung Europas trieb jezt in einem halben Jahrhundert mehr auf Einheit und Verbindung von Provinzen, die unter derselben Regierung standen, hin, als während des ganzen Mittelalters zusammengenommen. — Man hätte demnach im Jahr 1814 überzeugt seyn müssen, daß Belgien weder volksthümlich noch historisch irgend einem vorhandenen Staate so angehöre, daß die Vereinigung mit ihm als eine aus der Natur der Verhältnisse fließende betrachtet werden könne. Nach meinem Dafürhalten mußte Belgien entweder einem Staate ersten Ranges einverleibt werden, keinem ihm an Masse und Volksmenge nachstehenden; oder man mußte ihm schon damals das Recht einräumen, welches man so manchen noch weit unbedeutendern Staaten Deutschlands und Italiens gewährt: unabhängig und selbstständig zu seyn. Es dem Ehrgeiz Frankreichs gegenüber nicht in der Luft stehen zu lassen, gab es ein treffliches Mittel, Aufnahme in den deutschen Bund. Belgien ist zur Trennung von Holland und zur Selbstständigkeit auf einem ganz andern Wege gekommen, während jene Art der Garantie gegen Frankreich, wenn vielleicht auch nicht für alle Folgezeit, doch gewiß für eine geraume Zeit verscherzt ist. Europa aber kann eine solche Garantie nicht entbehren. — Oder soll ich dies vielleicht erst noch beweisen? Freilich gibt es unter uns so gutmüthige Leute, daß sie bei der dermaligen allgemeinen Neigung zum Frieden auch bei den Franzosen allen Ehrzeiz abgethan wähnen. Ich möchte wahrlich nicht Prediger der Zwietracht und Verewigung der Völkerfeindschaften seyn, ich erkenne gern und mit Freuden an, daß unsere Zeit in der gegenseitigen Annäherung der Nationen ersprießliche Fortschritte gemacht hat, und daß es wünschenswerth ist, sie auf diesem Wege beharren zu sehen. Aber darum kann ich mich nicht überzeugen, daß mit dem Jahr 1830 die Geschichte der Welt und der menschlichen Leidenschaften eine andere geworden ist, daß Jeder die alte Haut gewandelt, und

* „Entfremdete Provinzen kann man nur wieder gewinnen durch Einverleibung in den großen Körper eines Reichs, in dem der Geist des Gesammtvolks lebt; Unterordnungen eines Theils unter den Theil erzeugen aber immer nur Haß und Eifersucht und vermehren die Entfremdung." W. Menzels Geschichte der Deutschen. Zweite Auflage. 1834. S. 735.

die alten Begierden ganz abgelegt haben sollte, daß alle die alten Warnungsfabeln ihre Gültigkeit und Anwendbarkeit verloren haben. Die Deutschen scheinen noch immer eher als Andere zu Vergrößerungs-Experimenten einzuladen, und noch etwas von dem Charakter zu haben, den sie sich auf der Costnitzer Kirchenversammlung selbst beilegten, wo sie sich die andächtige, geduldige und demüthige Nation nannten. Frankreich gegenüber haben sie eine tausendjährige Erfahrung, die doch auch etwas sagen will. Von Cambrai bis nach Arles hin, wo ihnen einst alles Land gehörte, ist diese Geschichte in zu großer Schrift geschrieben, als daß sie dem Allerweltsbürgersinn zu Liebe je vergessen werden könnte. Und haben wir denn nicht in der neuesten Zeit wieder Deutsche gesehen, die entgegenkommen wollten? Haben wir ihre Erklärung nicht vernommen, daß sie in einem gewissen Falle, wiewohl mit blutendem Herzen, sich zur Wiederabtretung des linken Rheinufers verstehen würden? Die Franzosen können es uns also wahrlich nicht übel nehmen, wenn wir noch ein wenig mißtrauisch bleiben. Doch sie überheben uns der Mühe, ihr Gelüst durch Vermuthungen und Schlüsse herauszubringen. Ist denn nicht seit der Julirevolution in der Deputirtenkammer unzählige Male gesagt worden, daß das französische Volk seine „natürlichen“ Grenzen wieder haben müsse? Und haben denn die Minister darauf jemals etwas anders geantwortet, als daß nur eben jezt der Zeitpunkt noch nicht gekommen sey, daß man sich noch gedulden müsse? Und die Verehrer deutscher Philosophie und Literatur unter ihnen stimmen nicht ab. Noch in den lezten Tagen fand ich beim flüchtigen Durchblättern eines neuesten Buches dieser Art den Rath an Bayern, sich die Zuneigung Frankreichs durch Abtretung seiner Rheinprovinz zu erwerben. — Also bedürfen wir wohl fortwährend der Garantien, der Wachsamkeit und eines tüchtigen Vertheidigungszustandes, freilich nicht gegen solche Rathgeber, aber gegen die, welche das Ding einmal wieder anders würden versuchen wollen. Die Pariser und Wiener Anordnungen haben einen der wichtigsten Bestandtheile des Schutzes der deutschen Westgrenze in die Hände eines nicht zum deutschen Bunde gehörigen Staats gelegt; und indem ich nun frage, hat Deutschland durch die Trennung dieses Staats in zwei verschiedene Theile wesentlich verloren? stehe ich nicht an, diese Frage mit Nein zu beantworten.“

Ganz sicher. Aus demselben Grunde ist auch die ewige Uneinigkeit der Schweizer-Kantone eine Bürgschaft, daß sie sich früher oder später wieder dem deutschen Gesammtinteresse anschließen werden. Ja wir fügen noch ausdrücklich hinzu, die Uneinigkeit zwischen Belgien und Holland, wie die zwischen den Schweizer-Kantonen ist eine natürliche und nothwendige, weil die Theile eines natürlichen Ganzen, wenn es gewaltsam aufgelöst wird, sich eben so gewiß magnetisch abstoßen müssen, als sie vom Ganzen magnetisch angezogen wurden. Jeder Versuch, an die Stelle der natürlichen Ganzheit eine neue künstliche zu setzen, z. B. einen deutschen Stamm mit einem ausländischen, oder auch zwei und mehrere deutsche mit Ausschluß der übrigen zu amalgamiren, bleibt unnatürlich und ein Flickwerk, das nicht dauern kann.

Der Verfasser fügt seinen sehr interessanten Bemerkungen noch folgendes bei: „Fragen Sie mich aber, was ich im Lande gesehen, was mich troß der langen Gewöhnung, der großen Vorliebe für das gemächliche französische Wesen, an die Möglichkeit des Gelingens glauben läßt? so antworte ich Ihnen: es ist die in einigen feinen Köpfen entstandene Ueberzeugung, daß das Eindringen in die deutsche Geistesbildung dem wissenschaftlichen Streben der Nation einen neuen Schwung geben würde. Wenn sich jezt, meinen sie, Franzosen und Engländer zur deutschen Literatur hinwenden, wenn sie nicht mehr bloß in den dort aufgespeicherten Vorräthen vielfältigen Stoffes, sondern in der Form und im Geiste derselben Schätze, werth des Hebens und des Benutzens, erblicken, so seyen sie, die germanischen Belgier, noch weit mehr berufen, sich diese Vortheile anzueignen. Daß sie dabei nicht auf halbem Wege werden stehen bleiben können, schreckt sie nicht, es ermuntert sie. Von zwei Leuten, die einander nicht kennen, und in zwei verschiedenen Städten leben, habe ich am Schlusse von Erörterungen über diesen Gegenstand buchstäblich dieselben Worte gehört: oui, l'avenir de la Belgique appartient à l'Allemagne. Ist es ein wahrhaftes Vorgefühl, in dem sie dies aussprechen? Oder täuscht sie die eigne Neigung nur? Die Zukunft wird darüber entscheiden.“

5) Fragmentarische Mittheilungen über eine Reise durch Holland und einen Theil von Belgien im Herbst 1834. Von K. Fr. H. Stelzer. Köln, Renard und Dübyen, 1835.

Gleichfalls eine recht lesenswerthe Reise. Der Verfasser war von seiner Frau begleitet und gehört zu den echt deutschen Reisenden, die bei ganz verständiger Beurtheilung der Dinge zugleich ihr Gemüth nicht verläugnen können; denen noch die schöne Himmelsgabe inwohnt, etwas bewundern zu können und die z. B. beim ersten Anblick des Meers noch von einer frommen Rührung ergriffen werden. Unsere Zeit arbeitet dahin, diese edle Eigenschaft der Deutschen, die Gemüthlichkeit, auszurotten, und wir wünschen herzlich, daß die Natur

stärker seyn möge, als die fremde Manier französischer Suffisance und des brittischen nil admirari. Der Verfasser durchreiste die vorzüglichsten Städte Hollands und Belgiens, deren Merkwürdigkeiten er beschreibt. Auf die Werke der Kunst nimmt er vorzugsweise Rücksicht. In die Politik mischt er sich nicht mit besonderer Vorliebe ein. Doch gibt er ein glänzendes und ausführliches Gemälde der Schlacht von Waterloo.

Naturkunde.

9) Einleitung in das Studium der Naturwissenschaft. Nach dem Englischen des John Fred. William Herschel von Dr. A. Weinlig. Leipzig, L. Voß, 1836.

Das Bedürfniß, in der Naturwissenschaft zu generalisiren, kehrt immer wieder, und um so gewisser, je mehr man schon ins Specielle eingegangen ist. Die Naturphilosophie hat zwar viel von ihrem Kredit verloren, da sie die Natur zu sehr a priori zu construiren unternahm; allein nachdem die Empiriker den Sieg über sie gefeiert, haben sie sich doch selbst genöthigt gesehen, allgemeine Uebersichten und Ansichten des Naturgebiets zu versuchen. Sie haben alle das Gute, daß sie nicht ein Haarbreit von der gewissen Erfahrung abweichen; allein es fehlt ihnen die alles durchdringende Idee, sie geben in der Regel nur ein Conglomerat von Beobachtungen, gefallen sich in der Ausmalung kleiner Beispiele und Experimente und vergessen darüber das große Ganze, und sind redselig, und weit entfernt von jener mathematischen klaren Construction der ältern Naturphilosophie. Besonders sind die vielen populären Werke der Engländer dadurch charakterisirt.

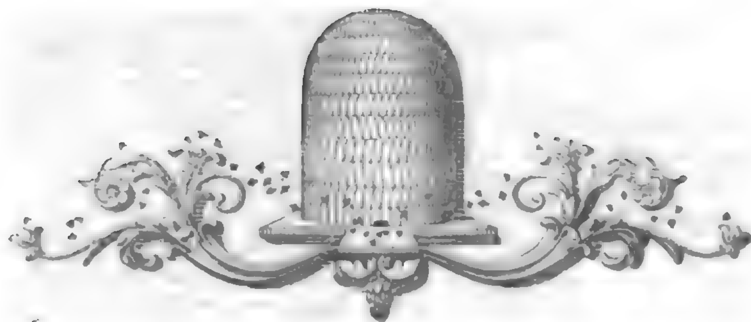
Der jüngere Herschel gibt hier nur eine Einleitung in das Studium der Naturwissenschaften, d. h. er spricht sich etwas weitläufig über den Nutzen und Werth dieser Wissenschaften aus, den wohl in der Welt Niemand bestreitet. Sodann verbreitet er sich über die Methode des Studiums und verlangt, wie billig, daß man immer von der Erfahrung ausgehen solle, da erst durch Sammlung, Vergleichung und wiederholte Forschung im Einzelnen allgemein gültige und unumstößliche Gesetze entdeckt werden können. Endlich gibt er eine Uebersicht der Naturwissenschaften nach ihrer natürlichen Eintheilung.

In Bezug auf die neuern Entwicklungen der Naturwissenschaften bemerkt er mit Recht: „Es gibt keinen größern Gegensatz, als den zwischen den gegenwärtigen reißenden Fortschritten der Naturwissenschaft und ihrer langsamen Ausbildung von den frühesten Zeiten bis zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts." Indeß hat der Verfasser nicht alle große Folgerungen daraus zu ziehen gewußt oder sie nicht ziehen wollen. Mit dem Fortschritte der Naturwissenschaft nämlich hängt (nicht bloß als Folge, sondern auch als Ursache) die ganze materielle Richtung unsers Lebens aufs engste zusammen, und es handelt sich hier nicht bloß von einem Contrast in der Geschichte der Wissenschaften, sondern von einem in der Weltgeschichte überhaupt.

10) Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde. Von D. Fr. Arago. Aus dem Französischen übersezt von Carl v. Remy. Erster Theil. Stuttgart, Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung, 1837. gr. 8.

Arago's Verdienste um die Sternkunde und Physik sind so allgemein anerkannt, daß wir von ihm nur Ausgezeichnetes erwarten können. Er verbindet mit dem gründlichsten Wissen eine äußerst gefällige und klare Darstellung. Die vorliegende Schrift besteht aus einer Sammlung der Aufsätze, welche dieser Gelehrte seit einer Reihe von Jahren den bekannten Jahrbüchern des Pariser Längenbüreaus einverleibt hat, die eben durch sie eine so große Zahl von Lesern angelockt haben. Einige von diesen Abhandlungen sind schon früher durch deutsche Zeitschriften — wenigstens in Auszügen — auch bei uns bekannt und günstig aufgenommen worden. Was sie besonders empfiehlt, ist die zweckmäßige Wahl der Gegenstände, indem Arago sich stets bestrebt, solche Materien, welche gerade vorzugsweise die Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch nehmen, dem allgemeinen Verständnisse näher zu legen. In diesem ersten Theile sind besonders die beiden Aufsätze über Dampfmaschinen und artesische Brunnen, nicht allein für Gelehrte, sondern überhaupt für jeden Gebildeten, besonders aber für Techniker sehr werthvoll. Außerdem enthält er noch eine größere Abhandlung über den Wärmestand unserer Erde und ferner kürzere Notizen über den sogenannten frostbringenden Mond, über den Thau, über die Temperatur der verschiedenen Thiergattungen u. s. w. Die Uebersetzung ist im Allgemeinen zu loben, wenn auch Remy die Eleganz des Originals nicht erreicht hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 65. Mittwoch, 28. Juni 1837.

Naturkunde.

11) Polemische Blätter zur Beförderung der speculativen Physik, herausgegeben von Heinrich Steffens. Zweites Heft, zur Geologie. Breslau, J. Max u. Comp., 1835.

Ueber das erste Heft haben wir uns, Literaturblatt von 1830 Nr. 132, ausgesprochen. Herr Steffens hat es unternommen, das Verhältniß der Naturphilosophie zu der jezt bestehenden und nach den mannichfaltigsten Richtungen hin fortdauernd sich entwickelnden Naturwissenschaft nicht bloß anzudeuten, sondern für die Zukunft zu begründen. Er glaubt der Speculation einen um so größern Werth beilegen zu müssen, als dieselbe auf eine wunderbare Weise die Probe der Empirie ausgehalten habe. Mit Recht bemerkt er, daß kein Zweig der Naturwissenschaft in neuester Zeit so große Umbildung erfahren hat, als die Geologie, und er freut sich, daß ihre lezten Resultate gleichwohl nur das bestätigen, was er vor zwei-und-dreißig Jahren damals allein auf Werners Lehre gestüzt. Wir können dies nicht bestreiten, allein ob uns eine so erstaunliche Elasticität der Speculation dieselbe nicht eher verdächtig machen sollte, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Die Speculation hat bekanntlich in gewissen Hauptsätzen, z. B. vom allgemeinen, in polaren Gegensätzen und in graduirter Entwicklung ewig thätigen Leben ꝛc. unter allen Umständen Recht, und diese Hauptsätze sind so wenig neu, daß wir sie von den alten Indern durch das Mittelalter bis auf unsre Tage verfolgen können; allein eben so gewiß ist, daß sie sich mit den vier Elementen der Alten und mit den drei des Paracelsus so gut vertragen, wie mit denen der heutigen Chemie, und mit den sieben Planeten der Alten so gut als mit den elf der Neuern, und daß der Kern von allgemeiner Wahrheit, der in ihnen enthalten ist, sich mit allen Irrthümern verträgt, von denen uns erst die Erfahrung gründlich befreien kann. Wir haben jederzeit der Naturphilosophie das Wort geredet, als einer Wissenschaft, die zu großen Ueberblicken führt, die einzelnen Naturreiche unter einander verbindet und vergleicht, die Inconsequenzen einseitiger Forschungen aufdeckt und dem Laien, der auf keine andere Weise schnell genug das große Ganze der Natur übersehen kann, Ehrfurcht, Bewunderung und Liebe zu den Naturwissenschaften einflößt; allein wenn irgendwo, so ist hier die Speculation verpflichtet, hinter der Erfahrung her zu gehen, ihre Resultate zu ordnen, ihre Abweichungen auszumitteln, Lücken nachzuweisen, auf noch nicht entdeckte Momente hinzudeuten ꝛc., nicht aber der Erfahrung vorgehn und ein für alle mal so viel leisten zu wollen, als die mühsamsten

Forschungen künftiger Jahrhunderte auf dem Wege der Erfahrung leisten werden.

12) Ueber das Licht, vorzugsweise über die chemischen und physiologischen Wirkungen desselben. Ein Versuch von Dr. G. Landgrebe. Marburg, Elwert, 1834. 8. S. 602.

Der Verfasser bezweckte keine neue Theorie des Lichts, sondern nur eine Uebersicht über die durch Erfahrung erprobten Wirkungen desselben auf Minerale, Pflanzen und Thiere. Diese Uebersicht ist außerordentlich reichhaltig und interessant, und dürfte vielen Lesern auch von praktischem Interesse seyn.

Der erste Abschnitt handelt von den chemischen Wirkungen des Lichts auf Metalle, Säuren, Oxyde, Steine ꝛc., und zwar nicht bloß des einfachen, sondern auch des zersezten Lichts in den prismatischen Farbenspektren, unter denen Roth die meiste, Violet die mindeste Wärme entwickelt. Wir können unmöglich hier der Untersuchung zu allen verschiedenen anorganischen Stoffen folgen. Aber die sehr ausführliche und gewiß allen Lesern interessante Abhandlung über den Lichtmagnetismus scheint uns besonders anziehend. Im violetten Spektrum nämlich wird das Eisen magnetisch, was kein anderer Farbenstrahl hervorzubringen vermag. Lange und oft ist diese Thatsache bezweifelt worden, weil viele Physiker nicht im Stande waren, sie zu beobachten; durch immer wiederholte Versuche hat sich aber endlich ausgemittelt, daß es nur auf eine sorgfältige Auswahl der Temperatur und anderer äußerer Bedingungen ankommt, um das schöne Phänomen unfehlbar zu beobachten. Auch einfache Magnete verstärken ihre Ziehkraft, wenn sie der Sonne ausgesezt werden.

Sind die chemischen Versuche mit unorganischen Stoffen insbesondere dem Chemiker wissenswürdig, so erscheinen die folgenden Untersuchungen über die Wirkungen des Lichts aufs Wachsthum, Form, Farbe und Geruch der Pflanzen und endlich auch auf die Thiere und Menschen von allgemeinem Interesse. Auch hier handelt es sich nicht bloß vom einfachen, sondern auch von dem prismatisch in Farbenstrahlen getheilten Licht. „Was aber besonders hieher gehört, ist das sonderbare Phänomen, daß, wenn die Pflanzen im blauen Lichte gerade so wie bei dem Wachsen im Freien sich gegen das Licht neigten und ihm die Oberfläche ihrer Blätter völlig ausgebreitet darboten, dieselben im rothen Lichte sich dagegen davon abkehrten, als ob sie dadurch litten und zugleich die Blätter sich schneckenförmig einrollten. Gewöhnlich nehmen beide, die dem Blau und dem Roth ausgesezten Pflanzen, während der Nacht wieder eine ziemlich verticale Richtung an. So wie aber die Sonne wieder zum Vorschein kam, gingen sie in einander entgegengesezten Directionen wieder aus einander.“ Nicht minder eigenthümlich ist die spiralförmige Windung, welche die Pflanzen nur im Licht erhalten. Desgleichen das Verhältniß der Farbe zum Geruch. Die Herren Schübler und Köhler haben 4200 Pflanzen untersucht, und folgende Uebersicht gegeben, „wobei zu bemerken ist, daß die wenigen schwarz blühenden Arten nur bei Ziehung des allgemeinen Mittels mit in Rechnung gebracht werden.

Farben.	Zahl der Arten.	Riechende Arten dieser Farbe.	Auf 100 dieser Farbe kommen im Mittel	
Weiß	1193,5	187	15,66	riechende
Roth	923	85,4	9,25	„
Gelb	951,3	75,6	7,94	„
Blau	594,5	30,9	5,18	„
Grün	153	12,8	8,36	„
Violett	307,5	23,5	7,64	„
Orange	50	3	6	„
Braun	18,5	1,2	6,48	„
Allg. Mittel	4200	419,3	9,99	„

So wie also die weiß blühenden Arten am häufigsten verbreitet sind, so finden wir sie auch am meisten riechend. Unter den farbigen Blüthen sind die rothen am meisten, hingegen die blauen am wenigsten zur Entwicklung riechender Substanzen disponirt. Im Durchschnitt kommt auf 10 Arten bloß eine riechende. Sondert man nun wieder die angenehm und unangenehm riechenden Arten, so erhalten wir folgende Resultate:

Farbe der Blüthen.	Zahl der Arten.	Riechende Angenehm.	Riechende Unangenehm.	Auf 100 Arten dieser Farbe kommen im Mittel angenehm riechende.	Auf 100 Arten dieser Farbe kommen im Mittel unangenehm riechende.
Weiß	1193,5	755	12	14,66	1,00
Roth	923	76,1	9,3	8,24	1,01
Gelb	951,3	61,1	14,5	6,42	1,52
Blau	595,5	23,3	7,5	3,01	1,26
Violett	307,5	17,5	6,0	5,68	1,95
Grün	153	10,3	2,5	6,73	1,62
Orange	50	1,0	2,0	2,00	4,00
Braun	18,5	0	1,2	„	6,48
Gefärbtblühende überhaupt	2997,8	189,3	43,0	6,31	1,43

Hieraus ist ersichtlich, daß weiß blühende Pflanzen weit häufiger angenehm riechen, als gefärbt blühende; denn auf 100 weiß blühende kommen im Durchschnitt 14,6 angenehm und nur eine unangenehm riechende, bagegen unter eben so viel gefärbt blühenden 6,3 angenehm und 1,4 unangenehm riechende Art.“ Die Untersuchung führt den Verfasser von dem allgemein bekannten und großen

Phänomen des Wachsthums, der Reife, Ausdünstung rc. der Pflanzen immer auch zu den seltensten hin, z. B. zu dem Leuchten gewisser Pflanzen, der bei Nacht flammenden Aglaophotis der Polyanthes tuberosa, die sogar elektrische Funken schießt, der Rhizomorphen, die, in Bergwerken an altem Holz wachsend, das prächtigste grüne Phosphorlicht strahlen rc.

Der Einfluß des Lichts auf die thierische Bildung ist am auffallendsten in der Färbung der Haut, insbesondere bei den Negern. Davon handelt der Verfasser sehr umständlich. Sodann verbreitet er sich am ausführlichsten über die Phosphorescenz der Thiere, nicht bloß im Meere, sondern überall. Da er sich durchaus auf Erfahrungen stützt und die merkwürdigsten gesammelt hat, finden wir auch viele ganz abnorme Erscheinungen erwähnt, z. B. bei Krankheitsfällen die eigenthümlichsten Farbenbildungen. „Lecat erzählt von einer französischen Herzogin, welche früher schon vier Kinder geboren hatte, und dann zum fünften Male schwanger wurde. Im siebenten Monat dieser fünften Schwangerschaft wurde das Gesicht, namentlich die Gegend unter den Augen, schwarz, beinahe wie Kohlen aussehend. Die Schwärze verbreitete sich über die Augen, auf die Stirn, über die Hälfte der Nase, und zwar nicht plötzlich, sondern allmählich, während einer Zeit von vierzehn Tagen, wo an den genannten Orten marmorirte Flecken entstanden. Hernach aber wurde das ganze Gesicht schwarz, und es sah aus, als hätte die Patientin eine schwarze Maske vor. Die Lippen waren jedoch dabei roth geblieben, auch war die Farbe der Augen unverändert. Außerdem befand sich die Herzogin wohl; sie hütete sich aber das Gesicht zu berühren, weil die Haut daselbst gegen jede Berührung äußerst empfindlich war. Indeß behielt die schwarze Färbung des Gesichtes nicht immer denselben Grad der Intensität, denn bald war sie heller, bald auch wieder dunkler. Die Haut war weder ölig noch rauh. Drei Tage vor ihrer Niederkunft bemerkte die Patientin, daß das Taschentuch etwas gefärbt war, womit sie sich das Gesicht abgewischt hatte. Auch jezt noch machte ihr die Berührung des Gesichtes Schmerzen. Als sie während der Geburtswehen stark schwizte, und sich mit einem weißen Taschentuche den Schweiß von der Stirne abwischte, war dasselbe dadurch so schwarz geworden, als wäre man mit ihm an einem Ofen herumgefahren, und dies war nicht nur mit einem, sondern mit mehreren Taschentüchern der Fall. Als sie entbunden war, hatte die Stirn wieder ihre frühere weiße Farbe angenommen; nur auf den Wangen waren noch einige schwarze Schatten befindlich. Lecat wußte nicht bestimmt anzugeben, wie lange solche geblieben seyen, indeß nach neun Tagen waren sie sämmtlich verschwunden. Das Kind war übrigens vollkommen gesund.“

Die Lektüre dieses Buchs hat uns großes Vergnügen und Belehrung gewährt und wenn es uns auch über das absolute Wesen des Lichts nicht naturphilosophisch aufklärt, so ist es doch als eine Naturgeschichte der Lichtwirkungen äußerst reichhaltig und anregend für den Geist.

13) Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände, von Professor Oken. 4ter bis 6ter Band. Stuttgart, Hoffmann, **1833—1836. 8.**

Oken vereinigt die schärfste Klarheit des Ueberblicks mit einem ungemeinen Reichthum von Specialitäten. Je mehr in neuerer Zeit die leztern sich häufen, um so nothwendiger ist der durchdringende Blick der Orientirung; und Oken ist hierin Meister. Kein Naturforscher ist so sehr geeignet, die Laien anzuregen und für das Studium der Natur zu begeistern, indem er sie sogleich auf Höhen führt, von wo aus sie einen überraschenden Ueberblick genießen. Wir haben uns über die Eigenthümlichkeit der Oken'schen Methode schon in Nr. 111 und 112 des Literaturblatts von 1833, indem wir die ersten Bände des vorliegenden Werkes anzeigten, ausführlich ausgesprochen, begnügen uns daher heute, die Fortsetzung einfach anzuzeigen und die Empfehlung des Werkes zu wiederholen, das wir mit demselben Vergnügen gelesen haben, mit dem wir einst zu den Füßen des Meisters ihm zuhörten.

14) Die Geschichte der Natur, als zweite gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeschichte von Dr. G. H. v. Schubert, Hofr. rc. 1r Bd. Erlangen, Palm u. Enke, **1835. gr. 8.**

Eine gedrängte Inhaltsübersicht dieses ersten Bandes wird sogleich eine Haupteigenthümlichkeit dieses Handbuches der Naturgeschichte, welches in gegenwärtiger zweiter Auflage vielfache Bereicherungen erhalten hat, erkennen lassen. Es beschränkt sich nicht, wie fast alle andere, auf die drei Naturreiche, sondern sucht die Natur in ihrer weitesten Ausdehnung als ein Ganzes darzustellen, eine Auffassungsweise, die gegenüber von der gewöhnlich befolgten auch den Vorzug hat, daß der Anfänger in der Wissenschaft von vorn herein von einer beschränkten Betrachtung der Naturerscheinungen bewahrt und sogleich mit der organischen Verbindung, in der sämmtliche Theile der ganzen Natur mit einander stehen, vertraut wird, während er sonst über die Menge einzelner Naturkörper und der Beschäftigung mit ihren Merkmalen und ihren Unterschieden das sie alle umschlingende Band leicht aus den Augen verliert, und damit auf die schönsten Genüsse, welche die Naturkunde darbietet, unwissentlich Verzicht leistet.

Der Verfasser gibt nach einigen erläuternden Bemerklungen über den dem Buche vorgesezten Titel einen kurzen Umriß der Geschichte der Naturwissenschaft, geht hierauf zur Betrachtung des Sternenhimmels über, und kommt dann zu einer allgemeinen Naturgeschichte des Erdkörpers. Er betrachtet hier zuerst das Erdganze, dann das Meer, die Erhöhungen des Festlandes, den Kreislauf des Süßwassers, die Höhlen, den Luftkreis, die Meteore, die Erdbeben und Vulkane, die Bergarten der Erdrinde, die organische Natur des Gebirgs-Innern, das Entstehen der Erdfeste, die Ab- und Zunahme des Gewässers der Erde, die Abnahme und Zunahme der Wärme der Erde, endlich die großen Revolutionen, deren Spuren die Erde an sich trägt. Der zweite Band ist der Mineralogie und Botanik und der dritte der Thierwelt gewidmet. Auf diese zwei Bände werden wir in einer spätern Anzeige zurückkommen und bemerken rücksichtlich des ersten nur noch, daß uns die Gedrängtheit, mit welcher der Verfasser eine unendliche Menge von Thatsachen auf einem verhältnißmäßig beschränkten Raume zusammenzufassen weiß, überrascht hat, und daß die dichterische Begeisterung, die ihn da und dort ergriffen zu haben scheint, dem Buche nur zur Zierde und Empfehlung gereichen kann, da sie auf die gewissenhafte Darlegung der Naturerscheinungen nicht im mindesten störend eingewirkt hat.

15) Naturgeschichte der drei Reiche. Zur allgemeinen Belehrung bearbeitet von G. W. Bischoff, J. R. Blum, H. G. Bronn, K. C. v. Leonhard, F. S. Leuckart und F. S. Voigt. Stuttgart, Schweizerbart's Verlagshandlung.

Von dieser ihrer Bestimmung vollkommen entsprechenden Naturgeschichte liegen uns die 10te bis 20ste Lieferung vor. Hievon gehören 5 Lieferungen der von Leonhard musterhaft bearbeiteten Geologie und Geognosie an, 3 der Botanik, welche Bischoff übernommen hat, 5 der Zoologie, die Voigt liefert. Daß die Herausgeber sich diesem Gelehrten noch beigesellt haben, gereicht dem Unternehmen sehr zum Vortheil. Wir behalten uns vor, auf dasselbe zurückzukommen und es genauer zu besprechen, sobald uns die eine oder andere Abtheilung vollständig zugekommen ist.

16) Leitfaden zum Unterricht in der Naturbeschreibung und Naturgeschichte durch Tabellen und deren Erläuterung. Von Dr. C. F. Nietsch. Hanau, Edler, 1835.

Eine gedrängte Uebersicht des ganzen Naturgebiets, wobei der Verfasser sich wesentlich an Okens bekanntes System gehalten hat. Das einfache Princip, der innere Zusammenhang und die symmetrisch klare Anordnung in diesem System scheint uns allerdings ganz vorzüglich geeignet, Schüler und Laien, die zum ersten Mal in die Naturwissenschaften eingeführt werden, dafür zu enthusiasmiren. Hier kommt es auf den großen Eindruck und auf die Lust, die zum Lernen erweckt wird, hauptsächlich an. Stößt man bei weiterm Forschen auch auf kleine Mängel des Systems, so thut dies nichts zur Sache, wenn man vorher nur zu einem großen Eifer überhaupt geweckt wurde. Der Grundsatz Okens (so viel innere Organe, so viel äußere Gattungen von Pflanzen und Thiere, indem jedem Organ eine Gattung vorzugsweise entspricht) ist so klar und gewährt eine so augenblickliche Orientirung in der Natur, daß er wohl immer der erste Schlussel seyn muß, den man dem Schüler vor der verschlossenen Pforte in die Hand geben muß.

Bade-Literatur.

Homburg (vor der Höh) und seine Heilquellen, von Dr. Trapp. Darmstadt, Leske, 1837.

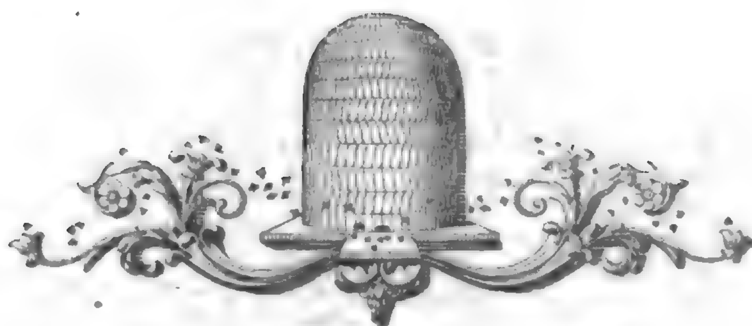
Eine ausführliche Beschreibung und Empfehlung der Homburger Bäder, von dem dieselben beaufsichtigenden Arzte; nach Art der unzähligen ähnlichen Badeschriften. Das Homburger Wasser wird vorzüglich für Verstopfungen aller Art empfohlen, und der Verfasser ist unermüdlich in der Erzählung sehr handgreiflicher Beispiele von bösen Krankheiten und glücklichen Kuren durch erwähntes Wasser.

Erinnerungen an das Seebad von Helgoland. In Briefen von Dr. G. Salomon. Hamburg, Perthes und Besser.

Meine kleine Seereise oder die Fahrt nach Helgoland. Von *r. Leipzig, Fest, 1836.

Beides Schilderungen der berühmten Insel Helgoland, die übrigens schon Herr von der Decken viel gründlicher und genauer geschildert hat. Die beiden kleinen Schriften beweisen inzwischen, daß Helgoland in neuerer Zeit stark besucht wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 66. Freitag, 30. Juni 1837.

Naturkunde.

17) Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche. Ein Versuch von K. E. A. v. Hoff. 1ster bis 3ter Theil. Gotha, Perthes, 1822—34.

Die Veranlassung zur Ausarbeitung dieses ausgezeichneten Werkes war eine Preisaufgabe der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen, die eine gründliche und umfassende Untersuchung über die Veränderungen der Erdoberfläche, welche in der Geschichte sich nachweisen lassen, und die Anwendung, welche man von ihrer Kunde bei Erforschung der Erdrevolutionen, die außer dem Gebiete der Geschichte liegen, machen kann, verlangte. Der Verfasser löste diese Aufgabe so sehr zur Zufriedenheit der genannten Gesellschaft, daß ihm der ausgesezte Preis zu Theil wurde. Bedenkt man, wie wenig Vorarbeiten der Verfasser zu benutzen hatte, so kann man ihm das Zeugniß nicht versagen, daß er sich durch die umfassende Bearbeitung jenes für die Geologie und Geographie wichtigen Gegenstandes ein grosses Verdienst erworben hat. Der erste Band enthält außer der Einleitung die Veränderungen zwischen Land und Meer, der zweite eine Geschichte der Vulkane und Erdbeben, und der dritte die übrigen, das trockne Land und die Inseln treffenden Veränderungen, ferner die aus diesen Untersuchungen sich ergebenden geologischen Resultate und zahlreiche Zusätze zu den zwei ersten Bänden.

Die interessanten Resultate des Werks sind kürzlich folgende. 1. Im ersten Theil beweist der Verf. durch Zusammenstellung unzähliger Thatsachen; daß bisher „weder ein allmähliges und fortdauerndes Sinken, noch ein solches Steigen des allgemeinen Meeresspiegels angenommen werden kann; und daß die Erscheinungen, welche man durch eine von diesen Ursachen erklären zu können geglaubt hat, auf ganz anderen Gründen beruhen. Wir glauben auch: daß man sich leicht überzeugen werde, wie ein merkbares Steigen oder Sinken des allgemeinen Meeresspiegels von den allgemeinsten und sichtbarsten Folgen auf alle niedrigen Meresküsten begleitet seyn müßte, so daß man, wenn Eines von Beiden wirklich einträte, gar nicht nöthig haben würde, die Beweise davon an einzelnen Orten hie und da zusammenzusuchen, sondern daß sie überall auf eine unverkennbare Weise und so sehr in die Augen fallen müßten, daß die ganze Küstengeographie der lezten zweitausend Jahre dadurch umgestaltet worden seyn würde.“

Dagegen gesteht der Verfasser, daß das Abnehmen des Meers von unten her, sofern beständig durch eine ungeheure Menge todter Schaalthiere auf dem Meeresboden neue feste Lagen gebildet werden, und doch die Oberfläche des Meeres dadurch nicht angeschwellt und ausgedehnt werde, noch ein großes Räthsel der physischen Erdkunde sey. „Vielleicht führt die merkwürdige Vertheilung der Wassermasse auf dem Erdballe zu einer Erklärung dieses Phänomens. Bekanntlich ist die südliche Halbkugel der Erde viel tiefer im Wasser eingetaucht als die nördliche. Der wahre Grund dieser Vertheilung des Wassers ist noch unerforscht. Daß aber diese Vertheilung mit der Lage des Schwerpunktes der Erde in einer genauen Verbindung stehen muß, liegt in der Natur der Sache. — Mit mathematischer Zuverlässigkeit aber kann und muß man annehmen, daß die geringste Veränderung, welche in der bestehenden Vertheilung des Flüssigen und Festen auf der Erdkugel vorgeht, eine wenn auch noch so geringe Einwirkung auf die Lage des Schwerpunktes der Kugel äußern muß. Wie also, wenn die Anhäufung der vom festen Lande abgerissenen und in das Becken des Oceans versenkten Theile, von den Gegenden der Erdkugel her, in welchen die große Masse des festen Landes mit ihren Gebirgen hervorragt, und die in den Meeren von geringerer Tiefe lebende organische Welt, mit jeder Erhöhung des Meeresbodens nur die Wassermasse mehr und mehr nach dem Theile der Kugel drängten, in welchem die Eine Ursache der Erhöhung des Meerbodens ganz mangelt, und die Andere vielleicht in einem weit geringern Grade wirksam ist? Wie, wenn die hiernach modificirt werdende Wölbung des allgemeinen die Kugel umgebenden Wasserspiegels den Grund enthielte: warum man gerade an den Küsten desjenigen Theils des festen Landes, der uns seit einem paar Jahrtausenden bekannt ist, das zu erwartende Steigen dieses Spiegels noch nicht hat wahrnehmen können? — Die ungleiche Vertheilung des Wassers auf dem Erdballe; das Hervorragen des bei weitem größern Theiles des Trocknen in der nördlichen Halbkugel, und die fast gänzliche Ueberschwemmung der südlichen bis auf eine noch nicht ergründete, aber wohl die Höhe der höchsten Gebirge übertreffende Tiefe, ist eine Erscheinung, welche von jeher allen Beobachtern aufgefallen ist. Sie muß einen physischen Grund haben, denn in allen diesen Erscheinungen ist nichts zufällig, nichts gleichgültig. Man hat der Gestalt der Erdtheile eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt und zu erklären gesucht, wie es gekommen seyn möge, daß diese sich nach der Südseite zu fast in lauter Spitzen endigen. Man hat diese Gestalt dem fluthenden Wasser zuschreiben mögen, und angenommen: es müsse in der Urzeit eine große Fluth in der Richtung von Süden nach Norden über die Erde gegangen seyn, und die Erdtheile in der Form ausgewaschen haben, in welcher sie sich jezt darstellen. Wenn eine Fluth zu dieser Bildung gewirkt hat, wie allerdings sich aus der Analogie der Thalbildung schließen läßt; so will es uns scheinen, daß sie auch hier auf ähnliche Weise wie die Thalbildung erfolgt seyn werde; denn die großen Erdtheile, in ihrem Verhältnisse zum Weltmeere betrachtet, zeigen sich in der That so wie große Gebirgszüge in ihren Verhältnissen zu den Thälern und Ebenen. Daher würde, unsers Bedünkens, die Ausbildung der Gestalt der ersteren und ihrer spitz zulaufenden südlichen Enden einer von Norden nach Süden und nicht umgekehrt gerichteten Fluth zugeschrieben werden müssen. Zu dieser Ansicht scheint nun allerdings auch die Wahrnehmung der in der südlichen Halbkugel angehäuften größten Menge des Wassers zu stimmen, und in ihr ist vielleicht eine Fortdauer des allmähligen Nachzugs jedes sich in der nördlichen Halbkugel ergebenden Uebermaßes von Flüssigem gegründet, wodurch dann ein Steigen des Meeresspiegels in dieser verhindert werden könnte, oder doch nur höchst langsam erfolgen dürfte.“

II. In Bezug auf die Vulkane ist das Endresultat der äußerst gründlichen Forschung folgendes: „Man sieht hieraus, daß es fast keine Weltgegend gibt, nach welcher nicht irgend einer der Vulkanzüge der Erde seine Richtung nähme, und daß in jeder der Halbkugeln der Erde, man theile dieselbe nach welcher Richtung man wolle, und auch in jeder bekannten Zone sich solche Züge finden. Daher dürfte es — so lange man wenigstens nicht andere als die hier angegebenen Richtungen der Züge durch genügende Beobachtungen zu bestimmen vermag — sehr schwer, wo nicht unmöglich seyn, ein allgemeines Gesetz für die Richtung der Vulkanlinien auf der Erdoberfläche anzugeben. Ein Gesetz dieser Art, welches auf die astronomische Eintheilung der Erdoberfläche einige Beziehung hätte, und auf kosmische Einwirkungen deuten könnte, läßt sich am allerwenigsten auffinden. Aber auch ein aus dem Erdmagnetismus abgeleitetes Gesetz scheint nicht vorhanden zu seyn. — Ein Resultat allenfalls, welches uns aus dem Verhalten der Vulkanlinien auf dem Erdballe hervorzugehen scheint, ist eine große Aehnlichkeit desselben mit dem Verhalten derjenigen Art von Erzgängen in den Gebirgen, welche als Spalten in den festen Gebirgsmassen angesehen werden dürfen. Auch die Vulkanlinien verhalten sich wie solche Spalten, die durch eine eigenthümliche Kraft in linearer, aber darum nicht immer in weitererstreckter, geradliniger Richtung hervorgebracht worden zu seyn scheinen. — Eben so aber verhalten sich auch die Züge der Urgebirge selbst. Daher liegt die Vermuthung in der That sehr nahe, daß die

mit den Vulkanzügen in so inniger Verbindung stehenden, die Erdoberfläche in linearen Richtungen durchziehenden Urgebirgsketten Erhebungen seyn können, von dem allgemeinen Erdvulkanismus in der Zeit seiner größten Thätigkeit hervorgebracht. — Noch dringt unwillkürlich sich der Gedanke auf, daß die größeren Metallniederlagen der oberen Erdrinde in einer genauen Verbindung mit den Wirkungen des alten Erdvulkanismus stehen. Ehemals war es zwar gleichsam ein geognostisches Dogma, daß vulkanische Berge keine Erzniederlagen enthielten. Freilich ein Aetna, ein Vesuv, die ihre Umgegenden auf viele Meilen weit mit halb oder ganz verglasten Substanzen überschütten, zeigen keine Niederlagen der verbrennlichen Metallstoffe. Aber denjenigen hohen Gebirgsketten, welche von allen oben von uns herausgehobenen Merkmalen des alten Erdvulkanismus begleitet sind, folgen auch die ausgezeichnetsten Erzniederlagen in Gängen und in jeder andern Gestalt. Gerade die, wo jene Merkmale am kenntlichsten und auffallendsten erscheinen — gerade diese Gebirgsketten enthalten die reichsten Metallschätze. Der Altai, die Karpathen, das böhmische und sächsische Erzgebirge, die Gebirge von Dauphiné und von Spanien, die Cordilleras de los Andes und die Gebirge von Mexiko geben glänzende Beweise für diesen Satz. Darf man diese Gebirgsketten für Erzeugnisse des durch Oxydation des Erdkernes an seiner Oberfläche erregten alten Erdvulkanismus ansehen, wie er einst in seiner größten Kraft, aber nicht durch partielle Entzündungen und Ausbrüche aus einzelnen Schlöthen, wirkte; so wird man die Erhaltung der dem Kerne entrissenen metallischen Stoffe in den Spalten und Zwischenräumen der gehobenen Gebirgsmassen vielleicht denkbar finden, und nicht im Widerspruche damit, daß dieselben Stoffe in den partiellen Schmelzungsprocessen unserer jezt noch thätigen Vulkane zerstört oder verflüchtiget werden.“

III. Damit hängt überhaupt die geognostische Grundansicht des Verfassers zusammen: „Die Erdbeben, die das Mittel sind, den festen Boden zu erheben und zu versenken, äußern ihre Wirkung — sobald diese überhaupt auf größere Landstriche ausgedehnt ist — immer in linearer Richtung durch dieselben; ja, man kann auf der Erdoberfläche gewisse zwar in ihren einzelnen Theilen mehr oder weniger gebogene, aber im Ganzen einer Hauptrichtung folgende Linien nachweisen, auf denen die Erdbeben lange Zeiträume hindurch sich mehr oder weniger oft wiederholen. Auch die Vulkane, in denen dieselben Kräfte, welche die Erdbeben hervorbringen, nur auf eine etwas andere Weise als bei diesen wirken, liegen auf der Erdoberfläche in gewisse Reihen oder Linien geordnet, die in vielen Gegenden mit den Linien der Erdbeben zusammenfallen. Selbst die meisten der von Herrn v. Buch so genannten Centralvulkane liegen in solchen Reihen. Aber eben so folgen die vornehmsten, ja die allermeisten Höhenzüge auf der Erdoberfläche, die größten wie die kleinsten Gebirgsketten, gewissen, zwar auch in ihren einzelnen Theilen mehr oder weniger gebogenen, doch immer im Ganzen eine Hauptrichtung beibehaltenden Linien, und bilden langgestreckte, verhältnißmäßig schmale Rücken und Körper. — Diese Verhältnisse insgesammt beweisen wohl sehr deutlich, daß sie durch Erhebung des festen Bodens nach bestimmten Richtungen, wie wir dergleichen noch jezt wahrnehmen, hervorgebracht worden sind. Ganz vorzüglich aber wird diese Ansicht dadurch begründet, und das Wirken von Kräften aus dem Innern der Erde auf ihre Rinde dadurch bestätigt, daß die Massen, welche man zwischen den mit Versteinerungen angefüllten Felslagern, da wo diese auseinandergerissen sind, hervortreten sieht, selbst nicht aus solchen Versteinerungen enthaltenden Felsarten bestehen, sich auch überhaupt nicht als ehemalige Bodensätze des Meeres ankündigen, sondern, wesentlich verschieden von diesen und von allen auswässerigen Flüssigkeiten sich bildenden Niederschlägen, sich als mehr oder weniger vollkommen krystallinische und nicht geschichtete Felsmassen zeigen.“ Er vermuthet, die Erde sey einst ganz mit Wasser bedeckt gewesen, und eine Kraft, die mit der innern Wärme der Erde in Verbindung stehe, habe von unten her in vertikaler Richtung die Gebirge aufgeworfen, an die sich dann horizontal die spätern Erdschichten mit den Niederschlägen des Meeres angelegt hätten; und beides, jene vulkanische und diese neptunische Wirksamkeit sey sehr langsam und ohne gewaltsame Katastrophen erfolgt. „Fassen wir alle diese Wahrnehmungen zusammen, die sowohl die Ueberlieferung als die Beobachtung der Natur darbieten; so glauben wir die Ansicht festhalten zu dürfen, daß zu Hervorbringung der größten Veränderungen auf der Erdoberfläche, die sich auf derselben von dem Zeitpunkte an ereignet haben, da der Planet überhaupt zu Aufnahme organischen Lebens geeignet war, es keiner ungeheueren, die jetzigen höchsten Berge übersteigenden Wasserhülle, keines Verlaufens derselben in große unterirdische Höhlen, keiner Meere von Säuren zu schneller Auflösung der Erden, keiner allgemeinen und plötzlichen, über die ganze Oberfläche verbreiteten Katastrophen, weder durch Feuer noch durch Wasser bewirkt, keiner Veränderung der Lage der Erdaxe, und keiner Zerstörung der ganzen organischen Schöpfung bedurft hat; sondern daß alle von uns wahrnehmbaren und wahrgenommenen, oder auf den Grund richtiger Naturbeobachtung vermutheten Veränderungen auf der Erdoberfläche, nur durch die fortschreitende, im Ganzen

zwar allmählich vor sich gehende, doch dann und wann, und hie und da auch schneller und auffallender sich offenbarende Wirkung der uns aus der Erfahrung bekannt gewordenen Kräfte der Natur, im Laufe großer, sehr großer Zeiträume hervorgebracht worden sind. — Ferner, daß das Ziel der Muthmaßungen, zu welchem alle diese Wahrnehmungen uns leiten, die Annahme einer ehemals allgemeinen oder doch weit mehr als jezt ausgebreiteten Wasserbedeckung der Erdoberfläche ist; und daß zu Erklärung einiger Erscheinungen, die durch diese Vorstellung allein noch nicht genügend aufgeklärt zu seyn scheinen, man höchstens die Hypothese von einer ehemals größern eigenthümlichen Wärme des Erdballes, und von seiner langsam fortgeschrittenen Abkühlung zu Hülfe nehmen mag. Weiter hinauf in die Geschichte des Erdballes vermögen, bis jezt wenigstens, weder Ueberlieferung noch Naturbeobachtung den Weg zu zeigen."

18) Der heutigen Physik Widerlegung durch Folgerung aus Sinneswahrnehmungen, in Bezug auf Luftdruck, Elementarkräfte und Bewegung. Ein neues System, von R. Tschiffely. Aachen, Kaatzer, 1835.

Die Theorie vom Luftdruck scheint dem Verf. ein unbegreiflicher Unsinn zu seyn, so daß er sich nicht genug verwundern kann, wie dieselbe so lange selbst von scharf denkenden Physikern festgehalten werden konnte. Er fragt: „Widerspricht das Gefühl z. B. nicht geradezu dem fabelhaften Drucke der 35,461⅓ Pfund, welchen die Luft auf den 16 Quadratfuß messenden menschlichen Körper in der Meeresfläche ausüben soll; welcher Druck aber, in Folge der Theorie, auf dem Gipfel hoher Berge um mehr als die Hälfte abnimmt; und das alles, ohne daß der Patient irgend etwas vom Druck gewahre? Die gewöhnliche Erklärung dieses allerunbegreiflichsten der Phänomene beweist weiter nichts als die absolute Unmöglichkeit seiner Existenz: dieser fürchterliche Druck würde nämlich unbemerkt auf den Körper wirken, weil die eingeschlossene Luft von innen dem äußern Drucke das Gleichgewicht hält. Aber diese innere Luft, wenn der Körper für dieselbe undurchdringlich ist, was die Luftpumpe beweiset, müßte nothwendig sich gegen die innern Theile mit gleicher Macht stützen, als diejenige besizt, welcher sie das Gleichgewicht hält, also würden die festen, zwischen dem Drucke und Gegendrucke gepreßten Körpertheile nicht weniger zerquetscht."

Alle Phänomene, die man bisher auf den Luftdruck erklärte, leitet er nunmehr aus dem horror vacui, aus der Anziehungskraft in der Leere her. Unter den zahlreichen Beweisen für diese Behauptung wählen wir den anschaulichsten aus, der vom Barometer (S. 65) hergenommen ist: „Das Quecksilber, mit welchem eine oben verschlossene Röhre angefüllt ward, strebt durch sein Gewicht, unten auszulaufen. Aber eben dieses Streben unterwärts entwickelt eine Anziehung, die vermögend ist, wie gedacht, eine (ungefähr) 28 Zoll hohe Merkursäule zurück zu halten. So lange also die Metallhöhe nicht über 28 Zoll beträgt, wird kein Sinken, keine Leere im Rohr erfolgen; da sie nun dieses Maß bei Verfertigung der Barometer übersteigt, so sinkt der Merkur bis zu dieser bestimmten Normalhöhe, und begrenzt über sich einen, von aller wägbaren Materie befreiten Raum. — Das alles ist aber bloß mit einem festen Rohr zu erreichen möglich; denn das Gewicht würde in einem weichen, einem Darme z. B., bloß die Anziehung der innern Rohrwand gegen ihre eigenen Theile bis zu deren unmittelbaren Berührung erzeugen; die Flüssigkeit sänke, ihrem Streben gemäß, in den Behälter zurück. Da aber die Festigkeit des Glases der Anziehung widersteht, so wirkt diese leztere allein auf die bewegliche Metallsäule und erhält dieselbe auf ihrer Normalhöhe."

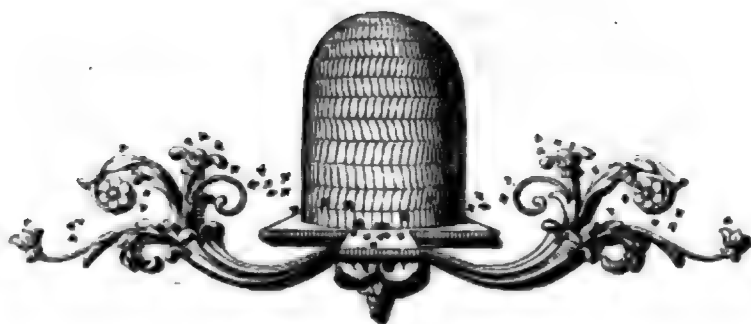
Auf dieselbe Weise erklärt der Verf. die Thätigkeit der Lungen, des Blasebalgs, das feste Zusammenhängen glatter Metallplatten, zwischen denen keine Luft mehr ist &c. Er glaubt aber, daß nicht die Leere schlechthin die Anziehung bewirke, sondern daß sie die Folge der Erregung eines zu den Imponderabilien gehörigen uns verborgenen Stoffes seyn möchte (?).

Bade-Literatur.

Wanderungen im Schwarzwalde, insbesondere nach den Kurorten Teinach, Wildbad, Baden und durch das Murgthal nach Rippoldsau. In Briefen von A. Arnold. Reutlingen, Mäcken jun., 1837. 8. S. 180.

Eine recht lebendige und treue Schilderung der genannten Schwarzwaldbäder und ihrer Umgebungen, wobei nicht nur auf das Eigenthümliche der Bäder, das Gesellige und auf die Schönheit der Natur, sondern auch auf geschichtliche Erinnerungen und Sagen Rücksicht genommen ist. Das kleine Buch wird denen, die den Schwarzwald und seine schönen Bäder bereisen wollen, um so nützlicher seyn, als darüber (wenn man Baden ausnimmt) noch keine zahlreiche und besonders keine neue und neueste Literatur existirt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 67. Montag, 3. Juli 1837.

Naturkunde.

19) Beitrag zu einer Monographie des bunten Sandsteins, Muschelkalks und Keupers und die Verbindung dieser Gebilde zu einer Formation, von Fr. v. Alberti. Mit 2 Steintafeln. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

„Dem erhabenen Genie Leopolds von Buch, welches beinahe alle Zweige der Naturwissenschaft bereichert und gelichtet hat, verdanken wir unter vielem Anderen die Beobachtungen über das Erheben der Augitporphyre und die Bildung der Dolomite, welche der Geognosie ein völligen Umschwung gaben, und auch bedeutenden Einfl auf die drei Formationen äußerten. Seine Ideen ü die Erhebung der Gebirge hat Elie de Beaumont's Sch sinn weiter ausgeführt, und viele Erfahrungen And er reihten sich an die des Meisters an. Von entsche en dem Einflusse auf die Fortschritte der Geognosie und Geologie war die Arbeit Ch. G. Gmelins über di Dolomitbildungen der drei Formationen. Ueber diese Formationen im Allgemeinen besitzen wir sehr werthvolle Arbeiten von de la Beche, Boué, Aler. Brongniart, v. Humboldt, Keferstein, v. Leonhard, H. v. Meyer, Walchner u. A." Der Verfasser erwähnt sodann der Leistungen seiner Vorgänger insbesondere für das Vorkommen dieser Formation in bestimmten Ländern, woran sich dann seine eigne Arbeit anschließt, die eine Uebersicht über das Vorkommen der Formation, so weit man davon Kunde hat, und die sorgfältigste Combination aller dabei gemachten Beobachtungen enthält, eine der ausgezeichnetsten Monographien, durch welche deutscher Scharfsinn die Wissenschaft bereichert hat. Im Anhang ist die gesammte Literatur der Trias zusammengestellt, eine durchaus neue Literatur, die gleichwohl bereits 269 Werke umfaßt, zum Beweise, wie erstaunlich die Geologie und Mineralogie in jüngerer Zeit in Flor gekommen sind.

Das Endresultat der in diesem Werk niedergelegten Forschung fällt zu Gunsten des Vulkanismus aus, d. h. der Verfasser beweist, „daß die Trias nur einen kleinen Theil ihrer Masse den Fluthen verdankt, daß der bei weitem größte aus dem Innern der Erde emporgestiegen sey und noch theilweise die neptunischen Gebilde verändert habe." Mit außerordentlicher Schärfe unterscheidet der Verfasser die Trias von den übrigen Gebirgsarten, die besondern in ihr vorkommenden Versteinerungen und andere Merkmale, durch die er die Stufe bezeichnet, auf welcher sie in dem Entwicklungsgange der Gebirgsarten steht, und die Katastrophe, durch welche sie über die ältern Bildungen sich vordrängt. Wer sich je verleiten ließ, dergleichen Gebirgsbildungen und Erdrevolutionen

summarisch zu nehmen, wird aus diesem Werke lernen, wie sehr viel darauf ankommt, genauer zu unterscheiden.

20) Bridgewater-Bücher. Die Natur, ihre Wunder und Geheimnisse, herausgegeben vom Redakteur des Morgenblattes, Dr. H. Hauff und Andern. 4te bis 13te Bandparcelle. Chemie, Meteorologie &c. von Prout; Geologie von Buckland; Physiologie von Roget. Stuttgart, Neff. Wien, Gerold. 1836, 1837.

Wir haben in Nr. 17 der vorjährigen Literaturblätter die deutsche Bearbeitung der englischen Bridgewater-Bücher bei ihrem ersten Erscheinen willkommen geheißen, weil sie die Naturwissenschaften auf eine sehr populäre Weise und zugleich in einem würdigen Geiste vortragen. Wenn wir noch etwas wünschen sollten, wäre es eine größere Schärfe in den Eintheilungen, wodurch man eine offenere Uebersicht über das Ganze, eine leichtere Orientirung im Einzelnen gewönne. Indeß ist die fortlaufende Rede, die unzählige detaillirte Schilderungen in ihrem Strom vorüberwälzt, die das Auge fesseln und die Phantasie beschäftigen, vielleicht geeigneter, Theilnahme zu erwecken, als es größere Paragraphenschärfe wäre. Von vorzüglichem Interesse ist Rogets Werk über Physiologie, das der Uebersetzer, Herr Dr. Duttenhofer, noch mit mehrfachen Berichtigungen und Zusätzen vermehrt hat. Leser, welche die Bridgewater-Bücher noch nicht kennen, werden sich von dem darin herrschenden Ton und von der wirklich außerordentlichen Ausführlichkeit und Genauigkeit, mit denen ihnen die Wunder der Natur vor Augen geführt werden, am besten einen Begriff machen können, wenn wir ihnen folgende kleine Episode über die Flügel der Vögel mittheilen (aus Rogets Physiologie): „Während der Vogel noch durch die im Ei befindlichen Flüssigkeiten ernährt wurde, war schon der Grund zu seinem künftigen Gefieder und zur Bildung seiner Flugwerkzeuge gelegt. Eine temporäre Bekleidung von Flaum schützt das Küchlein vor den rauhen Eindrücken der Luft, während ein eigener Apparat geschäftig ist, die zartesten Werkzeuge der Bedeckung und Bewegung zu gestalten; zuerst wird, wenn wir dieses Bild gebrauchen wollen, ein Gerüste aufgebaut, durch dessen Hülfe nachher jeder Theil in einer eigenthümlichen Ordnung und Reihenfolge aufgerichtet wird. Die nächste Sorge der Natur ist sodann, die Federfahne zu bilden, ein Theil, der für den Gebrauch der Feder der wesentlichste ist, und dann einen Schaft zu erzeugen, an welchem die Fahne befestigt wird und der ihr zur Unterstützung dient; zuletzt aber den Kiel der Feder, welcher eine Verlängerung ist, die dem Ganzen einen Hebelarm von hinreichender Länge verleiht, damit der Zweck des Gefieders erfüllt werde. Jemehr das so erzeugte Organ vollendet wird, sucht die Natur jenes Gerüste, das nur eine temporäre Function hatte, zu entfernen; die Membranen mit allen ihren Abtheilungen fallen ab, die gefäßreiche Masse, welche die Zwiebel bildete, wird aufgesogen, und an deren Stelle tritt Luft, wodurch, unbeschadet der Festigkeit, dem Organe die größte Leichtigkeit verliehen wird. Ist es nun möglich, daß ein denkender Verstand, nach Betrachtung aller dieser Thatsachen, zu der Ueberzeugung gelangen kann, daß alles dieses nichts als das Werk des Zufalls sey? Es sind noch einige Verhältnisse zu besprechen, welche sich auf die Structur und Wirkung der Flügel der Vögel beziehen. Wenn wir die Art betrachten, wie diese Organe mit dem Schulterblatt articuliren, so finden wir, daß sie in Beziehung auf die Achse des Körpers eine schiefe Bewegung haben, so daß der Schlag, welchen sie der Luft mittheilen, zugleich nach unten und hinten gerichtet ist, und der Vogel daher, wenn er sich vorwärts bewegt, zugleich in einer der Schwerkraft entgegengesetzten Richtung bewegt wird. Die verschiedenen Theile des Flügels sind ebenfalls so beschaffen, daß sie zusammengezogen und zusammengefaltet werden, wenn der Flügel sich erhebt, aber sich vollkommen ausbreiten, sobald derselbe sich herabbewegt, um auf die Luft zu wirken. Es liegt auf der Hand, daß ohne diese Einrichtung ein großer Theil der bewegenden Kraft durch den Widerstand der Luft gegen den Flügel während seines sich Herabbewegens verloren ginge, wenn während seines Erhebens ebenfalls ein Widerstand vorhanden wäre. Es ist somit die Lage der großen Federn die, daß sie mit ihren flachen Seiten die Luft zusammendrücken, mit ihren scharfen Kanten aber dieselbe beim Erheben durchschneiden. Beim Rudern kommt eine ähnliche Manipulation vor, wo durch Drehen des Ruders (feathering the oar) ebenfalls die Kante desselben das Wasser durchschneidet, der breite Theil aber auf dasselbe schlägt. — Da die Flügel vornämlich nach hinten geneigt sind, so hat der größte Theil des Flügelschlages die Wirkung, daß er den Körper vorwärts bewegt. Bei den Raubvögeln sind die Schwingen sehr schief gestellt und daher können sie weit besser horizontal vorwärts sich bewegen, eine Art des Fluges, die sie vornämlich bei Verfolgung ihrer Beute unterstützt, während sie nicht im Stande sind, sehr schnell perpendiculär aufzusteigen. Bei denjenigen Vögeln hingegen, welche beinahe in einer verticalen Richtung zu großen Höhen aufsteigen, wie die Wachtel und die Lerche, sind die Schwingen so eingerichtet, daß sie auf die Luft gerade nach unten wirken, ohne die geringste schiefe Richtung anzunehmen. Aus demselben Grunde steigen die Vögel leichter gegen als mit dem Winde auf, denn dieser wirkt auf die schiefe Ebene, welche durch die Flügel während ihrer Biegung gebildet wird, und trägt so nach denselben Principe zum

Aufsteigen des Vogels bei, nach welchem ein papierner Drache in die Luft aufsteigt, wenn er in schiefer Lage gegen den Wind gehalten wird. Dieser Umstand ist besonders bei dem Emporsteigen der Raubvögel ersichtlich, deren Flügel eine in hohem Grade schiefe Lage haben, und wenn sie vollkommen ausgebreitet sind, eine große Oberfläche darbieten. — Der Schwanz, welcher als ein Steuerruder wirkt, hat besonders den Zweck, die Direction des Fluges zu leiten. Ist der Schwanz kurz, so übernehmen die Füße die Function desselben, die in diesem Falle gewöhnlich sehr lang sind; diese werden alsdann erhoben und nach hinten in gerader Linie ausgestreckt, wodurch sie dem Thiere im Steuern sehr behülflich sind. Bei manchen Vögeln, wie bei den Spechten, wird der Schwanz vorzüglich dazu angewandt, dem Körper beim Erklettern der Bäume als Stütze zu dienen. Die Schwanzwirbel sind oft zahlreich, aber kurz und zusammengedrückt. Sie sind durch die große Entwicklung ihrer Quersortsätze und dadurch ausgezeichnet, daß sie sowohl oben als unten Dornfortsätze besitzen. Der lezte Schwanzwirbel ist nicht wie bei andern Thieren cylindrisch, sondern hat eine breite kielförmige Gräte, an der sich die Federn festsetzen."

Bucklands Geologie wird dem größern Publikum besonders durch die Rücksicht interessant erscheinen, welche der Verfasser auf die Pflanzen und Thiere der Urwelt genommen hat.

21) Geologie oder Naturgeschichte der Erde, auf allgemein faßliche Weise abgehandelt von Geh. Rathe und Professor K. C. v. Leonhard zu Heidelberg. Mit Stahlstichen, Lithographien und Vignetten. Erster Band. Stuttgart, Schweizerbart, **1836, 1837**.

Herr v. Leonhard hat sich schon so vielfaches Verdienst um Mineralogie und Geologie erworben, daß es überflüssig wäre, erst darauf aufmerksam machen zu wollen. Indem er sich, wie Littrow und einige andere Gelehrte von Fach, herabgelassen hat, populär zu schreiben und das Wichtigste und allgemein Wissenswürdige seines Fachs auch in einem allgemeinern Kreise zu verbreiten, hat er sich auf die Höhe der Zeit gestellt und bewiesen, daß er begreift, was im 19ten Jahrhundert die Aufgabe der Gelehrten ist. Das Bedürfniß ist zwar schon längst erkannt, und so lange die eigentlichen Gelehrten sich für zu vornehm achteten, um zum Publikum hinabzusteigen, haben Pfuscher genug das Präpariren der Wissenschaften für den gemeinen Verstand übernommen. Um so dankbarer müssen wir nun den wahren Gelehrten seyn, wenn sie sich selbst ins Mittel legen und jener Pfuscherei dadurch ein Ende machen.

Im vorliegenden ersten Bande hat Herr v. Leonhard in sechzehn Vorlesungen gesprochen: 1) von den Hülfsquellen der Geologie, zunächst vom Bergbau, von den verschiedenen Arten und von den Verbesserungen desselben, von den merkwürdigsten Bergwerken auf der ganzen Erde 2c. Schon diese erste Abhandlung ist sehr anziehend durch die ungemeine Klarheit und Deutlichkeit des Vortrags, so wie durch das, wenn wir so sagen dürfen, Malerische der Beschreibungen und der überall reichlich angeführten Beispiele aus der Natur. Dieses Bildliche, das so sehr zur schnellen Orientirung des Lesers beiträgt, wird noch insbesondere durch eine Menge trefflich gewählter Stahlstiche und Steindrücke unterstützt, die dem Buche wahrhaft zur Zierde gereichen; 2) von der Chemie und Mineralogie, zunächst von den allgemeinen Stoffen und Naturkräften; 3) von den chemischen Verbindungen; 4) von den Metallen insbesondere; 5) von Luft und Wasser und deren geologischer Wichtigkeit, 6) von den Gasen, 7) Säuren, Alkalien, Salzen; 8) Erden und Erzen; 9) vom Wachsen der Steine, wie es noch gegenwärtig stattfindet, z. B. Tropf- und Sandsteinen; 10) von den einfachen und gemengten Steinen im Einzelnen; 11) von den Gesteinen in Masse; 12) von der Schichtung derselben; 13) und 14) von den Versteinerungen; 15) und 16) von den plutonischen (durch Feuer erzeugten) Gebilden. Ueberall sind erläuternde Bilder und Vignetten eingestreut.

Zu den anziehendsten Darstellungen gehören die dreizehnte und vierzehnte Vorlesung von den Versteinerungen. Der Verfasser nimmt drei Perioden der frühern Erdbildung an, welcher drei verschiedene Schichten versteinerter Pflanzen (und Thiere) entsprechen, die erste, in der die aus dem Wasser hervortretenden Berge nur erst Inseln gebildet hätten, die zweite, in der das Festland noch meist nur Küste gewesen sey, die dritte, in der es sich in weite Massen consolidirt habe. Von der versteinerten Thierwelt gibt er einen sehr klaren und anschaulichen Begriff, und die Abhandlung erhält noch einen besondern Reiz durch eine kurze Geschichte der irrigen und lächerlichen Meinungen, die man in frühern Zeiten von den Versteinerungen hegte, z. B. der berühmte versteinerte Mensch (Scheuchzers homo diluvii testis), in dessen Gerippe man nachher nur eine große Eidechsenart entdeckt hat. Hieher gehört auch die bekannte Sage von den in Stein eingeschlossenen Kröten: „Wie Sie wissen, heißt Kröte im Französischen Crapaud, im Lateinischen Bufo. Mit dem Worte Crapaud aber bezeichnen die Steinbrecher — und, wie erwiesen worden, schon seit sehr langer Zeit — die Drusen, die auf ihren innern Wänden mit Kalkspath-, oder mit Quarz-Krystallen besezten Räume und Höhlungen in Felsmassen. Nun war im Mittelalter Latein die allgemeine Schriftsprache;

Crapaud wurde in Bufo übersezt, und das Beiwort vif, dem lebhaft Glänzenden der Krystalle geltend, in vivus (lebendig); so machte man aus einem „lebhaft glänzenden Drusenraum“ eine „lebende Kröte.“ Der Crapaud, von welchem Fulgose berichtete — die erste angeblich innerhalb festen Gesteines lebend getroffene Kröte — war nichts als ein Drusenraum von seltener Größe; dies hat Vallot dargethan, ein Naturforscher, der sich in neuerer Zeit besonderes Verdienst um die Sache erworben. Verwechselungen von Drusen und Kröten aber haben sich fortgepflanzt, wie mannichfaltige andere Fälle beweisen.“

22) Anleitung zum naturwissenschaftlichen Beobachten für Gebildete aller Stände. I. Geologie von de la Beche. Aus dem Englischen von Dr. Rehbock, mit einer Vorrede von v. Dechen. Mit 138 in den Text eingedruckten Original-Holzschnitten. Berlin, Asher, 1836.

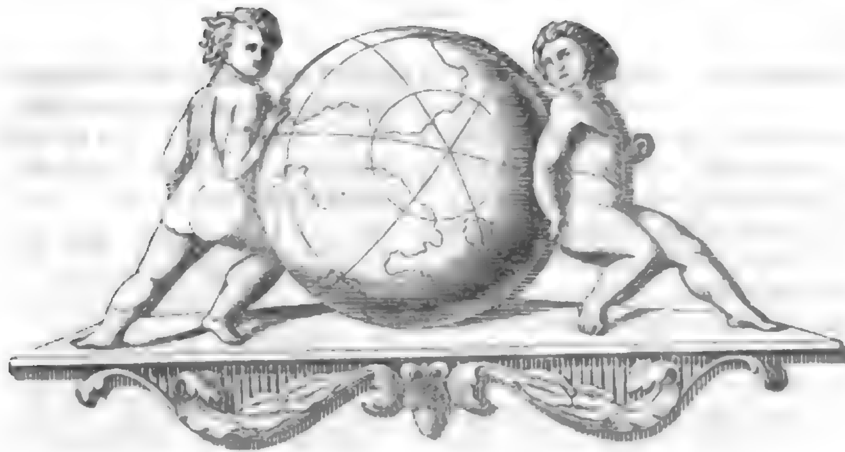
Ein sehr populär geschriebnes, gleich in medias res einführendes und durch die Holzschnitte den Leser überall sogleich orientirendes Werk. Gerade bei Werken dieser Art, wo Erinnerung und Phantasie nicht so lebhaft nachhelfen, als etwa bei der Naturgeschichte der Thiere oder bei Geschichtswerken, sind erläuternde Bilder außerordentlich nützlich und vielfach unentbehrlich, eine nothwendige Ergänzung des populären Vortrags. Man wird immer mehr einsehen, daß die Theilnahme des größern Publikums an den Wissenschaften und die dadurch weiter verbreitete Civilisation überhaupt von dem Grade der Leichtigkeit abhängt, mit der es lernt. Diese Leichtigkeit selbst hängt aber keineswegs von der Capacität der Massen, sondern von der Methode des Unterrichts ab. Man ist darin schon sehr weit gekommen, und nachdem eine große Menge der namhaftesten Universitätsgelehrten sich endlich herabgelassen haben, populär für das größere Publikum zu schreiben und in dieser Beziehung die falsche Scham überwunden ist, darf auch gehofft werden, daß mit der Zeit die leider durch die populären Bestrebungen beförderte Weitläuftigkeit und Redseligkeit einer klassischen, oder um noch deutlicher zu seyn, einer mathematischen Kürze weichen werde, ohne die, unserer Ansicht nach, das Publikum von der Wissenschaft nur übergossen, aber nicht durchdrungen werden kann.

De la Beche lehrt die allgemeinen Erfahrungen der Geologie und macht am Schluß insbesondere auf deren praktische Wichtigkeit aufmerksam. Die wissenschaftliche Eigenthümlichkeit und der Vorzug seines Werkes besteht aber in der besondern Sorgfalt, die er den Wirkungen des Wassers und der Luft auf die Gebirgsmassen widmet, und den genauen Beobachtungen, die er deßfalls gesammelt hat.

23) Dritter Jahresbericht des Mannheimer Vereins für Naturkunde, 1836.

Die naturwissenschaftlichen Vereine häufen sich, und sind, beim Vorherrschen materieller Interessen, eine durchaus zeitgemäße Erscheinung. In dem vorliegenden Bericht wird mit Recht geklagt: „Am Oberrhein bestehen so viele naturhistorische Institute, und so viele Vereine haben sich besonders in jüngster Zeit gebildet, die ihre Thätigkeit immer mehr entwickeln, daß eine nähere Verbindung derselben von vielen Seiten gewünscht und bereits in Antrag gebracht wurde. Aber wie diese Verbindung am zweckmäßigsten bewerkstelligen? Die Vereine sind von Liebhabern und Freunden dieser Wissenschaft gegründet, die meist nur ihre eigenen Mittel dahin verwenden, und die Institute sind in der Regel zu gering bedacht, als daß dabei öftere Reisen unternommen werden und ein lebhafter, persönlicher Verkehr statthaben könnte; ja selbst eine nur einigermaßen genügende Correspondenz würde gleichfalls großen Aufwand und ohnedies viele Mühe und Zeit kosten, was hier nicht weniger hoch anzuschlagen ist. Wäre es nicht einfacher und leichter, Zeit und Geld sparender und doch dem Bedürfniß mehr entsprechend, wenn alle diese Institute sich zu einem gemeinschaftlichen Blatte vereinigten, wovon alle 8 Tage ein halber oder alle 14 Tage ein ganzer Bogen erschiene. Diese Blätter dürften jedoch keineswegs zu weitläuftigen Vorträgen und naturwissenschaftlichen Abhandlungen bestimmt seyn, sondern zu gedrängten Berichten über die Arbeiten und Fortschritte dieser Institute, zu kurzen Mittheilungen einzelner, besonders lokaler naturhistorischer Wahrnehmungen und Erfahrungen, vorzüglich aber zu Nachrichten über vortheilhaften Erwerb für Kabinette, Anerbieten von Tauschgegenständen und Doubletten, zu Belehrungen über die Art der Behandlung, Aufstellung und Erhaltung der verschiedenartigen Gegenstände, zu Anfragen und Erwiderungen über derlei Angelegenheiten. Wie manchem Bedürfnisse könnte dadurch genügt, wie viele Briefe gespart werden?“ — Dies ist sehr wahr, und findet seine Anwendung nicht nur auf den Oberrhein, sondern auch auf andere Theile des deutschen Vaterlandes. Es wäre daher sehr zu wünschen, wenn von den Freunden der Naturkunde auf größere Concentrirung ihrer Mittel, auf lebhafteren Austausch ihrer Novitäten Bedacht genommen würde. Es geht damit wie mit jedem andern Verkehr. Das Abschließen im Kleinen hindert allen großen Aufschwung. Wie viel geht doch in unserm lieben Deutschland jährlich an Weisheit verloren, die unbeachtet bei Seite fällt, weil selbst Männer von Fach nicht Zeit oder Gelegenheit haben, alles das zu lesen, was in seinem Fache in hundert verschiedenen Orten gedruckt erscheint.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 68. Freitag, 7. Juli 1837.

Naturkunde.

24) Der Haarrauch. Ursprung, Erscheinung und Verbreitung desselben von Egen. Essen, Bädecker, 1835.

Mancherlei hat man von dem Ursprung des bekannten Haar- oder Höhenrauchs gefabelt. Der Verfasser weist urkundlich nach, daß er von den Moorbränden an der Nordsee herrührt. „In jedem Frühjahre werden die Gegenden von Nordholland, von Westphalen, vom Niederrhein und von Niedersachsen an mehreren Tagen von einem rauchartigen, trocknen, übelriechenden Nebel überzogen, der sich mit abnehmender Stärke auch über die angrenzenden Länder verbreitet. In den Moorgegenden kennt man seinen Ursprung; man sieht ihn hier den brennenden Mooräckern entsteigen, sich über die ganze Gegend ausbreiten und mit dem Winde fortziehen. Hier hat er seinen Namen erhalten. Man nennt ihn hier Moorrauch, oder Moordampf. Die Holländer nennen ihn Veenrock oder Veendamp. In Westphalen heißen mäßige Berghöhen Haar oder Hardt. Da meistens nur Hochmoore gebrannt werden, so nannte man den Rauch davon Haarrauch, in einigen Gegenden Haërrauch, woraus man anderwärts Höhenrauch und Heerrauch gebildet hat. Mehrere Tagereisen von den Mooren entfernt ist die Entstehung des Haarrauchs den meisten Menschen unbekannt, weil die unwirthlichen Moorgegenden überhaupt der Umgegend sehr wenig bekannt sind. Man sieht hier den Haarrauch wie andere Nebel mit dem Winde heranziehen und nach einiger Zeit verschwinden. Man rechnet ihn zu den übrigen atmosphärischen Erscheinungen, und läßt sich ungern überreden, daß einzelne zerstreute Feuer auf den Mooren, deren Umfang man nicht kennt, einen Nebel erzeugen könnten, der viele Meilen weit das Land bedeckt, bis zu den Wolken empor reicht, Tage lang währt, und sich auf dem weiten Wege nicht sollte zerstreut haben, da doch der stärkste Rauch bald in der Luft zergeht. Je weiter man sich von den Moorgegenden entfernt, desto allgemeiner ist die Meinung verbreitet, der Haarrauch sey ein Erzeugniß der Atmosphäre. Auch vermengt man in größerer Entfernung sehr häufig andere Nebel mit dem Haarrauch; viele Beobachter scheinen dort mit dem Worte Höhenrauch keinen fest bestimmten Begriff zu verbinden." Medicinalrath Finke schrieb zuerst 1820 über die Erscheinung, aber erst die übereinstimmenden Berichte, die der Oberpräsident von Westphalen v. Vincke von den Behörden einsammeln ließ, setzten außer Zweifel, daß

die Ursache des Haarrauchs die grossen Moorbrände seyen.

„Die Moore, auf welchen der Haarrauch erzeugt wird, erstrecken sich in dem etwa 15 Meilen breiten Küstensaume der Nordsee vom Südersee bis zur Nieder-Elbe. In den niederländischen Provinzen Over-Yssel, Gröningen und Drenthe; in Ostfriesland und Oldenburg; in Meppen, Bentheim und Lingen; in dem nördlichen Theile von Osnabrück; in Hoya und Diepholz liegen die Moore dicht zusammen. Diese Länder nehmen einen Raum von 453,5 □Meilen ein. Im Herzogthum Bremen und im Fürstenthum Verden sind sie weniger ausgedehnt vorhanden. Diese beiden Länder bedecken eine Fläche von 125,4 □Meilen. Ich habe die Moore auf den Camp'schen und Lecoq'schen Karten nach genauer Methode sorgfältig berechnet. In den niederländischen Provinzen, und in dem Theile vom Königreich Hannover, der zwischen Bremen, Ritzebüttel, Harburg und Rotenburg liegt, wohin die Lecoq'schen Karten nicht reichen, habe ich die Moorflächen einstweilen auf andern weniger genauen Karten abgeschätzt. Ich finde nun, daß die gesammten Hochmoore, in den genannten Ländern von 580 □Meilen Fläche, gegen 145½ □Meilen, also im Durchschnitt ¼ des ganzen Bodens einnehmen. In dem Landstriche, der in einer Ausdehnung von etwa 120 □Meilen zu beiden Seiten der Ems von der Grenze des Regierungs-Bezirks Münster bis nach Ostfriesland reicht, nehmen sie ⅔ der ganzen Fläche ein; in Ostfriesland und Oldenburg nur ¼; in Bremen und Verden nur ⅙. Die Moore lassen sich in niedrigere und Hochmoore eintheilen. Die niedrigen Moore sind einem Sumpfe ähnlich; auf ihnen wachsen saures Gras und andere Sumpfpflanzen. Sie dienen als schlechte Wiesen und Weiden; durch Düngung und Rasenbrennen können sie zu ziemlich fruchtbarem Ackerlande umgeschaffen werden. Die Hochmoore liegen hoch; sie sind im rohen Zustande mit Heidkraut und Torfmoos bewachsen. Die obere Erdschicht ist entweder hellgelb, oder braun und dunkelbraun. Unter ihr liegt der eigentliche Torf, und darunter Sand. Das Moor wird hier um so fruchtbarer gehalten, je dunkler es ist, nach dem Brennen wird gelbe Asche lieber gesehen, als weiße. Dieses Hochmoor ist es eigentlich, das gebrannt wird, und das man ohne Brennen bis dahin nicht zu benutzen weiß. Das Moorbrennen ist in Deutschland noch nicht alt. Der Prediger Bolenius zu Hatshausen bei Oldersum ließ den Veen-Bauer Jan Kruse von Wildervanck in Gröningen kommen, um das Moorbrennen in Ostfriesland einzuführen. Dies geschah 1712. Es muß sich schnell verbreitet haben." Der Verfasser zählt die Massen des ausgebrannten Landes zusammen. Das Resultat ist: „Die gesammten Moore, die noch vor stark 100 Jahren fast alle nutzlos dalagen, gewähren also jetzt eine jährliche Aernte von 490,000 Scheffel Buchweizen. Man hat viele Beispiele, daß der Buchweizen in gutem Moore das 48fache der Aussaat hervorbrachte."

„Der einleuchtendste Beweis für die Behauptung, daß der Haarrauch in den brennenden Mooren seinen Ursprung nehme, liegt aber darin, daß für viele Fälle der unmittelbare Zusammenhang des Haarrauchs und Moorrauchs nachgewiesen werden kann, und daß überall die Zeit der Erscheinung des Haarrauchs mit der Zeit des Moorbrennens zusammenfällt. Ich kann hier nur wenige solcher Haupt-Haarrauch-Tage näher bezeichnen. Am 18. und 19. Juni 1821 wurde stark in den holländischen und ostfriesischen Mooren gebrannt, was auch schon ein paar Tage vorher, doch weniger allgemein, geschehen war. An beiden Tagen bedeckte schon gegen Mittag die Rauchmasse die ganze Moorgegend. Der Rauch kam gegen 2 Uhr in Münster an, gegen 5 Uhr in Paderborn. Nach dieser Zeit war die ganze Gegend von Ostfriesland bis Siegen, von Cleve bis Minden, in einer Ausdehnung von mehr als 1000 □Meilen, mit Rauch überdeckt. Von 22 Orten, die über diesen Bezirk zerstreut liegen, habe ich die Beobachtungen vor mir. Wahrscheinlich hat sich der Rauch noch weiter ausgebreitet. Am 28. Juni war der Rauch fast eben so weit verbreitet. — Vom 22. Mai des Jahres 1822 besitze ich noch vollständigere Beobachtungen. Seit dem 14. Mai wurde in Ostfriesland gebrannt. Das Brennen dehnte sich immer weiter aus. Schon am 21. Mai war der Haarrauch sehr weit verbreitet, besonders in der Richtung nach den Niederlanden und nach Frankreich zu. Am 22. war die Atmosphäre in den Moorgegenden schon vom frühen Morgen an verdunkelt. Am frühen Nachmittag kam er im Münsterschen an, das noch zudem vom Haarrauch des vorigen Tages überdeckt war. Im Lippeschen und in der Gegend von Soest traf er gegen 3½ Uhr ein. Nach Elberfeld kam er gegen 6 Uhr. In den Niederlanden spürte man ihn schon gegen 3 Uhr. Der Haarrauch überdeckte nun gegen Abend in großer Dichtigkeit, so daß überall die Sonne ihren Glanz verlor, die Länder von der Nordsee bis Coblenz, von Arnheim bis Minden. Von 42 Punkten dieses Bezirks, der 1400 □Meilen Ausdehnung hat, liegen mir die Nachrichten vor."

Der Rauch erstreckte sich aber noch viel weiter. Schon am 21. Mai war er in Paris, am 23. in Straßburg. Der Verfasser theilt am Schluß äußerst ausführliche Tabellen mit, aus denen man aufs deutlichste sieht, an welchem Datum in jedem Jahr seit 1821 das

Moorbrennen an der Nordsee angefangen und wie an den folgenden Tagen der Rauch sich ringsum in die Länder ausgebreitet hat.

25) Die Versteinerungen des norddeutschen Oolithen-Gebirges. Von Fr. Ad. Römer. Mit 16 lithographirten Tafeln. Hannover, Hahn, 1836. 4. S. 218.

In allen Naturwissenschaften kann die Theorie nur das Resultat aller Erfahrungen seyn, darum ist das Sammeln und Ordnen noch immer ihre wichtigste Aufgabe. Sehr mit Recht sagt der würdige Verfasser, daß auf dem Standpunkt, den Geognosie und Petrefaktenkunde gegenwärtig einnehmen, es durchaus nothwendig sey, daß einzelne besonders reiche Gegenden genau untersucht und die dort vorkommenden Versteinerungen unter gewissenhafter Angabe ihrer Fundorte möglichst vollständig beschrieben und abgebildet werden.

Diese Aufgabe hat nun der Verfasser in Bezug auf das norddeutsche Oolithengebirg mit musterhafter Genauigkeit gelöst. Zuerst unterscheidet er diese Gebirgsart von den vier andern Gebirgsarten, nämlich Kohlen-, Salz-, Kreide- und Wassergebirge, von denen jede ganz andere Gattungen von Petrefakten enthalten. Sodann unterscheidet er im Oolithen-Gebirg wieder drei Unterabtheilungen, Lias, Jura und Wälderthongebilde, die dann nochmals in Unterordnungen zerfallen. Wo alle diese Gebirgsarten nun geographisch vorkommen und welche Stufenfolgen von Versteinerungen sie enthalten, wird hier tabellarisch geordnet und genau beschrieben.

Die Versteinerungen zerfallen in Pflanzenthiere oder Zoophyten und Weichthiere oder Mollusken, mit unzähligen Unterarten, eine unermeßliche Menge und Mannichfaltigkeit von Muscheln und Schnecken, die uns den Reichthum einer untergegangenen Natur anschaulich machen und zugleich ein Denkmal für den Fleiß und Scharfsinn des Verfassers sind.

26) Vergleichende orographische Tabellen, zur Darstellung einer Charakteristik des Hoch- und Tieflandes. Von F. v. Strantz. Breslau, Graß, Barth u. Comp., 1835.

27) Vergleichende hydrographische Tabellen zur Darstellung einer Charakteristik der Flüsse. Von Demselben. Daselbst, 1836.

Der Verfasser rubricirt alle bekannten Gebirge der Erde: 1) nach ihrer Höhe über der Meeresfläche, 2) nach dem Verhältniß der Kammhöhen zu den Gipfeln, 3) nach der Breite der Gebirge, 4) nach den höchsten Pässen, 5) nach der Höhe des Fußes der Gebirge über der Meeresfläche, 6) nach den Hochebenen, 7) nach den Flußquellen, 8) nach den Bergseen, 9) nach den Abgründen, 10) nach den Wasserfällen, 11) nach den Thälerbreiten, 12) nach den relativen Höhen in Mittel- und Tieflanden. Das höchste und breiteste Gebirge ist der Himmalaya, 26350 Pariser Fuß hoch, der höchste Paß in denselben der Mannerang-Paß von 17490 Fuß, der höchste See der von Manasarova in Tibet von 15,900 Fuß; der schroffeste und tiefste Abgrund dagegen der Absturz der Silla von Carracas in Süd-Amerika von 5000 Fuß, und der höchste Wasserfall der Staubbach von Gave de Pau, 5000 Fuß hoch.

Auf dieselbe Weise vergleicht der Verfasser bei den Flüssen 1) die Breite, 2) die Tiefe, 3) das Gefälle, 4) die Schnelligkeit, ferner noch 5) Ebbe und Fluth, 6) die Meerströmungen.

28) Das Meer, seine Bewohner und seine Wunder. Seitenstück zu Vollrath Hoffmanns Erde und ihre Bewohner. Von W. F. A. Zimmermann. Zwei Bände, mit Stahlstichen und Steindrücken. Stuttgart, Weise, 1837.

Eine Zusammenstellung aller, namentlich der neuern Forschungen über das Meer, seine geographische Vertheilung, Tiefe, Temperatur, Farbe, Salzigkeit, über Ebbe und Fluth, Wellen, Strömungen, Passatwinde, Stürme, Wasserhosen ꝛc., worüber seit Humboldt und namentlich noch zuletzt durch Beechey Beobachtungen von einer Schärfe und Combination gemacht worden sind, wie sie die frühere Zeit noch nicht kannte. Sodann wird das Schiffswesen, Schiffbau und alles zur Nautik gehörige erörtert, und im zweiten Theil folgt dann die detaillirte Beschreibung der einzelnen ausgezeichneten Meere, des Eismeers, der Nord- und Ostsee, des atlantischen, des mittelländischen, schwarzen, indischen und stillen Meeres mit den vorzüglichsten Einbuchten, Küsten und Merkwürdigkeiten derselben. Da das Buch nicht bloß belehren, sondern auch unterhalten soll, sind überall anziehende Schilderungen aus Reisebeschreibungen, merkwürdige Seeabenteuer, Beschreibungen von Stürmen, Seeräubern, Wallfischfang, Perlfischerei ꝛc. angebracht. Namentlich ist die Entdeckung Amerikas ausführlich wiedererzählt.

Biographie.

Lebensbilder berühmter Humanisten. Erste Reihe: Friedrich Jacobs, August Böckh, Karl Zell, Angelo Poliziano. Herausgegeben von Dr. S. F. W. Hoffmann. Leipzig, 1837. gr. 8. S. X u. 198.

Der Zweck dieser Lebensbilder ist, wie ihn der Verfasser im Vorwort angibt, „auf sein Unternehmen, des schon seit einiger Zeit angekündigten biographischen Lexicons der Alterthumsforscher seit dem 15ten Jahrhundert thatsächlich in einer würdigen Weise aufmerksam zu machen. Ich wagte mit dem Beginnen dieses Werkes etwas Großes, allein in der freudig ernsten Hoffnung, daß ich mit Beiträgen dazu allseitig unterstüzt werden würde, weil das Bedürfniß eines derartigen Werkes in unserer Zeit, wo die Alterthumswissenschaft immer mehr und bestimmter wissenschaftlich abgerundet und neben den übrigen Wissenschaften zu dem ihr gebührenden Recht wissenschaftlicher Selbstständigkeit erhoben wird, fast täglich sich dringend ankündigt 2c."

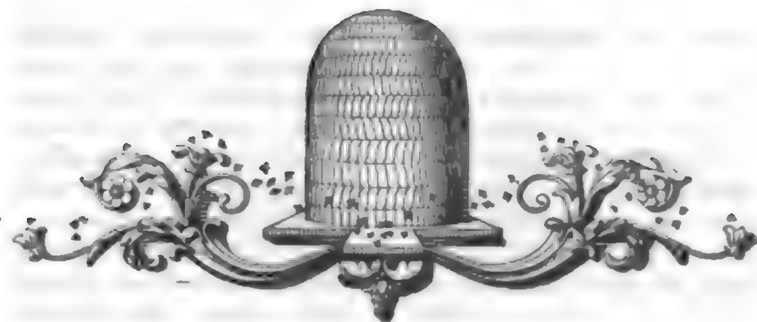
Dieser leztere Satz scheint, wie überhaupt die ganze Vorrede, so weit sie von dem Zwecke des vorgesezten ganzen Werkes handelt, ein wenig dunkel. Man weiß nicht Recht, ob der Verf. von dem biographischen Lexicon oder von den Zeitbildern spricht, wenn er sagt: „er wage mit dem Beginn dieses Werkes etwas Großes." Gilt es das Lexicon, so kann von Wagniß nicht die Rede seyn, da sein Werk der Vergangenheit angehört, gilt es aber den Zeitbildern, so ist auch nicht Recht begreiflich, wo das Wagniß liegt, da er zu den Biographien jezt lebender Humanisten von ihnen selbst die Materialien verlangt und also nicht mehr geben kann, als ihm anvertraut wird. Die größte Schwierigkeit scheint aber darin zu liegen, diese Materialien zu erhalten, da der Verf. S. VII klagt: „Zwar kann ich mich der Theilnahme noch vieler anderer würdiger Männer (außer Jacobs, Böckh und Zell, deren Biographien folgen) freuen; leider aber muß ich auch noch immer Erfüllung der gegebenen Versprechungen vieler Gelehrten wünschen."

Und gewiß würde das Unternehmen nicht ganz ohne Interesse seyn, da es deutlicher als jede anderweitige Entwicklung die Bemühungen nachweisen würde, wodurch ein Studium, das früher nur im Verein und im untergeordneten Verhältniß zu andern gedacht wurde, jezt zu einer Selbstständigkeit herangebildet worden ist, die nur von den erspriеßlichsten Folgen für Kenntniß des Alterthums und der Jeztwelt seyn kann.

Was das Heft insbesondere betrifft, welches hier vor uns liegt, so ist die Biographie von Fr. Jacobs aus der Feder dieses ausgezeichneten Gelehrten und Schriftstellers selbst geflossen und mit jener Ruhe und liebenswürdigen Bescheidenheit verfaßt, die bei so bedeutenden Verdiensten um Wissenschaft und Kunst doppelt erfreulich ist. Stürmischer ist die von Böckh durch seinen Schüler Prof. Klausen in Bonn verfaßt. Wenn Jacobs nur kurz die Reibungen und Anfeindungen seiner Gegner während seines Aufenthalts in München berührt und dies mehr Jacobi's als seinetwegen thut, nimmt hier der bekannte Streit Hermanns mit Böckh eine Bedeutung, die wir ihm in einer Biographie nicht wünschten, welche es nur mit der Wissenschaft zu thun haben soll, deren Träger der Gelehrte war. Böckhs Verdienste um die Alterthumswissenschaft sind unstreitig bedeutend genug, um auf jene Zwistigkeiten nur in ihren Resultaten für die Wissenschaften, nicht in ihrer unangenehmen Erscheinung für die Zeit selbst hinzuweisen. Die Geschichte weiß nichts von Animositäten der Lebenden. — Die Biographie Zells ist sehr kurz, und namentlich über seine Bildungsperiode, seine Ansichten über die Wissenschaft, deren Zierde er ist, sagt sie fast nichts. Und doch ist, wie es uns dünkt, dies ein Hauptgesichtspunkt für den Herausgeber dieser Lebensbilder, in der Entwicklung der Gelehrten die Entwicklung seiner Wissenschaft zu geben.

Es ist ein gar zarter Punkt und oft unmöglich, fürchten wir, der Anforderung des Herausgebers zu genügen und sich selbst vor seiner Zeit zu würdigen. Von jeher wurde dies der Nachwelt überlassen, die dafür einen weit sicherern Takt mitbringt. Sollten wir daher dem Herrn Herausgeber rathen, so sollte er sich mit der Vergangenheit begnügen, die seinen Forschungen und Untersuchungen ein weites, unbestrittenes Feld eröffnet. Auch hat er gezeigt, daß er dort nicht ohne glücklichen Erfolg arbeitet. Denn die Darstellung des Lebens von Angelo Poliziano ist mit Fleiß und Geschmack bearbeitet. Nur müssen wir offen gestehen, daß wir da, wo er anderer Meinung mit Meiners und Heeren ist, nicht derselben Ansicht seyn möchten, auch haben uns nicht stets seine Gründe überzeugt. So z. B. wenn Poliziano als Knabe schon mit Lorenzo von Medici verbunden war, so konnte bei der bekannten Freigebigkeit der Mediceer seine Armuth nicht so bedeutend seyn, um ihn zu zwingen, von seinem Gönner ein Staatskleid zu begehren. Der Biographie des Poliziano ist ein Verzeichniß der Schriften angehängt, woraus sie geschöpft wurde, und der Werke des P. Auch folgen zu Belegen der Ansichten des Verfassers reichhaltige Beilagen, meist aus den Schriften Polizianо's und seiner Zeitgenossen entnommen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 69. Montag, 10. Juli 1837.

Naturkunde.

29) Untersuchungen über den Hagel und die elektrischen Erscheinungen in unserer Atmosphäre, von Dr. Ideler. Mit einer Figurentafel. Leipzig, Vogel, 1833.

Eine auf die sorgfältigste Sammlung von Beobachtungen gestüzte Theorie des Hagels, in deren gelehrte Durchführung wir nicht eingehen können, deren Resultat aber gewiß jedem Leser von Interesse seyn muß.

Der Hagel gehört dem Sommer, nicht dem Winter, aber nicht bloß dem Tage, sondern auch der Nacht an, obgleich er selten in der Nacht vorkommt und noch seltner beobachtet wird. Er gehört aber vorzugsweise dem gemäßigten Klima an, und ist am Aequator wie gegen die Pole hin höchst selten, welches alles genau von der Temperatur abhängt. Die Hagelkörner sind nichts anderes, als gefrorne Regentropfen, denn Regentropfen können so gut in der Luft gefrieren, wie Schneeflocken schmelzen. Sie gefrieren aber durch Verdunstung in niederer Temperatur, während sie bei höherer Temperatur nicht gefrieren können und in einer sehr trocknen Atmosphäre sogar durch Verdunstung ganz verschwinden. Regen überhaupt erfolgt, wenn zwei nahe, mit Feuchtigkeit gesättigte Luftschichten von verschiedener Temperatur sich vermischen. Der Hagel ist immer nur eine lokale Erscheinung, es hat nie einen allgemeinen Hagel gegeben, wie einen allgemeinen sogenannten Landregen, sondern immer nur strichweise gleich dem Strichregen. Gewisse Gegenden sind ihm aber besonders ausgesezt. Auf hohen Bergen fällt er nicht, sondern in niedern Gegenden. Er ist ein Gefährte von Gewittern und Wasserhosen.

Der Verfasser hat Leopold von Buchs Theorie adoptirt und erweitert. „Dieselbe gründet sich auf das Princip des aufsteigenden Luftstroms. An Tagen, wo der Boden und die unteren Luftschichten bedeutend viel Wärme absorbiren, werden leztere, theils unmittelbar durch diese Wärmeverschluckung, welche eine Folge von Lichterstinktion ist, theils durch die Wärmestrahlung des Erdbodens, theils durch Mittheilung erwärmt und bilden auf diese Weise einen aufsteigenden Luftstrom, welcher die mehr oder minder mit Feuchtigkeit gesättigte Luft bis zu einer beträchtlichen Höhe führt, in welcher sie sich mit der umgebenden Luft in Gleichgewicht zu setzen vermag. Hier nun wird, und vielleicht schon früher in den niederen Regionen, eine Quantität des in Dunstgestalt vorhandenen Wassers niedergeschlagen, welche in Tropfen herabstürzt, die, indem sie durch wärmere Luftschichten hindurchfallen, verdunsten, gefrieren, neuen Dunst anziehen und condensiren, wieder gefrieren und so das

Hagelkorn, einen halb aus Eis, halb aus Schnee bestehenden kleinen Gletscher, bilden."

Von besonderem Interesse ist der geschichtliche Ueberblick über die ältern Ansichten von der Entstehung des Hagels. Der erste, von dem uns eine bestimmte Meinung über diesen Gegenstand aufbehalten worden, ist Anaxagoras. Er behauptete, daß der Hagel zur Sommerzeit entstehe, wenn die Wärme, welche aus den oberen Regionen des Himmels zur Erde hinabstiege, die Erde und die aus ihr entwickelten Dünste und Dämpfe erwärme, so daß dieselben emporgehoben würden, worauf sie, nachdem der Zufluß der oberen Wärme aufgehört habe, durch die entstandene Kälte verdichtet würden und zur Erde herabfielen. Dieser Ansicht widerspricht Aristoteles. Ihm zufolge entsteht der Hagel nicht sowohl, wenn eine Wolke in eine kalte Luftschicht hinein versezt wird, als wenn sie in eine warme kommt, eine Theorie, in welcher wir, wie auch Erman richtig bemerkt hat, Anklänge an Leopold v. Buchs Theorie finden. Die Kälteerzeugung geschieht nach ihm durch einen polarischen Gegensatz der Wärme und Kälte, woraus er viele Erscheinungen zu erklären versucht, und der gewissermaßen der Grundstein seines sinnreichen Gebäudes der Meteorologie ist. Die einzelnen Erscheinungen waren ihm wohl bekannt und richtig von ihm aufgefaßt worden, daß es auf hohen Bergen nicht hagle, daß der Hagel vorzugsweise im Sommer falle, nur äußerst selten im Winter, daß die Körner bei der größten Hitze das größte Volumen haben, daß sie nicht rund seyen, wie die Regentropfen, daß der Hagel bei Nordwinden in Griechenland herabfalle, welche, weil sie die trockensten sind, die stärkste Verdunstung der Regentropfen zulassen, nachher aber gemeiniglich Südwind einzutreten pflege u. s. w. Darin aber irrte er, daß er den Hagel für Eis hielt. Eine bessere Ansicht in dieser Beziehung scheint vor ihm Anaximenes gehabt zu haben, wenn sich aus der überaus dunklen Notiz, welche sich beim Plutarch vorfindet, in der That ergibt, daß er die Hagelkörner für ein Concrement flüssigen und festen Wassers gehalten habe. Der so glücklich aufgefundene Weg zur richtigen Ansicht von der Natur des Hagels wurde von den Spätern gänzlich verlassen. Epicur gab nur Demonstrationen ad hominem, deren Anführung überflüssig ist, und nichts Besseres leisteten die Stoiker. Hieher gehört der Verfasser des Buchs von der Welt, welches fälschlich dem Aristoteles zugeschrieben wurde, welcher behauptet, der Hagel sey nichts anderes als zusammengeballter Schnee, welcher wegen des größeren Gewichtes eine bedeutendere Schnelligkeit erlangt habe; hieher Posidonius, welcher sonst die Meinungen des Aristoteles beizubehalten pflegte, in diesem Punkte aber gänzlich von ihm abwich; hieher Seneca. Was Plinius und gar der späte Isidor bemerken, ist von gar keinem Interesse. Allmählich gewann der Aberglauben, der schon in früheren Zeiten sein Recht behauptet hatte, immer mehr und mehr Oberhand, so daß im neunten Jahrhundert Agobald, Bischof von Lyon (779—840, ausdrücklich widerlegen mußte, daß der Hagel und Donner kein Werk der menschlichen Macht oder teuflischer Zauberkräfte, sondern der Natur, oder, wie jene Zeit es ausdrückte, eine Strafe und Warnung des rächenden und die Menschen heimsuchenden Gottes seyen. Als man späterhin anfing, die Meteorologie wissenschaftlich zu bearbeiten, hatten die ersten Untersuchungen über den Hagel zum Zweck, in den höheren Regionen der Atmosphäre eine Schicht nachzuweisen, wo sich eine so geringe Temperatur befinde, daß, wenn ein Niederschlag durch Vermischung zweier Luftschichten von ungleicher Temperatur hervorgerufen wird, dieser nothwendiger Weise gefrieren muß. Aber diese Schicht hat eine zu bedeutende Höhe über dem Meeresniveau, als daß hier die Hagelbildung erfolgen könnte. Nimmt man nämlich die Wärmeabnahme für 1° R. nach den im Anhange mitzutheilenden Angaben im Durchschnitt zu 687 Fuß an, so erhält man eine Höhe der Hagelwolken, bei einer Temperatur von + 15° R., wo doch nicht selten Hagel fällt, von 10325 Fuß, die die Unstatthaftigkeit dieser Hypothese sogleich nachweist, ohne daß es weiterer Einwürfe bedürfte. Es ist zwar denkbar, daß kalte Winde, welche wegen der außerordentlich geringen Wärmeleitung der Luft ihre niedrigere Temperatur beibehalten hätten, von nördlichen Gegenden herwehten und auf diese Weise den Hagel hervorbrächten, aber theils erklärte auch diese Annahme keinen Hagel bei + 20° R., wo er doch ebenfalls vorkommt, theils kommt Hagel bei allen Winden, selbst Südwinden, vor. Ueberdies ziehen Hagelwolken gemeiniglich sehr niedrig, wie dies schon oben bemerkt worden ist. Nach dieser Erklärung der Entstehung des Hagels kam man auf eine zweite, welche namentlich denjenigen Physikern angehört, welche alle Erscheinungen der Atmosphäre als Wirkungen der Elektricität darstellten. Sie glaubten, daß die in den Wolken angehäufte Elektricität die Verdunstung der niedergeschlagenen Wassermassen befördere, Kälte hervorbringe und so das Gefrieren der Regentropfen bewerkstellige. Aber schon van Marum und später Erman und Muncke haben überzeugend gegen Cavallo und Hermbstädt, denen sich noch Schübler zugesellen läßt, dargethan, daß Elektricität durchaus keine Wirkung auf die Quantität und die Geschwindigkeit der Verdunstung äußere, daß nicht-elektrisirtes Wasser, ebenso wie elektrisirtes, Dunst in gleicher Quantität und von gleicher Expansivkraft unter übrigens gleichen Umständen erzeugt. Ferner haben v. Saussure, de Luc u. a. m. gezeigt, und namentlich hat in dieser Beziehung Reimarus viel geleistet,

daß Wolken keine Magazine von Elektricität sind, worauf ich weiter unten zurückkommen werde. — Ohne uns bei Ansichten aufzuhalten, wie die von Blaise Monéssier aufgestellte, der den Hagel daraus herleitet, daß den gasförmigen Wasserdünsten Wärme durch Salze und Wirbel entzogen werde, wollen wir kurz Volney's Theorie berühren. Ihm zufolge beraubt die elektrische Explosion eine große Quantität von Wasserdünsten, indem sie dieselbe in den tropfbar flüssigen Zustand zurückversezt, plötzlich ihres gebundenen Wärmestoffs: die kältere Luft der oberen Regionen stürzt in den leeren Raum, comprimirt das Wasser, bringt es zum Gefrieren und schleudert die so entstandenen Hagelmassen herab. Als Beweis für diese Theorie sieht Volney den Umstand an, daß nie Hagel ohne Sturm herabfalle, und daß die Heftigkeit desselben der Größe der Hagelkörner proportional sey. Aber der Raum, welchen die condensirten Wasserdünste zuvor eingenommen hatten, ist, nach Daltons Theorie, kein leerer Raum für die atmosphärische Luft, sondern bloß für die in derselben befindlichen Wasserdünste. Wenn er überdies sagt, daß die elektrische Explosion eine große Quantität von Wasserdünsten ihres Wärmestoffs beraube, oder, was dasselbe ist, daß sie nicht die Wirkung, sondern die Ursache des Niederschlags sey, so ist dies, wie aus allem oben Gesagten hervorgeht, geradezu falsch. Ist es wirklich der Fall, daß die Größe der Hagelkörner der Heftigkeit des Windes proportional sey, woran ich zweifle, so hat dies Phänomen eine ganz andere Ursache, nämlich die, daß die fortwährende Erneuerung der Luft bei heftigem Winde die Verdunstung und mithin das Anschwellen des Hagelkornes begünstigt. — Eine andere Theorie hat Volta aufgestellt. Er glaubt nämlich, daß die Sonnenwärme eine Verdunstung der sognannten vapeurs vésiculaires, oder wenigstens der Oberfläche des sie umgebenden Häutchens bedinge, und auf diese Weise den zur Bildung des Hagels erforderlichen Kältegrad hervorbringe. Die Vergrößerung der Hagelkörner entsteht nach ihm durch Oscillation derselben zwischen zwei elektrischen Wolkenschichten und hierdurch bedingtes längeres Verweilen in der oberen Luft, wodurch ein Anziehen der Dünste und allmähliches Anwachsen des Kernes möglich gemacht wird. Diese Theorie, welche noch jezt sehr viele Anhänger, namentlich in Frankreich, findet, bedarf einer etwas ausführlicheren Widerlegung. Es fallen nicht selten Hagelkörner von 3—4″ Durchmesser, um größerer Massen, deren hie und da Erwähnung geschieht, nicht zu gedenken. Diese Massen sollen sich durch Verdunstung des Häutchens der blasenförmigen Dünste bilden, deren Dicke doch, nach Kratzenstein, nur 0″,000002 beträgt, während der Durchmesser des ganzen Bläschens, nach Saussure, nur 0″,00036 und nach Fraunhofers Theorie der Höfe größerer Art nur zwischen 0″,00194 und 0″,00052 Größe besizt. Gesezt nun, es könnte sich durch den von Volta angegebenen Proceß ein noch so geringer fester Kern bilden, wie lange soll die Oscillation dauern, damit das Korn nur zu 1″ Durchmesser anschwelle? Ferner läßt sich nicht begreifen, wie Sonnenstrahlen oder eine andere Wärmequelle die Verdunstung einer Flüssigkeit determiniren können, ohne eine Erwärmung hervorzubringen, welche die durch Verdunstung hervorgebrachte Temperaturverminderung ersezte. Bellani bedeckte zwei Thermometerkugeln mit nasser Leinwand und sezte sie der freien Luft aus, und zwar das eine im Schatten, das andere im Sonnenlichte. Hierauf bemerkte er zwar wohl an der das leztere Thermometer bedeckenden feuchten Leinwand eine stärkere Verdunstung als an der andern, aber der Stand der Quecksilbersäule zeigte an derselben eine höhere Temperatur an. Nach Volta's Meinung ist das Sonnenlicht zur Bildung des Hagels unumgänglich nothwendig; aber wie kann dann nach Sonnenuntergang, oder des Nachts, oder gar kurz vor Sonnenaufgang Hagel fallen? Hier müßten die Hagelkörner, besonders wenn der Hagel vor Sonnenaufgang herabfällt, sich 10 bis 12 Stunden oscillirend in der Luft erhalten haben, wie bei der oben angeführten Beobachtung Bellani's, bei der noch der bemerkenswerthe, durchaus gegen Volta's Theorie sprechende Umstand obwaltete, daß sich am Abend zuvor gar keine Spur von Wolken am Himmel gezeigt hatte. Was nun ferner die von Volta angenommene Oscillation betrifft, gegen die sich schon früher Prechtl erklärte, so beruht sie zuvörderst auf einer reinen Hypothese und ist von Niemanden beobachtet worden, wie es doch wohl hätte geschehen müssen, da so mancher auf Bergen in Hagelwolken verweilt hat; ferner ist sie bloß auf Analogie des elektrischen Tanzes gegründet, wo zwei Körper zwischen zwei entgegengesezt elektrischen Platten hin und her geworfen werden. Volta muß also zwei Wolkenschichten annehmen, zwischen denen sich die Hagelkörner oscillirend erhalten; aber diese können keine solche Oscillation hervorbringen, da Bellani nachgewiesen hat, daß, so wie die eine der beiden Platten durch eine Flüssigkeit ersezt wird, die elektrische Oscillation aufhört. Ja es läßt sich zeigen, daß Volta's Theorie auf einer durchaus falschen Ansicht von der Luftelektricität beruhe. Wolken sind Niederschlag der in der Atmosphäre zuvor vorhandenen Wasserdünste, und eben erst durch diesen Niederschlag und das dadurch bedingte Freiwerden von vorher, wenn ich mich so ausdrücken darf, latenter Elektricität werden sie elektrisch und erregen auf der ihnen gegenüberliegenden Erdoberfläche die entgegengesezte elektrische Spannung. Es muß also bald ein Durchbruch durch die Luft erfolgen, der, sobald er geschehen ist, die beiden zuvor elektrischen Flächen in vollkommenen

Neutralisationszustand versezt, der erst dann wieder aufhört, wenn die Wolke neue Elektricität durch neuen Niederschlag erhält. In diesen Intervallen müßte nun der Hagel nothwendigerweise herabfallen. Dies geschieht aber nach Volta's Theorie nicht; denn wenn ein Hagel vor Sonnenaufgang fällt, so muß er schon, nach Volta, am Tage vorher, als noch die Sonne über dem Horizonte stand, erzeugt worden seyn, sich also die ganze Nacht hindurch in der Atmosphäre oscillirend erhalten haben, also die elektrische Ladung der Wolke permanent seyn, ohne daß ein Durchbruch erfolgen mußte. Alles dieses genügt wohl, die Ansicht Volta's zu verwerfen. Was gegen seine Theorie erinnert worden ist, gilt auch theilweise gegen die von Gay-Lussac aufgestellte. Als er nämlich mit Biot zum ersten Male sich im Luftballon erhob, um physikalische Beobachtungen, namentlich über die Constitution unserer Atmosphäre anzustellen, beobachtete er, daß die Wolken an der oberen Seite eine fast vollkommene Fläche bildeten, die einer beschneiten Ebene glich, wie dies an der untern Seite beim Cumulus sehr häufig der Fall ist. Diese Oberfläche soll nun durch Wärmestrahlung den zur Hagelbildung erforderlichen Kältegrad hervorbringen, gleich wie in Bengalen durch dieses Mittel bei Temperaturen, die den Gefrierpunkt häufig um 8° R. übersteigen, Eis gebildet wird. Es müßte aber in diesem Falle Hagel unter den Tropen am häufigsten vorkommen, was doch keineswegs der Fall ist. Denn theils ist zwischen den Tropen die Wärmestrahlung am stärksten, wie man aus den durch sie hervorgebrachten Wirkungen sieht, theils ist die Grenze der einzelnen Luftströmungen am bestimmtesten zwischen den Wendekreisen geschieden, so daß horizontale Wolkenflächen sich hier am ersten bilden können."

Biographie.

Karl August Böttiger. Eine biographische Skizze von dessen Sohn Dr. K. W. Böttiger. (Aus den „Zeitgenossen" besonders abgedruckt.) Mit einem Bildnisse. Leipzig, 1837. gr. 8. S. 140.

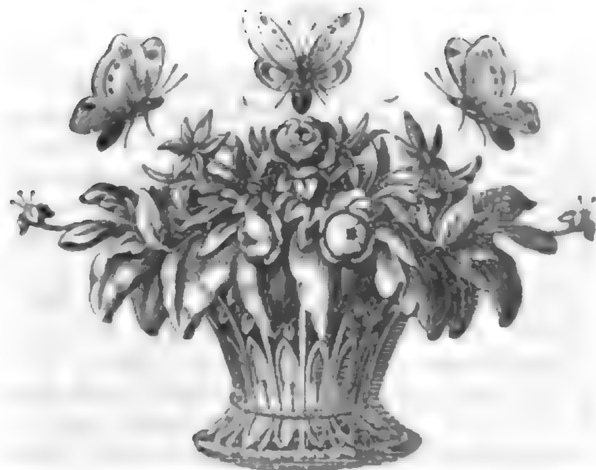
Das Leben und Wirken dieses ausgezeichneten Kunstkenners und Antiquars war so vielseitig bewegt, seine Thätigkeit gehörte stets der nächsten Gegenwart, die er geschickt und interessant belehrend mit der fernsten Vergangenheit zu verbinden wußte, daß sein Tod in den verschiedensten Richtungen beklagt und seine Wirksamkeit mit allgemeiner Anerkennung gerühmt und hervorgehoben wurde.

Die gegenwärtige biographische Skizze, welche uns hier sein Sohn besonders abgedruckt gibt, kann daher eher als eine Zusammenstellung dieser Resultate betrachtet werden, als sie etwas Neues enthält. Dies sagt er selbst S. 1. Anmerk. „Es ist wohl natürlich, daß der Sohn über seinen Vater da, wo er incompetent oder parteiisch erscheinen konnte, auch fremde Stimmen sprechen läßt; und muß er es oft nicht, da er seit 36 Jahren nur hin und wieder Gast im väterlichen Hause war, und jezt seinen historischen Stoff zu dieser Skizze wie zu einer später folgenden umfassendern Biographie aus einer Masse von mehr als 20,000 Briefen und aus Zeugnissen der Zeitgenossen zu schöpfen hat? Doch fiel es ihm noch bei seinem vorlezten Besuche im väterlichen Hause zur guten Stunde ein, sich von seinem verewigten Vater jeden Morgen ein Stück aus seinem Leben und Wirken erzählen zu lassen, was er nachher sogleich aufsezte. Indeß war da schon Manches in Böttigers Gedächtniß nicht mehr ganz treu, und diese Situationen griffen ihn sichtbar an. Endlich noch die nöthige Bemerkung, daß Referent nur Umrisse geben will, und dies unbesorgt um Lob oder Tadel; denn er fühlt es, daß er nicht allen zu Danke schreiben kann, und daß der Sohn älter ist als der Historiker. Dennoch gilt auch ihm das sine studio et ira. Manche Verhältnisse sind jedoch so fein und zart, daß auch der beste Wille des Biographen nicht vor Mißgriff und Mißdeutung schützen wird."

Und es sind wirklich nur Umrisse, die uns hier geboten werden. Da aber Böttiger in einer Zeit lebte, welche die großartigsten Erscheinungen und Ereignisse in ihrem Schooße wiegte und an ihnen stets einen bedeutenden Antheil nahm, so sind wir auf die versprochene größere Biographie verwiesen, um manche wichtige Zugabe zur Geschichte jener gährenden Zeit zu erhalten.

Was diese Skizze betrifft, so haben wir ungern mehrere Wiederholungen schon verhandelter Ereignisse angetroffen, wie daß B. seit 1805 jährlich eine Badereise in eines der böhmischen Bäder unternommen, S. 27 u. 80, und daß er einem russischen Fürsten ein förmliches Reise-Collegium über Italien gelesen habe, ohne selbst persönlich dieses Land gesehen zu haben, S. 27 und 70, und andere Stellen. Wir würden dies gar nicht erwähnt haben, wenn es nicht gar zu oft wiedergekommen wäre, und der Verf. selbst in der Zusammenstellung der einzelnen Thatsachen und Ereignisse nicht sowohl chronologisch verfahren wäre, als vielmehr bei jedem besondern Zweig der Wirksamkeit seines Vaters das in der Zeit folgende zusammengefaßt hätte. Auch das sine ira et studio ist ihm nicht immer gelungen, indem er mit Unmuth der Reibungen von Seiten Herders und Goethe's und ihrer Anhänger gegen B. gedenkt. Doch mag dies nicht als ein Tadel erwähnt werden. Es gibt Punkte in der Geschichte und mehr noch in der Biographie, wo der Geschichtschreiber aufhören würde, treu und wahr zu seyn, wenn er nicht Partei ergreifen wollte. Es ist dies in solchen Fällen, wo Solon den Bürger des Todes schuldig erklärt, der keiner Partei angehörte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 70. Freitag, 14. Juli 1837.

Epische Dichtkunst.

1) Matteo Maria Bojardos, Grafen von Scandiano, verliebter Roland, zum ersten Male verdeutscht und mit Anmerkungen versehen von J. D. Gries. Erster bis dritter Theil. Stuttgart, Löflund, 1835. Beck und Fränkel, 1837.

Herr Gries hat sich um die Verbreitung der italienischen Poesie in Deutschland durch seine vielfachen und gelungenen Uebersetzungen nicht geringes Verdienst erworben. Der hier vorliegende Orlando inamorato des Bojardo ist das ältere Werk (aus dem 15ten Jahrhundert), das erst den Ariost zu einer Fortsetzung oder neuen Bearbeitung in dem berühmten Orlando furioso veranlaßte. In Italien ist Bojardo sehr angesehen, auch zweimal ins Spanische und viermal ins Französische übersezt. In Deutschland war er bisher noch in keiner Uebersetzung vorhanden und auch die kritischen Nachrichten über ihn nicht gewissenhaft, wie Herr Gries namentlich bei Bouterweck nachweist.

Wer Ariost kennt, vermag sich leicht einen Begriff auch von diesem Gedichte zu machen. Es hat nämlich dieselben achtzeiligen Stanzen, und auch der Inhalt ist sehr verwandt, sogar dieselben Personen treten auf, nur in etwas andern Situationen. Auch hier ist es die schöne Angelika, die so große Verwirrung im Gehirn des gewaltigen Helden Roland hervorbringt. Hülfeflehend erscheint sie am Hofe des Großen Karl. Roland sieht sie und wird von der unglückseligen Liebe ergriffen, die der Gegenstand dieses Gedichtes ist.

So spricht Angelika und beugt das Knie,
Und harrt, des Kaisers Antwort zu empfangen.
Erstaunten Blicks betrachtet Jeder sie,
Doch Roland naht sich ihr zumeist, voll Bangen,
Durchaus verwandelt, bebend wie noch nie;
Obwohl er birgt, was in ihm vorgegangen,
Und manchmal tief die Augen niederschlägt,
Weil er so große Scham im Herzen trägt.

Bethörter Roland (spricht sein Herz voll Bängniß),
Wohin entreißt dich Wahn der Leidenschaft?
Gewahrst du nicht den Irrthum, deß Bedrängniß
Zu solcher Sünde gegen Gott dich rafft?
Wohin, wohin noch führt mich mein Verhängniß?
Gefangen bin ich, ohne Hülf' und Kraft!
Mich, der die ganze Welt für nichts gefunden,
Mich hat ein wehrlos Mägdlein überwunden.

Ich kann nicht mehr aus meiner Brust verbannen
Den heitern Blick, das liebliche Gesicht.

Ich fühl' es, ohne sie muß ich von dannen,
Da mählig schon der Athem mir gebricht.
Mir hilft nicht Kraft noch muthiges Ermannen,
Weil schon mit Fesseln mich die Lieb' umflicht.
Mich rettet Weisheit nicht noch Freundesstimme;
Denn, Bess'res sehend, wähl' ich doch das Schlimme.

So schmerzlich führt der muthige Baron
Im Herzen ob der neuen Liebe Klagen.
Doch Herzog Naymo, in hohen Jahren schon,
Fühlt minder nicht, als er, die bittern Plagen;
Vielmehr die Farb' ist vom Gesicht entflohn,
Er bebt und zittert, matt und hart geschlagen.
Was sag' ich mehr? Die Großen insgesammt,
Selbst König Karl, sind ganz von ihr entflammt.

Es würde eine vergebliche Mühe seyn, den labyrinthischen Gängen des Gedichts zu folgen, denn wie Ariost, so hat schon sein Vorgänger Bojardo die Scenen beständig wechseln lassen. Hier kämpfen zwei, plötzlich erscheint eine dritte Person, der wir nun folgen müssen, ohne zu wissen, wie der Kampf jener beiden ausgehen wird. Hier wird ein Fräulein von einem Riesen oder Unhold verfolgt. Ein verliebter Ritter jagt ihr nach und glüht, sie zu retten; aber es kommt ihm etwas in die Quer, oder er wird irre geführt, und indem wir ihm folgen, bleiben wir wieder über das Schicksal des armen Fräuleins im Ungewissen ꝛc. Die Kunst des Dichters besteht darin, uns in beständiger Spannung zu erhalten und die Fäden so geschickt zu verflechten, daß wir nie das Ende absehen. — Angelika ist eine Zauberin und besteht als solche einen interessanten Zweikampf mit dem berühmten Zauberer Malegys. Sie erhört Rolandos Liebe nicht, dagegen verliebt sie sich in den schönen Rinaldo (nicht in Medor, wie bei Ariost), den sie einst schlafend findet und mit Blumen wirft. Allein Rinaldo begegnet ihr eben so kalt wie sie dem Roland. Sie bedient sich daher des von ihr überwundenen und gefangenen Malegys, der Rinaldos Vetter ist, und macht ihm große Versprechungen unter der Bedingung, daß er ihr den Rinaldo liefere. Diese Versuche mißlingen aber. Unterdeß wird der arme Roland von seiner Liebe und von der Laune des Zufalls umhergeworfen, besteht große Kämpfe, fällt gelegentlich einmal in ein Netz und zappelt lächerlich darin herum, wird eine Zeit lang dadurch getröstet, daß er den Trank der Vergessenheit trinkt und seine Liebe vergißt ꝛc. Unterdeß geräth das Reich in die größte Gefahr, Karl der Große selbst wird von den Heiden gefangen und die Wiederkunft der auf Liebeswegen verirrten Helden wird höchst dringend. Das ist das Wesentlichste des Inhalts. Das Gedicht ist aber ungemein reich an Nebenpersonen und Episoden, in denen die freieste romantische Poesie vorherrscht. Da sehen wir Ungeheuer aller Art, Riesen, die auf Elephanten reiten, die schöne Origille, die zur Strafe bei den Haaren an einen Baum gehenkt, aber gespeist und getränkt wird, daß sie leben bleibt und dergleichen Wunderlichkeiten mehr. Unbeschadet der Romantik schweift die Phantasie des Dichters auch häufig ins antike Gebiet hinüber und holt daher einen Kentauren, der eine Schöne entführen und gleich der Dejanira über den Fluß schleppen muß, die bekannte Göttin Gelegenheit, die das Haar nur nach vorn trägt, den Wettlauf der Atalante, den der Liebhaber durch das Werfen goldner Aepfel aufhält ꝛc. Auch eine komische und frivole Episode findet man hier wie die berühmte bei Ariost, die Geschichte des Ordaur, eine freie Bearbeitung der bekannten Geschichte von Pyramus und Thisbe. Der eifersüchtige Alte sperrt seine Frau in einen Thurm. Der Liebhaber macht ein Loch in den Thurm, führt sie heraus und stellt sie dem Alten als **seine** Braut vor. Dieser erschrickt, eilt in den Thurm, findet aber die schnell zurückgekehrte Schöne ehrbar dasitzen. Kotzebue hat denselben Stoff in der gefährlichen Nachbarschaft auf die Bühne gebracht. Bojardos Werk würde noch ergötzlicher seyn, wenn es nicht im Geschmack seiner Zeit gar zu lange bei der Beschreibung der Kämpfe verweilte und dieselben nicht immer wiederholte.

2) Die göttliche Comödie oder Wallfahrt durch die drei Geisterreiche, Hölle, Fegfeuer und Paradies von Dante Alighieri; frei übersezt und mit Anmerkungen versehen von J. F. Heigelin. Drei Theile. Blaubeuren, Mangold, 1836, 1837.

So erfreulich es ist, wahrzunehmen, daß der göttliche Dante in Deutschland viele Freunde zählt, und daß sein ewiges Werk so vielgestaltig in Prosa und Versen übersezt wird, so wäre doch zu wünschen, daß das Ohr des in jenen glückseligen Zonen, die er selbst besang, verweilenden Italieners, an höchsten Wohlklang gewöhnt, nicht durch Mißton beleidigt werde, wenn je unsere Uebersetzungen bis zu ihm hinausdringen. Mißtönig aber ist selbst unserm deutschen Ohr, an Mißton mehr gewöhnt, die vorliegende Uebertragung vorgekommen. Aus der feierlichen, in der erhabensten Musik hinströmenden Sprache Dante's hat der Verfasser gemeine Knittelverse gemacht, und die harmonischen Verschlingungen, deren glatte Biegung die unendliche Schwierigkeit des Versmaaßes dennoch gänzlich verbirgt, hat er wie mit dem Hackmesser zerhackt, daß aus jeder Zeile eine Ecke hervorsteht. Und dazu zwang ihn nicht etwa das schwierige Metrum. Er hat sich dasselbe vielmehr ganz leicht gemacht, indem er ohne alle Reime in simpeln Jamben übersezt. Aber durch das ganze lange

Gedicht hindurch hat er mit einer merkwürdigen Consequenz selbst dieses so bequeme Versmaaß mißhandelt, um es künstlich unbequem, eckigt, hart, kurz so mißtönig zu machen, wie je Verse gemacht wurden.

Die Hölle fängt an:

Von unserm Erdenleben hatte ich
Zurückgelegt die Hälfte, als, verfehlt
Den rechten Weg, in einem dunkeln Wald
Ich mich befand. Zu sagen hält es schwer ꝛc.

Reimlose Jamben fließen auch dem wenig Geübten so leicht, daß es Mühe kostet, darin hart zu seyn; aber unser Uebersetzer hat mit der größten Kunst den harmonischen Schwung und Schluß der Verse zu vermeiden und beinah jeden Vers so im lezten oder vorlezten Fuß abzuknicken gewußt, daß ihm solche ohrzerreißende Mißtönigkeit gewiß schwer nachzuahmen ist. Man lese nur:

Ach und Weh hört' ich
Von allen Seiten, ohne daß ich sah,
Wer solches stöhnte; darum blieb ich ganz
Verwirrt auf meinem Platz. Ich glaubte, daß
Virgil vermuthete, der Meinung wär'
Ich, so viel Stimmen kämen zwischen dem
Gehölze von dem Volk hervor, um sich
Geheim vor uns zu halten; deßhalb sprach
Der Meister: Wenn du einen Zweig abbrichst
Von einem dieser Bäume, werden dir
Vergehen die Gedanken, die du hast.

So geht es durch die ganze Hölle fort — eine wahre Höllenqual — bis zum Schluß:

Um in die lichte Welt zurück zu geh'n,
War der verborg'ne Höhlenweg demnach
Vom Führer und von mir betreten. An
Das Ausruh'n wurde nicht dabei gedacht.
Der Erste er und ich der Zweite sind
Wir so lang aufgestiegen, bis ich durch
Ein rundes Loch sehr schöne Sachen, die
Der Himmel führt, gesehen habe und
Zur Sternen-Wiederschau ging's da hinaus.

Das Fegfeuer unterscheidet sich in dieser Beziehung nicht im Geringsten von der Hölle, und sogar der Himmel erlöst uns nicht von der Qual.

3) Der Cid. Ein Romanzenkranz. Im Versmaaß der Urschrift aus dem Spanischen übersezt von F. M. Duttenhofer. Zweite verbesserte Auflage. Stuttgart, Beck und Fränkel, **1837**.

Schon die erste Auflage wurde Literaturblatt von 1833, Nr. 101, rühmlichst angezeigt. Herr Duttenhofer hat durch treue Uebersetzung des Originals eine große Menge schöner charakteristischer Züge wiedergegeben, die Herder in seiner berühmten Uebersetzung, weil dieselbe zu frei war, fallen ließ. Wer daher auch schon den Herder'schen Cid kennt, wird diesen neuen mit hohem Genuß lesen. Sehr zu bedauern ist, daß dem Verfasser, wie er in der Vorrede sagt, seine Berufsgeschäfte noch nicht gestattet haben, sein Werk zu vermehren, da noch viele Romanzen des Cid gar nicht übersezt sind.

4) Torquato Tassos befreites Jerusalem. Uebersezt von Karl Streckfuß. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus, **1835**.

Bekanntlich eine gefällige Uebersetzung, so weit es möglich ist, italienischen Wohlklang in deutschen Reimen wiederzugeben; daher bereits die zweite Auflage.

5) Die Lieder der Edda von den Nibelungen. Stabreimende Verdeutschung nebst Erläuterungen von Prof. Ludwig Ettmüller. Zürich, Orell, Füßli u. Comp., **1837**.

Wir setzen das Original als hinlänglich bekannt voraus und halten uns an die Form der Uebersetzung. Der Verf. selbst äußert sich über das Verhältniß seiner Arbeit zu den frühern: „Seit man in Dänemark und Deutschland zufolge einer gründlicheren Erforschung zunächst der altnordischen Mythologie auch mit den Dichtungen des skandinavischen Nordens vertrauter geworden ist und den hohen Werth derselben erkannt hat, sind nach und nach mehrere Versuche gemacht worden, die Lieder der sämundischen Edda in den neueren Sprachen, zumal der dänischen und deutschen, wiederzugeben. Die erste Anregung ging bei uns von dem verdienstlichen F. D. Gräter aus, indem er die Rigs-thula unter dem Titel: „Das Lied von Erich dem Wanderer, oder die Erzeugung der drei Stände“ in deutschen Herametern, Braga und Hermode IV, 1. (1802) mittheilte. Zwölf Jahre später ließ F. H. v. d. Hagen „die Eddalieder von den Nibelungen, zum erstenmal verdeutscht und erklärt“ erscheinen. Im folgenden Jahr (1815) erhielten wir die Lieder der alten Edda. Aus der Handschrift herausgegeben und erklärt durch die Brüder Grimm,“ dreizehn Lieder in der Ursprache mit einer doppelten Uebersetzung, einer wörtlichen, dem Texte gegenüber gedruckten und einer Auflösung in Prosa. Die erste Uebersetzung einiger Eddalieder in der Weise der Originale ließ Ferd. Wachter, der verdienstvolle Uebersetzer der Heimskringla, im Forum der Kritik 1829, S. 88 und 1820, S. 127 abdrucken. Bis dahin hatte man nur einzelne Strophen stabreimend wiederzugeben gewagt: diese Versuche dürfen jedoch, gleich Chamissos annähernder Verdeutschung von Hamars heimt, als unbedeutend übergangen werden. Eine nach der lateinischen Uebersetzung zusammengesudelte, nicht stabreimende

Verdeutschung der mythologischen Eddalieder ließ G. Th. Legis unter dem Titel: „Edda, die Stammmutter der Poesie und der Weisheit des Nordens, Leipzig 1829,“ an das Licht treten, und bewies dadurch, daß ihm die Poesie und Weisheit des Nordens unentdeckte Länder geblieben seyen. In demselben Jahre erschien auch „Sämunds Edda des Weisen, oder die ältesten norränischen Lieder u. s. w. Erste Abtheilung,“ von J. L. Studach stabreimend übersetzt. Das zulezt genannte Werk enthält zwar nur einige der mythologischen und ethischen Lieder, auch ist es oft schwer verständlich, so daß der Verfasser selbst seine eigene Verdeutschung häufig in den Anmerkungen aufs Neue verdeutschen mußte; dennoch aber ist es unter allen bisher erschienenen stabreimenden Uebersetzungen der Eddalieder diejenige, der man am besten den Klang der Verse der Urschrift abhöret,“ was inzwischen den Verfasser nicht gehindert hat, noch etwas Besseres zu versuchen.

Seine mühsame Arbeit ist in der That wohl gelungen. Er hat mit gar großer Sorgfalt die Reime eingehalten und doch dem Sinn keine Gewalt angethan. Es war — was nicht genug zu schätzen ist — seine erste Regel, deutlich und verständlich zu bleiben. Die ohnehin kurzzeiligen und den Sinn äußerst zusammendrängenden, in den kühnsten Metaphern redenden Eddalieder wären ganz ungenießbar ohne Deutlichkeit in der Uebertragung. Sofern aber diese Deutlichkeit doch beim besten Willen nicht in allen Fällen erzielt werden konnte, hat der Uebersetzer allemal den Sinn erklärt in erläuternden Noten unter dem Texte. Wer könnte z. B. gleich verstehen, was „des Stromes Strahlgluth“ ist (nämlich Gold), und doch muß der Uebersetzer den künstlichen und charakteristischen Ausdruck des Originals der Treue wegen beibehalten; es bleibt ihm lediglich nichts übrig, als in den Noten unten zu sagen, was unter dem Bilde eigentlich verstanden wird. Zur Probe, welchen Klang die Uebersetzung im Ganzen hat, hier einige Verse. Wir wählen die schöne Klage Gudruns und ihrer Frauen aus, die an ähnliche Klagen bei Aeschylos, bei Shakespeare (Richard III.) und bei Ottokar von Horneck (beim Grabe Kaiser Adolfs und Albrechts II.) erinnert, indem immer das Weh der einen Klagenden das der Andern überbietet:

1. Einst war's, daß Gudrun
gierte zu sterben,
da sie sorgvoll saß
zu Sigurds Füßen. [1]
Sie schluchzte nicht,
noch schlug die Hand sie;
sie weinte nicht,
wie Weiber sonst.
2. Die Fürsten kamen,
daß sie voller Huld
hemmten ihre
harten Gedanken.
Nicht wehklagte
noch weinte Gudrun;
ihr Herz vom herben
Harm fast brach.
3. Der Fürsten Frauen,
fernhinstrahlend,
mit Gold geziert,
vor Gudrun saßen;
es äußerte jede
das eigne Leid,
was jeder Bitterstes
geboten ward.
4. Da sprach Giaflög,
Giukis Schwester:
Mich weiß ich aus Manchen
die Meistbetrübte.
Fünfmal erfuhr ich
den Fall des Gatten, [2]
und zweier Töchter,
und dreier Söhne, [3]
und acht Brüder Tod:
ich Eine lebe.
5. Nicht wehklagte
noch weinte Gudrun;
so war in Leid sie
ob des Liebsten Morde,
und hartgemuthet
ob des Herrschers Tode.
6. Da sprach Herborg,
Hunlands Königin; [4]
Wohl kann ich härtren
Harm noch klagen:
meine sieben Söhne
im Süderlande,
der Mann als achter,
dem Mordstahl fielen.
7. Vater und Mutter
und vier der Brüder
auf den Wogen
der Wind betrog;
es barst den Fluthen
des Bordes Diele.
8. Selbst mußt ich besorgen
die Besargung Aller,
selbst behandeln
zur Hel ihre Fahrt.
Dies Alles litt ich
in Einem Halbjahr,
und Niemand trug da
Trost mir zu.
9. Gefesselt vom Feinde,
gefangen ward ich
in kurzer Frist
nach den Kummertagen.
Da mußt ich schmücken,
die Schuh ihr binden,
des Jarles Frau
mit jedem Morgen. [5]
10. Sie ängstete mich
aus Eifersucht,
und schwinde Schläge
schwang sie mir.
Nirgends holdern
Herren jemals,
doch nimmer auch herbre
Hausfrau fand ich.
11. Nicht wehklagte
noch weinte Gudrun;
so war in Leid sie
ob des Liebsten Morde,
und hartgemuthet
ob des Herrschers Tode.
12. Da sprach Gullrönd
Giukis Tochter:
wenig, Pflegrin, weißt du,
ob weis' auch du seyst,
junges Weibes Trauer
durch Trost zu lindern.
Da hub sie die Hülle
vom Haupt des Fürsten.
13. Sie schwang den Schleier
von Sigurd ab,
und wandt' ihm die Wange
nach des Weibes Knie: [6]
Lug' du zu dem Lieben,
lege Mund an Mund,
wie du küßtest ihn,
als der König lebte.
14. Auf da Gudrun
einmal schaute,
sah des Häuptlings Haar
harsch vom Blute;
die hellen Augen
des Herrschers glanzlos,
geborsten vom Stahl
die Burg des Muthes. [7]
15. An den Sitz hin rückwärts
sank da Gudrun;
ihr Haar entwogte,
ihre Wang' erglühte,
der Augen Regen
rann zum Knie.

In den Erklärungen ganzer Lieder oder nur einzelner Stellen ist der Verfasser den besten Auslegern gefolgt oder hat, wenn ihm die Vergleichung derselben nicht zu genügen schien, eigne Vermuthungen gewagt, und überall ist seine Liebe zur Sache und seine Einsicht in dieselbe nicht zu verkennen.

---

[1] Des Todten nämlich.

[2] Fall. Fünf Gatten seyen ihr erschlagen worden, meint sie. — [3] Auch im Original ist die Alliteration hier regelwidrig. — [4] Weder Herborg noch Giafig noch Gullrönd kennt die deutsche Heldensage. Von der erstern gibt auch die Edda nicht an, in welchem Verhältnisse sie zu den Giukungen stehe, wenn nicht das Pflegrin (fóstra) Strophe 12 auf sich zu beziehen. — [5] d. i. ich mußte Sklavin seyn. Jarl bedeutet Häupling. — [6] Weibes, der Gudrun. — [7] d. i. die Brust, das Herz.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 71. Montag, 17. Juli 1837.

Epische Dichtkunst.

6) Der Herbst. Fortsetzung des „Sommers“ von K. J. Schuler. Stuttgart, Brodhag, 1836.

Schuler hat Kleist's berühmten Frühling in seinem Sommer und nun diesen wieder im Herbst fortgesezt, beides in dem Kleist'schen Versmaaße, Herameter mit einer Vorschlagsylbe. Wir haben uns früher schon in diesen Blättern über die Vortrefflichkeit des Gedichts „der Sommer“ ausgesprochen. Auch ist dasselbe bereits zweimal aufgelegt erschienen. Der Herbst ist nicht minder reich an den treuesten und poetischesten Naturschilderungen. Der Dichter streift durch Wald und Feld, sieht den lezten Herbstflor, sieht die Blätter sich entfärben, ist bei der Obsternte, bei der Weinlese, bei der Jagd und Fischerei, bei der Kirchweih und den ländlichen Festen rc., kurz bei allen Scenen, in denen der Herbst charakteristisch hervortritt. Wir wählen aus dem großen Gemälde nur einzelne Gruppen aus, um unsern Lesern zu beweisen, wie schön der Dichter die Natur auffaßt:

Der Mond überbleicht braunblättrigen Wald und das Ohmet der Wiese;
Schon rauschet im Laube des Wegs die vergängliche Zierde der Erlen.
Doch schwärmt noch Johannisgewürm in den sommerdurchglühten Gezweigen,
Als wäre der Himmel herab in des Walds Nacht sternigt gesunken,
Blauflimmernd gerdtheter Gluth, oder wären die Geister der Blumen,
Der frühe verschmachteten, in die erquickende Kühlung ererschienen.

* * *

Der Weiderich roth, das Vergißmeinnicht blau und die trinkenden Weiden
Bekränzen am dunkelen Strand das mondüberflimmerte Wasser;
Zeitlosen entwuchsen der Au schon nackend, wo sie gemäht ist,
Daß Kälte mich anhaucht über den zärtlich errdthenden Blumen:

* * *

Es hören den Schall im Gehölze des Hochwilds bürschende Jäger;
Der Schweißhund heulet in Lust und der Chor schreit lautes Halali.
Der Jäger im Kahn bringt lachend und stolz die Hirsche zum Holze.
Wo Alle sich einten auf Moos, zur Dammwildhaye zu ziehen,

Und Alle mit Waldhorn und hohem Geschrei die Beute begrüßen,
Daß zwischen den waldigen Flüh'n das Echo mit Gegengeschrei grüßt.
Bengalische Läufer um sie ruhn unter dem eignen Behänge,
Den Leib und die Schnauze gestreckt, zum Herrn oft schielend voll Treue.
Die Jacken und Mützen so roth, wie Blut, und mit juchtenen Stiefeln, —
Auf daß sie durch Baumgrün röthen und selbst sich einander nicht treffen —
So sitzen die Männer auf Moos, an den Eichen die Fänger und Wehre,
Und über die Schulter gehängt Schrotbeutel und Pulver im Dachsfell.
Gleich flackert ein Feuer am Baum; in die Wipfel leckt die Flamme,
Daß glühende Kohlen herab mit Asche zum Haufen sich setzen;
Der Glast glimmt wider auf Jäger und feurige Augen der Hunde.
An Wildschweinzangen gespießt, wird ein Hirsch über Kohlen geröstet;
Es schweißet das Fleisch in die Gluthen herab und knistert von Salze.
Dann zehren sie All' aus der Hand unter Hörnergeschalle das Frühstück.
Die schüchterne Ricke, vom Chor nicht bemerkt, hüpft zwischen dem Laube,
Zartglänzend und hellbraun, herbei, stutzt, hüpfet zurück und verschwindet. —

* * *

Die Sonne beleuchtet den Streif der Sommerfäden im Thaue,
Wie über dem See der Mond den Streif der Fläche beleuchtet.
Der Lattich verdeckt breitblättrig die Breite des unteren Quelles,
Der weich über fetteres Gras schleicht; rund am Rande gedrungen
Vereinigten sich Maasliebchen vertraut, wie flüsternde Mägdlein,
Die von dem Geliebten, jedwede geheim der andern, erzählen.
Daneben am Ufer erfreu'n sich Wasserpfeffer und Münzen;
Schafgarben und Augentrost, gar erquicklich im herbstlichen Welken,
Blüh'n unter dem Chor Skabiosen und Löwenzähne zerstreuet.
So blühen dem dicht'rischen Geist noch Bilder im Herbste des Lebens.

* * *

Obsthamen am schwankenden Stab' ergreifen in Gipfeln den Apfel,
Daß er von der Höhe nicht stürz' und am Boden nicht sich verwunde.
Es werden die Nüsse sammt frischem und welkendem Laube mit Stangen
Herniedergehauen, daß Frucht und Schmuck den Acker bedecken,
Und manches Gezweig, aus der Krone gehau'n, gewaltsam sich abbricht.
Wie lieget die Erde so blau voll goldennarbiger Pflaumen,
Die fället im Zweig, dem entlaubteren, hoch der schüttelnde Dörfer,
Als rauschete drinnen der Sturm und entsänken verwüstende Schloßen;
Daß Nacken und Hut der lesenden Mädchen mit Obste bestreut sind.
Auch suchet der Schüttler den Hut, den er treffen will, schüttelt am vollen
Geäst, daß die Leserin, ganz überfüllt, mit den Händen die Pflaumen
Vom Haupt abwehret in Angst, dann scherzend erbosend hinaufschilt. —

Auf diese lebendige Weise sind alle Naturscenen geschildert. So besonders auch die Weinlese und die Kirchweih, und zwischen den Bildern, die für sich selbst sprechen, tritt nur wenig Reflexion hervor, die immer nur theils religiösen Gefühlen, theils dem Andenken an theure Freunde zum Ausdruck dient. Schuler ist einer unsrer besten Landschaftmaler, deren wir ohnehin verhältnißmäßig so wenige haben.

7) Die Liebenden. Ein Gedicht in neun Gesängen von W. Elias. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Der gemüthreiche Verfasser stellt uns ein idyllisches Gemälde aus der gewöhnlichen Welt auf. Wohl uns, daß noch so viele Liebe und Zufriedenheit, Gemüthlichkeit und gute alte Sitte im Privatleben gefunden wird, aber konnte der Verfasser denn gar keine andere Form der Idylle finden, als die affectirte Form der Vossischen Louise?

Und es versetzte darauf mit verständiger Rede die Pfarrfrau —

* *

Froh und erheitert im Geiste begleitete Walter sie Beide
Durch die verbundenen Gärten zur Wohnung des würdigen Pfarrherrn. —

Denn „der bekannte, edle, bescheidene Walter" aus Vossens Louise ist auch hier der Held und Liebhaber. Es geht zur Kirchweih.

Eben, ein stattliches Paar, flog Walter in wirbelndem Walzer
Mit Auguste vorüber, der blühenden Tochter der Pfarrfrau,
Als an der Seite der Eltern und Tante nun Bertha hereintrat.

Und so fort. Wer Vossens Louise kennt und die Nachahmungen, die zuerst Goethe (Hermann und Dorothea), dann Kosegarten (Jucunde), Baggesen (Parthenais) und zahllose Andere in dieser Manier gemacht haben, findet hier ganz dasselbe wieder, gemüthliches, aber etwas zu sentimentales und prätentiöses Familienleben, und eine glückliche Verlobung in derselben, um welches Ereigniß sich alles gruppirt.

Ganz dasselbe gilt auch vom folgenden Gedicht:

8) Wilhelm und Rosine, ein ländliches Gedicht von M. Meyr. München, Franz, 1835.

Horchet aufs Neue dem Kampf, in einfachländlichem Kreise,
Herzlicher Neigung mit emsigem Trieb nach vergrößertem Wohlstand,
Horchet des Vaters Plan, der Kinder geheimem Verständniß,
Drauf des Entdeckenden Grimm, der würdigen Freunde Berathung.
Und vernehmet dann freundlich zuletzt, wie der treffliche Pfarrherr
Weise geschlichtet den Streit und die kämpfenden Stimmen versöhnet.

Der Familienstreit dreht sich um die Liebe des ländlichen Knechts zu der Tochter seines Herrn.

Aber es sagte darauf der wackre, verständige Jüngling:
Liebe, du meinest es gut, daß du mich für würdig erachtest
Des mir herrlichsten Glücks, weil ich treu die Geschäfte besorgte;
Aber ich hab' nur gethan, was mir Pflicht und was mir Beruf war.
Einen tüchtigen Lohn gab mir dein Vater, so mußt' ich
Als ein ehrlicher Bursche denselben auch treulich verdienen.
Ueberall hätt' ichs gethan und hätte mehr Gunst nicht gefordert.
Mir ist die Arbeit Lust, und herrlicher gibt es ja gar nichts,
Als auf trefflichem Gute geschäftig zu schalten und walten,
Wie mir der Vater gegönnt, und zu sorgen mit Lieb' und mit Eifer,
Daß nur erfreulicher alles umher sich immer gestalte.
Und zu sehn das Gedeihen, zu sehen das ewige Wachsthum,
Aecker und Wiesen zu sehen im besten, ergiebigsten Zustand,
Fett das Vieh in dem Stall, und schön und kräftig die Rosse —
Wahrlich das thut dem Sinne des Knechts auch wohler als alles,
Wenn er ein tüchtiger ist, und belohnt ihm jegliche Arbeit.
Freilich das will ich gestehn, hier that ich mehr als ich sonst wohl
That, und ich strengte mich an mit allen nur möglichen Kräften.
War mir doch gleich so wohl in dem Haus bei den trefflichen Leuten,
Drängt' es mich doch so geschwind, hier Beifall mir zu verdienen!
Und so schafft' ich mit Freuden. Wenn auch der Vater mich manchmal
Tadelte, nicht mit Rechtem, nur wie er rasch es verkannte,
Was ich berechnet gethan, wie's ja zuweilen zu gehn pflegt,
O dann durft' ich nur dich ansehen, so war es vorüber,
Eifriger schafft' ich nur weiter und strebt' ihn ganz zu befried'gen.
Und wie nun mehr und mehr zu Dir die Liebe sich regte,
Tief in meinem Gemüthe, da fühlt' ich mich fester gebunden
Noch an das schöne Geschäft, mir ward es ganz wie in eignem,
Und ich dachte mich einzig in ihm auch die Tage der Zukunft.
Nein ich will es nicht läugnen, mir kam schon früh der Gedanke,
Dich mit der Zeit von den Eltern vielleicht doch noch zu erhalten,
Und so mich fest und auf immer dem trefflichen Kreis zu verbinden.

Da ist nun doch auch keine Spur von Poesie zu finden. Es ist zwar recht brav und ehrlich, daß der Knecht rund heraus gesteht, er habe nicht bloß an das Mädchen, sondern auch an die einstige Erbschaft gedacht; aber ob ein so gemeiner Freier ins Reich der ernsthaften und sentimentalen Poesie gehört, ist eine andere Frage? Die erste Bedingung eines Liebhabers in dieser ernsten Gattung des Epos und der Idylle ist Uneigennützigkeit. Ein eigennütziger Liebhaber gehört allemal nur in die komische Literatur. Daß sich die Dichter zur Natur zurückwenden, ist gewiß sehr löblich, aber das Natürliche ist nicht an sich schon das Poetische. Das Alltägliche, Ordinäre, Gemeine und ganz besonders die Spießbürgerlichkeit, der Familieneigennutz, die Fraubaserei, die Gevattern und der Nachbar Michel können unter keiner andern Façon poetisch werden, als unter der des Spotts und der Satire.

9) Die sixtinische Madonna. Ein erzählendes Gedicht in zehen Gesängen von W. R. Griepenkerl. Braunschweig, Vieweg, 1836.

Ein römisches Genrebild. Marie — als Römerin hätte sie wohl Maria heißen sollen — erscheint als das Urbild, wonach Raphael seine berühmte Madonna gemalt, und dies wird dem Volke offenbar, als Raphael stirbt und das lebende Original des allgemein bewunderten Bildes plötzlich auftritt und — mit ihm stirbt. Begreiflich ist alles sehr sentimental gehalten, wie alle Malergeschichten. Uebrigens ist das Ganze eben so wenig

historisch als überhaupt wahrscheinlich, und die berühmte Fornarina hat ein Recht, gegen diese norddeutsche empfindsame Marie zu protestiren. Die Form der Hexameter entspricht dem romantischen Stoffe nicht.

10) Erzählungen von Christian Bork. Mannheim, Hoff, 1834.

Erzählungen und Episteln. Die lezteren sind die reinste Prosa, nur im Jambenversmaaß, z. B.:

Vielleicht, mein lieber Karl, ist jezt mein Glück
Entschieden. Heut bekam ich einen Brief
Von unserm Freunde Soller in Luzern,
Worin er mir das Anerbieten macht,
Ich sollte bei den Söhnen eines Grafen
Die Informatorstelle übernehmen.
Der Herr soll reich und sehr gebildet seyn;
Die beiden hoffnungsvollen jungen Herr'n
Sind in den Anfangsgründen unterrichtet,
Und ihre weit're Bildungsschule will
Der Vater denn in meine Hände legen.
Er bietet mir, bedenke nur mein Karl,
Sechshundert Gulden jährlichen Gehalt
Und freie Wohnung an auf seinem Gute;
Du kannst Dir denken, wie willkommen mir
In meiner Lage diese Nachricht ist ꝛc.

Die Erzählungen enthalten ländliche Scenen, aber ohne allen Humor.

Bei diesen Worten
Stand Gretchen von dem Stuhle auf und ging
Zur Thür hinaus, und jezo sagte Wilhelm:
Ich glaub', ihr zürnet Meister, würdet ihr
Mir's übel nehmen, wenn ich Gretchen liebte,
Und wenn sie mich zum Manne nehmen wollte,
Und wenn ich Bürger wär, und Fischermeister? –
Das schlag dir aus dem Sinne, sprach der Alte,
Daraus wird nichts, so sehr ich auch dich achte.
Ein unstät Leben ist das Fischerhandwerk,
Ein arm Geschäft, aus dem kein Vortheil springt;
Mein Gretchen darf mir keinen Fischer nehmen,
Und damit Punktum, schlag dir's aus dem Sinn!
Der arme Wilhelm wollte eben wieder
Das Wort ergreifen, als die Hausthür knarrte,
Und Ferdinand herein in's Zimmer trat;
Worauf sich Wilhelm auch sogleich entfernte.
Der alte Jauf empfing den Grafen freundlich,
Auch Gretchen ward herbeigerufen, und
Erhielt vom Grafen eine Mandoline
Von blankem Ebenholz, mit Elfenbein
Gar zierlich eingelegt und reich vergoldet.

Wilhelm bekommt aber sein Gretchen doch noch, da ein anderes, von F. verführtes Mädchen dazwischen tritt. Von ähnlichem Schlage sind die übrigen Erzählungen:

Liese, fiel ihr Michel in das Wort:
Ich will dir etwas sagen, ich bin arm,
Das weißt du, meine Mutter ist gestorben,
Ich steh' allein, ein armer Bauernknecht,
Und habe wenig Hoffnung auf der Welt;
Doch bin ich – Gott sey Dank – gesund und stark ꝛc.

11) Vineta oder die Seekönige der Jomsburg. Gedicht von W. Doenniges. Berlin, Nicolai, 1837.

Die bekannte Sage von Palnatoki und den Jomsvikingern, hier sehr frei und in allerlei Versmaaßen bearbeitet, in Ottaverinen, im Nibelungenversmaaß, in hüpfenden Dactylen, z. B.:

Die Freuden und Leiden
Lasset uns singen,
Wenn die schwerthöhnenden
Harnische klingen,
Wenn die trotzsprechenden,
Blutig sich rächenden
Speere durchdringen,
Und die lautstöhnenden
Männer bezwingen.
Entsetzlich-ergötzlich
Klatschen die Wellen,
Die unstät-schwankenden,
Ueber die Stellen,
Wo die lautsausenden
Uebermuth-brausenden
Winde sich schnellen,
Ach! und die wankenden
Schiffe zerschellen.
Schwarzbläulich und gräulich
Rollen die Wogen:
Still die bluttrinkende
Waffe gezogen,
Bis die versinkende,
Sternehell blinkende
Nacht ist entflogen,
Und der lichtwinkende
Tag uns gewogen.

Die poetische Idee, um derentwillen der Verf. diese moderne Bearbeitung der alten Sage unternommen hat, ist der Sieg des Christenthums, als der Religion der Liebe, über die alte Wildheit und Leidenschaftlichkeit des heidnischen Nordens, die ihre Kraft in unbändigem Troz mißbrauchte und verderblich gegen sich selbst kehrte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 72. Mittwoch, 19. Juli 1837.

Naturkunde.

30) Wunder der Insektenwelt oder Insektenverwandlungen, von J. Rennie. Zwei Abtheilungen mit 134 Abbildungen in Holzschnitt. Leipzig, Baumgärtner, 1836.

Dieses schöne Werk verdient allen Freunden der Naturkunde und besonders der Entomologie empfohlen zu werden. Herr Rennie hat mit großem Scharfsinn gesammelt und beobachtet, und bei seiner Darstellung nicht die herkömmliche Eintheilung nach Gattungen und Arten der Insekten, sondern die nach ihren Lebensfunktionen zu Grunde gelegt. Zuerst handelt er von den Eiern der Insekten, ihrer Gestalt, Größe, Legart, Verwahrung, Ausbrütung, und hebt überall das am meisten Charakteristische und Merkwürdige hervor, gleichviel ob die Eier dieser oder jener Insektenart angehören. Dann folgt eine eben so ausführliche Untersuchung der Insektenlarven, ihrer Anatomie, Ueberwinterung, Wachsthum, Stärke, Vertheidigung, Nahrung. Auch hier kommt es dem Verfasser keineswegs darauf an, vollständig die Insekten der Reihe nach zu beschreiben, sondern er hebt nur aus allen das am meisten Interessante heraus. Eben so werden im dritten Abschnitt die Puppen behandelt und im vierten die vollendeten Insekten, ihre Verwandlung, Bewegung, ihr Schlaf ꝛc.

Wir wollen Einiges anführen, was von der feinen Beobachtung des Verfassers zeugt. Zuerst die Insekten-Eier. Sie sind bei ihrer größtentheils mikroskopischen Kleinheit von der verschiedensten und schönsten Form und Farbe; cylindrisch, prismatisch, zuckerhutförmig, bootförmig, scheibenförmig ꝛc. gleich den Pflanzensamen. Eben so haben sie die verschiedensten Farben, unter denen rosenroth, grün, oder gelb mit rothen Flecken am schönsten sind. Durch das Mikroskop sieht man viele derselben auf die regelmäßigste und zierlichste Weise mit Ringen, Schuppen, converen und concaven Punkten wie mit Edelsteinen geziert; einige haben Stiele und stehen fest; einige sind mit Haaren oder weichem Flaum bedeckt ꝛc. Merkwürdig ist der Unterschied zwischen befruchteten und unbefruchteten Eiern. „So wurde z. B. ein weiblicher Rosenblattwickler (Lozotaenia Rosana, Stephens) von uns ganz einsam unter einem umgekehrten Weinglas aufgezogen, das Thierchen klebte oder leimte gar bald ein Eier-Häufchen an dessen Inseite, natürlich waren die Eier nicht befruchtet, und alle schwammen bei einem Versuche damit auf dem Wasser. Eier derselben Species dagegen, von der Außenseite einer ganz nahe an einem Rosenstock befindlichen Glasscheibe genommen, sanken sämmtlich im Wasser zu Boden; und es läßt sich in der

That recht gut annehmen, daß leztere, da sich ihre Mutter in einem Zustande von Freiheit befand, befruchtet waren." Der Zusammenhang der Geschlechtspolarität, mit der des Magneten, wodurch die Schwerkraft bedingt wird, läßt sich auch aus andern Erscheinungen nachweisen.

Nicht minder merkwürdig wie die Eier selbst sind die verschiedenen Manieren der Insekten, sie zu legen und zu versorgen. Die Schlupfwespe legt ihre Eier in den lebendigen Leib der Raupen, durch den die jungen Larven sich durchfressen. Eine Fliegenart wagt es sogar, sich an den Spinnen dadurch zu rächen, daß sie ihre Eier in die der Spinnen legt: „Wiewohl Spinnen meistentheils ihre Eier nicht bloß mit einer dicken seidenartigen Hülle bedecken, sondern auch in deren Nähe bleiben, um sie gegen Feinde zu schützen, so trotzen doch eine kleine vierflügelige Fliege (Criptus, Fabr.), und wenn wir nicht irren, einige zweiflügelige Fliegen Muscidae, Leach) ebenfalls der Gefahr, von der Mutterspinne gefangen und getödtet zu werden, und führen ihre Eier entweder in oder unter die ihres mächtigen Feindes ein. Diese Spinnen-Eier dienen nachmals der Fliegenbrut zur Nahrung, — eine sehr natürliche Vergeltung für die Verheerungen, welche jene fleischfressende Race unter der ganzen Fliegen-Sippschaft ausübt."

Bei weitem die interessanteste Beobachtung ist die unsrer gemeinen Mücke, die auch schon durch ihre äußere Gestalt (durchs Mikroskop gesehen) sich dermaßen auszeichnet, daß man bei näherer Bekanntschaft mit diesem schönen und wunderbaren Thiere nicht mehr daran denkt, es gemein zu finden. Die Mücke legt ihre Eier folgendermaßen: „Die erste Operation der Mutter-Mücke besteht darin, daß sie sich mit den vier Vorderfüßen an die Seite eines Eimers oder an ein schwimmendes Blatt klammert, während ihr Körper horizontal auf der Oberfläche des Wassers ruht, mit Ausnahme des lezten Schwanzringes, der ein wenig emporgehoben ist; sie kreuzt dann ihre beiden Hinterbeine in Gestalt eines X, dessen innere Oeffnung bestimmt ist, das Gerüst ihres Baues zu bilden. Hierauf bringt sie den innern Winkel ihrer gekreuzten Beine dicht an den erhobenen Theil des Körpers und legt ein Ei hinein, wie gewöhnlich, mit einer zähen Flüssigkeit bedeckt. An jede Seite dieses Eies legt sie ein anderes, die sämmtlich durch die leimartige Substanz fest zusammen hängen und eine dreieckige Figur ∘°∘ bilden, welches der Hintertheil des Flosses ist. Auf die nämliche Weise fährt sie fort, ein Ei nach dem andern in einer verticalen (nicht horizontalen) Lage hinzuzufügen, wobei sie die Gestalt der Gruppe sorgfältig mit ihren gekreuzten Beinen regulirt; und so wie ihr Floß an Größe zunimmt, stößt sie das Ganze allmählich in eine größere Entfernung fort, und hat sie ihr Werk ungefähr halb vollendet, so schlägt sie ihre Beine wieder auseinander und streckt sie parallel aus, da der Winkel zur Gestaltung des Bootes nicht länger nöthig ist. — Jedes Floß besteht aus 250 bis 350 Eiern, die, sobald sie alle gelegt sind, auf dem Wasser, gegen das Untersinken gesichert, umherschwimmen, und zulezt von der Mutter verlassen werden. Die Ausbrütung erfolgt binnen wenigen Tagen; die Maden gehen aus dem untern Ende hervor, und das Boot, jezt aus den leeren Eierhülsen bestehend, treibt so lange auf dem Wasser umher, bis es vom Wetter zerstört wird."

Nicht minder interessant sind die Untersuchungen über die ungeheure Verbreitung gewisser Insekten, der Blattläuse, gewisser schädlicher Raupen, der Heuschrecken ꝛc. „Réaumur beweist durch Versuche, daß eine einzige Blattlaus (Aphis) während der Dauer ihres Lebens die Mutter von 5,904,900,000 Abkömmlingen seyn kann. Latreille sagt, daß ein Weibchen im Verlaufe der Sommermonate gewöhnlich jeden Tag ungefähr 25 hervorbringe. Réaumur nimmt ferner an, daß in einem einzigen Jahre zwanzig Generationen stattfinden können."

Die Larven haben wieder außerordentlich viel Merkwürdiges. Man nehme die Weidenraupe, die so stark ist, daß sie ein gläsernes Gefäß, womit man sie bedeckt, sammt einem schweren darauf gelegten Buch in die Höhe hebt. Oder die ganz eigenthümlichen Larven, die folgendermaßen beschrieben sind: „Wahrscheinlich Behufs einiger Vertheidigung und Verborgenheit bilden die Larven mehrerer Insekten aus ihren eignen Excrementen, die sie hierzu auf ihrem Rücken anhäufen, eine Hülle oder Schutzdecke für sich. Dieses Material ist, wie Kirby bemerkt, nicht immer so anstößig, als man meinen möchte, es besteht vielmehr in einigen Fällen (Cassida maculata und Imatidium Leayanum) aus seinen verzweigten Filamenten, gleich Flechten (Lichenes) und dürren Seegräsern (Fucus). Andere indeß, die Réaumur nicht unpassend Hottentotten nennt, scheinen nicht ganz so reinlich und sauber zu verfahren. Eine derselben, die etwas selten vorkommt, hat vor geraumer Zeit Vallisnieri beobachtet, er nennt sie die Cantharide der Lilien (Crioceris merdigena, Leach), man findet sie im Mai auf Salomonis-Siegel und andern lilienartigen Pflanzen. Unter ihrem sonderbaren Baldachin oder Schutzdach hat sie keine Aehnlichkeit mit einem Insekt, sondern gleicht eher einem länglichen Ball von gekautem, an der Lilie haftendem Grase. Der aus der Larve hervorgehende Käfer ist von einer schönen bräunlichen Scharlachfarbe und zierlich mit kleinen hervorspringenden Tüpfeln gezeichnet. Eine andere Art, die häufiger vorkommt, der vorhergehenden in ihren Gewohnheiten ähnlich, aber nicht halb so groß (Cicyanella, Panzer), zeigt eine schöne blaue Farbe mit ähnlichen Tüpfeln. Die Larve des

grünen Blattkäfers (Schildkrötenkäfers) Cassida equestris, Fabr.), gewöhnlich auf Kletten zu finden, ist mit einem sinnreicheren Mechanismus zu besagtem Behuf versehen, dieser besteht in einer Gabel im Schwanze, die sie niederdrücken oder emporheben kann, um ihr seltsames Schutzdach nach Gefallen höher oder tiefer zu tragen. Gleich den beiden vorhergehenden Insekten verwandelt sich diese Larve fast ganz unerwartet in einen sehr schönen grünen Käfer, von Schildkrötenform, dessen Flügeldecken zur Bedeckung der Beine, ringsherum vorspringen.“ Ferner die merkwürdige Larve der Libellen, die sich eine Maske macht, um andere Insekten zu überraschen und zu fangen, und ein ähnliches Thier, das Referent selbst einmal beobachtete: „Die Larve eines höchst eigenthümlichen Insekts (Reduvius personatus, Fabr.), die der Bettwanze (Cimex lextularius) nachgestellt, aber mit keiner Maske versehen ist, muß sich die Mühe geben, eine solche zu construiren; sie bildet dieselbe aus Staub, Sandkörnchen, Woll- und Seiden-Abgängen und ähnlichen Stoffen, und gibt sich ein so abenteuerliches Ansehen, daß man sie auf den ersten Blick für eine der scheußlichsten Spinnen zu halten geneigt ist. Ihre plumpen Bewegungen tragen übrigens nicht wenig zu ihrer seltsamen Erscheinung bei. Dieses Thier kann in der That, wenn es will, sich mit großer Schnelligkeit bewegen; allein um einen glücklichen Erfolg von seiner Jagd zu haben, nimmt es vorsätzlich den Anblick einer leblosen Substanz an, und zieht mit der möglich größten Gemächlichkeit und Langsamkeit einher. Es bewegt nur ein einziges Bein auf einmal, und hat es einen Fuß vorwärts gesezt, so ruht es ein wenig, ehe es den nächsten nachzieht, und eben so verfährt es mit den übrigen Beinen. Nicht weniger behutsam zeigt es sich in Bewegung seiner Fühlhörner (antennae), zuerst untersucht es gleichsam mit dem einen und dann, nach einer kurzen Pause, mit dem andern. Vermittelst eines Kameelhaar-Pinsels oder einer Feder kann man das Insekt leicht demaskiren, denn, so wie es berührt wird, wirft es in der Regel seine Bedeckung ab.“

Was endlich die vollendeten Insekten betrifft, so hat sich der Verfasser nicht auf die bekannten Sachen eingelassen, die man von den Bienen, Ameisen ꝛc. schon zur Genüge weiß, sondern weniger bekannten Arten seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Wir wählen nur eine Schilderung aus: „Landthiere sehen unter Wasser nicht besonders, Wasserthiere dagegen sehen in der Luft unvollkommen; und ein Thier, dessen Auge geschickt ist, sowohl im Wasser als in der Luft zu sehen, kann wegen der großen Verschiedenheit der Medien (durchsichtige Flüssigkeiten, nämlich Wasser und Luft), in beiden nur ein unvollkommenes Gesicht besitzen. Der kleine Drehkäfer aber ist, um dieser Schwierigkeit zu begegnen, mit einem doppelten Augenpaar begabt; das eine Paar sizt an dem obern Theil der Stirn und dient dem Thier zum Sehen in der Luft; das andere Paar, am untern Stirntheil, genau unter dem ersten und nur durch eine dünne Membran davon getrennt, ist für das Wasser bestimmt. Da der Käfer nur zur Hälfte im Wasser schwimmt, so muß ihm das leztere Paar äußerst nützlich seyn, insofern es ihn vor nahender Gefahr, z. B. von Fischen oder räuberischen Larven warnt, die unter ihm in der Tiefe lauern; dagegen macht ihn das erstere mit der Annäherung von Feinden über dem Wasser bekannt. Nicht weniger bewundernswürdig sind die Hinterfüße zum Schwimmen eingerichtet, indem sie die gehörige Breite und Elasticität besitzen; während die Vorderfüße vermöge ihrer Construction dem Thierchen als Hände zur Ergreifung seiner Beute dienen. Zu gleicher Zeit ist dasselbe mit einem breiten Flügel-Paar versehen, welche es, sollte das Wasser seines Geburtsteiches zufälliger Weise im Sommer völlig verdünsten und seinen längern Aufenthalt daselbst unmöglich machen, leicht nach einem andern Tümpel tragen.“

Hin und wieder stoßen wir auf Hypothesen, die uns nicht einleuchten. So meint der Verfasser S. 33: „Das Ausschlagen von Moosen an Mauern scheint von Keimkörnchen (sporuli) herzurühren, die in die Luft empor geführt werden. Diesen Proceß erleichtert ihre außerordentliche Kleinheit und verhältnißmäßige Leichtigkeit.“ Das glauben wir nicht. Hier tritt offenbar die primitive generatio aequivoca ein. Wo müßten nicht überall Flechten und Moose sich erzeugen, wenn die Luft so voll von ihren Keimkörnchen wäre? Sie entstehen nur da, wo die Verwitterung des Steins, der Baumrinde ꝛc. unter Mitwirkung der Atmosphäre ihre Selbsterzeugung bedingt und sie entstehen an Ort und Stelle, ohne daß der Keim irgend sonstwo hergeholt zu werden braucht.

So erklärt der Verfasser auch nach Derham die Leichtigkeit, mit welcher Fliegen an der Decke laufen, folgendermaßen: „Die erste richtige Vorstellung von diesem merkwürdigen Umstande hatte Derham, wo er die Vorrichtung erwähnt, vermöge welcher Insekten auf glatten Flächen fußen. Dieser Forscher sagt: Ich könnte hier verschiedene Fliegen und andere Insekten nennen, die außer ihren scharfhackigen Klauen, auch häutige Flächen (palms) an ihren Füßen haben, um vermittelst des Luftdrucks auf glatten Körpern fußen zu können, ungefähr auf dieselbe Weise, wie ich bisweilen Knaben schwere Steine bloß mittelst eines feuchten Stücks Leders, das sie auf die Oberfläche geklatscht, habe fortschaffen sehen.“ Damit scheint uns nichts erklärt. Jene Leichtigkeit der Fliegen, die sich an kein Gesetz der Schwere bindet, hängt mit dem Fliegen der Aranea obstetrix zusammen, eine Spinne, die ohne Flügel fliegen kann, und beruht auf

innerer Organisation, die man lieber gar nicht erklären zu können sich bescheiden soll, anstatt seine Zuflucht zu einem mechanischen Ankleben zu nehmen.

Die vielen Abbildungen sind eine vorzügliche und dankbar anzuerkennende Zugabe des Werks, nur eignet sich gerade der Holzschnitt nicht sehr für so zarte mikroskopische Gegenstände.

Epische Dichtkunst.

12) König Max I. Gedicht in vier Gesängen von Dr. Goßmann. Würzburg, Etlinger, 1836.

Wieder ein Epos aus der modernen Zeit. Der Dichter besingt den König Maximilian von Bayern in Ottaverinen. Da er um Gotteswillen gern patriotisch seyn möchte, kommt ihm Maximilians Rheinbundpolitik nicht wenig unbequem in die Quere, und es ist ergötzlich, zu lesen, wie er sich deßfalls aus der Noth hilft. Aber dergleichen ist eben keine Poesie. Die traurigen Verwicklungen der damaligen deutschen Politik lassen keine poetische Beschönigung zu. Hier müssen Dichter zu zürnen wagen oder sich günstigere Stoffe aus ruhmvolleren Zeiten der deutschen Geschichte aussuchen. Die Rheinbundpolitik gehört der Prosa der Geschichtschreibung an, nicht dem erhabenen Epos.

13) Friedrich Stapß. Geschichtliche Erzählung aus den Zeiten Napoleons in fünf Gesängen von Karl Buchner. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1835.

Die Vergleichung des Jünglings, der Napoleon in Schönbrunn ermorden wollte, mit Mutius Scävola ist sehr richtig. Die That schlagen wir nicht hoch an, denn ein Volk von 40 Millionen, wie das deutsche, handelt allemal unedel, wenn es zu Dolchstößen seine Zuflucht nimmt. Es braucht seine Kräfte nur zu kennen und zu fühlen, um keinen Feind fürchten zu müssen. Einem so großen Volke ziemen kleinliche Mittel, wie Meuchelmord, nie. Inzwischen war das muthvolle Benehmen des Jünglings bei seiner Gefangenehmung über alles Lob erhaben. Zum Epos scheint uns der Stoff nicht geeignet. Es wäre an einem guten Volksliede genug.

14) Gudrun. Ein episches Gedicht. Programm und Probegesang. Leipzig, Engelmann, 1836.

In Herametern. Aber der altnordische Stoff widerstrebt der jonischen Form. Hier hat der Dichter keine Freiheit. Der Norden hatte seine eigene Form, die ihm natürlichste, die kurze, die viel mit wenig Worten sagt, gern hart abbricht und mehr errathen läßt, was sie sagt; also das vollkommene Gegentheil der lieblich wellenschlagenden Schwatzhaftigkeit des südlichen Gedichts. Die hier vorliegenden Proben sind schöne, echthomerische Herameter, ja sklavisch dem Homer nachgeahmt, z. B.:

Höre mich Gott da droben, Allwaltender, Herr der Geschicke!
Wenn ich je mit Wissen an deinen Geboten gefrevelt,
Je das Liebe mit Leidem vergalt und Gutes mit Bösem,
Strafe mich dann forthin und berichte mir meine Gedanken;
Wenn ich dir aber mit Fleiße gedient und williges Sinnes war.

Das ist wörtlich das Gebet des Chryseus der Ilias. So erinnern auch die sich unterredenden Mägde an Penelopeias Wohnung, und überall stoßen wir auf dergleichen Reminiscenzen.

15) Antik-moderne Dichtungen von E. M. Winterling. Amor und Psyche, nach Apuleius. Daphnis und Chloë nach Longus. Berlin, Bade, 1836.

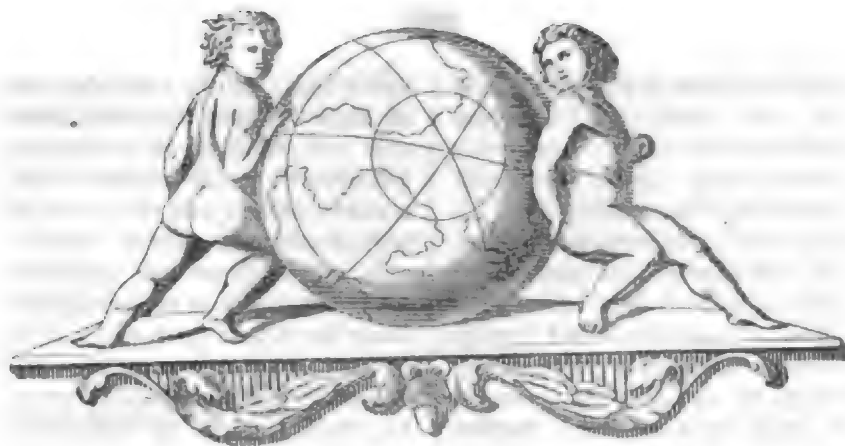
Beide Erzählungen sind von den antiken Verfassern in Prosa geschrieben, hier aber in Verse gebracht in der Manier der komischen Erzählungen von Wieland, wie es dieser Gattung entspricht. Beide sind längst berühmt durch ihre Anmuth und Natürlichkeit, die leztere ist jedoch allzu natürlich und dürfte der Jugend nicht in die Hände gegeben werden.

Reisen.

Reiseeindrücke, von Alexander Dûmas. Deutsch von J. F. S. Die Schweiz. Leipzig, Engelmann, 1836.

Obgleich Herr Alexander Dûmas nicht zu der frivolen Klasse der jüngern französischen Schriftsteller gehört, so kann er doch die Abgespanntheit des Parisers nicht ganz verläugnen. Auch wenn er in die Alpen reist, gibt er sich nicht unbefangen der großen Natur hin, sondern er führt nur seine interessante Persönlichkeit spazieren. Auch ist sein Styl so unregelmäßig und zerstreut wie eine Pariser Conversation, in der man zugleich liebenswürdig und gelehrt, ein feuriger Franzose und ein kalt alles berechnender Britte seyn möchte. Die Abschriften von römischen Inschriften hätte sich der Reisende um so mehr ersparen können, da sie über die Geschichte der westlichen Schweiz nicht den mindesten neuen Aufschluß geben und in ein Werk nicht gehören, das sich auf den nächsten Blättern schon wieder mit Genrebildern (die Bären im Berner Stadtgraben) und mit novellenartigen Ehebruchsgeschichten im modernen Pariser Styl abgibt, die Gott weiß wie in eine Beschreibung der Alpennatur hineingerathen sind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 73. Freitag, 21. Juli 1837.

Geschichte.

1) Die Geschichte des Mittelalters in sechs Büchern, von Dr. Friedrich Kortüm, Prof. an der Hochschule zu Bern. Zwei Bände: Bern, Jenni Sohn, 1836.

Professor Kortüm ist durch seine altgriechischen und mittelalterlichen Studien der gelehrten Welt bekannt. Sein leztes großes Werk war die Geschichte der freistädtischen Bünde, d. h. der merkwürdigsten Revolutionen, durch welche von den alten bis auf unsre Zeiten Freistaaten gegründet wurden. Alle seine Werke aber charakterisirt ein gewisser tacitanischer Sinn, der unbestechlich das Rechte findet und nicht verhehlt, unerbittlich das Unwürdige richtet, aber mit männlichem Ernst und mit der Resignation, die ältern Freiheitsfreunden eigen zu seyn pflegt. Die Jugend liefert der Freiheit eine Menge Anbeter; aber sie bleiben ihr nicht treu. Sobald der Mensch einige Erfahrung hat und die der sterblichen Gattung anklebenden Mängel inne wird, sobald ihn seine schönsten Erwartungen täuschen und er einsieht, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, ist er gar leicht geneigt, jene Ideale der Freiheit, für die er anfangs glühte, für einen Jugendtraum, wo nicht für eine Jugendkrankheit anzusehen und mit der Jugend abzulegen. Nur bei verhältnißmäßig Wenigen überdauert die Liebe der Freiheit die unbehagliche Periode getäuschter Hoffnungen. Es gehört ein männliches Herz dazu und ein Blick, der über die Jahrhunderte fliegt.

Wer die vorliegende Geschichte des Mittelalters liest, wird überall den feurigen Geist ihres Verfassers nicht verkennen, wenn derselbe auch keineswegs in einem deklamatorischen Ton, vielmehr schlicht und bisweilen sogar trocken und ohne die mindeste Prätension sich äußert. Wir führen eine Schlußbemerkung des Verfassers an, aus der man am besten die Stimmung erkennt, in der er bei der Abfassung des Werkes war: „Politische Parteivorurtheile erwartet übrigens dieses Werk nicht. Denn sein Urheber, obschon laut dem Vorwort zur Entstehungsgeschichte der freistädtischen Bünde bei dem etwaigen Hindeuten auf Republikanismus nicht erröthend, hat daneben durch Studium und Erfahrung eine so unabhängige, reflektirende Stellung zur tragisch-komischen Gegenwart gewonnen, daß er am 8. August 1830 in Basel einem voll Begeisterung für die Julirevolution nach Paris eilenden Freunde kaltblütig bemerken durfte: „Mein Freund, du wirst keine Revolution, sondern eine Dynastieänderung sehen," und solchem Urtheile gemäß ein möglichst sorgfältiger Beobachter der Zeit und Diener gegen seine nächsten Pflichten blieb. Auch der Vorwurf

religiösen Leichtsinnes oder kirchlicher Unduldsamkeit wird nicht gefürchtet; wider jenen schirmt der islamitische Spruch: „Wir sind Gottes und kehren zurück zu Gott,“ wider diese das evangelische Gebot: „Seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!“

Wir empfehlen dieses Werk eines entschiedenen Freiheitsfreundes vorzüglich solchen Lesern, die noch immer in dem liberalen Vorurtheil befangen sind, als sey das Mittelalter und seine Geschichte nur eine Weide für den Servilismus und des Studiums kaum werth. Gerade je weniger Herr Kortüm zu den augenverdrehenden Proselyten gehört, die durch ihren modernen, wohlberechneten und deßhalb erheuchelten Ultramontanismus die bereits herrschend gewordene gerechte Würdigung des Mittelalters beinahe wieder in Gefahr gebracht haben, einer neuen liberalen Verdammung (wie früher einer illuminatistischen) weichen zu müssen; um so mehr wird er vor vielen andern im Stande seyn, diesen juvenilen Parteihaß wieder zu entwaffnen. Insbesondere für Deutschland ist der Beweis, daß hier die Freiheit älter ist als die Knechtschaft, nicht so gleichgültig, als manche moderne Liberale glauben, die da in allem Ernst meinen, bevor wir angefangen hätten, die Franzosen nachzuäffen, sey in Deutschland an keine Freiheit zu denken gewesen.

Was die Einzelheiten des Werks betrifft, so scheinen uns die Partien, in welchen von der Entwicklung der innern Verfassung und Freiheit der Staaten die Rede ist, am ausgeführtesten. Hiebei geht der Verfasser sogar ins Detail der städtischen Geschichten ein, was auch nothwendig ist, um ein lebendiges Bild der Zeit zu geben. In Bezug auf die äußeren Verhältnisse der Staaten scheinen uns einige Ansichten nicht genug durchdacht. So namentlich im Verfolge des großen Kampfs zwischen Kaiserthum und Kirche ist die Politik des Habsburger Rudolfs und Karls IV. nicht ganz richtig und scharf genug genommen. Er lobt jenen Rudolf zu sehr, der als ein Werkzeug des Pabsts und Frankreichs das Gesammtinteresse des deutschen Reichs sowohl in Bezug auf innere Einheit (durch Sanktionirung der getheilten Fürstenaristokratie statt der bisherigen Monarchie), als in Bezug auf äußere Würde (er vermählte seine Tochter dem Mörder der Hohenstauffen und sein Sohn half den Anjous Ungarn erobern) auffallend preisgab; und er läßt dagegen Karl IV., der das unserem Reich so gefährliche Bündniß zwischen dem Papst und Frankreich sprengte und auch gegen die Fürstenaristokratie im Innern eine sehr einsichtige Politik (durch Schmälerung der großen Häuser und Hervorhebung der kleinen) befolgte, zu wenig Gerechtigkeit widerfahren; was indeß die meisten, selbst namhaftesten Geschichtschreiber gethan haben, zum Beweise, wie leicht man Oftgesagtes fort und fort für Wahrheit nimmt. Namentlich ist Karl IV. noch niemals gerecht gewürdigt worden. Was that dieser Kaiser? Durch das Bündniß des Papsts mit Frankreich und der gegen den Kaiser aufgehezten guelfischen Fürstenpartei in Deutschland selbst war die Einheit des deutschen Reichs aufgelöst, das Ansehen des Kaisers gänzlich vernichtet worden. Dieses Bündniß zu zertrennen, war die erste und nothwendigste Politik der deutschen Kaiser. Zu nicht geringer Schande unseres Reichs hatten sich bereits zwei Kaiser zu förmlichen Werkzeugen der uns so gefährlichen Allianz hergegeben (Rudolf und Albrecht), und zwei andere (Heinrich VII. und Ludwig der Bayer) waren im großmüthigen, aber ungleichen Kampf mit diesem furchtbaren Bündniß erlegen. Da zuerst wandte Karl IV. die kluge Politik an, unsers Reiches übermächtige Gegner von einander zu trennen. Er führte den Papst von Avignon nach Rom zurück, was nothwendig die französischen und italienischen Kardinäle entzweien und Rom mit Frankreich in die bitterste Feindschaft bringen mußte. Aber es war nicht genug, daß der Papst und Frankreich von einander getrennt wurden. Jedes wurde wieder einzeln getheilt. Das Papstthum spaltete und schwächte sich durch das Schisma, das in Folge der Auswanderung aus Avignon eintrat. Frankreich aber schwächte sich nicht minder durch die, hauptsächlich von Karl IV. begünstigte Trennung der Dynastie in Frankreich und Burgund. So wurde rings um Deutschland her die einst durch Allianz einige Macht der Welschen feindselig getheilt und geschwächt. Sonach konnte Karl IV. auch im Innern des Reichs der dem Gesammtwohl desselben so äußerst schädlichen Aristokratie begegnen, die von der Einheit und vom Zusammenhalten immer mehr ab zum Zerspalten und Auflösen führte. Er schwächte die bis dahin rivalisirenden Häuser Habsburg und Wittelsbach durch Theilungen, und indem er ihnen kleine, plötzlich in großer Zahl zu Fürsten und Herzogen erhobene Grafen an die Seite stellte, sucht er sie noch mehr herabzudrücken, und die bisher durch ihre große Macht unbotmäßig gewordenen wenigen vorstrebenden Dynastien in eine Masse unmächtiger und gehorsamer Reichsvasallen zu verwandeln, unter denen das Haus Luxemburg, auf einen ungeheuern Länderbesitz gestützt, die Kaiserkrone erblich behaupten sollte. In demselben Sinn suchte er sich auch der Städte gegen die Fürsten oder umgekehrt, wo die Städtebündnisse zu unabhängig zu werden drohten, der Fürsten gegen die Städte zu bedienen und wohlberechnet war sein Plan, sich zum Haupt der Hansa zu machen, was ihm leider nicht gelang. Von einem solchen Kaiser nun darf man deßhalb, weil er seinen großen Plan oft durch verrätherische Mittel durchzusetzen, immer aber durch eine affektirte Kleinigkeitskrämerei zu verstecken suchte, nicht so ganz falsch urtheilen, wie es bisher immer geschehen ist. Das Haus Luxemburg ist

schon mit Karls Sohn untergegangen, hat also keinen neuen Schmeichler finden können. Dagegen haben die Schmeichler anderer Häuser, die das luxemburgische überdauerten, sich die Mühe nicht gegeben oder geben wollen, gegen das ausgestorbene Haus gerecht zu seyn, und es hat ihnen beliebt, es, wenn nicht zu verläumden, doch wenigstens zu vernachlässigen. Die vorurtheilsfreie Geschichtsforschung der neuesten Zeit muß nun hier Versäumtes nachholen.

Naturkunde.

31) Naturgeschichte der schädlichen Insekten, nach eignen und fremden Beobachtungen. Erster Theil. Die dem Menschen und den Thieren schädlichen Insekten, von A. Keferstein. Erfurt, Keyser, 1837.

Ein Buch, das von nichts als Ungeziefer handelt, von Läusen, Flöhen, Wanzen, Fliegen, Wespen, Scorpionen, Spinnen ꝛc., und das gleichwohl eine sehr belehrende Lektüre ist, nicht bloß von naturwissenschaftlichem, sondern auch von praktischem Interesse. Wie in jeder Haushaltung eine Anweisung zur Unterscheidung der Giftpflanzen seyn sollte, so auch eine Anweisung, sich der schädlichen Insekten zu erwehren. Es fehlt freilich an solchen Anweisungen nicht, aber die eines erfahrenen und belesenen Naturforschers sind etwas mehr werth, als die des ersten besten Dorfspeculanten, der seine Mittelchen anbietet.

Die Naturgeschichte der schädlichen Insekten bietet sehr viel Merkwürdiges dar. Wir wollen nur Einiges herausheben. — Läuse erzeugten sich in ungeheurer Menge auf einem Schiff, so daß die Mannschaft in wahrer Verzweiflung war, verloren sich aber plötzlich alle, sobald man die Linie passirt hatte. — Bory de St. Vincent beobachtete folgenden Fall: „Eine Dame von 40 Jahren befand sich seit ungefähr 15 Jahren sehr leidend. Sie war auf verschiedene Krankheiten curirt, doch immer ohne Erfolg. Bedrohet von einer Wassersucht, wurde sie von Herrn Leroy, der sich durch seine Purgirmittel berühmt gemacht hatte, behandelt. Ihre Gesundheit schien zurück zu kehren, aber in dem Maaße, als sich diese befestigte, fühlte sie an ihrem ganzen Körper ein immer stärkeres, bald unerträgliches Jucken. Wenn sie sich kratzte, sah sie aus dem leidenden Theile eine Masse kleiner, bläulicher oder bräunlicher Thiere hervorkommen, welche tausendweise überall sehr schnell umher liefen. In der heißen Jahreszeit mußte sie 3 bis 6 mal täglich ihre Wäsche wechseln, so viel Thiere kamen hervor. Besonders an heißen Tagen vermehrte sich ihre Qual durch die Vervielfältigung dieser Parasiten. Sie theilte aber diese Krankheit Niemanden mit, weder den Leuten, die sie warteten, noch ihrem Manne, der sich nicht von ihr trennte. Nur kurz war ihre Besserung und bald unterlag sie den hervorkommenden Schmarotzern. Die Thiere selbst waren dem Auge kaum sichtbar, und die größten kamen der Hälfte des Volumens eines Tabakkornes gleich. Sie glichen abgestutzten oder modificirten Läusen, nur fehlten ihnen die Fühler, wogegen sie ein paar Füße mehr hatten, und der Hinterleib bildete allein den ganzen Körper. Sie hatten viel ähnliches mit den Ixoden-, den Argus-, den Smaris-Arten und der Krätzmilbe, die alle zu der Linnéischen Familie Acarus gehören, doch zeigten sie wieder von allen diesen etwas Verschiedenes. So hatten sie einen aus drei Blättern bestehenden Schnabel (bec), wie die Ixoden, doch fehlten dem Sauger bestimmte Mandibeln, gleichergestalt glichen sie der Gattung Argus, nur befanden sich Sauger und Palpen nicht an der untern Seite des Mundes; auch den Smaris-Arten ähnelten sie, aber sie hatten Augen, welche diesen fehlen; endlich unterschieden sie sich von der Krätzmilbe, der sie der allgemeinen Gestalt nach gleich kamen, durch das Fehlen der Mandibeln. Sie scheinen daher eine besondere neue Gattung der Geschwürthierchen zu bilden. — In Bezug auf die Krätzmilben sagt der Verfasser: Nur bei der wahren Krätze, sie mag nun in einer der drei von den Schriftstellern unterschiedenen Arten vorkommen, und nicht bei den derselben ähnlichen und oft mit ihr zusammenfließenden Hautkrankheiten, findet man die Krätzmilbe. Es charakterisirt sich aber diese Krankheit durch das Vorhandenseyn kleiner zugespitzter Bläschen, deren oberer Theil durchsichtig, die Grundfläche aber mehr oder weniger breit und mehr oder weniger hart ist, je nach der Empfänglichkeit der Kranken und nach der Dauer der Krankheit. Eine kleine schwärzliche Narbe folgt auf das Zerreißen des Bläschens, welches wohl auch gelblich wird und sich in eine wahre Pustel verwandelt, wenn dasselbe mehrere Tage steht, und endlich sind minenartige Gänge vorhanden, in denen sich die Krätzmilben finden. Eine andere Art Krätze bildet gleich vom Anfang an große, mehr oder weniger nahe an einander stehende Pusteln, ist jedoch nicht wesentlich verschieden, indem sie sich vorzüglich an den Händen und Beinen zeigt, und bei der sich gleichfalls zahlreiche minenartige Gänge finden. Der untere Theil der Arme ist einer der Orte, wo sich, nächst den Händen und Füßen, die Milben vorzüglich gern finden, seltener in den Achseln, dem Armgelenke, an dem Gesäße ꝛc. Untersucht man sorgfältig die hier befindlichen Bläschen der Krätzkranken, so wird man wahrnehmen, daß mehrere derselben kurz nach der Entwicklung an ihren Spitzen oder an der Seite einen kleinen, einem Flohstich ohne den rothen Hof ähnlichen Punkt darbieten. Derselbe verlängert sich bisweilen etwas halbkreisförmig und steht auf einem

kleinen weißlichen Fleck. Drückt man das Bläschen, so sieht man aus diesem Punkte etwas seröse Flüssigkeit austreten. An mehr entwickelten Pusteln wird man, von dem bezeichneten Punkte ausgehend, eine punktirte schwärzliche oder weißliche Spur bemerken, die bald von der Spitze nach dem Umfange geht, bald auch das Bläschen an der Spitze oder neben derselben durchschneidet. Hebt man die Epidermis in die Höhe und untersucht mit der Lupe, so überzeugt man sich leicht, daß der Punkt und die punktirte Spur in der Substanz der Epidermis befindlich sind. Bei genauerer Betrachtung ist die punktirte Spur die Anzeige eines kleinen minenartigen oder bedeckten Ganges, der uneigentlich Furche genannt wird. Bei Sonnenschein sieht man an dem dem kleinen Punkte entgegengesetzten Ende der Spur und an der Seite des Bläschens einen kleinen weißen Fleck mit einem bräunlichen Punkte. Erhebt man die Oberhaut an dieser Stelle, so kann man, ohne das Bläschen zu verletzen, mittelst einer Nadel die Milbe leicht hervorziehen, eine Manipulation, die, wie oben erwähnt, in Italien, ja selbst in Grönland, längst bekannt ist.

Eins der schädlichsten Insekten ist der Guineawurm, der bisweilen 8 Fuß lang wird und dünn wie ein Haar im menschlichen Körper sich einfrißt. Das merkwürdigste, hierher gehörige Geschöpf ist unstreitig die Höllenfurie oder Furia infernalis, Linné, ein kleiner Wurm, welcher, nach diesem Schriftsteller, in Bothnien, in den großen Sumpfwiesen des nördlichen Schwedens aus der Luft auf Menschen und Thiere herabfällt, dem Körper furchtbare Schmerzen verursacht und sogar bisweilen innerhalb einer Viertelstunde tödtet. Zufolge eines neuern Berichts, der im Hesperus vom Jahr 1827 steht, soll dieses Thier, wiewohl sehr selten, auch in den nördlichen Gegenden Lieflands vorkommen. Es ist so klein, daß es mit bloßen Augen nicht wahrgenommen wird, und fällt zur heißen Jahreszeit aus der Luft auf die Menschen herab. Sein Stich verursacht eine Geschwulst, die bald tödtlich wird, wenn nicht schnelle Hülfe kömmt. Als Dr. Clarke in Lappland reiste, fühlte er plötzlich einen Stich an der Handwurzel, und er bemerkte einen dunkeln Punkt. Der Arm schwoll bis zur Achsel und wurde taub. Goulardisches Wasser und ein Pechpflaster halfen. Oft starben, nach diesem Berichterstatter, Tausende von Rennthieren an diesem Uebel. Ein Mädchen, das ein an der Furia gestorbenes Schaf schor, fühlte plötzlich einen Schmerz am Finger, und sah einen Stich wie von einer Nadel. Ihr Herr hieb ihr sogleich den Finger ab und rettete so ihr Leben. Diese Pest findet sich nur im russischen und schwedischen Lappland. — Anziehend sind die Schilderungen der durch ganze Schaaren schädlicher Insekten bewirkten auffallenden Erscheinungen, z. B. die Vertreibung des Sultan Kilidsch Arslan von der Stadt Anazarbus durch unzählige Wespen, die sein Heer fast aufrieben, — der Kampf, den das Heer Mehemet Alis von Aegypten, als er gegen die Wechabiten auszog, mit einer ungeheuren Menge von Scorpionen zu bestehen hatte, — der ähnliche Kampf englischer Heere in Indien mit Blutegeln — das Auffressen lebendiger Kinder, ja eines ganzen Ochsen durch Ameisen ꝛc.

Es versteht sich von selbst, daß der Verf. auch Mittel angibt, die bei uns gewöhnlichsten schädlichen Insekten zu vertreiben und so verbreitet er sich namentlich über die Art und Weise, die Wanzen auszurotten. Er gesteht, daß auch die besten Tödtungsmittel nicht auf die Dauer helfen, wenn sich dieses schädliche Insekt, oder seine Eier einmal eingenistet haben. Das beste Palliativ scheint folgendes zu seyn: „Am liebsten halten sie sich in den Bettstellen auf, um während der Nacht die Schläfer zu überfallen, und ihr angenehmstes Nahrungsmittel, Blut, zu saugen. Hier ist es von Nutzen, zwischen Bett und Wand Schilfdecken oder ein gehobeltes Fichtenbrett, wo Löcher, so groß wie ein Sechser, ein Zoll weit von einander entfernt, eingebohrt werden, zu setzen; die Wanzen lieben es, hineinzukriechen, und so kann täglich die Schilfdecke oder das Brett herausgenommen und ausgeklopft werden, wo dann die darin befindlichen Wanzen herausfallen.“

Der zweite Theil, dem wir mit Vergnügen entgegensehen, wird die dem Getreide und den Wäldern, überhaupt der Pflanzenwelt schädlichen Insekten enthalten.

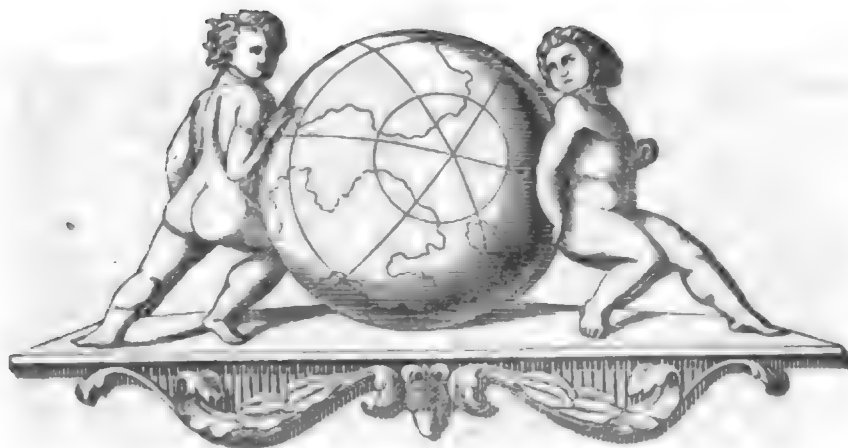
Epische Dichtkunst.

16) Christoforo Colombo. Romantisches Gedicht von L. A. Frankl. Stuttgart, Brodhag. **1836. 4.**

17) Die Entdeckung von Amerika. Ein Heldengedicht von Wilh. Otto. Leipzig, Fest in Commission, **1837.**

Zwei Dichter auf einmal behandeln denselben Gegenstand, was bei der zunehmenden Concurrenz in allen Zweigen der Literatur nicht befremdet. Herr Frankl hat die Welt zuerst mit einem Lobgedicht auf das Haus Habsburg beschenkt. Nach einer solchen Probe war zu erwarten, daß er es auch bei der Schilderung des Columbus in wohlgedrechselten Versen an pomphaften Exclamationen nicht würde mangeln lassen. — Das Gedicht des Herrn Wilhelm Otto ist weniger emphatisch, erinnert aber an den Balladeton des vorigen Jahrhunderts, an den braven Mann von Bürger und dergleichen:

Er ists! Erbeb ihn laut, mein Lied:
Unsterblich, hoch von Namen,
Columbus, größer wohl, als Eid,
Die Magellon' und Gam'en.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 74. Montag, 24. Juli 1837.

Geschichte.

2) Fürsten und Völker von Süd-Europa, im 16ten und 17ten Jahrhundert. Dritter und vierter Band. Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16ten und 17ten Jahrhundert, von Leopold Ranke. Zweiter und dritter Band. Berlin, Duncker und Humblot, 1836.

Zu einer umfassenden Beurtheilung dieses bedeutenden Werkes * reicht der Umfang dieser Blätter nicht hin, wir glauben aber dennoch das deutsche Publikum auf dasselbe aufmerksam machen zu müssen.

Wir nennen das vorliegende Werk bedeutend, nicht nur weil es seither unbenützten Quellen entnommen ist, sondern auch weil es die Begebenheiten von einem höheren, dem deutschen Geiste zusagenden Standpunkte aus ansieht, und mit der Würde und Mäßigung behandelt, welche den wahren Geschichtschreiber bezeichnen.

Beginnen wir mit einigen Ausstellungen, um nachher desto ungehinderter uns der Vorzüge dieses Werkes erfreuen zu können.

* Vergl. über den ersten Theil Literaturblatt von 1835. Nr. 54.

Die Erzählung wird zu häufig durch Widerlegungen des bisher Angenommenen unterbrochen, und ist nicht frei von fühlbaren Lücken und Spuren der Eile. Bedeutende Charaktere, z. B. ein Gastaldi, ein Alberoni werden mit Stillschweigen übergangen, und zuweilen dürfte an den Uebersetzungen nachzubessern seyn, wie im Anfange des 4ten Bandes Castelli offenbar unrichtig durch „Schlösser“ übersezt wird, da es doch nur Burgflecken, ummauerte, meist auf Bergen liegende Dörfer bedeuten kann.

Wir bitten den Verfasser, diese Ausstellungen als einen Beweis der Aufmerksamkeit zu nehmen, welche wir seinem Werke gewidmet haben, und des Wunsches, in einer zweiten Auflage selbst diese kleinen Mängel nicht mehr zu bemerken.

Die Wiederaufbauung des Katholicismus nach den ersten Zeiten der Reformation, die Wirksamkeit der Jesuiten, die inneren Zerwürfnisse, ihr Untergang und dessen wahre Ursachen, die enge Vereinigung des römischen Rechts mit dem Absolutismus, das Ueberwiegen politischer Beweggründe bei allen Schritten, welche jener in Angelegenheiten der Kirche that, ja wie Paul III. und Urban VIII. den Protestanten gegen das Haus Oesterreich sich gewogen zeigten, das allmählige Verfallen des päpstlichen Ansehens, und die aufsteigende Bewegung des protestantischen Princips durch England und Preußen,

und die Parallelbewegungen, welche katholische Regierungen dadurch zu machen genöthigt waren, alle diese Hauptmomente der neueren europäischen Geschichte sind hier mit Klarheit aus neueröffneten, wir möchten sagen jungfräulichen Quellen wiedergegeben. Wenn das Werk zuweilen eher Werkstücke zu künftigem Baue verfüglich, als diesen selbst schon enthält, so mag die Schuld an der Ungleichheit des Materials liegen.

Was aber besonders anziehend ist, das liegt in der Eigenthümlichkeit der Darstellungsweise des Verfassers. Er hält sein Urtheil mit großer Mäßigung zurück, gibt aber dem des Lesers eine tüchtige, vollständige Unterlage, wie ein Krankenbericht einem entfernten Arzte.

Die Schilderung der Königin Christine von Schweden ist nach dem Vielen was über diese merkwürdige Frau geschrieben worden ist, dennoch neu und vorzüglich gut gelungen.

Auch die Beurtheilung der benützten Quellen ist für den Geschichtsforscher unschätzbar. Bei der Fesselung der Presse seit der Reformation kann geschichtliche Wahrheit nur gesandtschaftlichen Berichten entnommen werden.

Ungeachtet wohl nie ein Buch geschrieben worden ist, welches die Verschiedenheit des alten und des neuen Katholicismus schärfer darstellt, und den Verfall, das gewissermaßen organische Absterben der päpstlichen Gewalt deutlicher schildert, so wird es dennoch, weil es in versöhnendem Geiste abschließt, der Anerkennung auch des eifrigsten Katholiken nicht entbehren.

Dies würde vielleicht noch in verstärktem Maaße der Fall seyn, wenn Ranke tiefer in die Politik der protestantischen Parteien eingegangen wäre. Er hat es nur mit den katholischen und zunächst mit dem Pabst zu thun und würde von seinem eigentlichen Zweck zu weit abgegangen seyn, wenn er sich viel mit den Specialitäten der Gegenseite befaßt hätte. Da inzwischen die von Ranke meisterhaft dargestellte Reaction des Katholicismus, deren Katastrophe der 30jährige Krieg war, seine Erklärung nicht sowohl in dem Aufschwung der katholischen Partei, als vielmehr in der innern Zerwürfniß und Demoralisation der protestantischen findet, so wird man, um jene großen Ereignisse vollständig zu begreifen, neben Ranke's Werk immer noch eines über das Benehmen der Protestanten lesen müssen, und in dieser Beziehung ist keins reichhaltiger, als das von C. A. Menzel.

Nachdem Ranke im ersten Theile die Contusionen des Papstthums zu Luthers Zeiten geschildert, bis zum Concil von Trident, stellt er nun im zweiten den neuen Aufschwung des Papstthums und die Contrereformation dar, und gerade hier muß das Benehmen der Protestanten genau verfolgt werden, wenn man sich alle Erscheinungen gehörig erklären will. So allgemein anfangs die Stimmung der Völker der Reformation begünstigt hatte, war doch allmählich Lähmung der Begeisterung und Ekel eingetreten, da einerseits das tolle Gezänk der protestantischen Schultheologen, andrerseits die Willkür, mit welcher die weltlichen Fürsten (namentlich August von Sachsen) in den protestantischen Ländern hausten und die Religion zu einem Spielzeug ihrer Launen herabwürdigten, keine andere Wirkung hervorbringen konnte. Dazu kam der Neid der kleinen lutherischen und reformirten Fürsten unter einander, die Treulosigkeit mit der sie einander verriethen; kurz die Partei hatte sich moralisch so verächtlich gemacht und politisch so geschwächt, daß die Katholiken darin die stärkste Aufmunterung finden mußten, ihrerseits wieder vorzuschreiten und einen Versuch zu wagen, ob nicht am Ende die ganze Reformation hintertrieben und der alte Zustand der Kirche hergestellt werden könne. Das Vorschreiten dieser Partei ist von Ranke nach allen Seiten hin bis ins Detail verfolgt. Es mußte zum Kampf auf Leben und Tod führen. Aber gerade die Gefahr gab der so tief gesunkenen protestantischen Partei wieder Kraft, und der anfängliche Sieg der Katholiken entzweite diese unter einander selbst. Als nämlich Kaiser Ferdinand II. überall gesiegt hatte, als sein Feldherr Wallenstein an der Ostsee stand und offen aussprach, alle Fürsten müßten gestürzt und der Kaiser zum Alleinherrn erhoben werden; da trat beim Papst sogleich wieder die Besorgniß ein, die allzumächtige kaiserliche Gewalt könne ihm selbst wieder gefährlich werden, und es regte sich die alte Eifersucht zwischen Papst und Kaiser, die den Hohenstauffen den Untergang gebracht und mit der sogar noch Karl V. so vielfach hatte kämpfen müssen. Dazu kam, daß der Kaiser wirklich in Italien die Oberhand zu gewinnen suchte. Der Papst schloß sich nun, wie er auch früher immer gethan, an den Erbfeind der Deutschen an, an Frankreich, und unterstützte auf das lebhafteste Frankreichs Ansprüche auf das Erbe von Mantua, das aber der Kaiser mit gewaffneter Hand behauptete. Frankreich fürchtete sich damals noch vor der Macht des Kaisers und es wollte nicht allein derselben gegenüberstehen. Frankreich schob also Schweden dazwischen und lud Gustav Adolf ein, nach Deutschland zu kommen. Daß der Papst indirekt dabei mit im Spiele war und den Feldzug Gustav Adolfs gegen den Kaiser begünstigte, ist eine der interessantesten Entdeckungen Ranke's. Daß Gustav Adolf in den Plan einging, darf Niemand wunder nehmen. Die Zerwürfnisse unter den Katholiken mußten seiner evangelischen Politik erwünscht kommen, und warum sollte er sich nicht des einen seiner natürlichen Gegner gegen den andern bedienen? Wie weit er davon entfernt war, sich zum Werkzeug einer so elenden Intrigue herzugeben, die vielmehr nur ihm

als Werkzeug diente, dafür bürgt sein ganzer Charakter und das haben seine Thaten bewiesen. Die Frage, warum Gustav Adolf nach der Schlacht bei Leipzig nicht nach Wien, sondern an den Rhein ging, findet in diesen Intriguen ihre Beantwortung. Frankreich, Bayern und der Papst wollten, Gustav Adolf solle nur gegen den Kaiser marschiren und ihnen unterdeß im deutschen Westen freies Spiel lassen, denn Frankreich wollte hier deutsche Provinzen wegstehlen und Bayern und der Papst wollten das katholische Princip retten. Aber eben deßhalb machte ihnen Gustav Adolf einen gewaltigen Strich durch die Rechnung, und zog nicht gegen den ohnehin damals schon unmächtigen Kaiser, sondern warf sich an den Rhein zwischen die Bayern und Franzosen und neutralisirte dadurch ihr der protestantischen Sache so gefährliches Bündniß. Mit dem, was Ranke über den Antheil des Papsts an diesen Intriguen sagt, muß man verbinden, was Harte aus den Gesprächen Gustav Adolfs mit dem französischen Gesandten mittheilt. Ranke sagt, Papst Urban VIII. habe sich noch nach der Leipziger Schlacht geschmeichelt, Gustav Adolf werde den Bayern unter Frankreichs Vermittlung Frieden geben, die Neutralität der Ligue anerkennen und einzig über den Kaiser herfallen. Harte sagt, daß Frankreich dies zwar nicht mehr geglaubt habe, sobald Gustav Adolf am Rhein erschienen sey, daß es aber sehr freigebig mit Drohungen gewesen sey, um den König von Schweden zurückzuschrecken und zu einer Ausgleichung mit Bayern zu zwingen. Allein Gustav Adolf sagte schon zu Mainz dem Gesandten Charnace: „es komme ihm nicht darauf an, nach Paris zu marschiren und der Champagner und Burgunder werde seinen Schweden so gut schmecken, wie der Rheinwein,“ und als der in München accreditirte Gesandte Frankreichs, St. Etienne, dem König nach Donauwerth entgegenkam und gewaltige Drohungen machte, um die Einnahme Münchens wo möglich noch zu verhindern, sagte Gustav Adolf wieder: „Der König von Frankreich solle sich doch ja nicht bemühen, ein Heer nach Deutschland zu schicken, denn wenn es ihn nach Krieg gelüste, wolle er ihm eine Schlacht unter den Mauern von Paris liefern.“ Als St. Etienne gleichwohl seine Drohung wiederholte, hieß ihn der König schweigen und sagte: „Man übersieht zuweilen die Unverschämtheit, die deinen Landsleuten eigen ist, aber in diesem Fall ist sie unerträglich.“ St. Etienne war ein naher Verwandter des berüchtigten Pater Joseph, der am französischen Hofe den größten Einfluß übte. Wenn man daher beim Einzug des Königs Gustav Adolf in München von einem Affen hört, der, in eine Kapuzinerkutte verkleidet, im Gefolge der Königin figurirt habe, so scheint hier eine Anspielung auf den Pater Joseph, der vom Orden der Kapuziner war, nahe zu liegen.

Im dritten und lezten Theile des Ranke'schen Werks wird der Verfall des Papstthums bis auf die neueste Zeit geschildert. Das Interessanteste ist hier wieder die Allianz des Papsts mit Frankreich gegen die deutschen Interessen, jene uralte „welsche Praktik,“ die sich noch im spanischen Erbfolgekriege wiederholte. Ranke berichtet, der Papst habe zu dem Testament des lezten Habsburgers in Spanien, wodurch derselbe dieses Land an Frankreich mit Uebergehung der deutschen Verwandten, vererbte, wesentlich mitgewirkt, so wie er auch während des Kriegs die französische Partei hielt, durch die Jesuiten die Ungarn aufhezte und nicht eher sich demüthigte, bis ihm Prinz Eugenius den Degen in die Rippen sezte. Am richtigsten hat Prinz Eugen über diese Politik geurtheilt und Ranke hätte dessen geistvolle Ansichten wohl citiren dürfen. Dann folgen die Krisen des Papstthums Schlag auf Schlag, die Aufhebung des Jesuitenordens, die Reformen Josephs II., die Revolution.

Ueber die Stellung des Papstthums seit der Restauration spricht der Verfasser sehr wahr: „Aufs Neue ist das Papstthum in eine sehr sonderbare der kirchlichen Idee, vor allem den Bestrebungen unsrer Restaurations-Epoche widersprechende Stellung gerathen. — In den anderthalb Jahrhunderten, die wir hier in kurzem Ueberblick zusammengefaßt haben, ist es unaufhörlich bekämpft, bestürmt, in seiner Gewalt beschränkt, endlich sogar bis nahe an eine vollkommene Unterwerfung, bis zur Einwilligung in seine Dienstbarkeit gebracht worden: noch heute ist es jeden Augenblick bedroht und mit Gefahren umgeben. Wer sind die, welche es angreifen? Es sind allein die Katholisch-gläubigen selbst. Durch jenen Verfall der restaurirten Kirche, der sich in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts erkennen ließ, ist im Schooße derselben eine Entzweiung hervorgerufen worden, die seitdem in immer wiederholten Ausbrüchen den Oberhirten beschäftigt und bedrängt. Wer hat dagegen das Papstthum von jeher gestüzt, ihm seinen Rückhalt gegeben, es zulezt aus offenbarer Knechtschaft befreit? Es ist immer die Vereinigung aller Bekenntnisse gewesen, hervorgegangen aus politischen Gesichtspunkten, aus Widerwillen gegen eine die allgemeine Freiheit gefährdende Uebermacht. Wir sahen, an welche Staaten sich Innocenz XI. in seinen Streitigkeiten mit Ludwig XVI. anschloß. Als die Jesuiten von den bourbonischen Höfen dem Untergange geweiht waren, fanden sie im Norden, in Rußland und Preußen Gnade und Schutz; daß sich die Höfe im Jahr 1758 Avignons und Benevents bemächtigten, brachte eine politische Aufregung in England hervor. Niemals aber ist dies Verhältniß großartiger hervorgetreten als in den lezten Ereignissen. Es war der Bund der vier großen Mächte, des katholischen Oesterreich mit den germanischen Protestanten deutscher

und anglicanischer Confession und den griechisch-gläubigen Slaven, durch welchen der Papst in seiner größten Bedrängniß errettet, und in seine geistliche wie seine weltliche Autorität wiederhergestellt worden ist; auf der Ordnung der Dinge, die in den Zeiten ihres Sieges sich gleichsam von selbst einführte, und die seitdem erhalten worden ist, beruht seine heutige Bedeutung. — Hiedurch ist nun nothwendig in dem Verhältniß des Papstthums zu den Protestanten, welches uns in diesem Buche beschäftigt hat, eine abschließende Veränderung eingetreten. Es hat sich gleichsam gerechtfertigt, daß Paul III., Urban VIII. in den gefährlichsten Momenten, die der Protestantismus zu bestehen hatte, ihm wenigstens mittelbar zu Hülfe gekommen sind. Wie könnte der römische Stuhl aber jezt daran denken, den Nichtkatholiken einen ernstlichen Krieg zu machen, nachdem sie einen so großen Antheil daran genommen, ihn wider die revolutionären Tendenzen aufrecht zu erhalten. Obwohl die Natur dieser Verhältnisse vielleicht nicht in jedem Augenblicke das Bewußtseyn erfüllt, so beherrschen sie doch die Lage der Welt. Der Papst hat mit den protestantischen Fürsten nicht anders Concordate abgeschlossen als mit den katholischen, und ihnen kirchliche Befugnisse eingeräumt. Kam doch schon seine Entzweiung mit Napoleon zunächst daher, daß er sich nicht entschließen wollte, mit ihm gemeinschaftliche Sache wider das protestantische England zu machen. Auch unter dem protestantischen Scepter wohnen die Katholiken in vollkommener Sicherheit, Glaubensfreiheit und gleicher Berechtigung. In England, wo die Staatsverfassung ursprünglich auf die ausschliessende Herrschaft der Protestanten gegründet ist, hat man sich endlich zu Modificationen in diesem Grundsatze verstehen müssen. Daß die religiösen Meinungsverschiedenheiten nicht mehr einen so vollständigen Gegensatz in sich schließen wie ehedem, ist ein Moment der Weltentwicklung, der dies gebieterisch erheischt. — Aus diesen Verhältnissen, diesem Gange der Dinge geht aber auch schon eine weitere Wahrnehmung hervor. Der Friede ist geschlossen: die Umstände haben ihn herbeigeführt. Nach der Betrachtung der jahrhundertlangen Entzweiung, welche die Seele mit Schmerz erfüllt, erhebt sie sich zur Aussicht der Versöhnung, des Verständnisses. — Wie ist, wenn nicht überall in den Schulen, doch desto unzweifelhafter im Leben, die Heftigkeit der frühern Polemik zurückgewichen, aufgegeben worden! — Nicht durch bloße Gleichgültigkeit ist es geschehen: es wäre ein Irrthum dies anzunehmen; es ist augenscheinlich, daß man auf beiden Seiten angefangen hat, immer bewußter, eindringender, freier von den Fesseln beschränkender Kirchenformeln auf die ewigen Principien der echten innern Religiosität zurück zu gehen. Unmöglich kann das ohne Folgen bleiben. Die vollkommenere Auffassung des Geistig-positiven, das allen Formen zu Grunde liegt, und durch keine in seinem ganzen Inhalte auszusprechen wäre, muß endlich alle Feindseligkeiten in einer höheren Einheit versöhnen."

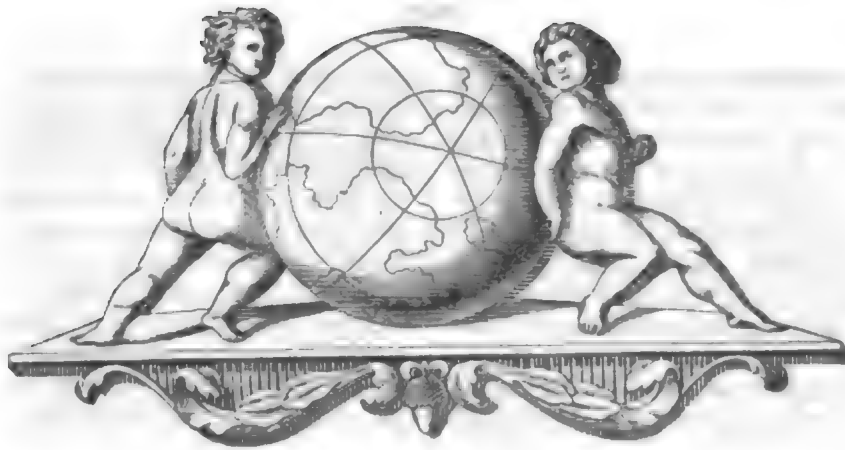
3) Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundes-Acte, von C. A. Menzel. Sechster Band. Geschichte des dreißigjährigen Kriegs in Deutschland. Erster Band. Breslau, Graß, Barth und Comp., 1835.

Auch dieses Werk ist aus bisher unbenuzten Quellen geschöpft, und verweilt daher bei schon bekannteren Gegenständen kürzer, um das Neue desto ausführlicher mitzutheilen. Sein Hauptvorzug besteht in der klaren Auseinandersetzung der innern Desorganisation in der protestantischen Partei, durch die allein es den Katholischen möglich wurde, die Contrereformation bis zu einem so weiten Punkt zu führen. In den frühern Theilen ist das Zerwürfniß zwischen Lutheranern und Calvinisten, der Kampf einer ursprünglichen Tendenz zur Presbyterial-Verfassung in der lutherischen Kirche gegen die bischöfliche Gewalt der weltlichen Fürsten, und die tragische Erscheinung des Kryptocalvinismus so vollständig und klar entwickelt, daß die ganze Arroganz eines Hegelianers dazu gehörte, so ausgezeichnete Verdienste um die Aufhellung einer der interessantesten Perioden der deutschen Geschichte mißkennen zu wollen.

Anstatt dem Verfasser dafür zu danken, daß er die Wahrheit gesagt und seine Glaubensgenossen auf die früher begangenen Fehler aufmerksam gemacht hat, war man eher geneigt, ihn der Gehässigkeit, wohl gar des Kryptokatholicismus zu zeihen. Wir zweifeln nicht im Geringsten, daß die modernste Scholastik unter ähnlichen äußern Verhältnissen wieder eben solche unduldsame Pfaffen hervorbringen würde, wie sie im Lutherthum der zweiten Hälfte des 16ten und im 17ten Jahrhundert sich fanden, und daß Valentin Andreä noch einmal nöthig haben würde zu schreiben: „Sie wollen lieber die Dreieinigkeit erklären, als anbeten, lieber die Reue über die Sünde beschreiben, als empfinden; lieber die heiligen Bücher durchblättern, als selbst christliche Liebe üben, lieber die guten Werke herabsehen, als gute Werke thun; sie machen die Religion zu einer bloßen Wissenschaft ꝛc."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 75. Mittwoch, 26. Juli 1837.

Geschichte.

3) Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundes-Acte, von C. A. Menzel. Sechster Band. Geschichte des dreißigjährigen Kriegs in Deutschland. Erster Band. Breslau, Graß, Barth und Comp., 1835.

(Schluß.)

Es lohnt sich nun sehr wohl der Mühe, in der Geschichte zu studiren, bis zu welchem Grade von öffentlichem Unglück und öffentlicher Schande die Herrschaft solcher Schulpfaffen und Begriffs-Fanatiker geführt hat, deren Laich in unserm guten Deutschland noch keineswegs vertrocknet ist, wie neuerlich wieder die arrogante, unduldsame und die gesunde Vernunft fanatisch bekämpfende Schule Hegels bewiesen, die sogar bekanntlich in Kirche und Schule nach einem Einfluß gestrebt hat, wie ihn die alten Scholastiker wirklich besaßen.

In dem ersten Theile der Geschichte des 30jährigen Krieges theilt der Verfasser mancherlei Neues mit, was sich auf Böhmen und Schlesien, namentlich auf die Verhältnisse des unglücklichen Winterkönigs (Friedrich V. von der Pfalz) bezieht, wozu ihm bisher unbenuzte Quellen offen standen. Das ganze Gemälde ist bei der außerordentlichen Ausführlichkeit doch nirgends ohne Noth gedehnt oder langweilig. Man erhält die klarste Einsicht in die Parteien, in die Erbärmlichkeit der von Schulpfaffen geleiteten Höfe, und deren bodenlose Treulosigkeit, deren Geschichte der Verfasser in den folgenden Bänden noch wird fortzusetzen haben bis zu dem kritischen Moment, in welchem das Soldatenglück die Pfaffenintriguen eben so durchkreuzte, wie später in der französischen Revolution die Advokatenintriguen. Denn es ist ein historisches Naturgesetz, daß immer ein glücklicher Soldat die Intriganten beerbt, und daß, wenn je einmal Begriffs-Menschen und Schul-Fanatiker zur Herrschaft gelangen, ihre Unfähigkeit durch militärische Diktatur bestraft wird.

Wenn die reformirte Partei zusammengestanden wäre, so hätten die Katholiken von Anfang an wohl das Schwert in der Scheide gelassen. Erst die unglaubliche Erbitterung zwischen den Lutheranern und Calvinisten machte den Jesuiten Muth und veranlaßte den 30jährigen Krieg. In den lutherischen Ländern wurden die Calvinisten auf den Tod verfolgt, ihre geheimen Anhänger, die edelsten Männer, hingerichtet, Melanchthons Schwiegersohn 12 Jahre lang in den Kerker geworfen, ja Melanchthons Leiche selbst sollte ausgegraben und verbrannt werden. Als Sigismund in Brandenburg Calvinist wurde und gleichwohl das Land lutherisch ließ, suchte der berüchtigte Hoe von Hoenegg, Hofpfaff in Dresden, das Volk gegen ihn zu revolutioniren, obwohl vergeblich. Als der 30jährige

Krieg ausbrach, waren die Lutheraner auf der Seite der Katholiken; ihr Haupt, der sächsische Kurfürst, half den Pfälzer Friedrich und die unglücklichen Böhmen unterdrücken. Ein Calvinist wurde damals von den Lutheranern noch weit mehr gehaßt, als ein Papist. — Auf der andern Seite betrugen sich die Calvinisten nicht weniger gehässig gegen die Lutherischen, namentlich gab Scultetus, der Hofpfaff des Pfälzer Friederich, dem Hoe von Hoenegg an Haß nichts nach. Und um dieser Pfaffen und ihres elenden Gezänkes willen zogen die Lutherischen und Calvinisten sogar mit den Waffen gegen einander und mordeten sich zum Jubel und Ergötzen der Katholiken. Darf man unter diesen Umständen sich wundern, daß die Jesuiten an eine gänzliche Unterdrückung der Reformation dachten?

Die Auseinandersetzung dieser Verhältnisse im vorliegenden Werk ist ungemein lehrreich. Es spiegelt sich darin namentlich ein Charakterzug der Deutschen, der auch in einigen andern Perioden unsrer Geschichte wiederkehrt, und der uns auch künftig noch gefährlich werden kann, wenn wir ihn nicht durch Selbsterkenntniß überwinden lernen, nämlich jener zähe Eigensinn, der sich mit Gewissenhaftigkeit für irgend ein vorübergehendes Partei-Interesse belügt, während er sein Vaterland an dessen schlimmste Feinde verräth und auf Jahrhunderte ins Verderben stürzt.

Neueste Werke über Rußland.

1) La Russie, la Pologne et la Finlande. Tableau statistique, géographique et historique. Par J. H. Schnitzler. Paris, Renouard, 1835.

Ein Deutscher schreibt französisch über Rußland. Doch es wäre nicht das erste Mal. Haben doch auch schon Russen französisch über Deutschland geschrieben. Das Werk ist ausgezeichnet. Es vermeidet mit französischer Feinheit deutsche Lobhudelei und englische Tadelsucht und ersezt doch zugleich mit deutschem Fleiß die Mängel des französischen Wissens. Es ist nach den besten Quellen bearbeitet, läßt alles unnütze Raisonnement bei Seite liegen und geht gleich auf die Sache ein, nach der Weise deutscher Handbücher das reiche Material ordnend und gedrängt zusammenfassend. Eine Skizze der slavischen Geschichte, des Nationalcharakters geht dem Geographischen und Statistischen voran. Auch auf die Kunstwerke und Denkmäler ist Rücksicht genommen, kurz es ist das reichhaltigste Gemälde Rußlands, das die französische Literatur bisher besaß. Besonders rühmlich ist die Benutzung neuerer und neuester Reisewerke und geschichtlicher Untersuchungen, wozu namentlich auch deutsche Forscher reichlich beigetragen haben.

2) Russische Denkmäler. In den Jahren 1828 und 1835 gesammelt vom Domherrn Meyer. 2 Bände. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke, 1837. 8.

Was in neuerer Zeit über Rußland gesagt wird, ist fast immer entweder übertriebenes Lob oder gehässiger Tadel. Des einen wie des andern befleißigen sich vorzugsweise Fremde. Die servilsten Exclamationen kommen immer aus deutschen, die unduldsamsten Schmähungen aus englischen Officinen. Jene sehen in den ersten Anfängen der Civilisation schon deren höchste Vollendung, und nach einer guten Mahlzeit in St. Petersburg, nach dem gnädigen Lächeln eines Großen finden sie allen Boden, so weit die Troschken rasseln, klassisch. Diese wollen umgekehrt die wirklichen Fortschritte Rußlands nicht anerkennen, und abgesehen von allen politischen Principien, ist es das englische Interesse, die vereinigten Staaten und Rußland, die freieste Republik und die absoluteste Monarchie mit gleicher Eifersucht zu indigniren. Das Ungezwungenste, Unbefangenste und darum gewiß auch Wahrste, was über Rußland geschrieben worden, hat ein Russe geschrieben, Bulgarin in seinem vortrefflichen Iwan Wuishigin. Dies ist ein Spiegel des russischen Lebens, naturtreu, ohne eine Spur von Affectation der Bewunderung oder des Hasses.

Der Verf. des vorliegenden Werks gehört zu den deutschen Lobrednern. Er sieht alles im klassischen Lichte. Schon das russische Dampfschiff, das ihn über die Ostsee führte, nennt er aus Respect nicht ein simples Dampfschiff, sondern „den Pyroskaph Nicolai I.“, von dem er überdies rühmt, daß er an Sicherheit, nautischer Gewandtheit ꝛc. den „Georg IV.“ weit hinter sich gelassen habe. Er kommt nach Petersburg, doch nein, auch dieser deutsche Name ist ihm noch nicht vornehm genug. Er verwandelt ihn in „Petropolis.“ Hier beschäftigen ihn vorzüglich die großen Bauwerke, öffentlichen Denkmäler, Kunstsammlungen ꝛc. die er in seiner emphatischen Weise beschreibt. Alle diese weiten Räume sind ihm nicht bloß merkwürdig, sondern „hochmerkwürdig“ (I. 52); die Kunstwerke sind nicht bloß artistisch, sondern „hochartistisch“ (I. 98). Alle Werke sind Meisterwerke, die Künstler so unübertrefflich, daß wir fürchten, ihr wahres Verdienst werde durch solche Uebertreibungen nur verdunkelt; dem Dichter Bachdanowitsch wird „die Apotheose Homerischer Gesänge prophezeit“ (I. 197). Der Glanz der Hauptstadt blendet den Verfasser so, daß er von einem adeligen Fräuleinstift spricht, als ob es sich von einem großen Nationalinstitut handelte. Sogar das ältere Rußland wird von ihm bewundert; er wagt nichts an den Jahrhunderten blutiger Greuel zu tadeln, als daß Peter der Große seinen Sohn hinrichten ließ, dagegen findet er es erhaben und weise, daß Iwan

Wasiliewicz (eins der blutdürstigsten Ungeheuer, das jemals die Welt gesehen), Nowogrods Freiheit zerstörte. Er bedient sich dabei folgenden Ausdrucks. „Würdig wäre ich, sagte Galba, Hersteller zu seyn der Freiheit Roms, wenn Rom frei zu seyn verstünde. So könnten Rußlands Geschichtschreiber, huldigend zugleich der Humanität und der Staatstugend, nun auch sagen: Würdig war Iwan, Nowogrods Freiheit zu zertrümmern, denn nur zum Heil des gesammten Rußlands geschah es.“ In demselben Sinn nennt der Verfasser Suwarow, den gräßlichen Würger von Praga, einen zweiten Cincinnatus.

Nach solchen Darstellungen nimmt es nicht wenig Wunder, eine Stelle zu lesen, wie folgende (I. 73): „Man mag überhaupt in der Kaiserstadt sich hüten, solchen Nachweisungen, Notizen und Belehrungen unbedingt zu trauen: denn Zuverlässigkeit und Wahrhaftigkeit, sind hier nur selten heimisch, wie man — ja sogar unter Ständen, die sich mit der Volksklasse nicht gleich stellen lassen — zum eignen Nachtheil fast täglich erfährt. Auf jede Frage sind die beredtesten Antworten bereit, ob richtig und wahr, ob aus der Luft gegriffen, gilt gleich. Das ist eine Endemie, welche selbst die in Rußland angesiedelten und nationalisirten Ausländer nur zu sehr erfaßt. Kaum glaubliche Beispiele dieser leichtsinnigen und irreführenden Unzuverlässigkeit, sind uns nur zu oft begegnet, welche zu verschweigen uns andere Rücksichten gebieten. — Des berüchtigten Zweiflers Pirrho von Elis skeptische Antwort auf die diktatorische Behauptung seines Gegners: „was du sagst, kann wahr, kann unwahr seyn; — ich stelle es dahin,“ — findet hier Anwendung. — Am schlimmsten wird es dem ergehen, der z. B. bei Aufträgen und Bestellungen auch der dringendsten Arbeiten, in den Werkstätten russischer oder ausländischer Professionisten, und selbst derer, die zu den Künstlern zu rechnen sind, auf Wahrhaftigkeit ihrer Zusage nur irgend bauen will. In hundert Fällen für einen wird er getäuscht; denn fürwahr: „Wortgehalten wird in jenen Räumen“ — nicht!“

3) Lehrbuch der russischen Literatur, von Dr. Friedrich Otto. Leipzig und Riga, Frantzen, 1837.

Das vollständigste Werk, was bisher über die russische Literatur erschienen ist, doch leider nicht in einer Weise abgefaßt, die uns eine tiefere Einsicht in das Wesen dieser Literatur gestattete. Wir erhalten nur Namen und Büchertitel und biographische Notizen. Aber nur eine Blumenlese aus den Werken selbst hätte uns in den Stand setzen können, ein Interesse für die Autoren zu gewinnen, deren bloße, zum Theil für unsre Lippen unaussprechliche Namen uns äußerst gleichgültig lassen. Nur durch die Uebersetzungen von Karamsin, Bulgarin und einigen andern Neuern wissen wir, wie weit es die Russen schon gebracht haben. Die langen Verzeichnisse von Namen und Werken aber dürften, wie sie uns keine bestimmte Anschauung gewähren, auch überhaupt mehr versprechen, als leisten.

Der Verfasser geht von dem nicht richtigen und für sein deutsches Vaterland ein wenig beleidigenden Grundsatz aus, daß sich die russische Literatur zur deutschen verhalte, wie die deutsche zur französischen, und daß wir Deutsche vollkommen eben so Unrecht haben, uns um die russische nicht zu bekümmern, wie es die Franzosen bisher hatten, sich um die unsrige nicht zu bekümmern. Wahrhaftig, selbst der stolzeste Nationalrusse würde so eine Vergleichung nicht wagen, und nur ein russificirter Deutscher ist einer Schmeichelei von dieser Exorbitanz fähig. Wir zweifeln aber, ob mit dieser in jüngerer Zeit so häufig wiederkehrenden Schmeichelei etwas gewonnen wird. Man wird sich durchaus nicht überreden lassen, daß Rußland schon eine Literatur besitze, die sich nur entfernt mit der deutschen, englischen, französischen oder italienischen messen könne. Man wird die zahllosen Uebersetzungen und Nachahmungen in der russischen Literatur immer wie die gemalten Dörfer ansehen, mit denen Potemkin seine Katharina über den Wohlstand in der Krimm täuschte. Man wird die großen Fortschritte, welche Rußland gemacht hat und macht, nicht im geringsten verkennen, aber man wird sich nicht einbilden, daß sich ein klassisches Zeitalter der Literatur anticipiren lasse. Man wird am allerwenigsten glauben, daß die Censur die Schöpferin eines solchen Wunders seyn könne, obgleich der Verfasser S. 77 sagt: die Censurverordnung von 1804 habe insbesondere zur Verbreitung der Aufklärung in Rußland beigetragen.

Es ist sehr zu bedauern, daß der Herr Verfasser, der eine so umfangreiche Kenntniß der russischen Literatur besitzt, nicht das nationale Element in derselben hervorgehoben hat, als das einzige, was uns interessiren kann. Die Masse von Nachahmungen der Kotzebueiaden und Walterscottiaden, ja auch die durch Deutsche und hin und wieder durch Franzosen in Rußland gepflanzte Wissenschaftlichkeit hat eine sociale und politische Bedeutung allerdings, doch als Copie ausländischer Literaturen keine eigenthümlich literarische. Rußland hat einen guten Geschichtschreiber, ein paar gute Romanschreiber, die gleichwohl nur ausländischen Mustern gefolgt sind. Es hat aber noch keine Erfinder der Dinge, keine hohen Genien, welche den Ton auf Jahrhunderte angeben, keine alle ältern und fremden Tendenzen umstürzende und eine neue Zeit hervorrufende Originalgeister, und es hat sie nicht haben können, weil es innerlich noch in tiefster Knechtschaft eine nur äußerlich aufgeklebte fremde Kultur besitzt.

Das übrigens sehr zweckmäßig geordnete alphabetische Verzeichniß aller russischen Schriftsteller und ihrer Werke bestätigt diese Ansicht, denn die oft sehr prunkenden Titel können Niemand täuschen. Wenn z. B. S. 152 von einer akademischen Abhandlung über die Fortschritte der russischen Beredsamkeit in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts die Rede ist, so versteht es sich von selbst, daß das nur eine Nachahmung ähnlicher akademischer Abhandlungen der Engländer oder Franzosen ist, um dem Stifter der Akademie zu schmeicheln. Von Beredsamkeit kann nur da die Rede seyn, wo ein öffentliches politisches Leben ist und in den Kirchen Predigten gehalten, nicht bloß alte Homilien abgelesen werden. Die russischen Regeneratoren, Peter der Große und Katharina II. verfielen in den originellen Irrthum, die ganze Bildung und der ganze Ruhm der klassischen Zeitalter älterer und neuerer Nationen lassen sich den russischen Leibeignen so bequem anziehen, wie ein reichbetreßtes französisches Lakaienkleid. Demnach befahlen sie, daß es eine russische Beredsamkeit geben solle, so wie sie befahlen, im Klima von St. Petersburg antike Marmor-Palläste und Statuen zu gründen, die freilich den Winter über in Stroh eingepackt werden mußten.

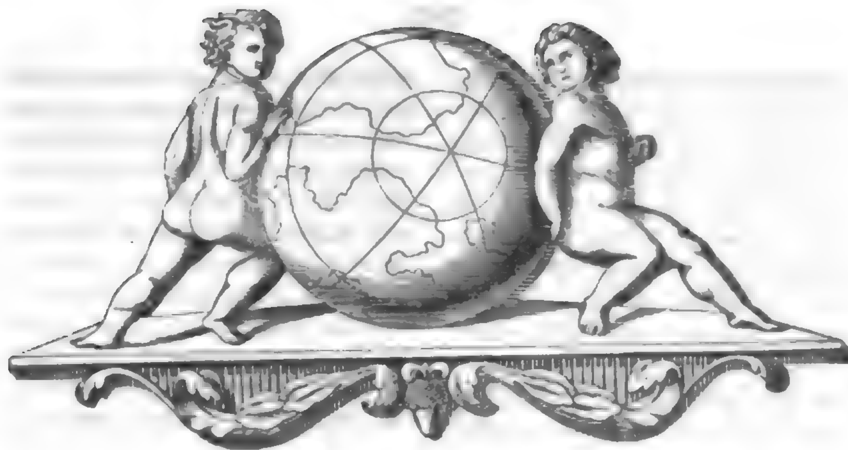
Seitdem die so vortrefflichen Dorpater Jahrbücher eingegangen sind, die zu erhalten so leicht gewesen wäre, müssen wir für die nächste Zukunft an einer Eröffnung freier Communication zwischen der jungen russischen und der älteren europäischen Literatur zweifeln. Jene Jahrbücher wären das natürlichste Organ der Vermittlung gewesen. Daß von den großen Manuscriptensammlungen, die Rußland in alten Klöstern schon früher besaß und in neuerer Zeit so ansehnlich durch die persische und türkische Beute vermehrt hat, noch wenig oder nichts bekannt gemacht worden ist, bedauern wir von Herzen, und erfreuen uns nur, daß es wenigstens einigen unsrer friedlichen Landsleute als Naturforschern erlaubt worden ist, uns von Zeit zu Zeit sehr interessante Reiseberichte über die kaukasischen und Altailänder mitzutheilen. Sollte unsre Ansicht von der russischen Literatur nicht die richtige seyn, so ist es dem Umstand zuzuschreiben, daß wir sie nicht besser kennen, und daß auch Bücher, wie das vorliegende, nicht geeignet sind, uns eine gründlichere Kenntniß davon zu verschaffen, was nur Uebersetzungen oder wenigstens Auszüge vermögen.

4) Geographisch-statistische Nachrichten von den russischen Häfen am schwarzen Meere. Nach Serristori rc. bearbeitet von Dr. Alfred Reumont. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.

Mit Recht bemerkt der Verfasser: „Die Häfen des schwarzen und des azowschen Meeres sind für den Handel von so großer Wichtigkeit, und die statistischen Details über dieselben auch in neuerer Zeit noch so wenig vollständig, daß die nachfolgenden Blätter den Freunden der Geographie hoffentlich nicht unwillkommen seyn werden. Bei weitem die meisten Materialien und die Veranlassung zu denselben lieferten zwei Schriftchen des kaiserl. russ. Obersten im Generalstabe, Grafen Serristori, Verfasser des „Versuchs einer Statistik Italiens," welcher mehrere Jahre in den genannten russischen Häfen verweilte, und, gegenwärtig in seiner Vaterstadt Florenz den Wissenschaften lebend, mir mehrere handschriftliche Notizen zu diesem Behufe mitzutheilen die Güte hatte. Bei der umständlicheren Beschreibung der Häfen folgte ich der verdienstlichen Arbeit des königl. niederländischen Consuls in Odessa, Taitbout de Marigny. Manche statistische Angaben verdanke ich Schnitzlers „Essai d'une statistique générale de la Russie" (Paris, 1829), namentlich aber dessen höchst interessantem neuen Werke „la Russie, la Pologne et la Finnlande" (Paris, 1835), welches eine fühlbare Lücke ausfüllt, aber Neurußland verhältnißmäßig sehr kurz behandelt. Die Angaben der Bevölkerung (F. W. Schubert in seinem „Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa" Bd. I. Th. I. Königsberg, 1835, hat nur die von 1829) stimmen übrigens bei den verschiedenen Schriftstellern so wenig überein, daß ich sie oft zur Vergleichung neben einander stellen mußte. Die geographischen Ortsbestimmungen wurden aus Hassel entlehnt, da dessen Buch bei uns am meisten verbreitet und mit Recht geschätzt ist. Zu den besten Karten gehören die nach den Materialien des Generalstabes von Piadicheff gezeichneten und 1829 zu St. Petersburg erschienenen."

Er behandelt nun zuerst die Donauhäfen: 1. Ismail, 2. Renni, 3. Odessa, das allein schon mehr bekannt ist; dann die Dnieperhäfen: 1. Nikolajew, 2. Kherson. Ferner die Häfen der Krimm: 1. Eupatoria, 2. Sevastopol, 3. Fedosia; die in der Meerenge Kertsch: 1. Kertsch, 2. Jenikaleh; die des azow'schen Meeres: 1. Berdiansk, Mariupol, 3. Taganrog, endlich die kleinen Buchten an der Ostküste des schwarzen Meeres. Indem der Verfasser jeden einzelnen dieser Häfen beschreibt, fügt er eine Uebersicht über Schifffahrt und Handel in den lezten Jahren bei und theilt das Nöthige mit über Produkte, Gegenstände der Ein- und Ausfuhr, Zoll und Abgaben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 76. Freitag, 28. Juli 1837.

Werke über Frankreich.

1) Geschichte von Frankreich von Dr. E. A. Schmidt. Erster Band. Hamburg, Perthes, 1835.

Zu der Heeren-Ukertschen Sammlung gehörig. Eine gelehrte Arbeit von vielem Werthe, die durch kürzere Abschnitte und geläufigeren Styl noch gewonnen haben würde. Der vorliegende erste Band geht nur bis zum Ende der Capetinger (1328), und begreift die ältere Geschichte der Franken, dann die der besondern französischen Könige in sich. Das Hauptinteresse dreht sich hier um das Lehenwesen. Als Frankreich, das damalige Neustrien, nach Abgang der Karolinger, sich von Deutschland, dem damaligen Austrasien, trennte, und seine Vasallen einen ihres Gleichen, den Hugo Capet, zum König wählten, mußte dieser seinen alten Standesgenossen große Unabhängigkeit gewähren, und die französischen Herzoge, Grafen und Markgrafen waren, wie die deutschen, eine Zeitlang beinah souverain, die Oberherrlichkeit des Königs illusorisch. In Deutschland behielten sie diese Macht, ruinirten vollends die des Kaisers und wurden wirklich souverain. In Frankreich gelang es den Königen, nach und nach die Aristokratie der Großen zu bemeistern und mit der königlichen Obergewalt auch die Einheit des Reiches festzuhalten.

Sobald Frankreich sich diese Einheit gesichert hatte, war es relativ mächtiger, als das benachbarte, zwar an sich größere, aber getheilte Deutschland. Daher von diesem Zeitpunkt an die ununterbrochene Politik Frankreichs, unsre Uneinigkeit zu benutzen, um uns Provinzen zu stehlen, eine nach der andern, um sich groß, uns klein zu machen, und um so lange als möglich die Katastrophe hinauszuschieben, durch die wir zuletzt unser natürliches Uebergewicht zurücknehmen werden.

Schon im Mittelalter nährte Frankreich die Uneinigkeit in Deutschland, und zwar so sehr in seinem eignen Interesse, daß es jedesmal von einer der deutschen Parteien zur andern übersprang, sobald es besorgte, die, der es früher geholfen, werde zu mächtig werden. So lange unsre Kaiser mächtig waren, hielt es Frankreich mit dem Papst und mit der vom Papst gegen den Kaiser aufgehezten deutschen Fürstenaristokratie, d. h. es war guelfisch. Als aber der Guelfismus siegte und der von den Guelfen gewählte Kaiser, Otto IV., eine neue Macht zu gründen unternahm, wurde Frankreich schnell wieder ghibellinisch und der eifrigste Freund der Hohenstauffen; als aber die Hohenstauffen wieder emporkamen, sprang es eben so schnell wieder zu den Guelfen über, indem es immer nur dafür sorgte, daß das deutsche Reich in Zwietracht blieb und seiner Einheit und Machtvollkommenheit nie froh wurde.

Ohne den Bund Frankreichs mit dem Papste würde es den einzelnen deutschen Fürsten und Grafen, Bischöfen und Städten nicht gelungen seyn, das Reich in so viele unregelmäßige und schlecht zusammenhängende Theile aufzulösen. An dem großen Stoß, den unser Reich durch die Hierarchie erhielt, hat Frankreich redlich mitgeholfen und gewissermaßen hat Frankreich allein die Schuld, sofern der äußere Schutz, den die Päpste in Avignon fanden, ihnen erst möglich machte, so gegen unsre Kaiser aufzutreten, wie sie gethan haben.

Nachdem Frankreich die Zersplitterung des deutschen Reichs in viele kleine Theile durchgesetzt, war es ihm leicht, sich alle welschredenden Theile desselben unmittelbar oder mittelbar zu unterwerfen, zuerst Neapel und Sicilien und das alte Königreich Burgund.

Nachdem dieser zweite Schritt glücklich vollbracht war, begann Frankreich auch die Hand nach rein deutschen Ländern auszustrecken. Zuerst nach den Niederlanden. Dort herrschte damals das Volk, und der Adel war unterdrückt. Philipp von Frankreich, der in seinem eignen Lande die Aristokratie gewaltsam niederhielt und dadurch Frankreich so einig und mächtig machte, heuchelte den wärmsten Eifer für das Wohl des Adels und kam als Retter desselben herbei. Der flandrische Adel bildete, den französischen Lilien zu Ehren, den Bund der Liliarden. Aber damals war das Volk noch voll Kraft, und in der berühmten Sporenschlacht schlugen die Fleischer und Weber von Gent und Brügge die Franzosen so, daß sie 8000 goldne Rittersporen vom Schlachtfeld auflasen.

Allein die tapfern Flamänder wurden von ihren trägen deutschen Brüdern nicht unterstützt, und so geschah es, daß sie unter der legitimen Form des Erbrechts sich bald darauf dennoch, wenigstens dem Halbfranzosenthum, nämlich der burgundischen Dynastie (Seitenlinie der französischen) ergaben.

Burgund, obgleich von Frankreich getrennt, befolgte doch dessen alte Politik gegen Deutschland, und nachdem es die rechte Flanke unsers Reichs (die Niederlande) bereits im Besitz hatte, wollte es sich auch der linken (der Schweiz) bemächtigen. Aber auch hier gab es Sporenschlachten. Die deutschen Bauern in den Alpen schlugen die welschen Ritter so gut nieder, wie jene flamändischen Bürger.

Allein die Schweizer wurden von ihren trägen deutschen Brüdern nicht unterstützt und ergaben sich aus Trotz und unrühmlicher Geldgier dem französischen Interesse, ohne zu bemerken, daß Frankreich nur an die Stelle des besiegten Burgund getreten war und unter der Maske der Freundschaft die feindseligsten Absichten barg.

So war nun die linke Flanke des deutschen Reichs den Franzosen gewonnen um Sold. Die rechte (die Niederlande) verloren sie wieder durch Habsburgs Heirathsglück. Allein sie machten bald einen Versuch gegen das Centrum unsrer Grenze. Die Reformation begann. Die deutschen Protestanten waren in Noth. Da bot Heinrich II. gleich Hülfe an, heuchelte den wärmsten Eifer für die Religionsfreiheit (obgleich er selbst alle Lutheraner und Reformirte in Frankreich verbrennen ließ, genau so wie Philipp den wärmsten Eifer für den flamändischen Adel heuchelte, während er den französischen unterdrückte) nannte sich in seinem mit einer Freiheitsmütze und Dolchen verzierten Manifest den Befreier Deutschlands und — stahl uns die Bisthümer Metz, Toul und Verdun. Der Religionskampf in Deutschland dauerte fort. Dies gab den französischen Königen immer neue Gelegenheit, ihre Hülfe anzubieten, besonders im dreißigjährigen Kriege, und so stahlen sie uns denn auch vollends Burgund und das Elsaß.

Nach dem dreißigjährigen Kriege konnten sie die Religion nicht mehr zum Vorwand ihrer Räubereien nehmen. Ludwig XIV. trat also mit kolossaler Frechheit auf, jedes Recht ohne allen Vorwand geradezu ins Gesicht schlagend, car tel est notre plaisir. Die linke Flanke Deutschlands, die Schweiz, war so sehr durch Bestechung der verfaulten Aristokratie für ihn gewonnen, daß sie gewissermaßen für eine französische Provinz zu nehmen war. Alle Schweizer Regenten bezogen französischen Gehalt. Als Straßburg, die tapfere deutsche Stadt, die den Schweizern so oft und noch so redlich in den Burgunderkriegen geholfen, von den Franzosen weggestohlen wurde, machten die Schweizer Regenten dem König ihre Aufwartung und ließen sich jeder 50 Louisd'or Reisekosten oder Trinkgeld von ihm schenken. Als ein französischer Gesandter nach Basel kam, bedienten ihn die Rathsverwandten bei Tisch in ihrer Amtstracht. Er schenkte ihnen ein Tischbesteck, dessen sich der Cardinal Mazarin fluchwürdigen Andenkens in eigner hoher Person bedient hatte, und die Basler verwahrten es als eine heilige Reliquie. Sie duldeten, daß der französische Gesandte mit dem Hut auf dem Kopf zu ihnen sprach, und als sie selber einen Gesandten nach Paris schickten, um die Aufhebung der ihnen so schädlichen Handelssperre von Seiten des Elsasses zu erbitten, wurde derselbe nicht einmal angehört. In Hüningen goß man eine Kanone mit der Inschrift: Si tu te remues, Bâle, je te tue. Montclas, der Commandant von Hüningen, ließ einen Basler muthwillig erschießen und erklärte nachher: die Franzosen schössen immer nur auf ihre Feinde, haben sich Basler darunter befunden, desto schlimmer für sie. Und das Alles ließen sich die Schweizer gefallen, weil sie von der verdorbensten Aristokratie regiert wurden, die ihre Söhne in französischem Dienste anbrachten und geheime Jahrgelder zog. In allen Schlachten Ludwigs XIV. fochten Schweizer gegen ihre deutschen Brüder und trugen nicht wenig zu den Erfolgen

des Länderräubers bei. Als der deutsche Kaiser der Eidgenossenschaft Vorstellungen machte, wies sie ihn höhnisch ab, und die Züricher Geistlichkeit allein hatte den Muth, der Tagsatzung zu sagen: „wie können wir Frankreich dienen wider das Reich? wie können wir der ungerechtesten Sache dienen und ein unschuldiges Volk niedertreten helfen? Es ziemte der Eidgenossenschaft, vor aller Welt zu erklären, daß sie an solchen Greueln Mißfallen finde. Ist um unserer Miethlingsdienste willen nicht die sonst löbliche Eidgenossenschaft bei allen Nationen der Welt verschmäht als ein geldfressendes Volk, das für Geld selbst dem Satan dienen würde, und werden wir deßhalb nicht sogar von den Franzosen, denen wir dienen, öffentlich verschmäht?" (Theatrum Europ. XII. 855.) Damals schon prophezeihte man den Schweizern, es werde ihnen zulezt gerade eben so gehen, wie den Elsässern, Pfälzern und Niederländern, deren Länder sie in Frankreichs Solde verheeren halfen, und früher oder später würden auch ihre Alpenthäler von demselben Frankreich ausgeplündert werden. Allein sie glaubten nicht daran und fuhren ehrvergessen fort, ihre deutschen Brüder für französisches, in Deutschland gestohlnes Geld, todtzuschlagen.

Da Ludwig XIV. die linke Flanke Deutschlands ganz für sich hatte, und auch im Centrum schon weit vorgedrungen war, richtete er seine Hauptangriffe auf die rechte Flanke, ohne deren Besitz alle seine Eroberungen in der Mitte bedroht blieben. Daher von 1668 bis 1714 seine unaufhörlichen und immer wiederholten Angriffe auf die Niederlande und Holland, die nur durch Prinz Eugens und Marlboroughs Genie gerettet werden konnten.

Als besonders charakteristisch für die französische Politik muß bemerkt werden, daß Ludwig XIV. der Schweizer republikanische Freiheit gegen alle gekrönten Häupter in der Welt zu schützen sich vermaß, als nach dem Siege von Turin Prinz Eugenius die Schweiz einen Augenblick bedrohte, bei welchem Anlaß der Despot von Versailles sich nicht schämte zu sagen: Sa majesté ne laissera point de combattre pour la liberté de l'Europe. Gleichwohl durfte das unterdrückte Volk in der Schweiz nicht wagen, von Freiheit zu reden, denn sowohl der große Bauernaufstand von 1653, als der bürgerliche in Basel von 1691 wurde hauptsächlich durch die Drohung mit den Franzosen unterdrückt. Derselbe König, der für die Freiheit von ganz Europa zu kämpfen prahlte, forderte, um den Raub Straßburgs doch einigermaßen zu beschönigen, alle deutschen Fürsten auf, sich der ihnen zunächst liegenden Reichsstädte zu bemächtigen, und die Freiheit derselben zu unterdrücken, was in Bezug auf sehr viele wirklich durchgesezt oder wenigstens versucht wurde, z. B. an Erfurt, Münster, Cöln, Magdeburg, Braunschweig, Lüttich, versuchsweise an Hamburg und Bremen. In der Aufforderung an die Fürsten spricht sich ein eben so warmer Eifer für die Autokratie und Haß gegen jede bürgerliche Freiheit, wie in der Erklärung an die Schweiz warmer Eifer für die Republiken aus. So spielte Ludwig mit den Parteien in Deutschland, betrog alle und stahl uns Lothringen und Straßburg weg.

Als Oesterreich wieder etwas zu Kräften gekommen war, verband sich Frankreich sogleich mit Preußen gegen dasselbe im österreichischen Erbfolgekriege; und als Preußen Schlesien erobert hatte und unter seinem König großen Aufschwung nahm, verband sich Frankreich plötzlich wieder mit Oesterreich, alles in der uralten französischen Politik, der es vollkommen einerlei ist, mit welcher Partei in Deutschland sie es hält, wenn sie nur eine durch die andere schwächen und durch die Schwäche beider gewinnen kann. Allein wie früher schon der Heldenmuth Eugens und Marlboroughs die Beute Frankreichs wenigstens geschmälert hatte, so ging Frankreich jezt, Dank sey es Friedrichs Tapferkeit, ganz leer aus.

Die französische Revolution änderte an der auswärtigen und namentlich gegen Deutschland gerichteten Politik ganz und gar nichts. Der Convent, das Directorium, das Consulat und das Kaiserthum verfuhren ganz so wie früher das Königthum verfahren war, nur daß sie alles schneller ausführten. Anfangs fürchtete sich die französische Republik, sie kannte die Kräfte eines empörten Volks noch nicht, sie glaubte den Armeen der Könige eine Diversion im Rücken machen zu müssen durch Revolutionirung der Völker. Nachher sezte sie dieses System fort, um bequemer erobern zu können. Es war den Franzosen niemals ernst, andere Völker frei zu machen, am allerwenigsten die Deutschen. Es liegt auf der Hand, daß wenn Deutschland ganz frei, einig, groß in seiner natürlichen Machtfülle dastünde, das gute Frankreich bald in ein neues Neustrien zusammenschrumpfen müßte. Das weiß Niemand besser, als Frankreich selbst, und darum ist die größte politische Dummheit, die noch je in einem deutschen Gehirn grassirt hat, die, zu glauben, daß Frankreich je irgend etwas thun oder fördern werde, was zu Deutschlands Gedeihen gereicht. Nachdem der erste Schreck bei den Franzosen vorüber war, nachdem sich die Preußen bei Valmy hatten hinwegplaudern lassen, war auch die Revolutionirung anderer Völker für Frankreich durchaus kein Act der Nothwehr mehr, sondern nur noch eine Speculation, um sich in Nachbarländer leichtern Eingang zu verschaffen, um bequemer stehlen und erobern zu können, in der alten Weise.

Da predigten die Füchse den Gänsen. Freiheit und Gleichheit verkündeten sie, um auf das allerschändlichste

zu stehlen. Vergebens protestirten die Magistrate von Brüssel und Antwerpen, sprachen die so laut verkündete Freiheit an, und verlangten, Belgien solle sich selbst durch eigne Vertreter regieren dürfen. Die liebe helle Dummheit im Bunde mit dem Verrath hatte den Franzosen Thür und Thor geöffnet, und kaum waren sie drin, so packten sie die neuen Brüder bei der Gurgel: la bourse ou la vie. Nachdem die Niederlande und das ganze linke Rheinufer so systematisch ausgesogen waren, als ob ein Heuschreckenheer darüber hergezogen wäre, kam die Reihe endlich auch an die Schweiz. Die alte Bundesgenossin Frankreichs, mit deren Blut Frankreich so viele Siege und Vortheile erkämpft, die alte Musterrepublik, deren Wilhelm Tell von den Franzosen zum theatralischen Effekt so oft benuzt worden, wurde so wenig geschont als irgend ein anderes deutsches Land. Bonaparte, Talleyrand und Ochs leiteten in einer Zusammenkunft zu Basel die Revolutionirung der Schweiz ein. Ochs, im guten Glauben, es gelte nur den Umsturz der alten Aristokratie, bot die Hand, und bald wurden die Alpen „der Freiheit ewige Feste“ von französischer Unzucht besudelt, in Berns altem Golde wühlten Rapinats Diebsfinger, und über den Gräbern der Helden von Morgarten und Sempach, St. Jacob und Murten taumelten betrunkene Welsche als Landesherrn. Die Schweiz wurde eine französische Provinz, der man nur dem Namen nach die Unabhängigkeit ließ. Wie sehr Napoleon über die Freiheit der Duodezrepubliken spöttelte, ist bekannt.

Alles was Ludwig XIV. gewollt, erreichte Napoleon. Er führte die uralte Zersetzungs- und Eroberungspolitik Frankreichs gegen Deutschland weiter, als es je vorher einer französischen Regierung gelungen war. Er that aber nichts anders, als was alle Regierungen Frankreichs vor ihm gethan hatten, er sezte nur deren Bestreben fort. Nachdem uns kleine Stücke genug von unserm Reich hinweggebissen worden, biß er ein großes Stück heraus.

Das Jahr 1814 war ein Rückschlag; allein Frankreich hat noch einen guten Theil des Raubes behalten, den es an rein deutschen Ländern früher gemacht hat, und in der seltenen Großmuth, die ihm diese Concessionen machte, liegt für Frankreich die Aufopferung, bei ehester Gelegenheit das unterbrochene Werk wieder fortzusetzen. Ein Stillstand von ein paar Jahrzehnten entscheidet deßfalls nichts, eine vorübergehende Schwäche und innere Parteiung Frankreichs, die es zu sehr friedlichen Gesinnungen nach außen nöthigt, entscheidet nichts. Die Franzosen könnten sogar noch einmal so tief sinken wie unter dem fünfzehnten Ludwig, und dies würde immer noch nicht entscheiden, denn im ersten Moment, der ihnen günstig ist, werden sie auch gegen uns wieder die Alten seyn, und unter Allem, was Europa bevorsteht, kann man nichts mit so großer Zuversicht prophezeihen, als eine Fortsetzung der alten französischen Politik gegen das deutsche Centrum und gegen dessen beide Flanken, die Schweiz und die Niederlande.

Ist es wohl zu viel, wenn wir von einem deutschen Geschichtschreiber verlangen, daß er, sofern er eine französische Geschichte zu schreiben unternimmt, diesen praktischen Gesichtspunkt nicht außer Acht lasse?

2) Souvenirs historiques. II et III. Leipzig, Zirges, 1836.

Eine recht gute Sammlung französischer Aufsätze über einzelne Partieen der französischen Revolution. Im zweiten Heft: der 20. Juni 1792 (an welchem Tage bekanntlich der König vom Pariser Pöbel insultirt wurde); — Aufsicht der französischen Polizei über den preußischen Gesandten Luchesini; — Verhaftung und Verhör der Charlotte Corday; — Bericht des Ministers des Innern über die Gefängnisse 1793. Im dritten Heft: Sergent-Marceaus geschichtliche Notiz zu den Begebenheiten von 1792; — Klosterskandal; — ein Brief des Dauphins, Sohnes Ludwigs XV.; — Verhaftung des Prinzen von Enghien; — Entwurf eines Berichts an den Senat über den Abbruch der Conferenzen zu Chatillon, von Napoleon dictirt.

3) Das Benehmen der Prinzen des Hauses Bourbon während der Revolution. Von Barrère, ehemaligem Mitglied des Convents. In Auftrag Napoleon Bonapartes. Meissen, Gödsche, 1835.

Eine Zusammenstellung der großen politischen Mißgriffe und persönlichen Fehler und Schwächen, durch welche die Bourbons ihre alte Krone verloren haben, übrigens hier mit dem Hohn einer siegenden Partei gegen die besiegte und mit unverschämter Prahlerei in Bezug auf die Herrlichkeit des neuen Frankreich niedergeschrieben. Es ist unstatthaft, eine Königsfamilie so sehr zu tadeln und ein Volk so sehr zu loben, da doch die französischen Könige nicht schlechter waren als das Volk, das sie hegte und bewunderte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 77. Montag, 31. Juli 1837.

Werke über Frankreich.

4) Chateaubriands historische Studien. Ueber den Verfall des römischen Reichs, die Entstehung und Fortschritte des Christenthums und die Einbrüche der Barbaren, nebst einer kritischen Analyse der Geschichte Frankreichs. Deutsch bearbeitet von Dr. A. Neurohr. Der sämmtlichen Werke Chateaubriands 54—61ster Theil. Freiburg im Breisgau, Wagner, 1836.

Chateaubriands glänzender Styl ist bekannt, eben so seine politische Ansicht. Daß bei ihm die Geschichtschreibung und das geistreiche Raisonnement, so wie die Parteiansicht über die Gründlichkeit der Geschichtforschung vorwalten, wird Niemand Wunder nehmen. Es ist dem edeln Vicomte begegnet, in seiner liebenswürdigen Exaltation auf seiner orientalischen Reise mit eignen Augen Dinge zu sehen, die wirklich nicht existirten. Wie sollte er nicht auch in der Geschichte sehen, was seine feurige Phantasie ihn sehen läßt.

Was er über den Verfall des römischen Reichs sagt, ist nicht scharfsinniger, als was in Gibbons und Sismondis Werken steht, aber es unterscheidet sich durch die bei einem Franzosen noch besonders charakteristische Apotheose des Christenthums, und ist insofern gewissermaßen eine Ergänzung zu des Verfassers berühmtem Genie des Christianismus. Diese schöne Plauderei über die heiligsten Dinge ist nicht bloß oberflächlich, sie strömt aus dem innersten Herzen des Verfassers; allein sie trifft, scheint es, nur die Oberfläche, sie dringt den Franzosen, an welche sie gerichtet ist, nicht ins Herz.

Was Chateaubriand über Frankreich sagt, ist echt französisch, d. h. wo französische Interessen ins Spiel kommen, vergißt er alle Principien. Der so streng religiöse, moralische, überall alles Recht ritterlich vertheidigende Vicomte besinnt sich keinen Augenblick, die ungerechten Kriege Ludwigs XIV. gegen Deutschland, die gräßlichen Mordbrennereien und Dragonaden, das uralten Besitzstand und heilige Verträge höhnende Wegreißen deutscher Provinzen gut zu heißen. Er bedauert sogar (Theil II. S. 41), daß Ludwig XIV. die Eroberung des ganzen linken Rheinufers nicht habe vollenden können, weil er dadurch den Franzosen den Krieg, den sie noch künftig werden führen müssen, um diese Eroberung zu vollenden, erspart hätte Geniert sich selbst ein Chateaubriand nicht, so etwas zu schreiben, was soll man von andern Franzosen erwarten. Indeß, Herr von Chateaubriand ist alt genug, um zu wissen, daß heute nicht mehr gestern ist, und wenn er dies in Bezug auf die auswärtige Politik Frankreichs nicht ganz begreifen will, so gesteht er es doch ein in Bezug

auf die innere. Er sagt Theil I. S. 124: „Gegenwärtig ist Alles gestürzt, Alles erobert, Ideen, Institutionen, Güter. Um was handelt es sich jezt? Um eine politische Form, mehr oder weniger republikanisch, um Abschaffung oder Publikation einiger Geseze, um Ersaz einiger Menschen durch einige andere. Nun aber, um so unbedeutender Resultate willen, die keinem collectiven Widerstande begegnen, die keine besondere Klasse der Gesellschaft verletzen, braucht man nicht eine ganze Nation, wie ein Gehölze, regelmäßig zu schlagen. Man macht keineswegs den Schrecken a priori: der Schrecken war keineswegs ein combinirter und voraus angekündigter Plan; er kam allmählich mit den Ereignissen heran; er begann mit den Privatmeuchelmorden von 1789, 1790, 1791, 1792 und gelangte zu den öffentlichen und systematischen Morden von 1793. Die Schreckensmänner wußten nicht zum Voraus, daß sie Schreckensmänner wären. Unsere Schreckens-Theoretiker rufen uns zu: „Horcht, wir sind bärtige oder unbärtige Terroristen, wir! Wir wollen einen prächtigen Schrecken einführen. Kommet, damit wir euch die Hälse abschneiden. Wir sind energische Leute, wir! Das Genie ist unsere Stärke." Diese Schreckens-Parodisten, diese Dramaterroristen mögen zwar fähig seyn, zur Probe und Ehre der Sache, euch zu tödten, wenn ihr sie dazu herausfordert, wären aber nicht im Stande drei volle Tage das Todeswerkzeug zu handhaben, das auf sie selber zurückfiele." Wir erlauben uns, diese Säze auch auf die, von Chateaubriand selbst gebilligten kriegerischen Reminiscenzen, auf die Reclamationen des linken Rheinufers ꝛc. anzuwenden, und den Eroberungsparodisten, den Dramaschlachtengewinnern zu sagen, daß auch sie nicht drei volle Tage im Stande seyn würden, das Eroberungswerkzeug zu handhaben, das auf sie selber zurückfiele, d. h. jeder Versuch dazu würde Frankreich nicht eine Provinz gewinnen, sondern kosten.

5) Die Geschichte des Cevennenkriegs. Eine Lesebuch für Ungelehrte. Nach Memoiren und geschichtlichen Nachrichten erzählt von der verstorbenen Therese Huber. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1834.

Eine gründliche, im Geist der neuern Historiographie abgefaßte Geschichte des Cevennenkriegs gibt es noch nicht, daher muß man eine mit Wärme geschriebene populäre Darstellung desselben doppelt willkommen heißen. Tieck hat in seiner vortrefflichen Novelle das Publikum unlängst auf die erhabenen und rührenden Züge jenes denkwürdigen Religionskriegs aufmerksam gemacht. Er ist in der That eine ganz eigenthümliche Erscheinung. Der religiöse Fanatismus erhält durch die Lebhaftigkeit des französischen Nationalcharakters eine Färbung, die ihn von verwandten Erscheinungen in Deutschland und England unterscheidet. Wir sehen hier weit weniger Doctrin, Speculation und mystische Tiefe, aber weit mehr kriegerische Hitze und visionäre Exaltation, die beide viele Scenerie gewähren und dem Cevennenkrieg ein so interessantes als originelles Ansehn verliehen haben.

Ueberhaupt ist der französische Protestantismus schon an sich eine eigenthümliche Erscheinung. Die Frage ist noch nicht entschieden, ob er nur zufällig und vorübergehend durch Gewalt unterdrückt wurde, oder ob der Protestantismus überhaupt dem französischen Wesen nicht zusagt. Nehmen wir das Erste an, so scheint es allerdings ein Unglück für Frankreich, daß es nicht wie Deutschland, England und Skandinavien die Reformation durchmachte. Unzähliger Uebel Urquell ist in Frankreich der grelle Abfall vom Aberglauben in Unglauben, das Ueberspringen vom Extrem des Jesuitismus in das des Voltairianismus. Immer drängt es und treibt es zu Neuerungen, aber die sittliche Grundlage fehlt, auf der das Neue gebaut werden soll; eine Grundlage, welche Deutschland und England in dem soliden Ernst des Protestantismus besizt. Daher in Frankreich das Jagen nach augenblicklichem Ruhm und nach augenblicklichem Genuß, der in ewigem Wechsel sich selbst zerstört, während in Deutschland und England ein genügsamer und ausdauernder Fleiß und ein unerschütterlicher Glaube einen langsamen, aber sichern Fortschritt bedingt. Frankreich ist durch seine Revolution in vieler Beziehung vor Deutschland voraus; allein es ist in anderer Beziehung weit hinter uns zurück, weil es die Reformation noch nicht durchgemacht hat. Wird es dieselbe je durchmachen? Liegt in dem französischen Wesen eine Verwandtschaft zum protestantischen Ernst? Könnte Frankreich jemals im Ganzen protestantisch gedacht werden, oder muß man sich die Protestanten dort immer nur, gleich den Camisarden, in einer Minorität und als eine aus der Art schlagende Secte denken? Diese Frage wird die Zukunft beantworten. Auffallend aber bleibt es, daß bei allen vorherrschend welschen Nationen (Italien, Spanien, Portugal, Frankreich) die Reformation nie recht hat eindringen wollen, während alle germanischen von Anfang an sich dazu neigten. Müßten wir uns, dieser Erfahrung zufolge, an die Meinung anschließen, welche den Protestantismus für unvereinbar mit dem französischen Nationalcharakter hält, so würde daraus Manches folgen, was die Erwartungen von Frankreichs Zukunft herabzustimmen geeignet wäre.

6) Versuch einer Geschichte und Charakteristik der französischen National-Literatur, nebst zahlreichen

Schriftproben. Ein Lehr- und Lesebuch für den öffentlichen und häuslichen Unterricht, so wie für gebildete Leser überhaupt. Von —r. —r. Erster Band. Die französische Literatur vom Anfange des 12ten Jahrhunderts bis gegen das Ende des achtzehnten. Wismar, Schmidt und v. Cossel'sche Rathsbuchhandlung, 1837. gr. 8. XXVIII 494 S.

So viel auch bisher über Frankreich und seine Literatur gesprochen und geschrieben worden, so wenig enthalten alle diese Schriften, Gespräche und Abhandlungen ɩc. eine gründliche und gediegene Entwicklung des Bildungsganges jenes Volkes. Selbst die Franzosen, so weit wir die Schriften in diesem Bezug kennen, haben kein Werk über ihre eigene Literatur, das in festen kräftigen Zügen ihre Entstehung und stufenweise Fortbildung im Ganzen und Großen darstellte. Das vorliegende Werk hat sich diese Aufgabe gestellt und trägt alle Bestandtheile in sich, die diese Lösung herbeiführen können.

Der Verfasser versteht unter „Literatur der Franzosen, dieses Wort in seiner weitesten Bedeutung genommen, die Gesammtheit der von diesem Volke ausgegangenen schriftlichen Geisteswerke, ohne Rücksicht auf deren Form und Inhalt, und in diesem Sinne gehört die Geschichte der Wissenschaften, insofern diese durch Franzosen gefördert worden, ebenfalls in ihren Kreis. Die französische National-Literatur hingegen begreift nur diejenigen Schriftwerke, welche auf künstlerischem Wege entstanden, sowohl ihrer Sprache und Form, als ihrem innern Wesen nach ein eigenthümlich französisches Gepräge tragen und nicht für einen einzelnen Stand, sondern für die ganze Nation bestimmt sind. Zu ihr rechnen wir alle Bestrebungen, wodurch das Wahre, Gute und Schöne aufgefaßt und in Schriften dem Geist und Herzen der Nation übergeben werden soll, und berücksichtigen demnach zuerst die Dichtkunst, als Erzeugniß der Phantasie und des Gemüths in vereinter Kraft; neben ihr die Geschichte; ferner die Werke des Nachdenkens und der höhern Erkenntniß, Beredsamkeit, Witz und was sonst noch von Werken des Geistes auf die Theilnahme der Gebildeten der ganzen Nation Anspruch machen darf. Zugleich werden wir uns bemühen, die Einflüsse aufzudecken, welche gesellschaftliches und Staatsleben, religiöse und sittliche Zustände, so wie Kenntniß der Bildung fremder Völker zu verschiedenen Zeiten auf das literarische Leben der Franzosen ausgeübt haben, wobei wir schon hier bemerken, daß bei keinem andern Volke Literatur und Leben in so offenkundiger, inniger und stetiger Wechselwirkung gestanden haben und noch stehen als in Frankreich."

Um die hier versprochene Uebersicht anschaulicher zu machen, theilt der Verfasser das Ganze der französischen Literatur in fünf Perioden, welche in eben so vielen Büchern näher beleuchtet werden, indem das erste das Zeitalter der mittelalterlich-romantischen Poesie enthält, und die französische Sprache von ihrem Ursprunge bis auf die Zeit Franz I. begleitet. Eine kurze, gedrängte, aber treffliche Darstellung der stufenweisen Verschlechterung der römischen Sprache, bis sie durch die Franken nach und nach fränkisches und durch die Normannen französisches Colorit erhielt, eröffnet dieses Buch, und gibt in kurzen Zügen den Unterschied der provençalischen und nordfranzösischen Sprache und Poesie an. Das zweite Kapitel führt uns dann in den eigentlichen Kreis der Literatur ein, indem er von den Liedern, Fabliaux und Romanen anhebt, im dritten Kapitel zur Entstehung der dramatischen Poesie in Frankreich durch die Mysterien der confrères de la passion, die Moralitäten der clercs de la Bazoche und die Sottisen der Enfans sans soucy unter Karl VI. fortgeht, wobei dem Leser mehrere interessante Proben der frühern dramatischen Poesie gegeben und manche höchst merkwürdige Nachrichten über das Theater mitgetheilt werden, und endlich im vierten Kapitel die ersten Begründer französischer Prosa Villehardouin, Joinville, Philippe de Commines und Jean Froissart uns kennen lehrt.

Das zweite Buch, welches die französische Literatur von Franz I. bis auf Ludwig XIV. enthält, zeigt im ersten Kapitel, wie in diesem Zeitraum die französische Poesie sich von dem natürlichen Wege ihrer Entwicklung verirrte und durch sklavische Nachahmung der Alten und das ängstliche Bestreben, dem Hofe zu gefallen, zwar strenge Regelmäßigkeit der Form und Marmorglätte, aber auch Marmorkälte gewann, und dagegen Alles verlor, was Poesie zur Poesie macht: Gefühl, Wahrheit, Tiefe, Individualität, Natur (S. 45). Eine Darstellung der geschichtlichen Ereignisse, welche dieser Veränderung vorausgingen und sie begleiteten, füllt das erste Kapitel. Das zweite Kapitel macht uns mit den Haupturhebern dieser beginnenden Veränderung, dem sogenannten „Siebengestirn" französischer Dichter, bekannt, Jodelle, Ronsard, Antoine de Baïf, Du Bellay, Pontus de Thyard, Remi Belleau und Jean Daurat, von denen nur die beiden ersten bleibendes Interesse erregt haben. Doch neben ihnen, die besonderer Erwähnung in der dramatischen Poesie verdienen, werden auch andere, wie König Franz I. und seine Schwester Marguerite von Navarra, Jean Marot, der klassische Satiriker Mathurin Regnier, wie der mit Unrecht als Dichter hochgefeierte Malherbe ɩc. nicht vergessen. Das vierte Kapitel nennt die vorzüglichsten Dichter im Roman (Rabelais) und Epistolographen; im fünften Kapitel, das den Geschichtschreibern gewidmet

ist, waren wir etwas verwundert, in einer National-Literatur dem zwar in seiner Gesinnung französisch, aber im Gewande lateinisch, also nach damaliger Zeit als Weltbürger auftretenden Thuanus zu begegnen; wogegen im sechsten Kap., das von den Philosophen handelt, mit Recht besonders bei Montaigne verweilt wird.

In dem dritten Buch, welches das Jahrhundert Ludwigs XIV. umfaßt, und mit der dramatischen Poesie anhebt, wird theils durch die einleitenden historischen Andeutungen, theils durch den speciellern Gang der literarischen Erzeugnisse der Uebergang zu der flachen, gehaltlosen Denkweise der Franzosen gezeigt, welche troz der ausgezeichneten Denker Descartes und Malebranche durch Locke's Sensualismus zum trostlosesten Materialismus in der folgenden Periode oder dem Zeitalter der „Philosophen“ führte, und endlich in der Revolution aller socialen und literarischen Verhältnisse endigte.

Es ist gewiß, daß eine solche Uebersicht der bedeutendern Erscheinungen irgend einer Literatur von dem höchsten Interesse ist und allein der Literaturgeschichte die Stellung sichern kann, die sie im Ganzen der Wissenschaft einnehmen soll. Neben den Namen der bedeutendsten Männer werden auch sogleich Proben als Beweis der Beurtheilung gegeben, und diese Proben in einem Anhange, der auch einen reichen bibliographischen Nachtrag enthält und des Verfassers Belesenheit und richtigen Geschmack beurkundet, vervollständigt und erweitert. Denn in diesen Nachträgen und Berichtigungen, welche fast die Hälfte des Bandes einnehmen (S. 277—494) findet sich eine Aehrenlese altfranzösischer Poesien bis zu Rabelais, welche, trefflich gewählt, eine besondere Zierde des Buches machen.

Doch hier möchte es an der Zeit seyn, auf einige Fragen Rücksicht zu nehmen, welche der Verfasser S. VI der Vorrede aufgestellt hat, und auf die wir hier nur unsere Ansicht geben, ohne deßwegen ihre Untrüglichkeit behaupten zu wollen. Es sind folgende: die erste, ob die Anordnung der Schriftsteller, wie sie in jedem der vier ersten Zeiträume versucht wurde, die Bequemlichkeit und Deutlichkeit der Uebersicht gewähre und beibehalten werden könne? kann unserer Meinung nach unbedingt mit Ja beantwortet werden; die andern Fragen: ob die biographischen Notizen nicht zu dürftig und für das fünfte Buch in Betreff ihrer eine größere Ausführlichkeit wünschenswerth sey? — ob die Kritik erschöpfender seyn und mehr ins Einzelne gehen soll, und endlich ob es rathsam sey, bei den vorhandenen Anthologien in der Mittheilung von Proben fortzufahren? können bei dem nahe bevorstehenden Erscheinen des zweiten Bandes für den Verfasser von keinem besondern augenblicklichen Nutzen seyn. Die biographischen Notizen könnten freilich oft bei hervorragenden Schriftstellern etwas ausführlicher seyn, da oft wenig mehr als das Geburts- und Todesjahr angezeigt ist, doch reichen sie für eine Uebersicht wohl aus, und werden gewiß bei einer, wie wir hoffen, bald eintretenden neuen Auflage und Ueberarbeitung, deren solche Werke stets unterworfen bleiben, auch ohne unser Erinnern breiter sich gestalten. Die Frage wegen der Kritik ist unsers Bedünkens verschieden zu beantworten, je nachdem es sich von einem mehr oder weniger compendiösen Werke handelt. Eine Uebersicht würde, dünkt uns wenigstens, an der gleichmäßigen Gestaltung seiner Theile leiden, wollte es auch nur den wichtigern Autoren eine erschöpfendere Kritik widmen, als es der Verfasser bisher gethan. Auch eine Anthologie ließe sich noch recht gut ertragen und würde gewiß von Allen, die diese Uebersicht besitzen nur mit Dank angenommen werden, sobald nur dieselbe nicht Stücke enthielt, welche schon anderwärts in leicht zugänglichen Werken vorhanden sind. Es ist ja eine bekannte Sache, daß Liebhaber der französischen Literatur, Studirende, Gymnasien, Privat- und öffentliche Lehrer und Lehrerinnen, denen (S. V) die Uebersicht vorzüglich gewidmet ist, nicht gern mehrere gleichartige Bücher anzukaufen wünschen, und es kann ihnen daher nur erfreulich seyn, wenn sie hier neben einer Literaturgeschichte zugleich eine mit Geschmack gewählte Anthologie erhalten.

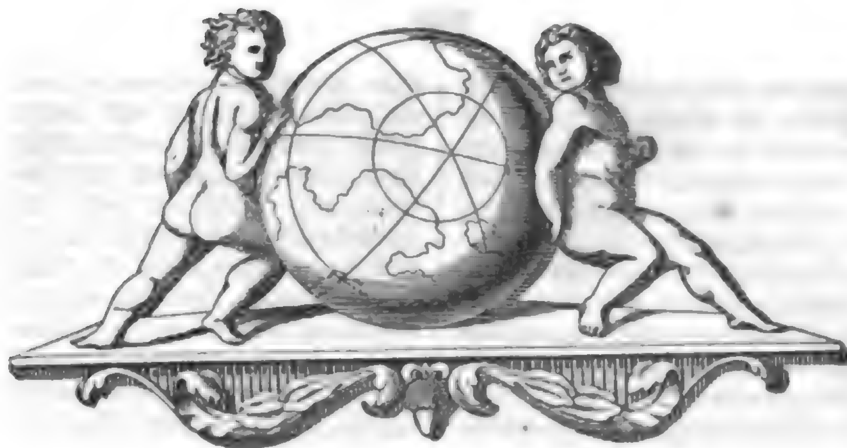
7) Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Erzherzogin Marie Antoinette, Königin von Frankreich. Zwei Bände. Leipzig, Literarisches Museum, 1836.

Angeblich von einer Pallastdame der unglücklichen Königin verfaßt, in gewöhnlichem französischen Damenmemoirenstyle mit einem Anstrich von großem Schicksal und großer Politik, das eigentliche Wesen aber Hofgeschwätz, Anekdötchen und sogenannte Charakteristik der historischen Personen.

8) General Hoche. Scenen aus seinem Leben und seiner Zeit. Ein Revolutionsgemälde. Leipzig, Hartmann, 1835.

Eine kurze Biographie des bekannten Generals Hoche mit vielen eingelegten Briefen und einer Liebesgeschichte, welche durch die Gefahren der Chouanerie etwas Romantisches erhält.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 78. Mittwoch, 2. August 1837.

Werke über Frankreich.

9) Robespierre. Mit Beziehung auf die neueste Zeit dargestellt von einem Wahrheitsfreunde. Leipzig, Brockhaus, 1837.

Die Affectation eines neuen blutgierigen Jakobinismus unter einigen Pariser romantischen Proletairs und proletairen Romantikern und die studirte Bewunderung, die man dem Andenken Robespierres wieder gezollt hat, veranlaßte den ungenannten Verfasser, eine auf bekannte historische Thatsachen gegründete unbefangene Würdigung dieses merkwürdigen politischen Charakters zu versuchen. Sie ist ihm wohl gelungen. Er hat das übertriebene Lob Robespierres durch die klare Darstellung seiner Unmenschlichkeiten entkräftet; allein er hat auch alle die Verunglimpfer widerlegt, die an Robespierres Unbestechlichkeit, sogar an seinem Muthe gezweifelt haben. Er weist nach, wie es ganz der Geschichte gemäß ist, daß Robespierre ein ursprünglich ganz ehrlicher und überzeugungstreuer Schwärmer war, der nur in der fixen Idee, seine von ihm für die allein wahr gehaltene falsche Theorie um jeden Preis realisiren zu wollen, und nach der jesuitischen Regel, der Zweck heilige die Mittel, von Verbrechen zu Verbrechen getrieben wurde. Seine Theorie war deßhalb falsch, weil er nicht bloß Ehrfurcht vor dem Gesetz, sondern sogar eine Moral, die durch kein Gesetz geboten und durch keine Macht controlirt werden kann, bei allen Gliedern seiner idealen Republik feststellen und verewigen wollte. Was die Apostel der Liebe nicht einmal erreicht hatten, die Menschen in Masse für die Tugend zu gewinnen, das wollte er durch Schrecken durchsetzen und ließ alle Widerspenstigen und Frivolen guillotiniren, ohne sich zu fragen, ob bei einem solchen Verfahren wohl ein Mensch übrig bleiben würde, der tugendhaft genug für seine Tugendrepublik seyn würde? Sehr mit Recht bemerkt der Verfasser, daß Napoleon gerade umgekehrt seine großen Erfolge hauptsächlich der gerade entgegengesezten Theorie verdankt habe, der nämlich, welche die Menschen in Masse für schlecht nahm und auf ihre Immoralität zu speculiren anrieth.

10) Geschichte der französischen Revolution von Mignet. Nach der fünften Original-Ausgabe übersezt von August Schäfer. Mannheim, Hoff, 1836.

11) Dasselbe. Nach der sechsten Ausgabe von Dr. E. Burckhardt. Mit 25 Stahlstichen. Leipzig, Weber, 1835.

Das Werk ist schon mehrmals in Deutschland übersezt und in unsern Blättern besprochen worden. Es ist

das vortrefflichste, das noch über die französische Revolution jemals geschrieben wurde und in Bezug auf Anordnung und Orientirung in dem verwickelten Stoff ein historisches Meisterwerk. Seine Kürze, die dennoch einen vollständigen Ueberblick gewährt, seine philosophische Klarheit und Ruhe, wo die Ereignisse in Sturmschritt gehen, der historische Feldherrnblick, mit dem Mignet zeichnet, stehen im schroffsten Contrast mit dem immer lüderlicher werdenden Memoirenstyl seiner Landsleute, und gereichen ihm daher doppelt zur Ehre. Die Stahlstiche in der Burckhardt'schen Uebersetzung sind Nachbildungen der vortrefflichen Vignetten zur Analyse du Moniteur, die Napoleon zur Zeit des Consulats herausgeben ließ, und die schon mehrmals in vergrößertem Maaßstabe nachgebildet wurden.

12) Geschichte der französischen Revolution von Thiers. Nach der fünften Auflage übersezt von Philippi. Erster Theil. Leipzig, Wigand.

Auch Thiers ist früher schon von Mohl übersezt. Thiers ist ausführlicher als Mignet, geht mehr ins Detail, gewährt aber keinen so klaren Ueberblick und ist nicht so consequent. Zwar würden wir dem Geschichtschreiber Thiers unrecht thun, wenn wir ihm alle Diablereien des Minister Thiers entgelten lassen wollten. Als Thiers noch seine Geschichte schrieb, trug ihm die Falschheit noch nicht so viel ein, daß es der Mühe werth gewesen wäre, sie zu üben. Dem Mann aber, der fähig war, als Minister diese Rolle zu spielen und das Geheimniß des Telegraphen zu Bereicherung seines Privatvermögens zu benutzen, muß die Tugend eines Tacitus abgesprochen werden, und man würde gegen die historische Treue in seinem Werk Verdacht hegen, selbst wenn er sie nie verlezt hätte.

13) Denkwürdigkeiten Lucian Bonapartes, Prinzen von Canino. Von ihm selbst geschrieben. Nach der Pariser Originalausgabe übersezt. Erster Theil. Leipzig und Darmstadt, Leske, 1836.

Der Verfasser geht ziemlich kurz über seine Jugend hinweg. Das erste lebendige Gemälde, das er uns vorführt, ist die Erscheinung einer französischen Flotte voller Sansculotten, die im Hafen von Ajaccio jubelnd empfangen wurden, aber bald so brutale Sitten blicken ließen, daß man sie eben so gern wieder abziehen sah. Gleichwohl bekannte sich die Familie Bonaparte zu der Jakobinerpartei, weßhalb sie von Paolo vertrieben wurde, und, ihr brennendes Haus im Rücken, nur Schutz fand in den Jakobinerklubbs von Südfrankreich. Einem solchen stand Lucian als Präsident vor und rühmt sich dabei seiner Mäßigung, obgleich er nach dem 9. Thermidor als Terrorist verhaftet und nur durch seines Bruders kräftige Verwendung von der Guillotine gerettet wurde. Von diesem Augenblick an folgte Lucian dem Glücksstern Napoleons. Dieser verschaffte ihm zuerst eine fette Stelle als Kriegscommissär in Deutschland (über seine Verrichtungen in diesem Amt geht der Verfasser sehr flüchtig hinweg), und ließ ihn sodann in den jüngern legislativen Körper der französischen Republik wählen, in dem er nach Napoleons Rückkunft aus Egypten am 18. Brumaire die berühmte Rolle spielte. Weniger berühmt, ja kaum bekannt sind die Leistungen Lucians im Rathe der Fünfhundert, die nicht mit jener Katastrophe zusammenhingen und ihr vorausgingen. Der Verfasser legt daher einen großen Werth darauf, sie bekannt zu machen, und zu beweisen, daß er, obwohl gegen seinen unsterblichen Bruder dankbar, doch nach unabhängigen politischen Grundsätzen und als Republikaner gehandelt habe. Er protestirt in diesem Sinn gegen das, was Thiers in seiner Geschichte der französischen Revolution über ihn gesagt hat: „Lucian habe seinen Bruder Napoleon nur nachgeahmt und die Haltung angenommen, die einer Familie, welche eine besondere Stellung erringen will, zukommt ꝛc." Im Gegentheil behauptet Lucian, ein eifriger, wenn gleich gemäßigter (aristokratischer) Republikaner und der Directorialverfassung aufrichtig ergeben gewesen zu seyn. Er verbreitet sich sehr ausführlich über die bestehende Verfassung und deren besonders von Sieyes projectirten Verbesserungen vom 9. Thermidor bis zum 18. Brumaire, und vergleicht den öffentlichen Zustand, die öffentliche Meinung und die öffentlichen Bedürfnisse von damals mit denen von heute. Zur reinen Demokratie will er nicht zurück, sie ekelt ihn. Zur reinen Monarchie eben so wenig. Also will er die Aristokratie, und je mehr sie in neuer Zeit zwischen den beiden Extremen, Demokratie und absoluter Monarchie gepreßt erscheint, um so mehr sucht er sie zu empfehlen, d. h. eine bloß persönliche und senatorische, lebenslängliche, nicht eine erbliche Familienaristokratie. Er bemerkt: „Der Fortschritt, sagt man, besteht in der Abwesenheit jedes aristokratischen Princips, in der politischen Gleichheit!... Aber wo ist denn eine solche Gesellschaft ohne Aristokratie, ohne politische Ungleichheiten?... Zwischen dem Oberhaupt und dem großen Haufen werden nothwendig Häupter zweiten Ranges bestehen. Was diese Gesammtheit von Häuptern zweiten Ranges an Gewalt erhält, ist den öffentlichen Freiheiten günstig, da diese Gewalt von der Gewalt der Regierung abgeht. Ist es nun kein Senat, den ihr zwischen das Oberhaupt und das stellt, so werdet ihr eine Camarilla von Höflingen erhalten, die sich eigenmächtig dorthin stellen werden. Ihr könnt die Aristokratie der Bedienten, jener von politischen

Magistraten vorziehen; ihr könnt die Wahlen einer stets servilen Bureaukratie (der widerlichsten aller Zwischenautoritäten) lieber anvertrauen, als einem unentlaßbaren Körper unabhängiger Männer; allein troß allem hat denn doch am Ende eine Aristokratie, erblich oder persönlich, unabhängig oder servil, die menschlichen Gesellschaften regiert, regiert sie noch, und wird sie regieren. Sind nicht bei den Wilden die Stärksten die, welche am meisten Feinde getödtet, und die Alten des Stammes, sind diese nicht die Aristokraten der Wüste? Stellen nicht die Wahlprivilegien in den vereinigten Staaten die Geldaristokratie her? Und ist es nicht auch in Folge der widerlichsten Ungleichheit, daß man in mehreren Staaten jenes schönen Landes, den Landsmann, den Christen, bei dem sich die leiseste Spur einer geächteten Farbe findet, noch nicht als seinen Nächsten behandelt? Und gehören bei uns Diejenigen, welche den Census als Wahlmänner und Wählbare bezahlen, nicht auch bevorrechteten Klassen an?... Heißt das Gleichgewicht, zweimalhunderttausend Bürger unter sechs Millionen Franzosen? Und wenn man sich bei einem solchen Zustand rühmt, man habe es verstanden, die Monarchie mit der Freiheit und G l e i c h h e i t in Einklang zu bringen, gleicht man alsdann nicht jenen römischen Auguren, deren größtes Verdienst, wenn sie sich öffentlich begegneten, darin bestand, eine ernsthafte Miene beizubehalten?"

14) William Hazlitts Geschichte Napoleons. Aus dem Englischen mit Anmerkungen von J. Sporschil. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand, 1835.

Der verstorbene Hazlitt hat die Geschichte Napoleons aus dem Gesichtspunkt des Demokraten angesehen, wie Walter Scott aus dem des Aristokraten. Ohne Zweifel hat der Haß gegen die Aristokratie seiner Gunst für Napoleon Vorschub geleistet, so wie man öfter mit einem Feinde sich aus Haß gegen den andern versöhnt; denn wäre dieser neue Feind, die Aristokratie, nicht ins Spiel gekommen, so müßte doch wohl die erste Empfindung eines Demokraten gegen Napoleon die des Hasses und der unversöhnlichen Verdammung gewesen seyn, denn nie wurde die Volksfreiheit tiefer verachtet, so mit Füßen getreten, geschändet und lächerlich gemacht, als durch Napoleon. Allein seit der Restauration hat man das vergessen, oder stellt sich wenigstens so, und die Liberalen wollen Napoleon als eigentlich den Ihrigen angesehen wissen, und schieben seinen Schatten vor sich voraus, um die Aristokraten und Stabilen zu erschrecken. Dieser Kunstgriff mag ihnen einigen Vortheil gewähren, wir halten ihn aber für ein wahres Zeichen ihrer Schwäche und Demoralisation. Eine Partei, der es mit der Freiheit wahrer Ernst ist, kann sich nie mit Napoleon brüsten, nie dem todten Despotismus Huldigungen bringen wollen. Wenn die durch so häufigen Wechsel der Windfahnen, durch die Gewohnheit, die öffentlichen Angelegenheiten nur zum Privatvortheil auszubeuten, längst an jede Schlechtigkeit und Inconsequenz gewöhnten Coterien in Frankreich Napoleons Schatten im Namen der Republik und derselben freien Bürger, die er mit Kartätschen in den Straßen von Paris niederstreckte und deren Deputirte er unter Trommellärm zum Sprung aus den Fenstern nöthigte, Weihrauch darbringen, so darf das an diesen Schauspielen nicht wundernehmen. Daß aber der Lügengeist auch Engländer und Deutsche ansteckt, macht diesen nicht besonders viel Ehre.

Hazlitt geht zwar nicht so sehr von der Wahrheit ab, daß er die Gewalt mißkennen sollte, die Napoleon der Freiheit angethan hat; allein er legt hierauf nicht den Ton, sondern vielmehr auf die Gewalt, die Napoleon der alten europäischen Aristokratie angethan und die er wieder später von ihr erlitten hat. In diesen Beziehungen ist er immer auf Napoleons Seite; verfährt aber viel zu schonend mit seinem Helden in Bezug auf alle die Fälle, in welchen Napoleon mit der innern bürgerlichen, oder mit der äußeren Freiheit der Nation in Collision kam. Das Ganze ist übrigens mit Fleiß, mit Geist und Wärme geschrieben, und nicht zu verwechseln mit den in Frankreich und Deutschland immer noch sich häufenden Fabrikarbeiten, die das Leben Napoleons nach der Elle liefern, immer neue Memoiren fingiren und aus zehn schlechten Werken immer wieder ein elftes compiliren.

15) Saintines Feldzüge in Italien in den Jahren 1796 und 1797. Fortgesetzt von Dr. Schneidawind. Darmstadt, Leske, 1835.

Eine ausführliche Geschichte des berühmten Kriegs, aus den besten Quellen zusammengestellt. Der Deutsche hat wenig Ursache, für die Erinnerung an diesen Krieg besondere Vorliebe zu haben; er dient ihm nur zur Beschämung und Warnung. Daher ist die meisterhafte und eben so kurze Darstellung der strategischen und taktischen Fehler, die Oesterreich damals beging, in den hinterlassenen Werken des General v. Clausewitz das Beste und uns Nützlichste, was noch darüber geschrieben wurde.

16) Memoiren der Herzogin von Abrantes, oder historische Denkwürdigkeiten über Napoleon, die Revolution, das Kaiserthum und die Restauration. Aus dem Französischen von L. v. Alvensleben. 12ter bis 18ter Band. Leipzig, Allg. Niederl. Buchhandlung, 1834—1836.

Endlich sind diese weitschichtigen Memoiren fertig. Die Frau Herzogin hat es bis auf achtzehn Bände

gebracht, und noch müssen wir uns wundern, daß sie wirklich fertig geworden ist, so unermüdlich schien der Strom ihrer Rede zu fließen und so unerschöpflich der Quell zu seyn, aus dem sie schöpfte, die Erinnerung vergangener Größe.

Wir haben schon den frühern Bänden die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die ihnen gebührt. Ungleich unzähligen fabrikmäßigen Memoirenschreibern, die nur politische oder pecuniäre Zwecke verfolgen und darnach die Geschichte zuschneiden, wie der Krämer das Tuch mit der Elle, hat die Frau Herzogin mit wahrer Empfindung geschrieben, denn es kam ihr darauf an, ihr Herz auszuschütten, und sich als arme alte Frau in der Erinnerung einer wirklich fabelhaften Herrlichkeit zu spiegeln, in der sie einst, den Brautkranz in den jugendlichen Locken, eine stolze Korsin, in Napoleons Nähe glänzte. Müssen wir dem weiblichen Herzen nicht Zeit gönnen zu dieser Beschäftigung? Dürfen wir sie unterbrechen und mahnen, sie soll etwas eher fertig werden? Nein, lassen wir sie ganz ausreden, die arme Hekuba, die eigentlich weinen möchte, und gewiß klüger daran thut, achtzehn Bände hindurch nur in fröhlichen Erinnerungen zu lachen.

Nicht jede Schriftstellerin ist in der Lage, wie diese Herzogin von Abrantes, man muß ihrer Individualität, ihrer historischen Persönlichkeit daher alles verzeihen, was man sonst von der Schriftstellerin hätte fordern können. Für die Unterhaltung sind ihre Memoiren zu lang. Wie artig sie erzählt, wie pikant auch zum Theil ihre Schilderungen und Anekdoten sind, so ermüden sie doch, weil sie gar nicht aufhören. Für die Geschichte ist mancher Charakterzug, der hier mitgetheilt wird, nicht unbedeutend, doch ihn in einem Werk von achtzehn Bänden suchen zu müssen, ist beschwerlich. Gleichwohl muß man ihr die Weitläuftigkeit zu gute halten. Ihr Werk ist das naivste, subjectiv wahrste, feurigste, was wohl über Napoleon je geschrieben wurde.

Sie folgt dem Kaiser, wie die liebende Walkyre dem auserwählten Helden, auf allen Wegen, und wenn sie nicht sein Kriegsglück retten kann, so doch seinen Ruhm, den sie mit ängstlicher Leidenschaftlichkeit gegen jeden Unglimpf vertheidigt. Ein großer Mann und ein großes Schicksal macht sie reden; es ist nicht unweiblich, hier eine glühende Anhänglichkeit zu zeigen, und selbst das Uebermaaß der Redseligkeit ist nur ein Zeugniß für die Fülle ihres Gefühls. Zugleich zeigt sie sich als begeisterte Französin, und eine der schönsten Stellen des Buchs ist die, worin sie alles, was Verachtung eingibt, dem General Moreau sagt, der gegen sein Vaterland in den Reihen der Feinde focht. Wahrlich, wir fühlen das Gewicht solcher Stellen, und so wenig wir ihre Leidenschaft für Frankreich theilen, um so mehr fühlen wir uns verpflichtet, gegen französische Tugenden gerecht zu seyn. Jenes einstimmige Gefühl, das Moreau verdammte, macht den Franzosen die größte Ehre und beschämt uns Deutsche ungeheuer, da wir gleichzeitig nicht den mindesten Anstand nahmen, allen Verräthern unsers Vaterlandes zu verzeihen.

Deutsche Leser kümmern sich nie, was französische Schriftsteller von den Deutschen sagen. Sie sind an ihre Bedientenrolle bereits so gewöhnt, daß es ihnen gar nicht auffällt, wenn in französischen Werken von der deutschen Nation nur en canaille oder en baggatel gesprochen wird. Denen aber, die in diesem Punkt einige Empfindlichkeit besitzen — gibt es wohl solche? ist Ref. nicht allein so lächerlich, Nationalehrgefühl haben zu wollen? — müssen wir bemerken, daß die Frau Herzogin von Abrantes sich zuweilen gütig herabläßt, einen Rheinbundkönig, als eine von Napoleon zu seinem Spielzeug verfertigte Puppe (Band 17, Seite 100), ganz artig zu finden, daß sie es als ausgemacht annimmt, die Deutschen müßten sichs zur Ehre rechnen, der Franzosen Heloten zu seyn, und daß sie sich nicht genug über die Unverschämtheit wundern kann, daß es diesen blinden Deutschen habe einfallen können, sich wie wilde Stiere gegen das mit ihren Blumen geschmückte Joch des graziösen Napoleon aufzulehnen.

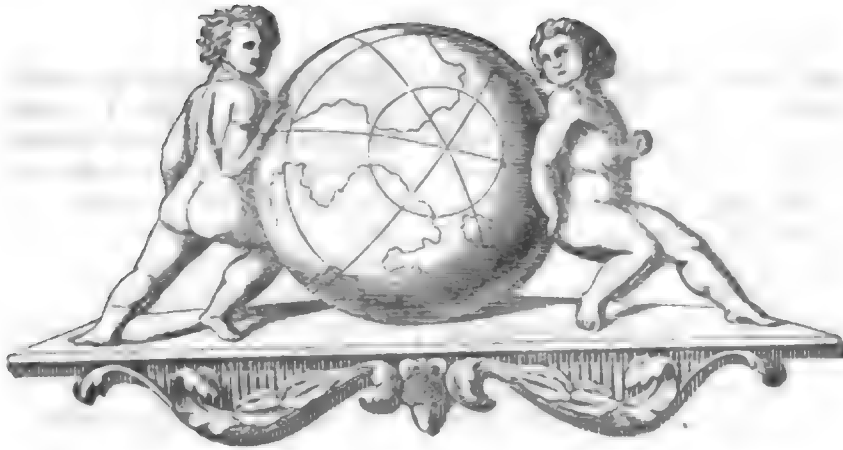
17) Pariser Nächte. Eine Gallerie galanter Abenteuer, geheimer Liebes- und anderer Geschichten der Pariser Großen. 7ter und 8ter Band. Fünfzig Jahre der geheimen Geschichte Frankreichs und des Hofes von Versailles. Leipzig, Lit. Museum, **1836.**

Es ist wohl der Mühe werth, unser gutes deutsches Publikum mit solchen Elendigkeiten eines fremden Volks und eines verdorbenen Jahrhunderts zu behelligen. Pfui, daß dieses sklavische Uebersetzen und Verbreiten jeder Pariser Sudelei immer noch bei uns fortdauert.

18) Authentische Memoiren einer Hebamme, oder geheime Mittheilungen aus der Sittengeschichte der vornehmen Welt, von Alexandrien Jullemier. Zwei Bände. Meißen, Gödsche, **1836.**

Gehört zu der gewöhnlichen Pariser Memoirenfabrikarbeit. Die Skandale der höhern Stände, die darin erzählt werden, sind nicht einmal recht pikant, das meiste ist ungemein fade, besonders der Dialog.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 79. Freitag, 4. August 1837.

Werke über Frankreich.

19) Frankreich in socialer, literarischer und politischer Beziehung, von H. L. Bulwer, Parlamentsmitglied. Zweite Abtheilung. Die Herrschaft der Mittelklassen. Drei Bände. Aus dem Englischen übersezt von O. v. Czarnowsky. Aachen und Leipzig, Mayer, 1836.

Eine fortgesezte Vergleichung Frankreichs mit England, in zwanglosem Raisonnement, hauptsächlich politischen Inhalts, doch begleitet von Bemerkungen über Literatur und Sitten. Der Verfasser charakterisirt die Herrschaft der Mittelklassen in Frankreich auf folgende Weise: „Die Mittelklasse in Frankreich nimmt eine eigenthümliche Stellung ein, und ist verschieden von den Mittelklassen aller andern Länder. In England besteht die Mittelklasse ganz aus Personen, die mit dem Handel beschäftigt sind, aus Pächtern, und aus Individuen, die sich von den Geschäften zurückgezogen, und von dem kleinen Kapital leben, welches sie sich gesammelt haben. Diese Klasse ist sehr achtungswerth; ihre Ansichten und Gefühle sind gemäßigt; aber ihr Einfluß ist sehr überschäzt worden, er wird von der einen Seite durch das große Vermögen der Aristokratie, von der andern durch die ausgedehnte Wahlfreiheit der arbeitenden Klassen darniedergehalten. In Amerika gibt es keine besondere Mittelklasse. Die ganze Nation besteht aus unserer Mittelklasse. Diese hat sie zuerst begründet und sie ist in jener Richtung geblieben. — In Frankreich besteht eine Mittelklasse, nicht wie die Nation in Amerika, nicht wie die Mittelklasse in England, sondern eine aus den Ueberbleibseln eines frühern und den Elementen eines neuen Zustandes der Gesellschaft gebildete Mittelklasse. Wir sehen dort wie in jenen Erdschichten, in denen wir die vermischten fossilen Ueberbleibsel von Thieren und Pflanzen, deren einige antediluvianischen Ursprungs sind, finden, die Spuren einer gewaltsamen Umwälzung, welche Dinge, die einst verschiedenartig waren, zusammen warf und, die Zeugen einer frühern Welt, in dem Schooße der jetzigen begrub. Die Revolution von 1789 veränderte nicht allein die Vermögens-Zustände, welche die Klassen von einander trennen, sie veränderte auch die Sitten und Gebräuche. Während jener Schreckens-Regierung, in welcher ein edler Name ein Grund zur Verfolgung war, verloren die niedern Klassen alle Ehrfurcht vor den höhern, und diese alle Verachtung gegen die niedern. — Man findet unter ihnen den Kastengeist nicht in demselben Grade, wie unter den Mittelklassen in Staaten, wo die Stände weniger vermischt wurden, und deren Geschichte weniger gewaltsame Umwälzungen darbietet.

Sie fühlen sich den niedern Klassen nicht so entfremdet, und sind von den höhern nicht so bestimmt geschieden. — Der Mann aber, welcher von Reichthum zu mittelmäßigem Vermögen hinabsank, oder der, welcher sich von Armuth zum Reichthum erhob, ist gleich sehr für Ordnung und Ruhe gestimmt, und in dieser Beziehung wird die Mittelklasse in Frankreich, wenn auch gegen andere Länder so verschiedenartig zusammengesezt, doch durch denselben Antrieb bewegt. Obgleich diese Klasse den Krieger zu dem ihrigen zählt, so ist sie doch dem Kriege abgeneigt, und obgleich sie theilweise aus den niedern Volksklassen sich bildete, ist sie doch der Revolution nicht zugethan. Wenn aber auch die Mittelklasse in Frankreich ausschließlich nicht aus boutiquiers besteht, und wenn auch diese in Frankreich in vielen Beziehungen von denen anderer Länder, in welchen sie, so zu sagen, eine besondere Klasse bilden, verschieden sind, so läßt sich doch nicht läugnen, daß die boutiquiers den bedeutendsten und wichtigsten Theil der Mittelklasse bilden, auch sind sie nicht ganz ohne die Gefühle und Ansichten, die ihrem Beruf eigenthümlich sind. Die Regierung der Mittelklasse wird daher bisweilen „die Regierung der boutiquiers“ genannt und ist hinlänglich bezeichnet, wenn wir ihr „eine Regierung der Armen,“ oder „eine Regierung der Aristokratie,“ oder „eine Regierung der arbeitenden Klassen“ entgegenstellen. — Ich sage „die Regierung der Mittelklasse,“ denn es ist der Zweck der jetzigen französischen Constitution, dieser Klasse (wenn auch in sehr beschränkter Sphäre) die gesetzliche und repräsentative Macht des Staates zu übertragen. Die Deputirtenkammer, die Municipal-Körperschaften, die Jurys sind Repräsentanten dieser Klasse, welche, die finanzielle Verwaltung, wie die provinzielle regulirend, im Sinne der Regierung jene Einheit behauptet, welche eine centralisirte Administration erfordert.“

Der Verfasser theilt einiges Statistische über Verfassung, Verwaltung, Justiz und Kriegswesen in Frankreich mit, was ziemlich bekannt ist. Wenn er sich einmal mit diesem Gegenstande beschäftigte, hätte er in drei Bänden wohl etwas mehr sagen können. Das den Thatsachen beigefügte Raisonnement scheint uns den Gegenstand nicht zu erschöpfen. Insbesondere ist den Provinzen und ihrem Zustande zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet.

In der Charakteristik des Pariser Lebens sind dem Verfasser einige Züge sehr gut gelungen. In dieser ganzen, mit großer Höflichkeit und Achtung für die Pariser abgefaßten Darstellung kommt wenig vor, was nicht doch eigentlich ein echtbritisches Verdammungsurtheil der französischen Charlatanerie enthielte. Bulwer macht den Franzosen keinen Vorwurf, er sieht ihre Frivolität wie ein Naturprodukt an, das einmal nicht anders seyn könne, er tadelt sie nicht; aber er verfehlt doch niemals, anzuführen, daß man in England ganz anders denke. Namentlich in Bezug auf Religion. Bulwer läßt dieselbe, nachdem sie in Frankreich gänzlich abhanden gekommen, durch Chateaubriands génie du Christianisme wieder entstehen: „Was ist dieses beredte Werk? — Eine Auseinandersetzung vor der Akademie zu Gunsten des Evangeliums; eine Reihenfolge von Vernunftgründen, die bezwecken, den Beweis zu führen, — daß der christliche Glaube ein ganz vortrefflicher Geschmack sey. — Mag dies wahr, oder nicht wahr seyn; nur müßte es einem mit seinem ewigen Seelenheile ernstlich beschäftigten Menschen doch ziemlich lächerlich erscheinen, wenn man ihm sagen wollte, daß seine Glaubenslehre ihm sicherlich das ewige Leben erringen werde, weil sie den Künsten günstig sey. — Die Franzosen, — ich meine nämlich den Theil der Franzosen, an welche Herr von Chateaubriand seine Worte richtete — waren nicht ernstlich mit ihrem ewigen Seelenheile beschäftigt; sie waren der Heuchelei und der Grausamkeiten des Unglaubens zum Erkranken überdrüssig; unter schweren Prüfungen waren sie Zeugen von den beseligenden Wirkungen religiösen Trostes gewesen; ohne durchaus von der Wahrheit des göttlichen Gesetzes überzeugt zu seyn, sehnten sie sich doch nach einem entschuldigenden Vorwande, um dasselbe glauben zu können. — So war der Augenblick beschaffen, in welchem der junge Dichter, von seinen Reisen zurückkehrend, Frömmigkeit unter der Larve einer Muse in Paris einführte. — Er trug seine Meinungen mit eben der Grazie zur Schau, womit Madame Recamier ihr Tuch faltete: der Christianismus des Einen und die Coiffure der Andern wurden deßhalb in ganz kurzer Zeit gleich sehr zur Mode.“

Da fortwährend die Fiktion festgehalten wird, als sey das Christenthum zu Ende, so maßt sich jeder erste beste Querkopf in Paris an, eine neue Philosophie und Sekte zu gründen. Sehr gut ist, was Bulwer in dieser Beziehung über den St. Simonismus sagt, der mit allgemeiner Menschenbeglückung anfing und mit Weibergemeinschaft, plumper Unzucht, Betrügerei und Gefängnißstrafe endigte. Von der jungen Literatur spricht er: „Als Pythagoras und Plato den Entschluß faßten, ihren Landsleuten ein philosophisches System aufzustellen, hielten sie es für eine wesentliche Bedingung ihres Unternehmens, Egypten und Indien zu besuchen und sich mit der Geschichte und der Civilisation ihrer Nachbarländer bekannt zu machen. Nicht so die ungeduldigeren Begründer von Systemen in Paris. — Sie leben in einer Sekte, sie denken mit einer Sekte, und ihre Gedanken sind daher oft am beschränktesten, wenn sie dieselben für sehr allgemein halten, so wie ihre Sprache oft fast unverständlich wird, wenn sie den höchsten Grad der Genauigkeit und Deutlichkeit erreicht zu haben glauben.

Sie halten diejenigen Ideen für die allgemeinsten, welche sie am häufigsten wiederholen hören, und diejenigen Ausdrücke für die bezeichnendsten, welche sie unter sich selbst erfunden haben. — Was andere Länder betrifft, so ziehen sie dieselbe nie in Betracht. Die Bedürfnisse und die Philosophie der jetzigen Zeit werden stets aus dem Gesichtspunkte betrachtet, als seyen sie die Bedürfnisse und die Philosophien der jetzigen Zeit in Frankreich. — Das Christenthum wird nach ihrer Ansicht untergehen, und ein System allgemeiner Association sich bilden, weil in Frankreich ungünstige Symptome für das erstere, und günstige für das leztere sich zeigen. — Die geistigen Zustände Englands, Amerikas, Deutschlands, die wenigstens eben so einflußreich für das Allgemeine sind, als die unserer erleuchteten, aber etwas veränderlichen Nachbaren, werden nur als natürliche Ausstrahlungen des französischen Geistes betrachtet. — Ich sage dieses nicht im Spott, und bin keineswegs geneigt, das Streben wohlmeinender und geistreicher Personen lächerlich zu machen, die, wie ich glaube, von dem edelsten Wunsch, nämlich dem, das Menschen-Geschlecht zu vervollkommnen, beseelt sind. — Aber die traurigste Wirkung neuer Systeme ist die Intoleranz, welche dieselben gewöhnlich begleitet, und wenn ich sehe, daß junge Männer, die viel nachgedacht, aber wenig Erfahrungen haben, das Ausland gar nicht und ihr Vaterland nur theilweise kennen, auch der praktischen Staatsverhältnisse unkundig sind, irgend einen neu erfundenen Maaßstab für die Rechtlichkeit und die geistige Bildung aufstellen und anmaßend erklären wollen, Alle, die ihm nicht entsprechen, seyen Schurken oder Dummköpfe, Despoten oder Aristokraten, so gestehe ich, daß ich den Drang fühle, aufzutreten, nicht gegen die Behauptung, daß große Veränderungen in den sociellen und religiösen Verhältnissen nothwendig seyen, wenn diese Nothwendigkeit nach langem und tiefem Nachdenken sich uns aufgedrungen hat, sondern gegen die Aufstellung so seltsamer Doctrinen, die nur ein Resultat der Oberflächlichkeit und des Mangels an praktischer Erfahrung seyn können."

Bulwer führt nun Einiges von der neuen Theorie an. „Der Eine dehnt das Princip der Gleichheit so weit aus, daß er selbst den Unterschied der geistigen Capacitäten läugnet. Der Andere hält die Ueberlegenheit eines Individuums über das andere für etwas so göttliches, daß er selbst dem Despotismus eines Bonaparte keine Grenzen gesezt haben möchte. Der Moralist empfiehlt den uneingeschränkten Verkehr beider Geschlechter 2c." So gedenkt er auch der Experimentenmacher, die alle Augenblicke eine neue Methode erfinden, das Menschengeschlecht zu erziehen, z. B. Fourriers System, nach welchem man die Kinder immer nur das thun lassen soll, was sie thun wollen, doch so, daß sie damit nicht schaden, sondern nützen; wenn sie z. B. gern etwas zerreißen oder beschmutzen, so soll man sie mit solchen Industriezweigen beschäftigen, wobei etwas zerrissen oder beschmuzt werden muß 2c.

Viele Sittenzüge theilt der Verfasser in kleinen Tableaux mit, von denen wir einige ausheben:

Duelle der Deputirten.

Man verkauft des balles de deputé. Diese in der Luft auseinander fliegenden Kugeln können allerdings den parlamentarischen Kämpfern keinen Schaden thun. Aber ist etwas bezeichnender für den Geist der Zeit? — Die Menschen kämpfen für die Ehre und machen sie zugleich lächerlich.

Eheliche Tugend.

„La vertu d'une femme mariée, c'est de garder son amant, même quand il lui deplait."

Gehorsam.

Eine junge Dame sagte sehr ernsthaft zu einer andern, welche Braut war: „Les femmes doivent obeïr dans les petites choses, mais les hommes assurément dans les grandes."

Abwesenheit.

Ich liebe meinen Mann nicht genug, um ihn zu verlassen.

Bande der Verwandtschaft.

Ein wüthender Ehemann stand im Begriff, den Verehrer seiner Frau umzubringen. — „Arrête, malheureux" rief sie „Tu vas tuer le pére de tes enfans."

Republikanischer Sinn in Paris.

Aber was ist das für ein Herr mit dem kleinen Schnurrbart, einem spitzen Kinnbart und langem Haar, das, in der Mitte gescheitelt, bis auf die Schultern hinabhängt? — Dieser gothische Cavalier ist der Sohn eines Lichtziehers in der Straße St. Denis. Er glaubt nicht, daß das Reich der Ritterschaft schon vorüber ist, und er, der Sohn eines Lichtziehers, will den Cavalier spielen. — Monsieur Marmote Fathay, der Sohn eines Buchhändlers, gibt einige Gedichte heraus. Fathay ist ein sehr unpoetischer Name, und die Gedichte machen wenig Glück. Was geschieht weiter? — In einer neuen Ausgabe wird der gehässige Name Fathay fortgelassen, ein de vor das Marmote und Alphonse vor das de gesezt, und man liest statt: Gedichte von Marmote Fathay „Gedichte von Alphonse de Marmote."

Noch einer läßt 500 Briefe durch die Pariser Post an sich addressiren: „An den Baron —" und von diesem

Tage an ist er von ganz Paris als Baron anerkannt, obgleich er nur der Sohn einer Wäscherin ist &c.

20) Paris und die Pariser im Jahr 1835. Aus dem Englischen der Mistreß Trollope von D. v. Czarnowsky. Drei Bände. Aachen und Leipzig, Mayer, 1836.

Mistreß Trollope hat bekanntlich die Nordamerikaner sehr getadelt, die Deutschen sehr gelobt, was sagt sie nun in ihrem dritten Reisewerk von den Franzosen? Wir bedauern, es hier nicht kurz fassen zu können. Sie spricht über gar vielerlei, über das Costüm der jüngern Geistlichen, über die Backenbärte, über die Reize des Plauderns, über eine metaphysische Dame, über republikanisches Costüm, über die Seltenheit der alten Jungfern in Frankreich, über den Widerwillen der Franzosen gegen englische Pasteten, über die Frage, ob sich Französinnen oder Engländerinnen länger jung zu erhalten wissen? über republikanische und karlistische Hüte, und neben diesen kleinen originellen Bemerkungen, welche die weibliche Feder charakterisiren, finden wir denn auch allerlei Schilderungen schon längst bekannter Pariser Scenen und Gruppen, von la Morgue bis zum Jardin des plantes, von der Deputirtenkammer bis zum Hôtel dieu etc. Eben so werden die Namen des Tages besprochen, und die „Reize des Plauderns“ scheinen auf die Erzählerin sehr ansteckend gewirkt zu haben. Originelle Ansichten haben wir nicht gefunden, und auch den Geist nicht, der das Werk der Lady Morgan auszeichnet. Hervorstechend ist bei ihr die Verachtung, die sie gegen die Republikaner blicken läßt; allein wenn sie sagt, daß der Witz allein schon hinreiche, diese „schmutzige Partei“ für immer zu besiegen, so scheint sie die Sache etwas zu sehr aus einem Salon anzusehen. Sie betrachtet überhaupt die Dinge in Frankreich allzu sehr von der Oberfläche, und obgleich es wahr ist, daß die Franzosen das oberflächlichste unter allen Völkern sind, so läßt sich damit doch nicht behaupten, daß nicht eine Tiefe dahinter verborgen liege. Die keusche Repräsentantin Englands sagt unter andern ganz ernsthaft, die neueste sittenlose Literatur der Franzosen werde in Paris selbst so verachtet, als sie nur in London verachtet werden könne; allein wenn dem auch so wäre — obgleich Andere das Gegentheil sagen — so würde die Erscheinung dieser neuen Literatur schon an sich in Verbindung mit dem Vorherrschen einer ähnlichen zuchtlosen Literatur im vorigen Jahrhundert eine zu diesem Extrem hinneigende Eigenthümlichkeit des französischen Charakters darthun, die zu fest zu sitzen scheint, als daß ein bloßer Witz sie vernichten sollte. Auch ist der Witz bekanntlich die einzige Waffe der Sittenlosen, und nicht selten wissen sie sich derselben mit mehr Geschick und Glück zu bedienen, als die keuschen Repräsentantinnen englischer Sitte.

Vermischte Schriften.

Ueber den Aberglauben, von Dr. J. H. Hoffbauer. Lemgo, Meyer, 1837.

Der Verfasser geht von der richtigen Bemerkung aus, daß „nicht alle frei sind, die ihrer Ketten spotten,“ daß der Aberglaube troz aller Aufklärung immer noch mitten im gebildeten Europa zu finden ist, und er eifert nur dagegen, indem er die übeln Folgen des Aberglaubens, als Dummheit, Fanatismus &c. ins gehörige Licht sezt. Alles das ist öfter schon gesagt worden, und dem Verfasser ist kaum etwas Neues zu sagen übrig geblieben; er hat aber seine Schrift durch eine Menge von kleinen Beispielen aus dem religiösen Aberglauben fremder und wilder Völker unterhaltend zu machen gewußt.

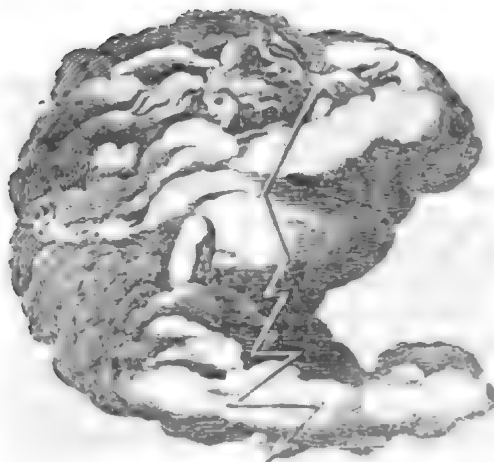
Ein plumper Aberglaube in der großen Masse ist allerdings etwas Schreckliches; aber ein Aberglaube, wie er sich selbst bei den gebildetsten und hochgestelltesten Männern, z. B. bei Napoleon, fand, gehört offenbar zu den Grazien des Lebens. Wie liebenswürdig macht er die Weiber, und welche romantische Farben trägt er selbst in das Leben des Helden, des Reisenden &c. Es kommt darauf an, ihn mit Ironie zu behandeln, ihm nie eine Herrschaft zu gestatten, aber ihn als eine poetische Zugabe zum Leben zu genießen.

Orientalische Literatur.

Morgenländische Mährchen, verdeutscht von Dr. Ph. Wolff. Erstes und zweites Bändchen. Calila und Dimna oder die Fabeln Bidpais. Aus dem Arabischen. Stuttgart, Scheible, 1837.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war viel von den Fabeln Lockmanns und Bidpais die Rede, man übertrug sie ins Französische und Deutsche. Seitdem hat man wohl in der Literargeschichte ihren Ruhm bewahrt, aber sie sind aus der Unterhaltungs-Literatur verschwunden, und da sie wirklich vortrefflich gedacht und angenehm zu lesen sind, so hat man ganz wohl gethan, ihre Popularität aufzufrischen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 80. Montag, 7. August 1837.

Zur Frage der Presfreiheit.

Ueber die Gesetzgebung der Presse. Ein Versuch zur Lösung ihrer Aufgabe auf wissenschaftlichem Wege, von Franz Adam Löffler. Erster Theil. Leipzig, Brockhaus, 1837.

Es ist ohne Zweifel ein gutes Ding um die Wissenschaftlichkeit, aber da sie Mode geworden ist, hat man sie übertrieben, überall auf die abgeschmackteste Weise angewendet und karrikirt. Was man ohne jene sogenannte Wissenschaftlichkeit und ihre Begriffsspalterei Jahrhundertlang ganz vollkommen verstanden, eingesehen und practicirt hat, das wollen uns die Wissenschaftlichen mit unsäglicher Altklugheit, indem sie uns in den Zustand der Kinder zurückversetzen, auf eine ganz neue, und leider auf eine viel weitläuftigere Manier lehren.

Ueberall, wo diese wissenschaftliche Speculation ins Praktische eingegriffen und sich angemaßt hat, a priori erklären zu wollen, was man schon lange und viel besser a posteriori kennt und weiß, hat sie sich allemal lächerlich gemacht und auch nicht den geringsten Erfolg gehabt. So sind alle Versuche der Hegelianer, im Gebiet des Geschmacks die Herrschaft zu erlangen, vergeblich gewesen; von ihren wahrhaft kläglichen Ritten ins alte romantische Land der Geschichte wollen wir gar nicht reden. Wichtiger erscheint ihre Einmischung in die Angelegenheiten der Religion und des Staats. Allein da sie sich in dieser Beziehung getrennt, und im Extrem entgegengesezt haben, da die einen aus derselben absoluten Wissenschaftlichkeit das Christenthum, die andern das Antichristenthum, die einen die absolute Monarchie, die andern die absolute Anarchie hergeleitet haben, so beweist dies eben nur, daß diese so gepriesene Wissenschaftlichkeit ganz ohne Princip und, wie wir immer behauptet haben, eine jedem beliebigen Princip und Interesse leicht anpassende Dialektik ist, eine Kunst, mit wissenschaftlichen Phrasen und scheinbarer Begriffsstrenge zu behaupten, was man immer will, schwarz oder weiß, recht oder unrecht.

Diejenigen Wissenschaftlichen, welche, wie der Verfasser des vorliegenden Buchs, darauf ausgehen, den Regierungen einen Dienst zu erweisen, und zwar ihrer Meinung nach einen sehr großen, überschätzen ihre Leistungen. Je wissenschaftlicher sie nämlich schreiben, um so weniger werden sie populär, um so weniger dringen ihre Gedanken ins Publikum, um so weniger wissen die Regierungen selbst ihre hofmeisternden Rathschläge zu realisiren.

Herr Löffler gibt sich die unnütze Mühe, den Regierungen wissenschaftlich klar zu machen, was die Presse

eigentlich sey. Er geht, wie alle Hegelianer, vom absoluten Begriff aus: „Die Wissenschaft des Preßbegriffs ist Grundlage aller Wissenschaft der Presse, die nicht eröffnet und ausgeführt werden kann, ohne daß sie zuvor den Begriff von der Presse in seiner vollständigen Bedeutung aufgestellt und nach seinem summarischen Umfange entwickelt hätte. Der Begriff ist mithin der Inhalt aller wahren Wissenschaft, und die Wissenschaft selbst unterbaut sich dadurch dem Leben als des Lebens Gesetzgebung. Der Begriff bildet also auch weit mehr als die bloße Unterlage der Wissenschaft als solcher: er ist mehr als ein bloßer Stützpunkt für die Methode der Theorien. Indem er das vollendete Wissen von der vollen Natur der Dinge ist, enthält er zugleich auch die vollkommene Regel für die praktische Behandlung derselben: eine Wahrheit, worin Leben und Wissen miteinander verschmelzen, und welche allen scheinbaren Gegensatz in der Idee der Theorie und der Praxis auf die allervollkemmenste Weise löset ꝛc.“ Welches Gerede! Daß, wer keinen Begriff von der Sache hat, sie auch nicht zu behandeln versteht, das weiß Jeder ohnehin; wozu braucht es dieses Demonstrirens? Doch der Verfasser läßt sich nicht stören. Nachdem er uns als so unermeßlich bornirt vorausgesetzt hat, daß wir das Begreifen nicht einmal begreifen könnten, ohne erst den Begriff des Begriffs begriffen zu haben, kommt er endlich zum Begriff selbst, und sagt: „Die Presse ist natürliche Evolution des vernünftigen Staatsgeistes, heißt: die Sprache konnte sich nur in einer vernünftigen Gemeinsamkeit der Geister bis zu dem Punkte, wo ihre Rechtsverfassung in der Presse vollendet wird, auswickeln. In der That ist die Presse von dem Staatsgeiste in diesem Sinne ausgeboren, er hat sie gebildet und erzogen. Unbefangene Untersuchung kann zu dieser ersten Wahrheit unsrer Wissenschaft jedenfalls ohne Beihülfe der Geschichte geleiten; denn die Presse, in ihrer gegenwärtigen Gestalt, beweiset schon für sich und genugsam, daß weder ihre Form noch ihr Inhalt zu allen Zeiten Form und Inhalt der Sprache seyn konnten. Auch die unabhängige Horde des Naturstandes konnte kein Bedürfniß des Schriftzugs haben; und wirklich ist dieser nie bei ihr gefunden. — Die Austragung der Idee mittelst Buchstabenschrift und Letter bedingt sich aus Voraussetzungen, welche nicht schon in jeder einzelnen und für sich besonderen Geisterordnung bejahet werden, in diesen bejahet sich schlechthin nur die Fähigkeit der Austragung und deren unterste Form als Sprachlaut. In diesem ist der besondere Geist noch nicht Herr des Schriftzugs, welcher die ausgetragene Idee auch verwirklichet; noch weniger konnte er auf den Gedanken der Schriftform verfallen, welche die verwirklichte Idee wiederum an sich auch berechtigt. Hiezu war vor allen Dingen nothwendig, daß er sich in seiner freien Bestimmbarkeit zu einer gewissen Ideenwelt wußte; denn ohne diese fand weder der mitgetheilte Gedanke eine vernünftige Ursache, noch einen Anknüpfungspunkt in den Geistern, noch endlich eine Bestimmung oder die an und für sich gerechtfertigte Tendenz des Wirklichen. Im Staate wurde das erste tendenziöse, eine reelle Gemeingültigkeit suchende Wort gesprochen, weil gesprochen werden mußte: und dies Bedürfniß forderte wiederum die Schrift. Das Sichwissen des Geistes in einer Ideenwelt oder seine Coexistenz mit dem Staate erfüllte die ersten Bedingungen einer preßlichen Existenz und erfüllt sie noch jezt. Unstreitig beruhen diese Bedingungen auf eben so einfachen, als der göttlichen Erziehungsweisheit angemessenen Gesetzen, indem durch sie die Sprache allemal so und dergestalt entwickelt wurde, daß sie nicht nur die Objectivirung der Individualität vollbrachte, sondern mit dieser Objectivirung zugleich die Universalität des Staats befruchtete, und die Geister schon sehr frühe gewöhnte, sich an der Realität eines allgemeinen Geistes zu approbiren und zu begültigen.“

Welches Gerede! Daß nur Menschen, und nicht auch Thiere, und daß nur civilisirte Staaten, nicht auch wilde Horden eine Presse besitzen, weiß Jeder ohnehin, wozu braucht es dieses Demonstrirens? werden wir dadurch klüger? lernen wir dadurch die Presse genauer kennen? wird für das Praktische auch nur das allergeringste mit solcher geistloser Begriffsspalterei gewonnen? *

---

* Da uns unlängst in einem vielgelesenen Blatt der Vorwurf gemacht wurde, wir lobten die feinste Analyse in Naturwissenschaft und Geschichte und tadelten sie doch in der Philosophie, so erlauben wir uns dagegen zu bemerken, daß wir von jeher den deutschen Tief- und Scharfsinn, der im unermeßlichen Reich des freien Gedankens die größten Entdeckungen gemacht hat, verehrten und bewunderten, daß wir dagegen wie bisher so auch künftig ein vollkommenes Recht, ja die Pflicht zu haben glauben, uns, so viel an uns ist, der neuen Scholastik entgegenzustemmen, die unter dem Vorwand, die Wissenschaft aufs praktische Leben anzuwenden, nicht bloß unnützen Galimathias schreibt, sondern auch krasse, illiberale oder antisociale Lehren verbreitet. Daß die Philosophie, insbesondere die Hegel'sche, zu diesen Zwecken gemißbraucht worden ist und wird, dafür liegen zahlreiche literarische Beweise vor, und es wäre der Billigkeit gemäß, daß man uns nicht blindes Vorurtheil gegen die Philosophie und Unkenntniß ihres hohen Werthes und wahren Wesens vorwürfe, da wir immer nur den Mißbrauch bekämpfen. Ein sehr berühmter Philosoph von Fach hat unsere historische Skizze der deutschen Philosophie wörtlich in eins seiner Werke aufgenommen. Wenn Hegelianer sie perhorresciren, so ist dies sehr begreiflich; allein so

Wir glauben berechtigt zu seyn, einen dicken Strich durch das ganze Gerede hindurchzuziehen, was uns den Begriff der Presse klar machen will. Wir wissen sehr gut, was die Presse ist, und halten keinen einzigen unsrer Leser für so beschränkt, daß er es nicht noch besser wissen sollte, wenn es nöthig wäre. Dagegen wollen wir uns mit den Ansichten des Verfassers über Preßunfug und Censur beschäftigen, denn hierüber sagt er manches Neue.

Was er über den Preßunfug bemerkt, enthält sehr viel Wahres. Die literarische Produktion ist künstlich gesteigert worden. Die Concurrenz hat häufig unanständige, ja höchst verdammliche Mittel gewählt. Sie hat den schlechtesten Neigungen, sofern sie schon vorhanden waren, durch entsprechende Lektüre geschmeichelt, und was noch schlimmer ist, die Jugend dazu verführt. Sie hat den verkehrtesten und rohesten Geschmack verbreitet, und da sich bevorzugte Talente entweder nicht zu so gemeinen Zwecken hergeben oder nicht für die Masse des buchhändlerischen Bedürfnisses ausreichten, sind die mittelmäßigen, die halbgeschliffenen und ganz rohen Talente in bedenklicher Ueberzahl herrschend geworden. Daher die Ueberhandnahme irreligiöser und unsittlicher Schriften, die nicht mehr übersehbare Ueberschwemmung mit der fadesten Unterhaltungsliteratur, und die lokalen Klatschblätter, die mit dem Raffinement großstädtischer Verdorbenheit immer in Deutschland noch die ursprüngliche plebejische Gemeinheit der Dorfschenke verbinden. Es bedarf keiner Erörterung, daß ein so mächtiger Hebel, wie die Literatur ist, nicht von so gar unfähigen und unwürdigen Subjecten gehandhabt werden sollte.

Allein das Mittel der Abhülfe? Wir müssen bedauern, mit Herrn Löffler in dem Grade in Widerspruch zu seyn, daß wir die Preßfreiheit, die er für die Ursache des Uebels ausgibt (und die übrigens gar nicht vorhanden ist), gerade umgekehrt für das einzig sichere Heilmittel halten. Wir haben es schon oft ausgesprochen, daß wir jene weibische und in jüngster Zeit sogar bübische Tendenz in der deutschen Literatur, die sich so weit von aller männlichen Würde entfernt, für eine Folge der Hemmungen halten, welche der Ausbildung einer männlicheren Richtung des öffentlichen Lebens und der Presse entgegenstehen. Wäre unsere Presse so frei, wie die englische; würde in unsern Societäten nicht so viel von Theater und belletristischem Geklatsch und etwas mehr von den Interessen der Nation gesprochen, so würde auch unsere Literatur nicht von den vielen Erbärmlichkeiten wimmeln. Die öffentliche Meinung, das Schicklichkeitsgefühl des Publikums würde den Autoren und Verlegern Gesetze vorschreiben, und Erscheinungen, wie sie in jüngster Zeit in Deutschland vorkamen, unter und mit der Censur vorkamen, würden unmöglich seyn.

Wir glauben darüber unbefangen zu urtheilen. Wenn irgendwer durch die Infamien einer zügellosen Presse persönlich verletzt worden ist, so sind wohl wir es, und wir hätten etwas mehr Ursache uns darüber zu beschweren, als Herr Löffler. Gleichwohl haben diese Vorgänge unsere Ansicht von der Presse nur bestätigt. Eine in langer Uebung der Preßfreiheit zur Männlichkeit gereifte öffentliche Meinung würde es jenen verworfenen Jünglingen, gegen deren Skandal wir aufgetreten sind, unmöglich gemacht haben, irgend eine Rolle in Deutschland zu spielen. Würden sie es wagen zu behaupten, sie hätten sie in England, wo die Presse so frei ist, spielen dürfen? Wohlan denn, so würden auch wir von ihren Libellen nicht übergossen worden seyn, wenn Deutschland eine freie Presse besäße, wie England.

Wenn die öffentliche Meinung in Deutschland in ihren literarischen Organen schlechte Tendenzen bekämpfen will, und hinlänglich im Stande wäre, sie zu besiegen, tritt die Censur dazwischen. Die schlechte Partei, die vorhin durch Gründe besiegt war, erklärt jezt, sie sey nur durch Gewalt besiegt, und anstatt jene Gründe zu beantworten, sagt sie nur, man habe sie der Polizei ausgeliefert. So verschafft sie sich ganz wohlfeil die Glorie des Märtyrerthums, und die Männer, die für die Ehre und den Anstand der deutschen Literatur das Wort ergriffen, werden hinterdrein als Denunzianten verschrieen. Diese Kränkungen müssen natürlich die männliche Literatur etwas weniger energisch und zahlreich, die weibische und bübische dagegen desto üppiger machen. Wer es versteht, wird uns Recht geben.

Herr Löffler billigt die Censur nicht, allein bloß, weil sie ihm nicht scharf und umfassend genug ist. Er will bei weitem durchgreifendere Maßregeln. Darin hat er Recht, daß die Censur auf eine pedantische Phrasenjagd ausgeht, hier übertrieben ängstlich ist und dort wieder Alles stehen läßt, was die Interessen, denen sie dienen soll, gefährdet, kurz, daß sie eine Halbheit ist. Allein was verlangt er nun?

Er will die Presse leiten:

a) durch ebenmäßige Consolidirung sämmtlicher Wissenschaften in ebenmäßige Institute;

d. h. die Presse soll so viel als immer möglich Monopol der Schulen und Fakultäten werden, also schon insofern

lange noch jeder einzelne Hegelianer dem andern vorwirft, er verstünde nichts von Philosophie, wollen wir uns über denselben Vorwurf von dieser Seite her beruhigen.

unmittelbar unter der Aufsicht des Staates stehn, weil die Schriftsteller Staatsdiener sind. Das ist das bekannte chinesische System. In China darf Niemand schreiben, als wer dafür angestellt ist.

b) Durch Unterordnung der nicht institutionellen, also nicht monopolisirten Presse unter die institutionelle so, daß, was die positive Wissenschaft nicht billigt, auch nicht gesagt werden darf, d. h., daß überhaupt nichts mehr gedruckt werden darf, was nicht von der politischen Scholastik approbirt ist;

c) durch das Gesetz, daß Staatsverfassung, Regierung, Gesetzgebung und Verwaltung nie unmittelbarer Gegenstand der nicht institutionellen Presse seyn dürfen, d. h., daß über diese Gegenstände nur Staatsdiener selbst schreiben dürfen;

d) innerhalb der institutionellen Presse selbst durch bestimmtere Sonderung der Behandlungsweisen jeder wissenschaftlichen Disciplin, so daß sie wo möglich in einer bestimmten Form permanente Stellung gewinnen, d. h. durch verba magistri, an denen kein Jota mehr geändert werden darf, und die man auswendig lernt, ohne darüber zu raisonniren;

e) sogar durch eine Controle der Uebersetzungstreue.

Was hiefür vorläufig zu leisten ist, soll geleistet werden durch ein:

Directorium des Buchhandels.

„Ist es nun thatsächlich der Verderb der ganzen Preßfrage, daß sie weit mehr durch Wort und Schrift wie eine Frage der gemeinen Erziehung und des Volksunterrichts aufgefaßt und dargestellt, denn durch lebendige Praxis in diesem Charakter wirklich behandelt wird — steht damit die Phrasenjagd der Censur wie die Wortklauberei der Gerichtshöfe, so wie die unstaatsliche Anschauung überhaupt, daß Jeder nicht nur schreiben und drucken könne, sondern auch was er schreiben und drucken wolle, in der engsten Verbindung — fehlt es überhaupt noch an dem Fundamentalgesetz, das die Presse schlechthin in den Staat zurücknimmt und alle Bewegungen derselben als Das, was sie sind, als gesellschaftlich auffaßt: so dankt man diesen fehlerhaften Anschauungen ganz vornehmlich auch den Mangel einer — höchsten Behörde, eines höchsten Directoriums des Buchhandels, in dessen Hand alle Fäden der Presse zusammentreffen, und wo diese selbst nach ihren innern wie nach ihren äußern Rechten mit Uebereinstimmung durch den ganzen Staat und nach der hier bezüglichen Verbindung zum Auslande, zu Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft angemessen geleitet wird. Die Institution eines solchen höchsten Buchhandel-Directoriums ist die eigentliche Aufgabe der Zeit, so wie ich fest davon überzeugt bin, daß es zum mindesten dann, wenn die revolutionnären Elemente mit allen ihren unseligen Folgen sich werden ausgearbeitet haben, diejenige Institution seyn wird, an die noch alle Staatsgesetzgebungen, durch heillose gesellschaftliche Unfälle gewitziget, dereinst denken werden. Nur von einem solchen Institute darf erwartet werden, daß es mit der Zeit die bösen Saaten der Presse ausgätet, den Greuel der Verwüstung niederkämpft, und die Presse einer edleren Aera, wo sie als ein sittlich wie rechtlich wohlausgebildeter Organismus sich darstellt, mit Sicherheit entgegenführt. Von ihm soll die Beantwortung der Fragen ausgehen, wie weit und in welcher Art der Blattismus in jeder Provinz auszudehnen und sich zu gestalten habe — wie und in welcher Art die Redaction der Blätter einzurichten sey — wie weit die Wiederaufnahme und Restitution alles preßlichen Inhalts der Vorzeit sich erstrecken dürfe — wie es mit der Uebersetzungsfreiheit zu halten — ob und wie der Bibliothekverlag zu gestatten — wie die Leihbibliothek zu leiten und zu reinigen sey — wie und wo Druckereien anzulegen seyen — endlich auch, wie die Censur organisirt werden solle. Hiemit soll ein Directorium des Buchhandels nicht nur im Allgemeinen, sondern in jedem besondern Falle beauftragt seyn, und dadurch der Bedeutungslosigkeit, worin das alte französische Buchhandel-Directorium schon mit seiner Entstehung versank, entzogen werden. Um einem so ausgedehnten Wirkungskreise mit Erfolg zu genügen, wird indeß nichts so nothwendig seyn, als daß es ausschließlich auf denselben angewiesen werde. Freilich ist es unmöglich, ein solches Collegium ohne Kostenaufwand herzustellen; allein es ist fast gewiß, daß dieser aus dem Preßstatus selbst geschöpft werden kann, ohne daß die Preßbetheiligten mit neuen Lasten beschwert werden. — An nur einem solchen Directorium würde man im Bereiche der Bundesstaaten genug haben, ja man würde sogar nur ein einiges haben dürfen, wenn auch für den buchhändlerischen Verkehr wieder diejenigen Wohlthaten abfließen sollten, die in seiner Bestimmung gegeben scheinen. Denn da es über alle jene Angelegenheiten der Presse entscheidet: so muß es auch in den bei weitem mehrsten oder doch in den größeren buchhändlerischen Unternehmungen zum Voraus bestimmen können und sollen, ob das Verlagsgut durch sämmtliche deutsche Staaten geführt werden dürfe oder nicht."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 81. Freitag, 11. August 1837.

Zur Frage der Preßfreiheit.

Ueber die Gesetzgebung der Presse. Ein Versuch zur Lösung ihrer Aufgabe auf wissenschaftlichem Wege, von Franz Adam Löffler. Erster Theil. Leipzig, Brockhaus, 1837.

(Schluß.)

„Hiedurch wird es zugleich ein Wegweiser der buchhändlerischen Speculation werden, während es dem Verlage überhaupt die sichersten Garantien gewähret. Seine Aufgabe soll es endlich auch seyn, den inländischen Verlag vor Beraubung durch ausländischen Nachdruck zu schützen, und, sobald die Dauer des Verlagsrechts wird gesetzlich festgesezt seyn, nach Verlauf derselben, über anderweiten Verlag des Inhalts mit den Interessenten zu berathen, und in allen Fällen, wo solche nicht mehr vorhanden sind, den Inhalt an den Fiscus zu überweisen. Sodann soll das Directorium des Buchhandels als diejenige Behörde, die vorzugsweise in genauer und durchgängiger Erkenntniß der ganzen Presse, nach ihrem jedesmaligen Status, sich befindet, billig auch diejenige seyn, die das Preßgesetz entwirft oder doch ihre betreffenden Ansichten und Vorschläge höchsten Orts mittheilet. Begreift das Directorium in seinem Verhältnisse zur Presse sich richtig — anerkennt es die hohe Wichtigkeit der Freiheit des Gedanken — sucht es den Gedankenhandel mehr bloß zu socialisiren, als ihn zu beschränken — verwahrt es sich sorgfältig gegen die Versuchungen zur Reaction — hört es die gerechten Wünsche des Buchhandels mit Aufrichtigkeit und gutem Willen — hält es sich beständig vor, daß es mehr dazu dienen solle, die Presse so zu leiten, daß sie je länger je mehr aller ihrer Beschränkungen erlediget werden könne, als dazu, die Presse in fortwährender Beschränkung zu erhalten oder diese gar noch zu mehren: so muß das Directorium des Buchhandels nothwendig diejenige Institution werden, die unter der gegenwärtigen und nie mehr zu reagirenden gesellschaftlichen Verfassung in Ansehung wahrer Volkskultur ungleich größere Verdienste davon trägt, als Erziehung und Unterricht selbst: und späte Jahrhunderte müssen es dankbar segnen."

So weit unser Autor. Seine Vorschläge sind, abgesehn von der Tendenz, unausführbar. Die unermeßliche Bewegung der Geister im europäischen Occident wird sich niemals einer Dressur fügen, wie sie im chinesischen Orient allein möglich ist, wo die Geister seit Jahrtausenden crystallisirt sind. Die Regierungen selbst haben noch keinen Versuch gemacht, die positive Leitung der Presse durch eine sogenannte institutionelle Presse zu übernehmen. Der Vorschlag gehört ins Kapitel des Royalismus, der royalistischer seyn will, als die Könige selbst.

Vollkommene Preßfreiheit, aber ein vernunftrechtliches Preßgesetz, welches offenbar verderblich wirkende Bücher, z. B. obscöne, confiscirt und ihre Verfasser bestraft, wie dies in England geschieht, reichen hin, auch ohne Censur, vielem Preßunfug vorzubeugen.

Das einzig sichre Mittel aber ist die Consolidirung einer männlichen Gesinnung und Gesittung überhaupt, die dann, als moralische Gesundheit im Volk, die krankhaften und giftigen Stoffe der Literatur von selbst ausstößt, wie dies wiederum England beweist, wo aus demselben Grunde Regierung und Volk in ungewöhnlicher Weise einander entgegen kommen.

Theologie.

1) Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, zugleich eine Kritik des Lebens Jesu von Strauß, für theologische und nichttheologische Leser dargestellt, von Dr. Tholuck. Hamburg, Fr. Perthes, 1837.

Wir kommen noch einmal auf den Straußischen Handel zurück, sofern uns die Pflicht obliegt, eine der vortrefflichsten Apotheosen des Christenthums, welche dieser Streit hervorgerufen hat, aus der Feder des ehrwürdigen Tholuck anzuzeigen. Unseres Amtes und Berufes war und ist es zwar nicht, in die Einzelheiten der theologischen Controverse einzugehn; allein wir glauben unsern Lesern wenigstens die Resultate mittheilen zu müssen, da der neue gegen das Christenthum begonnene Sturm auch außerhalb der theolologischen Grenzen das größte Aufsehen erregt hat.

Herr Tholuck charakterisirt das Straußische Leben Jesu folgendermaßen: „Der bis dahin gangbare Rationalismus war der Meinung gewesen, daß er von Kathedern und Kanzeln Besitz nehmen könne, ohne die Gestaltung des ganzen Christenthums zu alteriren. Er war sich bewußt, in der Person Jesu noch immer das Haupt der Kirche, den größten Wohlthäter der Menschheit, den besten Menschen, zu verehren, dessen Lehre nach Abscheidung unlauterer, meist aus Accommodation geflossener Lehren bis in die fernste Zukunft das Palladium der Menschheit bleiben sollte. Mit diesem neuen évangile de la raison tritt eine andere Periode ein. Die christliche Kirche hat keine Geschichte ihres Hauptes mehr, die schwache, auf bornirtem Standpunkte entstandene Lehre Jesu ist längst etwas anderes geworden in der von ihm ausgegangenen Kirche, und soll abermals etwas durchaus anderes werden in der in dieser Kirche entstandenen neuesten Philosophie. Was die Kirche bisher von Christus gelehrt hat, übernatürliche Geburt, Gottmenschheit, Auferstehung, Himmelfahrt und Weltgericht, das muß in Zukunft in symbolischem Sinne von der Menschheit gelehrt werden. Daß nach den Resultaten dieser Entdeckungen der ehrliche Mann, der nicht Lügner gescholten seyn wolle, nicht mehr Diener der Kirche Christi bleiben könne, spricht der Verfasser zu seiner eigenen Ehre aus. Welche Gestalt in Zukunft Christenthum und Kirchenthum nehmen solle, ist seinem Blicke dunkel, er überläßt es dem Geschick. Folgendermaßen lauten die Schlußworte des Werkes Th. II. S. 717. „Hiemit ist die Schwierigkeit eingestanden, welche die kritisch-spekulative Ansicht in der Theologie für das Verhältniß des Geistlichen zur Gemeine mit sich führt; die Kollision dargelegt, in welche der Theologe geräth, wenn er sich fragt, was nun für ihn, sofern er auf solche Ansichten gekommen, weiter zu thun sey, und gezeigt, wie unsre Zeit (der Verfasser meint per metonym. partis pro toto sich selbst) hierüber noch nicht zur sichern Entscheidung gekommen ist. Aber diese Kollision ist nicht durch den Fürwitz eines einzelnen gemacht, sondern durch den Gang der Zeit und die Entwicklung der christlichen Theologie nothwendig herbeigeführt; sie kommt an das Individuum (an den Verfasser) heran und bemächtigt sich seiner, ohne daß er sich ihrer erwehren könnte. Oder vielmehr, er kann dies mit leichter Mühe, wenn er sich nämlich des Studirens und Denkens enthält (ein Mißverständniß von Matth. 5, 29, welches sein Correctiv in Matth. 15, 19 findet), oder, wenn dieses nicht, doch des freien Redens und Schreibens. Und deren gibt es schon genug in unserer Zeit, und man brauchte sich nicht zu bemühen, ihrer mehrere zu machen durch Verunglimpfung derer, welche sich im Geiste der fortgeschrittenen Wissenschaft vernehmen lassen. Aber auch deren gibt es noch, welche, unerachtet solcher Anfechtungen doch frei bekennen, was nicht mehr verborgen werden kann — und die Zeit wird lehren, ob mit diesen oder mit jenen der Kirche, der Menschheit, der Wahrheit besser gedient ist.“ — Nimmt man insbesondere den Eindruck hinzu, welchen die Selbstbefriedigung und stolze Sicherheit des Verf. durch das gesammte Werk hin auf die Leser machen, so muß man unwillkürlich an jene bekannte Weissagung Lichtenbergs sich erinnern (Dessen vermischte Schriften Th. I. S. 166): „Unsere Welt wird noch so fein werden, daß es ebenso lächerlich seyn wird, einen Gott zu glauben als heut zu Tage Gespenster — und dann wieder über eine Weile wird die Welt noch feiner werden, und es wird fortgehen mit Eilen, die höchste Höhe der Verfeinerung hinan. Den Gipfel erreichend wird noch einmal sich wenden das Urtheil der Weisen, wird zum lezten Male sich verwandeln das Erkenntniß. Dann — und dies wird das Ende seyn, dann werden wir: nur noch an Gespenster glauben. Wir selbst werden seyn wie Gott. Wir werden wissen:

Seyn und Wesen überall ist und kann nur seyn — Gespenst. — Zu dieser Zeit wird des Ernstes saurer Schweiß von jeder Stirne abgetrocknet werden; weggewischt aus jedem Auge die Thräne der Sehnsucht; es wird lauter Lachen seyn unter den Menschen, denn jetzt hat die Vernunft ihr Werk an sich vollendet; die Menschheit ist am Ziele; einerlei Krone schmückt jedes Mitverklärten Haupt."

„Freilich wäre nun der Eindruck des Straußischen Werkes auf die Zeitgenossen unerklärbar, wenn es nicht, trotz seines Mangels an Neuheit des Stoffes und der darin auftretenden Elemente, ein bedeutendes Werk wäre. Es ist ein bedeutendes Werk, und zwar besteht seine Bedeutung darin, die Elemente der dem Christenthum widerstrebenden Geistesrichtung dieser Zeit mit Sicherheit, Kraft und Scharfsinn zu einem Ganzen vereinigt und auf Einen Punkt hingerichtet zu haben. Es ist bekannt, daß Gutzkow seinen Schutz darin suchte, daß er ja nur für das, was der moderne Zeitgeist sporadisch in Schleiermacher, Goethe u. A. über die Ehe ausgesprochen, das zusammenfassende Organ geworden sey. Auch Strauß in seiner Erklärung an das Würtemberger Oberconsistorium nimmt für sich einen gleichen Vertheidigungsgrund in Anspruch. Bei ihm soll nun auch das Verdienst, in Bezug auf Religion Organ des Zeitgeistes geworden zu seyn, nicht gering angeschlagen werden. Denn, wenn auch derjenige Geist uns größer dünken muß, der, wie ein Räthsel aus dem Schooße seiner Zeit hervorgeht, unbegriffen und unbegreifbar, nicht der Liebling der Gegenwart, aber die Weissagung der Zukunft, so ist doch auch derjenige nicht gering zu achten, in welchem die *disjecta membra* des dichtenden Zeitgeistes sich zu einem zusammenhängenden Gedicht gestalten, in welchem die Kinder der Zeit sich selbst bespiegeln können. Aber auch eine gewisse Tüchtigkeit der moralischen Anlage hat dazu gehört, ein Werk wie das Straußische hervorzubringen, denn der Verfasser hatte auf die Gefahr seiner bürgerlichen Existenz hin das Wort laut auszusprechen, welches manche Männer in schwarzen Röcken gegenwärtig im Herzen bewegen, aber über die Lippen kommen zu lassen sich scheuen. Indessen wußte er auch in dieser Hinsicht was er that; man sieht es, wie völlig sicher er ist, keine einzelne Welle zu seyn, sondern in einem Strome zu fließen, dessen breites Bett ihn schützen würde. Dieses Bewußtseyn läßt ihn denn auch mit einer Zuversichtlichkeit auftreten, welche bei Manchem eine stärkere Wirkung ausüben wird als das Gewicht der Argumente. Seine Courage ist die Hälfte seines Sieges. Des Beifalls der öffentlichen Meinung im Großen gewiß, tritt er mit der Ueberzeugung auf, daß das Christenthum durch den Geist der Zeiten gerichtet ist. In dieser Ueberzeugung wirft er zur Rechten und zur Linken mit den Schlagwörtern „obsolete, antiquirte Ansicht" — „die Rumpelkammer der alten Orthodoxie" — „unwissenschaftliche Behauptung" — „die gebildete Vernunft unsers Jahrhunderts" um sich. Daß am Ende jeder Irrthum, sobald er epidemisch wird, den Ehrennamen Vernunft bekommt, fällt ihm nicht bei. Wer aber solchen Stimmen gegenüber glaubt kleinlaut werden zu müssen, der wolle sich erinnern, daß wir eine solche Periode bereits hinter uns haben, die sich le siècle philosophique nannte, wo die Zunge auf Stelzen ging und die Vernunft mit halbem Segel fuhr, und daß, wie die Reihe des Kleinlautwerdens an das erste siècle philosophique gekommen ist, also sie auch noch an das zweite kommen könne. Ist bei dem Verfasser die Courage sein halber Sieg, so ist der Glaube noch 1 Joh. 5, 4 unser ganzer. — Läßt sich nun nachweisen, daß kein einziger Baustein dieses der Zeit imponirenden Gebäudes neu ist, so könnte man sich freilich wundern, daß auch die Theologen, welche doch mit dem ganzen Material bekannt seyn mußten, sich imponiren lassen konnten. Man bedenke nun aber zunächst dies, daß der Verf. eben jenes bedenkliche Wort, das so manche von ihnen nicht über die Lippe zu bringen wagten: „die christliche Geschichte ist eine Fabel!" ausgesprochen hat, ausgesprochen hat in einer Zeit, wo zum Grame der negirenden Partei der Glaube wieder eine immer drohendere Macht in der Zeit geworden war! Wie sollte nicht von einem so heuchlerischen und dabei so furchtsamen Geschlechte jener Vorkämpfer mit Freuden aufgenommen werden, welcher dem Schweiß- und Staubgetümmel des Schlachttages sich Preis gibt, während sie hinter dem Busche stehen, und sich vergnügt die Hände reiben und einander zulächeln?"

Herr Tholuck geht nun auf das Einzelne ein und weist mit einem außerordentlichen Scharfsinn alle Irrgänge der Straußischen Kritik und das nicht selten „bösliche Spiel" nach, das er mit der Wahrheit da getrieben, wo sie ihm zu nahe lag, als daß er sie nicht hätte erkennen sollen, wo er sie aber absichtlich ignorirte. Wir können uns nicht enthalten unsern Lesern eine Probe von der groben Wegwerfung zu geben, deren sich Herr Strauß gewöhnlich bedient, wo er mit den freien Künsten der Sophistik nicht ausreicht. „Zugegeben, sagt er Th. I. S. 68, daß sich diese Sagen alle in Palästina gebildet haben: wer sagt uns denn, daß dies gerade an denjenigen Orten geschehen seyn müsse, wo Jesus sich am längsten aufgehalten hatte, wo also seine wahren Schicksale bekannt waren? Was aber die Augenzeugen betrifft, so müßte, so fern die Apostel darunter verstanden seyn sollen, diesen eine wahre Allgegenwart zugeschrieben werden, wenn sie an allen Orten und Enden, wo unhistorische Sagen über Jesum aufkeimten und fortwucherten, zu deren Ausjätung zugegen gewesen seyn sollten." Herr Tholuck bemerkt darüber: „Die Abfertigung ist kurz und um so weniger können wir uns durch sie zufrieden stellen

lassen, da wir ihren Mienen die Verlegenheit anmerken. Zuvörderst thut der Verf. so, als ob es nur Großmuth wäre, wenn er die Entstehung der Sage in Palästina zugibt. Aber sind nicht nach ihm die Sagen aus dem alttestamentlichen und rabbinischen Bilderkasten entlehnt, und wem anders hätte dieser so zu Gebote gestanden, als den Palästinensern? Wenn aber der Kritiker damit einzuschüchtern meint, daß man zu der lutherischen Ubiquität Jesu auch noch eine apostolische hinzunehmen müßte, so dient darauf die trockne Antwort, daß er mit Klugheit den Standpunkt verschoben hat. Nicht das ist ja die Frage, ob an keinem Orte der Erde sich einzelne unbegründete Sagen von Jesu gebildet haben, sondern die Frage ist ja einfach diese, ob in den christlichen, von den Aposteln gestifteten Gemeinden, so lange die Stifter lebten, dieser Sagenkreis hätte aufkommen und herrschende Lehren werden können, ohne daß sich dagegen entschiedener Widerspruch erhoben hätte, einerseits nämlich von unmittelbaren Augenzeugen aus Freundschaft für, andererseits von den Juden aus Feindschaft gegen die Sache? Was nämlich die Juden betrifft, so werden diese wahrlich nicht von jener Mythenbildung so günstig geurtheilt haben, sie bloß als sinnige Blumenguirlanden einer jugendlich begeisterten Phantasie um einen Todtenkopf anzusehn, sondern allgemein würden sie die Christen als Betrüger ausgeschrieen haben." Herr Tholuck ist unerschöpflich an Anführungen, durch welche bewiesen wird, daß in der Zeit, in welcher noch Augenzeugen oder deren Schüler lebten, Freunde und Feinde die Echtheit der Evangelien allgemein anerkannt haben, und daß es mehr als suffisant ist, von diesen in ihrer Einfalt so erhabenen und wahrhaft heiligen Erzählungen „von Sturm-, See-, und Fischanekdoten," vom Seelenkampfe Jesu Christi als von einer „verwaschenen Sage" und von seinen lezten Reden als von „langgedehnten Abschiedsreden" zu sprechen. Wenn Heine sich dergleichen erlaubt, so entschuldigt ihn die humoristische Narrenfreiheit und die jüdische arrière pensée; aber an einem christlichen Theologen ist diese Sprache unanständig. Und was soll man zu einem Geschmack sagen, der (im Geist eines neidischen alten Professors aus dem 19ten Jahrhundert) es unwahrscheinlich findet, daß Johannes der Täufer dem jüngern Nebenbuhler Jesus so ganz neidlos gehuldigt haben soll, oder das Wunder, daß Christus auf dem Meere wandelte, abgeschmackt findet und dagegen die Erfindung des Dampfschiffs als ein weit höheres Wunder preist. Einem solchen Geschmack scheint eine gewisse Gemeinheit angeboren zu seyn, der wir vielleicht noch mehr verzeihen müßten. Man kann sich nur dafür bedanken, daß sich dieser Geschmack in der trocknen Sprache eines Magisters, daß er sich nicht in der saftigen eines Cynikers äußert. Herr Tholuck sagt in aller Höflichkeit: „So unglaublich es ist, bis zu dem Extrem hat die Wunderscheu den Pyrrhoniker fortgetrieben, daß er mit allem Wunderbaren nicht nur das Providentielle, sondern selbst das Pikante, das Sinnreiche, das sittlich Außerordentliche, das doch immer nur als ein wunderbarer Fremdling in das ordinäre Menschenleben einzuziehen pflegt, aus der evangelischen Geschichte verjagt und nur als unverdächtig passiren läßt, was sich als ordinär zu legitimiren vermag."

Mit richtigem Takt sieht Herr Tholuck in dem Straußischen Werke nicht bloß ein theologisches Curiosum, sondern eine bedeutsame Zeiterscheinung im Zusammenhange mit vielen verwandten Erscheinungen und er hebt das praktische Moment hervor.

Auf einen Streit innerhalb der gelehrten Theologie mehr oder weniger kommt es nicht an; die Wichtigkeit oder Unwichtigkeit liegt in der Theilnahme des größern Publikums, im Einfluß auf die Gesinnung und Gesittung des Zeitalters. Von dieser Seite, und von dieser allein, haben wir in diesen Blättern den Straußischen Handel aufgefaßt. — Auch der Zusammenhang der Straußischen Lehre mit der Hegel'schen Philosophie hat nur insofern Wichtigkeit, als die leztere in jüngster Zeit von den moralisch destructiven Tendenzen, die sich der populären Literatur bemächtigt haben, zur Operationsbasis gewählt worden ist, um damit nach der stabilen Seite hin den etwa Argwöhnischen mit einer königlich privilegirten Philosophie zu imponiren. Es ist daher ganz folgerecht, wenn Herr Tholuck sagt: „Herr Strauß werde mit gedachtem jungen Deutschland fraternisiren müssen."

Auch wir glauben nicht, daß ihm die Mission geworden ist, das Christenthum zu stürzen, wohl aber die Mission, ein Gewährsmann für die schlechtesten Subjecte zu werden, die vor allen Dingen der christlichen Pflichten entbunden seyn wollen, um einen Freipaß für jede Schamlosigkeit des Körpers und der Seele zu erhalten. Wir sagen nicht, daß Herr Strauß dieser Gewährsmann seyn will, aber er wird es seyn auch wider seinen Willen, und wenn ihm diese Vermuthung ein zu hartes Urtheil zu involviren scheint, so fordern wir ihn auf, neben der Gallerie seiner Gegner auch eine seiner Anhänger zu schreiben, damit die Welt urtheilen kann, ob er sich derselben weniger zu schämen hat, als seiner Gegner.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 82. Montag, 14. August 1837.

Theologie.

2) Stimmen der deutschen Kirche über das Leben Jesu von Dr. Strauß, für Theologen und Nichttheologen, gesammelt von J. Zeller. Zürich, Höhr, 1837.

Der Verfasser hat sich die Mühe genommen, alle irgend erheblichen Stimmen gegen das Straußische Werk zusammenzustellen, was in der That eine recht gute Uebersicht über den ganzen Handel gewährt.

Zuerst sind die Parodien erwähnt, in welchen in der sophistischen Manier des Dr. Strauß das Leben Luthers, das Leben Napoleons, ja das Leben des Dr. Strauß selbst für eine bloße Mythe erklärt wird.

Dann folgen die ersten Erklärungen 1) von Neander: Strauß besizt Scharfsinn, um Gegensäze aufzuspüren, aber keinen Tiefsinn, um die höhere Einheit zu erfassen. Seiner Sophistik gegenüber ist überhaupt gar keine Wahrheit möglich. Das Christenthum wäre gefährdet, wenn seine Ansicht je die herrschende werden könne; dies sey aber so wenig zu besorgen, daß auch ein Verbot des Buchs nicht nöthig sey. 2) Von Hengstenberg: „Das Werk von Strauß ist eben dadurch so bedeutend, daß es nicht etwas absolut Neues gibt, sondern daß es nur consequente Durchbildung und Zusammenfassung von Elementen ist, die in der ganzen Zeit schon vorliegen. Aber dennoch geht dasselbe bedeutend über das bis jezt Gangbare heraus, und kündigt sich in dieser Beziehung selbst als Organ des immer mündiger werdenden Zeitgeistes an. — Ein Etwas von Frömmigkeit galt bisher noch für den Theologen so nothwendig, daß, wer es nicht hatte, es zu erheucheln suchte. Hier aber tritt uns die gänzlichste Erstorbenheit alles Gottesbewußtseyns entgegen, und dieser Eigenschaft rühmt sich der Verfasser sogar, sie betrachtet er als das Eine was Noth thut, als dasjenige, was er vor so vielen Andern voraus habe, die ihn ungleich an Gelehrsamkeit übertreffen. Der Verfasser ist, was viel sagen will, eben so entfernt von religiösen Voraussetzungen, als er angefüllt ist von irreligiösen Voraussetzungen. — Sein Buch selbst hat kein Gewicht; der Unglaube der Zeit gibt ihm seinen Werth... Es ist unbegreiflich, wie das Lob der Gelehrsamkeit dem Verfasser des Lebens Jesu so allgemein und so freigebig gespendet werden kann. Er selbst kennt sich besser, er lehnt es in der Vorrede von sich ab, erheuchelte Demuth ist nicht seine Sache. Zu dem Selbstzeugniß des Verfassers kommt aber, davon unabhängig, das Zeugniß seines Buchs. Wer den Scharfsinn des Verfassers hat, dabei ein Vademecum wie die Commentare von Paulus und Kuinöl, Mittel sich die

dort in reichlicher Menge citirten Schriften anzuschaffen, oder Gunst sie zu leihen, der kann in jedem Augenblicke, ohne alle gelehrte Vorbereitung, an die Abfassung eines Werkes gehen, das ein eben so gelehrtes Aussehen hat, wie das vorliegende. Wirkliche Gelehrsamkeit wird daraus erkannt, daß man überall das Entlegenste da in Bereitschaft hat, wo es für die Untersuchung von Vortheil ist. Das wird man aber hier nie und nirgends finden. Der Verfasser ist immer in den Kreis seiner nächsten Hülfsmittel gebannt. Oft ist sogar Unfleiß und Fahrlässigkeit unverkennbar und auch das unmittelbar zur Stelle Gehörige wird nicht genuzt. Beim alten Testament scheint der Verfasser fast gar nicht mit eigenen Augen zu sehen." 3) Von Tholuck im literarischen Anzeiger (ausgeführt in seinem größern Werke). 4) Von C. H. Weiße, der die Lehre des Dr. Strauß als einen Ausfluß aus dem Hegelianismus bezeichnet und mit Recht bemerkt, daß die Philosophie über diesen Hegelianismus hinausstrebe. 5) Von Leo: „Während wenige zerstreute, erst allmählich sich geistig zusammenfindende Männer bereit sind, von den sittlichen Elementen unsers Lebens zu retten, was noch rettbar ist, schreitet anderseits der Auflösungsprozeß in Riesenschritten fort. Wichtiger als jene Rotte, die im Grunde schon alle wirkliche Religion im Rücken habend, den Bestand unserer häuslichen Sitten angegriffen hat, ist die Klasse von Gelehrten, welche mit wissenschaftlichen Waffen die Authentie einzelner Bücher der heiligen Schrift angreifen und Folgerungen daraus ziehen, die besonders bei den Nichtwissenschaftlichen das Ansehen unserer Religion überhaupt gefährden. Solche einmal hingestellten Untersuchungen müssen allerdings auf wissenschaftlichem Wege ihre Erledigung finden; ja ein Glück ist es, daß der Rationalismus endlich die Schärfe gewonnen hat, wie er jezt in Vatke und Strauß, dem ganzen System der christlichen Theologie Verderben drohend, auftritt. Kennt man doch nun die Wurzel, und kann das Beil an sie legen! Wie aber, wenn nun nach Jahrzehnten unsere christliche Theologie den Prozeß völlig gewonnen hat, wenn nun in höhern Regionen Siege gegen die Auflösung erfochten worden sind; aber durch das Ausposaunen der unreifen Ergebnisse während des Kampfes, durch das Verschleppen wissenschaftlicher Erörterungen an ganz urtheilsunfähige Volksklassen das Volk inzwischen völlig zu geistigem Pöbel geworden, sich auflehnt gegen das, was in Regionen zum Siege geführt ist, zu denen seine Blicke nicht reichen können?" — 6) Von Heinroth: „Durch Dr. Straußs zerreißende und ertödtende Behandlung der Evangelien ist mir das Leben und die Harmonie derselben nur noch eindringlicher vor Augen getreten. Denn statt der Widersprüche dieser Berichte unter einander und eines jeden mit sich selbst, wie sie Herr Dr. Strauß anschaulich herausklaubt, finde ich vielmehr nur eine Mannichfaltigkeit und Abwechslung in der Ausführung desselben Themas ꝛc."

Nach diesen Journalartikeln beginnt eine Reihe der Flugschriften 1) von Nägeli: „Als ein Unheiliger, der den Sinn für das Heilige auch an seinen Mitmenschen nicht achtet, der mit dem von seinen Mitmenschen Heiliggeachteten und zugleich mit dem Heiligen selbst ein Spiel treibt, wie es mit der Miene des Ernstes noch Keiner trieb, erscheint Strauß, und es gelang ihm nur schlecht, hinter diesen noch so weiten und breiten Mantel des Ernstes den eingefleischten Satyr zu verstecken. Er, der die Ebenbürtigkeit des „Eingebornen" mit einer lästerlichen Ausführlichkeit in Zweifel stellt; er, der die „Gebenedeite" als eine Gefallene darstellt, er, der Wunderläugner — dieser freche Mensch darf in der Vorrede dennoch sagen „Christi übernatürliche Geburt ist eine ewige Wahrheit." — Viele einzelne Wendungen und Ausdrücke verrathen den Heiligthumsschänder. Mit Widerwillen fertigt der Laie selbst solch ein Sündenregister an, dabei mit dem Wunsche, daß der christliche Leser es überschlage, hingegen diejenigen, welche ein solches Subject zur Berufung an die Hochschule haben empfehlen wollen, es lesen — und sich schämen." — (Er citirt nun B. II. S. 70. 95. 172. 195. 236 ꝛc.) Zum Schluß ist noch über diese Empfehlungen, über die Tendenz der politischen Rathgeber, durch einen solchen Lehrer an der Hochschule die Kirche herabzuwürdigen ꝛc. manches freimüthige Wort gesagt. 2) Von Barth, eine sehr zweckmäßige Anführung der muhamedanischen Mythen von Christus, die das wirklich sind, was Herr Strauß von den Evangelien behauptet hat, von denen sich aber die Evangelien aufs deutlichste als schlichte wahrheitsgemäße Erzählung unterscheiden. 3) Von Hartmann, der die Echtheit der Evangelien beweist; 4) von Stirm, der in den segensreichen Wirkungen des Christenthums den lebendigsten Beweis für seine Echtheit sieht, denn „an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen." Wir sind begierig zu erfahren, ob Hegel unter seinen Schülern auch solche Früchte bringen wird, wie Christus. Bis jezt ist von diesem Baum des Erkenntnisses noch kein Apfel gefallen, in dem nicht ein Wurm gewesen wäre. *

* Selbst bei den hegelisirenden Christen ist die Voraussetzung, man könne erst durch Hegel zum Begriff des Christenthums gelangen, ein unerträglicher Hochmuth. Bekanntlich aber sind die meisten Hegelianer Antichristen, nämlich Autotheisten, Selbstvergötterer, und was aus einer solchen Annahme entstehen muß, das Sichdrüberhinwegsetzen über das Gute und Böse, die Aufhebung aller Pflichten und sittlichen Schranken, die Rehabilitation des Fleisches ꝛc., das alles ist wirklich schon zum Vorschein gekommen. Das sind wurmstichige Früchte.

In einem neuen Abschnitte behandelt der Verfasser die Urtheile der Rationalisten. Diese sind sehr ergötzlich. Bekanntlich denken die Rationalisten längst eben so geringschätzig vom Evangelium, wie Dr. Strauß, sie haben nur nicht den Muth gehabt, sich so unumwunden auszusprechen. Sie haben immer noch lavirt, und es für eine Art von Pflicht gehalten, die christliche Maske noch nicht abzulegen, sondern unter derselben dem Christenthum entgegen zu wirken, weil sie es auf diese Weise am bequemsten thun konnten und sich dem Mißgeschick, das Lehramt zu verlieren, nicht aussetzten. Dr. Strauß warf die Augen um sich, fand, daß ihm die Rationalisten gehörig vorgearbeitet hatten, daß eine unchristliche, ja antichristliche Stimmung schon weit verbreitet sey, und daß man wenig Gefahr zu besorgen habe, wohl aber einen großen Ruhm erringen könne, wenn man jezt, die bisherige rationalistische Feigheit weit hinter sich lassend, plötzlich keck als Antichrist aufträte. Es lag nun dieses Contrastes wegen in seinem System, gegen die armen Rationalisten undankbar zu seyn, und er hatte zugleich das Recht, sie wirklich um ihrer Scheinheiligkeit willen ein wenig zu verachten. Die Rationalisten ihrerseits fühlten sich in der Sache durch die großen Erfolge des Straußischen Werkes geschmeichelt. Er hatte doch für ihren lieben Antichrist, für das geheimnißvolle Kind, das sie so lange als alte Ammen gepflegt, den Weg mit starkem Arm gebrochen, und ihn durch die Fluth der Zeit getragen als unheiliger Christoph. Aber sie fühlten sich persönlich tief gekränkt, denn er hatte verächtliche Seitenblicke auf ihre Altersschwäche geworfen. Daher waren ihre Aeußerungen sehr gemischt, bei den Meisten in alter Weise zurückhaltend, um sich nach keiner Seite hin eine Blöße zu geben. Nur der kräftige Röhr wollte sich nicht von dem jungen Strauß übertrumpfen lassen, und handelte als ein tüchtiger Feldherr, indem er die Burg Zion, welche die Rationalisten selbst bisher belagert, aber noch nicht bezwungen hatten, plötzlich zu seiner Schutzwehr gegen den unberufenen dritten Feind machte. Mit Recht sagt der Verfasser: „Wir verlassen nun das Gebiet des Rationalismus, der entschlossen ist, nichts gelten zu lassen, als was in seine „Natürlichkeit“ paßt, und dem darum nicht weniger der Sinn für die Erhabenheit des wahrhaft einfachen Evangeliums fehlt, als die Fähigkeit, den Verirrungen der Wissenschaft sich mit Erfolg entgegen zu setzen.“

Nach den Rationalisten kommen die speculativen Theologen an die Reihe, d. h. die hegelisirenden. Ihre Aeußerungen sind nicht weniger ergötzlich, als die der Rationalisten, denn auch hier tritt die Eifersucht ins Spiel. Dr. Rosenkranz will gar nicht zugeben, daß Strauß von Hegel emanire und schiebt ihn — gewiß mit größtem Unrecht — dem seligen Schleiermacher zu, der zwar auch entsetzlich viel speculirte und respective sophistisirte, aber immer für und nie gegen Christus. Es ist äußerst lustig zu lesen, wie die Schüler Hegels sich selbst hofmeistern mit der nur ihnen eignen Suffisance und Altklugheit, die als Karrikatur des philosophischen Styls in der Geschichte der Philosophie in komischem Andenken bleiben wird.* So hofmeistert noch einer, ein gewisser Bruno Bauer, den armen Strauß entsetzlich, und zwar vom Hegel'schen Standpunkt aus, als einen, der den hohen Meister keineswegs begriffen und dem Beruf, den er sich angemaßt, keineswegs gewachsen sey.

Seltsamerweise widmet der Verfasser den sächsischen Theologen einen eignen Abschnitt, versteht aber unter denselben die vom Rationalismus zum Supranaturalismus kämpfend durchgebrochene Reinhard'sche Schule. Die Schrift von Grulich ist von der Art, daß sie zwar nicht wissenschaftlich entscheidet, doch wahrscheinlich die Gesinnung und Meinung der größten Mehrheit deutscher Landpfarrer ausdrückt. Er ist ganz ehrlich erschrocken über die Straußische Schrift, und fragt zuerst: sollte er denn Recht haben? Dann besinnt er sich und rettet sich sein Christenthum auf eine für den gesunden Menschenverstand so deutliche Weise, daß diese Schrift sicher zu den am meisten praktischen, wirksamen und populärsten gehört, die der Straußischen entgegengestellt worden sind. In einer andern von Gelpke ist die Exegese des Dr. Strauß im Einzelnen mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit angegriffen.

Sofort treten die kirchlich gesinnten, d. h. orthodoxen Theologen auf, zuerst Sack, der dem Dr. Strauß sowohl den theologischen, als historischen und philosophischen Boden abspricht, und in dessen Schrift das Bemerkenswertheste die Nachweisung des innern Widerspruchs zwischen der von Strauß gleichzeitig festgehaltenen

---

* Die Hoffart ist allen Hegelianern eigenthümlich und liegt in ihrem System. Indem jeder ein Gott zu seyn glaubt, kann er sich nicht hoch genug schätzen. Daher sind die Schüler derselben Philosophie gegen einander selbst nicht weniger hoffärtig als gegen Andersdenkende, und man geht nicht zu weit, wenn man sie mit den Unheilbaren vergleicht, die im Saal eines Irrenhauses mit hochgetragner Nase neben einander vorbeigehn, und von denen jeder jeden unsäglich verachtet, obgleich sie alle einander gleich sind. Unter diesen Umständen dürfen wir uns noch weniger über die komische Gravität wundern, womit alle Hegelianer, und also auch Herr Strauß augenblinzelnd auf die Gegner ihres gemeinschaftlichen Systems, also auch auf uns herunterzusehn affectiren. Es hat uns immer in große Heiterkeit versezt, und wir haben an Rabelais gedacht: Ego sic argumentor. Omnis clocha clochabilis in clocherio clochando, clochans clochativo, clochare facit clochabiliter clochantes. Parisius habet clochas. Ergo gluc, ha, ha, ha, c'est parlé cela.

Hegel'schen Speculation und mythologischen Erklärung ist. Harleß weist mit großer Schärfe und unerbittlicher Unhöflichkeit die Willkür, das absichtliche Verstecken, das bösliche Spiel mit der Wahrheit und die selbstgefällige Verdrehung derselben in der Straußischen Schrift nach. Lange geht dem jungen Antichristen eben so scharf zu Leibe und weist ihm bei der Widerlegung seiner seichten und auf die lockersten Voraussetzungen gestützten Behauptungen sogar nach, daß er nicht einmal alles gegen das Christenthum vorzubringen gewußt hat, was wirklich Beherzigung verdient, „daß er in seinem Buche, das vielen Unrath deistischer Bibelfeinde der Erwähnung wohl werth gefunden, eine Menge gerade der wichtigsten Einwürfe gar nicht der Erwähnung werth findet."

Wie vorhin die sächsischen, so bilden nun auch die würtembergischen Theologen einen besondern Abschnitt in der Uebersicht des Verfassers. Er charakterisirt sie durch den Storr'schen Supranaturalismus. Der mit so viel edler Wärme geschriebenen Schrift des bald nach ihrer Abfassung verstorbenen Klaiber folgt die von Waihinger, die sehr umständlich auf die Sophismen des Dr. Strauß eingeht und dessen „Kunstgriffe" aufdeckt, und die von Eschenmayer, der das Antichristenthum schon mit Ischariot beginnen läßt und sehr mit Recht die Lügentheologie derer, die sich noch Christen nennen und doch dem Christenthum jeden Tort anthun, den Ischariotismus nennt. „Uebrigens sey nun entstanden, was entstehen mußte, nämlich nachdem Schleiermacher, der Vormann der neuen kritischen Schule, durch seine Kunststücke den Satan aus dem Evangelium hinausgetrieben, komme nun Strauß, und treibe durch noch feinere Kunststücke auch vollends Christum hinaus — d. h. hiemit sey nun die Selbstvernichtung der Theologie vollendet. Dies sey die Folge des Bundes, den schon längst die Theologie mit der Philosophie geschlossen habe. Unmerklich habe die Philosophie ihre Selbstvergötterungslehre (denn sie habe keine andere) in die Theologie hereingebracht ꝛc." Uebrigens nennt Eschenmayer die Straußische Schrift einen kalten Streich, einen Blitz, der nicht zündet, gleichsam eine Buhlerei mit dem Teufel, der bekanntlich nach dem alten Hexenglauben keine Zeugung oder nur ein Wechselbalg folgte. Daß die heutige Philosophie überhaupt mit ihrer Selbstvergötterungslehre nicht weit kommen werde, weist er sehr gut nach. Wahrhaftig, man muß die Achseln zucken, wenn man die jungen Pedanten herumlaufen sieht, die sich einbilden, Götter zu seyn. Ein wenig Geschmack wäre ihnen sehr zu gönnen.* — Eine der glänzendsten Gegenschriften ist die von Wilhelm Hoffmann, die mit größter Vorsicht voranschreitet, als auf einem Gebiet, wo lauter Lügen versteckt sind, wie Selbstschüsse. Der Scharfsinn, womit er dem Betrug des Straußischen Werkes Schritt vor Schritt folgt, ist bewundernswerth. Besonders weist er mit großer Feinheit nach, wie sich Dr. Strauß durch die falsche Voraussetzung, das Christenthum habe sich überlebt und neige sich zum Ende, habe berücken lassen. Strauß selber sagt: „Die supranaturalistische und natürliche Betrachtungsweise der Geschichte Jesu sind veraltet. Die orthodoxe Ansicht von dieser Geschichte hat sich in der That schon früher," als die rationalistische überlebt gehabt, da nur, weil die erstere der fortschreitenden Bildung nicht mehr genügte, die leztere ausgebildet wurde; die neuern Versuche aber, mit Hülfe einer mystischen Philosophie sich wieder in die supranaturale Anschauungsweise unserer Vorfahren zurückzuversetzen, verrathen schon durch die gesteigerte Stimmung, in welcher sie sich halten, daß sie lezte, verzweifelte Unternehmungen sind, das Vergangene gegenwärtig, das Undenkbare denkbar zu machen."

(Der Schluß folgt.)

* Herr Strauß wird uns nun freilich wieder vorwerfen, wir legten an philosophische Gegenstände einen ästhetischen Maaßstab. Dieser Vorwurf trifft uns nicht, sofern alle unsre Leser wissen, daß wir die Wahrheit auch ungeschmückt in allen Wissenschaften, wie im Leben, zu schätzen wissen. Wir lassen uns aber diesen Vorwurf sehr gern machen, wenn es sich von einer auffallend geschmacklosen Philosophie handelt, die das gesunde Gefühl beleidigt. Hier an die Grazien zu erinnern, ist ganz am rechten Ort, und sogar philosophisch, wenn anders Plato ein Philosoph war. — Von gleichem Gewicht ist der Vorwurf unsers edeln und wahrheitsliebenden Gegners in Bezug auf unsern moralischen und patriotischen Maaßstab, den wir, wie er vorgibt, statt des ästhetischen anlegen. Alle unsre Leser wissen, daß wir nichts weniger als prude sind, uns über den Mangel an Lustigkeit in unsrer neuen Literatur immer beklagt haben und nicht entfernt an Moral denken, wo sie nicht hingehört; daß wir sie aber da, wo sie hingehört, gegenüber z. B. den Schamlosigkeiten einer gewissen jungen Partei, in ihrem ganzen Ernst geltend zu machen wissen. Und der vaterländische Maaßstab? Wahrhaftig, es wäre wohl unverzeihlich, wenn unter so vielen tausend deutschen Schriftstellern, denen ihr Vaterland vollkommen gleichgültig scheint, auch nur ein einziger eine gewisse Wärme dafür verriethe. Auf andere Vorwürfe unsers Gegners wollen wir uns nicht einlassen. Ueber Goethe haben wir schon genug geschrieben. In Betreff Johannes Müllers weisen wir auf die Citate in der dritten Auflage unsrer Geschichte der Deutschen, und würden es, da wir die Tendenz des Herrn Strauß im Großen und Ganzen verwerfen, nur für kleinlich halten, auf eine Nebensache Gewicht zu legen, so sehr sie auch gemacht scheint, ihn eine Demüthigung fühlen zu lassen. Herr Strauß studire erst die neuere Geschichte, lerne die Thatsachen kennen und urtheile dann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 83. Mittwoch, 16. August 1837.

Theologie.

2) Stimmen der deutschen Kirche über das Leben Jesu von Dr. Strauß, für Theologen und Nichttheologen, gesammelt von J. Zeller. Zürich, Höhr.

(Schluß.)

Dies ist ziemlich der Schlüssel zu seinem ganzen Unternehmen. Er sah einen alten Baum, der nur noch auf der Rinde stand, im Winde schwanken, und wollte den Ruhm haben, ihn zu stürzen, sprang geschwind herbei und legte Hand an. Vielleicht hat er den kleinen Hebräer gar nicht bemerkt, der ihm bereits vorgelaufen war. Welches wunderbare Zusammentreffen — ähnlich dem gleichzeitigen Auftreten Luthers und Zwinglis, — daß Heine ganz auf den nämlichen Gedanken fiel, und „die alternde Tochter (das Christenthum) einer hingewelkten Mutter (des Judenthums)“ für immer einmauern lassen wollte, um das schöne junge Heidenthum zurückzuführen und den Tanz der Nymphen und Satyrn auf der Lüneburger Heide. Wo ein Aas ist, sagt die Bibel selbst, da sammeln sich die Adler. Also ist die Concurrenz unsrer jungen Antichristen sehr begreiflich. Jeder möchte gern den Fuß auf die Leiche setzen und sagen, ich bin der Apollo dieses Python's. Doch sind diese Eilfertigen alle nur späte Nachzügler der atheistischen Literatur des vorigen Jahrhunderts. Längst vorübergerauscht ist das Getrappel hyperboreischer Esel, die dem todten Leuen wetteifernd Fußtritte zu versetzen wähnten — und in der That ist der so viel Aufsehn erregende Straußische Handel nichts mehr als der Proceß um des Esels Schatten. Der Löwe war nie todt.

In der Uebersicht folgt die bekannte Schrift von Steudel, dann die von Kern und die von Beck, welcher lezte mit Recht wünscht, man solle nicht das Kind mit dem Bad ausschütten, und der Philosophie überhaupt vorwerfen, was nur eine mißbrauchte Philosophie verschuldet habe. Gewiß.

Die Stimmen aus den theologischen Studien und Kritiken gehören zu den wichtigsten in dieser Sache. Ullmann sagt: „Als Grundanschauung der christlichen Welt, die durch alle abweichenden Gestaltungen sich hindurch ziehende Einheit in der Kirche wird die Gewißheit bezeichnet, daß in Christo Göttliches und Menschliches zu einer untrennbaren Persönlichkeit vereinigt sey, und daß diese Persönlichkeit einziger Art und Würde den Einigungspunkt der Gottheit und Menschheit, die Grundlage einer ganz neuen religiösen und sittlichen Entwicklung unsers Geschlechtes bilde. Das soll nun aber nach Straußs Werk anders werden, welches Jesum als „concrete Figur“ zu vernichten sucht, so daß der christliche Glaube von nun an von der Person Christi abgelöst sey! Die große Bewegung und Wirkung, welche dies Werk hervorgebracht

hat und noch hervorbringen wird, sey ein Beweis, welche Neigung die Mehrzahl der Zeitgenossen zum Auflösenden hat. „Eine herostratische Berühmtheit ist in unserer Zeit leichter zu gewinnen, als die eines Erwin von Steinbach." — Der rein kritische Charakter des Werkes wird demselben nicht zum Vorwurfe gemacht, aber darum wird die Kritik desselben falsch und unbefriedigend genannt, weil sie für sich allein bestehen, weil sie die lezten und höchsten Resultate liefern will. Den religiösen Sinn, ohne welchen keine religiöse Erscheinung sich betrachten läßt, sowie kein unphilosophischer Sinn Philosophie auffaßt, vermißt Ullmann in solcher Kritik und sezt ihr hierin diejenige von de Wette und Schleiermacher entgegen. Das Werk sey, weil es die religiös-kirchliche und die rein-wissenschaftliche Beziehung unversöhnt auseinander hält, nicht reformatorisch, sondern revolutionär. Strauß hätte das stillere ruhmlosere Gebiet der reinen Wissenschaft und nicht das laute der Oeffentlichkeit suchen, das Buch lateinisch und überhaupt in gelehrterer, schulmäßiger Form schreiben sollen (siehe Leo, Grulich). Der Verf. sieht hier auch die Voraussetzungen der modernen Bildung und der Hegel'schen Schule. Was von dem Werke als literarische Erscheinung rühmliches zu sagen ist, ist anerkannt, zugleich aber wird die nur zersetzende Kritik, der Hohn und die Kälte derselben getadelt." Sodann fährt Ullmann fort: „Sollte es möglich seyn, bei dem dürftigen geschichtlichen Kern, den Strauß von dem Leben Jesu voraussezt, die Stiftung und Ausbildung der Kirche zu erklären? Ein Mann, dem die wesentlichsten Prädikate des erwarteten Messias fehlen, der nicht von David stammt, nicht in Bethlehem geboren ist, der nichts Außerordentliches thut und nichts der Art begegnet, ein jüdischer Volkslehrer von einem Wandel und kräftiger Lehre, wie es mancher Prophet und wie es Johannes der Täufer auch war, und selbst von Sünde nicht frei, macht auf einmal, man sieht eigentlich nicht recht wodurch, den Eindruck, der Messias zu seyn, er wird für einen Wunderthäter und Gottgesandten, für einen heiligen Gottessohn und den Erlöser der Menschheit gehalten, es verbreitet sich, obwohl er nach dem schmählichen Kreuzestod im Grabe verblieb, der Glaube, daß er am dritten Tage auferstanden sey und noch längere Zeit mit den Seinen gelebt habe, und diese Vorstellungen bringen Wirkungen hervor, wie sie sonst weder eine Geschichte hervorgebracht, noch eine Lehre; sollte dies durch bloße Fiction möglich gewesen seyn? — Waren die ersten Christen religiöse Poeten? Waren sie von vorn herein so heiligen und erhabenen Sinnes, daß sie aus sich selbst das reinste Ideal in den individuellsten Zügen hervorbringen konnten, ein Ideal, wie es sonst die Phantasie der erhabensten Dichter und Philosophen nicht geschaffen hat, und liegt irgend ein Beispiel vor, daß ein bloß Gedachtes je solche Lebenswirkung hervorgerufen habe, wie das Bild Christi."

Müller, der Ullmann sogleich nachfolgt, hat eine anerkannt meisterhafte Kritik der Straußischen Kritik geschrieben, die besonders den Begriff des Mythus fixirt. Eine Nebenpartie des Werks, die von der Beziehung der Straußischen Lehre zur Hegel'schen Philosophie handelt, ist besonders deßhalb interessant, weil er nachweist, wie diese Philosophie gleichsam wie man die Hand umdreht vom Hyperchristenthum zum Antichristenthum, d. h. von Göschel zu Strauß übergesprungen sey, woraus man sich überzeugen kann, daß — was wir unaufhörlich behauptet haben — diese berühmte Philosophie vollkommen principlos, eine Art Denkdampfmaschine ist, die man bei jeder beliebigen kirchlichen oder atheistischen, legitimen oder radikalen Fabrik anwenden kann.

Hier hat man nun eine Uebersicht über den ganzen Straußischen Handel. Wir selbst sind in diesen Blättern nie aus den Schranken des Laien herausgetreten, haben einfach über die Ansichten der Theologen referirt und im Uebrigen die Sache nur praktisch genommen, d. h. das Straußische Werk als im engsten Zusammenhange mit verwandten Zeiterscheinungen betrachtet. Diese Erscheinungen sind das wiederaufgewärmte Antichristenthum, die wiederaufgewärmte Obscönität, die Projecte, unsre gesammte religiöse und sittliche Bildung um und um zu wälzen. Wie weit Herr Strauß auch entfernt seyn mag, sich zu Heine und ähnlichen Sittenlehrern zu bekennen, so bekennen sie sich doch zu ihm. Er mag seine Gergesener-Gemeinde desavouiren — hat er es übrigens schon gethan? — sie bleibt ihm doch.

Die ganze Zeiterscheinung ist, wie auch Chateaubriand sehr richtig bemerkt hat, eine elende Nachäfferei der Aufregung von 1793, die Affectation, eine große furchtbare Völkerconvulsion, worin ein ungeheures Schicksal sich erfüllte, gleichsam zum Spaß wieder zu improvisiren, und wenn nicht im Leben, wenigstens auf dem Papiere. Die speculative Jugend speculirt auf Ruhm, aber mit der Unschuld fehlt ihr alles heitre, freie, schöpferische Genie. Mit säuerlicher Miene sieht sie sich auf die Nachahmung, auf künstliche Erregungen fremder und ehemaliger Reize reducirt. So hat man bekanntlich in Paris, nachdem sich der Erfindungsgeist gänzlich erschöpft, unter dem Namen rénaissance die ganze alte Rumpelkammer der vorrevolutionären Periode ausgeleert und die altmodischen Coeffuren und Kleidertrachten, Möbeln und Zierrathen aus dem Zeitalter Ludwigs XV. wieder in die Mode gebracht, zugleich aber auch die damalige Sittenlosigkeit, die lascive Literatur und den Atheismus. Die Julirevolution rief die damit verwandten Jakobinererinnerungen hervor, die jungen Romantiker affectirten schreckliche Blutgier. Ueberall Reminiscenzen, aber nichts Neues, darum auch nichts Großes.

In Deutschland ist das französische Treiben immer

nachgeahmt worden; bekannte Gründe machten insbesondere die Juli-evolution populär, und unter dem Schutz des warmen Interesses, das an ihr genommen wurde, schlich sich auch die Nachahmung alles des atheistischen Unsinns und aller der frechen Sittenlosigkeit ein, die mit unter dem Modeartikel rénaissance begriffen war. Die deutschen Jünglinge, die sich mit dieser edeln Nachahmung abgaben, sahen sich unbewußt in dem Geleise, in dem sich ihre deutschen Vorgänger vor vierzig Jahren, als Nachahmer des damaligen Pariser Treibens, ebenfalls befunden hatten. Daher die außerordentliche Uebereinstimmung in den neuen Lehren mit den Lehren eines Holbach und Anacharsis Cloots, nur daß bei diesen blutiger Ernst war, was bei unsern Jünglingen nur Grimasse ist. — Wir sagen ausdrücklich Grimasse, damit man uns nicht wieder vorwirft, wir wollten sie denunciiren. Wir erinnern an das, was wir unlängst von Chateaubriand citirten: an den ungeheuren Unterschied zwischen den Schwärmern von 1793 und ihren Nachäffern von heute.) Wir glauben gern, daß der wiederkehrende Wahnsinn jezt ungefährlicher ist, als er es früher war und vielleicht künftig einmal unter andern Umständen seyn wird, obgleich es immerhin beklagenswerth ist, wenn er einen Theil der Jugend auch nur vorübergehend anstecken kann; allein es muß ihr eben gesagt werden, daß alle diese für neu ausgegebenen Lehren alter bekannter, längst weggeworfener schlechter Plunder sind. Die neuen Lehren sind im wesentlichen: 1) Das Christenthum ist eine Lüge, (man ist sogar so weit gegangen — nicht Herr Strauß — jede Religion, jeden Glauben an Gott zu verhöhnen). 2) Die Ehe ist ein illiberales Institut (man ist sogar so weit gegangen, die Schamhaftigkeit gänzlich zu verdammen, sinnliche Feste zu verlangen rc.). 3) Der Patriotismus ist nur ein thierischer Trieb des Bluts oder eine gegen die allgemeine Freiheit gerichtete Waffe, denn die Völker sollen in eine Menschheit zusammenschmelzen. Wir sind weit entfernt zu behaupten, daß Herr Strauß mit allen diesen Lehren übereinstimme, allein als Bekämpfer des Christenthums gehört er zur ersten Rubrik, und wird von allen, die in der zweiten und dritten sind, als der Ihrige anerkannt, wie denn natürlicherweise namentlich die unsittliche Doctrin nicht ohne vorherigen Umsturz des Christenthums etwas gelten zu können hoffen darf.

Diese Lehren nun sind genau dieselben, die Holbach, Anacharsis Cloots und ähnliche Individuen zu Anfang der französischen Revolution predigten, indem auch sie, was in Frankreich gedacht und geschrieben wurde, nur nachahmten und auf deutsche pedantische Weise systematisch übertrieben. Aus dem einzigen Anacharsis Cloots allein, dem berühmten preußischen Baron und Redner des Menschengeschlechts, könnte man alle Kategorien unsrer jungen Partei herausschneiden. Oder war er es nicht, der sich „einen persönlichen Feind Jesu Christi“ unterschrieb und der den Franzosen den naiven Vorschlag that, sie sollten sich nicht mehr Franzosen, sondern Universels nennen, da es künftig gar keine Nation mehr geben dürfe, sondern nur noch eine allgemeine Menschheit?

Herr Strauß hat ohne Zweifel ein Recht, die Consequenzen, welche Heine rc. von dem Antichristenthum gemacht haben, zu desavouiren. Er will hoffentlich von dem künftigen Glauben, der an die Stelle des Christenthums treten soll, die Moralität nicht ausgeschlossen wissen. Er würde vielleicht, sofern ihm die christliche Tugend noch nicht genügt, noch strengere Anforderungen machen. Auch hiefür gibt es Vorgänge in Frankreich. Neben jenen frivolen oder absolut schlechten Naturen, die das Christenthum nur im Namen und Interesse des ausgesprochensten Lasters stürzen wollten, gab es auch viele edle Naturen, die, in einem schönen Wahn befangen, zu sehr von den Mißbräuchen der Kirche beleidigt, das Christenthum selbst mit jenen Mißbräuchen verwechselten und es im Namen der Tugend, im Interesse der Humanität umstürzen wollten. Allein wie sehr täuschten sie sich! Der Umsturz des Christenthums hatte nur allgemeine Ruchlosigkeit zur Folge. Während die ungeheure Mehrheit der Franzosen sich dem bacchantischen Taumel einer grenzenlosen Unsittlichkeit und allgemeiner Religionsspötterei überließ, rettete sich der kleine Rest nicht geköpfter Tugendschwärmer in die neuen Tempel des von Larevelliere-Lepaux geleiteten Theophilanthropismus, aber nachdem die Pariser ein paar Mal über diese Comödie gelacht hatten, nahmen sie keinen Antheil mehr daran, jene Tempel leerten sich und wurden so unpopulär, daß gar nicht mehr von ihnen die Rede war, als sich auf Napoleons Befehl die alten Kirchen wieder öffneten. Selbst die entschiedensten Atheisten sahen die Wiederkehr des alten Christenthums lieber, als den Fortbestand einer sinnlosen Farce.

Dies ist in wenigen Zügen die Geschichte des Versuchs, eine Philosophie an die Stelle des Christenthums zu setzen. Jeder neue Versuch würde selbst unter den günstigsten Umständen zu keinem andern Resultate führen. Im St. Simonismus hat sich schon etwas Aehnliches kläglich genug wiederholt.

Das Geheimniß der auf das Antichristenthum Speculirenden besteht nach solchen Erfahrungen in der Kunst, immer bloß zu negiren, zu spötteln, zu lästern, aber beileibe nichts Positives an die Stelle des verschmähten Christenthums zu setzen, weil die klugen Leute wohl wissen, daß sie sich dadurch in ihrer ganzen Blöße zeigen würden.*

* Das Hegelthum ist für den gemeinen Mann gar nicht präparirbar. Das Volk würde die unsittlichen Consequenzen dieser Lehre mit Abscheu zurückweisen, und diejenigen, die sich davon anlocken ließen, würden wohl dem Hegelianismus nicht mehr Ehre machen, als jener

Herr Strauß würde z. B. in der größten Verlegenheit seyn, wenn plözlich alle Staaten Deputationen an ihn schickten, ihm die Ausrottung des Christenthums anzeigten und ihn als den Propheten der Neuzeit demüthig ersuchten, ihnen die neue Religion zu offenbaren. Dagegen befindet er sich ganz vortrefflich in seiner bloß opponirenden Stellung, in der er immer bloß tadelt, und die Verantwortlichkeit einer neuen, selbst wider dem Tadel ausgesezten Schöpfung klug zu umgehn weiß. Das nächste, was er zu thun hätte, wäre, sein Hegelthum so zu präpariren, daß es Volksreligion werden könnte, es populär zu machen, wie Luther seinen Katechismus. Er müßte der Welt ferner klar machen, daß er das Unwesen der Rehabilitatoren des Fleisches nicht billige, so wie Luther das Unwesen der Wiedertäufer nicht billigte. Aber dergleichen zu thun, hütet sich Herr Strauß wohlweislich.

Wenn das bisherige Christenthum wirklich etwas so Gemeinschädliches und Verdammliches, etwas so Abgestorbenes und Welkes wäre, wie Strauß behauptet, so würde er bereits wie Luther die größte Begeisterung im Volk erweckt haben, und nicht bloß einige, bittersüße Zähren vergießende Rationalisten, nicht bloß einige schulverwandte Hegelianer, nicht bloß einige entsittlichte Schriftsteller, nicht bloß einige halbgebildete Schwätzer, die gern die Freigeister spielen, und nicht bloß einige desperate Liberale, denen die schlechtesten Mittel zu ihrem Zwecke recht sind, wie einst den Jesuiten, und die den Liberalismus nicht fördern, sondern aufs äußerste compromittiren, würden sich seiner Sache annehmen, sondern das Volk in Masse, alle Gutgesinnten und die größten Genien der Nation, wie einst unter diesen Luther seine mächtige Partei fand. Von alledem ist aber bei Herrn Strauß nicht die Rede. Er findet kein in weltlicher Herrschgier entartetes Papstthum, keine in Reichthum und Schwelgerei untergesunkene Kirche; keine zuchtlosen Klöster; keine unwissenden Dorfpfaffen; er findet auch keine ins öffentliche und Privatrecht willkürlich eingreifende canonischen Bücher, keine lügenhafte Scholastik, keinen Ablaß ꝛc. wie Luther, sondern er findet ein geläutertes Christenthum, einen sittlichen Sinn im Volk, und anstandsvolle Geistliche, gute Schulen und eine zwar vielfach unter dem Namen der christlichen doch antichristliche Theologie, in der aber eben nichts zu verdammen ist, als jenes unchristliche Element, und die sich desselben auch durch eine große Reaction echter Frömmigkeit in jüngster Zeit zu entledigen versteht. *

Unter diesen Umständen sieht er selber ein, daß er nicht die Rolle eines großen Reformators wie Luther, sondern nur die eines Spötters spielen kann, und in dieser wird er versauern. *

Der Dünkel des Verstandes, die Eitelkeit der Neuerer und die Selbstbeschönigung des Lasters bilden die unheilige Dreinigkeit, die, so lange das Christenthum besteht, es unablässig bekämpft haben, weil es den Stolz demüthigt, die Eitelkeit beschämt und das Laster verdammt. Der Kampf war aber immer ein vergeblicher, weil die christliche Weisheit in den reinsten und erhabensten Denkern noch jederzeit die Trugschlüsse der alten Schlange und ihres eritis sicut deus siegreich zerstörte und weil dafür gesorgt ist, daß das Geschöpf den Schöpfer nicht meistern kann; weil ferner jede menschliche Eitelkeit am großen Schicksal des Geschlechts noch immer zu Schanden worden ist und es in der Regel nur des Alters und der Leiden bedurfte, um den Uebermuth der Jugend zu zähmen; weil endlich das öffentliche Bedürfniß der Sittlichkeit und das Gewissen im Einzelnen niemals auf die Dauer eine Emancipation von den christlichen Geboten zugelassen haben. Das Christenthum hat sich nicht nur für die höchste geistige und gemüthliche Empfänglichkeit als die heiligste, sondern auch für das gemeine Leben, seine Forderungen und Nothstände als die am meisten praktische Religion erwiesen. So frivol der Tradition gegenüber der bekannte Ausspruch ist, daß man das Christenthum erfinden müsse, wenn es nicht schon da wäre, so viel Wahres enthält er in Bezug auf die praktische Nothwendigkeit des Christenthums für eine Civilisation, die nicht bloß, wie die chinesische, ein geregelter Despotismus und ein Sinn im Unsinn ist.

Wir sind daher auch überzeugt, daß die allerfreieste Emancipation der Völker, weit entfernt, das Christenthum abzuschaffen, es vielmehr aufs festeste begründen würde. Das Wohl Aller hängt nicht sowohl von den Rechten jedes Einzelnen, als von den Pflichten eines jeden gegen den Andern und von der freiwilligen Anerkennung und Heiligachtung dieser Pflichten ab, und dazu führt allein und ausschließlich die christliche Ueberzeugung. Kein Gesetz vermöchte zu bewirken, was in dieser Beziehung allein der Glaube vermag.

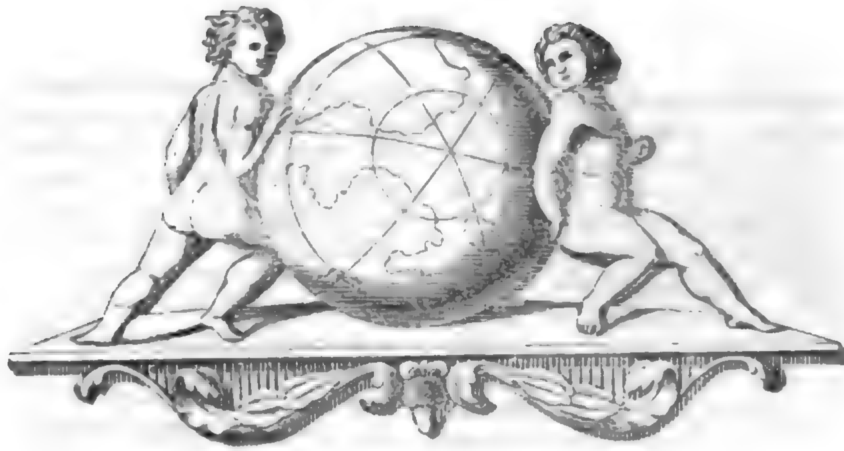
Das Christenthum scheint uns als eine unausrottbare Thatsache für alle Jahrhunderte festzustehn, und demnach die Aufgabe tüchtiger Geister die zu seyn, sich nicht im eitlen Kampfe gegen diese Thatsache abzunutzen, sondern sie gleich einer ewig fließenden Quelle theils rein zu halten, theils aufs zweckmäßigste zu benutzen. In der Anwendung der rein christlichen Pflicht- und Liebegebote auf das öffentliche und Privatleben ist noch so erstaunlich viel zu thun, daß man von einem welthistorischen Standpunkt aus sogar behaupten könnte, das Christenthum kann schon deßwegen nicht untergehn, weil es von der Menschheit noch lange nicht durchlebt ist.

Berliner Handwerker, der von irgend einem Studenten etwas von Hegel verschmeckt hatte und in der Beichte dem berühmten Prediger S. sagte: „ich kann gar nicht sündigen, denn ich bin ein Stückchen Gott!“

* In der That müssen wir unsere frühere Klage über die zu geringe Wachsamkeit der christlichen Theologen bei den zunehmenden Angriffen des Antichristenthums jezt zurücknehmen, nachdem eine so große Anzahl der namhaftesten Männer in die Schranken getreten ist.

* Die junge Partei kann sich übrigens damit trösten, daß, wenn sie auch die Welt nie zu ihrem Gebrauch bekommen wird, doch die Welt von ihr immerhin einen mäßigen Gebrauch machen wird, wie man Beeren, die schon faulten, ehe sie noch reif waren, zwar zum Essig braucht, aber nicht zum Wein.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 84. Freitag, 18. August 1837.

Werke über Frankreich.

21) Geschichte der französischen Gerichtsverfassung vom Ursprunge der fränkischen Monarchie bis zu unsern Zeiten. Aus den Quellen und besten Schriftstellern dargestellt von J. P. Brewer, Prof. der Physik in Düsseldorf. Erster Theil. Düsseldorf, Schreiner, 1835.

Ein sehr gelehrtes Werk, das zugleich von großem praktischen Interesse ist. Wenn nicht alles, was seit fünfzig Jahren in Frankreich Mode geworden und von Europa adoptirt worden ist, diese Ehre verdient hat, so ist doch die französische Rechtspflege, als Vervollkommnung eines uralten germanischen Instituts nicht genug zu preisen, und hätte die Nachahmung weit eher verdient, als tausend andere Dinge. Ist nun aber das französische Rechtsverfahren von so praktischer Wichtigkeit, so muß auch die geschichtliche Erörterung seiner Entstehung und überhaupt die Geschichte der Justiz in Frankreich von Interesse seyn.

Wir wollen hier, so weit es möglich ist, die Grundlinien des Brewerschen Werkes vorlegen: Das erste Mal, wo unter den Königen des Dritten Geschlechts das Volk zusammenberufen ward, um über allgemeine Angelegenheiten zu berathen, war im Jahr 1302 unter Philipp dem Schönen. Die Versammlung führte den Namen der allgemeinen Stände oder General-Staaten (états généraux), und war in drei Kammern, die der Geistlichkeit, des Adels und des Bürger- oder dritten Standes (tiers-état) getheilt. Allein diese Stände, deren Zusammenberufung unter den folgenden Königen noch mehrmals stattfand, hatten bei Erlassung allgemeiner Gesetze keine entscheidende Stimme, sondern sie antworteten nur auf die Fragen, die der Hof ihnen vorlegte, und hatten überdem das Recht Vorstellungen zu machen, auch ihre Beschwerden (doléances), wenn sie deren hatten, vorzubringen. Sonst stand es in den lezten Jahrhunderten vor der Revolution, besonders seitdem der Cardinal Richelieu die Macht der Krone auf das höchste gehoben, in dem Staatsrecht von Frankreich als unbezweifelter Grundsatz fest, daß das Recht der Gesetzgebung im ganzen Reich einzig und ausschließlich dem König zustehe. Allein demungeachtet hatten die Könige von diesem Recht in Beziehung auf die bürgerliche und zum Theil auch auf die peinliche Gesetzgebung, nur einen beschränkten Gebrauch gemacht. Sie hatten vielmehr für gut gefunden, die uralte Ordnung bestehen zu lassen, der gemäß in einigen Theilen des Reichs das römische Gesetzbuch, in andern aber die sogenannten Gewohnheiten (coutumes) als allgemeine Rechtsnorm angenommen waren. Frankreich

war in dieser Hinsicht, wie wir schon in der Einleitung bemerkt haben, in zwei Theile, deren einen man provinces de droit écrit, und den andern pays coutumiers nannte, getheilt; ein Unterschied, welchen erst die seit der Revolution eingeführte Gesetzgebung aufhob. Derselbe hing zum Theil mit einer Verschiedenheit der Sprache zusammen, welche selbst höchst wahrscheinlich von der Verschiedenheit der Völkerstämme, die sich in den einzelnen Provinzen festgesezt hatten (der Westgothen, Burgunder, Franken), herrührte. Noch im vierzehnten Jahrhundert war Frankreich in dieser lezten Hinsicht gleichsam in zwei Länder, in eines, wo die Sprache oder der Dialect oc = und ein zweites, wo der Dialect oui oder oil gesprochen ward, (in die sogenannte Langue d'oc und Langue d'oil oder Langue d'oui) getheilt. Diese Namen waren von dem Wort, dessen man sich in dem einen und andern Landestheil bediente, um Ja auszudrücken, hergenommen. Der Dialect oui erstreckte sich über den bei weitem größten Theil von Frankreich, nämlich über das ganze nördliche Land bis an die Dordogne, wozu noch Auvergne und Lyonnais gerechnet wurden. Der Dialect oc begriff nur Languedoc, Quercy und Rovergue, indem Guyenne und die herumgelegenen Länder damals den Engländern gehörten. Hiermit fast übereinstimmend war die Eintheilung in Beziehung auf den Gebrauch des geschriebenen (römischen) und Gewohnheitsrechts. Das erstere galt vorzüglich in den südlichen Provinzen, dem ehemaligen westgothischen und burgundischen Reich, und zwar nach der lezten Verfassung des Königreichs vor der Revolution 1) in allen Provinzen, die unter die Gerichtsbarkeit der Parlamente von Toulouse, Bordeaux, Grenoble, Aix und Pau gehörten; 2) in einigen, die unter dem Parlament von Paris standen, nämlich in Lyonnais, Le Forets, Beaujolais, in dem südlichen Theil von Auvergne, in Maçonnais, in dem Fürstenthum Dombes, in dem Theil der Basse-Marche (niedern Mark), welcher die Landvogtei (sénéchaussee) Bellac ausmachte; ferner 3) in einigen unter das Parlament von Dijon gehörigen Landes-Antheilen, wie Bresse und die anliegenden Gegenden, endlich 4) in den Provinzen, die von den obern Gerichtshöfen von Perpignan, Colmar und Bastia abhängen, d. h. in Roussillon, Elsaß und Corsica. Als zuerst die Barbaren Gallien überschwemmten, erlaubten sie den zurückgebliebenen Einwohnern nach ihren eigenen Gesetzen, d. h. nach römischem Recht zu leben. Einen unumstößlichen Beweis, daß das römische Recht in den südlichen Provinzen von Frankreich entweder nie untergegangen, oder bald wieder aufgelebt ist, liefert das Edict von Poissy (edictum Pistense) von Karl dem Kahlen i. J. 864. In demselben heißt es Cap. 20: „Super illam legem (Romanam) nec antecessores nostri quodcunque capitulum statuerunt, nec nos statuimus." Ferner Cap. 16: „In illa terra, in qua judicia secundum legem Romanam terminantur, secundum legem Romanam judicetur, et in illa terra in qua judicia secundum legem etc." Immerhin mag indessen doch der Gebrauch des breviarium durch das Gesetz von Chindaswind in so fern in Verfall gerathen seyn, daß man späterhin das Justinianische Gesetzbuch, als es im Abendland näher bekannt ward, um so begieriger aufnahm, wozu Ludwig der H. vorzüglich mitgewirkt hat. Dieser Fürst bezieht sich an sehr vielen Stellen seines Gesetzbuchs (établissemens) auf das römische Recht, und zwar auf das Gesetzbuch Justinians, so daß er stillschweigend voraussezt, dasselbe habe gesetzliche Kraft. Soviel wenigstens ist gewiß, daß die oben (nach Berriat-Saint-Prix) genannten Provinzen in ganz Frankreich den Namen: Provinzen des geschriebenen Rechts (pays de droit écrit) hatten, und von den pays coutumiers unterschieden wurden, so wie daß darin seit vielen Jahrhunderten nach römischen Gesetzen und zwar nach unserm gewöhnlichen corpus juris Recht gesprochen ward; welches denselben auch durch königl. offene Briefe bestätigt war.

In den Provinzen und Gegenden, wo das römische Gesetz die allgemeine Rechtsnorm war (den pays de droit écrit), ward jeder Fall, wenn er nicht in dem Gewohnheitsrecht der Provinz selbst ausdrücklich vorgesehen war, nach dem römischen Recht entschieden. Der Erste Versuch, die Gewohnheiten schriftlich aufzuzeichnen, ward unter Ludwig dem H. gemacht. Unter seiner Regierung wurden die von Paris, Anjou und Orleans gesammelt, und von dem König bestätigt. Sein Enkel, Philipp der Schöne, verordnete bestimmt, die Gewohnheiten der Provinzen zu sammeln, und schriftlich abzufassen. Auch geschah dieses mit den Gewohnheiten einiger Provinzen. Allein die Hauptepoche, wovon man die Abfassung der in Frankreich, auch noch bis zu den lezten Zeiten, geltenden Gewohnheitsrechte anzählen muß, ist die Regierung Karls des Siebenten. Dieser Fürst, nachdem er die Engländer aus seinem Reich vertrieben, bestimmte durch seine Verordnung v. J. 1453. Art. 125, daß in jeder Provinz des Reichs, die Gewohnheiten derselben unter Mitwirkung der darin fungirenden Rechtsgelehrten, so wie der Bewohner derselben, schriftlich abgefaßt und dann dem großen Staatsrath, so wie dem Parlament zur Untersuchung vorgelegt werden sollten. Nach dieser Untersuchung, und der darauf gegründeten königl. Bestätigung sollten sie als Gesetze der Provinz gelten, nach welcher jeder Richter in seinem Gerichtsbezirk Recht sprechen müßte. Seit dieser Zeit bildete sich auch allmählich der Grundsatz des öffentlichen Rechts aus, daß es nur dem König, und nicht den Grundherrn zustehe, den Sammlungen dieser Gewohnheiten gesetzliches Ansehen beizulegen, wovon aber bis zu den lezten Zeiten noch

einige Ausnahmen bestanden. (Merlin Répert. art. coutume.) Uebrigens hatte jene weise Verordnung Karls des Siebenten Anfangs keinen Erfolg, bis zum J. 1495 (unter Karl dem Achten), wo die Gewohnheiten von Ponthieu schriftlich aufgezeichnet wurden. Das Werk schritt überhaupt nur langsam vorwärts, bis zu der Regierung Ludwigs des Zwölften, während welcher die Gewohnheiten sehr vieler Provinzen gesammelt und unter fürstlicher Autorität bekannt gemacht wurden. Das Ganze ward endlich unter Franz dem Ersten und seinen Nachfolgern v. J. 1518 bis 1609 vollendet; wobei man indessen hin und wieder für gut fand, einige schon abgefaßte Gewohnheiten wieder abzuändern. — Die Abfassung der Gewohnheiten war, den königlichen Befehlen gemäß, unter Zuziehung nicht allein der ersten Rechtsgelehrten, sondern auch der Deputirten der drei Stände (der Geistlichkeit, des Adels, und Bürgerstandes) einer jeden Provinz geschehn. Allein ungeachtet aller dieser Maßregeln, war man doch in den meisten Provinzen bei diesem wichtigen Geschäft mit wenig Umsicht verfahren. — Doch schon viel früher, als die Gewohnheiten auf königlichen Befehl gesammelt und bestätigt waren, hatten verschiedene Rechtsgelehrte mehr oder minder vollständige Sammlungen dieser Gewohnheitsrechte gemacht, die zum Theil auch grand coutumier oder coutumier général heißen, und die man daher mit der so eben angeführten (von Richebourg erst im Jahr 1724 herausgegebenen) nicht verwechseln muß. Zu den schätzbarsten Werken dieser Art aus den frühern Zeiten gehören das von Beaumanoir und Peter Desfontaines (Petrus Fontanus), so wie die sogenannten Assisen von Jerusalem (assises de Jérusalem), wovon schon im vorigen Abschnitt geredet worden. Das lezte Werk enthält die Gesetze, welche Gottfried von Bouillon seinem neuen Königreich Jerusalem (i. J. 1099) gab, und welche weiter Nichts als die alten Gewohnheiten der Franken sind. Das Werk ist eigentlich bedeutend (fast um zwei Jahrhunderte) älter, als das von Beaumanoir und Desfontaines. Einige spätere Sammlungen wollen wir hier übergehn. Neben dem römischen Recht und den Gewohnheitsrechten erhielten nun auch die königlichen Ordonnanzen Gesetzeskraft. Wir können sie hier nicht verfolgen. Sie häuften sich bis zum Ausbruch der Revolution in großer Menge.

So viel von der Gesetzgebung. In Bezug auf das Rechtsverfahren ist zu bemerken, daß die Justiz in Frankreich sehr frühzeitig an einen eigentlichen Richterstand kam, weil namentlich das römische Recht der summarischen Entscheidung roher Feudalherrn widersprach. Sie sezten daher, um ihre Stelle zu vertreten und ihre deßfallsigen Verrichtungen wahrzunehmen, eigene Beamten an, die, nach Verschiedenheit ihrer Amtsgewalt, so wie auch der Gegenden, Amtmänner (baillis), Seneschalle (sénéchaux), Stellvertreter (viguiers), Castellane (Châtelains) und Vögte (prevôts) genannt wurden. — Schon die Könige des Ersten und Zweiten Geschlechts pflegten Gegenstände von größerer Wichtigkeit, ehe sie dieselben vor die Volksversammlung brachten, in einem engen Kreis ihrer ersten Beamten, so wie der vornehmsten Personen des Reichs zu berathen. Ungefähr seit den Zeiten Ludwigs des Sechsten (reg. 1108 — 1137) fing man an, diese Versammlungen Parlamente zu nennen. In den ersten Zeiten ihrer Entstehung wurden auf diesen Parlamenten nur die wichtigsten Staatsangelegenheiten, zuweilen auch Rechtsstreitigkeiten zwischen den Großen des Reichs entschieden. Erst unter der Regierung Ludwigs des H., etwa gegen das Jahr 1254, scheinen dieselben durchaus den Charakter von Justizhöfen angenommen zu haben, welchen sie von dieser Zeit an bis zu ihrer Aufhebung (durch die Revolut.) behielten. — Die Namen und Befugnisse der Richter, welche in erster und überhaupt in den untern Instanzen, ehe eine Sache vor das Parlament kam, urtheilten, waren sehr verschieden. Vor Allem muß man sich merken, daß es in Frankreich, bis zur Revolution, eine doppelte Art von Gerichtsbarkeit gab, nämlich die Königliche und die Grundherrliche (justice royale et justice seugneuriale). So sehr auch in den lezten Jahrhunderten die Macht der Barone vor der des Königs gebeugt worden, so ist es doch vor der Revolution nicht gelungen, Ihnen die Macht, die Gerechtigkeit in ihrem Namen ausüben zu lassen, gänzlich zu entreißen. Die unterste Stufe unter den gerichtlichen Beamten des Königs nahmen die Vögte (prevôts) ein. Dieselben hatten in den verschiedenen Provinzen verschiedene Namen. In der Normandie wurden sie Vicegrafen (Vicomtes), in Bourbonnois und in der Auvergne Castellane (Châstelains), in Languedoc und in der Provence Stellvertreter (Viguiers) genannt. Alle diese Beamten waren in Hinsicht ihrer Amtsgewalt völlig gleich. Sie entschieden nämlich, mit Ausnahme einiger den Amtmännern vorbehaltenen Fälle (wovon in der Folge ein Näheres), über alle Civil- und Criminalsachen, die innerhalb des Bezirks ihrer Vogtei (prevôté) vorfielen, in erster- und zugleich in zweiter Instanz über alle Sachen, die, durch Appellation von den zugehörigen Gerichten der Grundherrn, vor sie gebracht wurden. Ueber den Vögten standen in der gerichtlichen Hierarchie und als Vorgesezte derselben die Amtmänner (baillis). Einige Amtmannschaften schlossen nämlich mehrere andere ein, und zwar so, daß man von den Gerichten der leztern an das der erstern appellirte. Sehr häufig waren diese eingeschlossenen Amtmannschaften, grundherrliches Eigenthum. Alsdann vorzüglich erhielt der in der Hauptamtei angestellte königliche Amtmann den Titel: Oberamtmann. Nur in den Provinzen, wo die

Gewohnheitsrechte galten, wurden die Beamten, wovon wir hier reden, Amtmänner genannt. In den Provinzen des geschriebenen Rechts hießen diejenigen, die mit ihnen in denselben Dienstverhältnissen standen, Seneschalle (sénéchaux).

Die Justiz war, sofern sie von Beamten abging, in den Zeiten der Despotie bestechlich. Es war, sagt der Verfasser, in Frankreich ein uraltes Uebel, daß, besonders die untern Justizstellen für Geld feil waren. Um von dem, was unter den beiden Königsgeschlechtern geschah, und welches theils minder gewiß, theils eben darum minder interessant ist, nicht zu reden, so wurden die Stellen der Vögte unter den ersten Königen des Dritten Geschlechts förmlich und zwar dem Meistbietenden in Pacht gegeben. Dieser Unfug soll nach Einigen in den lezten Regierungsjahren von Philipp August (reg. 1180 — 1823) angefangen haben. Zwar hob Ludwig der Heilige in Beziehung auf die Vogtei von Paris dieses (im Jahr 1254) auf, indem er dem dortigen Vogt seine Bestallung als Beamten gab. Allein er sah sich gezwungen, es in Beziehung auf die übrigen Theile des Reichs bestehen zu lassen. Und so auch die folgenden Könige. Schaudererregend ist die gedrängte Geschichte der Cabinetsjustiz seit Ludwig XIV., der lettres de cachet etc. Das Gerichtsverfahren, die Formen des Prozesses 2c. werden vom Verfasser ausführlich beschrieben, was wir hier übergehn müssen.

Ist die Darstellung der ältern französischen Justiz interessant, so ist es die der neuern Rechtspflege seit der Revolution in noch weit höherm Grade. Der Verfasser folgt stufenweise allen Stadien der großen politischen Krise, und gibt eine Skizze der verschiedenen Rechtsgewalten in Frankreich bis zur neuesten Zeit, wobei die Schilderung des Revolutionstribunals das greilste ist. Die seit der Revolution eingeführte öffentliche Rechtspflege wird vom Verfasser mit Recht die vollkommenste genannt, die wenigstens in Frankreich je bestanden.

Biographie.

Briefwechsel zwischen August Grafen von Platen und Johannes Minckwitz. Nebst einem Anhange von Briefen Platens an Gustav Schwab. Mit einem Facsimile Platens. Leipzig, Kummer, 1836. 8. S. 168.

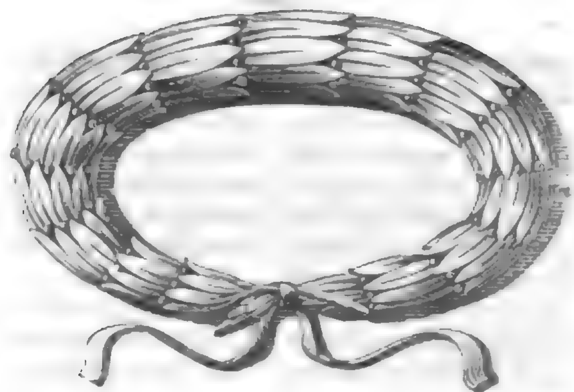
Nur wenige Briefe mit eingestreuten Gedichten und einer Vorrede, in welcher der Herausgeber seinem verstorbenen Freunde die lezte Ehre erweist und schmerzliche Rückblicke auf die vielfachen Verunglimpfungen wirft, die Platen erlitten hat. Was waren es für Verunglimpfungen? Heine hat ihn eines abscheulichen Lasters verdächtig gemacht, ihn mit der raffinirtesten Bosheit verläumdet. Nun denn, was ist das weiter? Hat es denn Jemand geglaubt? Heine hat sich niemals das geringste Gewissen daraus gemacht, zu lügen, wenn es galt, seine verlezte Eitelkeit zu rächen. Da ihm die Klaue des Löwen fehlte, half er sich immer mit dem Gift des Scorpions und mit dem Unrath des Fuchses. Die ganze Welt weiß das. Zum Ueberfluß hat er selbst eingestanden, daß er oft zum Spaße schreibt, was er selber nicht glaubt. Wenn ein Anderer sich erlaubt hätte, dem Grafen Platen das gedachte Laster vorzuwerfen, so würde er entweder von der ganzen Welt verdammt worden seyn, oder die Welt würde ihm geglaubt und Platen verdammt haben. Es geschah aber keins von beiden. Es war ja nur Heine, der verläumdete. Man wunderte sich darüber nicht, und man glaubte ihm auch nicht. Dies ist die Narrenfreiheit, deren sich Heine erfreut, das Privilegium einer allgemein anerkannten Polissonerie, die sich, um einen sogenannten Judenwiz zu machen, über Alles hinwegsezt, was die übrige Welt für anständig und ehrenhaft hält. Platen hätte sich also gar nicht darüber kränken, dem kleinen Juden gar nicht die Freude machen sollen, sich so sehr zu ärgern.

Was wurde Platen sonst von andern Seiten vorgeworfen? Daß er zu viel auf das Aeußerliche (den Versbau), zu wenig auf das Innere (die Erfindung) seiner Dichtungen verwende. Nun das ist ehrlich wahr. Darin hatte die Kritik ganz recht und Platen würde mehr für seine Unsterblichkeit gethan haben, wenn er sie beachtet hätte. Er hat seine Stellung verfehlt. Ein herrliches Talent ist mit ihm zu Grabe gegangen. Es würde fruchtbarer für ihn und die Welt gewesen seyn, wenn er sich nicht so sehr der Mißstimmung hingegeben hätte, die ihn ergriff, sofern er zu hohe Ansprüche an die Theilnahme des Publikums machte und dieselben nicht erfüllt sah. Warum wäre dem Dichter vergönnt, in einer selbstgeschaffnen schönen Welt zu leben, wenn sie ihm nicht ein heitres Asyl gewähren sollte, in dem er vor allen Verunglimpfungen und Vernachlässigungen der Mitwelt sicher ist. Platen hätte an die Mitwelt, wenn sie ihm nicht genügte, nicht immer mit Widerwillen denken, er hätte sie vergessen und mit ruhiger Seele, fröhlich schaffend und wirkend, an die Nachwelt denken sollen. Diese innere Freudigkeit und der Lebensmuth würde ihn uns wahrscheinlich länger erhalten haben.

Berichtigung.

In Nr. 81. Seite 323. Spalte 2. Zeile 14 von unten lies seinen statt freien.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 85. Montag, 21. August 1837.

Kunstgeschichte.

Niclaus Manuel. Leben und Werke eines Malers und Dichters, Kriegers, Staatsmannes und Reformators im 16ten Jahrhundert, mitgetheilt von Dr. C. Grüneisen. Mit einer Steinzeichnung. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1837.

Ein Buch eigenthümlicher Art, indem es zugleich eine bedeutende Epoche in der Geschichte einer vielfach merkwürdigen Stadt, den Zustand der bildenden Künste in einem tiefbewegten Zeitraume, und die Eigenthümlichkeit eines vielseitig thätigen Mannes beschreibt, und alsdann die Dichterwerke desselben gesammelt uns darbeut.

Die Verbindung kunst- und kirchengeschichtlicher Studien mit lebhaftem Interesse für Dichtkunst, ja die geringere Entfernung seines Wohnorts von dem Schauplatze der Thätigkeit Manuels mag den Verfasser auf den Gedanken gebracht haben, diese Monographie zu unternehmen, bei welcher wir Fleiß und umsichtige Schilderung der Zeit und der Oertlichkeiten dankbar zu erkennen haben.

Bern ist durch seine Lage an der äußersten südwestlichen Grenze des deutschen Volksstammes, durch seine Oberherrschaft über romanische Völkerschaften, vorzüglich aber durch die mehr militärische als literarische Richtung, die seine Bürger nahmen, und welche diese vorzüglich mit Frankreich in Berührung brachte — Bern ist dem übrigen Deutschland von jeher mehr politisch interessant gewesen, als in Beziehung auf Wissenschaft und Kunst. Auch in der Reformationsgeschichte spielt es Genf und Zürich, ja Basel gegenüber, eine untergeordnete Rolle.

Der Mann nun, dessen Leben und Wirken hier dargestellt, und aus allgemeinen Zuständen im Einzelnen motivirt dargestellt wird, dessen Gedichte hier zuerst gesammelt und geordnet erscheinen, Niclaus Manuel kämpft sich aus dunklem und dem Aufrücken in einer Aristokratie ungünstigen Ursprung empor, zeichnet sich in allen auf dem Titel bezeichneten Beziehungen rühmlich aus, und tritt schon im 46sten seiner Lebensjahre (30. April 1530) vom Schauplatze ab.

Die ehrenvolle, aber immer untergeordnete Stelle, welche Niclaus Manuel in seinen verschiedenartigen Thätigkeiten einnahm, und der frühe Tod, welcher ihn nicht an die Spitze einer derselben gelangen ließ, mögen die Ursache seyn, daß das Andenken dieser merkwürdigen Persönlichkeit nicht früher, und zwar von seinen Stadt- und Stammsgenossen aufgefrischt worden ist. Es ist

aber unsere Zeit in demselben Maaße anerkennend, erhaltend und zusammenfassend, in welcher sie in sich selbst zerfallen, materiell und geistig unfruchtbar wird. Der Verfasser bemerkt von Manuels Zeiten sehr richtig: „Es gehört nämlich zu demjenigen, was jene früheren Jahrhunderte vor den späteren gemeiniglich voraushaben, daß der Einzelne nicht sowohl in Einzelnem, diesem oder dem, hervorragte, sondern daß er in Mehrerem, dem und jenem, gleich tüchtig erscheint. So werden die größten Helden und die weisesten Staatshäupter, wie die Kaiser und Könige des schwäbischen Hauses, unter den ersten Dichtern ihrer Zeit genannt; so war Aeneas Sylvius Piccolomini, der klügste Staatsmann unter der dreifachen Krone, zugleich einer der geschmackvollsten Schriftsteller seines Jahrhunderts; so ein Bürgermeister von Wittenberg der berühmteste unter den damaligen sächsischen Malern. Und umgekehrt die namhaftesten Gelehrten, Dichter, Künstler sind nicht bloß in verschiedenen Gebieten der Wissenschaft oder in mehreren Zweigen der Kunstübung gleich bewandert, wie sich Maler, Bildner, Baukünstler zumal in den großen Meistern Italiens zusammenfanden; sondern Wissenschaft und Kunst, vornämlich in ihren Beziehungen auf das Leben, dessen Bräuche und Bedürfnisse, begleiteten sich einander und durchdrangen sich wechselsweise. Luther und Zwingli waren beide groß in der Musik; jener noch größer in der Dichtkunst. Der kolossale Schöpfer der Mosesstatue, des jüngsten Gerichts und der Peterskuppel erholte sich gern in Sonetten und Canzonen. Albrecht Dürer, der größte deutsche Maler, Kupferstecher und Holzschneider seiner Zeit, und Leonardo da Vinci, einer der größten Künstler Italiens, und aus dessen Schule noch größere hervorgegangen sind, ergaben sich den tiefsten Forschungen über Meß- und Naturkunde, zumal der optischen und mechanischen Gesetze; jener lehrte die Befestigungskunst, dieser und Benvenuto Cellini übten sie zugleich aus. Auch an Kriegszügen und Staatsgeschäften nahmen sie hinwieder Antheil. Der Reformator von Zürich fiel in der Cappelerschlacht; Hans Löwensprung von Bern, ein kunstreicher Maler seiner Zeit, gegen die Kaiserlichen bei Dorneck. Petrac und Rubens waren zu wichtigen Sendungen ihrer Herren und Höfe gern und oft gebraucht. In gleicher Weise war vornämlich auch Niclaus Manuel, von welchem das Nähere erzählt werden soll, Staatsmann und Soldat, Dichter und Künstler: Maler, Bildner und Holzschneider gewesen."

Und da überhaupt die Geschichte nicht ohne beständigen Parallelismus aller geistigen Thätigkeiten eines Volks und zugleich deren sämmtlicher gleichzeitiger Mitvölker verstanden wird, so ist die Bemühung des Verfassers doppelt dankbar zu erkennen, die Hintergrunde recht sorgfältig auszumalen, vor welchen sich die Thätigkeiten Manuels bewegten. Männer allgemeiner Bildung wird besonders die Einleitung anziehen, die Biographie selbst vorzüglich seinen Landsleuten willkommen seyn, die gesammelten Gedichte werden den Freund der altdeutschen Dichtkunst erfreuen, und die gefällige und anständige Ausstattung den wohlgemessenen Band würdigen Nachbarn auf den Mahagoni-Bücherbrettern zugesellen.

E.

Geschichte.

Sanchuniathons Phönizische Geschichte. Nach der griechischen Bearbeitung des Philo von Byblos ins Deutsche übersetzt. Mit einer Vorrede. Lübeck, 1837. 8. S. XVI und 98.

Herr Dr. Classen in Lübeck, welcher diese Uebersetzung durch eine Vorrede einleitet und ihr den Weg gleichsam bahnt, spricht sich über ihren Zweck also aus: „Der Uebersetzer hat bei seiner anspruchslos unternommenen Arbeit keinen andern Zweck als den, einem mehrfach im Publikum geäußerten Wunsche zu entsprechen, daß das vielberedete Buch auch des Griechischen unkundigen Lesern zugänglich gemacht werden möchte. Und in der That scheint es nur den Grundsätzen der Billigkeit gemäß, daß, nachdem in mehreren, auch nicht gelehrten Tagesblättern die Frage von der Aechtheit des Werkes ausführlich verhandelt worden, dem großen Publikum, von welchem die Debatten geführt sind, die Gelegenheit geboten werde, den Angeklagten wenigstens von Angesicht kennen zu lernen. Noch sind die Akten über dieses literarische Phänomen nicht geschlossen: es werden und müssen sich noch ferner Stimmen über das Buch erheben, welches, wie auch das Endurtheil fallen mag, immer eine in seiner Art einzige Erscheinung in der Literatur bleiben wird, entweder einer der schätzbarsten Beiträge zu unserer Kunde der alten Geschichte, oder eine literarische Fälschung, wie sie in diesem Umfange und besonders in dieser Sprache wohl noch nicht vorgekommen ist." Der Vorredner geht darauf in das Einzelne der Begebenheiten ein, welche der Erscheinung dieses seltsamen Geschichtsbuchs vorausgingen und es begleiteten, hebt die Meinung der Gegner wie der Freunde der Aechtheit hervor, und nachdem er selbst nur im Vorübergehen eine Vermuthung über die Entstehungsart des vorliegenden Buchs geäußert hat, von dem er selbst glaubt, daß es nicht Herrn Wagenfeld zum Verfasser haben kann, sagt er, daß, da aus dem

griechischen Texte allein die Aechtheit oder Unächtheit nicht genügend dargethan worden, vielleicht die Uebersetzung dazu beitrüge, das Werk seinem Inhalt nach genauer zu untersuchen und von der Geschichte Gründe zu entnehmen, welche die schon stark gegen die Aechtheit sprechenden Gründe der Sprache noch verstärken, oder sie so schwächen, daß kein bedeutender Zweifel mehr obwalten kann.

Ob wir nun gleich für unsere Person gestehen müssen, daß die so seltsam corrumpirte Sprache des Textes, die doch im Grunde nicht verderbt, sondern fehlerhaft aus Unkenntniß der Sprache ist; der sonderbare Mißgriff, wornach statt Philo, Sanchuniathon als redend eingeführt wird; daß was bei Eusebius nur Vorwort des Philo zu dem ersten Buch der Kosmogonie war, jetzt als Einleitung zum ganzen Werke erscheint und somit Tanutos als Hauptquelle des Sanchuniathon für die spätere phönizische Geschichte wird; daß endlich Eusebius unmöglich Herrn Wagenfelds Sanchuniathon vor Augen haben konnte, da er über die Zeit, in welcher der phönizische Geschichtschreiber lebte, im Dunkel war, und ihn bis zur Zeit des trojanischen Krieges, ja bis Moses hinauf rückt, während Herr Wagenfeld in seinem Buche ohne Schwierigkeit fand, daß er in der Mitte des sechsten Jahrhunderts gelebt haben mußte, und die genauesten Nachrichten von seiner Familie oben darein; — ob wir gleich durch diese Gründe bewogen, keineswegs glauben, daß wir hier eine ächte Urkunde alter Zeit vor uns haben, so können wir doch nicht umhin, die Absicht des Herrn Dr. Classen zu billigen, durch diese Uebersetzung den streitigen Punkt allgemeinerer Prüfung zu unterwerfen. Die Uebersetzung ist an sich klar, verständlich und so weit wir verglichen haben, treu und fließend.

Nicht übergehen dürfen wir die Ansicht des Herrn Vorredners, daß das Werk vielleicht durch einen Neu-Griechen zusammengesetzt seyn könnte, da bei einer merkwürdigen Gewandtheit der Sprache eine durchaus fehlerhafte Bildung der Verbalformen vorherrsche. Diese Meinung ist gar nicht zu verwerfen, denn wenn auch von mehreren Seiten Herr Wagenfeld jede eigene Mitwirkung zur Composition einer möglichen Fälschung abgesprochen wird und also eine etwaige Uebertragung aus dem deutschen Urtext nicht wohl anzunehmen ist, so sind doch die einzelnen Reden und Hymnen, welche hin und wieder eingestreut sind, einestheils so kurz und beschränkt, als wenn mit Aengstlichkeit die Sprache abgemessen worden wäre, anderntheils aber sind sie so ähnlich den hebräischen Dichtungen, wie sie uns Luthers Bibelübersetzung liefert, daß es wohl zu entschuldigen wäre, wenn Jemand auf den Gedanken geriethe, die Bibel wäre in Bezug auf die Sprache zum Vorbild genommen worden und der griechische Text hätte nur so lange auf sich warten lassen, weil er zur Zeit noch nicht existirte. Nimmt man dazu einige kleine Anekdötchen, die zur Kurzweil des Lesers eingestreut sind, als VIII, 9, wo König Beckas, dessen schöne Frau sich unmäßigem Trinken ergeben, Propheten im Gebirge von Armenien fragen läßt, was er gegen diese häßliche Gewohnheit thun solle, und die Antwort erhält, es gebe kein besseres Mittel, sie zu heilen, als ihr mit dem ersten besten Stück Holz hinlängliche Schläge zu ertheilen; oder IX, 6, wo einem Trunkenbolde glauben gemacht wird, er sey der Gastwirth, bei dem er den Rausch sich geholt, und der ächte Gastwirth, um ihn zu verhindern, eine schöne Sklavin zu heirathen, seinen Gläubiger bewegt, ihn vor den Richter zu führen, der ihn, weil er nicht bezahlen kann, als Sklaven dem Gläubiger zuerkennt; — wenn wir diese Anekdötchen betrachten und dabei an jene Erzählung „der dicke Tischler“ gedenken, welche in der Urania, Jahrgang 1825, wenn wir nicht irren, aus dem Italienischen übertragen erschien, und wo derselbe Gegenstand behandelt sich vorfindet, wenn wir in Hofmans Serapionsbrüdern, Band II. Seite 357, eine gute Tracht Schläge als ein kräftiges Mittel wider die Liebe nach Rheses und Valuscus de Terenta empfohlen finden; so wagen wir zwar keinen Schluß zu ziehen, aber wir läugnen nicht, daß dämmernde Gedanken über die Entstehung eines Buchs erwachen, das vielleicht nur eine kleine Nachahmung der aufgefundenen Bücher des Livius durch Freindsheim ist.

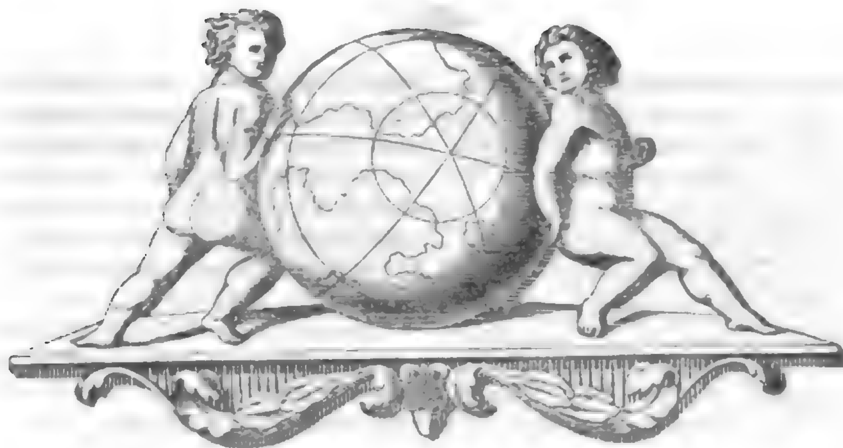
Ueber Eisenbahnen.

Die Eisenbahnen und deren Actionäre, in ihrem Verhältniß zum Staat, von David Hansemann. Leipzig und Halle, Renger, 1837.

Unsere Leser werden uns nicht zumuthen, ihnen alle diese Schriften vorzuführen, die bereits über die vielbesprochenen Eisenbahnen geschrieben sind. Nur eine so systematische Schrift von einem so geistreichen Mann, wie die vorliegende von dem berühmten Verfasser der Schrift „Preußen und Frankreich“ glauben wir nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen. Man wird sich aus dieser besonnenen Schrift über alles unterrichten können, was in Bezug auf die Errichtung von Eisenbahnen zu wissen nöthig ist, denn sie ist eigentlich für angehende Actionäre geschrieben, um sie auf alles, was sie zu thun und zu vermeiden haben, aufmerksam zu

machen. Zugleich wirft der Verfasser sein klares Auge auf die politischen Zustände und die Beziehung der Eisenbahnen auf dieselben, und sagt unter andern über Preußen: „Die Eisenbahnen können, wie im ersten Abschnitt gezeigt wurde, den kühnsten Ansprüchen an Wohlfeilheit und Schnelligkeit der Transportmittel entsprechen. Sie können die Bodenkultur, die Gewerbthätigkeit, den allgemeinen Wohlstand und die politische Kraft des Staates in einem früher nie geahnten Grade steigern und die Ungunst der weiten Entfernungen innerhalb des eigenen Landes aus dem Wege räumen. Sie sind mehr als schiffbare Flüsse, sie können einem weiten Continent ein eben so gutes Transportmittel gewähren, als das Schiff auf dem Meere ist. — Gerade Preußen hat von allen Staaten das höchste Interesse, dieses großartige Transportmittel sich eigen zu machen. — England und Belgien besaßen schon vor Einführung der Eisenbahnen die vollendetsten innern Communicationsmittel durch Ströme, Kanäle und Kunststraßen; die Bevölkerung ist auf einem engen Raume zusammengedrängt; das Meer ist überall nahe und gewährt, vorzüglich den Engländern, eine wohlfeile Verbindung durch Küstenfahrt. England und Belgien machen durch Eisenbahnen günstige Verhältnisse nur noch günstiger. — Wie verschieden sind dagegen die Verhältnisse in Preußen. Große Entfernungen, Länderstriche, in welchen die vorhandenen Produkte fast werthlos sind, weil wegen zu theuern Transports der Absatz nicht auf den vortheilhaftesten Punkten gesucht werden kann; zwischen den östlichen und westlichen Provinzen gar keine Strom- oder Kanalverbindung; eine solche in den östlichen Provinzen nur sehr mangelhaft, theils wegen Seichtigkeit der Ströme, theils wegen der langen Dauer des Winters; die Kunststraßen häufig, trotz der sorgfältigsten und einsichtvollsten Bemühungen der Behörden, in schlechtem Zustande, weil das Material dazu nicht so gut wie in England vorhanden ist; keinen eigenen Hafen an der Nordsee; die Schifffahrt auf der Ostsee schwierig und außerdem durch den Sundzoll erschwert. Welche Aufforderung, so große Nachtheile zu beseitigen! — Das Mittel hierzu ist in den Eisenbahnen gegeben; sie können mehr, als irgend ein andres bis jezt bekanntes Transportmittel, für Preußen die bis jezt dargestellten staatswirthschaftlichen und politischen Vortheile herbeiführen. — In Preußen bestehen, abgesehen von den weiten Grenzen, noch eigenthümliche Verhältnisse, welche die Einführung des Eisenbahnsystems mehr als in irgend einem andern Lande gebieterisch erheischen. Es besteht die politische Nothwendigkeit, die neuerworbenen westlichen und östlichen Theile der Monarchie, sowohl in der Gemeinsamkeit der Interessen als der Gesinnung, mit dem Centralpunkte zu verschmelzen. Es bedarf keiner weitern Ausführung dieser Behauptung, die gewiß von jedem Staatsmanne verstanden wird und unbestritten bleibt. — Die politische Macht eines Staates ist stets eine relative. In dieser Hinsicht ist die politische Stärke Preußens besonders nach der von Frankreich und Rußland zu ermessen. Wenn diese Staaten durch Eisenbahnen ihre innere politische Macht vermehren, so würde Preußens relative Stärke abnehmen, wenn es das Nämliche nicht in wenigstens gleichem Maaße thäte. Frankreich wird seine schöne Concentration durch Eisenbahnen auf einen noch höhern Grad führen. Die schwache Seite des großen russischen Reichs ist stets der Mangel an Concentration gewesen. Der politisch große und beharrliche Sinn der russischen Regierung schreckt nicht vor gigantischen Unternehmungen zurück, die des Reiches Macht verstärken. Nach den innern Einrichtungen Rußlands stehen dort der Regierung zur Ausführung solcher Unternehmungen große Hülfsmittel zu Gebote, die in gleichem Maaße in Deutschland, wie im ganzen westlichen Europa, nach dem politischen Zustande des Volks, nicht mehr vorhanden sind. Rußland wird daher ohne den geringsten Zweifel schnell und beharrlich durch Eisenbahnen die Kraft der Concentration sich schaffen und — des Uebelstandes der großen Entfernungen entledigt — alsdann eine zum mindesten verdoppelte Stärke im Innern und nach Außen besitzen. Ja, es hat Rußland bereits, mit der jezt seiner Regierung eigenthümlichen Energie, den Bau der Eisenbahnen begonnen und schneller gefördert als irgend ein europäisches Land. — Das russische Handelssystem lastet bekanntlich schwer auf den preußischen Landestheilen an Rußlands Grenzen; der Zustand dieser Landestheile ist dadurch in politischer und staatswirthschaftlicher Hinsicht wirklich bedenklich geworden und erfordert dringend Abhülfe, wenn diese nur irgend möglich ist. Die Hoffnung auf eine wesentliche Veränderung des russischen Handelssystems ist erschöpft; alle Bemühungen Preußens zu diesem Zwecke waren vergeblich. Durch Eisenbahnen kann dem schlimmen Zustande gründlich abgeholfen werden. Wende man nicht ein, daß die Anlage von Kunststraßen in jenen Landestheilen die erwarteten guten Folgen nicht gehabt hätte. Die Anlage von Eisenbahnen, wenn diese zur wohlfeilsten Benutzung hergegeben werden, muß nothwendig ganz andere Folgen hervorbringen, weil dann die Masse der Produkte den Transport in weite Entfernung tragen kann, und für den Personenverkehr die weiten Entfernungen so außerordentlich, sowohl nach der Zeit als den Kosten, verkleinert werden."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 86. Mittwoch, 23. August 1837.

Werke über Frankreich.

22) Die Sittenverderbniß (la prostitution) des weiblichen Geschlechts in Paris. Aus dem Gesichtspunkte der Polizei, öffentlichen Gesundheitspflege und Sittlichkeit. Mit vielen Tabellen und statistischen Belegen ꝛc. Aus dem Französischen des Parent-Duchatelet von Dr. Becker, Zwei Theile. Leipzig, Fr. Fleischer, 1837.

Seit Colquhouns trefflichem Werk über die Londoner Verderbniß in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist kein ähnliches systematisches Werk erschienen, als das vorliegende, das in vieler Beziehung noch gründlicher und umfassender ist, als sein berühmter Vorgänger, weil es sich auf einen einzigen Gegenstand der Polizeiaufsicht ausschließlich einschränkt.

Wir leben im Zeitalter der Oeffentlichkeit, es muß alles an den Tag kommen. Es muß, weil es sich nicht mehr verbergen kann; es muß noch mehr, weil es, wenn es seiner Natur nach böse ist, im Lichte der Oeffentlichkeit die einzig mögliche, wenn auch nicht radikale Heilung finden kann.

In frühern Zeiten wurden viele heimliche Verbrechen von den Regierungen geduldet; weil man sie nicht hindern konnte; aber man verschlimmerte sie, indem man sie ignorirte und nicht wenigstens in Aufsicht nahm. Es gab sogar Regierungen, welche das Verbrechen besteuerten und es vorzüglich deßhalb geheim hielten, um nicht wissen zu lassen, wieviel sie dabei gewonnen. Die Heimlichkeit hatte ihren Grund auch in einem so edeln als natürlichen Schamgefühl, und in einer gewissen Scheu vor dem größern noch unverdorbenen Theile des Volks. Man wollte nicht wissen lassen, daß man das Laster dulde, die ganze Sache mit dem Schleier der Ungewißheit decken.

Nun hat aber die Heimlichkeit große Nachtheile mit sich geführt. Sie ließ das in der Ferne als reizend erscheinen, was in der Nähe vielmehr Abscheu einflößen mußte. Sie verbreitete die der Gesundheit schädlichen Folgen des Lasters, denen nur durch öffentliche Aufsicht eine Schranke gesezt werden kann, im weitesten Kreise selbst unter dem unschuldigen Theile der Bevölkerung. Sie begünstigte endlich eine Unwissenheit und ein unpraktisches Benehmen, dessen sich im neunzehnten Jahrhundert die Polizei civilisirter Staaten nie mehr sollte zu Schulden kommen lassen.

Im Licht der Oeffentlichkeit ist endlich der Anfang gemacht worden, das Uebel systematisch, erfahrungsmäßig

erst zu untersuchen, dann die Mittel der Einschränkung, wenn nicht Vertilgung, auszuwählen und ein sittliches Leiden eben so rationell zu behandeln, wie eine Krankheit, die zugleich epidemisch und unausrottbar ist.

Als der erste und folgenreichste Fortschritt dürfte zu betrachten seyn, daß man dahin gelangt ist, die Sache mit Geduld zu behandeln, und daß man die beiden Extreme vermeidet, die bisher so viel geschadet haben, sofern der Eine das Uebel radikal ausrotten wollte und dann immer fehl ging, der Andere aber in der Resignation, es nicht ausrotten zu können, es in seinem ganzen Umfang gewähren ließ.

Herr Parent-Duchatelet hat in dieser Beziehung geleistet, was nie zuvor geleistet wurde, und die Menschheit ist ihm dafür Dank schuldig. Sein Werk, so interessant für Psychologie und Völkerkunde, ist zugleich eine Anweisung für die Polizei aller Länder, und keine betreffende Behörde sollte es unbenuzt lassen.

So schwierig und in vieler Hinsicht abscheulich und ekelerregend die Untersuchung war, so ließ sich Parent-Duchatelet davon nicht abschrecken. Er war dazu geboren, er hatte das Genie und die Ausdauer dafür, die andern Sterblichen fehlt und auch kaum zuzumuthen ist. Er ist viele Jahre lang täglich durch alle Gefängnisse und Spitäler und durch alle Winkel des Lasters gegangen, um Material zu seinem Werke zu sammeln und fern von aller vagen Theorie die bestimmteste Erfahrung zur Richtschnur zu nehmen. Er hat sich schon früher mit einem kaum weniger ekelerregenden, und nicht minder für die Gesundheitspolizei einer großen Stadt wichtigen Untersuchung beschäftigt und vergleicht nun eine mit der andern: „Als ich mich mit meinen Forschungen über die Pariser Abzugskanäle beschäftigte, schien mir alles ganz vollkommen zu seyn, so lange ich mich mit Untersuchung der Bodenfläche begnügte. Allein als ich sie nun im Innern durchsuchte, wo mir der Schlamm oft bis übers Knie stieg, gewahrte ich auch sehr leicht, was bei dem bisher befolgten Verfahren fehlerhaft war. Ich konnte die bedeutenden Gefahren, welchen die Hauptstadt ausgesezt war, voraussehen und die Mittel angeben, wie ihnen schnell zu begegnen sey. Meine Abhandlung ist vor länger als zehn Jahren gedruckt; man hat mich bei den Riesenarbeiten unter der Erde, die seit dieser Zeit unternommen worden sind, nicht zu Rathe gezogen, allein die Ingenieurs haben ihr System geändert und wahrscheinlich das Richtige in meinen Bemerkungen gefunden; denn bei der neuen Richtung der Schleussen und in mehrern einzelnen Theilen des Baues folgten sie getreu allem, was ich in meiner Schrift angegeben hatte. Dieses Ergebniß thut mir wohl; hätte ich es aber gewonnen, wenn ich nur meinen Widerwillen und der Furcht vor den bei solchen Nachforschungen unvermeidlichen Gefahren Gehör hätte geben wollen? — Um auf die verworfenen Höhlen der Unzucht zurückzukommen, muß ich bekennen, daß ich sie zu erforschen größern Muth aufbieten mußte, als der war, welcher mich beim Besuche der mit Morast und stinkender Luft gefüllten Kloaken beseelte."

Er theilt nun die Resultate seiner vieljährigen systematischen Forschung mit. Zuerst bezeichnet er tabellarisch seit 1812 die Zahl aller in den Listen der Polizei eingeschriebenen öffentlichen Dirnen von Paris, und er beweist dadurch, daß diese Zahl weit geringer ist, als sie gewöhnlich angegeben wird. Sie übersteigt nämlich nicht vierthalb tausend. Dann untersucht er ihre Herkunft nach der Provinz, nach den Familien und weist aus den Geburtsscheinen nach, daß der dritte Theil ihrer Väter nicht habe schreiben können, also den niedrigsten Klassen angehört habe, daß ferner der vierte Theil aller zu dieser Klasse gehörigen, in Paris selbst gebornen Mädchen von unehelicher Geburt seyen, also gewissermaßen nur die Schande der Eltern fortsetzen. Ferner untersucht er die Gewerbsarten, welche jene Mädchen vorher getrieben und findet, daß sie sich vorzugsweise sitzend beschäftigt, als Fabrikarbeiterinnen, Putzmacherinnen ꝛc. Endlich weist er nach, daß diese Geschöpfe selbst großentheils völlig ungebildet seyen, indem unter 4470 in Paris selbst gebornen Mädchen doch nur 110 gut, 1780 sehr schlecht und 2332 gar nicht hätten schreiben können. Hierauf untersucht er das Alter der Dirnen. Es ist schreckenerregend, auf der Liste Mädchen von 10, 11, 12, 13, 14 Jahren zu finden; allein der Verfasser weist nach, daß die Polizei nur eine sehr nothwendige und wohlthätige Handlung begehe, indem sie Individuen von so zartem Alter in die öffentlichen Listen eintrage, weil diese unglückseligen Geschöpfe troz ihrer Jugend schon ganz verdorben und gewöhnlich so gefährlich krank gefunden werden, daß sie ohne die polizeiliche Aufsicht weit mehr Unheil in der Stille anrichten würden. Es sind dies gewöhnlich unglückliche Kinder, die von ihren habgierigen Eltern so frühzeitig an das Laster verkauft und dazu abgerichtet werden. „Fast alle solche unmündige Mädchen sind von ihren Eltern verlassen. Hält man die lezteren dazu an, ihre Kinder wieder aufzunehmen, so antworten sie beinahe stets: „Die Polizei kann mit ihnen machen, was sie will." Man weiß, daß einige von der Schmach ihrer Töchter Gewinn ziehen; allein die Polizei vermag nichts in solcher Beziehung, weil alle dergleichen Dinge im Geheim stattfinden. Nicht selten sieht man in einem Jahre fünf bis sechs Väter selbst erscheinen, um ihre Einwilligung zum Einschreiben der unmündigen Töchter

zu geben. Einige aus Paris fortgewiesene Mädchen kamen zurück und brachten solche Zustimmung schriftlich mit; die Polizei hütet sich aber wohl, diesen Beleg schriftlich zu verlangen, weil er eine zu empörende Unsittlichkeit darthun würde. — Wer kann, ohne zu schaudern, an die Gegenwart und das künftige Schicksal solcher unglücklichen Kinder denken, die, ohne zu wissen was sie thun, der thierischen Wollust von den lasterhaftesten Menschen überliefert werden; manchmal bekommen sie Schläge und werden gemißhandelt, wenn es ihnen einfällt, sich einigermaßen zu sträuben, und dies geschieht wohl selbst von Seiten derer, welche sie den ausgearteten Männern schaffen, die unsere ganze Verachtung, unsern Unwillen verdienen. Man kann es nicht oft genug wiederholen; in unserer Zeit werden die jungen Mädchen nicht in den öffentlichen, wohl aber in den Winkelhäusern verführt, wohin man sie mit Gewalt und List lockt; hier bringt man sie auf Abwege, unterrichtet sie, richtet sie zur Wollust ab und gibt sie preis."

Besonders interessant ist die Erforschung der Ursachen, welche zu dem erwähnten traurigen Berufszweige führen. Zwang oder Beispiel der Eltern und Geschwister ist die Ursache in sehr vielen Fällen, wie namentlich die große Zahl leiblicher Schwestern beweist, die sich in den Listen finden. Noch öfter ist Verführung die Ursache, in deren Folge Elend und Verzweiflung die Mädchen dahin bringt, sich an das Laster zu verkaufen. Eben so oft aber Faulheit, Näscherei, Eitelkeit auf schöne Kleider ꝛc. Als eine Hauptursache hebt der Verfasser hervor, daß dem weiblichen Geschlecht nach und nach immer mehr Erwerbszweige durch das männliche entzogen werden. „Ist es nicht z. B. eine Schande, in Paris Tausende von Männern, im kräftigsten Alter, zu sehen, welche in den Kaffeehäusern und Kaufläden, in den Magazinen das weichliche und weibische Leben führen, das nur Frauen zukommen kann, die sich mit nichts beschäftigen, als ein Gefäß zu reinigen und einen Lappen zu handhaben? Man sieht sie in der That auch unwissend bleiben und vor der Zeit schwach werden. — Sieht man solche traurige Folgen, so fragt man sich, ob auch die menschliche Gesellschaft sich mit dem Schicksale der Frauen, dieses Theils ihrer selbst, der ihre Sorgfalt so sehr verdient, der auf alles, was den Gang der Staatsmaschine betrifft, so vielen Einfluß hat, hinreichend beschäftigt. Ich glaube, daß in dieser Beziehung uns noch eine große Menge Verbesserungen zu bewirken bleiben. Es ist schwer, solche Dinge zu behandeln, aber wichtig sind sie und mir scheinen sie eben so beachtenswerth für den Freund der Religion und der Sitten, wie für den nachdenkenden Staatsmann. — Man wird kaum glauben können, daß der Pfad der öffentlichen Unzucht von manchen Frauenzimmern eingeschlagen worden ist, um den Pflichten zu genügen, welche ihnen der Name Tochter oder Mutter auflegte; allein nichts ist begründeter. Man sieht nicht selten verheirathete, vom Manne verlassene oder desselben beraubte, folglich aller Unterstützung entbehrende Frauen bloß in der Absicht feil werden, um eine zahlreiche Familie nicht Hungers sterben zu lassen. Noch häufiger ist es, junge Mädchen zu finden, die mit der Arbeit nicht die Mittel erwerben können, die Bedürfnisse ihrer alten, schwachen Eltern zu decken, und so das Gewerbe der Lustdirnen ergreifen, das Mangelnde zu ergänzen. Ueber beide Klassen der Letztern habe ich zu oft besondere Umstände aufgezeichnet gefunden, um nicht überzeugt zu seyn, daß sie in Paris häufiger sind, als man es denken sollte." Daraus läßt sich auch erklären, warum so viele verheirathete Frauen zum Theil mit Wissen ihrer Männer, sich einschreiben lassen, was die Polizei auch allen Kirchen- und Sittengesetzen zum Trotz thun muß, nur um dadurch eine der gefährlichsten Quellen der syphilitischen Pest zu verstopfen.

Von psychologischem Interesse ist, daß das Laster fast durchgängig nur Mittel für anderweitige Zwecke, und nur in den seltensten Fällen selbst Zweck ist. Der Verfasser behauptet dies ausdrücklich und wiederholt, daß nicht nur die Messalinen sehr selten unter der erwähnten Klasse seyen, sondern daß sie auch in Reden und Lektüre selten ihren Stand verrathen, weil ihr Geist und ihre Phantasie von ihrem Handwerk abstrahiren, und weil das Gewohnte keinen Reiz auf sie übe. Ueberhaupt sind die psychologischen Untersuchungen des Verfassers äußerst werthvoll und zum Theil durch Neuheit überraschend. Er hat überall die Spuren des bessern menschlichen Gefühls mitten im Taumel des Lasters verfolgt und auf die kleinen Eigenheiten aufmerksam gemacht, durch die sich unwillkürlich das Edlere im Menschen verräth. „Man kann also sagen, daß sie wohl wissen, wie sie Böses thun und mit Recht verachtet werden. Auch befinden sie sich nur unter einander und mit elenden Wichtern wohl. Jedem Beobachter fällt es in die Augen, daß sie sich Leuten von Vernunft und Ordnung gegenüber unbehaglich und außerhalb ihrer Sphäre fühlen. Der Anblick von Familien, Müttern und ehrsamen Frauen ist ihnen unerträglich; sie pflegen sie gern zu beleidigen, um sich in gewisser Art für die von ihnen empfangene Verachtung zu rächen. — Wenn sie bei Ausübung ihres Gewerbes Keckheit und Unverschämtheit zur Schau tragen, so gibt es auch viele, die unter andern Umständen alle Sorge darauf wenden, nicht als das, was sie sind, zu erscheinen. Sie betragen sich zu dem Zwecke mit einem bemerkenswerthen Anstande, und kommen sie, im Untersuchungszimmer der Besichtigung Genüge zu thun, so wenden sie

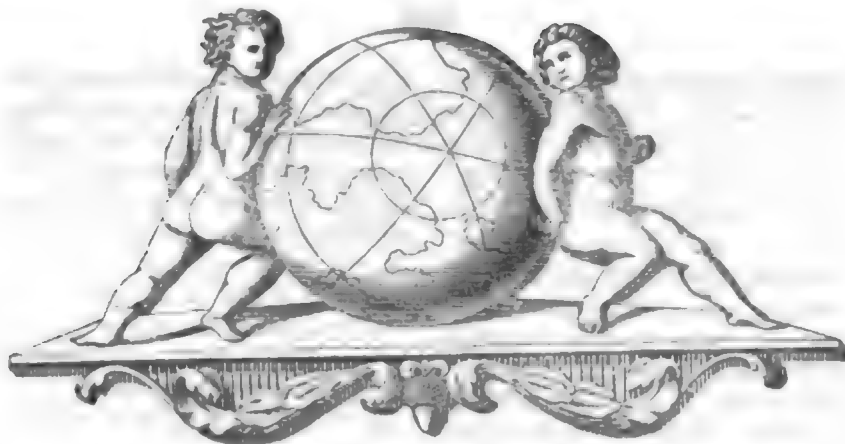
alles Mögliche an, nicht bemerkt zu werden; oft schleichen sie fast verstohlen und schlüpfen hinein, möchte man sagen. Alle Aufseher haben diese Beobachtung gemacht. — Eben so bemerkten die Aufseher, daß einige, die zu rechtlichen Familien gehörten, sich in sehr entfernte Bezirke begaben, um nicht von ihren Nachbarn betroffen zu werden. Im Allgemeinen fürchten sie nichts mehr, als das Zusammentreffen mit Leuten, welche sie kannten, als sie noch ordentlich lebten. Ich habe im Spitale mehrere gefunden, die nur in Folge solcher Ueberraschung krank waren, und werde, wo ich über die Physiologie spreche, von einer Nachricht geben, die in Folge des Eindrucks, den der Anblick eines Landsmannes auf sie machte, wahnsinnig wurde." In Bezug auf Religion wird bemerkt. „Einige seltene Ausnahmen abgerechnet, kann man sagen, daß sie alle in dieser Hinsicht in der tiefsten Unwissenheit schweben; ein Umstand, welcher alle Beobachter, besonders aber die ehrwürdigen Damen überrascht hat, deren meine Einleitung Erwähnung that. Diese leztern fanden eine große Zahl, welche kaum eine Kenntniß, eine Idee von der Gottheit hatten; besonders unwissend zeigten sich solche, die von den Eltern ins Leben hinausgestossen und von der frühesten Jugend an sich selbst überlassen worden waren, oder wohl gar nicht einmal wußten, von wem sie stammten." Als allgemein schlechte Eigenschaften der Klasse werden genannt: Faulheit, Unreinlichkeit, Naschhaftigkeit, ein großer Hang zum Lügen und Jähzorn. „Die Sucht zu lügen, ist bei den öffentlichen Mädchen allgemein und ein Kind der immer falschen Stellung, des peinlichen Zustandes, worin sie leben, der Meinung, die man, wie sie wissen, von von ihnen hegt." Eben so herrschen aber auch allgemein gute Eigenschaften vor. „Ein ausgezeichneter Charakterzug dieser Unglücklichen ist der gegenseitige Beistand, die Hülfe, welche sie sich in Noth und Unglück leisten. Wird eine von ihnen krank, so sind alle andern trostlos und beeilen sich, ihr allen nöthigen Beistand zu schaffen; sie führen sie ins Spital und besuchen sie regelmäßig." Sehr interessant ist auch folgender Zug: „Eine stete, bis jezt durch keine Thatsache widerlegte Beobachtung ist, daß ein schwangeres Mädchen augenblicklich der Gegenstand von Zuvorkommenheit und Aufmerksamkeit aller ihrer Gefährtinnen wird; besonders aber während und nach der Entbindung verdoppeln und vervielfachen sich die Aufmerksamkeit und diese Pfänder der Theilnahme. Die eine reinigt die Wäsche des Kindes, die andere wartet die Mutter, ihr gibt man freudig alles hin, was sich nur entbehren läßt. Wächst das Kind heran, so fehlt es nicht an solchen, die es wiegen, man reißt es sich aus den Händen, alle wollen es haben und es geht so weit, daß die Mutter nicht Herrin darüber ist." In diesem schönen Zuge scheint sich eine Achtung vor der eigentlichen Bestimmung des Geschlechts auszusprechen, die etwas Heiliges hat. Damit hängt auch zusammen, was der Verfasser später berichtet, daß die frömmsten Nonnen nie im Stande gewesen seyen, in Gefängnissen und Spitälern einigen Einfluß auf die Dirnen zu gewinnen, wohl aber einfache Frauen und Mütter, denen sie unbedingt gehorcht hätten. Dahin kann man gewissermaßen auch die Neigung der Mädchen rechnen, eine Quasi-Ehe einzugehn. Das schlechteste Gesindel von Paris, Diebe, Pflastertreter der niedrigsten Art ꝛc. macht aus dieser Eigenschaft der Mädchen eine Erwerbsquelle. „Diese Kerle, an welche die Mädchen eine unglaubliche Anhänglichkeit haben, lassen sich von denselben nicht nur nähren und kleiden, sondern geben auch auf die Mädchen, welche sich ihnen anschlossen, unaufhörlich acht. Sie wissen es, wenn diese 30 oder 40 Sous gewonnen haben, und nöthigen sie in die Schenke zu kommen, um das Verdiente dort mit ihnen zu vertrinken; weigern sie sich, so fehlt es nicht an Schlägen." Diese Bursche machen der Polizei sehr viel zu schaffen, besonders durch Händel, die sie erregen, um unerfahrene Jünglinge zu bestehlen.

Die Anhänglichkeit der Mädchen an solche männliche Individuen geht aber noch nicht so weit als die an weibliche, und der Verfasser weist nach, daß das damit in Verbindung stehende Laster in einem unglaublichen Grade in Paris verbreitet sey. So merkwürdig die Aufschlüsse sind, die er darüber gibt, glauben wir diesen Punkt doch hier übergehen zu müssen. Eben so die sehr interessante Untersuchung der körperlichen Eigenheiten und Krankheiten der erwähnten Klasse. Wahnsinn ist sehr häufig und „bemerkenswerth ist wohl auch bei dieser Gelegenheit, daß nichts seltener unter solchen Kranken vorkommt, als der erotische Wahnsinn, mag er nun chronisch, wie in der Narrheit, oder Folge von Fiebern und hitzigen Krankheiten seyn. Nach den Beobachtungen Esquirols beschäftigt sich der Wahnsinn hier fast immer mit Vorstellungen von Ehrgeiz, Ehre und Reichthum."

Dann beschäftigen den Verfasser die Häuser und ihre innern Einrichtungen, wobei er die allmählich durch die Polizei bewirkten Verbesserungen ins Licht sezt. Alle diese Verbesserungen beruhen auf dem Grundsatz, daß es besser sey, eine sociale Pest, die einmal unausrottbar sey, in gewissen Schranken fortzupflanzen, als schrankenlos.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 87. Freitag, 25. August 1837.

Werke über Frankreich.

22) Die Sittenverderbniß (la prostitution) des weiblichen Geschlechts in Paris. Aus dem Gesichtspunkte der Polizei, öffentlichen Gesundheitspflege und Sittlichkeit. Mit vielen Tabellen und statistischen Belegen ꝛc. Aus dem Französischen des Parent-Duchatelet von Dr. Becker, Zwei Theile. Leipzig, Fr. Fleischer, 1837.

(Schluß.)

Zu welchen ausschweifenden Planen aber eine solche nothgedrungene Concession in einer so sittenlosen Stadt wie Paris führen kann, davon gibt der Verfasser die Belege: „Die lezte, so viel ich weiß, bei der Polizei eingegebene Denkschrift über die Einrichtung solcher Häuser, wurde 1829 von einer Compagnie im Namen eines gewissen D*** überreicht, der sich Director einer Generalagentur für Unterbringung von Kapitalien in den öffentlichen Fond unterzeichnete. Es gibt nichts Unsittlicheres als diese Arbeit, die aber übrigens mit vielem Geiste verfaßt ist. Vergleicht man sie mit dem Pornographe des Restif, so zeichnet sich dieser, ob ihn schon Viele, und zwar mit vollem Recht, sehr streng tadeln, durch Scham, Anstand und Zurückhaltung aus. Es heißt in dieser Denkschrift, daß die Heirath und gesetzliche Befriedigung des Bedürfnisses nicht Jedermann zusage; — daß man berechnen müsse, wie hoch sich die wahre Summe der Bedürfnisse einer Volksmenge belaufe; — daß sie auf diese Berechnungen ihren Plan gegründet hätte; — daß das Gewerbe, womit sie sich beschäftigen wollte, bis jezt in beklagenswerther Weise betrieben worden sey, und, um aus der ihm jezt eignen Lage herauszukommen, durch Concurrenz angespornt werden müsse; daß sie nichts sparen und verabsäumen würde, dem Publikum die Gewohnheit, ihre Häuser zu besuchen, beizubringen u. s. f. Allein um die Compagnie für die Million, welche sie aufwenden müsse, zu entschädigen, sey es nöthig, ihr ein ausschließliches Privilegium zu geben und von Polizeiwegen alle geduldeten Häuser zu schließen, die ein wahrer Herd des Aergernisses und der Ausschweifung wären. — Man kann sich leicht vorstellen, daß diese Bitte kein Gehör fand; sie wurde vielleicht weniger wegen der physischen Unmöglichkeit, so einen Plan auszuführen, als in Folge des Ekels zurückgewiesen, den so eine Art, die Sache anzusehen, der Polizei einflößte; es galt hier Dingen, die nicht zu vermeiden, aber doch stets sehr unangenehm sind, und sie dachte, daß man gemeine Seelen mit ihrer gemeinen Gewinnlust gehen lassen müsse; denn ob sie schon

Millionen anzuwenden hätten, gehörten sie doch nichts desto weniger in die Reihe der Individuen, die bei allen Völkern für ehrlos und verworfen gelten.“ Das junge Deutschland und Herr Heine wollten nichts Anderes, ja sogar förmliche Aufhebung der Ehe, Weibergemeinschaft und sinnliche Feste.

Weit gefährlicher als die polizeilich beaufsichtigten Häuser sind die vornehmen und gemeinen Winkel, in denen sich das Laster vor der Polizei zu verbergen weiß. Der Verfasser unterscheidet deßfalls: Galante Damen in den vornehmsten Verbindungen — Gesellschaftsdamen, die große Diners und Soireen geben — Theaterdamen — einzeln wohnende Mädchen; diese alle stehen etwas höher im Range als die in Häusern zusammenwohnenden; dagegen steht eine Klasse herumschweifender und zum Theil ohne Obdach bleibender Dirnen (namentlich die pierreuses vor den Thoren) viel tiefer. Um ihre Bekanntschaft zu machen, führt uns der Verfasser in die ekelhaftesten Winkel zu rohen Soldaten und in Diebs- und Mordwinkel, wo alle Verbrechen zugleich mit einander buhlen und von wo, wie von Thyestes Mahl die Sonne selbst sich wegwendet. Wir wollen diese Schilderungen, die sich am Schluß des ersten Theils finden, lieber übergehn.

Im zweiten Theil werden wir in die Gefängnisse und Spitäler geführt, die weit weniger die Strafe, als Schule des Lasters sind. Mit tiefem Ernst spricht der Verfasser über die Syphilis, diese wahre göttliche Strafe für das Laster, das ihre Ursache ist. „Die Syphilis ist aber bei uns, bei unsern Nachbarn, auf der ganzen Erde einheimisch. Freilich tödtet sie nicht auf der Stelle, wie viele andere Krankheiten; allein dies verhindert nicht, daß die Zahl ihrer Opfer ungeheuer wird. Ihre Verheerungen werden nicht unterbrochen; sie trifft vorzugsweise den Theil der Bevölkerung, welcher vermöge seines Alters die Stärke und den Reichthum des Staates bildet. Sie beraubt diesen Theil des Volkes der Kraft, gerade in dem Augenblicke seines Lebens, wo es, nach den Gesetzen der Natur, im Stande ist, tüchtige Wesen zu erzeugen, und wenn auch dadurch diese Volksmasse nicht unfruchtbar wird, so bilden doch die davon erzeugten Unglücklichen ein ausgeartetes Geschlecht, das zu den bürgerlichen Gewerben so wenig taugt, wie zum Soldatendienste, das zuletzt eine Bürde für die bürgerliche Gesellschaft wird. Kurz, die reinste Unschuld und Tugend sind in unsern neuern Staaten nicht vor ihren Eingriffen sicher. Wie viele Ammen, wie viele tugendhafte Gattinnen und Kinder an der Brust werden alle Jahre grausam von ihr ergriffen!“

Ueber die Behandlung der Kranken in den Spitälern spricht Herr Parent-Duchatelet aus Erfahrung vortrefflich und gibt manchen Rath, der zu beherzigen ist. Besonders klagt er über den bisherigen Mißstand, daß sich die Dirnen in den Gefängnissen sehr behaglich, in den Spitälern aber unbehaglich befänden, und er räth als die erste und nöthigste Maxime an, sie umgekehrt im Gefängniß strenger zu halten, im Spital aber ihnen alles leichter zu machen. Die geistliche Einwirkung soll, nach des Verfassers Behauptung, gleich Null seyn, da der Cölibat der katholischen Kirche die Priester genau in dieselbe Lage zu jenen verwahrlosten Geschöpfen bringt, wie die Nonnen, von denen oben schon gesprochen ist. Die Dirnen haben keinen Respect vor ehelosen Individuen, nur ein verheiratheter Mann oder eine Frau flößt ihnen Achtung ein.

Sehr gut bemerkt der Verfasser, daß der Einfluß der Polizei und die gute Wirkung polizeilicher Maßregeln augenblicklich zugenommen haben, sobald der Staat, oder vielmehr die Stadt Paris, es verschmäht habe, länger von dem privilegirten Laster Procente zu nehmen. Bei diesem Anlaß theilt der Verfasser eine Geschichte der betreffenden Institute in Paris von ältern Zeiten her mit.

Schließlich geht er auf die Frage ein, ob das Uebel nicht radical ausgerottet werden könnte und sollte? Er wagt es nicht, diese Frage zu bejahen.

Aus der großen Menge von Sittenzügen, welche das Buch enthält, wollen wir noch einige hervorheben. Es sind nicht die grellsten, doch lassen sie einen Blick in das sittliche Leben der Pariser thun, das nachzuahmen den guten Deutschen immer von Neuem empfohlen wird.

„Einigen Inhaberinnen von solchen Häusern fehlt es nicht an Geist, Bildung und feiner Lebensart, wozu noch eine Anlage zur Ränkesucht kommt; sie geben daher Frühstücke und Mittagsmahle, zu denen die Wollüstlinge aller Stände, die Geld aufwenden können, kommen, weil sie sicher sind, hier die reizenden Mädchen, jene eigne Klasse gefährlicher Frauen zu finden, von denen schon anderwärts geredet wurde, und welche die Polizei nicht als öffentliche Dirnen betrachten kann, ob sie schon in der That dies Gewerbe treiben. Oft werden solche Zirkel auf dem Lande oder an entfernten Orten, heute hier, morgen da, veranstaltet. Man spielt hier um außerordentliche Summen, und da die hier befindlichen Gauner von Kopf und Weltton mit den Mädchen, wie mit der Dame vom Hause einverstanden sind, so begreift man auch, wie gefährlich diese Orte, wie sie dem Beutel noch verderblicher als der Gesundheit sind. — Es gibt dergleichen, die auf sehr hohem Fuße gehalten werden, wo man großen Aufwand macht, an deren Spitze Frauen stehen, welchen die Polizei, so genau sie auch dieselben kennt, doch nichts anhaben kann; die endlich äußerlich

einen Anstand, eine Bescheidenheit an den Tag legen, daß sie in ihrem Quartiere, ihrer Straße, ja selbst im Hause, wo sie wohnen, für sehr ehrbar gelten. — In diesen Häusern spinnt man Ränke an und verabredet Zusammenkünfte; hierhin kommen Frauen, welche der Mann verließ, oder die, gleich wahren Messalinen, sich den ausgelassensten Orgien und Ausschweifungen preisgeben; hier endlich wird über die Mittel und die Summe berathschlagt, wodurch einem Manne das Weib geschafft wird, nach dem ihm gelüstet, das er um so mehr zu haben wünscht, je unübersteiglicher die Hindernisse scheinen, die sich seinen Absichten entgegenstellen. — Man sieht bei näherer Betrachtung leicht ein, daß die Behörde gegen solche Orte nur wenig Kraft hat. Denen, welche hingehen, liegt noch mehr daran, daß sie unbemerkt bleiben, und so werden sie nur mit Mühe entdeckt, und schwerlich kann man sich wohl einen Begriff von allen Ränken machen, die man deßhalb in Bewegung setzt. Ueberdies gestattet die Achtung vor der Wohnung, die vom Gesetze ausgesprochene Unverletzlichkeit derselben, das Eindringen in dergleichen nur in Kraft von Befehlen zu Haussuchungen, und die Ausführung derselben geht oft sehr langsam von statten, weil man entweder erst die Oertlichkeit kennen lernen, oder erfahren will, wann sich am besten einschreiten läßt. Fast immer erweisen sich solche Haussuchungen, wie die Erfahrung lehrt, als ganz unnütz; sie führen zu nichts und rauben dadurch der Polizei jenes Ansehen, jene moralische Kraft, die alle ihre Maßregeln auszeichnen muß, die man deßhalb aber auch auf jede Art und Weise zu schonen wichtige Ursache hat."

„Ein Mädchen versicherte sich der Gesundheit aller ihrer Kunden. Sie nahm demzufolge nur verheirathete Männer an, die sich einander kannten; es wurde bei ihr nur der zugelassen, den einige Kunden ihr vorgestellt hatten, indem alle andern, 40—50 an der Zahl, es zufrieden waren. Jeder Mann, der Wittwer wurde, trat in die Klasse der Unverheiratheten zurück und hatte, nach den Regeln der Gesellschaft, keinen Anspruch mehr auf die Gunstbezeugungen des Mädchens, die übrigens auch auf einen hohen Preis gestellt waren."

In der höchst interessanten Briefsammlung kommen Bittschriften, ein lüderliches Haus errichten zu dürfen, z. B. von folgender Art vor:

Eine alte Frau von 82 Jahren wendete sich an den Präfekt, daß er ihrer Tochter und Enkelin eine Erlaubniß gäbe: „Zwei und achtzig Jahre alt, Mutter einer zahlreichen Familie, flehe ich Sie, Herr Präfekt, um Ihre Hülfe, Ihren Schutz an. Sie, der Vater der Armen, die Stütze der Wittwen und Waisen, der Trost der Betrübten, die Zuflucht der Unglücklichen, werden meine Bitte sicher nicht abschlagen. In so hohem Alter, und wohl fühlend, daß ich auf dem Punkte stehe, wo ich meine Seele Gott übergeben, vor meinem Schöpfer erscheinen muß, ist es meine Pflicht, für das Auskommen meiner Kinder zu sorgen u. s. w." — Viele solcher Frauen meinen, daß sie zur Erhaltung der guten Ordnung, der Sitte, des öffentlichen Anstandes sehr beitragen; z. B.:

„Herr Präfekt!

Ich bin unter Ihrer Verwaltung seit langer Zeit dafür bekannt, daß ich die Ordnung und gute Sitte aufrecht hielt, und will mein Haus auf eine Art einrichten, daß nie etwas darin gegen Anstand und Ehrbarkeit vorkommt u. s. w." — Einige tragen auch edle und großmüthige Gesinnungen zur Schau, und nehmen in ihrem Gesuche einen so hohen Ton an, daß man sich wundert, ihn in solcher Stellung zu finden.

„Herr Präfekt!

Ich habe in der Revolution das Vermögen verloren, welches von meinen Eltern auf mich übergegangen wäre, und habe kein anderes Mittel, meine Familie zu ernähren, als ein öffentliches Haus zu eröffnen. Ich habe schon seit 11 Jahren gelernt, mir auf solche Art ein ehrenvolles Leben zu sichern und mir die Achtung aller Rechtschaffenen zu erwerben u. s. w."

„Herr Präfekt!

Madame A. hat die Ehre, Ihnen vorzustellen, daß sie, obschon von guter Herkunft, und in Folge hoher in ihrer Familie geschöpfter Gefühle, sich in die Dunkelheit zurückgezogen hat. Allein um nicht in die Unmöglichkeit versetzt zu werden, auf ehrenvolle Weise leben zu können, sucht sie um die Erlaubniß nach, drei Kostgängerinnen halten zu dürfen, welche nur im Innern des Hauses sehen lassen sollen, was sie sind, außer demselben aber auch nicht einen Schatten von Aergerniß geben werden u. s. w." — Die specielle, über sie eingezogene Erkundigung zeigte, daß sie in der That aus einer angesehenen Familie in der Bretagne stammte, daß mehrere ihrer Verwandten von Adel, zum großen Theile im Heere waren, daß der Name, den sie führte, nicht der ihrige war. Styl und Handschrift verriethen eine äußerst sorgfältige Erziehung. Eine Andere schrieb:

„Herr Präfekt!

Seit meinem frühesten Alter bin ich auf dem Bureau bei Ihnen eingeschrieben gewesen; allein immer habe ich mich so betragen, daß ich ein Muster von Zurückhaltung und Anstand genannt wurde. Jetzt bin ich 32 Jahre alt, und entschlossen, eine regelmäßige Lebensart zu führen, von der ich auch schon seit einem Jahre nicht abgewichen bin. Ich habe daher die Ehre u. s. w." —

Die regelmäßige Lebensart bestand darin, minderjährige Mädchen in Winkelhäusern zu opfern.“

„Es ist merkwürdig, die List von aller Art, welche Frauen, die zu ihrem Vortheil geheime Ausschweifungen begünstigen, in Anwendung bringen, und die Mittel zu sehen, die benuzt werden, die Aufmerksamkeit der Behörde zu täuschen. Ich will zu dem Zwecke einige Thatsachen mittheilen, die man im Laufe eines einzigen Jahres zu beobachten Gelegenheit hatte. — Zwei dergleichen eigneten sich den Namen einer Hebamme zu, hatten Kostgängerinnen, und die eine verkaufte ihre jungen Opfer zu 500 Franken. — Eine Andere nannte sich eine Zahnärztin, sie rühmte ihre Kenntnisse in der Kunst, auf der Stelle, wie durch Zauberei, die heftigsten Schmerzen beseitigen zu können; man fragte nun unter solchem Vorwande nach ihr, und die jungen Opfer, so wie ihre Liebhaber, stiegen allemal nur mit verbundenem Gesichte zu ihr hinauf, indem sie den größten Schmerz heuchelten. — Eine Alte äffte die Kleidung und Sprache einer barmherzigen Dame nach, und führte an der Hand zwei oder drei bescheiden gekleidete, kleine Mädchen, die durch ihre artige Weise, Anmuth und ein gefälliges Wesen jeden fesselten, der sie sah. Unter dem Vorwande, ihnen Unterstützung zu schaffen, brachte die Elende sie in die Hôtels garnis, und besonders zu reichen Engländern, deren Geschmack und Wohnung sie kannte. Sie trieb ihr Spiel so im Stillen, daß Jedermann, der sie sah, Achtung hatte.“

„Zwei Knaben von 10—12 Jahren führen zwei Lustdirnen in ein Kaffeehaus und bezahlen das Eis für sie. Das Publikum ist über die Schamlosigkeit der Mädchen und der Kinder aufgebracht, es kann sein Erstaunen nicht zurückhalten, man umringt sie und bringt sie, wie ganz von selbst, zur Thüre hinaus. — Die Polizei erfährt die Sache, zieht Erkundigungen ein und läßt die Mädchen mit den zwei Kindern verhaften. Aus der Untersuchung ergibt sich, daß die lezteren schon lange den schändlichsten Lastern ergeben waren, daß sie die Mädchen angelockt, daß diese sie anfangs fortgewiesen und nur ungern bei sich gesehen hatten; daß die Hausinhaberin, welcher die Mädchen gehörten, ihnen heftige Vorwürfe gemacht hatte, so junge Kinder bei ihr hereingebracht zu haben, welche sie gleich am nächsten Tage fortschicken wolle. Die Mädchen führten zu ihrer Entschuldigung noch an, wie die Kinder schon in andern Häusern gewesen wären; allein man antwortete ihnen, sie müßten den Nachtheil kennen, den es auf sich habe, ein selbst nichtsnutziges Kind aufzunehmen; sie müßten wohl wissen, wie Kinder von solchem Alter kein Eigenthum besäßen, und folglich das ihnen gegebene Geld nothwendig den Eltern oder andern Leuten gestohlen hätten; es sey zugleich Frechheit, sich mit Kindern von solchem Alter in einem Kaffeehause hinzusetzen und sich vor den Augen eines ganzen Publikums liebkosen zu lassen.

Doch genug von diesem jungen Frankreich.

Werke über Algier.

1) Frankreich — Algier. Vom Eremiten von Gauting. Zum Besten der Colonie Hallberg im Freisinger Moos. München, Franz, 1837.

So überflüssig viel auch schon über Algier geschrieben worden ist, wird man doch das neue Reisewerk des bekannten Eremiten von Gauting noch mit Vergnügen lesen. Er ist einer der originellsten Reisenden, geübt im Blick, treu, kurz, und nicht selten angenehm naiv in der Darstellung, wie alle seine frühern Reiseschilderungen schon bewiesen haben. In Afrika hat ihn die Natur sehr, und kaum weniger das arabische Volk angezogen; dagegen haben ihn die Franzosen und die Juden in Algier selbst abgestoßen und er spricht sich sehr derb und gerade über den Unfug aus, den die Franzosen in Algier treiben, über ihre gänzliche Unfähigkeit zu colonisiren, über ihre militärischen Fehler, ihre elende Justiz und Willkürwirthschaft und insbesondere über ihr Stehlen, denn in Algier stiehlt alles, was Franzose heißt, vom Marschall bis zum lezten Schreiber hinab. Uns wundert bei diesem neuen Anlaß nichts, als daß man sich immer von neuem über solche Dinge wundert. Das französische Militär stiehlt in Algier nicht zum ersten Mal. Was haben denn ihre Marschälle bei uns gethan? Man sollte es endlich wissen. — Originell sind die vom Verfasser eingestreuten arabischen Gedichte, und am Schluß ein seltsamer Antrag an den Papst, die christlichen Confessionen zu vereinigen und die Mohamedaner zu bekehren.

2) Memoiren aus Algier, oder Tagebuch eines deutschen Studenten in französischen Diensten, von Hermann H. Bern, Fischer und Comp., 1837.

Von einem jungen Manne, daher in rosenfarbner Laune geschrieben, voll romanhaften Partien und zärtlichen Reminiscenzen &c., aber zugleich voll Unzufriedenheit mit der elenden Verwaltung der Franzosen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 88. Montag, 28. August 1837.

Römische Geschichte.

11) Friedrich Creuzers deutsche Schriften, neue und verbesserte. Vierte Abtheilung. Zur römischen Geschichte und Alterthumskunde. Erstes Heft. Leipzig und Darmstadt, 1836. VI u. 151 S. 8.

Das erste Heft der vierten Abtheilung der deutschen Schriften eines unserer gelehrtesten und geachtetsten Philologen enthält zwei vortreffliche Abhandlungen: 1) Blicke auf die Sklaverei im alten Rom, und 2) Gallienus und Salonia, in denen der Verfasser mit seiner anerkannten Gründlichkeit eine Reihe der wichtigsten Verhältnisse der römischen Welt erörtert. Im ersten Aufsatze zeigt er uns zunächst, wie einer im alten Rom Sklave ward, und was er als Sklave zu leiden und zu leisten hatte. In den ältesten Zeiten, wo der römische Hausvater mit seinen Söhnen selber das Feld bestellte, mußte das Bedürfniß, Sklaven zu besitzen, sehr gering seyn, und die Kriegsgefangenen, in den kurzen Feldzügen gegen die benachbarten Völker gemacht, reichten vollkommen hin, um Hände für den Landbau und die nothwendigen Gewerbe zu gewinnen. Mit der allmähligen Ausbreitung der Römermacht und mit der Ausdehnung der Grundstücke mußte auch die Menge der Sklaven zunehmen. Doch waren lange Zeit hindurch italische Kriegsgefangene wohl die einzigen Sklaven, welche die Römer hatten. Menschen aus Großgriechenland und aus Sicilien machten zuerst ihre römischen Herren mit manchen Künsten und Bequemlichkeiten des Lebens bekannt. Seitdem aber Rom in auswärtigen Ländern Eroberungskriege geführt, und mit dem Reichthum einzelner Bürger auch die Sitte aufkam, weite Gegenden in große Güter eines römischen Hauses zu verwandeln, mußte man Sklaven aus Spanien, Illyrien, Afrika, Griechenland, Vorderasien und aus den pontischen Ländern anschaffen. Jezt traten Verhältnisse ein, ganz ähnlich denjenigen, welche unter den neuern Europäern den Sklavenhandel herbeigeführt haben. Seeräuberei und fortdauernde Kriege barbarischer Völker unter sich lieferten, durch die gewinnsüchtige Geschäftigkeit der Kaufleute, auf die Stapelplätze im Archipelagus für die ungeheuren Bedürfnisse der großen Tiberstadt in regelmäßigen Transporten Gefangene in Menge. Durch die Sorglosigkeit der syrischen und cilicischen Könige bekam die Seeräuberei den ersten Anlaß; der große Gewinn lockte zu diesem Gewerbe an, welches dadurch nicht wenig befördert wurde, daß seit der Zerstörung Carthagos und Corinths die Bedürfnisse der Römer nach Sklaven immer mehr zunahmen. Die Könige von Egypten und Cypern, so wie die Rhodier sahen, zum Theil aus Feindschaft gegen die Syrer, diesem

Handwerke durch die Finger, und die Römer selbst kümmerten sich wenig um das, was jenseits des Taurus vorging. Auf der einzelnen Insel Delos blühte ein Sklavenhandel, daß man täglich Myriaden von Menschen ein- und ausführen konnte, woher das Sprichwort entstand: Kaufmann, lande hier an, stelle deine Ladung aus, und du hast alles verkauft. Nun hörte man auch in den Häusern und auf den Straßen Roms, wie auf den Landgütern der Großen, nicht nur griechische Sklavennamen, sondern auch solche, welche, wie Phryx, Syrus, Geta und ähnliche an entferntere Länder erinnerten. Die Lage und Verhältnisse der Sklaven war nicht bei allen dieselbe, aber in der Regel nicht beneidenswerth. Welch einen furchtbaren Nachtheil die große Sklavenmasse in der spätern Zeit dem römischen Reiche brachte, wo fast mehr als zwei Drittheile der Bevölkerung Roms ihnen angehörten, ist bekannt.

So interessant der erste Aufsatz in diesem Werke ist, so anziehend ist auch der zweite über den Kaiser Gallienus und seine Gemahlin Salonia. Die Zeit, in welcher sie lebten, wird von allen Kennern mit Recht sowohl in politischer Beziehung, als auch rücksichtlich der eigenthümlichen Umgestaltung der religiösen Verhältnisse und der Künste als eine der bedeutungsvollsten Epochen der römischen Kaisergeschichte betrachtet. Jetzt wird die Einheit des römischen Reiches zum ersten Male im eigentlichen Sinne zweifelhaft, indem mehrere Regierungen neben jener in Rom an verschiedenen Punkten des großen Ganzen nicht bloß sich geltend machen wollen, sondern sich theilweise wirklich behaupten. Es treten in den Provinzen die sogenannten dreißig Tyrannen oder Nebenkaiser auf, die durch glückliche Abwehr der eindringenden Barbaren oder durch geschickte Benützung der verwirrten Zustände oder durch Verwicklungen, die sie zum Theil selber herbeiführten, sich nothwendig gemacht, oder sich mit offener Gewalt in ihrem usurpirten Besitzthume zu behaupten suchten. Hierbei werden nun, nach Erwägung aller Umstände, die unermüdlichen Anstrengungen des Gallienus zur Erhaltung des Reiches alle Anerkennung verdienen, und Entschuldigung wird er finden, wenn er, um die Hauptländer zu retten, ein oder das andere Grenzland aufopferte, und um jene zu sichern, eine illegitime Verbindung schloß, Entschuldigung auch, wenn er nicht die absolute Einheit des Reichs behaupten konnte, sondern nur eine Föderation, in der er mehrere durch Kraft, Talent und Verdienste ausgezeichnete Feldherren zu Augusten ernannte, und somit zwar nicht einen August in seiner Person, so doch einen Augustenverein den Stürmen dieser schrecklichen Zeit entgegenstellte.

Die Zeit des Gallienus macht auch in Bezug auf die religiöse Denkart Epoche in der spätern Kaisergeschichte. Jener alexandrinische Platonismus, dessen Anhänger, ja Hauptbegründer Platon war, seinem Streben nach durchaus auf Einheit gerichtet, und in seinem Hintergrunde einen reinen Monotheismus verbergend, jedoch daneben die vielen Götter und Göttinnen der verschiedenen Nationalculte als wirkliche Ausgießungen und Offenbarungen des Einen göttlichen Wesens anerkennend und verehrend, hatte sich einen versöhnenden Pantheismus zum theologischen Grundsatz gemacht. Es galt ihm noch für irreligiös, die lezte Schranke zu durchbrechen, und die ganze bunte Vielgötterei der Religion der Väter ihrer Nichtigkeit hinzugeben. Gallienus und Salonia, von Natur religiösen Sinnes und in den Wechselfällen ihres Lebens göttlicher Hülfe bedürfend, und dieses Bedürfniß fühlend — aber von Jugend auf im polytheistischen Heidenthum erzogen, in reiferen Jahren aber in neuplatonischer Schule gebildet, gaben sich mit ganzer Seele einem naiven polytheistischen Pantheismus hin, und glaubten keine der Gottheiten ihres Reiches, selbst der barbarischen nicht, hintansetzen zu dürfen. Vielleicht mochten sich ihnen, als Regenten aller dieser Völker, auch die Vortheile darstellen, die ein solcher Pantheismus für die Erhaltung des Römerreiches gewähre. Für diese Annahme scheinen die Maßregeln zu sprechen, die Gallienus zu Gunsten der Christen nahm. Jener Platonismus des Plotin, der durchaus noch nichts von jenem bittern Hasse gegen das Christenthum hatte, ja in der Ethik sich selber zu manchen Sätzen der christlichen Sittenlehre hinneigte, dieser konnte auch dazu beigetragen haben, den Kaiser milder für die Christen zu stimmen. Dabei war lezterer aber noch fern von dem Gedanken, der gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts hier und dort wohl schon aufzugehen anfing, daß das Christenthum an die Stelle der alten Republika getreten, und die christlichen Gemeinden der ganzen Welt nunmehr Einen Körper, Eine sichtbare Communität bildeten, aber auch eben so fern von jenem Indifferentismus, den ihm Neander zur Last legt, indem er sagt: „Dieser war, wie in Beziehung auf alle öffentlichen Angelegenheiten, so auch in Beziehung auf die Erhaltung der Staatsreligion gleichgültiger als sein Vater Valerianus.“ Die vermeintliche Gleichgültigkeit dieses Kaisers in allen Staatsangelegenheiten fällt nach Creuzers Forschungen über seine Regierungsgeschichte von selbst als unhaltbar, und die Gleichgültigkeit in Sachen der Staatsreligion stellt sich vielmehr als ein ungenügsamer, ängstlicher und in den Fesseln heidnischer Vielgötterei gefangener Pantheismus dar. Gleichwohl leistete er zu allererst dem Christenthume den bedeutendsten Dienst, aber nicht, weil ihm eine Religion so viel werth war als die andere, d. h., keinen sonderlichen Werth für ihn hatte, sondern weil unter dem milden Einfluß, den Plotin auf diesen Kaiser übte, und durch

den damals noch versöhnenden Geist des Neuplatonismus in des letzteren Seele eine Ahnung von dem Werthe des christlichen Gottesglaubens aufgegangen war, und er Gelegenheit genug gehabt hatte, die Christen als friedfertige Staatsbürger zu beobachten. In diesem Sinne machte Gallienus dem Krieg gegen die Christen ein Ende. Er ließ es aber nicht allein bei dieser Einstellung der Verfolgungen gegen sie bewenden, sondern er gab auch im Jahr 259 ein Edikt, wodurch den Christen freie Ausübung ihrer Religion zugestanden und geboten ward, die unter der vorigen Regierung confiscirten und den christlichen Gemeinden angehörigen Begräbnißplätze, Gebäude und andere Grundstücke wieder zurückzugeben. Die hohe Wichtigkeit dieser Verordnung ergibt sich aus dem römischen Staatsrecht, welches nur legal bestehenden Corporationen den Besitz gemeinsamen Gutes zugestand. Es wurde also durch jenes Edikt die christliche Kirche als eine gesetzmäßig bestehende Körperschaft anerkannt, was für diese Periode von den wichtigsten Folgen war. Wir wünschen, daß Herr geh. Rath Creuzer die Fortsetzung seiner herrlichen Beiträge zur römischen Geschichte und Alterthumskunde dem Publikum recht bald übergeben möchte. Es läßt sich erwarten, daß dadurch noch viele Räthsel gelöst, und das Dunkel, welches auf vielen Theilen der römischen Welt liegt, zerstreut werden dürfte. Die Ausstattung des Werkes entspricht der Vortrefflichkeit des Inhalts.

12) Zur Geschichte Trajans und seiner Zeitgenossen. Von Dr. Heinrich Francke, ordentlicher Lehrer der großen Stadtschule zu Wismar, Mitglied des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. Güstrow, **1837**. 8.

Trajan, der größte Kaiser der Römer, hat außer einem mit rednerischem Prunk überladenen Panegyristen keinen Lobredner bei der Nachwelt gefunden, überhaupt keinen seiner Thaten würdigen Geschichtschreiber. Der große Tacitus schwieg, ohne daß wir wissen, ob ihn der Tod oder Veränderung seines Entschlusses an der Erfüllung seines Versprechens, dieses Zeitalter seinen beiden Werken beizufügen, und schreibend die von ihm erlebte Glückseligkeit zu genießen, welche vergönnte, nach seinem Wunsche zu denken und das Gedachte auszusprechen, gehindert habe. Demnach bedarf Trajans Geschichte noch der Vorarbeit, noch mancher Untersuchungen, wozu seither nicht einmal alle Materialien gesammelt wurden. Denn die Schriften von Genersich und Wilmsen sind mehr Lehrbücher für Kinder, ohne nachgewiesenes Studium. Mehr Verdienste haben sich Franzosen und Italiener um die Kaiserzeit und Trajans Geschichte erworben, aber auch sie erschöpften den Stoff keineswegs, so daß eine reiche Nachlese übrig blieb. Trajans Geschichte ist bei dem Mangel an Quellen gar nicht in pragmatischem Zusammenhange, wie die Geschichte des Augustus, darzustellen. Sie ist einem zertrümmerten Mosaikgemälde vergleichbar, dessen bröckelnde farbige Steinchen durch Zufall oder Vandalismus in alle Winde zerstreut, und durch mühesames Suchen zum Theil einzeln wieder gefunden wurden, aber auch deßhalb, bei dem sorgfältigsten Versuche zur Wiedervereinigung, neu zusammengesetzt stets ungehörig erscheinen, die störendsten Lücken lassen, und das frühere Ganze nie wieder darstellen werden.

Herr Franke hat keine Mühe gescheut, um seine Aufgabe zu lösen, und wenn es ihm nicht gelungen ist, ein vollendetes Meisterwerk zu liefern, so trägt nicht er, sondern die Schwierigkeit des Gegenstandes die Schuld. Einzelnes ist sehr gut erörtert.

Zuvörderst überzeugen wir uns durch des Verfassers Bemerkungen, daß die Zeit von Nerva bis Marcus Aurelius, die gewöhnlich als eine der glücklichsten Perioden in der gesammten Weltgeschichte angesehen wird, keineswegs gar so glücklich war, gleich einem angehenden, noch die Manneskraft fühlenden Greis, dessen graues Haupt nach einer stürmischen und genußreichen Jugend, des Besitzes gewiß, auf den errungenen Lorbeern des Ruhmes ruht, aber die Erschöpfung der frühern Ueberkraft verräth, dessen Organismus, durch schwere Arbeiten und Krankheiten zerstört, der allmähligen Auflösung entgegengeht, und nur durch die Kunst des Arztes aufrecht erhalten werden kann; dessen Rückblick auf die durchlaufene Bahn nicht immer mit heitern, sondern oft reuigen Gefühlen verbunden ist, weil viel unrecht Gut auf seiner Seele lastet, und der Glanz des Ruhmes oft auf Kosten der innern Ruhe erworben wurde.

Je größer die Masse der eroberten Länder war, desto mehr Anstrengung ward erfordert, das Erworbene zu behaupten, und es entwickelte sich immer mehr jene beispiellose Trüglichkeit und List der römischen Politik, welche als höchster Grad des Staatsegoismus bei gänzlicher Verläugnung der Humanität gegen Staatsgenossen und Mitmenschen sich nothwendig endlich selbst ins Verderben stürzen mußte. Diese Politik hat sich weder jemals zu der Idee eines italischen Volksthums, noch eines Reiches oder Völkervereines erheben können, sondern ist stets nur auf Schwächung der Unterworfenen bedacht gewesen, damit sie nicht rebelliren könnten, und gehorsame Bundesgenossen blieben. Und wenn unter den Kaisern seit Trajan Italien mehr zur Gleichheit mit den Provinzen herabgesunken war, so ist diese Erscheinung mehr ein Zeichen des allgemeinen Verfalls als der Blüthe des Römerthums zu nennen.

Auch Kunst und Wissenschaft hatten ihre schönste Periode schon durchlebt. Die Zeit genialer Schöpfung klassischer Werke hörte mit dem Ablaufe des ersten Jahrhunderts nach Christo allmählig auf. Es folgte auch in dieser Beziehung ein Zeitalter der Erschöpfung, des Stillstandes, geistigen Genusses und verarbeitender Gelehrsamkeit; eine Periode der Abspannung auf die der Ueberspannung. Wissenschaft, wie Kunst verherrlichte jezt vorzugsweise den Gesellschaftskreis der Imperatoren und ihren Hof. Wie Dichter und Gelehrte seit Augustus in der Atmosphäre des Hoflebens ihren Mittelpunkt fanden, so concentrirten sich auch die Schätze der Gelehrsamkeit des ganzen Reiches in wenige große Bibliotheken, besonders Roms. Mit den Bibliotheken bildete sich ein Gelehrtenstand, aus Grammatikern, Rhetoren, Philosophen, Aerzten und Juristen; Buchhändler machten in Italien, wie in den Provinzen bedeutende Geschäfte; seit Vespasian gründeten die Kaiser nicht bloß in Rom, sondern auch in den Provinzen Unterrichtsanstalten, deren Lehrer, vom Staat besoldet, in großem Ansehen standen, und zu den höchsten Aemtern gelangen konnten; kurz, wenn man Trajans Jahrhundert überhaupt als die Periode des Stillstandes, der Ruhe, Reife und des Abschlusses charakterisirt, kann man in Bezug auf Wissenschaft und Gelehrsamkeit noch behaupten, daß es dem alexandrinischen in vielen Beziehungen ziemlich ähnlich sah. Hier und dort war der Genius in Hervorbringung poetischer, historischer und oratorischer Werke mit der Oeffentlichkeit und Freiheit des Volkslebens erstorben; gelehrter Fleiß der Philologen, Grammatiker, Rhetoren und Antiquare verarbeitete die reiche Erbschaft der goldenen Vorzeit zu nützlichem Geräthe für die Gegenwart. Bis zur Verlegung der Residenz von Rom nach Constantinopel war Rom der Hauptsitz der Gelehrsamkeit und griechischer wie römischer Wissenschaft. Indeß darf man nicht vergessen, daß sich die wissenschaftliche Bildung durchaus nur in den höhern Ständen des Volks erhielt, wogegen die egoistische Vernachlässigung der untern Classen eine Hauptursache des schnellen Verfalls und Unterganges ward. Selbst jene gepriesene Bildung der höhern Stände reducirte sich ihrem Oppositionsgehalt nach auf wenige große Geister und witzige Köpfe, wie Tacitus, Juvenal, Martial und einige andere besonders praktische Philosophen und Satiriker; die Menge schwamm mit dem Strom des Verderbens.

Die religiösen Institutionen hatten mit den politischen ebenfalls ihre Bedeutung verloren. Ein Kaiser stand an der Spitze des Reichs; dieser übernahm auch das Pontificat, nicht um die alte Religion zu schützen, denn es wäre gegen den Vortheil des neuen Regierungssystems gewesen, sondern um das Priesterthum zu seinem Zwecke gebrauchen, und die neue Verfassung durch dasselbe sanctioniren zu können. Dem früher durch den Cultus befriedigten Bedürfnisse des Volks ward jezt durch die Pracht der Künste, vorzüglich der Schauspiele Genüge geleistet. Egyptens, Syriens, Chaldäas Götter standen in bunter Reihe neben den römischen. Als der alte Staat nicht mehr vorhanden war, da trat die Kunst an die Stelle der alten Religion; moderner Indifferentismus füllte den Platz altväterlicher Orthodoxie, und republikanischer Stoicismus erschöpfte sich vergebens, einen Damm gegen den überschwemmenden Strom des Epikuräismus und Eklekticismus zu erbauen. Die Cäsarn ersezten nun den Jupiter Capitolinus; sie waren das Fatum der sich um ihren Altar mit Weihrauch drängenden Nationen: Legionen zwangen die Völker in den Provinzen, Vaterland und Götter zu verlassen, und dem zu dienen, der sich selbst zum Gesetze der Welt gemacht hat. Je mehr aber das Heidenthum verfiel, desto schöner erhob sich das Christenthum. Mit ihm trat ein neues inneres Leben an die Stelle der zerbrechenden alten Formen, weil aus diesen der ihnen ursprünglich eigenthümliche Geist längst entflohen war, oder vielmehr weil der Geist der alten Religion nie seiner selbst, sondern nur der Form, d. h., des Staates wegen existirt hatte. Das Reich der Phantasie und plastischen Gestalten ging unter, und ein neues Reich sittlicher Schönheit trat an seine Stelle. Eine mächtige Sehnsucht nach oben, ein Streben nach Vollendung der geistigen Individualität, um sich eines idealeren Daseyns würdig zu machen, Ertödtung des Fleisches und Vergessen der Welt und ihrer Lust, um sich nach dieser Prüfungszeit hienieden die ewige Seligkeit zu erwerben — dieses unergründlich reiche Element des christlichen Glaubens entfaltete sich immer mehr als Grundlage und Vorbote einer schöneren Zukunft.

d.

Biographie.

Ueber das Leben und die Schriften von Diamant Coray. Von Dr. L. v. Sinner. Aus dem Franz. von C. Ott. Zürich, Orell, Füßli und Comp., 1837.

Ein Ehrendenkmal für den kürzlich verstorbenen berühmten griechischen Arzt in Paris. Coray ist 1748 in Smyrna geboren, war anfangs Kaufmann, kam 1772 nach Holland, 1782 nach Frankreich, wo er Medicin studirte und sich niederließ. Von hier aus hat er seine unglücklichen Landsleute unterstüzt, und zugleich als Gelehrter durch Ausgaben griechischer Klassiker und französische Uebersetzungen derselben sich ausgezeichnet. Er starb 1833 im 85sten Jahre zu Paris.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 89. Freitag, 1. September 1837.

Dramatische Literatur.

Die Herzogin de la Valliere. Schauspiel in fünf Akten von Edward Lytton Bulwer. Aus dem Englischen metrisch übertragen von A. v. Czarnowski. Aachen und Leipzig, 1837. 8. XXIV und 216 S.

Mit Erstaunen, wir gestehen es gern, sehen wir den als fruchtbaren Romanschreiber bekannten Verfasser sich auf ein Gebiet wagen, das von ihm als ein ganz fremdes angesehen werden mußte, und begierig ergriffen wir die Uebersetzung in Ermangelung des Originals, um zu sehen, wie er sich in diesen für ihn neuen Formen bewegen würde. Zwar hatte die gegen ihn erhobene Stimme des englischen Volks uns ein wenig mißtrauisch gemacht; als wir aber in der ziemlich langen Vorrede die Ansicht des Verfassers des Breitern entwickelt fanden über die Eigenthümlichkeit seines Stoffs und die Art seiner Auffassung, als wir hier weitläufig die Hauptcharaktere des Spiels analysirt sahen, zweifelten wir nicht, daß auch hier die vox populi nicht stets vox Dei sey. Freilich treffen wir auf manche sonderbare Ansichten, z. B. über die Einheit der Zeit, die ihm eine ganz unbeachtenswerthe Forderung vergangener Zeiten dünkt und mit welcher er deßhalb in seinem Schauspiel ziemlich willkürlich zu verfahren sich erlaubt habe, wenn nur die Einheit des Charakters nicht verlezt würde; doch ließ sich dies vielleicht entschuldigen, da ja unsere Zeit längst die Pedanterie der französischen klassischen Schule als ungehörig und nicht nachahmenswerth erklärt hat.

Als wir aber das Stück selbst gelesen, fanden wir so Manches, was die Entscheidung des englischen Publikums rechtfertigte, daß wir nur bedauern können, daß der Verfasser seinen sichern Boden des Romans verließ, um eine neue Bahn einzuschlagen, für die er wenigstens noch bedeutende Studien machen mußte, wollte er sie mit einigem Erfolg betreten.

Was zuerst jene Freiheit der Zeit betrifft, so scheint der Verfasser ganz vergessen zu haben, was es eigentlich heißt: die Einheit der Zeit. Abgesehen davon, daß er im ersten Akte mit unverantwortlicher Willkür zwischen den einzelnen Scenen Wochen und Monate vergehen läßt, was bei seiner eigenthümlichen Fassung des Stoffs höchst unangenehm und störend wirkt; so hat er das Spiel selbst dadurch in zwei Theile oder vielmehr in zwei besondere Dramen getheilt, daß er zwischen dem zweiten und dritten Akte einen Zwischenraum von 8 Jahren eintreten läßt. Freilich sagt er im Vorwort, nachdem er sich über das Dramatische im Schicksal der

la Valliere preisend ausgesprochen hat: „Aber wenn der Charakter der Madame de la Valliere dramatisch ist, so halte ich es für eine sehr schwere Aufgabe, die Ereignisse ihres Lebens in den Grenzen eines Drama zusammenzufassen. Die Gesetze der Wahrscheinlichkeit gebieten, die Zeit der Handlung über die 8 Jahre ihrer historischen Laufbahn auszudehnen, — jenes nicht plötzlichen, aber fortwährenden Uebergangs von der Unschuld zum Glanz — von der Angebeteten zu der Verlassenen — von der Verlassenen zu der Reuigen und Büßenden. Der Leser wird besonders zwischen dem zweiten und dritten Akt den Zeitraum ergänzen, der für das richtige Verhältniß, welches fast unbemerkbar die Fiktion in Beziehung auf die Thatsachen beobachtet, erforderlich scheinen dürfte." Um aber dem Leser dieses möglich zu machen, hätte er vor Allem auch diesen Uebergang deutlich vor Augen stellen sollen. Doch wie das Schauspiel jetzt vorliegt, wo in dem ersten Akt die Entfernung Louisens von ihrer Mutter und ihrem Verlobten, ihr Auftreten am Hofe, ihre Liebe zum König durch den Anblick seines Portraits erzeugt und die erklärte Neigung des Königs gegeben wird; wo der zweite Akt ihren Kampf mit ihrer eigenen Leidenschaft, ihre Flucht ins Kloster, durch Bragelone's ernste Mahnung herbeigeführt, und ihre Hingebung an den König enthält; wo im dritten den König die Reue der la Valliere verdrießt und die Montespan, schon früher von Lauzun verführt und zur königlichen Maitresse abgerichtet, sie des königlichen Liebhabers beraubt; wo der vierte Akt Lauzuns Vorschlag enthält, die Verschmähte zu heirathen und Bragelone, vom Tode erweckt durch den Verfasser, in Louisen den Gedanken befestigt, ins Kloster zu gehen, und der fünfte Akt des Königs rückkehrende Liebe und der la Valliere Entsagung — jetzt ist nicht eigentlich die la Valliere Gegenstand des Spiels, sondern Lauzun und die Montespan. Dazu kommt, daß von vorn herein die Liebe der la Valliere nicht handelnd sich erzeugt, entwickelt, befestigt; der ganze erste Akt, ungeachtet seiner wechselnden Scenen, enthält nur eine Erzählung. Die Mutter erzählt der Tochter, daß ihr Vater sie vom zartesten Kindesalter an beten lehrte: „Den König liebe, ehre Gott den Herrn!" Bragelone, Louisens Verlobter, erzählt aus einem Briefe der Mutter, daß Louise sich nicht am Hofe gefalle; es erzählt Graf Grammont dem Herzog Lauzun, daß die neue Hofdame sich in das Portrait des Königs verliebt habe, und Lauzun erzählt diese Anekdote wieder dem König. Nirgends ist Louise selbst thätig, nirgends zeigt sie die hohe Liebenswürdigkeit, die alle Welt rühmt; wohl aber beklagt sie ihre Neigung zum König, aber erst durch äußere Einwirkung kommt sie, fast gezwungen, zum Entschluß, ihn zu lieben.

Man sieht, daß die Schwierigkeit vom Dichter nicht überwunden ist, das Leben der la Valliere in ein Drama zu verwandeln, und begreift um so weniger, wie er im Anfang des Vorworts ausrufen konnte: „Es scheint mit zu den Launenhaftigkeiten der Literatur zu gehören, daß ein weibliches Wesen, deren Leben eine so allgemeine und dauernde Theilnahme erregte, und deren Schicksal das Andenken an Ludwig den Vierzehnten — selbst mehr als der Glanz seiner Regierung, die Pracht seines Hofes oder der Pathos Racine's — mit wahrer Poesie umgeben, — daß ein Weib, deren Geschick ein Gedicht war, deren Gemüthskämpfe ein Drama darstellten, die Dichter so wenig begeisterte und der Wiederbelebung auf der Bühne gänzlich entging." Er wird jetzt wohl begreifen, daß die Literatur tiefer und richtiger das Geschick dieser Frau erfaßte und es geeigneter für eine Erzählung fand als für ein Drama. Es ist vielleicht zu bedauern, daß der Verfasser den Stoff nicht zu einem Roman benuzte, es hätte vielleicht etwas Treffliches aus seiner Feder hervorgehn können, während jezt in dem Kampfe mit der ihm ungewohnten Form jeder höhere geistige Schwung untergegangen ist, der zuweilen seine Romane so interessant macht. Denn wo soll sich die wahre Poesie zeigen, wo in den Gesinnungen und Handlungen der verschiedenen Personen sich die klarste Hinneigung zum alltäglichen gemeinen Sinnenleben ausspricht, wo Louise selbst in ihrem Verhältniß zum König nicht das geistige Leben in höherer Potenz, sondern die dürftige Alltäglichkeit heraus fühlt? Wenn sie sagt II. 2:

> Ja, Ludwig liebt mich! — Liebe, seltsam Wesen! —
> Sagt' ich, er liebt mich? — Sünd und Schande trägt
> In sich das Wort! — Und dennoch — liebt er mich!

so ist hier nicht mehr von Poesie die Rede; — im Gegentheil es erfaßt uns ein geheimes Grauen, daß ein weibliches Wesen, das, zu Besserem geschaffen, durch Zauber gleichsam hinabgezogen wird in das Verderben. Von Poesie kann ja nicht die Rede seyn, da sie selbst das unwürdige Verhältniß erkennt, aber charakterlos sich hingibt den Eingebungen des Augenblicks. So gewinnt sie Bragelone für Tugend und Ehre und Ludwig für den Hof, sie hat keinen eignen Willen.

Dieser frivole Charakter zieht sich durch das ganze Spiel durch. Ludwig sucht Zerstreuung, Lauzun sucht Gewinn und Vortheil durch seine gemeine Kuppelei, die Montespan Macht und Herrschaft. Freilich ist nicht zu läugnen, daß Ludwig des Vierzehnten Hof sich auf diese Weise aussprach. Aber wollen wir denn die gemeine Wirklichkeit in der Poesie wiederfinden? Wir wenden uns mit Abscheu und einem Grauen von dem Maler, der es sich zur Aufgabe sezt, die Natur in ihrer rohen Sinnlichkeit herauszustellen und ihre ekelhaften Blößen

zu enthüllen. Denn eben in diesem Herausheben des Rohen, Unschönen zeigt sich eine Unnatur, eine Lüge, die uns weit mehr empört als eine idealisirte Schönheit, die ohne Schatten charakterlos sich darstellt, da der ewig schaffende Naturgeist jene Makel verdeckt durch geistiges hellaufflackerndes Licht des ewig unveränderlich Schönen. Es thut uns leid, gestehen zu müssen, daß der Verfasser sich hier einer ähnlichen Versündigung schuldig gemacht hat. Es hilft ihm nichts, daß er sich auf seine Vorrede beruft und meint, ich habe eine ganz andere Ansicht gehabt. Ich habe die la Valliere, die zwar „nicht mit den höchsten Fähigkeiten begabt war“ aufgefaßt „in ihrer Schwäche, die, vereinigt wie sie war, mit so inniger Zartheit der Gesinnung und Tiefe des Gefühls, ihren Charakter auf der Bühne nur um so wirksamer machen muß.“ Diese Zartheit der Gesinnung, diese Tiefe des Gefühls tritt nur sehr unvollkommen hervor; vergeblich suchen wir in Ludwig „die Aufregung der ersten Liebe“ im Anfang des Spieles, und den Glänzenden, Prächtigen, den Ludwig von Versailles in der zweiten Hälfte. Genußsucht ist sein Gott vom Augenblick, wo er von Lauzun die Liebe der la Valliere vernimmt, bis zum Punkte, wo Louise den Schleier nimmt, der sie auf immer von der Welt scheidet. Auch bei Lauzun sagt der Verfasser, er sey nicht animalischer, sondern intellectueller Natur. Aber wir finden nur die erstere scharf ausgesprochen. Vergnügungssucht, Schulden, überwiegende Neigung zum schönen Geschlecht und Rachgier, wo er sich in seinen Planen getäuscht findet, sind die Hauptmotive seines Wirkens. Nur Ein Charakter ist wahrhaft schön und consequent durchgeführt, nämlich Marquis Bragelone. Seine unerschütterliche Liebe für Ehre und jene schöne Ritterlichkeit, welche im sechzehnten Jahrhundert die Franzosen so liebenswürdig und ehrenvoll charakterisirte, spiegeln sich reizend in diesem Manne, gehoben durch seine treue uneigennützige Hingebung an Louise.

Doch schon haben wir genug, vielleicht zu viel über einen Gegenstand gesprochen, der nur, weil er vom gepriesenen Ausland kommt, uns länger verweilen machte, als es sonst erforderlich gewesen.

Römische Geschichte.

13) Römische Briefe aus den lezten Zeiten der Republik, von Otto v. Mirbach. Zwei Theile. Mitau, 1835. 8.

Diese Briefe, welche ein sehr schätzbarer Beitrag zur Geschichte Roms sind, beschäftigen sich mit der Schilderung der Jahre 64 und 63 n. Christ. Geburt, mit jener wichtigen Zeit, wo Cicero an der Spitze der Republik stand, gegen die sich Catilina verschwor, Pompejus im Orient die Grenzen des Reiches erweiterte, das innere Unruhen erschütterten, Cato eine Verfassung vertheidigte, welche Julius Cäsar untergrub, und Feldherren, Staatsmänner und Redner den Schauplatz betraten, wie sie keine Zeit neben einander sah. Es war eine Periode, während welcher sich außerordentliche Kräfte und außerordentliche Leidenschaften entwickelten, die Tugenden und die Laster einen ungewöhnlichen Schwung nahmen, und die wunderbarste der Republiken, unter der Last der Größe erliegend, dem Untergange entgegenschwankte.

Der Verfasser hat sich durch gründliches Studium der Quellen mit seinem Gegenstande sehr vertraut gemacht, und wir müssen nur bedauern, daß er, anstatt sich der gewöhnlichen Form zusammenhängender Erzählung zu bedienen, die Briefform wählte, wodurch der Eindruck des Ganzen natürlich sehr geschwächt werden muß.

Der Verfasser begnügt sich nicht, die einzelnen Orte der Provinzen, welche zur Sprache kommen mußten, anzuführen, sondern er theilt uns auch die Schicksale derselben mit, und schildert die Beschaffenheiten der Gegenden mit den frischesten Farben. Auch die frühern Verhältnisse Roms werden bei schicklichen Gelegenheiten berührt, und die nöthigsten Aufschlüsse über dieselben in einer anziehenden Sprache gegeben. Um unsere Leser mit der Darstellungsweise des Verfassers bekannt zu machen, wollen wir eine Stelle mittheilen. „Am lezten Tage des so eben verflossenen Jahres (64), schreibt Servilius an Cassius (S. 154), ging ich auf das Forum, das eine ungewöhnlich große Menschenmenge füllte. Alle Zugänge zu demselben, die Stufen der Tempel, sogar die Dächer der Häuser waren mit Zuschauern besezt; denn der Consul M. Tullius Cicero sollte an diesem Tage sein Amt niederlegen und der Sitte gemäß schwören, daß er es nach bester Einsicht und Ueberzeugung verwaltet habe. Nach den außerordentlichen Begebenheiten des Jahres und der bekannten Ruhmredigkeit Ciceros sah man mit gespannter Erwartung, statt des einfachen Eides, einer langen und zierlichen Rede entgegen. Cicero bestieg die Rostra, seine Miene drückte das Bewußtseyn seiner Verdienste aus, und verkündigte zum Voraus den Triumph, den er sich vom Beifall des Volkes versprach. Schon öffnete er den Mund, als der diesjährige Tribun Q. Cäcilius Metellus aufstand, und kraft seiner tribunicischen Gewalt dem Consul, außer dem kurzen Eide, eine Anrede an das Volk zu halten verbot. Einem Bürger, behauptete Metellus, der seine Mitbürger ungehört verurtheilt habe, müsse die Erlaubniß zu reden nicht gestattet werden. Metellus wollte nämlich

dem abgehenden Consul aus seinem raschen, aber durch die Umstände gebotenen Verfahren gegen Catilinas Rotte ein Verbrechen, und ihn selbst bei dem Volke verhaßt machen. Cicero gehorchte, erhob aber, ohne im mindesten verwirrt oder verlegen zu seyn, seine Stimme ungewöhnlich und schwor, daß er die Republik gerettet habe. Von Begeisterung ergriffen, rief das Volk, Cicero habe wahr geschworen, und begleitete ihn nun, um seinen Triumph zu vollenden, in so großer Menge nach seinem Hause, daß das Forum und die Straßen leer wurden."

14) Römische Geschichte. Nach Niebuhr, Heeren, Wachsmuth, Schlosser u. A. Aus dem Englischen von F. Bauer. Erster Band. Quedlinburg und Leipzig, 1837. VIII und 360 S. 8.

Wären alle Werke, welche in der neuesten Zeit über römische Geschichte erscheinen, mit einer solchen Gründlichkeit geschrieben, wie man sie bei dem gegenwärtigen Standpunkt der historischen Literatur mit vollem Recht verlangen kann, so würden wir bald über alle oder wenigstens die größten Zweifel aufgeklärt seyn. Allein die meisten von jenen Werken, welche sich über die gesammte römische Geschichte verbreiten, beschränken sich auf Benützung der von Niebuhr, Wachsmuth, Schlegel und Schlosser gewonnenen Resultate. Das vorliegende Werk ist größtentheils aus den Schriften deutscher Gelehrten geflossen. So weit sich der Verfasser an dieselben hält, kann man mit seiner römischen Geschichte wohl zufrieden seyn. Allein man darf nur einige Blätter lesen, so überzeugt man sich bald, daß der Stoff in gar vielen Punkten unter den Händen eines englischen Bearbeiters eine eigenthümliche Gestalt gewonnen hat. Ob dieselbe immer, wo er seinen eigenen Weg geht, unbedingtes Lob verdient, ist eine Frage, welche wir nicht durchweg mit Ja beantworten möchten. Die inneren Verhältnisse und die Literatur sind in diesem Werke ziemlich ausführlich erörtert, was wir sehr rühmlich finden. Allein wie einseitig die Literatur zum Theil behandelt ist, mag jeder Leser aus dem Urtheile abnehmen, welches (S. 337) über Sallustius gefällt wird: „Sallust verweilt ausschließlich (?) bei der Schattenseite des Lebens und der Erfahrung, welches den Anschein haben könnte, als habe er selbst nur Böses gesehen und verübt. Gleich der französischen Modeschule zur Zeit Ludwigs XV. erhebt er Egoismus und Vergnügungssucht zu den herrschenden Triebfedern des Handelns, spricht von genialer Verderbniß, ehrt Talente, wenn sie gleich nicht mit Tugend verbunden sind, und reducirt letztere wie zu einem ideellen Schatten, indem er stets die Anforderung an sie äußerst hoch stellt, und das ganze Ziel der Philosophie zu weit hinaussteckt. Er betrachtet das Leben aller Menschen, mit denen er selbst gelebt hat, als weit entfernt von seiner Lebens- und weit unter seiner Gedanken-Sphäre. Thucidides ist bei seinen Anforderungen an die Menschheit weniger exaltirt, erkennt außer dem leiblichen, sinnlichen Leben ein inneres an; glaubt an Liebe, Freundschaft, uneigennützigen Patriotismus und wird folglich nie bitter und sarkastisch. In Hinsicht auf beider Philosophie muß man zugleich bemerken, daß die Ansichten, welche letzterer von Menschen und Welt hat, aus den innersten Tiefen seiner Seele entspringen, und sein intellectuelles Eigenthum geworden sind; Sallust dagegen beurkundet in jedem Worte, daß er sie durch Uebung gelernt oder für den Markt gemacht hat, um damit in der Conversation, im Reden oder Schreiben zu prahlen, aber nicht praktisch zu nützen." Hätte der Verfasser nur die Schrift von Löbell über Sallustius gelesen, so würden wir statt dieser sonderbaren Declamation, welche im Buche noch lange fortgeht, über den großen Geschichtschreiber ein ganz anderes Urtheil lesen. Was die Wissenschaft oder das Leben durch solche einseitige oratorische Schilderungen gewinnt, sehen wir nicht ein. Dieser erste Band führt die politische Geschichte Roms bis zur Dämpfung der catilinarischen Verschwörung. Wir schließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß bei den folgenden Bänden der deutsche Uebersetzer manche irrige Ansichten oder offenbare Irrthümer durch kurze Anmerkungen berichtigen möge, welche bei diesem Werke keineswegs als eine rein überflüssige Sache betrachtet werden können. Die äußere Ausstattung des Buches ist sehr schön. d.

Geschichte.

Geschichte der Kreuzzüge und des Königreichs Jerusalem. Für die Jugend und ihre Freunde. Von Leopold Chimani. Zwei Theile. Wien, Pichler, 1835.

Ein recht gutes Buch für die Jugend, die solche Lesebücher wohl bedarf, obgleich schon ungeheuer viel für sie geschrieben ist. Alberne Kinderspielbücher gibt es viele, langweilige Moralpredigten eben so viele, gute Mährchen schon weniger, aber gut für die Jugend geschriebene wirkliche Geschichten sind am seltensten. Die Kreuzzüge haben unstreitig etwas, das die Jugend ansprechen muß, daher ist die Wahl dieses Stoffes glücklich und die Ausführung im vorliegenden Werke ebenfalls zu rühmen, da Herr Chimani nicht dem modernen historiographischen Wahnsinn huldigt, der die Kreuzzüge bespöttelt und der verlornen Kosten wegen bedauert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 90. Montag, 4. September 1837.

Reise.

Pilgerreise nach Jerusalem und auf den Berg Sinai in den Jahren 1831, 1832 und 1833, unternommen von dem ehrwürdigen Vater Maria Joseph von Geramb, vom Orden der Trappisten. Aus dem Französischen im Einverständniß mit dem Verfasser. Drei Theile. Augsburg, Kollmann, 1837.

Ferdinand Baron von Geramb stammt aus einem ungarischen Adelsgeschlechte und wurde im Jahr 1773 geboren. Er befand sich um 1800 als Kammerherr am kaiserlichen Hofe in Wien. In den Feldzügen von 1805 und 1806 commandirte er ein Corps gegen die Franzosen, und kämpfte später gegen sie in Spanien. Von dort begab er sich nach England und dann nach Deutschland. Hier hatte er sich durch seine Liebe zu dem deutschen Regentenhause, dem er durch die Geburt angehörte, bald den Haß der Franzosen so zugezogen, daß er, während ihrer despotischen Herrschaft über Deutschland, ergriffen und nach Vincennes geführt wurde, wo man ihn gefangen hielt, bis die Siege der Alliirten in Frankreich auch ihm die Freiheit verschafften. Diese Gefangenschaft hatte ihn zur Einkehr in sein Inneres und auf die geistliche Bahn geführt, auf welcher er jezt so musterhaft wandelt. Er entsagte nach seiner Befreiung der Welt und begab sich in den Orden der Trappisten. — Hierüber schreibt er uns: „Ich bin Trappist geworden, weil meine lange Gefangenschaft im Schloßthurme von Vincennes, mein eisernes Gitter mich mehr als alle Bücher gelehrt, daß alle Freunde zurückweichen und fliehen, wenn uns die Noth drückt und unglückliche Schicksale uns vernichten, — daß wir nur Einen Freund haben, der uns nie verläßt, nämlich Jesus Christus, unsern Erlöser, — und daß alles Glück, alle Freuden, alle Ehren der Welt, mit einem Worte, alles Vergängliche wie Rauch dahin schwindet! — Ich bin Trappist geworden, und ich liebe es laut vor der ganzen Welt zu bekennen, um öffentlich meine, während eines stürmischen Lebens verübten Sünden zu büßen. Fern sey es von mir, in der Welt für etwas Anderes gehalten zu werden, als für einen büßenden Sünder, der täglich zur Barmherzigkeit seines Gottes fleht. Man möge mich daher für einen Weltmenschen halten, der, nachdem er die Eitelkeit der Welt und seine vielen begangenen Fehler erkannt, in den strengen Orden der Trappisten trat, um da zu arbeiten, zu beten, zu weinen und — auf Stroh und Asche zu sterben.“ Personen, welche den Herrn von Geramb genau gekannt haben, versichern, daß er einer der schönsten Officiere der k. k. Cavallerie gewesen.

Er bedauert im Eingange seines merkwürdigen Buches nichts so sehr, als daß er aus seiner Einsamkeit gewaltsam herausgerissen worden sey. Das Trappistenkloster bei Mühlhausen, in dem er sich seit 1814 aufgehalten, wurde nach der Julirevolution 1830 aufgehoben, die Mönche aus Frankreich verbannt. Er floh nach der Schweiz, fand in St. Urban gastliche Aufnahme, konnte aber weder hier, noch später in Italien die Errichtung eines neuen Trappistenklosters durchsetzen, ja es war ihm nicht einmal vergönnt, geistliche Dienste zu leisten, wie sie seinem Orden am meisten zusagen, z. B. der Beistand auf dem Schaffot. In Luzern wurde ihm sein Gesuch, einen Verbrecher trösten zu dürfen, abgeschlagen. Bei diesem Anlaß macht er folgende Bemerkung, die an sich interessant ist und uns zugleich den Verfasser als einen keineswegs weinerlichen Büßenden, sondern als einen Mann von männlicher Energie bezeichnet: „Es gibt in Luzern einen ganz ungewöhnlichen Gebrauch, einen Gebrauch, welcher fürchterlich ist und sonst nirgends gefunden wird. Das Gesetz will, daß die Todesstrafe nur gegen den ausgesprochen werden darf, welcher sein Verbrechen eingestanden hat. Wer des Verbrechens überwiesen ist, ohne daß er jedoch zum Geständniß gebracht werden konnte, wird nur zur Galeerenstrafe verurtheilt. Aber welch ein schreckliches Verhängniß lastet auf dem traurigen Leben, das man ihm gelassen hat. Der lezte auf diese Weise zur Galeerenstrafe Verurtheilte muß bei der nächsten Hinrichtung auf dem Platze erscheinen, wo das Schaffot aufgerichtet ist; in dem Augenblicke, wo der Kopf des Hingerichteten fällt, muß er ihn nehmen, und in Gegenwart der ganzen Bevölkerung in das Grab tragen. Vor einigen Monaten wurde ein unglückliches Mädchen eines Kindermordes wegen hingerichtet. Ihr elender Mitschuldiger, bloß zur Galeerenstrafe verurtheilt, weil er sein Verbrechen nicht hatte eingestehen wollen, sollte als der zulezt Verurtheilte nun den Kopf derjenigen ergreifen, welche er geliebt, verführt und ins Verderben gebracht hatte. Beim Anblicke des bleichen Kopfes mit bluttriefenden Haaren schauderte er vor Schrecken und Entsetzen zurück. Vergebens verweigerte er den Gehorsam; Peitschenhiebe zwangen ihn, die Pflicht zu erfüllen, welche ihm das Gesetz auferlegt hatte. Niedrige, und verächtliche Seele! du hättest Gott um Verzeihung bitten, dein Verbrechen eingestehen, und sterben sollen!“

Der Verfasser entschloß sich, um seine Zeit nützlich anzuwenden, eine Pilgerreise nach Jerusalem zu unternehmen. Unterwegs auf dem Lago Maggiorè kam er in eine Verlegenheit, die er gar artig erzählt: „Werden Sie es glauben, nichts glich meiner Verlegenheit, als man mich mit lauter Stimme und vor aller Welt fragte, wo ich meinen Platz einnehmen wolle? Es entstand nun zwischen dem Herrn Baron von Geramb und dem Pater Maria Joseph ein kleiner Streit. Der Baron Geramb wollte dem Pater Maria Joseph beweisen, Alles fordere gebieterisch, daß er in der erstern Abtheilung Platz nehme. Er hatte tausend Gründe, um dies zu beweisen; zuerst die Schicklichkeit, dann die Gefahr vor dem Sonnenstich, dessen Heilung dem, der das Gelübde der Armuth abgelegt habe, viel kosten würde; dann die Reinlichkeit, welche eine Tugend sey und dergleichen. Der Pater Maria Joseph führte für sich an, daß er sich der Demuth geweiht habe, und sich daher glücklich schätze, diese Gelegenheit gefunden zu haben, um einige kleine Fehler abzubüßen, die er sich in dieser Hinsicht vorzuwerfen hatte. Mit der Gnade Gottes siegte der Pater Maria Joseph.“ Er reiste über Venedig, dann zur See über Cypern nach dem h. Lande. Der traurige Anblick dieses gänzlich verwüsteten Landes veranlaßt ihn zu einer geistvollen Bemerkung, wie überhaupt seine Darstellungsweise durch die ganz eigenthümliche Mischung der edelsten Gesinnung und Bildung mit einer zuweilen beinah kindlichen Mönchsnaivetät äußerst anziehend ist: „Nehmen Sie für einen Augenblick an, lieber Freund! daß das Grab unsers Heilandes bei Paris wäre. Die Seine würde der Jordan, Neuilly Bethlehem, Fontainebleau Nazareth &c. Bemerken Sie nicht sogleich, wie ein unheiliges Volk dieses heilige Land ohne Achtung betritt, und zum Schauplatze seiner Spiele und verbrecherischen Vergnügungen macht? Hören Sie nicht die befremdenden Gespräche der Menge, diese Worte der Gottlosigkeit, oder eines nicht minder ruchlosen Leichtsinnes, welche am Vorabende eines durch die Religion zur Ruhe bestimmten Tages, von Leuten geführt werden, die sich gleichwohl noch für Christen halten? „Morgen gehen wir in Omnibus nach Bethlehem, besuchen den Gasthof der Gesandten, wo man vortrefflich speist; nach dem Mittagessen gehen wir zur Krippe, und werden noch zur rechten Zeit in der Oper seyn.“ Würde die Unehrerbietigkeit und das Aergerniß nicht noch weiter gehen, als ich es sage, wenn diese heiligen Stätten, statt in Asien, in Frankreich wären? Diese weite Reise zum heiligen Lande voll Gefahren, dieses Palästina in den Händen der Ungläubigen, dieses heilige Grab, welches schwache Sterbliche mit Gefahr ihres Lebens bewachen, dieser Jordan, dem man sich nicht ohne Gefahr nähern kann, diese zerstreuten Christen, welche nur mit schüchternem und zitterndem Fuße zum Grabe ihres Gottes wandern; — alles dieses ist mit dem Stempel eines Gottes bezeichnet, welcher in einer Krippe geboren und am Hochgerichte gestorben ist; er mußte den Zugang zu dem Orte seiner Geburt und seines Grabes mit Hindernissen, Dornen, Entbehrungen und Gefahren umgeben.“

In Bezug auf die Bevölkerung äußert sich der Verfasser, troß seines christlichen Eifers mehr zu Gunsten der Türken, als der orientalischen Christen: „Gewiß gibt es unter den Griechen ehrenvolle Ausnahmen, ich bekenne dies bereitwillig, und kann Beispiele davon anführen; allein deren, welche eine Ausnahme verdienen, sind zu wenige, als daß ich nicht sagen dürfte, ich ziehe troß des Fanatismus, troß der Abneigung gegen die Wissenschaften, troß des Despotismus und der Grausamkeit des Muselmannes einen Türken einem Griechen vor. Für diejenigen, welche den Charakter beider Völker studirt und sie in der Nähe beobachtet haben, bedarf dies keiner Rechtfertigung."

Herr von Geramb besuchte systematisch alle heiligen Orte, verrichtete daselbst die vorgeschriebenen Andachten und schildert dies alles mit der ihm eignen Wärme und Innigkeit der Empfindung. Diese Darstellungen werden durch geschichtliche Erinnerungen an die frühern Belagerungen Jerusalems noch umfangreicher. Der Verfasser, selbst ein ehemaliger Krieger, verweilt mit Vorliebe bei diesen Erinnerungen und bei den wenigen noch übrigen Denkmalen der alten Könige von Jerusalem und der Ritterorden vom h. Lande. Ihn selbst wandelte noch einmal etwas von der alten Martialität an, als er den Gottesdienst entweiht sah durch orientalische Libertins: „Am andern Tage kamen die Weiber und Mädchen in ihrer Reihe zur Firmung. Der Pater Guardian hatte befohlen, nur sie allein in die Kirche zu lassen, aber der Befehl wurde nicht beachtet. Die Menge, aus Katholiken, Griechen und Türken bestehend, war noch größer und daher auch der Lärm ärger, als am Tage vorher. Der Pfarrer ermahnte sie umsonst zur Ruhe, und der ehrwürdige Pater unterbrach endlich die Feierlichkeit, um seine Mißbilligung darüber erkennen zu geben. Wenn nun auch für kurze Zeit Stillschweigen eintrat, so ging der Lärm doch bald wieder von Neuem an, und jener hielt abermals ein und erklärte, daß es ihm unmöglich sey, fortzufahren. — Ich befand mich auf der Emporkirche und stand auf Dornen. Endlich erhebe ich mich und schreie aus allen Kräften auf arabisch: Oskot! Stille! Alle Köpfe wandten sich augenblicklich nach mir, und da sie einen Mann sahen von hoher Gestalt, ganz weiß gekleidet, mit einem langen dicken Barte, waren sie erstaunt und bestürzt. Ich stürze mich sogleich unter sie, lasse die Thüre öffnen, und gebiete ihnen die Kirche zu räumen. Niemals habe ich etwas Aehnliches gesehen. Alle stürzen vom Schrecken ergriffen der Thüre zu, und Jeder will zuerst hinaus. Mit ziemlich großer Stärke begabt, stoße ich die lezten, welche zu zaudern schienen, hinaus; die Kirche ist frei und die Feierlichkeit wird ohne Störung vollendet. — Dieser Sieg kostete mich nichts als die Mühe, einige Zeit lang den Arm in die Höhe zu halten und den Muth, einige Worte mit Nachdruck auszusprechen. Es war ein sonderbarer Anblick, diese Menge von Turbans, schwarzen Bärten, furchterregenden Gestalten, mit Säbeln und Dolchen vor einem Pilger und ein paar Geistlichen, welche zu seinem Beistande herbeigekommen waren, fliehen zu sehen. Ich stellte mich an die Thüre und erklärte, daß kein Mann wieder eintreten dürfe. Seitdem habe ich weit mehr Ruhe und Anstand bemerkt, besonders am Vorabende und am Tage des neuen Jahres, wo das heilige Sacrament ausgesezt war."

Er besuchte außer Jerusalem und dessen nächster Umgebung auch den Libanon. Am Hofe eines der dortigen kleinen Fürsten bemerkte er eine sehr seltsame Tracht: „Die junge Prinzessin, die 16 Jahre alt ist, besizt eine seltene Schönheit; aber, was noch mehr ist, auch eine seltene Bescheidenheit. Ich war nicht wenig erstaunt, sie ein sehr großes Horn auf dem Kopfe tragen zu sehen. Es ist dies eine Zierde beinahe aller verheiratheten Frauen des Libanon. Das Horn ist nach dem Range der Personen mehr oder weniger hoch; das der Prinzessin mag wohl 2½ Fuß lang seyn; sie allein dürfen es tragen, ohne verheirathet zu seyn. Diese sonderbare Zierde hat die Gestalt eines Sprachrohrs. Es ist von Silber oder von Gold. Die Frauen des Libanon hängen einen großen Schleier darüber, und die Liebe zu diesem Schmuck geht bei einigen bis zur Leidenschaft. Sie trennen sich nie von ihm, weder in gesunden noch in kranken Tagen, und selbst auf dem Sterbebette nicht; sie sterben in diesem Kopfpuße. Nachher wird das Horn verkauft, und der Erlös gewöhnlich dazu verwendet, für die Seele der Verstorbenen Messen lesen zu lassen, woher vielleicht die Neigung kommen mag, deren Gegenstand es ist." Bekanntlich hat Herr von Lamartine um dieselbe Zeit beinahe dieselben Pfade durchwandert, und beide Reisende sind sich begegnet. In den Ruinen von Balbeck wurde dem Trappisten durch ein kleines Kind ein ärmliches Mittagessen gebracht, weil die frommen, aber in großer Armuth lebenden Eltern desselben ihn für einen Pilger gewöhnlichen Schlages hielten. Dies gereichte unserm Reisenden zu großer Rührung.

Er ging über Syrien nach Aegypten, wo er die Ehre hatte, dem Mehemet Ali Pascha vorgestellt zu werden, der ihn mit vieler Auszeichnung behandelte. Auch diese ägyptische Reise (die den dritten Band einnimmt) ist sehr anziehend geschildert. Der Verfasser citirt auch hier, wie in der Reise durch Palästina die Bibelstellen, worin der Ruin jener einst so mächtigen und prachtvollen Städte prophezeit ist, eine Vorhersagung, deren buchstäbliche Erfüllung nun jedem Reisenden vor Augen liegt. Die tragische Stimmung des Trappisten ist den Eindrücken jener Ruinen ganz angemessen, und die Schilderung

gewinnt durch diese Eigenthümlichkeit des Blickes. Uebrigens streut der Verfasser auch hier geschichtliche Episoden ein und erzählt namentlich den Tod Klebers mit großer Umständlichkeit. Daß dem reisenden Mönche auch einige mitunterlaufende Legenden zu verzeihen sind, wird wohl Niemand in Abrede stellen. Diese Legenden haben zuweilen recht guten Sinn, z. B. die neueste von der h. Katharina. Im Grabe derselben fand man einen überaus kostbaren Ring, den ihr der Heiland selbst gegeben haben soll. Die Kaiserin Katharina von Rußland erfuhr davon, und diese galante Dame glaubte, den Ring ihrer keuschen Namensschwester ansprechen zu dürfen. Sie schickte also in das Kloster der Heiligen und verlangte den Ring. „Die Bestürzung der Väter war groß. Da man aber nicht wagte, einer so mächtigen Monarchin, der eifrigen Beschützerin des Klosters, etwas abzuschlagen, so beschloß man nach langem Zaudern, dem Gesandten zu erlauben, den Ring zu nehmen. Man schritt mit der größten Feierlichkeit zur Eröffnung des Reliquienbehältnisses. Mit prachtvollen Kirchengewändern bekleidet und mit allen Zeichen seiner Würde geschmückt, nähert sich der Archimandrit, um seine Sendung zu erfüllen, als im nämlichen Augenblicke Flammen aus dem Innern des Behältnisses emporschlagen, die Kirchengewänder in Asche verwandeln und den Kühnen verfolgen, der sich vor ihrer furchtbaren Rache nur durch eine eilige Flucht retten konnte."

Von Aegypten kehrte Herr von Geramb nach der Schweiz zurück. Die Seereise veranlaßte ihn, eine Anekdote aus seiner Jugend mitzutheilen. Er hatte einst, aus Galanterie gegen die Königin von Neapel, mitten im Sturm sich auf einem kleinen Nachen in die hohe See bis zu dem Schiff gewagt, in welchem die Tochter der Königin sich befand, und die Nachricht vom Befinden derselben glücklich zurückgebracht.

Nach seiner Rückkehr auf europäischen Boden begab sich der Verfasser wieder in das Kloster St. Urban bei Luzern, wo er Gastfreundschaft gefunden und seine Tage in Ruhe beschließen will.

Schriften über Armenwesen.

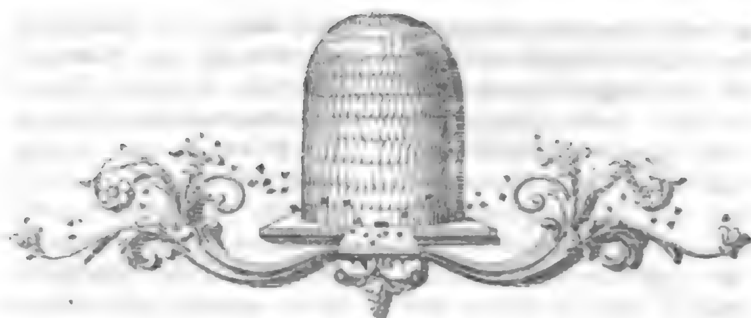
1) Staatswesen und Menschenbildung. Umfassende Betrachtungen über die jezt allgemein in Europa zunehmende National- und Privatarmuth, ihre Ursachen, ihre Folgen, die Mittel ihr abzuhelfen und besonders ihr vorzubeugen. Von F. H. — BODZ Reymond. Erster bis dritter Band. Berlin, Logier, 1837.

Es ist Schade, daß der Verfasser dieses gedankenreiche Werk nicht ein wenig kürzer zusammengefaßt hat. Er verbreitet sich über Ursachen, Folgen und Heilmittel des Pauperismus und gibt sich dabei auf jeder Seite als ein lebenserfahrner, vollkommen in die Sache eingeweihter und zugleich gemüthreicher und echt humaner Mann zu erkennen.

Wir müssen uns begnügen, aus dem ungeheuern Detail die wenigen Hauptsätze hervorzuheben, die uns die wichtigsten scheinen. Der Verfasser nennt die gegenwärtig im Steigen begriffene Armuth eine künstliche, d. h. künstlich erzeugt durch das vorherrschende ponokratische (Fabrik-) System im Gegensatz gegen das frühere physiokratische (Ackerbau-) System, und durch uneingeschränkte Concurrenz im Gegensatz gegen die frühern gewerblichen Corporationen. Ueber das Fabrikwesen heißt es: „Wenn Leibeigene sich bisweilen hier oder dort gegen ihre Lehnsherrn auflehnen, so wundere ich mich darüber nicht. Es gibt unter diesen immer welche, die roh genug sind, um ihre Rechte zu mißbrauchen und den damit verbundenen gegenseitigen Pflichten nicht nachzukommen. Wenn die Zeitungen mit Artikeln angefüllt sind: Die Fabrikarbeiter haben sich dort, haben sich hier, oder zugleich hier und dort zusammenrottirt, Alles zerstört, die Magazine in Brand gesteckt; Truppen mußten gegen sie abgesandt werden ꝛc., so wundere ich mich darüber noch weniger. — Am wenigsten wundere ich mich, wenn ich die Beschreibung der Empörungen in den Pflanzungen und Colonien lese, wo Fabrikwesen und Leibeigenschaft mit einander den empörendsten Bund gegen die Menschheit beschlossen haben. — Da bei der außerordentlichen Theilung der Arbeit und bei dem ungeheuern Umfang der Unternehmungen, welche der jetzige Civilisationsgrad mit sich bringt, der Fabrik-Feudalismus nicht zu vermeiden ist, so wünschte ich wenigstens, daß der Fabrik-Feudalismus seine eigenthümliche Legislation erhalten, und, weil die Fabrikarbeiter auch Staatskinder sind, von Staatswegen organisirt werden möchte. Engere Bande sollten zwischen den Fabrikarbeitern und dem Fabrikherrn bestehen, als bloß das gewöhnliche: „Du erhältst soviel wöchentlich, so lange man dich braucht!" Da die Fabrik eine wahre Herrschaft, einen kleinen Staat im Staate bildet, so müßte die Fabrik auch nicht gleichsam eine gesetzlose Oase, sondern wirklich, und dem Rechte nach, einen kleinen Staat im Staate und eine wahre Herrschaft ausmachen."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 91. Freitag, 8. September 1837.

Schriften über Armenwesen.

1) Staatswesen und Menschenbildung. Umfassende Betrachtungen über die jezt allgemein in Europa zunehmende National- und Privatarmuth, ihre Ursachen, ihre Folgen, die Mittel ihr abzuhelfen und besonders ihr vorzubeugen. Von F. H. — BODZ Reymond. Erster bis dritter Band. Berlin, Logier, 1837.

(Schluß.)

„Eine Regierung hängt nicht bloß durch die Bande der Arbeit und des Gehaltes mit ihren Beamten zusammen; sollte es denn nicht ausführbar seyn, daß zwischen Fabrikarbeitern und Fabrikherren auch andere, festere, weniger willkürliche Verbindlichkeiten eingeführt würden? Läugnen läßt es sich nicht, daß dadurch, zwar für gewisse Länder ungleich mehr, als für andere, eine theils höchst traurige, theils höchst gefährliche Quelle der künstlichen Armuth beseitigt würde. — Eine einzige Maßregel würde alle andere Vorschläge meinerseits überflüssig machen, und ich werde mich also bei dem Vorschlag dieser einzigen Maßregel beschränken. — Die Fabrikarbeiter-Klasse ist eben so unfähig, sich selbst zu leiten und zu regieren, eben so unmündig, als die Dienstboten-Klasse. Das ist der rechte Zipfel, bei welchem das wichtige Organisations-Werk zu fassen ist. Bei jeder Fabrik, wo in der Regel mehr als etwa zwanzig Menschen beschäftigt werden, muß diesen Menschen ein von der Fabrik durchaus getrenntes und unabhängiges Curatorium beigegeben werden. Ist das einmal geschehen, so folgt alles Uebrige von selbst. — So zum Beispiel, und dies ist die Hauptsache, darf kein Arbeiter weder angenommen, noch verabschiedet werden, als unter gewissen Umständen, und unter gewissen Bedingungen, wobei jedoch das Fabrikarbeiter-Curatorium nicht willkürlich, sondern nach den, von höhern Behörden ertheilten Vorschriften aufzutreten befugt ist. Jene Bedingungen und jene Umstände würden sich zum Theil erst am besten aus der Erfahrung ergeben. Ist der Fabrikherr mit einem Arbeiter unzufrieden, so kann er doch, ohne vorherige Zustimmung des Curatoriums, ihn weder fortjagen, noch ihm seinen Lohn abziehen oder vermindern. Sollte ein Arbeiter gegen den Fabrikherrn Beschwerden zu führen haben, so kann er seine Zuflucht zu dem Curatorium nehmen, dem die Pflicht obliegt, die Rechte des Arbeiters gewissenhaft wahrzunehmen. — Ferner könnte das Curatorium eine Oekonomie- oder Sparkasse errichten, in die jeder Arbeiter wöchentlich, wenn sonst keine erweisliche, ihn daran offenbar verhindernde

Umstände obwalten sollten, ein festgesetztes Minimum zahlen müßte. Was er über dieses Minimum zur Kasse mitbrächte, oder, wenn die Zahlung auf dem Wege der Abzüge statt fände, in derselben stehen ließe, würde zugleich als Belag für seine Arbeit- und Sparsamkeit dienen. Die hieraus erwachsenden Fonds könnten auf das unbewegliche Eigenthum der Fabrik hypothekarisch angelegt und zum Betriebe derselben benuzt werden. Dies müßte jedoch in der Art geschehen, daß sie zugleich als ein, seine Zinsen regelmäßig tragendes Capital und als eine Fabrik-Actie betrachtet würden. So wie nun also jeder Mitunternehmer der Fabrik seinen jährlichen Gewinnantheil bezieht, so würde demnach auch, für die Arbeiter-Actien, eine aus dem jährlichen Gewinn der Fabrik, sofern derselbe die respective zu zahlenden Zinsen überstiege, eine verhältnißmäßige Dividende berechnet und zum Capital zugeschlagen werden müssen. Bei einer solchen Einrichtung könnte sich jeder Fabrik-Arbeiter gleichsam als Mit-Eigenthümer und Mit-Herr der Fabrik ansehen, woraus wesentliche, nicht nur materielle, sondern auch moralische, und zwar wichtige moralische Vortheile entspringen würden. — Kurz, das Curatorium wäre als eine vom Staate der Fabrik gegenübergestellte Behörde anzusehen, durch welche viele Menschen, die gewissermaßen mitten im Staate aus dem Staate geschieden waren, wieder mit demselben vereinigt würden. Nicht bloß die Fabrikarbeiter, sondern der Fabrikherr selbst würde zulezt auch seinen Vortheil dabei finden. In Ansehung des Staats würden die wenigen und geregelten Kosten, welche die Einrichtung mit sich bringen dürfte, durch Vermeidung der ungeregelten, mannichfaltigen, häßlichen Ausgaben, welche die aus dem Maschinen- und Fabrikwesen entspringende künstliche Armuth mittelbar oder unmittelbar nothwendig macht, vielfältig ersezt werden.“

Ueber die Concurrenz wird gesagt: „Die Concurrenz ist im Innern eines Staates die beständigste, allgemeinste und fürchterlichste Quelle der künstlichen Armuth. Verfolgt man die vorkommenden einzelnen Fälle künstlicher Armuth bis auf ihren ersten Grund, so findet man, als solchen, zulezt immer die Concurrenz. — Concurriren bedeutet zusammenlaufen. Zwei oder mehrere Leute concurriren, wenn sie zugleich nach demselben Gegenstande streben, und jeder sich bemüht, die übrigen auszustechen, und in ihrem Angesichte den Gegenstand zu erhaschen. Ohne weiter zurück zu gehen, ist also die Concurrenz, schon an und für sich, ein abstoßendes, gehässiges, menschenfeindliches, egoistisches Princip. — Wenn die Anzahl der Gewerbetreibenden sich vermehrt, so müssen sie, weil sie verhältnißmäßig weniger absetzen, die Preise erhöhen, um bestehen zu können. Wenn sie die Preise nicht zu erhöhen wagen, müssen sie schlechtere Arbeit liefern. — Lezteres ist das Gewöhnliche. Die beim Einflusse der Gewerbefreiheit erzeugten Waaren haben keine Festigkeit, keine Dauerhaftigkeit, wogegen die Gewerbetreibenden ihnen mehr Anschein, mehr Glanz, mehr Politur zu geben suchen, was ihnen nur einiges Reiben mehr kostet. — Gleichviel, ob die Leute beim Gebrauche zufrieden sind, oder nicht. Die Hauptsache ist, augenblicklich zu verkaufen. Um die Zukunft kann man sich nicht mehr bekümmern. — Da sie es übrigens Alle so machen, und so machen müssen, so haben sie nichts mehr, als die andern Gewerbegenossen zu befürchten. Also wird die beabsichtigte Vervollkommnung der Gewerbe nur zum Vortheil des Luxus und zum Nachtheil der Solidität, und dadurch selbst der Moralität des Volkes, erreicht. — Da jeder nach Belieben sich niederlassen kann, so steigt die Anzahl der Gewerbetreiben aufs Aeußerste. — Alsdann ist nicht mehr für sie an eine Erhöhung der Preise zu denken. — Kaum sind sie eingerichtet, so müssen Viele den Laden oder die Werkstatt wieder schließen. Andere, welche vermögender sind, erhalten sich nur durch die Menge der Gesellen und die Quantität der Arbeit. — Diese werden zu Sklaven ihres Gewerbes und des rücksichtslosesten aller Herren, des Publikums. Jene aber, welche das Gewerbe aufgeben mußten, sinken zu der Klasse der künstlichen Armen herab, und das Publikum, auf dessen Anspruch sie ihre Luftschlösser bauten, müssen sie jezt um Almosen in Anspruch nehmen. — Wie kann sich bei einem solchen Stand der Dinge die Moralität eines Volkes erhalten? — Ehemals fand ein Meister mehr Achtung in seiner Umgebung, als jezt ein Edelmann in der seinigen. Das Eintreten in das Handwerk wurde auch nur Söhnen unbescholtener Familien gestattet. Es hieß: „Die Handwerke müßten so rein seyn, als wären sie von Tauben gelesen.“ Die erste Wirkung der Gewerbefreiheit besteht darin, daß sie alle veredelnden Gefühle der Art erstickt und verbannt, weil sie keine persönliche Würde anerkennt, ja vielmehr den Sachen die Menschen unterordnet. — Nicht mehr der innere Trieb des Pflichtgefühls und der Standesehre kann, bei der Gewerbefreiheit, den Meister, den Gesellen, den Lehrjungen zur Ordnung, zum Fleiße, zur Vervollkommnung anspornen, sondern nur der äußere Zwang der Nothwendigkeit. Thußt du es nicht, so mußt du hungern! Zwischen den jetzigen Meistern und den ältern findet in dieser Rücksicht derselbe Unterschied statt, als zwischen den Landeskindern, welche für König, Vaterland und Ehre fechten, und den Söldnern, die mit Stockschlägen discipliniert und zum Feuer durch Cavallerie, die hinterher in ihren Rücken einhaut, getrieben werden müssen. Das Motto, welches die Gewerbefreiheit für jenes alte, Würde und Ehre einflößende, den Handwerken aufdringt, ist: „Noth

lehrt beten.“ — Beten lehrt aber diese neue Art der Noth, wie der Sprachgebrauch es bereits entschieden hat, nicht im alten, frommen Sinne. In dem Sinne, wie das Sprichwort bei der Gewerbefreiheit genommen werden soll, würde es vielmehr heißen: „Noth lehrt ausschweifen.“ — Es ist nicht mehr die Rede davon, daß Meister und Gesellen dem Gottesdienste beiwohnen. Sie müssen am Sonntage, wie an den andern Tagen, arbeiten. Dafür erholen sie sich des Abends, indem der Meister zu Biere geht, die Gesellen aber auf die Tanzböden, wo das Wochengeld regelmäßig verwalzet, und die Gesundheit oft auf Lebenszeit, theils durch brennende Getränke, theils auf eine schändlichere Weise verschleudert wird.“

„Wer hat nicht die Bemerkung gemacht, daß jezt, fast in allen Ständen, besonders aber in den mittleren, und noch mehr in den niedern, nicht mehr derselbe Frohsinn herrsche, wie ehedem? Wo sind die vergnügten Spiele, die fröhlichen Lieder, die gesprächigen, herzlich lachenden Gesellschaften der wahrlich guten alten Zeit, welche dabei frommer, religiöser war, als die jetzige? Obschon die jetzige, durch so viele Entdeckungen und Erfindungen, so viele Vorzüge und Annehmlichkeiten zu haben scheint, so kennt man doch jezt in den mittlern Ständen keine andern Freuden mehr, als Mahlzeiten, bisweilen Tänze, die sich immer in den, wie der Wirbel des Zeitgeistes, Alles um sich umstoßenden, einförmigen Walzer auflösen, klug und vornehmthuende Aeußerungen über politische Angelegenheiten, oder über die neueste Oper und die neueste Sängerin. Vom freien, heitern Lebensgenuß ist keine Spur mehr; genug, wenn man nur augenblickliche Zerstreuung, Betäubung findet. Man eilt, den eintönigen Kreis zu verlassen, um diese und jene schon versäumten Geschäfte nachzuholen. — Ueberall eine sorgenvolle Geschäftigkeit, eine ängstliche Unruhe. Was wir an Bevölkerung und äußerm Glanz gewonnen haben und immerzu gewinnen, das verlieren wir am eigentlichen Leben. Die Menschenzahl steigt, aber die Glückssumme sinkt. Wenigstens steigt sie nicht im Verhältnisse mit der Bevölkerung. Es ist, wenn ich mich, der Klarheit wegen, eines trivialen Beispiels bedienen darf, es ist ein Kuchen, dessen Theile für jedes Individuum immer kleiner ausfallen, je größer die Gesellschaft wird, und von dem, die fortwährend hinzukommenden neuen Gäste nur ganz kleine Bissen und zulezt nichts mehr bekommen. Es verhält sich in der jetzigen Zeit mit dem wahren innern Menschenglück, wie mit dem baaren Gelde, welches, wo möglich, in der Circulation durch Papier, durch Schein, ersezt wird. — Wo kommt eine solche Umstimmung her, was fehlt den mittlern Ständen und den untern Klassen der Gesellschaft? Sicherheit! Sicherheit ist die Mutter der Ruhe und des Frohsinnes. Zur jetzigen Zeit muß ein Jeder fürchten, der sich mit irgend einem Erwerbzweige oder Gewerbe niederläßt, durch den ersten besten aus dem Sattel gehoben zu werden. Es kann Keiner mehr bestehen oder seinen Unterhalt gewissermaßen sicher gestellt sehen, wenn er sich nicht so abmüht und einschränkt, daß Keiner sich karger einrichten und mehr abquälen kann. Wenn es nicht durchgängig so ist, so ist doch die Möglichkeit da, die Wahrscheinlichkeit, daß es so werden kann und wird. — Wenn aber ein großer Theil der Bevölkerung in Bangigkeit lebt, soll der übrige nicht mit verstimmt werden? Ohne Sicherheit kann im Leben keine Heiterkeit seyn. Selbst wenn Alles noch gut ginge, so müßte man die Augen doch von der Zukunft abwenden und sich gedankenlos der Gegenwart hingeben, was nicht in der Natur des Menschen liegt. Die Hoffnung ist ihm als die lieblichste Trösterin des Lebens gegeben worden. Was hilft mir ein vorübergehender Glanz, wenn der launige Tyrann der Concurrenz, wie dem Damokles, eine immerwährende drohende Degenspitze über meinem Haupte schweben läßt? Was hilft mir die Freiheit, auf jener grünen Wiese Blumen abpflücken zu dürfen, wenn die Otter unter dem Grase nistet? Lieber nur die halbe Wiese, den halben Glanz, so daß ich mich des Geschenkes erfreuen kann!“

Hierin ist gar vieles vollkommen wahr; allein war das alte Zunftwesen nicht voller Mißbräuche und waren nicht auch damals durch das Monopolisiren Weniger die übrigen in Armuth versezt? Der Verfasser erkennt dies an und will einen Mittelweg eingeschlagen wissen. „Durch Wiedereinführung des Guten würde dem Wiederaufleben des Schlechten durch wenige Bestimmungen leicht zuvorzukommen seyn. Die große Aufgabe bei der Wiedereinführung der Gewerbe-Corporationen besteht aber darin: Die Concurrenz zu beschränken und ihr doch zugleich den erforderlichen Spielraum zu lassen. Die Anzahl der Meister soll durch die der beschäftigten Gesellen bestimmt werden. Nimmt die Nachfrage fortdauernd zu, so wächst auch die Anzahl der Gesellen, und die Anzahl der Meister muß auch zugleich wachsen. Vermindert sich die Nachfrage, so muß auch die Anzahl der Meister abnehmen. Ihrer Vermehrung steht kein Hinderniß entgegen. Denn jeder Gesell will immer Meister werden. So verhält es sich mit ihrer Verminderung nicht. Dem Familienvater, der einmal die Meisterschaft erlangt hat, darf ein solches Recht nicht zurückgenommen werden. Wie kann also die Meisterzahl vermindert werden? Zwei Bestimmungen können zu dem Zwecke statt finden. Ein Mal: Daß eine gewisse Anzahl Meister, als z. B. der fünfte, der achte, der zehnte Theil, nur vorläufig als solche anerkannt werden; und, es versteht sich, immer die zulezt in die Corporationen eingetretenen, welche

dann Neumeister, während die andern Altmeister heißen. — Für das Zweite: Daß, für die abgestorbenen oder abgehenden Meister, nicht neue ernannt werden. — Solche Bestimmungen würden freilich nicht so einfach seyn, als wenn man sagte: „So und so viel; nicht mehr, nicht weniger.“ Allein, lieber einige Bestimmungen mehr, und wohlthätige, menschliche Absichten besser erfüllt!“

In Bezug auf die Gefahren der freien Handels-Concurrenz scheint uns der Verfasser nicht vom richtigen Standpunkt auszugehen, oder zufällige und vorübergehende Nachtheile im Vergleich mit allgemeinen Vortheilen zu wichtig zu nehmen.

Da der Verfasser im praktischen Leben, überall wo er die Armuth beaugenscheinigte, wenn er auch anfangs nur von materiellen Interessen ausging, immer unwillkürlich auf den Mangel an Erziehung, Sitte und Religion stieß, so hat er den dritten Band seines Werkes ausschließlich diesen geistigen Interessen gewidmet, die wirkliche Vernachlässigung derselben nachgewiesen, und auf die Wichtigkeit der Verbesserungen in dieser Beziehung aufmerksam gemacht.

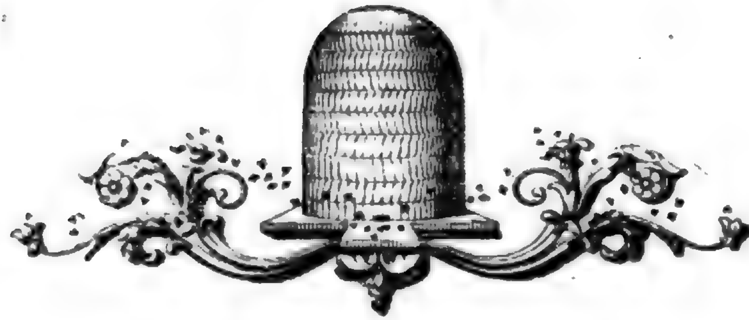
Interessant und sehr wahr scheint folgende Bemerkung: „Wenn zwei Einrichtungen oder Gesetze in einem Staate einander widersprechen, von einem entgegengesetzten Standpunkt ausgehen, so muß, mit der Zeit, das eine vor dem andern weichen. Neben dem reinen Christenthum wird eine despotische Regierung nicht lange bestehen, und wenn die despotische Regierung die Oberhand behauptet, so wird auch nicht lange das Christenthum in seiner evangelischen Reinheit bleiben. — Wenn mir zugleich ein freundliches Zimmer und ein Gefängniß zur Wohnung neben einander angewiesen werden, so ist es wohl natürlich, daß der beständige Vergleich zwischen beiden Aufenthaltsorten mich zu dem Wunsche führt, auch das Gefängniß zum freundlichen Zimmer eingerichtet zu sehen. Soll aber das nicht geschehen, will eine über mich waltende Macht, daß das Gefängniß ein Gefängniß bleibe, merkt diese Macht, daß mich das freundliche Zimmer zur Abschaffung des Gefängnisses anreizt, fürchtet sie gar, daß ich doch wohl, früh oder spät, meinen Wunsch erlangen dürfte, so ist es ebenfalls natürlich, daß sie auch das freie Zimmer in ein Gefängniß zu verwandeln sucht. — Kann aber das reine Christenthum neben dem Despotismus, oder der Despotismus neben dem reinen Christenthum, nicht bestehen, so kann eben so wenig das reine Christenthum neben der Licenz, und die Licenz neben dem echten Christenthum, den Platz behaupten. — Entweder wird das Christenthum zum bloßen Namen, zur bloßen philosophischen Secte, zur Staats- und Volksheuchelei herabgewürdigt werden, oder die Licenz wird zur Ordnung zurückkehren müssen.“

Zum Beweise, wie sehr der Verfasser ins Detail geht und wie er überall kleine praktische Bemerkungen anbringt, führen wir an, was er in Bezug auf die Wirthshäuser vorschlägt. „In den meisten Gasthöfen wird den Fremden ein Buch mit dem Ersuchen vorgelegt, sich in dasselbe mit der Angabe, woher man kommt, wohin man reiset &c. einzuschreiben. Dies Buch hat für den Wirth seinen Nutzen, oft aber für die Polizei noch mehr. Billig aber wäre es, wenn es auch für die Reisenden seinen Nutzen hätte. Es ist nicht genug, wenn eine Regierung dafür sorgt, daß die Reisenden nicht auf der schlechten Landstraße den Hals brechen, oder von räuberischem Gesindel angefallen werden. In den Gasthöfen müssen Fremde auch nicht gar zu schlecht fahren, noch auch ausgeplündert werden. Dem Fremden kann man nicht zumuthen, daß er in der Rubrik der Bemerkungen sein Mißvergnügen zu erkennen gebe. Seine Rüge würde nicht stehen bleiben, und dadurch würde er sich nur Unglimpf aussetzen. Auf dem ersten Blatte des Buches könnte aber füglich: Straße und Wohnung, Titel und Name des Regierungs-Beamten angegeben seyn, an den, bei vorkommender Klage gegen den Wirth, oder seine Leute, der Fremde sich wenden könnte. Dies setzt allerdings voraus, daß ein solcher Beamter existiren und besonders von der Regierung beauftragt werden müßte, Beschwerden der Art anzunehmen. Dies würde zwar mehr dem Wirthe zur Warnung, als dem Fremden zur Genugthuung gereichen, und mehr eine vor- als eine nachwirkende Kraft ausüben. Da wenig Fremde Lust oder Zeit haben dürften, sich mit der Einlegung ihrer Beschwerden aufzuhalten, und viele sich nicht sehr darum bekümmern, ob die nach ihnen einkehrenden Reisenden in dem Gasthofe besser, als sie, behandelt werden.“

2) Ist die Klage über die zunehmende Verarmung in Deutschland gegründet, welche Ursachen hat sie und welche Mittel &c.? Beantwortet von Siegfried Justus I., König von Israel. Leipzig, Brockhaus, 1836.

Ein abenteuerlicher Plan, alle Staatsschulden zu zahlen und alle Abgaben zu erlassen, der übrigens schon 1827 in der Berliner Vossischen Zeitung mitgetheilt worden seyn soll. Wenn er ausführbar wäre, so würde das königl. preuß. Ministerium den Vortheil nicht aus der Hand gelassen haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 92. Montag, 11. September 1837.

Schriften über Armenwesen.

3) Untersuchungen über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperism. Von Dr. Fr. Schmidt. Leipzig, Göschen, 1836. 8. S. 502.

Drei große Abhandlungen, die mit einander im Zusammenhange stehen, sofern Uebervölkerung und Arbeitslosigkeit oder sehr geringer Arbeitslohn die Hauptursachen des Pauperismus sind. In Bezug auf die Bevölkerung hält sich der Verfasser im Wesentlichen an Sismondi, der es am zweckmäßigsten gefunden hat, wenn man dieselbe sich selbst überlasse. Dabei theilt er tabellarische Uebersichten der Bevölkerungszunahme in allen civilisirten Staaten mit. Ueberhaupt ist es ihm darum zu thun, durch Thatsachen zu belehren, daher schöpft er auch in der zweiten Abhandlung aus den besten Quellen die übersichtlichsten Nachrichten über die Höhe der Arbeitslöhne in den verschiedenen Ländern, über das Verhältniß derselben zum Maschinenwesen einerseits und zum Pauperismus andrerseits. Den leztern endlich macht er vorzüglich durch die interessanten Zusammenstellungen, die er von Villeneuve entlehnt, anschaulich: „1) England, sagt er, ein protestantisches Königreich, die Wiege der materialistischen Philosophie und jenes industriellen Systems, in welchem die Fabrikindustrie und der Handel vorherrschen, jenes Land, in welchem unter allen Ländern der Erde die Kapitale und das Landeigenthum am ungleichsten vertheilt sind, zählt 3,900,000 Arme, d. h. den sechsten Theil der Bevölkerung, welche man (mit Einschluß Irlands) auf 23,400,000 Menschen schäzt. Es verdient besonders bemerkt zu werden, daß in diesem Königreiche die ackerbautreibende Bevölkerung zu der mit dem Fabrikwesen beschäftigten Volksmenge sich wie 2 zu 3 verhält, das heißt, daß man gegen 9,360,000 Landeigenthümer und Landbauarbeiter 14,040,000 Personen zählt, welche von der Industrie und dem auswärtigen Handel abhängen. Die Maschinen verrichten die Arbeit von mehr als 180,000,000 Arbeitern. Uebrigens ist England eines der Länder Europas, in welchem das Klima viele Bedürfnisse nöthig macht, wo sich die zahlreichsten Anhäufungen der Bevölkerung finden, und die Zahl der arbeitenden Bevölkerung die größte Höhe erstiegen hat. — London, von 1,350,000 Einwohnern bewohnt, umfaßt 105,000 Hülfsbedürftige; Liverpool auf 80,000 Bewohner 27,000; Cork in Irland auf 60,000 Bewohner 26,000. Eins der Kirchspiele in Sunderland in Schottland zählt 14,000 Dürftige auf eine Bevölkerung von 17,000 Seelen. 2) Deutschland, welches aus

katholischen und protestantischen Staaten besteht, und dessen Industrie sich hauptsächlich mit dem Ackerbaue und der Bearbeitung vaterländischer Erzeugnisse beschäftiget, zählt 680,000 Arme, oder 1/20 der ganzen Bevölkerung. Das Verhältniß der, von dem Landbaue lebenden Bevölkerung stellt sich wie 3 zu 1; die Zahl der ersteren beläuft sich auf 10,200,000, die der lezteren auf 3,400,000. Deutschland ist die Wiege der geistigen Philosophie und das religiöse Princip besteht in seiner vollen Stärke. 3) In Oesterreich, einer katholischen Monarchie, wo der Ackerbau vorherrscht, und die Industrie sich vorzüglich mit einheimischen Produkten beschäftiget, ist das Verhältniß der Dürftigen zu der ganzen Bevölkerung wie 1 zu 25. Auf 32,000,000 Bewohner kommen etwa 1,280,000 Arme. Die mit dem Landbaue beschäftigte Bevölkerung verhält sich zu der industriellen, wie 1 zu 1, das heißt, man rechnet 25,600,000 Landeigenthümer und mit dem Landbaue beschäftigte und 6,100,000 fabricirende und handeltreibende Bewohner. 4) Dänemark, ein protestantisches Königreich, mit Ackerbau und Bearbeitung der Landesprodukte, befindet sich in Bezug auf die Dürftigen, in einer gleichen Lage wie Oesterreich. Das Verhältniß der Zahl der Armen zu der ganzen Bevölkerung ist wie 1 zu 25. Dieser Staat hat 2,500,000 Einwohner und unter diesen 100,000 Dürftige. Das Verhältniß der ackerbautreibenden zu der industriellen Bevölkerung ist wie 4 zu 1. Man rechnet 2,000,000 Eigenthümer und Ackerbauer und 500,000 Arbeiter. 5) Spanien, eine katholische Monarchie, wesentlich mit dem Landbaue beschäftiget. Seine Industrie ist vorzugsweise den Landesprodukten zugewendet; religiöse Anstalten gewähren der Dürftigkeit reichen Beistand, und sein Klima fordert wenig Bedürfnisse. Auf eine Bevölkerung von 13,900,000 Einwohnern, zählt es 450,000 Arme, das ist 1/30 der ganzen Bevölkerung, welche sich in Bezug auf Ackerbau und Industrie wie 5 zu 1 verhält, 11,583,333 Individuen sind als Eigenthümer und Arbeiter mit dem Landbaue beschäftiget und 2,316,617 Individuen, deren Nahrungszweig die Industrie ist. 6) Frankreich zählt ungefähr 1,600,000 Dürftige auf eine Bevölkerung von 32,000,000. Das Verhältniß ist demnach wie 1 zu 20, und das der mit dem Landbaue beschäftigten Bevölkerung zu der industriellen, wie 4 zu 1. Die Zahl der Ländereibesitzer, Pachter und Arbeiter beträgt 25,600,000, die der Industriearbeiter und ihrer Familien 6,400,000 nach Sismondi. 7) Italien, ein echt katholischer Theil Europas, gibt ein Verhältniß wie 1 zu 25 zwischen den Dürftigen und der ganzen Bevölkerung. Diese steigt auf 19,041,000 Bewohner an, unter denen man 750,000 Dürftige zählt. Das Verhältniß der landbautreibenden Bevölkerung zu der industriellen ist wie 5 zu 1. Es gibt also 15,870,000 Menschen, welche von dem Landbaue leben, und 3,174,000 Menschen, welche sich mit der Industrie beschäftigen. 8) In dem Königreiche der Niederlande, wo die protestantische Religion herrscht und wo Handel und Fabrikwesen ungefähr die nämliche Richtung genommen haben, wie in England, ist das Verhältniß der Zahl der Armen zu der Bevölkerung wie 1 zu 7. Unter 6,143,000 Einwohnern gibt es 877,000 Dürftige. Die Bevölkerung verhält sich, in Bezug auf Agrikultur und Industrie, wie 2 zu 3, das heißt: sie bestehet aus 2,431,000 mit dem Ackerbaue und 3,693,000 mit der Industrie und dem auswärtigen Handel beschäftigten Individuen. 9) Portugal ist katholisch, und ein wesentlich landbautreibender Staat. Er zählt 141,000 Arme auf 3,530,000 Bewohner, das ist 1/25 der ganzen Bevölkerung, welche sich in Bezug auf Landbau und Industrie, wie 5 zu 1 verhält. Man rechnet, daß unter der Bevölkerung 2,941,665 Ländereibesitzer und Ackerbauer und 588,335 mit der Industrie beschäftigte Individuen vorhanden sind. 10) Preußen, ein protestantischer, vorzüglich ackerbautreibender Staat, hat 12,778,000 Einwohner und darunter 425,952 Dürftige, das heißt 1/30 der Bevölkerung. Das Verhältniß der landbautreibenden Klassen zu der industriellen Bevölkerung ist wie 5 zu 1. Es gibt also 10,648,915 Landbesitzer und Bebauer und 2,129,035 Manufacturisten. 11) Das europäische Rußland, dessen Bewohner sich in der Mehrzahl zu dem griechischen Cultus halten, und dessen Industrie hauptsächlich auf den Ackerbau und die Nationalprodukte sich beschränkt, hat 52,500,000 Einwohner. Wir nehmen an, daß sich die Zahl der Dürftigen zu der der Einwohner wie 1 zu 100 verhalte, so daß sich die Zahl derselben auf 525,000 beläuft. Die Bevölkerung theilt sich, in Bezug auf Landbau und Industrie, wie 14 zu 1. Es würden also 48,850,000 Menschen sich mit dem Landbaue beschäftigen, und 3,750,000 Menschen mit der Industrie. Man muß übrigens nicht außer Acht lassen, daß in diesem weiten Reiche noch mehr als 16,000,000 sich in dem Zustande der Leibeigenschaft befinden, und daß große Strecken Landes noch gar nicht bevölkert sind. 12) Schweden ist, in Bezug auf den religiösen und industriellen Zustand, wie in Hinsicht auf Agricultur, mit Dänemark in gleicher Lage. Auf 5,866,000 Einwohner rechnet man 1/25, das heißt 131,600 Dürftige. Das Verhältniß der ackerbautreibenden Klasse zu der industriellen ist wie 4 zu 1; nämlich 3,092,800 Landbesitzer und Bearbeiter, und 773,300 Manufacturisten. 13) Die Schweiz besteht aus katholischen und protestantischen Cantons. Seit mehreren Jahren ist in einigen derselben die Industrie vorherrschend, und die industrielle Bevölkerung sehr angehäuft. Sie zählt 171,000 Arme

auf eine Bevölkerung von 1,714,000 Individuen. Das Verhältniß ist wie 1 zu 10! Im Canton Glarus gar wie 1 zu 4. Das Verhältniß der ackerbautreibenden zu der industriellen Klasse ist wie 2 zu 1. Man zählt 1,412,666 Landbesitzer und Bearbeiter auf 571,334 Industrielle. 14) Die Türkei endlich, wo der Islamismus und der Absolitismus herrscht, wo aber alte arabische und christliche Ueberlieferungen von Erbarmen und Gastfreiheit sich erhalten haben, und wo der Ackerbau und eine Industrie, welche ausschließlich auf die Landesprodukte angewendet wird, im Gange sind, schäzt man die Zahl der Hülfsbedürftigen nur auf ungefähr den vierzigsten Theil der Bevölkerung. Auf 9,500,000 Einwohner würden daher 142,500 Arme kommen, wovon der größte Theil auf die fränkischen Nationen oder die Fremden kommt. Das Verhältniß der ackerbautreibenden Klasse zu der industriellen ist wie 7 zu 1. Man rechnet 8,312,500 Individuen der ersteren gegen 1,187,500 der lezteren. — Nach Villeneuve's eigenem Geständnisse beruhen diese Angaben auf approximativen Unterlagen, die demnach mehr oder weniger auf Vermuthungen hinauslaufen. Genaue Notizen scheint er, seinem eigenen Geständnisse zu Folge, nur über Frankreich, England und die Niederlande sich verschafft zu haben. Ich habe dabei, sagt er, stets auf die Bevölkerung, auf die Natur des Bodens und der Produkte, auf den Grundsatz, welcher bei der Industrie vorherrschte und auf den Einfluß der Religion, der Sitten und des Klimas und der Gewohnheiten geachtet, und das Resultat dieser verschiedenen Einflüsse hat fortwährend die Grundsätze gerechtfertiget, welche ich über die Ursachen des Pauperismus aufgestellt habe. Ueberall sieht man die Zahl der Armen in dem Maaße, wie die Zahl der industriellen Bevölkerung wächst und sich anhäuft, wie die Industrie über die Agricultur vorherrscht, wie die in England herrschenden Grundsätze der Civilisation und der politischen Oekonomie angewendet werden, und wie man sich von dem Grundsatze der Religion und der christlichen Liebe entfernt, zunehmen. — Für ganz Europa stellen sich, nach Villeneuve's eben gegebenen Angaben, folgende Verhältnisse dar. Das Verhältniß der Zahl der Armen zu der ganzen Bevölkerung ist 1/20 5/10 oder fast 1/21 der ganzen Summe. Das Verhältniß der Ackerbauer zu den Industriellen ist wie 3½ zu 1, und von den 10,897,333 Dürftigen sind 1/6 mit 1,816,222 auf die Landbebauer und 5/6 mit 9,081,111 auf die Klasse der Industriearbeiter zu rechnen."

Am Schlusse des lehrreichen Werkes ist auf die Vorzüge aufmerksam gemacht, welche Deutschland vor andern Ländern genießt, sofern hier der Pauperismus noch nicht auf den höchsten Grad gestiegen ist, daher auch noch keine so entsetzliche Sittenlosigkeit der untern Klassen in Masse zugelassen hat. Der Boden ist bei uns mehr getheilt, das Maschinenwesen noch nicht so gesteigert, wie in England; allein die Armuth nimmt doch allmählich immer zu, namentlich seitdem so viele Speculanten in Staatspapieren die Capitalien dem Gewerb entziehen und umgekehrt die Bedürfnisse der Arbeiter durch den in dieser Klasse endemisch werdenden Luxus steigen. Mit großer Entschiedenheit spricht sich der Verfasser gegen alle Staatsanstalten aus, durch welche die Armuth provocirt wird. Er will nur Spitäler für Kranke und Gebrechliche und Strafhäuser für Vagabunden und arbeitsfähige Bettler; dagegen keine Leihhäuser, keine Findelhäuser, keine Armenhäuser, keine Armencolonien, weil, wie er aus historischen Beispielen nachzuweisen sucht, alle diese Anstalten nur dahin führen, daß sich die niedern Classen weniger vor dem Armwerden in Acht nehmen, sich sogar muthwillig in Armuth stürzen, und weil in vielen Fällen die Concurrenz der Armen so groß wurde, daß jene wohlthätigen Institute aus Mangel an zureichenden Unterhaltungsmitteln geschlossen werden mußten.

4) Kritik des Armenwesens von Jürgen Hansen, Pastor zu Nottmark auf Alsen. Altona, Aue, 1834.

Eine Stimme, die nicht unbeachtet bleiben darf. Der Verfasser erklärt sich aufs stärkste und gewiß mit Recht gegen das trop regner in Bezug auf das Armenwesen. „Man hat in einigen Commünen seinen Amtseifer für die Befolgung des Buchstabens des Gesetzes, seinen bürgerlichen Eifer für das allgemeine Wohl und seinen christlichen Eifer für das Wohl der Unglücklichen zeigen wollen; man ist daher so weit gekommen, ich möchte es fast lieber zurückgekommen nennen, daß man das Armenwesen organisirt hat. In der Regel hat man wohl aber nicht selbst gewußt, was man wollte, und es ist deßwegen auch darnach geworden. Ein Protocoll ist angeschafft worden, eine Steuer wird ausgeschrieben, im Anfange unbedeutend und unbeachtet, wie das kleine Kind, in welchem man den Riesen nicht ahnet, welches, erst zu männlicher Größe herangewachsen, Besorgnisse zu erregen anfängt, nun aber aller Protestationen und alles Widerstandes unerachtet ernst und ruhig um sich greift, in die Höhe wächst und endlich als Riese Alle zu erdrücken droht." Der Verfasser findet es auch höchst nachtheilig für die öffentliche Moral, daß durch die erzwungenen Armengelder einerseits die freiwillige Wohlthätigkeit, anderseits die Dankbarkeit, zwei der schönsten öffentlichen Tugenden abhanden kommen. „Die christliche

Liebe war bisher nur in der Schule der Jugend eingeschärft, von der Kanzel den Erwachsenen gepredigt, in Andachtsbüchern und heiligen Schriften den Frommen empfohlen worden; jezt wurde sie zugleich von der Polizei in Dienst genommen, und von den Regierungscanzeleien aus den Unterthanen befohlen. Wo das Wort des Predigers nicht wirkte, sollten die Justizbeamten durch obrigkeitliche Befehle und Pfändung die Beiträge der Liebe erzwingen. Man beging nur den Fehler, der Dankbarkeit nicht mit derselben Strenge zu befehlen, und den Communen nicht eben so sichere Mittel in die Hände zu geben, sich selbige zu verschaffen."

Daß die Armen durch die Gewißheit, unterstüzt zu werden, nur leichtsinniger, arbeitsscheuer und frecher werden; daß sie in immer größerer Zahl sich melden; daß sie nicht nur undankbar, sondern sogar übermüthig werden, sofern sie sehr wohl einsehen, man würde sie nicht so ängstlich unterstützen, wenn man sich nicht vor ihnen fürchtete — das Alles ist wahr.

Aber wie soll geholfen werden? Zuerst, sagt der Verfasser, durch Förderung der Moralität. Moralität? Man liest das Wort und gähnt dabei, man ist schon gewöhnt, darin nur eine leere Phrase zu sehen. Und das Moralpredigen von der Kanzel herab und in der Schule bleibt auch eine leere Phrase, wenn Fabrikklaverei, Branntwein, Liederlichkeit in den Familien, vorzeitige Laster ꝛc. schon die Massen ergriffen haben und diesen fressenden Uebeln durch keine energischeren Mittel gesteuert wird. „Die Mannsperson, die schon seit ihrem 10ten Jahre das 7te, und das Frauenzimmer, welches schon seit seinem 14ten Jahre das 6te Gebot nicht heilig hielten, lassen sich in ihrem 40sten, 50sten Jahre schwerlich bessern." Die Jugend scheint also am ersten ins Auge gefaßt, dem verderblichen Einfluß entzogen werden zu müssen. Außerdem verlangt der Verfasser eine Reform der Armengesetze in der Art, daß die Armen, welche die öffentliche Unterstützung genießen, dagegen auch strenger verpflichtet werden sollen, als bisher, sowohl in Bezug auf Arbeit, als auf Moralität, was er denn ausführlich auseinandersezt.

5) Ueber die Verarmung der ackerbauenden Klasse. Ein Versuch von Albert von Hummelauer. Wien, Kupffer und Singer, 1836.

Der Ackerbau ist hinter Industrie und Handel zurückgetreten, Capitale und Intelligenz haben sich nach einer andern Seite gewendet; aber der Ackerbau hat dennoch die ganze alte, ja vermehrte Last zu tragen. „Ueberall nehmen die Steuern den ersten Theil von den Gewinnsten der Production, die Bodenrente den andern, weil Grund und Boden noch immer die vorzüglichste Erwerbsquelle einer unermeßlichen, durch die Gesetze der Noth darauf beschränkten Volksmenge ist, während der Mangel an Capitalien in productiven Verwendungen, der Production alle Wege abschneidet, dieser Calamität zu entgehen."

Hierzu kommt auch noch ein Mangel an Intelligenz, denn so weit auch die rationelle Landwirthschaft fortgeschritten ist, so ist ihre Weisheit doch noch keineswegs in die Massen des phlegmatischen Bauernstandes eingedrungen. Wie schwer hält es z. B. beim Weinbau alte Vorurtheile zu besiegen, während jede Verbesserung und Vereinfachung in Gewerb und Handel rasch überall angenommen wird.

Der Verfasser erörtert sehr ausführlich den Einfluß der Abgaben, der Bodenrente, der Capitalien und der unproductiven Capitalsverwendungen auf die Production, und die Mittel, den Preis der Dinge in ein richtiges Verhältniß zum reellen Werthe derselben und zu dem Arbeitslohne zu stellen.

6) Historischer Bericht über die Quellen des bäuerlichen Schuldenzustandes im Fürstenthum Paderborn, von A. Meyer. Paderborn, Crüwell und Rempel, 1836.

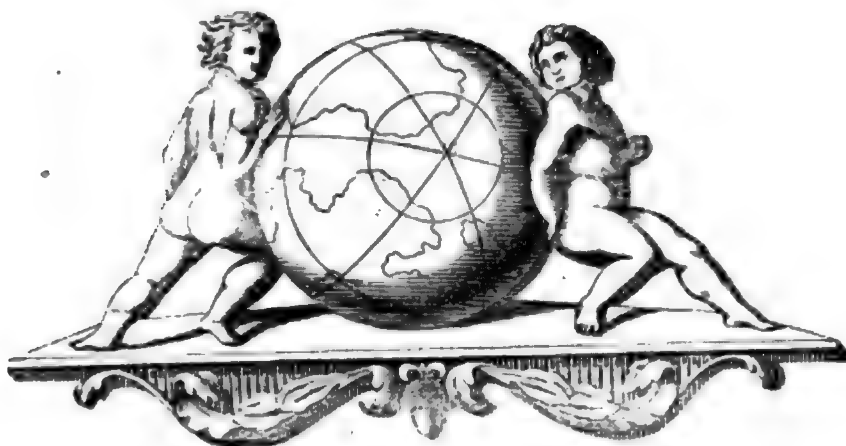
Eine Specialuntersuchung, die in der Reihe der Schriften über Verarmung von besonderm Interesse ist, weil sie die Geschichte der bäuerlichen Verhältnisse einer Provinz seit mehreren Jahrhunderten mit großer Genauigkeit erörtert.

7) Geschichtliche Darstellung der Kranken- und Versorgungsanstalten zu München, mit medicinisch-administrativen Bemerkungen von Anselm Martin. München, Franz, 1834.

8) Die Kranken- und Versorgungsanstalten in Wien, Baden, Linz und Salzburg, von Demselben. Daselbst.

Sehr gute Uebersichten über die innere Einrichtung der gedachten Anstalten und über deren Verwaltung und besondere Instructionen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 93. Freitag, 15. September 1837.

Schriften über die Juden.

Ueber Juden und von Juden wird jezt ziemlich viel geschrieben. Wir wollen nicht in alle Trivialitäten dieser Literatur eingehn, sondern nur die charakteristischen Merkmale hervorheben.

Unter den Juden selbst, welche gegenwärtig literarisch thätig sind, unterscheiden wir vier Klassen.

1) Einige wenige tiefere Gemüther, die sich in die Vergangenheit ihres Volks versenken, die tragische Bedeutung desselben fühlen und mit einem gewissermaßen wehmüthigen Nationalstolz ihr Schicksal ertragen. Die Entschiedenheit, mit welcher sie den feigen Abfall oder die freche Freigeisterei zurückweisen, ist eben so verehrungswürdig, wie die Resignation, mit welcher sie die Verunglimpfungen ihres alten Glaubens ertragen.

2) Advocaten der Juden-Emancipation, denen es bloß um den nächsten praktischen Erfolg ständischer und anderer Bemühungen für die bürgerliche Gleichstellung der Juden mit den Christen zu thun ist, und die jene Eigenschaften, in welchen der Jude allen andern Menschen gleicht, mehr hervorheben, als die, in welchen er sich unterscheidet, die daher auch weniger in die Vergangenheit und lieber in die Zukunft blicken.

3) Jüdische Lehrer, die in deutscher Sprache Gesang- und Erbauungsbücher zu verbreiten suchen und von der hebräischen Orthodoxie mehr oder weniger in den deutschen Nationalismus übergehen.

4) Exjuden, die ihr Judenthum abgeschüttelt, aber das Christenthum deßhalb nicht angenommen haben, die an gar nichts mehr glauben, als an die Macht des Geldes und den Genuß der Sinne, und deren Mißgeschick es ist, alle Fehler des Judenthums ohne eine Tugend desselben behalten zu haben.

Den ersten drei Klassen haben unsre Blätter stets die Anerkennung und Achtung erwiesen, die ihnen gebührt; nur die leztere hat sich unsern nichts weniger als schonenden Angriff gefallen lassen müssen. Wir sprechen hier noch einmal kurz zusammengefaßt unser Votum in der Judenangelegenheit aus.

In die innern Angelegenheiten der Juden uns auch nur beiläufig durch zustimmende oder spöttische Aeußerungen einzumischen, würden wir für unredlich halten. Wer treu am Glauben seiner Väter hängt, ist uns ehrwürdig. Aber auch gegen die jüdischen Neologen und Vermittler des alten Judenthums mit den modernen Lebensbedingungen wissen wir nichts Maßgebliches vorzubringen. Dies ist Sache der Juden selbst, Christen sollen sich hier nicht einmischen.

Was die bürgerlichen und politischen Rechte der Juden betrifft, so haben wir darüber unsre Meinung in

der Polemik gegen Paulus in Heidelberg * und in einer in mehrere Zeitungen übergegangenen Motion in der würtembergischen Kammer der Abgeordneten klar an den Tag gelegt, die Meinung nämlich, daß die Religion von politischen Rechten nicht ausschließen dürfe, daß alle vernünftigen, den Gesetzen gehorchenden, seit mehreren Generationen in demselben Staate sich fortpflanzenden Menschen gleichberechtigt seyen; daß die notorischen Gebrechen und Flecken des Judenthums nur Folge der bisherigen Unterdrückung seyen, und daß namentlich der jüdische Schachergeist nur aus der Einseitigkeit des jüdischen Lebensberufs hervorgegangen sey, sofern die Juden bisher fast von jedem andern Berufe, außer dem Handel, ausgeschlossen gewesen.

Wenn man nun die innern Entwicklungen im Judenthum ohne irgend eine störende Bemerkung, mit Achtung und allgemeiner Ehrfurcht vor dem Heiligen in jeder Religion gewähren läßt, und wenn man die äußere bürgerliche Emancipation der Juden uneigennützig und nicht ganz ohne Aufopferung vertheidigt — sofern nicht alle Committenten eines ständischen Abgeordneten damit zufrieden sind, und es an sehr ehrenwerthen Gegnern nicht fehlt, — so sollte man ein doppeltes Recht haben, jene ausgearteten Juden, die auf die Verhöhnung des Christenthums, der Sitte und des deutschen Vaterlandes förmlich speculirt haben, derb zurechtzuweisen. Jeder Christ und Deutscher hätte dieses Recht, wie viel mehr nicht ein Freund und nicht unwirksamer Vertheidiger der Juden-Emancipation, der, indem er eine reine Sache zu vertreten glaubt, alles von sich fern halten muß, was dieselbe mit der schmutzigen Wäsche eines Heine könnte verwechseln lassen. Man will die Juden emancipiren, um ihnen Würde und öffentliche Achtung zurückzugeben, um die Quelle giftigen Hasses zu verstopfen, welche die lange Unterdrückung in ihren Gemüthern geöffnet; und man hätte nicht erwarten sollen, daß diese Quelle jezt desto üppiger überströmen würde. Es ist unglaublich unschicklich und bewährt den populären Ausdruck „jüdische Unverschämtheit," wenn Juden in dem Augenblicke, in welchem Christen uneigennützig von allen Seiten sich für ihre bürgerliche Emancipation bemühen, das Christenthum und die deutsche Nation lästern. „So sind die Juden, heißt es dann, und ihr wollt diese Undankbaren emancipiren, die feig im Unglück, frech im Glück, für Großmuth keinen Sinn haben, von allem, gleichviel ob es Schande oder Ehre ist, nur profitiren wollen und nie genug haben, die euch hündisch schmeicheln, wenn ihr sie tretet, und euch ins Gesicht lästern, wenn ihr sie mit Wohlthaten überhäuft habt, das Volk, das schon zu Mosis Zeiten nicht anders war und in alle Ewigkeit nicht anders werden wird, das ihr emporzuheben und auf gleicher Höhe zu halten vergeblich bemüht seyd, da es immer wieder in seine alte Natur zurückfällt." Solche Stimmen muß man häufig hören. Man sagt, „in den Zeiten, in welchen man die Juden etwas kürzer hielt, unterstanden sie sich nicht, wie Heine schamlos hinzustehn und über Alles, was Christen heilig ist, einen schmutzigen Witz zu reißen, — unterstanden sie sich nicht, die deutsche Nationalität lächerlich zu machen und Gallomanie in allen Formen zu verbreiten; erst jezt unterstehen sie sich alles dies, weil man sie emancipiren will, weil sie sich nicht mehr fürchten, weil die Gunst, die man ihnen zuwendet, sie plötzlich frech gemacht hat."

So sehr wir nun die Unschicklichkeit beklagen, die in Heine's Auftreten liegt, so glauben wir sie doch nicht als eine Folge der größern neuen Freiheit, sondern als eine Nachwirkung der frühern Unterdrückung der Juden bezeichnen zu müssen. Stimmungen, wie sie Börne gegen die Deutschen, Heine gegen die Christen verrieth, sind nur Symptome der innern Verzweiflung, entsprungen aus dem Bewußtseyn, verachtet zu seyn. Sofern aber hier die Schuld allerdings nicht den Unterdrückten, sondern der langen Unterdrückung zuzuschreiben ist, dürften solche krankhafte Zeiterscheinungen ein Motiv mehr seyn für die Emancipation.

1) Das Staatsbürgerthum der Juden, vom Standpunkt der innern Politik beleuchtet von Robert Haas, evangel. Pfarrer. Frankfurt a. M., Körner, 1837.

Zu Gunsten der Emancipation. Der Verfasser gibt zuerst einen Abriß der jüdischen Geschichte seit der Zerstreuung des Volks, jener traurigen Geschichte von unaufhörlichen Verfolgungen, von heimlichem Reichwerden und plötzlicher öffentlicher Beraubung ꝛc. Dann gibt er einen Abriß jüdischer Sitten und Gebräuche, um zu zeigen, in wiefern dieselben zwar abweichend von den unsern, doch

* Sollen wir auch noch einmal auf den alten Herr Paulus zurückkommen? Es ist nicht der Mühe werth, doch stellen wir unsern Lesern, wenn sie je die elenden Libelle unsrer Gegner zu Gesicht bekamen, einfach die Frage: ob es besser ist, der großen Mehrheit achtungswürdiger Juden durch Verwendung für ihre bürgerliche Emancipation zu dienen und dagegen Heine's neue literarische Judenschule und ihre freche Unsittlichkeit schonungslos zu verdammen, wie wir gethan haben? — oder: jener Mehrheit achtungswürdiger Juden durch Verhinderung ihrer Emancipation zu schaden, die Unterdrückung und bürgerliche Ehrlosigkeit einer unschuldigen Menschenklasse zu verewigen, und dann doch mit den jungen Antichristen unter der Decke zu spielen und ihren frechsten Parteigänger in Schutz zu nehmen, wie Herr Paulus gethan hat?

keineswegs mit einer bürgerlichen Gleichstellung unvereinbar seyen. Ferner prüft er die Gründe für und gegen die Judenemancipation, wobei er die hauptsächlichsten Gewährsmänner citirt, und zuletzt theilt er eine Art Statistik der jüdischen Fortschritte mit, d. h. eine Darstellung der neuesten Bestrebungen der Juden in allen Welttheilen und Ländern, sich durch Wissenschaft, Künste, Handwerke und Ackerbau über den einseitigen Standpunkt zu erheben, auf dem sie früher ausschließlich durch vornehmen und gemeinen Schacher erhalten wurden.

2) A. T. Hartmanns neueste Schrift: „Grundsätze des orthodoxen Judenthums," in ihrem wahren Licht dargestellt von Dr. G. Salomon, Prediger am neuen israelitischen Tempel in Hamburg. Altona, Hammerich, 1835.

Hartmann hatte den Juden krasse Dinge vorgeworfen, insbesondere daß ihnen ihr Gesetz ausdrücklich falsche Eide erlaube. Salomon hat ihm nun bewiesen, daß er die betreffende Stelle falsch übersetzt, daß er nämlich gelesen habe: die Juden dürfen **nur** an gewissen Tagen wahre Eide schwören, also an andern falsche, während es doch heißt: die Juden dürfen an gewissen Tagen überhaupt gar nicht schwören. Gewiß ist die Polemik, die auch Herr Paulus beliebt hat, die moralische Verdächtigung eines ganzen Volksstammes sehr ungerecht. Die Religion ist allen Völkern etwas Heiliges und sehr Ernstes, aufs innigste verbunden mit der Stimme des Gewissens, und es gibt schlechterdings keine Religion, die unmoralisch zu seyn beföhle oder nur nicht moralisch zu seyn gestattete. Dies ist gegen den Geist aller Religionen, und die jüdische hat insbesondere so viel Erhabenes und Edles, daß Verfolgungslust allein ihr so greuelhaften Unsinn nachsagen kann.

Es ist billig, daß sich die große christliche Mehrheit nicht von der jüdischen Minderheit will bruskiren lassen; aber sie muß ihr auch kein so schreiendes Unrecht thun. Wem man verläumderisch vorwirft, seine Religion gestatte ihm falsche Eide, der hat ein Recht, unwillig und sogar unhöflich zu werden. Zudem ist die christliche Ungerechtigkeit gegen das Gute des jüdischen Glaubens gewissermaßen ein Freipaß für alle Caper, die das geistig und sittlich verlumpteste literarische Schacherjudenvolk nur zu gern aussendet, um den schlechtesten Privatzwecken zu fröhnen. Nur wer gerecht gegen die Juden im Ganzen ist, darf mit Erfolg diese einzelnen bösen Insekten aus der Literatur zu entfernen hoffen.

Schriften über Gefängnißwesen.

1) Die amerikanischen Besserungs-Systeme erörtert in einem Sendschreiben an Herrn W. Crawford, Inspector der großbrit. Gefängnisse, von Dr. Julius. Leipzig, Brockhaus, 1837. 8. S. 50.

Diese kleine Schrift spricht sich zu Gunsten des **pennsylvanischen Systems**, d. h. der zu Philadelphia eingeführten Methode, die einzelnen Gefangenen völlig von einander zu isoliren, aus, und bringt dafür sehr achtungswürdige Zeugnisse bei, unter andern auch von den Vorstehern solcher Gefängnisse, die nach dem **Auburnschen System** eingerichtet sind, d. h., wo schweigend, aber gemeinschaftlich und in militärischem Takt gearbeitet wird.

Die Hauptgründe, welche für das pennsylvanische System angeführt werden, sind folgende: 1) sobald Gefangene beisammen sind, werden sie, wenn auch zum Schweigen verurtheilt, sich doch durch tausend kleine Mittel einander sagen, was sie sagen wollen; wie sie denn zu diesem Zweck in den Auburnschen Anstalten bereits auf die Zeichensprache verfallen sind; 2) die Einsamkeit macht den tiefsten Eindruck auf das Gemüth, bessert am gründlichsten; 3) erscheint den Sträflingen selbst als die härteste, mithin zweckmäßigste Strafe; 4) verhindert eine Menge Inconvenienzen und Willkürlichkeiten, die bei der mühsamen Aufsicht über viele an einem Ort versammelten Sträflinge immer stattfinden; 5) moralische und physische Krankheiten theilen sich weniger mit; 6) die Geschlechter sind sicherer getrennt; endlich 7) hat man die Erfahrung gemacht, daß die aus der pennsylvanischen Anstalt Entlassenen den Entlassenen anderer Anstalten in Bezug auf Moralität und Solidität unendlich vorzuziehen sind, daß sie nicht zu neuen Verbrechen übergehen, sondern der Gesellschaft zurückgegeben werden.

Die Einwürfe sind: 1) größere Sterblichkeit, mehr Krankheiten und besonders Seelenstörungen, welche die Einsamkeit begleiten. Die Ermanglung alles Umgangs erscheint denen, die dazu verdammt sind, so fürchterlich, daß weibliche Gefangene erklärten, sie wollten lieber drei Monate bei strengem Stillschweigen zur Tretmühle, als einen einzigen Monat zur einsamen Einsperrung verurtheilt werden. Der Herausgeber widerlegt übrigens den Vorwurf der größern Sterblichkeit und weist nach, daß unter 554 Sträflingen in 8 Jahren nur 21 gestorben sind. 2) Die Ungleichheit der Bestrafung, sofern nach Bildung und Temperament dem Einen die Einsamkeit weit unerträglicher werden müsse, als dem Andern. Ungleichheit, meint der Verfasser, sey überhaupt,

auch bei andern Methoden, unvermeidlich; auch das Zusammenleben mit Andern ist dem Gebildeten gewiß viel schrecklicher als dem rohen Verbrecher. 3) Die schwere Beaufsichtigung und die größern Kosten der Einrichtung einzelner Zellen, nicht zu gedenken des Einwurfs, daß der Mensch in der Einsamkeit gewisse Laster annehme; es ist bekannt, daß diese Laster neben andern in noch weit höherm Grade beim Zusammenseyn stattfinden.

Uns scheint es, daß die pennsylvanische Methode allerdings an sich die zweckmäßigere ist, daß sie aber beziehungsweise zum Justizmorde führen und in der Anwendung unmenschlich grausam und ungerecht werden kann, woraus folgen würde, daß es nur darauf ankomme, sie richtig anzuwenden.

Zweckmäßig ist die Methode. Es gereicht gewiß unserm erleuchteten Zeitalter nicht zur Ehre, daß noch immer gar viele unsrer europäischen Strafanstalten bloß Unterrichtsanstalten des jungen und Versorgungsanstalten des alten Lasters sind. Junge Verbrecher kommen nicht gebessert heraus und alte gehen sogar gern, wenigstens mit vieler Gleichgültigkeit wieder hinein. Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß jezt das Spital mehr gefürchtet wird, als das Gefängniß. Daher ist schon a priori gewiß, daß eine Strafanstalt, aus der die Gefangenen gebessert oder so gedemüthigt hervorgehen, daß sie nicht leicht zum zweitenmal in dieselbe Strafe fallen, zweckmäßiger ist, als alle unsre bisherigen Anstalten, die das gleiche Resultat nicht erzielten, denn auch hier heißt es: „an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen."

Es ist nicht uninteressant, zu bemerken, daß die Polizei- und Justizbehörden, je mehr sie ihr strenges Augenmerk auf politische Handlungen, Reden und Gedanken richten, um so larer gegen gemeine Verbrechen werden, und namentlich die Eingriffe in das Eigenthum und in die öffentliche Sittlichkeit, so wie die Frechheit der Dienstboten erfreuen sich seit der politischen Aengstlichkeit einer übertriebenen, vorher unbekannten Schonung.

Ein junger Mensch, ein junges Mädchen, die in Dienste treten, sind anfangs wohlgeartet, schüchtern und würden eine Sünde nicht begehn schon aus Angst vor der Strafe, die sich ihre Einbildungskraft mit Entsetzen ausmalt. Nun kommen aber ältere Dienstboten, lachen sie aus, lehren sie, wie man sich nach unsern Gesetzen so gar bequem vor der Polizei und selbst vor dem Kriminalgericht herauslügen könne, wie man auch im schlimmen Falle mit einer leichten Strafe wegkomme ꝛc. Nun werden die jungen Leute dreister, machen die Erfahrung, finden sie wahr und lachen selbst über ihre anfängliche Angst. Nun trotzen sie der Herrschaft, wechseln dieselbe jeden Augenblick, setzen ehrlos Dieberei und Lüderlichkeit fort, oder heirathen auf verbotene Speculation, kuppeln, hehlen ꝛc. So wird in größern Städten die Moralität der Dienstboten und dadurch auch die der Familien der untern Klassen in steigender Progression verderbt, und wir sind zugleich überzeugt, daß die Autorität der Regierungen dabei unendlich mehr leidet, als bei den demagogischen Studentenumtrieben.

Die Einsamkeit wird von allen Gefangenen selbst als eine strenge, als die strengste Strafe anerkannt. Sie erfüllt also den Zweck des Abschreckens. Sie erweckt im Sträfling Achtung vor der Strafgewalt. — Sie verhindert daher auch den Rückfall, sie bessert gründlich in den meisten Fällen. Ein solches Resultat hervorzubringen, hat das Gesetz ein Recht, ja die Pflicht.

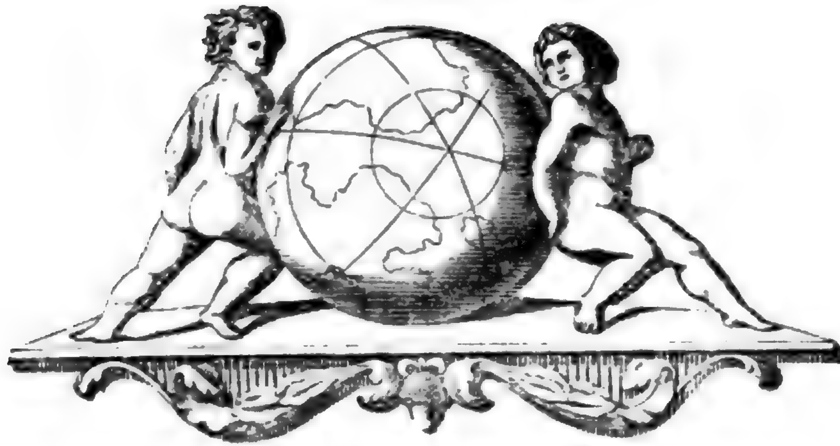
Es frägt sich nur, ob beziehungsweise diese Strafe nicht zu scharf sey? Wenn sie es ist, so liegt der Fehler nur in der Anwendung in Bezug auf Personen und Zeit. Man sollte nicht eine allgemeine Strafe daraus machen, nicht jeden zur gleichen Einsamkeit verdammen, sondern dabei billig unterscheiden, und ferner sollte man die Zeit nach Umständen abkürzen. Es gehört überhaupt zu den großen Vorzügen der pennsylvanischen Methode, daß sie das Resultat einer gründlichen Besserung in weit kürzerer Zeit erreicht, als jede andere Methode. Es käme also nur darauf an, die ganze Strenge der Strafe den fühlen zu lassen, der es nöthig hat, sie aber zu mildern, sobald der Zweck erreicht ist.

2) Erbauungsbuch für Gefangene in Strafanstalten, von Dr. J. N. Müller. Zwei Bände. Freiburg im Breisgau, Herder, 1833.

3) Lorenz oder die Gefangenen. Ein Lesebuch für Gefangene. Eine von dem Verein für Verbesserung der Gefangenen in Paris gekrönte Preisschrift, von Demselben. Daselbst.

Eine Art von Stunden der Andacht für Gefangene, mit Erzählungen durchflochten, ähnlich der unter dem Titel „Lorenz" besonders abgedruckten, in Pestalozzi's populärer Manier. Natürlich bezieht sich darin fast alles auf Gefangene, deren Bedürfnisse, deren Zustände. Es wird ihnen Trost gegeben, es werden ihnen Lehren ertheilt, und der Hauptzweck des Buchs ist, sie auf eine würdige Weise auf den Wiedereintritt ins bürgerliche Leben vorzubereiten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 94. Montag, 18. September 1837.

Schriften über die Juden.

3) Klagen eines Juden. Mannheim, Hoff, 1837.

Der jüdische Stamm ist zerstreut, dem heimischen Boden entrissen, einer jahrtausendlangen blutigen Verfolgung kaum entgangen und immer noch verachtet und gehöhnt von allen andern Völkern. Welches Volk hätte den Becher der Wermuth so tief geleert! Auch der einzelne Jude, mag er noch so reich seyn, entgeht nie völlig dem Hohn, der seinen Stamm verfolgt, und die sich egoistisch von Ihresgleichen loszureißen versuchen, ihre Abstammung verläugnen, sich gleichsam unter den Christen verstecken, sind keineswegs die, welche die Verachtung am wenigsten trifft. Glücklich ist unter solchen Bedingungen nur die geborene Knechtsseele, die sich Alles gefallen läßt und sich mit der Freude eines gelungenen Profits, oder einer heimlichen kleinen Rache tröstet. Jeder Jude von Ehrgefühl muß den Fluch seines Stammes schwer empfinden, und wenn nicht jeder zu der hohen Weisheit und innern Ruhe eines Nathan oder Mendelssohn gelangt, wenn das Gefühl, sich um der bloßen Geburt willen verachtet zu sehen, herzfressenden giftigen Haß erzeugt, wie es bei Börne der Fall war, oder jene bubenhafte Erfrechung, mit der Heine die deutsche Literatur befleckt hat, so darf man sich nicht darüber wundern. Es ist nicht unnatürlich. Dieselbe Ursache bringt hier nur verschiedene Wirkungen hervor. Die Verachtung muß in edeln Gemüthern eine Resignation erzeugen, die sie fähig macht wahrhaft heiliger Erhebungen; in gemeinen, niedrigen Naturen aber muß sie zu Extravaganzen führen, wie wir sie in der von Heine vorgeschlagenen Emancipation des Fleisches, Verhöhnung aller Moral und Abschaffung jeder geistigen Religion haben kennen lernen. Wo man dem Menschen sein Menschenrecht nicht gönnen will, wird er sich dem Engel nähern oder der Bestie.

Die Klagen, die uns hier vorliegen, gehören jener höhern Erhebung an. Der Verfasser bekennt sich unverholen zum orthodoxen Judenthum. „Ich meine das Judenthum in seinen unantastbaren Lehren und Ceremonien, wie sie geoffenbart und gesezt wurden von Gott und erweitert von den Propheten und Rabbinern. Ich meine dasjenige Judenthum, welches, weil es auf einem ewigen Felsen gebaut ist, den Stürmen der Menschen und der Zeit getrozt hat, welches, zum Heil und zur Erlösung der Welt, für die andern Völker der Erde durch Offenbarung sich in die christliche Religion gewandelt hat und welches, nach dem unerforschlichen Willen Gottes, in aller Gebundenheit bei den Juden verbleiben soll, bis der Befehl und die Gnade des Herren die Fesseln bricht. — Von diesem Judenthume rede ich,

und ihm weise ich eine Stellung für die Gegenwart, ein Gewicht für die Zukunft an; von ihm glaube ich, daß eine Erfüllung und Erlösung seiner harrt. Was sich aber in neuester Zeit als ein Gemisch von Liberalismus, Freigeisterei und ästhetischer Narrheit constituirt hat, betrachte ich als eine ephemere Erscheinung, die nur in Erwähnung kommt, wenn man die Krankengeschichte der Zeit erörtert. Ich kenne keinen herberen Gegensatz als die Kraft und den schöpferischen Tiefsinn des alten Judenthums und die alberne Wirthschaft wie die Gesinnungslosigkeit seiner neuen Versuche. Darum habe ich niemals begriffen, wie diejenigen, deren Vorfahren, durch Hülfe des heiligen Geistes, die Bibel geschrieben, sich mit solch nichtsnutzigem Quark und bodenlosem Kram befassen mögen."

Ueber die Klagen selbst zeichnet sich folgende aus, die zugleich geeignet seyn wird, unsern Lesern von dem Darstellungstalent des Verfassers einen klaren Begriff zu geben: „O wüßtet Ihr, wie weh' und bang dem Juden das Herz pocht, wie seine Seele sich grämt und härmt; so manches Bittre, so manche Qual wär ihm erspart. Und wüßtet ihr, wie schmerzempfänglich unser Sinn, wie angstvoll unser Gemüth, so manches Leid, so manche Pein blieb ungeschehen. — Was hilft der Weisen Wort, wenn innerlich im Gewissen des Volkes die Verachtung wühlt und der Hohn? Was fruchtet des Jahrhunderts Fortschritt und seine Gleißnerei, wenn die Gewandten und Mächtigen mit giftiger Arglist den Funken zur Flamme schüren. — Ein Wort will ich Euch sagen; ein kurzes, rasches Wort. Seht her: da ist des Juden Fleisch, des Juden Blut. Ganz wie das Eure; so reizbar, so heiß, so purpurroth. Warum bohrt Ihr Nadeln in dieses Fleisch, warum bedenkt Ihr nicht: das quält, das peinigt! Da ist des Juden Seele. Ganz wie die Eure; so gottverbunden, so himmlischen Ursprungs und Anspruchs, so empfindungsvoll. Warum ängstiget Ihr diese Seele durch Schmach und Verachtung, warum sprechet Ihr nicht: das drückt, das macht bange. Da sind des Juden Kinder. Ganz wie die Euren; so harmlos, so lieb, so lebensberechtigt. Warum ächtet Ihr diese Kinder und raubet ihnen die Zukunft; warum erwäget Ihr nicht: das trifft die Unschuldvollen, die Kleinen. Da ist des Juden Treue für seinen Glauben, für die Sitten der Väter. Ganz wie die Eure; so heldensinnig, so todesmuthig und so tapfer. Warum verfolgt Ihr diese Treue, warum überlegt Ihr nicht: das ist des Mannes Würde und seine Ehre. — In die Häuser will ich Euch führen, in die Familienkreise. Ganz wie die Euren; dieselbe Ordnung, dasselbe Band, dieselbe Liebe. Der Sohn ist die Stütze des Vaters und die Tochter ist die Freude der Mutter. Wenn Ihr den Sohn wegstoßt, fällt der hülflose Vater; und wenn Ihr auf die Tochter mit Fingern weiset, da weint die Mutter. Unsere Thränen fließen so naß wie die Euren, und unser Gram nagt an der Seele wie bei Euch. Unser Gefühl glüht so heiß wie das Eure, und der Schmerz thut uns so wehe wie Euch. Unsere Gräber sind gleich tief, und wir harren Alle des jüngsten Tages. — Wir sind nicht würdig, in dem Rathe der Weisen und Mächtigen zu sitzen, und es gelüstet uns nicht, Theil zu nehmen an dem Gericht über Völkerwohl und Völkerblut. Thoren haben solches Verlangen gestellt, Thoren mit hochmüthigem, flachen Sinn. Wir bitten um Nothwendiges, wir flehen um Dürftiges. — Löschet die Verachtung und den Haß aus Eurem Gemüth und mißgönnt uns nicht das Grab und das Brod in der Fremde. Quält und drückt nicht unsere unsterbliche Seele und machet sie nicht trostlos und machet sie nicht feig. Beschimpfet und schändet nicht unsern heiligen Glauben und erzählt dem Volk von ihm keine grimmigen Mährchen, welche für künftigen Mord und künftige Scheiterhaufen die Saat ausstreuen. Wenn Eure Welt durch christlichen Frevel in Staub und Asche zu versinken beginnt, so wälzet nicht die Schuld auf uns, und sprechet nicht, wir hätten den Brunnen vergiftet, welcher des Lebens Quell in sich birgt."

Dann über das allgemeine Weltschicksal klagt der Sänger sehr schön: „Wem gilt das dunkle Grabgeläute, und von wannen weht der Leichen-Odem? Wer ist der große Todte, den man seit Jahrzehnden will bestatten? Wie heißt sein Name, sein Geschlecht? — Thoren glaubten einst: man werde die Könige begraben; aber die Könige blühen und leben. Und wenn einst der Wandrer spricht: hier ruhen die Könige, so wird er sagen: Europa wurde durch diese Gräber selber zum Grab, und der Welttheil ist der Könige Mausoleum. — Will man den Glauben begraben und die Kirche? Seit wann begraben Menschen die Unsterblichen! Ehe versinkt Europa in das Meer, eh' eine Säule, eine Lehre wankt vom Kreuz und von der Kirche. Denn was gewurzelt ist in der Erden tiefstem Schacht und hoch hinauf bis zu den Sternen reicht mit ewiger Krone: das überragt den irdischen Willen und die That. Und wenn der Wahn die Kirch' und ihren Bau wollte betten in die Gruft; — die Gruft würde Licht und Leben, und die Welt wär' eine Nacht und ein Grab. — So gilt der Leichenprunk der Freiheit, die sie versenken wollen in den unnahbaren Grund. Kann man begraben, was noch nicht geboren ward, was keimend sprießt, was allenthalben blüht? O glaubet nicht dem unheilvollen Trug! Des Frühlings Blumenpracht zertrat schon mancher Uebermuth; doch wer erdrückt des Frühlings Drang und seine Regung? — Es wehet ein Verwesungshauch durch diese Welt, und Grabgeläute tönet

ringsumher. Wer ist der große Todte, den man seit Jahrzehnden will bestatten? Wie heißt sein Name, sein Geschlecht? — Das eben ist Europas Leid, sein Wehe und sein Gram. Die Särge hört es zimmern, die Leichentücher sieht es weben, ein großes Grab wird gegraben, und die Glocken tönen dumpf. Aber Niemand schaut den todten, Niemand kennet seinen Namen. — Und weil Jeder Banges ahnet und den Wurm fühlt in dem Herzen, und weil Jeder also saget: gilt nicht dir und deiner Liebe dieses Grab und dieser Sarg — ist der Glanz gewichen aus dem Leben, und ein Trauerflor umhüllt die schwermuthsvolle Zeit. — Aber einen Spruch möcht' ich weithin tönend rufen in die todestrunkne Welt: Als man die marmornen Götter begrub, da war geoffenbart der neue Gott und der neue Geist. Wenn Ihr aber den alten Gott begraben habt, wo ist gefunden der neue Gott und das neue Leben?"

4) Braminen und Rabbiner, oder: Indien das Stammland der Hebräer und ihrer Fabeln. Eine Beweisführung für Bibel-Exegeten und Geschichtsforscher von F. Nork. Meissen, Gödsche, 1836.

Herr Nork tritt als ein jüdischer Dr. Strauß auf; d. h., er löst das alte Testament eben so in Mythen auf, wie Strauß das neue, und weist den Juden nach, daß ihr Judenthum eine eben solche Fiktion sey, wie Strauß den Christen bewiesen hat, daß das Christenthum eine sey.

Er sagt im Wesentlichen folgendes: Die Hebräer sind Stammverwandte der Aegypter, afrikanische Aethiopier, als solche aber aus Asien eingewandert und zwar aus Indien, sie haben in Sprache, Glauben, Verfassung und Sitten das Indische bewahrt, ihre Rabbinen sind Braminen, ihre Tradition ist indische Mythe. Das alte Testament sagt zwar, die Juden stammten von Chaldäa her, allein das ist eine Lüge, das ganze alte Testament ist erst später gemacht, eine absichtliche Erdichtung, ein Pfaffenbetrug, eine künstliche Entstellung der jüdischen Vorgeschichte, worin gleichwohl noch die alten indischen Mythen und Erinnerungen wieder zu erkennen sind. Warum aber wurde dieser Betrug veranstaltet? Antwort: um die Chaldäer zu bestechen, die damals, zur Zeit des jüdischen Exils (in welchem die Bücher Mosis erst geschmiedet wurden) das mächtigste Volk waren, um sie für die Juden als Stammverwandte zu interessiren, mit einem Wort, aus Eigennutz, um einen Profit zu machen.

Wir meinen es zu gut mit den Juden, als daß wir uns der schadenfrohen Laune hingeben möchten, mit welcher wahrscheinlich mancher Leser diese Entdeckung als eine schmähliche Selbstentehrung der Juden begrüßen wird. In der That, was kann ein Jude von seinem Stamme Schimpflicheres sagen, als daß er sich eine Religion um des Profits willen fabricirt habe?

Man braucht kein Rabbi zu seyn, man braucht nur das alte Testament aufmerksam und mit unbefangenem Sinn gelesen zu haben, so wird man gefunden haben, daß uns darin eine erhabene Einfalt entgegentritt, die das vollkommenste Gegentheil indischer und jeder Mythologie ist, schon der Form nach. In dieser Einfalt aber waltet die Lehre vom unsichtbaren Gott so ausschließlich und energisch vor, und diese Lehre unterscheidet sich bekanntlich so scharf von jeder andern Religion des Alterthums, daß es zu jeder andern Zeit für unglaublich würde gehalten worden seyn und nur durch die unserm Jahrzehend eigne, alles versuchende Dreistigkeit zu erklären ist, wenn gesagt wird, diese mosaische Lehre sey ein auf den Profit gefertigtes Fabrikat der Rabbinen im Exil.

Es wäre wohl zu wünschen, daß die Gelehrsamkeit des Verfassers, wenn sie in den Beiwerken und Nebendingen des Mosaismus indischen Erinnerungen nachspürte, zugleich die Eigenthümlichkeit in der Hauptsache desselben festgehalten hätte. Beides kann sehr gut neben einander bestehen. Ist nicht auch viel Persisches, Vorderasiatisches, Griechisches, Deutsches und Nordisches mit dem Altindischen verwandt und hat dennoch eine ganz besondere Eigenthümlichkeit ausgebildet? Ist beim alten Testament nicht der Eindruck ein ganz anderer, als bei allen indischen Mythen und Systemen? Sind sie in der Hauptsache, wo sie so scharf von einander abweichen, irgend zu vergleichen, der persönlichste Monotheismus mit dem allgemeinsten Pantheismus? und sind bei diesem Contrast der Hauptsachen die Aehnlichkeiten in Nebendingen irgend von Bedeutung?

Das fleißigste und scharfsinnigste Aufspüren von Kleinigkeiten ist noch nicht das Kriterium einer tüchtigen Kritik. Die Kritik darf Wahrheiten, die ewig und unter allen Umständen wahr seyn werden, ohne daß sie in jedem einzelnen Falle dokumentirt sind, nicht ignoriren. Eine solche allgemeine Wahrheit ist z. B. der Satz, daß ein Glaube, wie der mosaische, in seiner erhabenen Einfachheit, in seiner merkwürdigen Verschiedenheit von allen andern ältern Religionen und in seiner wunderbaren Wirksamkeit und Fortdauer durch die Jahrtausende auch einen heiligen Ursprung haben muß und keinen unheiligen haben kann. Ein solcher Glaube muß aus einer tiefen Ueberzeugung, aus einem gotterfüllten Gemüth hervorgegangen seyn, und die kindliche Ehrfurcht, die er gefunden, muß auch schon seinem Urheber ingewohnt haben. Es ist ungeheuer geschmacklos, es ist noch mehr, es ist eine Sünde gegen den heiligen Geist,

in die alte ehrwürdige Geschichte eine Gemeinheit hineinzulegen, die ihr so sehr fremd ist, und von heiligen Büchern der Vorwelt, für deren reinen Ursprung der Inhalt wie die Wirkungen Beweise sind, frischweg zu sagen, sie seyen auf den Profit gemacht, von Schlauköpfen, um die Dummen zu betrügen. Diese Kritik wagt es, die Jahrtausende zu verurtheilen und sie vergißt, wie bald und mit wie viel Recht sie selbst verurtheilt werden wird. Wenn sich die Zeit von der gegenwärtigen Krise einigermaßen erholt haben wird, so dürfte es Jedermann klar werden, daß die Lüge und Gemeinheit, welche unsere jungen Kritiker in die Vorzeit eingetragen, größtentheils nur in ihnen selbst lag, und daß die Leerheit, zu welcher sie die Geschichte verdammten, indem sie alles Heilige, Erhabene und Schöne daraus hinwegkritisirten, nur die Leerheit ihres eignen Herzens gewesen ist.

Münzwesen.

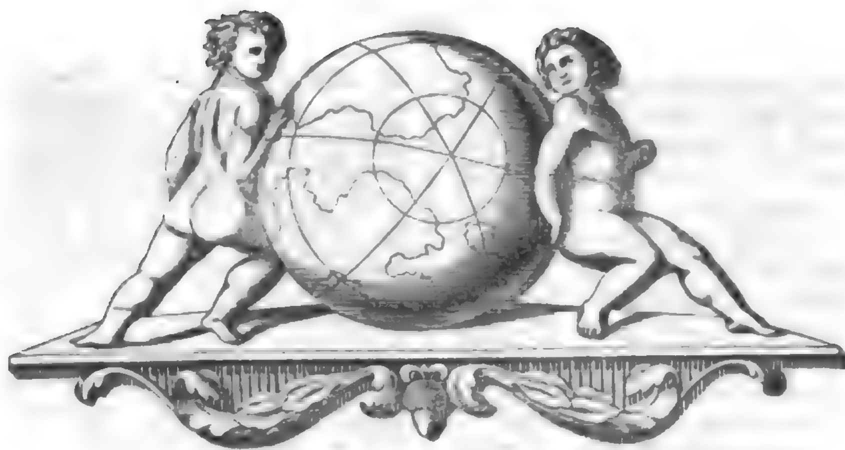
Kurzer Abriß aus der deutschen Münzgeschichte, oder historische Darstellung des mit dem Jahr 536 in Deutschland begonnenen Münzwesens bis auf unsere Zeiten. Nebst einem Vorschlag zur leichten Einführung eines allgemeinen deutschen Decimal-Münzfußes. Nördlingen, Beck, 1837.

Bei dem großen Interesse, was gegenwärtig die Regulirung des deutschen Münzwesens erregt, ist diese geschichtliche Nachweisung mit Dank anzunehmen. Man kann daraus das Entstehen des deutschen Münzwesens, seine verschiedenartigen Entwicklungen, seine mannichfaltigen Gestaltungen, seine vielerlei Veränderungen und seine fast fortwährenden Verschlechterungen, dann die nachtheiligen Folgen der zu vielen Münzberechtigten, der kraftlosen, meistens unzulänglichen Münzgesetze, der landesverderblichen Kipper- und Wipperei, des leider in der That jezt noch nicht erloschenen Heckenmünzwesens, und der großen und unsäglichen — dem ganzen Deutschland durch die häufige Geldabschätzungen zugegangenen Beschädigungen und Prellungen ꝛc. zur Genüge ersehen, auch sich aus dem ältern und jezigen Münzwesensstande von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Einführung eines neuen und allgemeinen deutschen Münzfußes überzeugen. Alles Unglück, alle Schande Deutschlands wirkte auf die Münzen zurück. Das vielerlei Geld haben wir der Uneinigkeit, das schlechte Geld der schlechten Verwaltung, den Verschwendungen des Hofes, den unnützen, muthwilligen, unpatriotischen Kriegen zu danken.

Der Raum mangelt uns, ins Specielle einzugehen, zumal da es sich hier von Ziffern und tabellarischen Vergleichungen handelt. Nur den besondern Vorschlag für die deutsche Münz-Vereinigung müssen wir herausheben. Das Bedürfniß ist allgemein gefühlt, und seit Begründung des Zollvereins ist der Münzverein eine beinahe unvermeidliche Consequenz geworden. Allein die Ausgleichung ist schwierig und wir fürchten, es werde zunächst noch keine radikale Maßregel durchzusetzen seyn, sondern nur eine Münze, in die als tertium comparationis die gegenwärtig gangbaren Münzen ohne Bruchtheil aufgehn. Eine solche Münze würde der Thaler zu 2 fl. 20 kr. seyn, nicht aber einer zu 2 fl. 30 kr., wie der Verf. will; denn nur der erstere würde sich auf den preußischen Münzfuß bequem reduciren lassen, sofern er 1⅓ preuß. Thaler beträgt. Wie der vom Verf. vorgeschlagene Curentthaler mit dem preuß. Fuß vereinbar, oder wie dem preußischen Staate zuzumuthen wäre, sein ganzes Münzsystem urplötzlich zu ändern, sehn wir nicht ein, die wir in der Zeit der langsamen Uebergänge und nicht der raschen Verwandlung leben.

Interessant ist folgende historische Notiz: „Oesterreich und Bayern sezten zuerst vermöge einer unterm 21. Sept. 1753 abgeschlossenen Convention fest, daß die Mark feines Silber nach jetzigem Münzsysteme zu 20 fl. ausgebracht werden solle, welcher Vertrag deßwegen merkwürdig ist, weil daraus der Conventionsfuß entstanden ist. Denn schon im darausgefolgten Jahr 1754 wurde der 20 fl. Fuß (aus 10 gegenwärtigen ganzen oder 20 halben Conventionsthalern bestehend) allgemein vom Reichstage unter dem Namen des Conventionsfußes als Reichsmünzfuß angenommen. — Die Kreise und Reichsmünzstände traten diesem Münzbeschlusse theils mit vollem, theils mit halbem Ernste auch allmählich bei, jedoch mit Ausnahme von Churbraunschweig oder Hannover, welches sich den Leipziger 18 fl. oder sogenannten Hannöverischen, erst seit wenigen Jahren erloschenen Kassefuß reservirte, und von Churbrandenburg (Preußen), welches den sogenannten Graumännischen oder 21 fl. Fuß beibehielt, nach welchem es im Jahr 1764 seinen ganzen Münzstock abermals umprägen ließ. — Durch diese Ausnahme von Hannover und Preußen, durch den Umstand, daß in Sachsen, wenn gleich mit gewisser Beibehaltung des 20 fl. Fußes, nach Reichsthalern, Groschen und Pfennigen gemünzt und gerechnet wird, und durch den während des siebenjährigen Krieges in den vier südlichen Reichskreisen entstandenen 24 fl. Fuß — kraft dessen zum Gelde ⅔ Silber und ⅓ Kupfer (10⅔ löthig) genommen, bei Scheidemünzen jezt gar aber die Mark 8 löthig mit ½ Kupferzusaz ausgeprägt wird — hat alle gewünschte und im Jahr 1754 erwartete Einheit und Gleichförmigkeit aufgehört."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 95. Mittwoch, 20. September 1837.

Schriften über die Juden.

5) Geist des Judenthums. Aus dem Englischen (des d'Israeli, Vater). Stuttgart, Liesching, 1836.

Ein scharfer Geist secirt hier die noch lebendige Mumie. Er klagt nicht, aber er beklagt die Juden, und er findet die **Duldung**, die sie jezt erfahren, nicht viel weniger grausam, als die ehemalige Verfolgung: „Diese zersplitterten Horden haben das Elend der Duldung wie der Verfolgung erfahren: Duldung trägt die Waffen des Hohns und gewährt nichts als ein schmachvolles Daseyn, Verfolgung führt einen Vertilgungskrieg und schlachtet ihre Opfer. Gebrandmarkt oder proscribirt, ihr bloßer Name hat einen sprichwörtlichen Haß auf sie vererbt, und noch immer schmachten sie unter dem Fluche, den der unsterbliche Gesetzgeber über sie aussprach, sie sollen ein Scheusal und ein Sprichwort und Spott seyn unter allen Völkern, da sie der Herr hintreiben würde."

D'Israeli erklärt, daß das alte Judenthum incorrigibel sey, und er citirt die alten Wächter des Gesetzes, die gleich dem fanatischen Cardoso sagen: „Wir sind abgeschieden nicht bloß in unsern Wohnungen, sondern in der ganzen Lebensweise, ein Beweis nicht sowohl von der Verachtung der andern Nationen, als von der besondern Vorsehung Gottes, die uns für immer von ihnen schied und vor ihren Lastern bewahrte, die wir so leicht angenommen und die Klage Gottes über Ephraim auf uns gezogen hätten, wenn er sagt: „Ephraim menget sich unter die Völker, Ephraim ist wie ein Kuchen, den Niemand umwendet," das heißt, halb ein Jude, halb ein Heide, halb roh und halb gebacken."

Das ist sehr wahr, allein es kann uns Christen nicht hindern, ihnen die Theilnahme an unsern Rechten und Pflichten im Staate anzubieten. Das Judenthum hat die Probe der Unterdrückung bestanden; wir dürfen es nicht hindern, wenn es jezt auf die der Freiheit gestellt wird.

Das lehrreichste in dem kleinen Werke des Herrn d'Israeli ist die schöne Auseinandersetzung der innern Spaltung unter den Juden, sofern dieselben genau eben so wie die Christen streiten, ob das Gesetz von Gott unmittelbar offenbart oder Menschensatzung sey. „Die Inspiration der Schrift ist eine Streitfrage der Theologen geworden; sie hat in der neueren jüdischen Geschichte zu einer sehr bedeutenden Trennung geführt und zwei Parteien hervorgerufen, zwischen denen es vielleicht keine Vermittlung gibt. Ist der Pentateuch das Gesetz Gottes oder des Moses? Cardoso, der feurige Hebräer, vertritt das Dogma des Judenthums: „Er heißt das

Gesetz des Moses, nicht als ob Moses ein Wort, einen Buchstaben von sich dazu gethan hätte, denn alles von Anfang bis Ende ist vom göttlichen Geiste dictirt, sondern er heißt so zu Ehren des Gesandten oder vielmehr des Secretairs der göttlichen Majestät.“ Diejenigen, welche den Zauberkreis, wo die Lebendigen in regungslose Statuen verwandelt sind, zu durchbrechen und sich den widrigen Zeitumständen zu bequemen suchten, — welche das Gesetz nur für das Werk des hebräischen Gesetzgebers und daher einer Umgestaltung fähig hielten, sind immer wieder in den Bann der Orthodoxie zurückgedrängt worden durch die überwältigende Majorität der rabbinischen Juden, der excommunicirenden Pharisäer des Neuen Testaments. Dies war auf überraschende Weise der Fall bei dem Pariser Sanhedrin, den Napoleons kaiserlicher Genius in unsern Tagen zusammenrief. Das Gesetz des Moses wurde das Schlagwort der revolutionären Juden, der „Menschen dieser Zeit,“ der „Ephraimiten,“ die, wie wir gesehen haben, Halbgebackne, halb Christen, halb Juden sind, denen darum zu thun ist, der vorgehaltenen Verbesserung im Staatskörper theilhaftig zu werden und in Brüderschaft mit der Menschheit zu treten. Ein orthodoxes Mitglied erhob sich ernsthaft und rief, er sey verwundert über den beständigen Gebrauch dieses vagen Ausdruckes; der eigentliche heiße „das Gesetz Gottes, denn Gott,“ fügte er hinzu, „ist unser Gesetzgeber!“ Einer von den Neuerern entgegnete: „Meine Eltern waren so orthodox, als der lezte Redner möglicherweise seyn kann, aber ich erinnere mich sehr wohl, daß ich sie immer habe sagen hören: Thora Mose, das Gesetz des Moses.“ Die Rabbinen ergriffen jedoch eifrig die Partie des orthodoxen Hebräers. Ein Vermittler erhob sich und bemerkte, unter dem Gesetz des Moses verstehe man immer das Gesetz Gottes, das den Juden durch Moses überliefert sey. Diese Interpretation beschloß man zur Ausgleichung der Gegensätze in das Sitzungsprotokoll aufzunehmen. Es ist nicht zu verwundern, daß der Pariser Sanhedrin nicht nur eine Verhöhnung war, sondern daß auch diese Verhöhnung ihrem Urheber fehlschlug. Auch der Despotismus wird schwach wie ein Kind, wenn der Himmel selbst seinen Planen eine unübersteigliche Schranke in den Weg zu legen scheint und eine Gesinnung ihm entgegentritt, so steinern wie die Gesetze, denen sie unterworfen ist.“

Hierauf sezt der Verfasser noch weiter auseinander, wie sich auf das alte Testament die Mischna, auf diese die Gemara gebaut habe, welche alle unter dem gemeinsamen Namen des Talmud begriffen werden. „Das mosaische Gesetz ist in der That nicht das Gesetz der Juden. Zwei menschliche Gesetzbücher sind neben dem göttlichen aufgekommen und haben es unterdrückt; das eine entsprang aus dem Betrug, das Gesetz der Traditionen, das andere aus der Tyrannei, das der Gewohnheit. — Zwölf Foliobände des babylonischen Talmud, oder „der Glaubenslehre“ bilden dieses monströse Denkmal in der intellektuellen Geschichte der Menschheit. Erbaut mit der ganzen Macht und Feinheit, aber auch dem ganzen Mißbrauch des menschlichen Verstandes, und gegründet auf die Schwächen unserer Natur, hat ein System von Aberglauben die Hebräer in eine Masse Ritualgesetze, kasuistischer Glossen und willkürlicher Entscheidungen gestürzt, welchen ihr späteres Nachbild, das Gebäude des Papstthums, kaum an die Seite reicht. — Das religiöse Judenthum der Theokratie artete, durch fabelhafte Traditionen und despotische Gebräuche, ins rabbinische Judenthum aus. Dictatoren der menschlichen Intelligenz, wie ihre Nachfolger, die Pappisten, versuchten die Rabbinen eine Aftertheokratie, das Werk ihrer Erfindung, aufzurichten. Ein Geschlecht von träumenden Schulmännern schwärzte eine eingestandene Sammlung bloß menschlicher Aussprüche zwischen die göttlichen Wahrheiten und heiligen Pflichten ein.“ Die Darstellung der rabbinischen Scholastik ist klar, doch vielleicht etwas zu kurz, da sie als das non plus ultra von Spitzfindigkeit gewiß höchst eigenthümlich und merkwürdig und immer noch zu wenig gekannt ist. Hier nur eine Anekdote, die einen kleinen Begriff davon gibt. „Ein jüdischer Gentleman, wohlbekannt in der wissenschaftlichen Welt und ein Liebhaber der alten Ritter-Romane, hatte oft in den Beschreibungen des köstlichen „Pfauenmahls“ geschwelgt, das in den Romances of Chivalry eine so große Rolle spielte. In einer begeisterten Stunde hatte er einen Pfau getödtet: die Haut war mit Sorgfalt ganz abgezogen worden, und als der Vogel gebraten und mit aromatischen Gewürzen gefüllt war, wurde er wieder genau in die Haut gesteckt und mit seinem prächtigen Schweif aufgetragen. Auf einmal aber kam dem Romantiker ein religiöser Skrupel, der Dämon Treffo könnte auf dem Pfau sitzen und das Fleisch eine verbotene Speise seyn. Er brachte den herrlichen Vogel seinem Nachbar, dem Oberrabbinen, zur Untersuchung und erzählte ihm die Sache. Der Rabbine betrachtete abwechselnd den Gentleman und den Pfau, endlich that er den Orakelspruch! Zuerst bemerkte er feierlich, es gebe Dinge von zweifelhafter Natur, worunter auch das Essen von Pfauen gehöre. Er „opponire,“ dieser Vogel gehöre unter die verbotenen Speisen. „Sey dem so!“ rief der romantische Ritualist; „es war die Phantasie eines Augenblicks und ich habe nur einen schönen Vogel verloren, das Gesetz habe ich nicht übertreten. Da er nun einmal todt ist, will ich ihn als ein seltsames Essen meinem Nachbar senden, dem als Christen kein so schwieriges Ritual im Wege steht, wie

das unsrige. Er mag an der Pfauenspeise Theil nehmen.“ — „Ich würde allenfalls selbst darum bitten,“ sagte der Rabbine. — „Zu welchem Zwecke?“ fragte der Ritualist. — „Um sie zu essen,“ versezte der Magister sententiarum. — „Wie? wenn sie mir verboten ist — Sie begreifen die Consequenz?“ — Der Rabbine heftete die Augen auf den Ritualisten, reckte seinen Finger empor, wie wir im Schreiben ein Ausrufungszeichen machen, um den Leser (hier den Hörer) vorzubereiten auf die ausgezeichnete Weisheit, die da kommen soll, und mit einem emphatischen Distinguo! opinirte der Opinionist also: „Pfauenessen gehört, wie ich Ihnen gesagt habe, unter die zweifelhaften Dinge. Dieser Rabbine ist dieser Meinung, ein anderer einer andern. Sie haben mich nach meiner Ansicht als Ihren Rabbinen gefragt, und sind verpflichtet, sich darnach zu halten. Ich urtheile, daß der Pfau nicht gegessen werden dürfe. Mein Vater war der entgegengesezten Ansicht, daher darf ich ihn essen, weil ich nach meines Vaters Ansicht handle. Ich nehme ihn an und darf Sie leider nicht bitten, es mit mir zu halten.“

Schließlich wünscht d'Israeli, die Juden möchten ein für allemal den Entschluß fassen, ihr veraltetes Judenthum abzuthun. Er sagt ihnen, ihr Talmud sey ja sonnenklar nur Machwerk von Sophisten und einseitigen aristokratischen Rabbinern; wenn man sich einem Gesetz unterwerfe, müsse es doch ein vernünftiges seyn ꝛc.: „Ich möchte die Juden dringend bitten, endlich einmal ihre Jugend als ein junges Europa, und nicht mehr als ein junges Palästina zu erziehen. Sie sollten ihren Talmud auf das oberste Bücherbrett stellen, wo man ihn als eine interessante Antiquität, aber nicht als Handbuch der Erziehung zu Rathe ziehen mag. Manche zwar aus den höhern Klassen haben versucht, ihre Kinder in christlichen Schulen erziehen zu lassen, denn sie haben keine andern; aber der Conflict der elterlichen Gefühle, ihrer gesunden Vernunft mit den verwerfenden Aussprüchen des Talmud, die christlichen Speisen, die Versäumniß der Ceremonien haben auch die Aufgeklärten abgeschreckt. Die bürgerliche und politische Verschmelzung der Juden mit ihren Mitbürgern muß mit der Verwerfung jedes antisocialen Princips beginnen: sie sollen sich nur trennen, um zur Kirche, zur Synagoge zu eilen. Der Hebräer, der sich seines unveränderlichen Gesetzes rühmt, hat noch zu lernen, daß eine weise Gesetzgebung sich der Zeit und den Bedürfnissen des Volkes bequemt und Gesetze ausgibt oder aufhebt, wie die Constellation es verlangt. Der Hauptzweck der Gesetze ist nicht ihre Beobachtung, sondern das Wohl des Volks. Salus populi suprema lex. Mögen sie gedenken, daß ihr großer Ahnherr, Judas Makkabäus, am Sabbathtage focht, „denn,“ sagt er, „es ist nicht mehr, wie es zuvor bei uns war.“ Die Juden von ihrem Aberglauben frei zu machen, mag nicht die kleinste Schwierigkeit bei ihrer Bekehrung seyn. Der gleichmäßige Genuß der bürgerlichen Rechte wird weder den Geist des Judenthums, noch den Geist des Christenthums gefährden.“

6) Der staatspapierende Milchjude, oder Leben und Treiben der Vornehmen in Israel. Ein Zeitbild vom Verfasser des jüdischen Gilblas. Meissen, Gödsche, 1836.

Will ein Jude als Baron, mit dem Kreuz im Knopfloch, oder gar als Romantiker auftreten, so rümpft man noch weit mehr die Nase über ihn, als wenn er Jude bleibt. Ein ästhetischer Jude, sagt Jassoir in Welt und Zeit, komme ihm vor, wie ein überzuckerter Schafkäse. Aber auch, wenn er nur Mensch unter Menschen seyn und sich durch keinerlei Affectation auszeichnen will, kann er dem Hohn kaum entgehn. In Bischofs kriminalistischem Journal findet man den höchst tragischen Proceß eines Juden, der die Verachtung seines Volks nicht ertragen konnte, in ein fremdes Land ging, sich unter die Christen mischte, durch nichts den Juden verrieth und eben in den angenehmsten und ehrenvollsten Verhältnissen ein christliches Fräulein heirathen wollte, als ein Schacherjude, der ihn von seiner Jugend her kannte, ihn compromittirte, wovon die Folge war, daß die Ehe unterblieb, daß er statt der vorigen Achtung und Liebe Hohn und Verachtung fand und in Verzweiflung den Urheber seines Unglücks, den Schacherjuden, ermordete. Eine wahre Geschichte, ähnlich der kürzlich, wenn wir nicht irren, in Mainz vorgefallenen, wo ein junger jüdischer Handwerksgesell einen christlichen Kammeraden, der ihn wegen seines Judenthums verspottete, umbrachte.

Sitten und Manieren ändern sich nicht so leicht, der Uebergang bedarf Zeit. So gewiß aber die Juden zu des Moses und Makkabäus Zeiten mehr Würde im Aeußern gezeigt haben, so gewiß die Juden in Polen heute noch mehr Anstand bewahren, als die alt- und neumodischen Judenkarrikaturen in Deutschland, so gewiß wird diese Verzerrung sich allmählich verlieren. Wenn die Karrikatur den Ausdruck der Unverschämtheit annimmt, sey es auf der Börse oder in der Literatur, so ist es billig und zweckmäßig, sie zu verspotten; außerdem aber ist es nur rohe Grausamkeit, wenn die Mehrheit an der armen Minderheit ihren Witz übt und Eigenheiten verhöhnt, die oft nur Folgen von physischer und geistiger Verwahrlosung und einer Sorglosigkeit sind, die da entsteht, wo man sich um eine Ehre, die man doch nicht zu erringen hoffen darf, auch gar keine Mühe mehr gibt.

Die literarische Speculation auf Verspottung der Juden ist übrigens verwerflich. Die Hundt-Radowskis ꝛc., die eine Art Gewerbe daraus gemacht haben, stehen nicht höher als Heine, der umgekehrt ein Gewerbe daraus gemacht hat, das Christenthum zu verspotten, denn wenn auch das Judenthum unendlich mehr Stoff zur Satire darbietet, so soll man doch eben deßhalb um so schonender gegen seine Anhänger verfahren; und wenn es auch eine Frechheit ohne Gleichen ist, vom Christenthum so zu reden, wie Heine thut, so scheint es doch insofern ganz unbedeutend, weil der Gegenstand zu heilig und unantastbar ist, um durch einen solchen Spötter mehr Schaden zu erleiden, wie etwa eine Kirche von Marmor durch die unreinliche Fliege, die sich auf eine ihrer Säulen sezt.

Geschichte.

Lehrbuch der Universalgeschichte zum Gebrauche der höhern Unterrichtsanstalten, von Dr. Heinrich Leo. Erster Band: die Einleitung und die alte Geschichte. Zweiter Band: das Mittelalter. Halle, Anton, 1835, 1836.

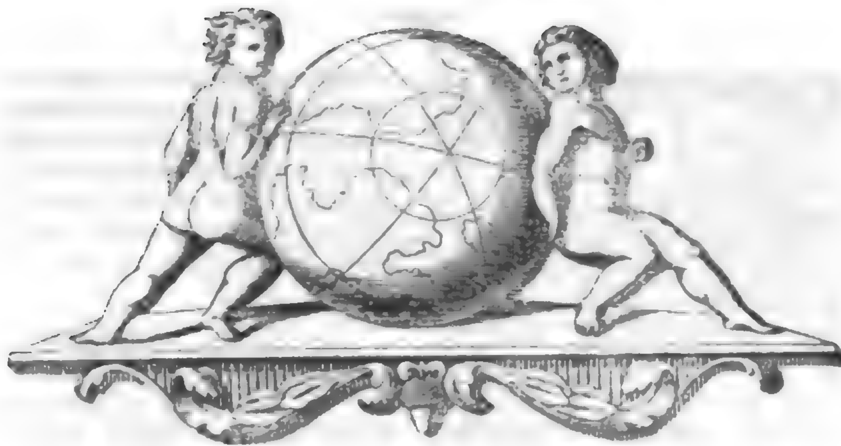
Unter den vielen Handbüchern der allgemeinen Geschichte, die immer mehr sich häufen, verdient dieses eine besondere Auszeichnung, weil es den unermeßlichen Stoff auf eine ungemein klare Weise angeordnet, überall nur die entscheidenden Momente hervorgehoben und doch dem Leser bei jeder passenden Gelegenheit zugleich den Blick in die unendliche Perspective der Specialitäten wenigstens vorübergehend eröffnet hat.

Das Verfahren des Herrn Leo darf kühn genannt werden, sofern er ganze für die Geschichte einzelner Völker wichtige Partien wegläßt, aber es ist zu billigen, da er auf diese Weise das, was für die ganze Menschheit von Interesse ist, desto klarer und reiner herausstellen kann. So springt er z. B. von der Gründung des deutschen Reichs unter Karl dem Großen fast unmittelbar zu dem Zeitalter der Kreuzzüge über und gedenkt der ganzen Periode der Ottonen kaum mit ein paar Worten. In einer Geschichte der Deutschen dürfte dies nicht stattfinden, aber in einer allgemeinen Weltgeschichte ist eine Oekonomie dieser Art zu billigen; denn hier kommt es nur darauf an, das große Charakterbild welthistorisch entscheidender Perioden zu entwerfen, und die bloß für ein oder das andere Volk interessanten Zwischenpartien fallen zu lassen, gleichsam von einem Berggipfel auf den andern fortzuschreiten und das Thal dazwischen liegen zu lassen.

Durch dieses Verfahren ist es auch allein möglich geworden, den Hauptperioden eine nähere Aufmerksamkeit zu widmen, ohne das Buch ungehörig auszudehnen. Die Weglassung aller Nebenpartien ließ dem Verfasser Raum übrig, die Hauptpartien mehr auszuarbeiten. So ist dieses kühne, feste und sichere Eingreifen in die Weltgeschichte der ängstlichen und flüchtigen Manier, alles aufzählen und nichts fallen lassen zu wollen, in der That vorzuziehn. Es ist des erhabenen Gegenstandes würdiger, die Weltgeschichte prägt sich auf diese Weise in großen Zügen ein, wird nicht verzettelt und langweilig, und der Lernende gewinnt dabei gewiß, sofern sein Interesse mehr gefesselt, sein Blick schneller orientirt wird.

Durch ein reiches und sehr gewähltes, den modernsten Forschungen aufmerksam folgendes Citiren von Specialgeschichten, in welchen einzelne Zeiträume, Länder, Völker und Männer, die in der Weltgeschichte eine Rolle spielen, näher geschildert sind, werden die Leser zugleich in den Stand gesezt, sich da, wo sie das Compendium verläßt, weiter Raths zu erholen; vergleicht man diese Citate z. B. mit denen älterer Handbücher von Schlosser, Rühs ꝛc., so erstaunt man über die ungeheuren Leistungen der neuern Geschichtsforschung in allen Richtungen. Seit zwanzig bis dreißig Jahren hat das historische Studium eine totale Umbildung erfahren; alles, was schon früher bekannt war, ist aufs Neue kritisch untersucht und unzähliches Neue ist aus bisher ungedruckten Quellen herbeigezogen worden. Wenn natürlicherweise die Stimmungen und Interessen der Zeit auch auf diese geschichtlichen Studien eingewirkt haben, wenn noch alte katholische und protestantische, und noch mehr neue servile und liberale Maaßstäbe an historische Thatsachen gelegt worden sind, die an sich unveränderlich, gleichwohl eine ganz verschiedene Darstellung haben erfahren müssen; wenn ferner die alte Polyhistorei, die ängstliche Einregistrirung auch des Unbedeutendsten und dann wieder die neue philosophische Wuth, alles Erfahrungsmäßige unter die Herrschaft einer Idee zu bringen und die Weltgeschichte im real-idealen Gegensatze zu identificiren oder nach Hegel a priori zu beweisen ꝛc., so läßt sich doch keineswegs verkennen, daß dies nur Mängel sind, die gleichsam an der Außenseite des historischen Studiums genagt haben. In der Hauptsache hat der historische Geist nicht den theoretisirenden Geistern gedient, sondern er hat unmerklich geherrscht. Seine Macht jezt noch verkennen zu wollen, wäre thöricht. Es ist gewiß, daß die Wahrheit auf historischem Boden durch ein immer weiterschreitendes klares Orientiren und Vergleichen höchst dankbare und fruchtbare Siege erfochten hat, die ihr durch keine Scholastik wieder zu entreißen sind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 96. Freitag, 22. September 1837.

Schriften über die Juden.

7) Staatsverfassung der Israeliten, von K. D. Hüllmann. Leipzig, Brockhaus, 1834.

Eins der vielen staatsrechtsgeschichtlichen Werke, die aus der Feder des würdigen Verfassers geflossen sind. Seine Gelehrsamkeit und sein geübter Blick in diesem Fach erfreuen sich allgemeiner Anerkennung.

Hüllmann verfährt historisch. Er sucht als das Aelteste, was in der kunstreichen altjüdischen Staatsverfassung erkennbar ist, eine patriarchalische Heptarchie nachzuweisen, d. h. die aristokratische Gewalt von sieben Patriarchen oder Stammhäuptern, die auch im Hintergrunde der spätern Verfassung immer noch wiederzuerkennen sind, und die sich nicht bloß bei den Juden, sondern auch namentlich bei den alten Persern finden. „Auf diese Sieben sind auch die Persischen (Pasargadischen) sieben Großen zu deuten, die nach Entdeckung des Betrugs der beiden Mager Patizeithes und Smerdis zusammengetreten sind, um über die Wiederbesetzung des Throns zu berathschlagen. Es liegt nicht fern, die sieben Mager, die an der Verschwörung Theil genommen hatten, ebenfalls für Patriarchen zu halten, und eben damit auch in ihrem Stamme sieben Phratrien anzunehmen. Wo dieses die Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung war, wie unter andern bei den Moabitern, deren sieben Altäre hierauf deuten, stand von den sieben Häuptern eines Stammes Einer als Erster seines Gleichen an der Spitze der Gesammtheit, war also Phylarch, wie der moabitische Balak. — Es ist ein ungezwungenes Ergebniß, daß unter den erörterten sieben Mächtigen, welche im Fortgange der Zeit von der Einbildungskraft, die an die Stelle der Sachkenntniß getreten, zu göttlichen Wesen hinaufgerückt worden, also namentlich unter den hebräischen Elohim, die urgesellschaftlichen Patriarchen zu verstehen sind. Wenn nun Abraham als „Vorsteher von Elohim," dargestellt wird, (denn das ist der Sinn der Stelle, nicht aber: „mächtiger Herr"), so ist das eine unzweideutige Hinweisung auf die Würde eines Phylarchen, oder eigentlich, wenn eine Collectivperson zu verstehen ist, auf die Stellung eines herrschaftlichen Stammes, wie der Pasargadische war."

Den Uebergang von dieser ältesten Verfassung zu einer neuen denkt sich Hüllmann in einer Verbindung mit den alten Religionssystemen (wobei wir nur beiläufig bemerken wollen, daß diese historische und politische Erklärungsweise wohl nicht die einzig richtige seyn dürfte): „Die Verfassung der obern Welt ist unter den

frühern Griechen dem politischen Muster der untern nachgebildet gewesen, dem gemäß, da unter ihnen damals fast lauter kleinere fürstliche Gebiete bestanden, der Olympus als ein Fürstenhaus vorgestellt wurde, worin Zeus mit der Hausgebieterin, mit seinen Söhnen und Töchtern, und seiner Dienerschaft, die Sache der Sterblichen verwaltete. Es schließt sich aber diese Vorstellung jenem Sagenkreise von sieben höhern Wesen an, wodurch sie den morgenländischen Ursprung verräth. Die Sage nämlich, Zeus habe der Herrschaft der Titanen ein Ende gemacht, hat wohl keinen andern Sinn, als zuvörderst diesen politischen, daß an die Stelle der heptarchischen Regierung eine monarchische getreten sey, und darauf den Religionsgeschichtlichen, daß verbündete Stämme von der Verehrung ihrer Stammgottheiten abgezogen, und zu der einzigen, einer Gesammtgottheit, angehalten worden. Sowohl griechische als hebräische Dichter und Weise haben früh schon von den mächtigen Selbstherrschern der großen morgenländischen Reiche die Idee einer allwaltenden Gottheit abgezogen, dieselbe mehr und mehr geläutert, und im Verhältniß mit der fortschreitenden Geistes-Entwicklung veredelt. — Jehova war bei den Israeliten der bekannte Name des einzigen Gottes. Eine Abkürzung des Wortes scheint Jowa gewesen zu seyn (wie unter andern Josua aus Jehoshua), wovon das lateinische Jovis. Noch enger zusammengezogene Formen sind Jao, Jaû, und das oft vorkommende hebräische Ja, unter andern in dem Ausrufe Hallelu-Ja. Weil Elohim einmal die Bezeichnung alles Göttlichen war, ist der Name auch vom Jehova gebraucht worden; allerdings aber wird dieser über jene gestellt, und davon genannt „Jehova der Elohim," d. i. Oberherr derselben."

In Bezug auf die politische Entwicklung der Juden sind diese Uebergänge alle sehr einleuchtend; nur in Bezug auf den religiösen Glauben möchten wir sehr bezweifeln, ob der Glauben an Einen Gott bloß von der Wahrnehmung asiatischer Despotien abstrahirt sey. Der Monotheismus ist überhaupt älter und ein so ursprüngliches Bedürfniß für den menschlichen Geist, daß sich wohl eher beweisen lassen wird, die Despoten des Orients sind der Gottheit nachgeahmt, als umgekehrt.

Hierauf entwickelt der Verfasser die Grundsätze der mosaischen Verfassung, der ausgebildeten Theokratie, in welcher Jehova als Landesherr und Erbherr des Volks unsichtbar durch die Leviten-Aristokratie herrscht. Die übrigen Stämme treten hier in eine noch tiefere Unterordnung zurück, daher ihre öftern Empörungen und endlich die Trennung.

Das Schätzbarste in dem vorliegenden, übrigens nur kurzen Werke, ist die klare Auseinandersetzung der so höchst eigenthümlichen Verfügungen, durch welche jene seltsame Theorie praktisch werden konnte. Unmöglich können wir uns hier in alle Richtungen dieser Praxis verbreiten, doch wird eine Ausführung im Stande seyn, den Leser einigermaßen in diesem merkwürdigen Gebiete zu orientiren.

„Der Gedanke, daß Jehova, und an dessen Stelle das Priestergeschlecht, Grundherrschaft des ganzen Bodens sey, die zwölf Laienstämme demnach aus lauter Unterlehnmannen desselben bestehen, die nicht-priesterlichen Leviten aber aus unmittelbaren Staatslehnmannen, diese der israelitischen Verfassung eigenthümliche Idee hat mehrere der wichtigsten Rechtsverhältnisse des Privatlebens durchdrungen. Auf den Besitz der Privatgüter hat sie zwar in der Wirklichkeit keinen Einfluß gehabt; denn es findet sich kein Beispiel des Anfalls eröffneter mittel- oder unmittelbarer Lehne an den (idealen) Eigenthümer, vielmehr hat die Gesetzgebung den Familien ihr Erbe durch rechtliche Einrichtungen für immer gesichert. In menschheitlicher Beziehung aber ist jene Idee von tiefer Bedeutung, indem aus ihr gesetzliche Anstalten hervorgehn, welche das Volk durch den Geist der Menschlichkeit und des Wohlwollens veredeln sollten, in welcher Hinsicht die Volksverfassung der Israeliten einzig in der Geschichte dasteht, so daß ihr nur die Tugendlehre des Christenthums zur Seite gestellt werden kann. Allen Staatsgenossen war gegenseitige brüderliche Theilnahme zur Pflicht gemacht. Denen also, über welche die Geburt den Zustand der Armuth und das Verhältniß der Dienstbarkeit verhängt hatte, sollte ihr Schicksal möglichst erleichtert werden, da der Unterschied der Stände und die Ungleichheit des Vermögens nicht in der Natur gegründet, sondern eine Folge der gesellschaftlichen Entwicklung sey. Hierauf beruhn folgende fünf, den Israeliten ausschließlich eigenthümliche, zusammen ein Ganzes ausmachende Festsetzungen.

1) „Der siebente Tag einer Tagwoche, jener seit undenklicher Zeit bürgerlich festliche Tag, sollte allen Dienenden ein Tag der Erholung und Ruhe seyn, an dem also keine Arbeit irgend einer Art verrichtet werden durfte: eine rein gesellschaftlich-menschenfreundliche Einrichtung, ohne alle Beziehung auf Religion, folglich durchaus ohne gottesdienstliche Handlungen, die ja ohnehin nur am Staatsmittelpunkte vollzogen werden sollten.

2) Das dritte und sechste Jahr einer Jahrwoche war dazu bestimmt, Wohlhabenheit und Dürftigkeit in einigem Grade auszugleichen. Da sollten alle

Grundbesitzer, nach Ablieferung des Zehnten an die zuständigen Levitenhöfe, den Beisassen und Mitbürgern, die nicht mit ländlichen Grundstücken ansässig wären, und den Wittwen und Waisen ihrer Gemeinde, Spenden gewähren, überdies auch die Leviten ihres Sprengels nochmals bedenken. Ganz unangemessen wird diese Leistung Zehent genannt, was gegen den Begriff dieser Abgabe streitet.

Hier ist der geeignete Ort zur Einschaltung einer Uebersicht der öffentlichen Leistungen vom Grunde und Boden.

a) Die Ablieferung aller Erstlinge von Früchten und Vieh an die Priesterschaft.

b) Der Zehent an die Laien-Leviten.

c) Die Bewirthung der Unbemittelten an zweien von den drei hohen Festen.

d) Die eben angeführten Spenden an eben dieselben im dritten und sechsten Jahre einer Jahrwoche.

3) Das siebente Jahr einer Jahrwoche forderte von den Landbesitzern ein noch viel weiter gehendes Opfer, wobei der Gesetzgeber mehr gute Meinung, als Einsicht, bewiesen hat. Alle Felder, Wein- und Oelberge, Obstgärten sollten unbestellt, unbesäet, unbepflanzt, ungepflegt bleiben: ein großes allgemeines Brachjahr durch das ganze Land; Gemeinschaft der Güter, wie im außergesellschaftlichen Naturstande. Nach Belieben sollte Jeder sich zueignen dürfen, was die ländlichen Grundstücke von selbst hervorbrächten. Was für Alle ein Vortheil seyn sollte, kam keinem zu Gute. Denn ohne Bearbeitung und Saat, was können die Getreidefelder, was die Wein- und Oelberge ohne Wartung, getragen haben?

4) Das siebente Jahr der Schuldhörigkeit sollte deren Ziel seyn in Ansehung aller Israeliten. Bekanntlich hat das Schuldenwesen in den gesellschaftlichen Zuständen fast aller bedeutenden Völker des Alterthums die größten Erschütterungen hervorgebracht. — Einer der widerwärtigsten Theile der ältern römischen Geschichte sind die Volksbewegungen, welche mehrmal wegen des Wuchers und der unmenschlichen Härte der patricischen Schuldherrn entstanden sind. War es zu jenem Aeußersten gekommen, daß Haus und Hof des Schuldners in das Eigenthum des Gläubigers übergegangen, wenn jener die Schuldsumme, wegen der übermäßigen, dazu geschlagenen Zinsen, nicht erschwingen konnte, so ward seine Person Eigenthum des Schuldherrn, und konnte von diesem, nach Beobachtung gewisser Gerichtsformen, als Sklave verkauft werden, doch gesetzlich nur ins Ausland. Zwar hat bei den Israeliten das Gesetz nachgegeben, wer gänzlich verarmt wäre und entblößt von allen Mitteln des Unterhalts, sollte sein Bestehn dadurch sichern dürfen, daß er sich freiwillig in Leibeigenschaft begäbe; wo er dann freilich auch als Leibeigener behandelt wurde, und wohl doppeltes Tagwerk verrichten mußte, obschon diese Härte verboten war, und er den freien Lohnarbeitern gleichgestellt seyn sollte. Ueberhaupt war jedoch dem Verhältniß ein Ziel gesezt: nur sechs volle Jahre sollte es dauern, im Laufe des siebenten aber erlöschen.

5) Das große allgemeine Wiederherstellungsjahr, oder das fünfzigste nach Ablaufe von sieben Jahrwochen hatte das Eigenthümliche, daß es jeder leibherrlichen Gewalt über Hebräer oder Hebräerinnen gesetzlich ein Ende machte."

Gewiß liegt in diesen Verfügungen eine tiefe Idee, etwas, wovon unsre Gesetzgebung ganz abstrahirt. Wir leben aus der Hand in den Mund, von einem Tage zum andern und bekümmern uns um die Zukunft nicht, außer daß wir sie schon im Voraus in Contribution setzen und unsern Kindern überlassen, 1) entweder die Zinsen der von uns contrahirten Staatsschulden zu bezahlen oder sich allen üblen Folgen eines Staatsbanquerots auszusetzen, und 2) die Ungleichheit des Privatvermögens bis zu dem Grade gedeihen zu lassen, daß der Oligarchie der Reichen durch die Reaction der Bettler ein blutiges Ende gemacht werden muß. Der weise Gesetzgeber der alten Juden sah ein, daß es darauf ankomme, Gefahren der Zukunft vorzubeugen, und daß, wenn das Aufkeimen von Unkraut in der Gesellschaft unvermeidlich sey, zu rechter Zeit allemal der Schnitter verordnet seyn müsse, seinen Ueberwuchs wegzuräumen. Mag es in jenen ältern Zeiten und im engern Kreise eines Volks auch leichter gewesen seyn, die Zukunft im Voraus zu beherrschen; so scheint es doch unserer Zeit mit ihrer höhern Bildung keineswegs unmöglich oder unangemessen zu seyn, im Sinn und Geist jener voraussichtigen ältern Gesetzgebung Verfügungen zu treffen, welche dem Auseinanderfallen der Gesellschaft in die Extreme des Reichthums und der Armuth vorbeugen würden. Jenes altmosaische Gesetz beruht nämlich auf der Berücksichtigung eines socialen Bedürfnisses, das heute noch gefühlt wird, wie damals. Dieses Bedürfniß ist: Mäßige Wohlhabenheit aller Familien (nicht ungeheurer Reichthum bei der einen und Bettelhaftigkeit bei tausend andern), möglichst persönliche Unabhängigkeit aller Familien (so daß sie nur dem Staat, nicht aber einem Feudalherrn oder einem Fabrikherrn leibeigen sind). Die alten Juden sorgten dafür, dieses natürliche Verhältniß, bei dem allein allgemeine Zufriedenheit der

Staatsangehörigen möglich ist, zu erhalten und wiederherzustellen, wenn es je gestört war. Sie duldeten nicht, daß eine freie Familie durch den Fehler eines ihrer Häupter oder durch das Unglück in eine dauernde Knechtschaft herabgedrückt werden konnte, wie dies unter uns mit verarmten Familien täglich geschieht. So wie sie gegen das Festhalten ursprünglich Freier in der Leibeigenschaft weise Gesetze gaben, so würden sie in unsrer Zeit auch gewiß Gesetze zu Gunsten der unglücklichen kleinen Handwerker gegeben haben, die durch die Concurrenz der großen Fabrikeigenthümer erst an den Bettelstab gebracht und dann aus Gnade als hörige Arbeiter wieder gefüttert werden.

In einer Zeit, wo der freie Bürgerstand in dieselbe gefährliche Lage kommt, in welcher vor tausend Jahren der freie Bauernstand sich befand, ist es der Mühe werth, die wichtige Frage der Privatabhängigkeit von allen Seiten zu beleuchten. Der Fall ist derselbe jetzt wie damals. Es gab hundert freie Bauern. Ein einziger Vasall des Königs drängte sich unter sie als adeliger Burgherr und zwang sie, ihm ihr freies Gut (Allod) zu übertragen und als Lehn (feudum oblatum) zurückzunehmen. Der zum Lehnsmann herabgedrückte Bauer wurde aber im Verlauf der Zeit durch Häufung der persönlichen Lasten zum Leibeignen herabgedrückt, und so sahen wir endlich im vorigen Jahrhundert einen reichen und gebildeten Edelmann unter hundert in Brutalität versunkenen Sklaven. Jetzt gibt es hundert freie Handwerker. Ein einziger Speculant drängt sich unter sie, treibt das Gewerb fabrikmäßig ins Große, macht wohlfeile Preise, und verdrängt jene hundert vom Markte. Sie überbieten sich an Fleiß, sie liefern bessere Waare als sonst um weit geringere Preise, sie setzen alles daran, um nur den Markt nicht verlassen zu müssen; aber es hilft ihnen alles nichts. Einem nach dem andern wird vergantet und einer nach dem andern wird dienender, persönlich abhängiger Arbeiter bei dem Fabrikherrn, gegen den er sich so verzweifelt wehrte. Von diesem erhält er pro rata, daß er nicht verhungert, aber zu nur einigem Wohlstand und zur Privatunabhängigkeit gelangt er nie mehr. Er und die Seinigen alle sind der Leibeigenschaft verfallen. Sein alter Webstuhl, den er mit dem in der Fabrik vertauschen mußte, ist ein vollkommenes feudum oblatum. Was wird aus seiner Familie werden? Ohne Eigenthum hat sie nichts, als eine Art Recht, daß sich dem Herrn des Vaters auch der Sohn als Sklave, die Tochter vielleicht als etwas noch schlimmeres anbieten darf. So wird der gleichmäßig vertheilte Wohlstand, so wird die Privatunabhängigkeit der Familie, so wird damit zugleich auch die Sittlichkeit und die Zufriedenheit in einer großen Anzahl der Staatsangehörigen vernichtet. Wenn nun schon vor mehreren tausend Jahren Moses ähnlichen Uebeln der Gesellschaft weise vorzubeugen verstand, sollte es unser erleuchtetes Zeitalter nicht verschmähen, da die Uebel so sehr vorgeschritten sind, auf die Regeln jenes alten Staatsarztes Rücksicht zu nehmen.

Werke über Italien.

Italien. Schilderungen für Freunde der Natur und Kunst. Von Prof. Dr. Christian Knapp. Berlin, Reimer, 1837.

Ursprünglich Vorlesungen, jetzt geordnet abgedruckt. So viel auch schon über Italien geschrieben ist, so wird man doch das vorliegende Buch noch reich an Belehrungen finden. Der Verfasser wirft zuerst den Blick auf die Natur Italiens, faßt das schöne Land als Ganzes zusammen, theilt es nach seinen Naturgrenzen ein und charakterisirt seine Gebirge, seine Ebenen, sein Klima, seinen Anbau in kräftigen und klaren Zügen. Dann geht er zur Schilderung des Volkes über, seiner nationellen Eigenthümlichkeit, seiner Unterschiede in Ober-, Mittel- und Unteritalien. Ferner überblickt er die noch erhaltenen Reste der etruskischen, griechischen und römischen Alterthümer; sodann schreitet er zu der neuern Kunst fort, zur Baukunst, Musik, Plastik und Malerei. Diese geschichtlich-ästhetische Darstellung der italienischen Kunstwerke nimmt bei weitem den größten Raum des Werkes ein, und besonders aufmerksam behandelt der Verfasser die einzelnen Schulen der Malerei und charakterisirt sogar sehr ausführlich einzelne Hauptbilder, z. B. Michel Angelos Weltgericht, Raphaels Transfiguration. Er beschließt mit einem Bericht über die Leistungen der neuesten Kunst in Italien, wobei unsre Landsleute in Rom nicht vergessen sind.

Das Werk enthält eine sehr lehrreiche Uebersicht, hat die besten Quellen benuzt, die Urtheile der vorzüglichsten Reisebeschreiber oft zu interessanter Vergleichung zusammengestellt, ist reich ausgeschmückt mit Citaten, besonders auch poetischen, welche die Einförmigkeit des beschreibenden Styles gefällig unterbrechen und wird gewiß solchen Lesern, die sich zur italienischen Reise vorbereiten, von großem Nutzen seyn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 97. Montag, 25. September 1837.

Schriften über die Juden.

8) Zur Geschichte der jüdischen Poesie, vom Abschluß der h. Schriften Alten Bundes bis auf die neueste Zeit, von Franz Delitzsch. Leipzig, K. Tauchnitz, 1836.

Hier wird wohl den meisten Lesern eine terra incognita eröffnet. Daß sich die hebräische Poesie bis auf unsre Tage fortgepflanzt und neben der altjüdischen Tendenz auch den Richtungen der antiken und romantischen Poesie gefolgt ist, wissen wohl die wenigsten.

Die hier mitgetheilte Uebersicht ist schätzbar, doch hätte der Verfasser eine Auswahl von ins Deutsche übersetzten Beispielen, eine poetische Blumenlese dazu liefern sollen. Mit den Rubriken und Namen wissen wir herzlich wenig anzufangen, ungefähr wie mit denen, die uns jüngst in Betreff der russischen Literatur mitgetheilt wurden. Soll sich der Deutsche für eine fremde Literatur interessiren, so muß man ihm vor allen Dingen Uebersetzungen vorlegen.

Nachdem der Verfasser zuerst von der jüdischen Formenlehre gehandelt, verfolgt er die Perioden der jüdischen Poesie:

1) Das soferische Zeitalter, das heilige oder prophetische bis zu seinem Verfall im gräcisirenden Judenthum zu Alexandria.

2) Das talmudistische Zeitalter, charakterisirt durch arabischen Einfluß.

3) Das geonäische Zeitalter, neue Blüthe der hebräischen Ritualpoesie in Persien.

4) Deßgleichen in Spanien und Italien.

5) Winterzeit der jüdischen Poesie, Zeit der Verfolgungen. Die mittelalterliche Kabala.

6) Neue Blüthe der jüdischen Poesie durch die wiedererweckten Studien in Italien und den Niederlanden.

7) Neueste italienische, germanische, slavische Schule.

Wir haben in dieser Rubrizirung kleine Uebergangsepochen und Nebenpartien weggelassen, die sich aus der Zerstreuung der Juden leicht erklären. Im Allgemeinen haben die Juden **theils** ihr altes Judenthum bewahrt, **theils** sind sie allen geistigen Bewegungen der Völker gefolgt, unter welche sie zerstreut wurden. Die arabischen Mährchen haben auf ihren Talmud, die alexandrinische Philosophie hat auf ihre Kabala gewirkt, und wie sie in neuer Zeit antiken oder romantischen Richtungen gefolgt sind, wie christliche Skepsis, Philosophie, Rationalismus 2c. auf sie gewirkt haben, ist wenigstens aus ihren deutsch geschriebenen Werken bekannt.

Wir würden es für sehr überflüssig halten, unsern

Lesern die Menge von jüdischen Schulen und Autoren zu citiren, die in dem vorliegenden Werke vorkommen. Wir würden ihnen kaum etwas mehr als Namen nennen können. Um selber den Werth der jüdischen Poesie in den genannten Perioden beurtheilen und unsern Lesern einen Begriff davon geben zu können, müßten wir erst eine Sammlung von Proben haben. Diese ist aber zu erwarten, da sich der Verfasser selbst der Hoffnung hingibt, die deutschen Juden würden, die sogenannte Wesselysche Schule, d. h. die germanisirende Richtung verlassend, sich auf ihre Nationalpoesie beschränken und was diese alles noch von reichen Schätzen verborgen hält, offenbaren. Sonach wird doch wohl endlich auch einmal das Wissenswertheste aus dem Talmud, werden die schönsten Dichtungen und anderweitige jüdische Werke der spätern Zeit übersezt werden.

In Betreff der modernen deutsch-jüdischen Schule, deren nähere Schilderung sehr interessant ist, wenn leider auch die Beweisstellen durch Proben und Auszüge fehlen, bemerkt der Verfasser: „Der heimathlichen Poesie raubte im Mittelalter die Mancipation — Freiheit und Schönheit, in der Neuzeit die Emancipation — Charakter und Nationalität." Dies ist der Schlüssel zur neuen Judenpoesie in Deutschland, die er nun näher charakterisirt. Der Begründer der neuen germanischen Schule ist Naftali Wessely, der die große moderne Reaction gegen das alte Judenthum vorbereitete. Er huldigte der allgemeinen europäischen Kultur. „Das Feenreich des Orientalismus aber war ihm ein verschlossener Hesperidengarten. Darum ist Styl, Bilder, Gedanken — Alles bei ihm mehr germanisch, oft trivial, nicht judenthümlich-orientalisch, überhaupt nicht orientalisch. Seine Poesie ist mehr die Geburt des Zeitgeistes der Gegenwart, als der Vergangenheit. Sein Styl ist weich, fließend, verständlich, nicht hart, emblematisch und räthselartig durch Anspielungen, wie der mittelalterliche; kurz in den Sätzen, sinnumgrenzt in den Verszeilen, nicht periodisirt und verflochten, wie der moderne jüdisch-italienische; er hält den Leser nicht, wie der alterthümliche, durch tausend verdeckte Künste auf, vor denen uns die Mühe der Enträthselung festbannt, sondern flügelt ihn unaufhaltsam mit sich fort auf dem rhythmischen Flügelschlage der einfachen Bibelsprache. Sein Styl rieselt melodisch dahin, wie ein Bach mit durchsichtigen Wassern — aber der Grund dieses Baches ist nicht der farbige Kies, der flimmernde Goldsand, die bunten orientalischen Perlen der Sage, in seinen Wellen spiegeln sich nicht palästinische Alhennen, Alraunen und Saronslilien, sondern echt deutsche Primeln, Schlüssel- und Dotterblumen. * Naftali Wessely und der noch lebende Salom Kohen sind zugleich die größten, ungemein fruchtbaren Gelegenheitsdichter Deutschlands; sie sind stets die Interpreten der allgemeinen Stimmung bei politischen und gemeinheitlichen Ereignissen gewesen. Der Ruhm, die Restauratoren einer selbstständigen, charakterhaften germanischen Poesie zu seyn, bleibt ihnen ungeschmälert. Sie haben den besten Werken der vorgöthischen deutschen Schule die würdigsten hebräischen Gegenstücke an die Seite gestellt. Sie haben die Nation mit der Schreibart ihres Meistergriffes fast berauscht, daß man der alten Pijuthim, als geschmackloser Künsteleien, vergessen hat, sie haben den mächtigsten Einfluß bis nach Polen und Italien geübt — und die Entartung einer Schule darf ja nie auf die Rechnung ihrer originalen Begründer gebracht werden. — Die neue Schule eröffnete in neugegründeten Journalen den Schau- und Sammelplatz ihrer Wirksamkeit und Fortbildung. Moses Mendelssohn, von dem unter uns fast unbekannt ist, daß er auch durch hebräische Schriften den mächtigsten geistigen Einfluß auf seine Nation übte, hatte zuerst den Plan, periodische Schriften gleichsam zu Telegraphen der Kultur zu machen. Sein „moralischer Prediger," ein Wochenblatt in hebräischer Sprache (1750, 4.), ging jedoch ein, nachdem wenige Blätter erschienen waren. Im Jahr 1753 bildete sich, angeregt für Poesie und Kunstgeschmack durch Naftali Wessely, für Philosophie und liberale Studien durch Moses Mendelsohn, die Gesellschaft der hebräischen Literatur-Freunde, welche durch das Programm Nahal ha-Besor den Plan und Zweck der herauszugebenden Zeitschrift ankündigte; und 1784 erschien der erste Jahrgang des Sammlers (Ha-Measef.) Seit 1786 nahm die Gesellschaft den umfassenderen Namen an: die Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Edlen. Der Zweck derselben war, dem übeln, sowohl moralischen als politischen Zustand der Nation durch Entwurzelung der Religionsvorurtheile, durch entschiedenen Gegensatz gegen einen bornirten, einseitigen Rabinismus und durch Ausübung einer streng grammatisch-historischen Exegese abzuhelfen. Die Religion sollte durch gemeinsame, mannichfache Kräfte von ihren beiden Extremen, Ueberspannung und Irreligiosität, nach dem heilsamen Mittelpunkte geführt werden. Es ist auffallend, mit welcher kecken und schonungslosen Consequenz der Measef diese destructive Bahn verfolgt; Stimmen aus dem entferntesten Norden und Süden, Westen und Osten klingen in ihm zusammen, und, wie die Poesien überhaupt der klarste Spiegel des innersten Lebens sind,

* Daß es doch die Juden nicht lassen können, das deutsche Wesen zu bespötteln, wo sie es irgend ungestraft thun zu können glauben. Die deutsche Poesie ist ein Land, in dem nicht bloß Matthissonsche Primeln und Vossische Dotterblumen wachsen.

so reflectiren sie auch im Measef sammt und sonders die Katastrophe des altnationalen Rabinismus und die errungene Uebermacht eines leeren, begrifflichen Rationalismus. Es war natürlich, daß die kühn und schroff ausgesprochenen Ansichten, die unbarmherzig geißelnden Kritiken, die lobpreisende Anerkennung wissenschaftlicher Leistungen außerhalb der Synagoge, und andere rücksichtslose Beweise des anstößigsten religiösen Indifferentismus und allumfassenden Weltbürgersinns, Irrungen und Mißverständnisse erregen mußten, so daß die Sammler endlich die Feder niederlegten; und erst 1809 erschien, gewissermaßen als Reaction gegen jene excentrisch-rationelle Richtung, der „neue Sammler," ein neuer Versuch, die vermeinte goldne Mitte zwischen Fanatismus und Libertinismus zu finden. Wir sind nicht befugt, darüber zu urtheilen, wie weit dieser Zweck erreicht worden sey; so viel ist gewiß, daß der Sammler den interessanten Anblick einer kleinen Gelehrtenrepublik gewährt, mit dem regesten, wetteifernden Leben für Kunst und Wissenschaft, daß die Begabtesten der Nation, die in der Folge die glänzendsten Talente entfalteten, hier die ersten jugendlich lebensfrischen, enthusiastischen Arbeiten zu einem Ganzen mit Einheit des Zwecks verbanden, und der deutschen Literatur in allen Fächern des Wissens Leistungen an die Seite stellten, durch welche die jüdische Nation mit dem deutschen Volke mindestens eine gleiche Staffel geistiger Kultur behauptete. Die jüdische Jahresschrift Bikure ha-Itim erschien seit 1820 zuerst als Zugabe des Kalenders Item mezumanim, besonders als Prämienbuch für die Jugend bestimmt. Zugleich wurde das Interessanteste der Monatsschrift Measef, die schon klassisch und sehr selten geworden war, in besondern Abtheilungen aufgenommen. Seit 1822 aber wurde der Kalender weggelassen; die Bikure ha-Itim wurden das Organ der neuen germanischen Dichterschule in den weiten österreichischen Landen, auf welche Schiller, noch jezt der Lieblingsdichter in Oesterreich, wie auf die Measfim Lessing, den mächtigsten Einfluß übte. Die Bikure ha-Itim enthalten noch gediegenere Prosaaufsätze, vorzüglich von Salomo Juda Rapoport in Lemberg, Samuel David Luzzatto in Padua und Isaak Samuel Reggio in Gorizia; die Poesien hingegen charakterisirt der gänzliche Abfall von der Nationalität, und das unbedingte Hingeben an die abendländische Poesie, die man nach den modischen Ansichten für mustergültig hielt. Auch die Zeitschriften: Jedidja, redigirt von Dr. Heinemann in Berlin, und Sulamit, redigirt von Dr. Frenkel in Dessau, enthalten einige Dichtungen der neuen Schule. Die Zeitschrift für die Wissenschaft des Judenthums, herausgegeben von dem Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden, redigirt von Dr. Zunz, dem größten Kenner der rabinischen Literatur in Deutschland (1822, 1823), die jüdisch-homiletische Zeitschrift Dr. Philippsen's in Magdeburg, und die jüdisch-theologische Dr. Abraham Geigers in Wiesbaden bieten, nebst dem trefflichen Werke: „Die gottesdienstlichen Vorträge des Juden historisch entwickelt," von Dr. Zunz, jezt Prediger in Prag, und nebst der großen und kleinen „Geschichte der Israeliten," von Dr. Jost in Berlin das Gründlichste dar, was je über judenthümliche Gegenstände in deutscher Sprache geschrieben ist. Die jüdische Geschichte und Literatur windet sich los aus dem wirren Chaos, in dem sie vor uns liegt: sie gestaltet, sie gruppirt sich, sie breitet die hochaufgespeicherten Schätze ihres nun zweitausendjährigen Schriftenthumes aus, und wir fangen an, die großen Lücken unserer Geschichtschreibung, unserer Linguistik zu gewahren."

9) Die poetische Literatur der alten Israeliten, kritische Skizze von Dr. Guttenstein. Mannheim, Hoff, 1835.

Eine Charakteristik der Psalmendichter und Propheten; ein Versuch, die Individualität der Verfasser möglichst scharf auszuscheiden, in steter Rücksicht auf die diesfälligen Forschungen namentlich der protestantischen Orientalisten, und wie billig, zugleich eine Lobschrift auf die Erhabenheit und tiefe Lebendigkeit jener von Christen und Juden gleich sehr gefeierten Dichtungen.

Taschenbücher auf 1838.

Oesterreichischer Musenalmanach.

Herausgegeben von Ritter Braun von Braunthal. Wien, Gerold. Dresden und Leipzig, Arnold. — Ein Musen-Almanach hat nicht ausgereicht, die Menge lyrischer Jahresspenden zu fassen, es sind deren mehrere entstanden. Der vorliegende enthält nur Beiträge von österreichischen Dichtern, und zwar nach alphabetischer Ordnung. Eins der ersten und besten Gedichte ist „Augsburg" von Bauernfeld. Der Dichter versezt sich in die alte poetische Zeit der freien Reichsstadt und contrastirt damit ihre heutige Verödung und kaufmännisch-militärische Prosa. In den Gedichten des Herausgebers überwiegt das Allegorische. Er vergleicht die Tugenden mit Edelsteinen. Auch in seinen Seebildern geht er weniger auf das einfache Bild, als auf den allegorischen Sinn aus, den er dem Bilde unterlegt. Je schöner viele dieser Bilder sind und je richtiger zugleich der Sinn, um so mehr, scheint es uns, hätte der Dichter den lezteren vom Leser errathen lassen, ihn bloß andeuten, nicht didaktisch vortragen sollen. Eins der besten ist:

Die Seele dürstet nach der Landesquelle,
Es ließ das weite bitt're Meer sie darben;
Auch lechzt sie, müde der grüngoldnen Helle,
Nach ihren menschlichbunten Daseynsfarben.

Sie kann den Witz des Meeres nicht verwinden;
Salz, seufzt sie oftmals, sey nur eine Würze,
Nicht Kost, und kann darein sich nimmer finden
Und wünscht, daß ihre Sehnsucht bald sich kürze.

Da rauscht ihr, in der Nähe der Gestade
Ein rascher, starker, süßer Strom entgegen:
Woher? Wohin? — Ich komme ja gerade
Ins Meer vom Lande, komme deinerwegen!

Ich hab' an dich so viele tausend Grüße,
Du liebe Seele, Seele deiner Lieben;
Ich bringe dir nur Freudethränen, süße,
Und blüh'nde Klagen, daß du ferngeblieben!

Der alte immer muntre Castelli theilt ein kleines recht gutes Lied vom gefangenen Vogel mit:

Vergebens preisest du mir meine Kette,
Ich fühle, ach zu sehr, was ich verlor,
Und gerne zieh' ich frei im Freien sterben
Der sichern Ruh' in deinem Kerker vor;
Des Geiers Kralle macht mich wen'ger beben
Als deine Güte, kluger Menschensohn!
Es hat mir Flügel die Natur gegeben
Und fliegen muß ich! —
und er flog davon.

Egon Ebert besingt in einer langen Romanze das berühmte Gastmahl des Albertus Magnus, der mitten im Winter dem Kaiser Wilhelm einen blühenden Frühling zauberte. Einige kleinere Dichtungen theilen Deinhardstein und Ernst Freiherr v. Feuchtersleben mit, der leztere meist gereimte Aphorismen, in der Art wie Goethe's zahme Xenien. Fünf Gedichte stehn hier unter dem Namen A. Grün, der aber bekanntlich eine scharfe Erklärung in der Allgemeinen Zeitung hat einrücken lassen, woraus hervorgeht, daß diese Gedichte nicht von ihm, sondern seinem Namen nur untergeschoben sind. Günzburg spricht eine allgemeine deutsche Klage recht gut aus:

Aber für so mächt'ges Streben;
Für solch' himmelhohes Ziel,
Sind mir Worte nur gegeben,
Nur ein menschlich' Saitenspiel,
Und das Meer des Fühlens, der Gedanken,
Stürmt — und dehnt sich ohne Schranken.

Nur die Feder ist mein Segel,
Das Papier mein Ruderschiff,
Form und Wort der Fahrten Regel,
Vers und Reim — der Felsenriff;
Ach, das Ziel ist eine — Seifenblase,
Und der Sturm — im Wasserglase!

Friedrich Halm preist in einem sehr langen Gedichte den Kaiser Franz und weckt die Erinnerungen seines langen und kampfbewegten Lebens. Für eine Elegie zu sehr Panegyrikus. Herr von Hammer hat dem Almanach eine persische Todtenklage und ein Sonnet einverleibt; Herloßsohn ein kleines, anspruchsloses, aber gutes Lied; Franz von Hermannsthal sogenannte Grabschriften, auf Abel (das erste Grab der Erde), Kain, Sesostris, Sophokles &c.; Kaltenbrunner Mondlandschaften am Traunsee; Lenau zwei Gedichte, hier das zweite:

Frage.

Bist du noch nie beim Morgenschein erwacht
Mit schwerem Herzen, traurig und beklommen,
Und wußtest nicht, wie du auch nachgedacht,
Woher ins Herz der Gram dir war gekommen?

Du fühltest nur: ein Traum wars in der Nacht,
Des Traumes Bilder waren dir verschwommen,
Doch hat, nachwirkend, ihre dunkle Macht
Dich, daß du weinen mußtest, übernommen.

Hat sich dein Geist der Erdenmacht entschwungen,
Und werden, wie du meinst, am hellen Tage
Verloren sein des Traum's Erinnerungen:

Wer weiß, ob nicht so deine Schuld hienieden
Nachwirken wird als eine dunkle Klage,
Und dort der Seele stören ihren Frieden?

Von Lothar stehn mehrere schöne kleine Lieder hier, z. B.:

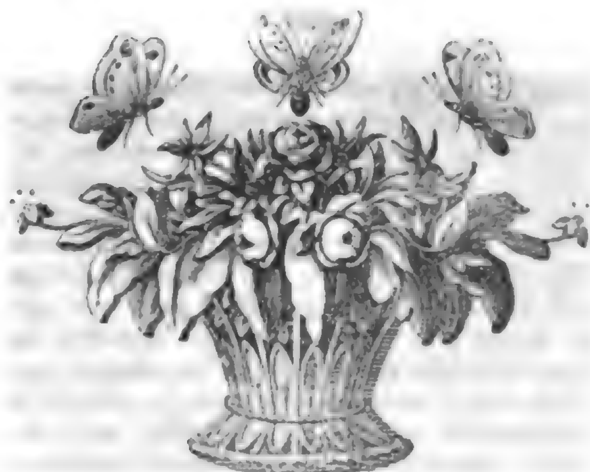
Tulpenzwiebel.

Ich fand im Frühling die Erde nicht,
Am Rain' bin ich liegen geblieben, —
Im Sommer dorrt' mich das Sonnenlicht
Mit allen zarten Trieben.

Im Winter weh'ten die Winde kalt,
Da war es zu spät zum Keimen; —
Nun muß ich in eisigen Winters Gewalt
Vom vergangen Frühling träumen!

Auch Manfred, Caroline Pichler, Seidl haben einige kleine Sachen mitgetheilt, Swoboda einige Legenden, Adolf v. Tschabuschnigg und Vogl einige Balladen, nicht zu gedenken vieler anderer Dichter, von denen zum Theil nur sehr mittelmäßige Dichtungen herrühren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 98. Mittwoch, 27. September 1837.

Chinesische Literatur.

Das Blumenblatt. Eine epische Dichtung der Chinesen, von Dr. H. Kurz, Prof. in St. Gallen. St. Gallen, Wartmann und Scheitlin, 1836.

Dieses Werk verdient in vieler Hinsicht die Beachtung des Publikums, weil es nicht nur überhaupt viele Unterhaltung gewährt, sondern uns auch insbesondere einen Aufschluß über chinesisches Leben und chinesische Poesie gibt, den man sich auf keine andere Weise so bequem verschaffen kann.

Der Herausgeber sagt in der Einleitung: „Die Chinesen besitzen eine große Anzahl von Novellen; die besten derselben sind unter dem Titel: „Kin ku khi kuen," d. h. „Schauplatz merkwürdiger Geschichten aus neuer und alter Zeit" gesammelt worden. Aus dieser Sammlung, welche sich vollständig in der Bibliothèque de l'Arsenal zu Paris befindet, ist die als Anhang mitgetheilte Novelle: „Der männliche und der weibliche Bruder" entnommen. — Das Blumenblatt ist eine der wenigen epischen Dichtungen, welche die Chinesen besitzen. Es erfreut sich in China eines ausgezeichneten Rufs, und man stellt es gewöhnlich dem allgemein beliebten Sifiang khi an die Seite. Es erschien unter der vorigen Dynastie (der Ming, welche von 1367 bis 1645 über China herrschte), und soll zwei gelehrte und hochstehende Männer in Kanton zu Verfassern haben. — Das ganze Gedicht besteht aus fünf Gesängen, welche wieder mehr oder weniger kleine, durch besondere Ueberschriften, von einander getrennte Unterabtheilungen haben. Diese bestehen aus vierzeiligen Strophen, und jede Verszeile aus sieben Sylben. Doch kommen hier und da Verse vor, welche mehr Sylben enthalten, ja einige sind sogar zwölfsylbig. Seltener sind Verse von nur sechs Sylben. Die erste und dritte Verszeile einer jeden Strophe sind ohne Reim, dagegen sind die zweite und vierte gereimt. Dieser Reim zieht sich manchmal durch einen ganzen Gesang durch, öfters wechselt er aber erst, nachdem er durch mehrere Unterabtheilungen hindurch sich gleichsam erschöpft hat; meistens beginnt dann ein neuer Reim, öfters kehrt er nach einer kleinen Unterbrechung durch einen andern wieder. So sind im ganzen Gedichte nur wenige Reime, was vielleicht nur der chinesischen Sprache in diesem Maße möglich ist, die einen unerschöpflichen Reichthum an gleichlautenden, aber in der Bedeutung verschiedenen Wörtern und Sylben hat. — Das „Blumenblatt" hat in China selbst zahlreiche Ausgaben erlebt; es wurde von einem Gelehrten, Namens Tschungtse commentirt und mit fortlaufenden Noten versehen. In Europa war es wenig bekannt (da die Missionäre auf dasselbe nicht aufmerksam gemacht hatten, und nur

wenige Exemplare zu uns gekommen zu seyn scheinen), bis Peter Perring Thoms, Buchdrucker der ostindischen Gesellschaft in Macao, es daselbst herausgab, und mit einer englischen Uebersetzung begleitete, deren Verdienste Abel-Rémusat mit der ihm eigenthümlichen Unparteilichkeit gebührend hervorgehoben hat. Abel-Rémusat war es auch, der schon vor sieben Jahren mich aufmunterte, eine deutsche Uebersetzung des „Blumenblattes" herauszugeben. — Das Gedicht hätte freilich gewonnen, wenn es, statt in Prosa, in Versen wiedergegeben worden wäre; aber zu einer guten metrischen Uebertragung, welche die Eigenthümlichkeit und den Charakter des Originals zu bewahren und mit einer ungezwungenen Darstellung zu verbinden weiß, gehört ein Talent, das, neben Rückert, nur noch wenige Auserwählte besitzen."

Wir müssen nun unsern Lesern von dem höchst originellen chinesischen Geistesprodukt eine Skizze entwerfen. Der Held des Romans ist der junge Herr Liang, den sein Vater in die Hauptstadt schickt, um daselbst sein Examen zu machen. Er soll bei einer Tante logiren, die ihn freundlich, aber unter so viel Complimenten empfängt, wie es die chinesische Sitte verlangt. Er macht Bekanntschaft mit ihrem Sohn, seinem Vetter, und richtet sich in seiner neuen Wohnung ein, die ihm alsbald Gelegenheit verschafft, sein junges Herz an eine chinesische Schöne zu verlieren. Die Scene des ersten Begegnens ist so poetisch reich ausgeschmückt und so echt chinesisch, daß wir sie hier wörtlich wiedergeben müssen. „Der junge Liang bemerkte, daß die Bücher in vollen Reihen den Bücherschrank füllten, und daß die Blumen ihren Wohlgeruch den Menschen nach allen Seiten zuweheten. Auf dem Tische war eine kostbare Zither auf einem Gestell von Jaspis ruhend und in dem goldenen Feuerherd lag eine Stange von dem köstlichsten Weihrauch. Eine silberne Harfe und eine mit Jaspis besetzte Flöte hing an der Wand; ein Würfelspiel stand auf der einen, ein Schachbrett auf der andern Seite; berühmte Verse, in alten Schriftzeichen geschrieben, zierten die beiden Wände des Zimmers und glänzende Vasen voll frischer Blumen waren mit Geschmack aufgestellt. Als er an das Fenster trat, breitete sich eine schöne Ansicht vor ihm aus; er sah ein Geländer, welches einen Teich mit Wasserlilien umgab; die weißen Störche, die ihn erblickten, enteilten leichten Fluges dem Monde zu; der Wind zerstreuete die Blätter der Trauerweide und regte die Wellen auf. — Als er am obern Ende des Teichs über eine rothe Brücke in den Garten trat, da sah er, wie der Mond sich in den Wogen spiegelte; die auf beiden Seiten stehenden Trauerweiden neigten ihre schwankenden Zweige gegen einander; ein Boot, um die Wasserlilie zu pflücken, lag angebunden im Schatten einer Weide; die spielenden Fischlein verursachten das Leuchten der Wellen, und die Wolken, die sich im Wasser abspiegelten, schienen unermeßlich. — Er ging nun weiter über die Brücke und trat in ein Gartenhaus, wo er, vom Geländer sich herabbeugend, sich an dem Wohlgeruche der Blumen erfreute, und die Zweige des Rosenstrauchs an sich zog, um sich am Thaue zu kühlen. Warum bedachte er nicht, daß das Rauschen der Zweige die Vögel erschrecken und sie verscheuchen würde? Die Kukuk schreien auf, wie wenn sie den sinkenden Mond beweinen wollten und die gelben Vögel zerreißen des Gastes Brust durch ihr Gekreische; ihr Flug verbirgt eine Zeitlang den Glanz des leuchtenden Mondes und die zurückgeschnellten Blumenzweige spritzen Thau auf seine Kleider herab. Und als er wieder über die kleine Brücke zurückging, gelangte er an einen gewundenen Fußpfad; die bläulichen Pflaumen hingen an beiden Seiten von den Bäumen herab; ein paar Pfauen waren vom Monde herniedergeflogen und in einem goldenen Käficht ließen bunte Papageien ihre schreienden Töne erschallen. Vor ihm lag die Insel Thsangtschhün, deren beide Ufer von den Blüthen der tausendblättrigen Pfirsiche bekränzt wurden. Wohl mochte der Jüngling glauben, daß ein solcher Weg zu den unsterblichen Quellen führe und wohl möchte er der Schiffer Jülang seyn. — Hierauf nach der Abendgegend sich wendend, betrat er einen Hain von rothen Mandelbäumen, wo er sah, daß die herrlichen rothen Mandelbäume des Frühlings Herrlichkeit übertrafen. Das Gras bedeckte den Weg, so dicht war es emporgekeimt, und die Tuberosen rankten sich an einem hohen Geländer hinauf. Da aber die schönsten Blumen kein Herz und kein Gefühl hatten, wendete er sich schnell um und eilte seinem Zimmer zu. Während er sich seinem Nachdenken überließ, brachte der Ostwind den Schall eines Schachspiels ihm zu. „Was mag sich wohl also beschäftigen, sagte er zu sich selbst, und in der tiefen Nacht bei dem Schachspiele sich vergnügen?" Geräuschlos ging er nun weiter und trat in den östlichen Theil des Gartens. Von ferne erblickte er einen Sitz im Gartenhaus zur Pfingstrose, wo unter dem leichten Schatten der Blumen, eine Lampe ihr Licht von sich warf. Es schien ihm, als ob mehrere Personen unter den Blumen stünden, deren Kichern und Geplauder unaufhörlich zu seinen Ohren drang. Nach der Lieblichkeit der Stimmen zu urtheilen, mußten dieselben von fröhlichen Mädchen kommen, welche die Hyazinthe und den Moschus übertrafen. Nun schlich er vorwärts, um sie sorgfältig und heimlich zu betrachten, und er sah, daß in der That einige Mädchen zwischen Blumen wandelten. — Plötzlich bedeckte eine schwindende Wolke den leuchtenden Mond, so daß die Dienerinnen aus Irrthum glaubten, es sey der junge Chiao, und da sie deßhalb

nicht an das Sommerhaus gingen, um ihre Herrinnen davon zu benachrichtigen, so konnte der junge Liang ungestört bis an das steinerne Geländer sich schleichen. Nun erblickte er zwei wunderschöne Mädchen, welche bei dem Scheine einer silbernen Lampe an einem Schachbrette standen und dabei kicherten."

Sie entfliehen, aber er erfährt durch seine Tante, wer sie sind, und hat das Glück, die reizende Jaosien, die schönste von Beiden, die ihn gleich beim ersten Anblick unwiderstehlich gefesselt, nochmals wiederzusehn. Um ihr ganz nahe zu seyn, kauft er einen Garten, der sich neben dem ihres Vaters befindet. Er wird mit diesem Vater, einem alten freundlichen Herrn, bekannt, der ihm alle Artigkeit erweist und ihm erlaubt, ihre beiderseitigen Gärten durch eine Thüre zu verbinden. Nun folgen neue Begegnungen, zarte Anspielungen und geheime Liebeserklärungen auf Blumenblättern (d. h. auf Papier, das der zärtliche Pinsel des Liebenden bemalt), Sprödigkeit von Seite des Mädchens, heimliche Gespräche desselben mit ihren Dienerinnen, die ihr zureden, den Seufzenden zu erhören, und endlich die erklärte Gegenliebe, der Schwur der Treue. Das gesezte Benehmen der jungen Leute bei dieser Scene ist unendlich ergötzlich. Sie berühren sich nicht eher, bis sie den Schwur mit größter Förmlichkeit zu Papier gebracht und den Göttern gewisse Opfer und Ceremonien geleistet haben. Dann ist es die erste Sorge der zärtlichen Braut, nicht erröthend an die Brust des Geliebten zu sinken, nicht in verliebten Phrasen überzuströmen, wie es in einem europäischen Roman der Fall seyn würde, sondern den jungen Liebhaber an sein Examen zu erinnern und ihm zu verstehn zu geben, daß die solide Grundlage einer reellen Verbindung für die Zukunft von dem Resultat seines Examens abhänge, daß er mithin, anstatt wie bisher zum Monde zu seufzen, lieber hübsch fleißig studiren möge. „Als ich, sagt sie, unter den Blumen mit Ihnen den Eid ablegte, und ich das Haupt in die Höhe richtete, bin ich vor der Göttin des Mondes erröthet, denn nur nach Ihnen war mein Sinn gerichtet. Da Sie aber Ihrer alten Bücher und Ihrer hellen Lampe vergaßen, und ich fürchtete, daß Sie wegen Ihrer Sklavin sich um die Angelegenheiten Ihres Lebens bringen möchten, habe ich den Eid geschworen, um Ihr Herz wieder aufzurichten. Wenn man meine Liebe je unterdrücken wollte, so würde ich mich dem Tode widmen und die Alten nachahmen. Möchte ich doch im Stande seyn, Ihre Wehmuth zu verscheuchen, da Sie ja wegen Ihrer Sklavin Ihre Studien vernachläßigt haben."

Aber um das Examen hat es keine Noth. Herr Liang ist bereits ein Ausbund von Wissenschaft. Die Gefahr kommt von einer ganz andern Seite. Liangs Vater, der von dem Verhältniß der jungen Leute nichts weiß, verlobt seinen Sohn ohne dessen Wissen (wie es in China gewöhnlich ist) mit einem andern Mädchen, der schönen und empfindsamen Jüfing. Zugleich wird Jaosiens Vater zu einem höhern Range befördert und entfernt sich mit seiner Familie. Der junge Liang ist untröstlich, besucht im Herbst Jaosiens Garten, und überläßt sich unter den abgefallenen Blättern dem heftigsten Schmerze. Erst das Examen bringt ihn wieder zur Besinnung. Er besteht es unter den Augen des Kaisers mit Glanz und bekommt eine ehrenvolle Anstellung. Er sieht Jaosien wieder, erfährt, daß ihr Vater, an den Grenzen mit den Rebellen kämpfend, in großer Gefahr schwebe, erbittet sich ein Commando und zieht dem alten Herrn zu Hülfe. Der Feind ist hartnäckig, die Gerüchte verkünden, Liang sey gefallen. Da soll Jüfing einen Andern heirathen, aber sie erklärt, dem todten Liang treu bleiben zu wollen und stürzt sich ins Wasser. Ein gerade vorübergehender Studien-Inspector zieht sie heraus, und sorgt einstweilen für sie. Inzwischen hat Liang gesiegt, den Vater seiner Geliebten befreit und ist beim Kaiser zu noch höhern Ehren gekommen. Auf Befehl des Kaisers heirathet er seine geliebte Jaosien. Nun meldet sich aber auf einmal die todtgeglaubte Jüfing wieder, und zum Lohn für ihre ausdauernde Zärtlichkeit nimmt sie Liang als zweite Frau an, und am Ende noch als dritte und vierte die beiden Dienerinnen Jaosiens, so daß er im ersten Jahre seiner glücklichen Ehe als Vater von vier Kindern von dem gewiß mit dieser ganzen Geschichte ebenfalls nicht unzufriedenen und herzlich lachenden Leser Abschied nimmt.

Hinten ist noch eine Novelle angehängt, der weibliche und der männliche Bruder. Ein alter Soldat kehrt mit einem jungen Knaben bei rauhem Winterwetter unterwegs ein, wird von den alten kinderlosen Wirthsleuten gut aufgenommen, aus Mitleid dabehalten und bis zu seinem Tode gepflegt. Der junge Sohn bleibt in der Familie. Nach einiger Zeit nehmen die mitleidigen Alten einen andern unglücklichen jungen Menschen ebenfalls an Kindesstatt bei sich auf, und die beiden Pflegebrüder leben mit ihnen in der schönsten Eintracht, bis die Alten endlich sterben und ihnen das Erbe hinterlassen. Nun sollen sie heirathen; Lieousang, der Sohn des alten Soldaten, bezeugt keine Lust dazu, desto mehr Lieouki, der später adoptirte Sohn. Sie entzweien sich darüber. „Eines Tages erblickte er eine Schwalbe, die ihr Nest ausbaute; sogleich nahm er einen Pinsel und schrieb, um die Gesinnungen seines Bruders wo möglich auszusprechen, folgende Verse nieder:

„Die Schwalben bauen ihr Nest; Paarweise fliegen sie des Morgens und des Abends aus;
„Und bringen die zur Erbauung ihrer zerbrechlichen Wohnung nöthigen Sachen herbei.

„Sie helfen einander und theilen dieselben Sorgen dieselben Beschwerden;

„Wenn das Männchen sich kein Weibchen suchte, um sich eine Nachkommenschaft zu geben, so würde am Ende des Jahres das Nest leer seyn!“

Als Lieousang diese Zeilen erblickte, las er sie einigemal durch, indem er dabei lächelte. Hierauf ergriff er den Pinsel, und dieselben Reime befolgend, dichtete er folgende Strophe:

„Die Schwalben bauen ihr Nest; Paarweise ruhen sie in der Ebene, oder sie erheben sich in die Lüfte.

„Seit langer Zeit hat der Himmel das Verhältniß bestimmt, welches das Männchen an sein Weibchen knüpft.

„Wenn dieses einen Gesellschafter gefunden, sind alle seine Wünsche befriedigt;

„Aber ist es wohl möglich, daß das Männchen sein Weibchen nicht erkenne?“

Als Lieouki diese Verse gelesen hatte, sagte er voll Erstaunen zu sich selbst: Nach dem Sinne zu urtheilen, der in diesen Versen verborgen liegt, ist mein Bruder ein Mädchen! Auch ist mir schon öfters sein zarter Wuchs und seine sanfte Stimme aufgefallen.“ Und so war es auch und die beiden Brüder wurden Eheleute.

Geschichte.

Joachim Lelewels kleinere Schriften geographisch-historischen Inhalts. Aus dem Polnischen von Karl Neu. Mit 9 Karten. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1836.

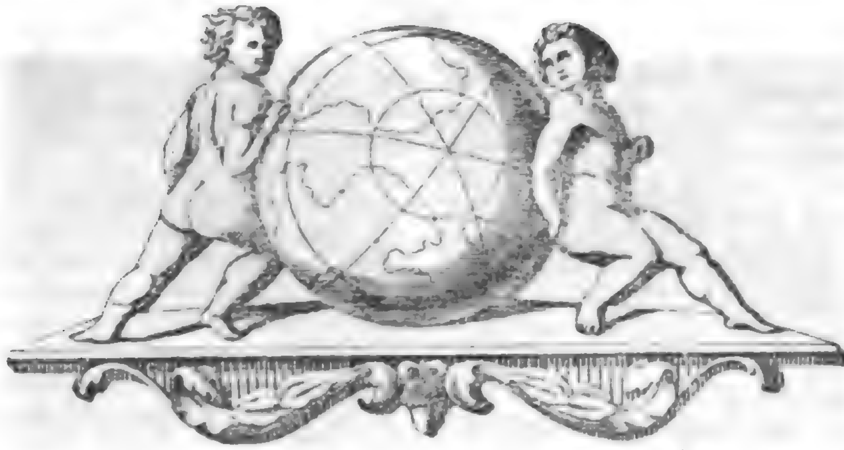
Lelewel, der berühmte polnische Landbote, ist zugleich ein ausgezeichneter Gelehrter. Der hier vorliegende Band seiner kleineren Schriften enthält Abhandlungen über die alte Geographie (eine Geschichte der Erdkunde, historische Kunde über die Längenmaaße der Alten, Handelsverhältnisse der Phönizier, Karthager und Griechen, Beschreibung des herodoteischen Scythiens). Sofern diese Untersuchungen nur Gelehrte von Fach angehen, wollen wir sie hier nicht berühren. Nur eine Abhandlung „Nachricht von denjenigen Völkern, welche bis zum zehnten Jahrhundert das Innere Europas bewohnten,“ scheint von allgemeinem Interesse, sofern sie die Abstammung der heutigen Völker Europas behandelt. Es ist in jedem Fall interessant, das bekanntlich höchst verwickelte Studium des ältern europäischen Völkerchaos einmal von einem slavischen Standpunkt aus beurtheilt zu sehen, während bisher nur der gallisch-römische und deutsche Standpunkt vorherrschte. Lelewel ist indeß nicht so Slavomane, daß er alle Völkerstämme ungewissen Ursprungs zu Slaven machen wollte, wie etwa die Schriftsteller des siècle de Louis XIV. alle zu Galliern machten. Er hat im Gegentheil vorzugsweise die Lithauer oder Letten im Auge, als einen von den Slaven verschiedenen Völkerstamm, dem er eine weit größere Ausdehnung gibt, als man bisher angenommen hat. Er identificirt sie nämlich mit den alten Veneten (Windelicien, Venedig), von deren Lande erst später die Slaven den Namen Wenden angenommen hätten. Die weite Verbreitung des finnischen Stammes über Europa und das erst spätere Hineindrängen gallischer, römischer, deutscher und slavischer Eroberer ist sehr wahrscheinlich. Nur zwei Vermuthungen des Herrn Lelewel scheinen uns unbegründet.

Erstens meint er, die Aehnlichkeit der lettischen Sprache mit der lateinischen sey eine Folge früher Bekanntschaft wandernder lettischer Stämme mit den Römern. Wir glauben im Gegentheil, diese Aehnlichkeit ist eine ursprüngliche, und die Latiner selbst sind nur Theile jenes weitverbreiteten europäischen Urvolkes gewesen, das sich am reinsten an der Ostsee erhalten hat.

Zweitens will er die Heruler, Hirren, Skyrren rc. absolut zu Letten machen, da doch eine unzählige Menge von Zeugnissen und Umständen ihren germanischen Charakter außer Zweifel setzen. Er will die Letten auf diese künstliche Weise mit den Römern in Verbindung bringen, um daraus zu erklären, warum die heutigen Lithauer noch so viel Lateinisches in ihrer Sprache haben.

Unsre Erklärung, daß die Letten an der Ostsee und die Lateiner an der Tiber zerstreute Theile desselben uralten Volkes, und daß folglich ihre Sprachverwandtschaft sehr natürlich sey, dürfte auch durch einen schon anderwärts von uns geltend gemachten Umstand unterstützt werden, nämlich durch das Vorkommen derselben Letten in den altdeutschen Gesetzen, als eines unterworfenen ackerbauenden Volksstammes. Die Lati, Lazzi, Liti sind ohne Zweifel eben so gewiß Letten, als die Sclaven Sclavonier, mit einem Worte Slaven sind. Unter diesen beiden Klassen von Unfreien sind zwei unterworfene Völker nicht zu verkennen, die ackerbauenden Letten, die man auf ihrer Scholle ließ, und die nomadisirenden Slaven, die ursprünglich bloß persönliche Dienste leisteten, weil sie einzeln gefangen, nicht mit ihrem Gut erobert wurden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 99. Freitag, 29. September 1837.

Reise.

Reise auf dem caspischen Meere und in den Kaukasus, unternommen in den Jahren 1825—1826 von Dr. Eduard Eichwald, k. russ. Staatsrath und Prof. zu Wilna. Erster Band, zweite Abtheilung, den historischen Bericht der Reise in den Kaukasus enthaltend. Mit Kupfern. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1837.

Ueber die erste Abtheilung dieses interessanten Reisewerks (die Reise auf dem caspischen Meere) haben wir in Nr. 45 unsrer Blätter von 1835 Bericht erstattet. Die zweite ist nicht minder reichhaltig und gewährt besonders die dankbarsten Aufschlüsse über die russischen Eroberungen im und am Kaukasus.

Herr Eichwald reiste von Baku nach Tiflis durch die Provinzen Schirwan und Karabagh, die er in Bezug auf ihre Naturbeschaffenheit und Geschichte, Produkte, pittoreske Physiognomie ꝛc. nach seiner Art als ein vortrefflicher Beobachter schildert. Er fand in diesen Gegenden auch ein deutsches Dorf, von dem er uns seltsame Dinge erzählt: „Die Colonie Helenendorf ist sehr hübsch gebaut; es sind in ihr einige gerade, sehr reine Straßen, an denen zu beiden Seiten die aus Kalkstein erbauten Häuser stehen; in ihrer Mitte befindet sich die Kirche. Die Colonie existirt erst seit sieben Jahren, und wurde von würtembergischen Deutschen angelegt, die bei Ulm sich auf der Donau einschifften und bei Odessa landeten, von wo sie hierhergeschickt wurden. Sie haben einen geistlichen Lehrer, der, aus dem Bauernstande gewählt, nirgends theologische Studien gemacht hat, und der die Stelle eines Pfarrers vertritt, mithin alle Sacramente ausübt, ohne dazu von einem Consistorium berechtigt zu seyn; doch hatte der Civilgouverneur von Georgien, von der Hoven, ihm dazu die Erlaubniß, wie ich glaube, auf allerhöchsten Befehl gegeben, weil er, wie ich späterhin in Tiflis von dem Herrn von der Hoven selbst erfuhr, kein anderes Mittel vor sich sah, diese irreligiösen Leute zu bekehren. Da sie schon im Würtembergischen als Separatisten eine eigene Secte gebildet hatten, so lebten sie auch hier ganz ohne alle Religion, verwarfen die Taufe, eine gesetzliche Ehe, die Beerdigung der Todten u. s. w., nahmen sich, wann sie wollten, eine Frau, oft zwei oder drei, ließen die alte gehen, und mußten auch wegen dieses irreligiösen Lebens ihr Vaterland verlassen, da ihre Landsleute sie überall mieden und flohen. Der Civilgouverneur hatte anfangs mit diesem unruhigen Volke viel zu thun, das im Grunde nur hierher gekommen war, weil es, durch Jung-Stillings Lehren überzeugt,

hier das Jahr 1835, in welchem er den Untergang der Welt prophezeite, abwarten wollte. Wer alsdann, nach Stillings Angabe, in der Nähe von Jerusalem wäre, würde dort das Thor des Himmels offen finden; daher verließen sie in großen Schaaren ihr Vaterland, um auf dem Wege nach Jerusalem jenem Himmelsthore so nahe als möglich zu seyn. Gleich nach ihrer Ankunft in Georgien hatten sie auch einige Abgeordnete nach Jerusalem geschickt, um dort nähere Nachrichten über dieses wichtige Ereigniß einzuziehen. Diese wurden in Persien anfangs auf Befehl des Schachs gut aufgenommen, späterhin aber gab man ihnen vollauf zu arbeiten, was ihnen etwas schwer fiel; ja sie wurden sogar hart behandelt, und verlangten nach Georgien zurück; allein der Gouverneur nahm sie nicht wieder auf, wodurch denn ihre nachgebliebenen Landsleute den Muth verloren, ihnen nachzuziehen. Diese Strenge, mit der auch die Sonderbarkeiten in ihren Religionsübungen gerügt wurden, besserte sie allmählich, und sie verstanden sich endlich dazu, sich einen Geistlichen aus ihrer Mitte zu wählen."

Der Aufenthalt des Verfassers in Tiflis bildet einen Hauptabschnitt der Reisebeschreibung. Tiflis ist der Centralpunkt aller südkaukasischen Eroberungen der Russen, so wie Georgien überhaupt das interessanteste der dortigen Länder ist. Herr Eichwald beschreibt es sehr ausführlich, wirft den Blick rückwärts auf dessen Geschichte und theilt sogar Nachrichten von der georgischen Literatur und Poesie mit. „Wenn man nach den alten Ueberbleibseln der Baukunst, wie z. B. der Kirchen, Brücken, Festungen u. s. w. urtheilen darf, so sieht man, daß in Georgien einst die Künste blühten. Sie waren hierher, wie nach Armenien, zugleich mit der christlichen Religion aus Byzanz gekommen. Im 12ten Jahrhundert war bei innerer Kraft und Ruhe des Reichs durch die Bemühungen des Königs David des Erbauers und bis auf die Zeiten der Königin Tamara die Schönheit der vaterländischen Sprache zur Blüthe gelangt. David sandte nämlich zwölf georgische Jünglinge nach Athen, um dort die Wissenschaften zu studiren; unter ihnen zeichnete sich in Georgien vorzüglich der Philosoph Johann Petridse aus, welcher aus dem Griechischen viele geistliche und philosophische Bücher ins Georgische übersetzte. Die Regierung der Tamara machte eine Epoche in der georgischen Literatur; unter ihr lebten auch Rustawel und Tschachrudadse, berühmt in der Dichtkunst; Moses Chonel und Sergius Tmogweli, die in der Prosa ausgezeichnete Werke lieferten. — Die noch jetzt übrig gebliebenen Denkmäler jener Zeit zeugen ebenfalls von der Vortrefflichkeit der Baukunst und Malerei, die damals herrschte. Die Georgier nennen diese Zeit ihr goldenes Zeitalter. Die Schriften der Dichter unter der Regierung Tamaras werden noch jetzt als Musterwerke von den Georgiern aufgestellt. Die beiden prosaischen Werke Daredshaniani, von Moses Chonel, und Wisramiani, von Sergius Tmogweli verfaßt, werden von den Georgiern sehr hoch geachtet und unter die Zahl der ersten Werke in Hinsicht einer schönen unnachahmbaren Sprache und der lebendigen Darstellung gezählt. Ein anderes Beispiel der hohen Stufe der schönen Literatur zur damaligen Zeit gibt Rustawels Gedicht Wepchis-Tkaosani. — Ein anderes Gedicht des Dichters Tschachrudadse Tamariani, oder das Lob der Königin Tamara, ist nicht minder merkwürdig wegen seiner ungewöhnlichen Harmonie und der schweren Verkart; die glückliche Verbindung scharfsinniger Gedanken mit dem Wortspiele geben dieser Dichtung einen ganz eigenthümlichen Werth. Nach dem Tode der Königin Tamara wurde die georgische Literatur nicht mehr mit diesem Erfolge bearbeitet; auch war der Gang der öffentlichen Bildung im Allgemeinen viel langsamer. Die Ursache davon waren die Einfälle benachbarter wilder Völker, die Georgien öfters verwüsteten. — Die Periode der Wiedererneuerung der Wissenschaften fing mit dem 18ten Jahrhundert an, seit der Thronbesteigung des Königs Hieraklius, dessen glänzende Siege die Ursache davon waren. In dieser Zeit verdient das meiste Lob der Katholikus Antonius I., welcher ausgebreitete Kenntnisse in allen Wissenschaften, und eine seltene Schöpfergabe besaß." Dann werden noch mehrere Dichter und Historiker von minderer Berühmtheit erwähnt. Hier also ist noch eine ganze unbekannte Literatur auszubeuten, zu übersetzen 2c. Seit der russischen Eroberung ist zum dritten Male ein wissenschaftlicher Geist über Georgien gekommen, und es ist z. B. nicht wenig ergötzlich zu lesen, welches Aufsehen der Streit und Sieg der Homöopathie in Tiflis gemacht hat.

Unter den übrigen kaukasischen Völkern, durch deren Landschaften der Verfasser gereist ist, rühmt er am meisten die Gurier. Sie bilden einen eignen Volksstamm, „sind tapfer, stark, haben regelmäßige, angenehme Gesichtszüge, sind schlau, faul, rachsüchtig, geldgierig. Die Schönheit der gurischen Frauen ist als Muster derselben bekannt, und selbst die Georgierinnen, Imeretinnen und Mingrelierinnen stehen ihnen darin nach; zwar aus Einem Stamm entsprossen, haben sie dasselbe Profil des Gesichts, mit einigen kleinen Abänderungen, die gerade dasselbe heben; so ist die Nase, obgleich dieselbe griechische, doch nicht so groß und breit, die Gesichtsfarbe viel schöner und frischer, die schwarzen Augen mit vielem Feuer, die schwarzen Haare mit einem eigenen Glanze versehen. — Die Fruchtbarkeit Guriens ist größer, wie die von Imeretien. Das beste Gomi und Mais wächst da im Ueberflusse. Die Wälder sind ohne Ausnahme mit Fruchtbäumen und Weinreben überfüllt, und haben die schönsten Bäume zum Bauholz 2c."

Dagegen sagt der Verfasser nicht viel Rühmliches von den Imeretiern, Mingreliern, Kachetiern, lauter kleinen Völkern, die im Gefühl gegen äußere Unterdrückung unmächtig zu seyn, ihre Würde und ihren Wohlstand sehr vernachläßigt haben. „Die Mingrelier, nicht minder armselig als die Imeretier, leben gleich ihnen nur von Gomi und Ssimindi; meist kommen sie aber auch daran zu kurz, so daß sie im März oder Aprilmonat das erste junge Grünwerk zu essen pflegen; viele leben den ganzen Sommer von diesem Grase, bis ihnen ihr Gomi reif wird. In ihrer Unthätigkeit bauen sie nicht einmal die gehörige Menge des Gomi, des türkischen Weizens nicht zu gedenken, der ihnen oft noch früher ausgeht. Es ist hier überhaupt sehr sonderbar, wie die Mingrelier von Grünwerk und unreifen Früchten leben; diese lassen sie absichtlich nicht reif werden, sondern sammeln sie grün ein, kochen sie zu einer Art Mus, oder verzehren sie roh; daher findet man bei ihnen nie reife Früchte. Da sie so selten Fleischkost genießen, so begnügen sie sich meist mit kleinen Bissen; ich habe öfters gesehen, wie ein Mingrelier oder Imeretier bei Tische, wo man ein Huhn auftrug, diese in 10 — 15 kleine Theilchen theilte, und jedem einen kleinen Knochen gab, woran nur noch etwas Fleisch hing — und doch ward dieser Bissen von jedem mit einem besondern Dank und tiefer Verbeugung entgegengenommen und als besondere Auszeichnung angesehen.“

Gleichwohl sind diese Völker adelstolzer als irgend eines in der Welt. „Kartalinien, sagt Herr Eichwald, würde der russischen Regierung nichts einbringen, wenn die Einwohner sich nicht unaufhörlich um ihre adelige Geburt stritten. Einer sucht dem Andern seinen Adel zu vernichten, indem er gegen seine Ahnen protestirt; die Streitigkeiten müssen vor Gericht auf Stempelpapier geführt werden, und so unbedeutend die Sache an sich ist, so bildet doch die große Menge dieser sonderbaren, die Behörden belästigenden Streitigkeiten fast die einzige bedeutende Einnahme, welche die Krone von diesem armen Lande hat, das aber desto reicher an Fürsten ist, deren Zahl sich auf die Tausende beläuft. Diese Fürsten sind aber selbst so arm, daß sie kaum ihr tägliches Brod haben und oft verhungern müßten, wenn sie nicht beim russischen Militär Dienste nähmen. Ehemals stellte man sie ohne weiteres an, da ein Georgier, der Fürst Orbelianoff, Divisionsgeneral war; jezt hält es dagegen viel schwerer, da man von ihnen außer den Beweisen über ihren Adel auch noch verlangt, daß sie Russisch lesen und schreiben können; dann werden sie gleich zu Fähndrichen ernannt, mit dem jährlichen Gehalte von 200 Rubel Silber, und gern bleiben solche Fürsten ihr Lebenlang Fähndriche, wenn man ihnen nur den Gehalt läßt, um ihr Leben zu fristen. Uebrigens haben sie das Lobenswerthe an sich, daß sie im Krieg außerordentlich vielen persönlichen Muth zeigen, keine Gefahr scheuen, und dadurch die Liebe ihrer Vorgesezten erhalten.“

Herr Eichwald reiste bis zu dem Goltschai oder blauen See und von da nach Tiflis zurück. Auf diesem Wege fand er mehrere Alterthümer, beschäftigte sich aber hauptsächlich mit der Naturkunde des Landes, besonders mit dessen geognostischen Bedingungen.

Am Schluß des Werkes theilt er drei sehr interessante Abhandlungen mit, die für die neueste Geschichte Asiens den Werth von Quellen haben, sofern die Nachrichten von einem unparteiischen Gelehrten an Ort und Stelle gesammelt, uns nicht durch Bulletinsfabrikaten und Zeitungsschreiber zugeschnitten sind. Die erste dieser Abhandlungen enthält eine Geschichte des lezten russisch-persischen Kriegs, die zweite eine des russisch-türkischen Kriegs in Asien, und die dritte eine genaue Schilderung des Guerillakriegs gegen Khasi Mullah in Dagestan. Der Skizze des persischen Kriegs ist eine Uebersicht der persischen Streitmacht beigefügt. Der Haupteindruck, den diese Darstellungen machen, ist die Ueberzeugung, daß die muhamedanischen Staaten nothwendig zu Grunde gehen müssen, daß sie bei allen Vorzügen der Natur (Fruchtbarkeit, glückliche Lage zwischen Gebirgen und Meeren) und Nationalität, sofern die durch Kultur verderbten Völker (Araber und Perser) außerordentlich viel ursprünglichen Adel, und die roheren, für den Islam erst später gewonnenen Völker (Türken und Kaukasier) physische Kraft, Schönheit und Muth besitzen, dennoch zu Grunde gehen müssen, weil ihr Religions- und Staatsprincip ein stabiles, folglich lähmendes und tödtendes, kein progressives ist. An dem Beispiel dieser edeln und kräftigen, aber durch Stabilität entnervten Völker kann man lernen, was conservativ ist. Conservativ ist nicht das Stabile, sondern allein das Progressive.

Es wird nicht lange mehr dauern, so wird das Tragische im Schicksal der muhamedanischen Völker hervortreten. Bisher war man immer noch zur Freude geneigt, wenn Türken und Perser die schrecklichsten Verluste erlitten und Niemand dachte an Mitleid. Diese Völker waren noch zu mächtig, der alte Schrecken und Abscheu vor ihnen noch nicht vergessen und durch die blutigen Gräuel in der lezten griechischen Revolution wieder aufgefrischt. Aber sie werden bald in eine Lage kommen, in der sie nur noch mitleidenswerth erscheinen werden. Gegenüber der modernen Handels- und Eroberungspolitik, gegenüber moderner Strategie und Diplomatie wird in dem Maaß, in welchem sie eine Provinz nach der andern verlieren, ihr lezter Heroismus

immer poetischer werden. Khasi Mullah ist ein Vorbild der künftigen lezten Helden des unrettbar verlornen Muhamedanismus. Wir folgen ihm in die Gebirge seiner Heimath, wir sehen ihn an der Spitze der Seinen die alte Freiheit, den alten Glauben verfechten, immer besiegt, immer wieder sich erheben, bis er (wie er hier im Steindruck abgebildet ist) von russischen Bajonetten zerstochen vor uns liegt.

Dichtkunst.

Drei Lieder aus der Frithiofssage: 1. Frithiofs Abschied, 2. Ingeborgs Klage, 3. König Rings Draga, mit Begleitung des Pianoforte und der Guitarre in Musik gesezt von Fr. Silcher. Tübingen, Laupp.

Es ist auffallend, daß unsere Operndichter und Operncomponisten, die, nach dem häufigen Wiederkehren der alten Sujets zu urtheilen, keinen allzugroßen Ueberfluß an neuen Stoffen haben, noch nicht auf den Gedanken gekommen sind, die alte isländische Frithiofssage zur Oper zu verarbeiten. Die Geschichte ist durch die vielfachen noch täglich sich mehrenden Uebersetzungen der Tegner'schen epischen Behandlung in Deutschland allgemein bekannt, und hat bei den zahlreichen Verehrern der sentimentalen Poesie sich schnell Eingang verschafft. Referent ist der Meinung, daß der reichsten musikalischen Phantasie hier ein weiter Spielraum zu Entfaltung der mannichfachsten Motive offen stünde, der gewaltigsten wie der zartesten, der einfachsten an die hohe Simplicität des Volksgesangs mahnenden, wie derer, in welchen der Componist allen feinsten Zauber seiner Kunst frei walten lassen dürfte.

Dies ist unseres Wissens noch nicht geschehen. In kleineren Partien jedoch wurde die Sage schon mehrfach musikalisch verwendet. Einzelne Lieder aus Tegners Behandlung wurden in Schweden componirt. Aber Alles, was uns von dort aus bekannt geworden, ist zu süßlich, zu weich, dem kräftigen Geiste der alten Sage völlig fremd und modern. Die Lieder, welche Herr Silcher gesezt hat, scheinen wenigstens troz der südlichen Abkunft des Componisten, weit nordischer als die der Schweden. Wir finden darin vollkommen den Mann wieder, der mit ganz besonderem Talent die Volksweisen der verschiedensten Nationen sich zu eigen zu machen versteht, in ihren Geist eindringt und durch vielfältigste Studien in diesem Gebiete sich den sichersten Takt erworben hat, um jeden nationellen Liederstoff im gehörigen Volkscostüm auftreten zu lassen, so daß, wie uns aus mehrfacher Erfahrung bekannt ist, selbst Eingeborne sie nicht von Originalmelodien zu unterscheiden vermögen.

Die hier gegebenen drei Lieder behandeln drei Hauptsituationen der Sage, wie sie in der Ueberschrift benannt sind. Der Text ist nach der Hellwig'schen Uebersezung mit wenigen durch die Composition gebotenen Abänderungen. Am Schlusse sind für die der nordischen Heldensage weniger Kundigen die nothwendigsten Erklärungen beigegeben.

Die Begleitung ist, wie wir es von Silcher gewohnt sind, einfach und würdig, keine brillanten Vorspiele und Ausgänge, nichts als der aus dem Schlusse hervorgehende Nachklang. So besonders in der ersten Nummer, einer kräftigen Tenorarie voll nordischen Lebens. Die zweite, Ingeborgs Klage, gehört zum Sehnsüchtigsten, was je gesungen worden. Wie trefflich paßt der $^{6}/_{8}$tels Tact, namentlich zu der schmachtend gedachten Stelle: „Ach wie so gerne da draußen ꝛc.“

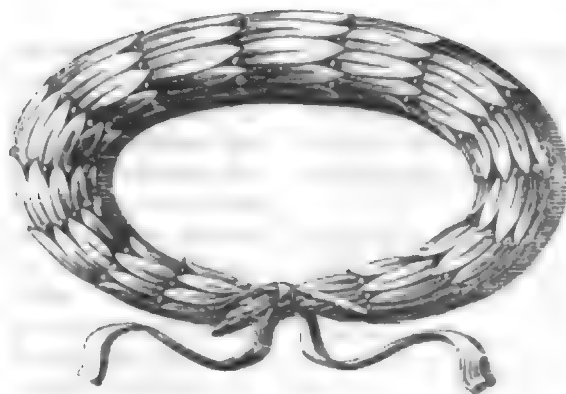
Rings Draga, d. i. das Grablied des Königs Ring, wurde von andern Componisten mehr marschartig gefaßt. Hier ist es ein kräftiges Kriegslied, völlig im alten Charakter, in doppeltem $^{4}/_{4}$tel Tact und feierlichem Gange. Das Lied ist abgekürzt, und bloß die Verse beibehalten, welche sich auf Rings Empfang in Walhalla beziehen. Das Ganze bewegt sich, ein echter Skaldengesang, fast choralartig in den stärksten Accorden und Wendungen zum Schluß, der sich ebenso überraschend als natürlich in Dur auflöst.

Taschenbücher auf 1838.

Cornelia.

Die gute Mutter der Gracchen bleibt sich als eine bescheidene Hausfrau immer gleich. Mit ihren Kupfern waren wir nie recht zufrieden; diesmal sind einige bessere dabei. Das Titelkupfer stellt die junge Königin von Griechenland dar. Den Inhalt des Taschenbuchs bilden vier Erzählungen von Adalbert v. Schonen und Blumenhagen, deren Genre als bekannt vorauszusetzen sind, dann Peter Schoiffer, eine wahrscheinlich durch das Guttenbergsfest veranlaßte Buchdruckernovelle von J. v. Meerheim und Miß Mally von Julius Schoppe, wahrscheinlich ein Angehöriger der bekannten Amalie Schoppe. Sodann Gedichte von Neuffer, Geib, dem seligen Haug und einem Ungenannten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 100. Montag, 2. Oktober 1837.

Gesangbuch.

Evangelischer Liederschatz für Kirche und Haus. Eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten gesammelt und nach den Bedürfnissen unserer Zeit bearbeitet von M. Albert Knapp, Diaconus an der Hospitalkirche in Stuttgart. Zwei Bände. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1837.

Ein Werk, das gewiß einzig in seiner Art ist, indem es 3572 ausgewählte Kirchenlieder (dazu noch mehrere Bogen später hinzugekommener Anhang) enthält, und zwar ausgewählt nach dem doppelten Maaßstab der echten und strengen Christlichkeit einer= und des poetischen Werthes andrerseits. Ein reicheres und zugleich besseres Material wurde wohl in dieser Beziehung bisher nie gesammelt. Es tritt siegreich dem Tadel entgegen, der bisher die christlichen Gesangbücher zu altmodisch, langweilig und prosaisch fand; es dient aber auch zugleich zur Schutzwehr gegen die Sündfluth moderner süßlicher Frömmelei, die den festen Kern des alten Glaubens in sentimentale Tändelei auflösen möchte. Es beweist, daß der uralte Bund der Religion und der Schönheit nicht so zerrissen ist, wie Viele schadenfroh behauptet haben; es kräftigt den Glauben da, wo bisher mehr Sinn für Schönheit als Religion war, und es verbreitet mehr Sinn für Schönheit, wo bisher der Glauben in allzu herber Form die Prosa dieser Form allerdings zuweilen für die Sache selbst nahm. Die außerordentliche Wohlfeilheit des Werkes muß demselben überdies die weiteste Verbreitung sichern.

Was über Plan und Ausführung zu sagen ist, hat der Verfasser selbst gewissenhaft und unbefangen in der ausführlichen Vorrede gesagt, auf die wir verweisen. Er stellt folgende Grundsätze fest:

A. Dem Inhalte nach.

1) Ein evangelisches Kirchenlied muß seinem Gesammtinhalt nach

a) durchaus schriftmäßig, vom Geist und von der Wahrheit der einfach verstandenen Bibel durchdrungen seyn;

b) es muß mit dem öffentlichen Bekenntnisse der evangelischen Kirche in allen Grundartikeln genau übereinstimmen, und sich von allen einseitigen, bloß einzelnen Secten zusagenden Ansichten, die einer gründlichen, harmonischen Schriftauslegung zuwider sind und bloß Parteiungen oder sonstiges Mißverständniß erzeugen können, mit heiliger Einfalt ferne halten.

2) Was die einzelnen Theile der evangelischen Lehre betrifft, so muß der Inhalt eines Kirchengesangbuchs

a) in den Glaubensliedern also beschaffen seyn, daß aus denselbigen der vollständige Glaube der evangelischen Christenheit in seiner biblischen Begründung und in der möglichst allgemeinen und allseitigen Anwendung auf das Leben und die Hoffnungen des Christen hervorleuchtet;

b) in den Liedern der Liebe, des Lobes Gottes, der Danksagung und der übrigen christlichen Empfindungen also, daß das christliche Gefühl darin in seiner wahren, ungekünstelten, allgemein giltigen Tiefe und Innigkeit sich ausdrückt;

c) in den Liedern, welche Lebenspflichten und verschiedene Lebensverhältnisse des Christen behandeln, also, daß die Pflichten auf den evangelischen Glauben gegründet erscheinen, und die Ansicht von den verschiedenen Lebensschicksalen stets mit den lautern Aussprüchen Jesu Christi und seiner Apostel übereinstimmen;

d) in den Liedern des Trostes und der Hoffnung also, daß dieselbigen von nichts Anderm, denn aus der Quelle des wahren und lebendigen Glaubens, wie ihn die Schrift enthält, hergeleitet erscheinen.

Dieser Canon muß bestimmt und gründlich die sämmtliche Liederreihe eines Kirchengesangbuchs durchherrschen, damit nirgends ein Widerspruch oder eine Halbheit entstehe.

B. Was die Form betrifft, so muß das Kirchenlied

1) möglichst die einfache Sprache der Bibel und der Kirche reden, und dadurch sich eben so weit von dem vornehmen Schwung der Ode, als von weichlicher Empfindsamkeit und vom trockenen Lehrton entfernt halten. Es muß daher,

2) unter Zugabe des nöthigen dichterischen Elementes, populär, gemeinfaßlich und einfach seyn; damit das Heilige stets heilig bleibe, aber,

3) würdig, von aller Gemeinheit und Tändelei, wovon die Bibel nichts weiß, wie von einer allzu vertraulichen Sprache mit Gott und Christo, wodurch so viele Heuchelei und niedrige Ansicht vom Heiligen gepflanzt und genährt wurde, durchaus entfernt;

4) besonders aber soll ein echtes Kirchenlied möglichst kurz und körnicht seyn, damit die Gemeinde nicht nur den Umfang der christlichen Wahrheit hier in der präcisesten, behältlichsten Form erhalte, sondern auch in der kurzen Zeit des Gottesdienstes etwas Vollständiges, allseitig Anregendes und Befriedigendes zu singen habe. Besonders sollen die Schlußverse, womit der Gottesdienst gewöhnlich beendigt wird, so viel möglich ein Ganzes für sich bilden, wie es überhaupt ein bedeutender Vorzug eines Liedes ist, wenn jeder Vers möglichst in sich abgeschlossen dasteht, und dessen ungeachtet mit dem Ganzen genau zusammenstimmt. — Das christliche Kirchenlied in seiner echten Gestalt ist der dichterische Lapidarstyl des heiligen Geistes, durch welchen die Gemeinde mit Gott redet, und er mit ihr.

Diese Grundsätze sind zu billigen und es ist um so mehr Gewicht darauf zu legen, als die auflösende Tendenz in unsrer Literatur und Poesie gewiß bald den Charakter des Kirchenliedes verfälschen würde, wenn man ihn nicht unerbittlich fest hielte. Eine außerordentlich große Menge, zum Theil sehr poetischer Gesänge, namentlich der neuern Zeit, liefern den Beweis, wie weit diese Neigung geht. Der Herausgeber sah sich genöthigt, die Frage aufzuwerfen, wie ein gewissenhafter Sammler theils mit den ältern, langgedehnten, steifen, theils mit den neuern, nicht streng genug evangelischen Liedern zu verfahren habe? Er glaubt nicht, daß man sie ganz aufgeben dürfe, hält es aber für nothwendig und erlaubt, sie zu retouchiren, zu verbessern und abzukürzen ꝛc. „Schon die älteste Geschichte des deutschen Kirchenliedes beweiset es, daß sich die Kirche jederzeit das Recht, geistliche Lieder nach ihrem Bedürfnisse zu verändern, vorbehalten hat. Luther, der gottgeheiligte Kraftmann, ging mit seinem Beispiele voran. Er scheute sich nicht, Gesänge der älteren Kirche theils zu verändern, theils mit neuen Strophen zu vermehren. Niemand hat ihm darüber einen Vorwurf gemacht, weil man wohl fühlte, daß die Fortbildung des Kirchenliedes mit der im Glauben, Liebe und Hoffnung wachsenden Kirche gleichen Schrittes einhergehen müsse. Luther hat die gediegenen Quadern am Fundamente des deutschen Liedertempels gelegt und mit kräftigem Meißel nach dem Bedürfnisse seiner Zeit behauen. Auch seine Liederveränderungen fallen nicht auf; sie sind im Strome der Zeit mit dem älteren Kirchengesange lebendig zusammengeflossen, bilden mit diesem ein die uralte Zeit mit der unserigen vermählendes Ganze, und haben unendlichen Segen über unsere Kirche verbreitet. Das Gleiche thaten im Jahre 1647 die würdigen Bearbeiter des hannöverschen Gesangbuches, Dr. Justus Gesenius und David Denicke, die in vielen älteren Kernliedern vorkommende Ausdrücke mit faßlicheren, wenn auch nicht immer glücklich, vertauschten. Nach ihnen traten im Jahre 1698 die mir unbekannten Herausgeber des großen Leipziger Gesangbuches (acht dicke Bände mit vielleicht achttausend Liedern) auf, und boten viele ältere Lieder, zum Theil ersten Ranges, die ihnen formell mißlungen schienen, in wohlbedachter, zum Theil trefflicher Ueberarbeitung dar, — ein Buch, das mir bei meiner Sammlung mehrfache Dienste geleistet hat. — Ebenso finden sich in mehreren älteren Gesangbüchern veränderte Kernlieder, z. B. das Nicolaische: „Wie schön leucht't uns der Morgenstern,“ das mir bei all seiner veralteten Form doch das herrlichste, süßeste von allen deutschen Liedern, und in ihrer Reihe dasselbe zu seyn

scheint, was das 17te Capitel Johannis unter den Schriftcapiteln ist. Die Sammler suchten solchen Gesängen nirgends im Sinne weh zu thun, aber sie bei der erwachten Sprachbildung dem Volke zugänglicher zu machen. Neuerlich findet sich in den besten Gesangbüchern unserer Zeit, unter welchen die beiden von Dr. Pauli in Lübeck und von Rudolph Stier, Pfarrer in Frankleben, herausgegebenen die gediegensten seyn dürften, gleichfalls das sichtbare, nur aus Liebe zur Kirche geflossene Bestreben, die älteren Lieder mit aller Pietät gegen die frommen Sangmeister des Alterthums genießbarer zu machen, und den mißlungenen Ausdrücken bessere im Geiste jener Lieder unterzulegen. — Solche Vorgänge, im Vereine mit den gleichstimmigen Urtheilen vieler erleuchteten Christen, beweisen es kräftig, daß die älteren Lieder mehrfach einer Aenderung bedürfen, um für die neuere Kirche wieder brauchbar zu seyn. — Der vortreffliche Dr. Joh. Friedr. v. Meyer in Frankfurt sagt irgendwo: „Manche ältere Liederdichter würden es ihren spätern Verbesserern, die mit poetischem Geschmack und evangelischem Sinn ihre Gesänge überarbeitet haben, Dank wissen, daß ihre Grundabsicht, der Kirche Christi möglich lange Zeit zu nützen, von ihnen durch Hinzufügung weiterer Gaben erfüllt sey.“ Nachdem der Herausgeber auf diese Weise das Abändern überhaupt gerechtfertigt hat, entwickelt er weiter die Grundsätze, die dabei einzuhalten sind. Es versteht sich von selbst, daß das Gepräge der Zeiten, die ehrwürdige alte Kernsprache nicht verwischt werden soll, um einer modernen faden Uniformität Platz zu machen &c. Nur was ganz unverständlich oder gar lächerlich geworden, muß abgeändert werden. Daß die alten weitschichtigen Lieder häufig beschnitten werden müssen und durch Kürze erst Würze erhalten; daß oft durch Weglassung oder Hinzufügung eines Verses oder auch nur Wortes der Sinn viel schöner, das ganze Gedicht klarer wird; daß sogar Versetzungen von Versen nicht bloß in einem Liede, sondern aus einem in ein verwandtes von großer Wirkung sind, das alles ist gewiß. Auch müssen wir dem Herausgeber die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er diese Grundsätze mit der größten Gewissenhaftigkeit gehandhabt hat, daß ihn der edelste Enthusiasmus und das Bewußtseyn einer heiligen Pflicht leitete, und daß er die Integrität alter und fremder Gedichte gewiß nur in den seltensten Fällen auf eine Weise angetastet hat, die eine Controverse veranlassen könnte, während in hundert Fällen jeder Leser der Verbesserung zustimmen muß. Gleichwohl wünschten wir, daß das, was Herr Knapp zur Rechfertigung seiner glücklichen Kühnheit sagen mußte, ja nicht früher oder später einmal von literarischen Handlangern und Speculanten benuzt werden möge, um die Freiheit, die nur ein so würdiger, als Geistlicher wie als Dichter gleich geachteter Sammler, sich herausnehmen durfte, ihrerseits zu mißbrauchen. Die Linie ist haarscharf gezogen.

Hören wir noch, wie er die geistlichen Dichter charakterisirt: „Die echte Poesie ist der zeitliche Widerhall der ewigen Wahrheit und Freude, das helle Festgewand einer Seele, die sich ihres Daseyns freuet in dem lebendigen Gott. Das Christenthum aber ist der ewige Lebensfrühling der Menschheit, noch herrlicher in Blüthe und Frucht, als die Gewächse tropischer Länder, die oft zugleich Knospen, Blüthen und Früchte tragen. In diesem, den Augen der Welt verborgenen Frühlinge singen die christlichen Dichter gleich den verschiedenen Vögeln, die durch den Himmel fliegen oder zwischen grünenden Zweigen sitzen. Ihr Ton ist sehr verschiedenartig. Wenn ein Rist und Schmolke stets wieder seinen etwas einförmigen, aber doch frischen, herzerquicklichen Finkenschlag anstimmt, so rauscht über ihm Luther, Klopstock und Lehmus mit starken Adlersfittigen dahin, deren Schwung öfters so erhebend ist, wie eine Melodie. Wenn Neumeister und Liebich sich wie Hänflinge auf den Aesten der Buche wiegen, schweben Dach, Gerhard und Richter wie hellsingende Lerchen fröhlich in golddurchschimmerten Lüften dahin. Unter dunkleren Kronen schlägt die Dressel in Johann Franks, Arnolds und Bengels Gesang, — über die Wälder hinweg streift Zinzendorfs und Lavaters freudiger, elastischer Flügel mit andern Sängern, — indeß Hiller auf der wehenden Linde mit dem Distelvogel sein unermüdliches, hellsilbernes Lied singt, der edle Gellert mit dem Emmerling auf dem Wipfel der Birke tirelirt, und tief drunten in schattigen Büschen das unnachahmliche Lied heiliger Sehnsucht aus den Nachtigallkehlen eines Angelus und Tersteegen ertönt. All diese verschiedenartigen Stimmen aber bilden doch Ein Concert; sie quellen aus dem Urgrund der ewigen Liebe, und haben, jegliche nach dem Maaße der Gabe Christi, ihren Werth darum, weil der Schöpfer selbst in ihnen singt, und weil die mannichfaltige Weisheit und Herrlichkeit des Herrn, die in der stummen Gebirgsmajestät und im Rauschen des Aehrengefildes sich nur wortlos verkündigt, hier aus Lippen von Menschen spricht, welche der Finger Christi berührt, und mit der feurigen Kohle seines Kreuzesaltars und mit den Flammen des Pfingstfestes zur freudigen Predigt der Großthaten Gottes geheiligt hat.“

Dem Anhang folgt ein Verzeichniß der Dichter mit kurzer Biographie und Kritik und ein Melodien-Register.

Literargeschichte.

Bibliopolisches Jahrbuch für 1837. 2ter Jahrgang. Leipzig, J. J. Weber.

Vorn das Porträt des verstorbenen Tauchnitz. Dann

1) Verordnung über Verwaltung der Preßpolizei in Sachsen, 2) ein Blick (leider noch kein befriedigender) auf die deutsche Gesetzgebung über den Nachdruck, 3) Bruchstücke aus dem Tagebuch eines Buchdruckers. Darunter folgende sehr beherzigenswerthe Klage: „Das unmäßige Drängen zum Buchhändlerstande ruft zunächst eine unmäßige Concurrenz unter den Buchhändlern selbst hervor. Wahr ist es: Concurrenz hat viel für sich; sie rüttelt den Trägen aus schlaffem Dahinträumen auf, und treibt den rüstigen Arbeiter zu immer ruhmvollerem Streben an, weßhalb der Gewerbefreiheit allerdings das Wort geredet werden kann. Aber dieselbe Gewerbefreiheit, dieselbe Concurrenz schwillt zu einem reißenden Strome an, welcher Tod und Verwüstung um sich her verbreitet, wenn sein breites Bett nicht weise eingedämmt wird. Wer wollte es läugnen, daß viele, noch nicht genug überwachte Gewerbe bereits die Vorboten solches Verderbens gezeigt haben, daß namentlich der Erwerb des Bücherverlegens schon zu einer wahren Sündfluth angewachsen ist? — Man kann dreist behaupten: die Hälfte unserer neuesten Literatur besteht aus Schriften, die schon vorher besser, oder doch wenigstens eben so gut vorhanden waren, mithin leztere bloß des Gewinnes willen zu verdrängen suchen, obgleich sie dem allgemeinen Wohle, der allgemeinen Kultur nicht den geringsten Nutzen bringen. Warum werden z. B., da wir 10 bis 12 vortreffliche und wohlfeile Lesebücher für die niederen Volksschulen haben, warum werden hunderte gedruckt, von denen immer das eine an dem anderen etwas auszusetzen hat, und sich für unentbehrlich ausschreit?! — In der That, wenn man es mit diesem außerordentlichen Ueberflusse an Büchern am Ende nicht so macht, wie es die holländischen Kaufleute bereits mehrere Male mit ihrem überflüssigen Vorrathe an Gewürzen gemacht haben, um dieselben im Ansehen und im Preise zu erhalten, d. h. ihn öffentlich und feierlich verbrennt — hernach aber geeignete Maßregeln trifft, um das Eintreten eines abermaligen Ueberflusses zu verhindern: wenn dieses nicht geschieht, so ist schwer abzusehen, wie eine gänzliche Anarchie in der Literatur abgewendet werden könne." Der Verfasser, G. Fröbel, sezt sofort die Nachtheile auseinander, die das Vieldrucken zum geringsten Preise auch für den Stand der Buchdrucker habe. Unter diesen Bruchstücken findet sich auch eine genaue Anweisung, welche Zeichen bei Correcturen anzuwenden seyen, was noch immer manchem Autor zu wissen nöthig ist, so wie überhaupt diese Fröbelschen Bruchstücke in Bezug auf Buchdruckerei sehr belehrend und unterhaltend sind. Dann folgt ein Buchhändler-Nekrolog.

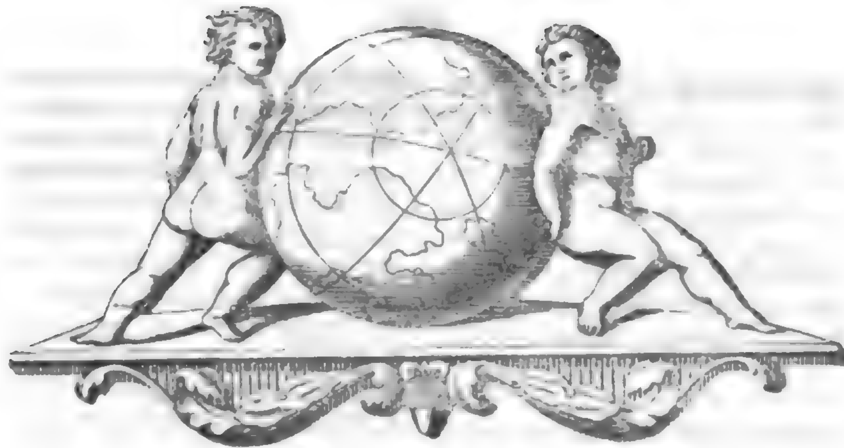
Ferner eine Geographie und Statistik aller mit Leipzig in Bezug auf Buch-, Kunst- und Musikalienhandel in Verbindung stehenden Städte und die Städte, in welchen sich Buchhandlungen befinden, nach den Staaten geordnet. Zwei sehr interessante Uebersichten, denen nichts fehlt, als die Summirung der Zahlen. Wir haben uns die Mühe nicht nehmen wollen, zusammenzuzählen; doch ist das statistische Verzeichniß der Buchhandlungen, die mit Leipzig in Verbindung stehn, 178 Seiten stark. Wir haben vorlängst die Meinung ausgesprochen, daß die Bücherfabrikation unnatürlich übertrieben worden ist, und daß der Fluth naturnothwendig wieder die Ebbe folgen muß, wenn wir gleich zugeben, daß die Unnatur noch geraume Zeit durch besondere Umstände gepflegt und erhalten werden kann. Es ist nicht zu läugnen, daß die Lektüre in einem großen Theile der civilisirten Welt noch immer ein Surrogat für das öffentliche Leben ist, daß man insofern, gleichsam auf einem Schiff eingesperrt und auf einer langen Seereise befindlich, ungeheuer viel und ohne viel Kritik liest. Es ist ferner nicht zu läugnen, daß sich das Fabrikinteresse auch bereits der Kritik bemächtigt hat, und daß Verleger und Autoren in öffentlichen Empfehlungen mit Glück und Erfolg wetteifern, die Mittelmäßigkeit zum Gesetz zu machen. Hieraus folgt, daß die Fabrikation schlechter Bücher, wenn sie nur einen Anstrich von Modegeschmack haben, noch nicht so bald die Berechnung täuschen wird.

Wahrscheinlich wird der Unfug von selbst aufhören, wenn irgend einmal das öffentliche Leben mehr Schwung gewinnt und ein ernsterer und stolzerer Geist sich unserer Nation bemächtigt. Bis dahin hoffe man ja nicht, der lüderlichen Schriftstellerei ein Ende machen zu können. In England ist ein öffentlicher Geist, deßhalb sind solche Literaturgemeinheiten, wie sie unter uns sich unaufhörlich neu gebären, ganz unmöglich.

Das bibliopolische Jahrbuch enthält ferner noch eine Uebersicht der deutschen politischen Zeitungen und Lokalblätter (161 an der Zahl), und ein Verzeichniß der jezt erscheinenden Zeitschriften aus allen Fächern, zusammen 407, darunter 64 theologische (39 protestantische, 25 katholische), 20 pädagogische, 4 philologische, 21 philosophische und allgemein gelehrte Literaturzeitungen, 20 juristische, 17 staatskundliche und kammeralistische, 40 medicinische, 3 thierarzneiwissenschaftliche, 9 naturwissenschaftliche, 9 chemische und pharmaceutische, 14 geographische und historische, 41 forst- und landwirthschaftliche, 19 technologische, 9 mathematisch und militärische, 16 für Handel, Bergwesen und Münzkunde, 50 schönwissenschaftliche, 4 für Theater, 36 gemeinnützige und vermischten Inhalts, 8 musikalische. Politische und nichtpolitische Journale zusammen gibt es also in Deutschland 868.

Am Schluß noch ein Verzeichniß der Freimaurerlogen und der Bäder Deutschlands.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 101. Freitag, 6. Oktober 1837.

Werke über Schweden.

1) Geschichte Schwedens von Erik Gustav Geijer. Aus der schwedischen Handschrift des Verfassers übersezt von Swen P. Leffler. Dritter Band. (Zur Heeren-Ukert'schen Sammlung gehörig.) Hamburg, Fr. Perthes, 1836.

Geijers Werk ist anerkannt als die beste, bisher erschienene Geschichte Schwedens. Die früheren Theile haben wir in diesen Blättern schon besprochen; der vorliegende dritte enthält die Geschichte Gustav Adolfs und der Christina, also eine der wichtigsten Perioden. So viel auch schon hierüber geschrieben ist, verdanken wir doch den Forschungen, welche Geijer in den schwedischen Archiven angestellt hat, neue, zum Theil sehr interessante Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Krieges und mithin auch der deutschen Verhältnisse. Uebrigens muß man von einem halben Octavbande nicht eine vollständige, in Alles eingehende Geschichte dieses großen Krieges verlangen. Geijer hatte vorzüglich nur das Charakterbild des Königs und die schwedischen Interessen im Auge und mußte sich im Raum beschränken. Doch hätte er der in Hartes englischem Werk erwähnten diplomatischen Verhandlungen mit Frankreich, die durch Rankes neuere Forschungen in der päpstlichen Diplomatie noch eine schärfere Beleuchtung erfahren haben, etwas mehr ins Auge fassen dürfen. Erscheint Gustav Adolfs ganze Handlungsweise nicht als ein schöner Triumph der Gradheit über die geheimen Ränke? Hätte nicht schon deßwegen ein schwedischer Geschichtschreiber mehr darüber sagen sollen? Es geht nämlich aus allem hervor, daß Gustav die Eifersucht zwischen dem Kaiser einer-, dem Papst und Bayern andrerseits und die darauf berechnete französische Politik nur benuzte, nicht um auf Kosten der Religion als Ländererwerber ein solches Spiel zu spielen, wie man ihm wohl vorgeworfen hat, sondern um die Feinde seiner Religion dadurch geschickt getrennt zu halten, und das divide et impera oder das optimum aliena insania frui auszubeuten.

Neben dem großen Gustav tritt nicht minder kräftig und originell das Bild seiner sonderbaren Tochter Christine hervor. Geijer hat dieses Bild in scharfen Umrissen gezeichnet, und ihrem Andenken eine Galanterie gewidmet, die ihm als einem patriotischen Schweden wohl ansteht. Ob aber Herr von Raumer mit seinem Verdammungsurtheile Christinens so sehr Unrecht hat, möchten wir doch bezweifeln. Ob er die besten oder „nicht die besten Quellen“ benuzt, wie ihm Geijer vorwirft, darüber maßen wir uns kein Urtheil an. Allein die Handlungen Christinens, wegen welcher sie dem

Urtheil der Weltgeschichte unterliegt, sind so allgemein bekannt und unbezweifelt, daß sie durch die sorgfältigste Specialuntersuchung nicht anders werden. Doch wir wollen uns über diesen Gegenstand ausführlicher aus Anlaß des folgenden Werkes aussprechen.

2) Christina, Königin von Schweden, und ihr Hof, von W. H. Grauert, Prof. der königl. Akademie zu Münster. Erster Band. Bonn, Weber, 1837.

Eine mit außerordentlicher Gründlichkeit und Vorsicht angelegte Biographie. Der gelehrte Verfasser bemerkt mit Recht, daß über wenige historische Charaktere so verschiedene Urtheile gefällt worden sind, als über die schwedische Christine, und daß hier die historische Kritik eine nicht ganz leichte Aufgabe zu lösen hat. „Die Königin hatte durch ihre Regierung einen so großen Namen erlangt, und durch auffallende Handlungen, namentlich die Thronentsagung und den Uebertritt zur katholischen Kirche, ihren Ruf so weit verbreitet, daß schon während ihres Lebens und bald nach ihrer Abdankung viele Schriften über sie erschienen. Allein die Verfasser derselben waren Leute, die weder ihr selbst so nahe gestanden, noch auch in dem schwedischen Staate eine solche Stelle bekleidet hatten, daß sie beglaubigte Aufschlüsse dadurch gewinnen konnten: es waren meist Franzosen (die in andern Sprachen erschienenen Schriften sind Uebersetzungen oder Compilationen davon), die entweder an ihrem Hofe sich eine Zeitlang aufgehalten, oder nur von Andern, die dort gewesen, durch Hörensagen Einiges erfahren hatten: bei der großen Selbstständigkeit Christina's in der Regierung, und bei der außerordentlichen Heimlichkeit der schwedischen Diplomaten war es ihnen daher nicht möglich, in das Innere der Begebenheiten einzudringen, oder diese auch nur vollständig und glaubwürdig zu erkennen; sie hörten nur von einigen Ereignissen und Intriguen am Hofe, und von den äußerlichen Vorgängen, und stellten, je nach Neigung oder Abneigung, in ihrer individuellen Ansicht günstig oder ungünstig dar, woher sie einander aufs Höchste widersprachen; Documente hatten sie Alle nicht, einige wenige bereits öffentlich bekannt gemachte Briefe Christina's ausgenommen. Von Abneigung gegen die Königin aber waren Viele eingenommen, die Protestanten durch ihren Uebertritt zum Katholicismus, einen so erbitterten Contrast gegen Gustav Adolfs Bestrebungen; die Franzosen durch ihre in den lezten Jahren so hervortretende Hinneigung zu dem verhaßten und fortwährend bekriegten Spanien; die Gelehrten durch ihre eine Zeitlang vorwaltende Vernachlässigung der Studien; viele leichtfertige und charakterlose Menschen, meist Franzosen, die bis dahin Gnadenbezeugungen von ihr erhalten oder gehofft hatten, dadurch, daß sie durch ihre Abdankung diese goldenen Aussichten verloren; überhaupt aber wird, wer den äußern Glanz abgelegt, viel strenger und härter beurtheilt, von Neid und Haß viel bitterer verfolgt, als wer nie damit umgeben war. Dazu gesellte sich die französische Frivolität und Unverschämtheit der damaligen Zeit, die das größte Vergnügen daran fand, das Trefflichste in den Staub zu treten, überall nach Anekdoten und Frappantem haschte, und die eigene Sittenverderbniß bei irgend einem Anschein auch Andern mit größter Keckheit unterschob. Demnach verdient diese Klasse von Schriften so gut wie gar keinen Glauben, und Benutzung nur bei Bestätigung anderer gewichtiger Zeugnisse. Die ausführlichste derselben ist das „Leben der weltberühmten Königin Christina von Schweden" (Leipzig 1705); indeß über ihre Jugend und Regierung liefert diese sehr Wenig, und dies meist aus den Memoiren Chanut's, aber entstellt; die umständlichsten Nachrichten betreffen ihr Privatleben, weßhalb wir das Nähere darüber für den zweiten Theil vorbehalten. So wie diese Schriften sie meist auf verläumderische Weise verunglimpfen, so stellt Galeazzo Gualdo sie zu sehr von der glänzenden Seite dar: er gibt indeß nur eine Charakteristik von ihr, eine ausführliche Erzählung von ihren Reisen gleich nach der Thronentsagung, und eine sehr genaue Darstellung von ihrem Uebertritte zur katholischen Religion: er war in ihren Diensten und Gunsten, und sein Urtheil daher keineswegs unbefangen; aber in den beiden genannten Hauptpartien ist er die vorzüglichste Quelle. — Noch bei ihren Lebzeiten erschienen einige andere für ihre Biographie wichtige Quellen: zuerst die Mémoires de ce qui s'est passé en Suède et aux provinces voisines depuis l'année 1645 jusques en l'année 1655..... Tirez des Depeches de Monsieur Chanut Ambassadeur pour le Roy en Suède. Par P. Linage de Vauciennes. Man hat in neuerer Zeit auf die Berichte fremder Gesandten an den Höfen als auf eine sehr bedeutende Quelle der Geschichte aufmerksam gemacht, und das mit vollem Rechte. Indeß bedarf es auch nicht des Beweises, daß diese Berichte immer mit großer Vorsicht und einigem Mißtrauen zu benutzen sind, da von der Individualität der Verfasser und den politischen und persönlichen Verhältnissen so sehr viel abhängt. Die sogenannten Memoiren Chanut's hat man durchgehends als eine unbedingte Autorität betrachtet und jede Angabe derselben als historisch sicher aufgenommen: der Name jenes ausgezeichneten Ministers, die große oft ins kleinste Detail gehende Reichhaltigkeit dieser Memoiren, und die in manchen Partien wirklich genaue Kenntniß von den äußern und innern Ereignissen Schwedens, bei dem großen Mangel anderer inhaltsreicher Quellen, hat hiezu

verleitet. Allein wir glauben nachgewiesen und durch viele Belege dargethan zu haben, daß besonders die zweite Hälfte derselben nichts weniger als unbedingten Glauben verdient, vielmehr manche Irrthümer und viele unrichtige, auf bloßen Gerüchten und Klatschereien beruhende Angaben enthält, und in einem geg.n Christina feindseligen Geiste geschrieben ist, der hauptsächlich davon herrührt, daß sie von Frankreich sich damals mehr zurückzog und zu Spanien hinneigte, und den französischen Residenten Picques ihrer Gunst nicht sonderlich würdigte; daß ferner dieser Theil der Berichte nicht Chanut selbst, der aus Schweden entfernt war, sondern jenem seinem Stellvertreter angehört, und daß der französische Hof, womit Christina damals in sehr gespannten Verhältnissen stand, dieselben herausgeben ließ, um sie empfindlich zu kränken. Die Memoiren enthalten aber überdies nicht einmal die Gesandtschaftsberichte in ursprünglicher Gestalt, sondern sehr verstümmelt und verfälscht. Dafür genügt schon das Zeugniß des in alle diese diplomatischen Angelegenheiten völlig eingeweihten Zeitgenossen Wicquefort. — Ein Werk von ganz anderm Charakter ist Pufendorfs Geschichte von Schweden seit Gustav Adolfs Zuge nach Deutschland bis zu Christinas Thronentsagung, ausgezeichnet durch große Klarheit, Besonnenheit und antike Darstellung; es enthält die äußern Begebenheiten, besonders die des Krieges, in großer Reichhaltigkeit, berücksichtigt aber die innere Geschichte und die hier so wichtigen persönlichen Verhältnisse sehr wenig. — Außer den auf die allgemeine Geschichte Schwedens bezüglichen Werken sind dies die Quellen und Hülfsmittel für die Biographie der Königin Christina, welche erschienen, ehe Arckenholtz mit seinen Mémoires concernant Christine Reine de Suède etc. auftrat; sie waren um so wichtiger, je dürftiger und ungenügender jene sind. Denn er hat zuerst eine große Anzahl von Briefen und Schriften Christina's und andern auf ihre Geschichte bezüglichen Urkunden gesammelt, theils aus den schwedischen Archiven, theils von schwedischen und andern bedeutenden Personen, theils auf seinen Reisen, und namentlich in Rom; er hat ferner mit außerordentlicher Belesenheit aus sehr vielen gedruckten und ungedruckten Werken wichtige Notizen gezogen, welche sowohl ihre persönliche Geschichte als die ihrer Zeit aufklären, und hiedurch eine höchst reichhaltige Materialiensammlung geliefert, die wegen des wörtlichen Abdrucks der Originalpapiere und Documente immer die Grundlage für Christina's Lebensbeschreibung bleiben wird. So wichtig sie aber in dieser Hinsicht ist, eben so weit entfernt ist sie von einer wirklichen Biographie; in den beiden ersten Bänden ist freilich eine Art chronologischer Ordnung beobachtet, aber nur sehr im Allgemeinen; die Materialien für das Einzelne sind an hundert Stellen zerstreut, oft sehr versteckt, und liegen kraus und bunt durcheinander; daher häufige Wiederholungen und Widersprechungen; die Nachträge in den beiden letzten Bänden enthalten zum Theil gerade das Bedeutendste. — Seit Arckenholtz haben noch einige Schriften wichtige Materialien mitgetheilt, darunter zunächst das Tagebuch des englischen Gesandten Whitelocke: er war ein Mann von Verstand, Kenntnissen und ganz einfachem und biederm Charakter; seine Nachrichten sind sehr authentisch und reichhaltig, seine Darstellung höchst einfach und ungeschmückt, und durch das offenbare Gepräge der Wahrheit ausgezeichnet, was um so wichtiger ist, da seine Angaben mit den Chanutschen bedeutend contrastiren; übrigens ist das Buch etwas weitläufig, und mit vielen ganz gleichgültigen Dingen angefüllt. Viele wichtige Documente ferner sind im Original abgedruckt in Adlersparre's Historiska Samlingar: sie sind an den einzelnen Stellen näher bezeichnet, so wie auch andere Specialschriften angegeben. Die Lettres choisies de Christine und die Lettres secrètes de Chr. enthalten dagegen nichts als einen Theil der bei Arckenholtz befindlichen Briefe, und überdies so entstellt und verfälscht, daß sie nicht zu gebrauchen sind. — Neuere Biographien der Königin gibt es sehr wenige; und diese sind alle nur Auszüge aus Arckenholtz, ohne eigene Forschung und weiter geführte Benutzung der Quellen, die denn auch gar nicht oder nur ganz allgemein angegeben sind, sehr kurz und ungenügend. Dahin gehört die von Lacombe, eine kurze und wohlgeschriebene Uebersicht; ferner die von Schröckh, mit großer Klarheit Verstand, sehr übersichtlich und interessant geschrieben, übrigens ohne selbstständige Forschung und neue Resultate, und sehr kurz: viele wichtige Einzelheiten sind übergangen, die innern Verhältnisse und das Tiefere weniger aufgefaßt, die Geschichte des Staates, auch insofern sie die Königin berührt, im Innern und Aeußern nur wenig berücksichtigt; überhaupt ist die in der Vorrede ausgesprochene Tendenz, wonach diese allgemeine Biographie für Freunde der Geschichte bestimmt ist, treu durchgeführt. In derselben Weise hat Catteau-Calleville einen recht gut geschriebenen und mit Verstand bearbeiteten Auszug aus Arckenholtz geliefert."

Somit rechtfertigt der Verfasser seine neue Arbeit. Er spricht in der Einleitung schließlich noch seinen Tadel über die Verunglimpfungen aus, die seiner Heldin noch in jüngster Zeit von Seiten deutscher Geschichtforscher, z. B. des Herrn von Raumer, hat erfahren müssen. Seiner Ansicht nach fließen diese Verunglimpfungen ursprünglich theils aus der trüben Quelle französischer Klatscherei, die überall Skandal und Unsittlichkeit hineintrugen, wo keine war; theils aus dem beleidigten Stolze der Protestanten und aus dem noch nicht ganz erloschenen Religionshaß der Partei, welche sie verlassen.

Wir geben dies zu, glauben aber, der Verfasser selbst ist mit aller Besonnenheit doch etwas ins andre Extrem gerathen. Es wird immer schwer seyn, hier die Grenzlinie zu zeichnen. Auch wir maßen uns dies nicht an. Wir sind Protestant, wir halten als solcher den Abfall der Königin Christine für eine weibliche Bizarrerie und Originalitätssucht, die in ihrer Lage mehr als eine gewöhnliche Schwäche und Eitelkeit des Geschlechts, nämlich ein wahrer Verrath am Andenken ihres großen Vaters und eine Frivolität war, die man am allerwenigsten auf einem Throne begehn soll. Daß ein Katholik die Sache anders ansieht, dagegen haben wir nichts. Der Abfall wird aber immer der Hauptpunkt des Streites bleiben. In allen andern Punkten können protestantische und katholische Geschichtschreiber wohl einig werden, Christinens große Vorzüge und auch ihre Schwächen gleich unbefangen anerkennen. Nur das Endurtheil wird, wegen jenes Abfalles, immer ein verschiedenes seyn bei Protestanten und Katholiken.

Von diesem Differenzpunkt abgesehn, der nur die Beurtheilung, nicht die Darstellung der Thatsachen betrifft, ist das vorliegende Werk ein Muster von genauer, durchsichtig klarer Darstellung aller Einzelheiten im Leben und in der Regierung der Christine. Ihre Person, ihre Studien, Vergnügungen, die ganze Einrichtung ihres Hofes wird eben so ausführlich beschrieben, wie der Gang der Politik, und nicht selten wird die Darstellung durch diese Genauigkeit zum Bilde, so daß das Auge in ihre Gemächer hineinzuschauen glaubt. Christinens Person wird also geschildert. „Um schließlich ein Bild von ihrem Aeußern zu geben, so entsprach dies auffallend ihrem geistigen Wesen. Sie war von weniger als mittlerer Größe, kräftig gebaut, die eine Schulter etwas hervorstehend, was aber Kleidung und Haltung fast verdeckten; der Kopf war schön, die Stirne hoch, die Nase groß und gebogen, aber wohlgebildet, die Augen azurblau und so feurig glänzend, daß man ihren Blick nicht leicht ertragen konnte, vorzüglich, wenn sie erzürnt war; der Mund schön gebildet; eine zarte schneeweiße Haut, und blondes Haar erhöhten die echtgermanische Schönheit; die Gesichtszüge anmuthig und reizend, doch mit dem Ausdrucke des Ernstes und Nachdenkens und der Majestät, daß man sie sogleich als Königin erkannte; nach den verschiedenen Bewegungen ihres Gemüthes wechselte oft plötzlich der Ausdruck ihres Antlitzes, so daß sie von einem Augenblicke zum andern nicht mehr kenntlich war, behielt indeß immer etwas Heiteres, Angenehmes und Würdevolles; bei Aufwallungen des Unwillens aber flößte es, ohne entstellt zu werden, Schrecken ein; ebenso war der Ton ihrer Stimme gewöhnlich sehr sanft und vollkommen weiblich; wurde aber plötzlich, ohne Affectation oder sichtbare Ursache, viel stärker und kräftiger, als ihrem Geschlechte eigen ist, und sank dann allmählich zum natürlichen Maße zurück. Dies und ihr rascher männlicher Gang, ihr lautes Reden und Lachen, und die Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen lenkten sogleich Aller Augen auf sie und machte großen Eindruck; doch fand man beim ersten Anblicke nicht so viel Wunderbares an ihr, als wenn man sie mit Muße betrachtete. Wegen des häufigen Wechsels in ihrem Antlitze war es schwer, sie zu malen, und daher ihre meisten Bildnisse trügerisch."

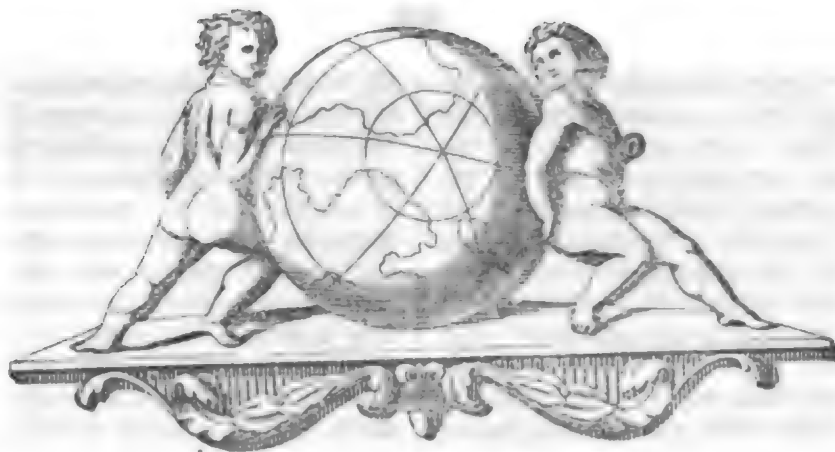
Die nähere Bekanntschaft mit dieser originellen Persönlichkeit versöhnt in vieler Beziehung mit dem politischen Charakter, den wir keiner Frau auf dem Thron empfehlen möchten, sofern auch gekrönte Frauen (wie Männer) nur durch Stetigkeit, nicht durch Wechseln, und nur durch festes inniges Verwachsen mit ihrem Volk, nicht durch leichtsinniges Ausscheiden von demselben sich die Achtung der Jahrhunderte erringen können.

3) Geschichte Karl (s) des Zwölften, Königs von Schweden, vom Rittmeister Knut af Lundblad. Nach dem schwedischen Original frei übers. von Cap. v. Jenssen. Erster Band. Hamburg, Fr. Perthes, 1835.

Das alte große Hauptwerk von Nordberg, welches die Haupt- und Staatsactionen zusammengetragen, und die bekannte, aber sehr gut geschriebene Geschichte Karls von Voltaire, die vorzüglich das poetische Interesse ausgebeutet hat, lassen in der That noch Manches zu wünschen übrig, was vom Standpunkt neuerer Geschichtsforschung aus verlangt werden muß. Vieles ist übrigens in andern Geschichtswerken über Skandinavien, Deutschland, Polen und Rußland schon geleistet worden, und insbesondere für Aufhellung der diplomatischen Intriguen und geheimen politischen Motive der Cabinette zu Ende des 17ten und zu Anfang des 18ten Jahrhunderts, die in unmittelbarer Verbindung mit der Wirksamkeit Karls XII. standen.

Der Verf. des vorliegenden Werks ist Soldat und auch wenn er dies nicht wäre, hätte er im Leben Karls XII., der durch und durch Soldat war, das kriegerische Element vorzugsweise hervorheben müssen. Der erste Theil reicht bis zum Jahr 1708, umfaßt also, außer dem kurzen dänischen, den langen polnischen Krieg, über den unlängst auch die Schulenburgischen Denkwürdigkeiten mehr Aufschluß gegeben haben. Der Blick orientirt sich etwas schwer in diesen Feldzügen, die wahre Kreuz- und Querzüge waren. Der junge Held steht aber höchst originell den diplomatischen Intriguen seiner Gegner gegenüber. Inzwischen entwickelt sich dieser originelle Charakter und sein tragisches Schicksal erst im zweiten Theile mit dem Einmarsch Karls in die russischen Steppen und der Schlacht bei Pultawa. Die Leser dieses ersten Bandes haben sich daher zu beklagen, daß der zweite noch nicht erschienen ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 102. Montag, 9. Oktober 1837.

Werke über Schweden.

4) Statistik von Schweden, nach öffentlichen Documenten von Carl af Forsell, Oberst. Nach der zweiten verbesserten Auflage übersezt von A. G. Fr. Freese. Mit einer Karte. Lübeck, v. Rohden, 1835.

Ein sehr gutes Handbuch, was den vollständigsten und genauesten Ueberblick über das schwedische Reich gewährt. Der Verfasser spricht zuerst über die Natur des Landes, über den unerschöpflichen Metallreichthum (besonders an Eisen * und Kupfer), über das großartige Steingerölle, das auf eine charakteristische Weise alles platte Land in Schweden bedeckt, über das merkwürdige Zurücktreten des Meeres von den Küsten, über die Stürme, die am Nordcap so heftig sind, daß die Häuser unter die Erde gegraben werden müssen, über die vom Norden gegen den Süden aufwärts steigende Skala der Vegetation, den auffallenden Uebergang aus nacktester Sterilität in das saftige Grün der fruchtbaren Zonen, über die Extreme des langen Tags und der langen Nacht ꝛc. Dann wird eben so kurz die Geschichte des schwedischen Volkes skizzirt, an der wir nichts auszusetzen haben als den bis zur Unglaublichkeit servilen Schluß, der nichts geringeres behauptet, als daß Karl Johann von Schweden „den Plan entwarf, wie Europa seine Freiheit 1812 und 1813 wieder erwerben sollte und dem Europa es zu verdanken hat, daß es jezt Friede genießt.“ Nach einer so exorbitanten Aeußerung darf es nicht Wunder nehmen, daß der Verfasser sich auch über den Verlust Finnlands freut, weil nun Schweden, mit Norwegen vereinigt, seine natürliche Grenze gefunden habe. Das ist kein schwedischer Patriotismus, der so denkt.

Nach diesen allgemeinen Einleitungen folgt die Darstellung der gegenwärtigen Verfassung Schwedens. Da von der Unbehülflichkeit des Reichsständischen Instituts Niemand größern Vortheil zieht als der König, und der Verfasser ein Extrem von Loyalität blicken läßt, so hätte man erwarten sollen, er würde jene Unbehülflichkeit loben; allein er gibt der Wahrheit die Ehre, sie zu tadeln. „Wenige Einrichtungen sind beim Geben der Geseze so unförmlich als die der Reichsstände. Das uneingeschränkte und bis zur Lächerlichkeit benuzte Motionsrecht, die langwierigen Ueberlegungen in vier verschiedenen Abtheilungen oder Ständen, die geraume

* Der Berg Gallivare in Lappland besteht ganz aus diesem Metall und würde allein ausreichen, auf ewige Zeiten die ganze Bevölkerung der Erde mit Eisen zu versehen.

Zwischenzeit von fünf Jahren von einem Reichstage zum anderen, ist eine große Unbequemlichkeit; allein bei der jetzigen Zusammensetzung der Stände ist es eher ein Vortheil; der unnütze und kostspielige Druck von den Protocollen der Reichsstände, welche Niemand kauft und Niemand lieset, so wie die sehr drückenden Ausgaben für die durchaus nicht den Hoffnungen des Volks entsprechenden langen und verdrießlichen Reichstage, sind Gegenstände genug, die einer Reform bedürfen." Auch klagt der Verfasser über die zu vielen besondern Gerichte und über die Vielschreiberei bei der Administration. Wenn man das alles liest, sollte man gar nicht glauben, daß von einem fremden Lande die Rede wäre. Es ist da drüben ziemlich wie da hüben.

Indem der Verfasser zur Charakteristik des Volks und seiner Sitten übergeht, hebt er besonders hervor: „Für den wahren Freund des Vaterlandes gibt es keinen Gegenstand, der größere Aufmerksamkeit verdiente, weil er gerechte Sorgen veranlaßt, als der bei der Nation überhand nehmende Genuß des Branntweins. Nichts hat so viel Schlimmes hervorgebracht, als dies verderbliche Getränk. Alle unsere Kriege haben uns bei weitem nicht so viele Leiden zugefügt, als der Branntwein. Mehr als $^3/_4$ von allen Verbrechen, alle Noth und alles Elend, welche das schwedische Volk drücken, schreiben sich in näherem oder entfernterem Verhältnisse von diesem berauschenden Zerstörungemittel her. Alles andere Böse hat einen Uebergang, aber der Branntwein zehrt fort und fort an der Wurzel der Nation; denn nicht genug, daß der überflüssige Genuß desselben allen Wohlstand, alles Gedeihen und alles Glück der gegenwärtigen Generation zerstört, es wird auch jede folgende immer schwächer und kraftloser an Leib und Seele. Die Musterung der Conscribirten im verwichenen Jahre ergab, daß in manchen Länen beinahe ein Drittel von den Jünglingen als untauglich zur Theilnahme an der Vertheidigung des Vaterlandes abgewiesen werden mußte. — Derjenige, welcher die Nation zu einem allgemeineren Genuß des Branntweines verführte, hat sein Andenken mit schweren Vorwürfen beladen. Als die regalen Brennereien am meisten in Flor waren, und folglich ein großer Abgang als Verdienst angesehen wurde, sagte einer von Gustavs III. Lieblingen zu dem Könige bei einer Promenade, wo sie einem taumelnden und ganz betrunkenen Menschen begegneten (dieser tiefe Erniedrigungszustand, in welchem der Mensch bei weitem unter dem Vieh sich befindet): Da ist einer von unseren Leuten! Aus den Reichstagsprotocollen vom Jahr 1786, S. 182 geht hervor, daß die jährliche Consumtion des Branntweins damals auf 5,400,000 Kannen stieg, und zu der Zeit war noch Finnland mit Schweden verbunden, aber 42 Jahre später stieg sie, nach der Angabe des Oekonomie- und Beschwerde-Ausschusses beim Reichstage vom Jahr 1829, auf wenigstens 22 Millionen Kannen! — Die schändliche Völlerei auszurotten, ist ohne Zweifel vergebliche Mühe, aber verringern können wir sie, und es ist hohe Zeit, daß die Verständigen der Nation kräftige Maßregeln wider das größte Uebel ergreifen, welches das schwedische Volk getroffen hat. Was soll sonst das aufwachsende Geschlecht von unserem Verstande und unserer Handlungsweise denken?" Im Uebrigen wird der Charakter des Volks gelobt; die Schweden, heißt es, seyen etwas langsam, aber verläßig, tüchtig an Leib und Seele. Für Bildung ist so gesorgt, daß unter 1000 Menschen nur einer gefunden wird, der nicht lesen könnte. Die Bevölkerung betrug im Jahr 1781 nur 1,780,000, im Jahr 1820 schon 2,580,000. Es folgen sehr specificirte Bevölkerungslisten.

Trotz der wachsenden Einwohnerzahl hat Schweden doch im vorigen Jahrzehent zum ersten Mal so viel Getreide erzeugt, als es zum eignen Gebrauche bedarf, während dies früher nie der Fall war; gleichwohl bestehen noch viel Uebelstände in Bezug auf Ackerbau, namentlich eine große Ungleichheit zwischen den adeligen und steuerpflichtigen Hufen. Die Holzproduktion des Landes wird geringer angegeben, als man bisher geglaubt hat. Die Metallproduktion ist ungeheuer, aber der Verfasser bedauert, daß Schweden, welches über so bedeutende mechanische Kräfte disponirt und wo der Taglohn ein sehr niedriger ist, das rohe Material bloß ausführt, anstatt es zugleich zu verarbeiten. Aus diesem Grunde spricht er überhaupt sehr zu Gunsten des Fabriksystems. In Bezug auf den Handel nimmt Schweden immer noch einen verhältnißmäßig ehrenvollen, obwohl bescheidenen Rang ein. Der Verfasser bringt Schwedens Ausfuhr und Einfuhr in Tabellen zur Uebersicht. Uebrigens findet er das städtische Leben noch nicht ausgebildet genug. Schweden ist zu groß und verhältnißmäßig zu wenig bevölkert. Nach alter Weise versieht sich der Landmann selbst mit allem Nöthigen und verrichtet fast alle Handwerksarbeiten in einer Person.

Das Heerwesen ist bekanntlich in Schweden von ganz eigner Beschaffenheit, noch auf dem Fuß von 1680. „Es besteht darin, daß die Nation, um Ausschreibungen zu vermeiden, sich verpflichtete, beständig eine gewisse Anzahl Reiter, Soldaten oder Bootsleute zu halten, deren jeder von einem sogenannten Distrikte (Rote), bestehend meistens aus zwei ganzen Hufen, mit einer kleinen Wohnung und dazu gehörendem Lande, so wie Hülfe in der Zeit der Saat und Ernte, und anderen kleinen Vortheilen, ausgerüstet würde. Die Befehlshaber dieser Truppen erhielten auf dieselbe Art mitten unter ihnen zur Wohnung und Ablöhnung solche Hufen, worüber der Staat disponiren konnte. Hierdurch wurde mit

unauflöslichen Banden die Liebe des Kriegers zum Vaterlande befestigt, und immer hat die eingetheilte Armee, wenn sie gut angeführt worden, ihre Bestimmung vollkommen erfüllt. Die französische Revolution, welche gleich einem Vulkane eine Masse von neuen Ideen auswarf, hat auch den Begriff von der Pflicht eines jeden freien Mannes, das Vaterland zu vertheidigen, festgestellt. Die Conscription war hiervon eine natürliche Folge, und diese wurde auch bei uns im Jahre 1812 angenommen. Wir haben also drei Arten von Truppen: geworbene, eingetheilte und die conscribirte." Es folgen auch hier tabellarische Uebersichten. Dann wird die Marine erörtert, wobei der Verfasser die Bemerkung nicht unterdrücken kann, daß die Schweden, obgleich ein so tapferes Volk und zur See gleichsam geboren, doch in Seekriegen fast durchgängig unglücklich gewesen sind.

In Bezug auf die ständischen Ordnungen bemerkt der Verfasser, daß der Bauernstand der überwiegende, der Bürgerstand — eben wegen des oben berührten Zurückbleibens städtischer Entwicklungen — der zurückgesezte sey. Man zählt überhaupt in ganz Schweden nur 31,679 Personen männlichen Geschlechts vom Bürgerstande. Die Geistlichkeit ist verhältnißmäßig etwas zu zahlreich. Den Universitäten und Unterrichtsanstalten wird Lob gezollt. Noch mehr den Finanzen. Schweden hat gar keine Staatsschuld; doch vermehrt sich die Armuth durch die verderblichen Folgen der Branntwein-Kultur, auf die der Verfasser noch einmal zurückkommt, um sie wiederholt zu verdammen.

3) P. Hell's Reise nach Wardoe bei Lappland und seine Beobachtung des Venus-Durchgangs 1769. Aus seinen Tagebüchern und mit Erläuterungen begleitet von Littrow. Wien, Gerold, 1835.

Ein alter Reisebericht eines Astronomen, der ans Nordcap geschickt wurde, daselbst den in der Geschichte der Wissenschaft so berühmten Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten, der gleichzeitig in den entlegensten Theilen der Welt von Andern beobachtet wurde. Der astronomische Theil kann nur Männer von Fach interessiren; Pater Hell wurde aber von P. J. Sainorics begleitet, der zugleich die Reiseabenteuer beschrieben hat, und dieser Bericht hat Manches, was auch andere Leser ansprechen kann. Beide Jesuitenpatres wurden von Wien aus geschickt und reisten über Prag, Leipzig, Braunschweig, Hamburg, Lübeck, Kopenhagen, Drontheim nach Wardöhus noch jenseits des Nordcaps. Sie hatten sehr mit Sturm und Schnee zu kämpfen, fanden aber in Wardöhus einen Commandanten, einen Geistlichen, einige Unterbeamte und einige Verbannte zur Gesellschaft, nebst einer kleinen Anzahl Soldaten. Einer derselben mußte mitten unter Schnee und heftigem Winde Spießruthen laufen, wozu man die Ruthen viele Meilen weit hatte herbeiholen müssen. Nachdem sie viele Untersuchungen auf dem schnell improvisirten Observatorium angestellt und sich übrigens in das rauhe nordische Wesen nicht recht finden können, kehrten sie gern wieder zum schönen Süden zurück.

Staatswissenschaft.

1) Die materiellen Grundlagen und sittlichen Forderungen der europäischen Kultur, von Karl Arnd. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1835.

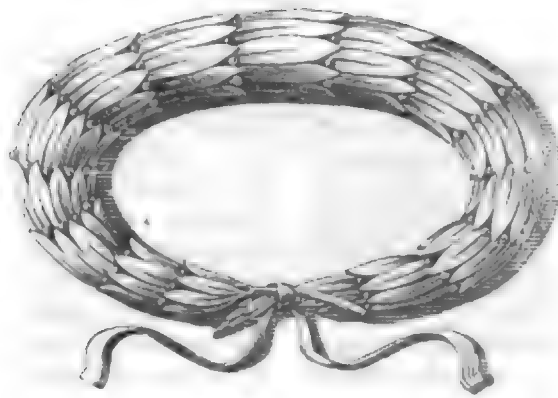
Der Verfasser hat ein sehr einfaches Princip. Der Kern seiner Lehre ist: „Unter allen in der sichtbaren Welt vorkommenden Erscheinungen ist es nur das Daseyn und Wirken unseres Geschlechts, welches wir Menschen als Selbstzweck anerkennen können. — Dieses Daseyn und Wirken beruht auf den dem Menschengeschlecht inwohnenden Kräften und den diesen Kräften zur Verfügung stehenden körperlichen Dingen — den materiellen Gütern. Betrachten wir jene Kräfte, so finden wir, daß sie sich nur mittelst des freien, selbstständigen geistigen Verkehrs ihrer Bestimmung gemäß entwickeln, und daß nur die Sittengesetze sie vor Abwegen — vor zweckwidriger Verwendung bewahren können. — Betrachten wir diese Güter, so finden wir, daß nur ihr Verhältniß zu jenen Kräften ihnen Werth und Bedeutung gibt, und daß nur eine möglichst unbeschränkte Einwirkung jener Kräfte auf sie ihrer Thätigkeit jenen Erfolg geben kann, welcher ihrer eigenen Intensität, und somit ihrer Bestimmung entspricht, daß also überall die natürliche Ordnung der Dinge am sichersten zur Erreichung des Zweckes der menschlichen Gesellschaft hinführe. — Mit dieser natürlichen Ordnung der Dinge steht aber in ewigem Kampfe die Selbstsucht der Einzelnen und der Körperschaften — das oligarchische Princip. Dieses Princip war es, welches den geistigen und materiellen Verkehr beschränkte, welches für den Gewerbebetrieb Monopole, Privilegien und den Zunftzwang schuf, welches den Grundbesitz den freien Ackerbauern entzog, und ihn den Majoraten und der todten Hand zuwendete, welches endlich die indirecten Steuern ins Leben rief. Alle diese Störungen der natürlichen Ordnung der Dinge, welche der naturgemäßen Entwicklung der menschlichen Gesellschaft entgegenwirkten, entstanden unter dem Schutze der Regierungen, und ihre allmähliche Beseitigung kann ebenfalls nur durch die Regierungen geschehen. Dies Verhältniß macht die Bestimmung der Regierungen zu einer doppelten — einer positiven und einer negativen. Nach den Anforderungen der erstern haben sie das selbstständige

Streben der Staatsgesellschaften zu erleichtern, und alle ihm entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen, also die Thätigkeit, welche die ganze Gesellschaft als solche belebt, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Hülfsmitteln zu unterstützen. Nach den Anforderungen der zweiten haben sie alle Störungen zu beseitigen, welche das oligarchische Princip diesem Streben entgegenzusetzen sucht; also die Thätigkeiten, welche von Einzelnen und von Körperschaften als solchen und für selbstsüchtige Zwecke hervortreten, zu unterdrücken. — Drei Gegenstände glaubte der Verfasser herausheben und ihnen eine besondere Sorgfalt in der Behandlung widmen zu müssen: 1) Die menschlichen Naturanlagen werden nur entwickelt, und die Bestimmung der menschlichen Gesellschaft wird hauptsächlich nur erfüllt durch den geistigen Verkehr. Da diese Wahrheit noch zu sehr von unseren Regierungen verkannt wird, so stellte der Verfasser sie an die Spitze seiner Untersuchung, und machte sie zum Schlußsteine derselben. In diesem geistigen Verkehre, welcher in unserer Zeit vermittelt wird durch die Presse, spiegelt sich ab das gesammte Leben der gleichzeitigen civilisirten Völker mit seinen zu erstrebenden Idealen und den seiner Entwicklung entgegenstehenden Hindernissen; seine Forderungen in ihrer reinen, von den sich eindrängenden oligarchischen Einwirkungen geschiedenen Auffassung erscheinen uns als die alleinigen naturgemäßen Gesetzgeberinnen der Völker. Die Sicherung der Freiheit des geistigen Verkehrs, neben der Unterdrückung jener, die Reinheit der Sitten, die Heiligkeit der Religionen und die der Staatsgewalt gebührende Achtung gefährdenden oligarchischen Einwirkung bildet daher eine der wichtigsten Aufgaben unserer Regierungen. 2) Da auf den im Leben noch viel zu wenig gekannten Naturgesetzen der Bevölkerung eine Menge polizeilicher Bestimmungen beruht — als: über die Ansiedlung und Auswanderung, über das Armenwesen, den Lohn und Preis im Gewerbsverkehr &c. — so suchte der Verf. schon im §. 4, durch die etwas nachdrückliche Forderung an die Beherrschung des Geschlechtstriebes, diesen Gegenstand einzuleiten und in den §§. 60 bis 71, so wie in den §§. 120 bis 124 ihn weiter zu entwickeln. 3) Zwar bildet nur die Bodenrente den naturgemäßen Fonds für die Bestreitung des Aufwandes der Regierungen; allein die Selbstsucht der Grundeigenthümer wußte die öffentlichen Abgaben beinahe allenthalben auf die Gesammtmasse des Volkes überzuwälzen, ohne zu ahnen, daß dieselben dennoch auf sie zurückfallen müßten. Hierdurch wurde die natürliche Ordnung der Dinge in vielfacher Hinsicht gestört und eine Menge Unregelmäßigkeiten für das Gewerbswesen, den Handel, das Armenwesen und die bürgerliche Freiheit herbeigeführt; daneben zugleich das köstliche Kleinod, welches die Regierungen dem Volke zu bewahren bestimmt sind — die Moralität — durch die öffentlichen Behörden selbst untergraben. Um dieses Hauptgebrechen unseres öffentlichen Lebens in seiner ganzen Größe darstellen zu können, glaubte der Verfasser das Sittengesetz seiner anderweiten Untersuchung vorausgehen lassen, und der Lehre von der Bodenrente und der Bodenbenutzung seine besondere Sorgfalt widmen zu müssen. Dieses Ergebniß seiner Untersuchung kann indessen am wenigsten auf die Zustimmung der Zeitgenossen rechnen, da es eine ungeheure Masse finanzwissenschaftlicher Kenntnisse unbrauchbar macht; daher alle heutigen Kameralisten gegen sich haben muß; — dennoch muß ihm eine unbefangene Prüfung die Staatsphilosophen und alle Menschenfreunde gewinnen, und sofern es auf Wahrheit beruht, muß es sich, wenn auch erst in später Zukunft, doch endlich noch den Sieg erringen."

Die fortgesetzte Discussion über so nützliche Wahrheiten ist ein großer Vorzug unsrer neuesten Literatur. Wir lernen daraus, wie erstaunlich unwissend wir bisher über sehr viele Dinge waren, die das Staatswohl angehen. Die nationalökonomischen Studien haben uns auf eine Ansicht vom Staate geführt, die sich von allen bisherigen unterscheidet. Wenn sie auch das tiefste Princip des Staatslebens nicht erschöpfen, so prägen sie doch die inhaltsschwere Lehre ein, die für die Erziehung der Völker und Staaten so wichtig ist wie für die des Individuums; mens sana in corpore sano, d. h. der Staat wird nie gesund seyn, wenn seine materiellen Interessen nicht in der Blüthe sind, und das Gedeihen dieser materiellen Interessen wird stets wohlthätig auf die geistigen zurückwirken.

Uebrigens sollten die Herrn, die sich mit diesen wichtigen Fragen beschäftigen, nicht bloß bei der innern Politik stehen bleiben. In sehr vielen Fällen wird die beste Theorie nichts helfen, weil der Staat schon seiner äußern Stellung nach unnatürlich, zwerghaft oder monströs, ungeographisch, unnational, ein krankhaftes Produkt, nicht der Natur, sondern der historischen Mißverhältnisse ist. Und in diesem Sinn wird es sogar eine wichtige Aufgabe der nationalökonomischen Forschungen, nachzuweisen, wie das Gedeihen der Staaten auf die Dauer nothwendig eine naturgemäße äußere Lage erfordert. Der deutsche Zollverein hat schon auf eine sehr bündige Weise praktisch dargethan, wie unnatürlich die Trennung desselben großen Volks und derselben zusammengehörenden Ländermasse in viele politische Theile und wie heilsam die Conföderation ist. Wenn sich in Deutschland nicht alles isolirt, abgesperrt, einseitig dem Fremden zugewendet und gegen die eignen Stammgenossen bewaffnet hätte, so würden wir noch das größte und mächtigste Volk der Erde seyn. Daß die deutschen Staaten seit der Reformation innerlich so sehr verschlechterten, war nur eine Folge ihrer äußern Isolirung. Will man daher Verbesserungen vorschlagen, so hoffe man nicht viel von solchen, die nur die innere Verwaltung und Staatswirthschaft betreffen; alles aber von solchen, die sich auf die äußere Lage der deutschen Staaten zu einander beziehen. Was die Conföderation fördert, ist Segen, was die Trennung fördert, ist Fluch.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 103. Mittwoch, 11. Oktober 1837.

Staatswissenschaften.

2) Die Resultate der Sittengeschichte. Vier Bände. Zweite Auflage. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1835 — 1837.

Bekanntlich eins der Hauptwerke des Freiherrn von Gagern. Der edle Freiherr war immer ein warmer Freund der deutschen Sache. Schon in dem unglücklichen Zeitraum, in welchem Deutschlands tiefste Erniedrigung durch feindliche Gewalt begann, und die sämmtlichen Publicisten Deutschlands entweder nur hochmüthige Despotenknechte waren, die das alte Unwesen der Höfe vertheidigten, oder vaterlandsvergessene Franzosennarren, die unsere Grenzprovinzen dem Feinde verriethen und verkauften, dachte Herr von Gagern an die verlorene Ehre und das bevorstehende Unglück des Gesammtvaterlandes und drückte seinen Schmerz in einer Flugschrift aus, worin er frug: warum sind wir Deutsche nicht einig? In dieser Gesinnung ist sich Herr von Gagern treu geblieben, in ihr hat er mit dem edeln Stein sympathisirt, mit einem Manne, dessen Ruhm erst mit den Jahrhunderten wachsen wird, je mehr Deutschland zu dem Selbstbewußtseyn kommen wird, das ihm Stein geben wollte. Aus diesem Grunde war uns der Verfasser des vorliegenden Werkes von jeher ehrwürdig.

Gleichwohl können wir nicht alle seine Ansichten theilen, wo sie Fragen der innern Politik betreffen. Um die Sache mit einem Worte zu bezeichnen, er ist uns zu sehr Aristokrat.

Er theilt die Bände seines Werkes nach den politischen Grundformen ein. Der erste bespricht die Monarchie, der zweite die Aristokratie, der dritte die Demokratie, der vierte die gemischten Verfassungen. Stets reiht der Verfasser an den Faden seiner Doctrin eine Menge ausgewählter Citate aus den klassischen Schriftstellern des Alterthums, der mittlern und neuern Zeiten, und wenn er damit allerdings zuweilen seinen eignen Ideengang gleichsam bedeckt, und nur noch mit fremder Zunge redet, so gewährt doch diese Methode viel Abwechselung und mannichfache Belehrung. Man darf sogar behaupten, daß politische Theorien mehr oder weniger stets durch schlagende Parallelstellen älterer politischer Schriftsteller und geschichtliche Beispiele unterstützt seyn sollten, weil keine solche Theorie sich von dem historischen Boden und aus dem allgemeinen Ideengange der Jahrhunderte loszureißen und zu isoliren vermag. Doch hat Herr von G. die Citate zuweilen allzu aphoristisch ohne deutliche Verbindungen an einander gereiht.

In Bezug auf die Monarchie äußert er sich sehr freimüthig. Sein Grundsatz ist: „Freiheit, auch du hast irre geführt, dem Bösewicht zum Vorwand gedient, wie

die Religion, wie die Tugend. Nie ist mehr, als zu meiner Zeit, Gesetzlosigkeit mit ihr verwechselt worden. Nie wurden mehr Gräuel unter ihrer Maske ausgeübt, die mit der menschlichen Gattung entzweien könnten. Hört sie deßwegen auf, die Zierde, die Größe des menschlichen Geschlechts, die Freude der Seele, der Werth des Lebens, der Preis der Tugend, die Beschützerin der Staaten, die Mutter der Vaterlandsliebe, die Säugamme aller erhabenen Gesinnungen und Gefühle zu seyn?" Er ist aber gegen den Mißbrauch monarchischer Gewalt nicht bloß aus allgemeinen Gründen der Humanität, sondern auch insbesondere als Mitglied einer, durch die monarchische Gewalt so oft eingeschränkten und gekränkten Aristokratie eingenommen. Er sieht die Aristokratie als eine nothwendige Schutzwehr des Volks gegen despotische Willkür an, als eine Garantie der Freiheit. Wenn man nun auch mit ihm über das Verhältniß dieser Aristokratie zum dritten Stande noch zu streiten hat, so muß man ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich dem Thron gegenüber mit altgermanischer Freimüthigkeit, als ein liber baro und in modernem Sinn als ein oppositiver Pair ausdrückt, ohne eine Spur von Servilismus oder Hofgeschmeidigkeit.

Der zweite Band, der die Aristokratie behandelt, ist mit sichtbarer Vorliebe und mit einem besondern Aufwand von Geist geschrieben. Der Verfasser sucht historisch zu beweisen, daß, wenn er auch der Monarchie beziehungsweise ein Vorrecht einräumt, dennoch ein absolutes Vorrecht der Aristokratie in der Natur der Dinge läge, oder mit andern Worten, daß der Staat in lezter Instanz wohl die Monarchie, doch nie die Aristokratie entbehren könne. So sagt er vom alten Rom: „Junius Brutus, der Königsfeind, das Idol der Volksfreunde, vermehrte die Zahl und das Ansehen dieser Senatoren oder dieser edelsten Klasse. Unter dem Königthum war dieser erbliche Adel der Feind der Tyrannei. Nachdem der Thron gestürzt war, befestigten sie die Macht und führten Rom zu seiner Größe. Rom blieb, bis zu den Triumviraten, Aristokratie in sehr weiter Ausdehnung, die in der Folge langsam minirt, umgestaltet, aber keineswegs vernichtet wurde. Denn nicht der Umsturz, sondern der Zugang wurde ertrozt. Und Sueton konnte von des Tiberius Abkunft und von den Claudiern sagen: Patricia gens Claudia — fuit enim alia plebeia nec potentia minor nec dignitate. — Wenn ein Volkstumult eben so bald Patriciat und Aristokratie verbannt hätte, wie das Königthum, was berechtigt uns zu glauben, daß nicht Verwirrung und Untergang darauf gefolgt wäre? Wie können wir auch nur in der Imagination die hohen Thaten der Römer von der Personalität ihrer großen Männer, von ihren innern Einrichtungen und ihrer Bildung trennen?" Wie die Größe Roms, so vindicirt er auch die Größe und den Ruhm Deutschlands, da es noch in Europa herrschte, dem Adel, und auch aus der Geschichte kleiner Staaten und Städte zieht er alles herbei, was der Aristokratie zur Ehre gereicht. Wir sind weit entfernt, diese Vorzüge des Adels in Abrede zu stellen. Allein es fragt sich, was jezt, nachdem der Adel seine alte Bedeutung verloren hat, zu thun ist? Die venetianischen Nobili waren gewiß tüchtige Männer; aber es scheint nicht gerathen, sie zu restauriren. Auch der deutsche Adel ist längst nicht mehr der alte. Er verlor alle seine Macht an die Fürsten und sah sich gezwungen, den Fürsten zu schmeicheln und durch den unterwürfigsten Hofdienst sich wenigstens die noch übrigen Vorrechte gegenüber dem dritten Stande zu sichern. Er hat aber in neuer Zeit auch vollends den größten Theil seiner Güter und Vorrechte nach und nach an das Volk verloren und sieht sich genöthigt, nun sogar dem Volke zu schmeicheln und den Beweis zu versuchen, daß die Aristokratie eine Schutzwehr der Volksfreiheit gegen den Despotismus sey. So zwischen Monarchie und Demokratie eingekeilt, hat die Aristokratie ihre ältere Selbstständigkeit verloren und gleicht jenen unglücklichen kleinen Mittelstaaten, die nur durch die wechselseitige Eifersucht der stärkern Nachbarn, nicht aber durch eigne Kraft erhalten werden.

Herr von Gagern mißkennt diese Wahrheiten nicht. Die Aristokratie, wie sie ist, erscheint hülflos und höchst bedenklich gestellt. Nur einen Ausweg gibt es, sie muß sich rekrutiren. „Mich dünkt, sagt er, das sind die zwei Probleme der Aristokratie, wie sie mit Klugheit, Festigkeit und Plan gehörige Distanz halten — und wieder wie sie die Fähigen aufnehmen wollen." Es kommt darauf an, die Aristokratie nicht durch Aufnahme von fürstlichen Kupplern und Lakaien, reichen Dummköpfen &c. wie im vorigen Jahrhundert, sondern durch Männer von Verdienst und bedeutende Namen zu rekrutiren. Aber der gute Rath scheint uns zu spät zu kommen. Es ist jezt nicht mehr möglich, die junge, wirkliche, herrschende Aristokratie des Talentes und des Reichthums mit dem alten, illusorisch gewordenen Adel des Blutes zu amalgamiren. Es wäre früher möglich gewesen, jezt nicht mehr. Der Adel ist im Preise gesunken, weil zu oft und zu lange das Ehrenzeichen an unbedeutenden Individuen hing, und der dritte Stand ist zu stolz geworden, um diesen Adel länger zu beneiden. Die alten historischen Namen des Adels erlöschen je mehr und mehr oder verschwinden hinter dem Ruhm bürgerlicher Namen seit drei Jahrhunderten zurück. Wenn der Adel nicht schon längst aus der Stelle verdrängt wäre, die er, Herrn von Gagern zufolge, im Staate einnehmen soll, so würde ein heftiger Conflikt desselben mit dem dritten Stande unvermeidlich gewesen seyn. Der Adel würde die

Bürgerlichen nicht heraufgelassen haben, oder alle ausgezeichnete Bürgerliche würden Adel geworden seyn. Aber nichts davon ist geschehen. Der Adel ist ganz unmerklich zur Seite herabgesunken und auf der andern Seite der dritte Stand unmerklich heraufgestiegen.

Betrachtet man unbefangen die deutsche Geschichte in der neuern Zeit, so ist der größte Ruhm derselben an neue Namen geknüpft. Betrachtet man, wer wirklich regiert, so sind es wenigstens zum großen Theil bürgerliche Talente. Fragt man, wer den Grundbesitz inne hat, so findet man neben den noch übrigen alten Adelsgütern eine Menge, die in bürgerliche Hand gekommen sind. Fragt man nach dem Reichthum, so muß man ihn bei den Banquiers und Fabrikanten suchen. Dies ist ein Aufsteigen des dritten Standes, wobei der Adel ganz bei Seite liegen geblieben ist. Man hat sich durch ihn nicht hindern lassen, aufzusteigen. Man hat auch nicht für nöthig erachtet, erst um Aufnahme in den Adel zu ersuchen; wenigstens ist dies nur im Einzelnen geschehen.

Wenn früher der Adel zu stolz war, das Verdienst unter sich aufzunehmen, so wird er jezt dadurch bestraft, daß sich das Verdienst nicht mehr von ihm aufnehmen lassen will, weil es ihm an Garantien einer hinlänglich ehrenhaften Existenz nicht fehlt. Wenn die menschliche Gesellschaft sich auch darin immer gleich bleibt, daß sie eine Aristokratie begünstigt und unter allen Umständen hervorruft, so hat doch der Geburtsadel sein altes Ansehen verloren, und jede künftige Aristokratie Europas wird vom Vollblutssystem immer weiter abstrahiren.

Geburtsadel ist überhaupt nur in zwei Fällen möglich, bei einer ausschließlich vorherrschenden Kaste und bei Majoraten. Nun herrscht aber der Adel nicht mehr allein, und ist auch nicht mehr allein im Besitz des Grund und Bodens. Es ist auch nicht möglich, daß sich je wieder eine solche Kaste bilden sollte. Mit dem Talent und Glück wechselt der Besitz und der Lebensberuf unaufhörlich. Der Bauerssohn wird Minister, der mediatisirte Fürst Modeschriftsteller. Der lüderliche Graf verkauft seine Güter, und der sparsame Bankier kauft sie für seine Söhne, die selbst wieder lüderlich werden. Der verarmte Edelmann errichtet einen Gasthof und wird wieder reich. Der Sohn des bürgerlichen Gastwirths wird General. Das ist unser Zeitgeist. Der Abstand dieser Erscheinungen vom Geist des Mittelalters ist ungeheuer, und die Vermischung der Stände hat noch nicht den höchsten Grad erreicht.

Vergleicht man solche Zeiterscheinungen im Großen, so ist man zu der Vermuthung berechtigt, daß zwar eine Aristokratie, sey es auch nur dem Wesen nach, ohne bestimmte Form, immer bestehen wird, daß sie aber im 19ten Jahrhundert, wenn sie je eine neue Form gewinnt, nicht mehr eine Aristokratie der Geburt, der Familie, der Erblichkeit, sondern nur eine des Verdienstes, des Talents, des Glücks und zwar nur auf die Person beschränkt seyn wird. Eine andere Aristokratie ist undenkbar, man müßte denn alle irgend bedeutenden Staatsämter, alle großen Gewerbe und allen Landbesitz zum Erbmonopol machen können, so daß dieselben nie an plebejische Familien kommen könnten.

Im dritten Bande spricht der Verfasser über die Demokratie. Er erklärt die reine Demokratie mit Recht für einen Wahn. Sie ist unmöglich, weil alle Menschen nie gleichen Antheil an der Regierung nehmen können, und weil die Dummheit, auch wenn sie zu Gerichte sizt, sich immer von der Bosheit irre führen läßt. Sie hat daher auch niemals faktisch existirt. Das Volk wurde in den sogenannten Demokratien immer nur von wenigen Demagogen beherrscht und gewöhnlich tyrannisirt. „Die Herrschaft Aller über Alle, als erstes Problem der Politik, als die blendendste Theorie, als die Urquelle aller andern Fragen, haben die Alten wohl gekannt! Diese Herrschaft Aller über Alle ist die einzig wahre Demokratie und ihr höchstes Maaß. Jede Abweichung, jede Ausschließung ist Abschweifung zur Aristokratie. Und seht, das ist die Verzweiflung der Politiker; was in der Theorie zwar wahr und groß ist, erscheint in der Anwendung mit wenigen Ausnahmen so unmöglich und so verderblich. Der Freiheit Lieblingssöhne unter unsern Zeitgenossen, die Zierden und Stützen des brittischen Unterhauses, sprechen es ohne Scheu aus: vollkommene Demokratie ist das schamloseste Ding in der Welt. Die Alten hatten mit so schwerem Lehrgeld die Erfahrungen erkauft, was theoretische Ideen und Phrasen in der Staatskunst praktischen Anwendungen werth seyen. Sie waren vielwissender, sie hatten unendlich mehr Mannichfaltigkeit vor Augen; die Beispiele standen ihnen überall zu Gebote. Daher der entschiedene Haß ihrer edelsten Weltweisen, der Pythagoräer, der Sokratischen Schule gegen den demokratischen Wahn. — Auch wir haben solche Dinge an der Seine und Rhone furienähnlich gesehen. Aber genügt es uns an diesen Schreckbildern der alten und unserer Zeit? Ist der Hang dahin nicht mehr zu fürchten? Wohin strebt mein Zeitalter? Gingen jene Gräuelscenen unserer Zeit nicht allzu rasch, nicht unfruchtbar vorüber? Schien es uns nicht eigenthümliche Raserei eines Volks, von dessen politischer Tauglichkeit wir keine hohe Meinung haben? Und schreiben wir nicht menschlicher Bosheit und Verderbtheit zu gern zu, was so wesentlich in das Schuldbuch der Anarchie und des fantastischen Irrwahns gehört? — Wenn es auch wahr wäre, daß die Klügern unter uns, die den demokratischen Verfassungen einst hold waren, ihren Irrthum und das Unerreichbare nun besser einsehen, so wird doch die Sucht umzuwälzen und Demagogie einigen,

Klassen stets so eigen seyn, wie böses Wetter dem Novembermonat."

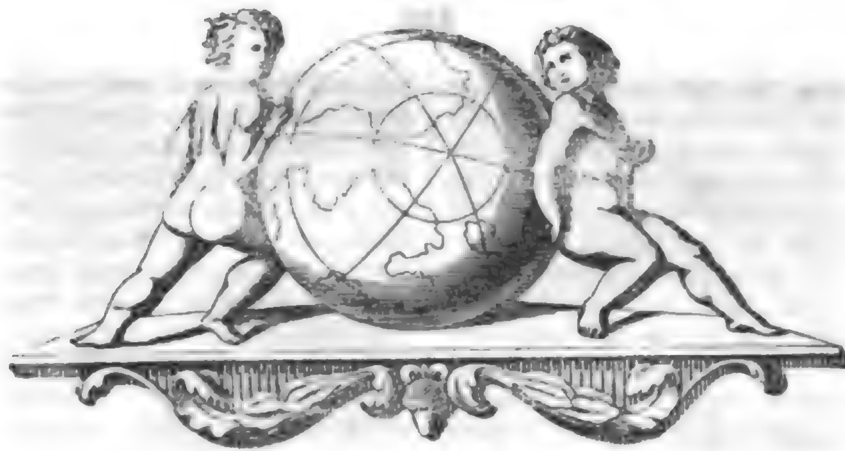
Damit meint aber der Verfasser nicht, daß nicht ein demokratisches Element im Staate seyn müsse. Nur hält er es für äußerst schwer, die Grenzen zwischen demselben und dem aristokratischen und monarchischen auszumitteln. Hier entscheidet, wenn wir nicht irren, keine Theorie, sondern das jeweilige praktische Bedürfniß bestimmter Völker, Zeiten und Kulturstufen.

Im lezten Bande wendet der Verfasser seine Aufmerksamkeit besonders auf Deutschland, und charakterisirt am Schluß den gegenwärtigen Zustand durch das bedenkliche Wort „Mittelmäßigkeit." Aber, sagt er, „man soll mich nur nicht mißverstehen. Mittelmäßig ist keineswegs schlecht, feil, dumm, gar albern, formlos, unaufmerksam, träg, ohne alle Kraft. Es ist nur — mittelmäßig. Ich möchte Theophrastische Kunst haben, um es treu und treffend zu schildern. Unverkennbar, faktisch an sich schon, ist es in einer beständigen Majorität. In einer ungemeinen Majorität gleicher Art und Höhe. Es sieht ganz natürlich aus, ohne alles Auffallende, als alltägliche Erscheinung. Das Königthum will ihm besonders wohl, und glaubt sich dadurch über alle Besorgnisse erhoben. Das Königthum findet Lenksamkeit statt schroffen Widerstandes, einleuchtenden, der vorher gefaßten Ansicht sehr ähnlichen Rath, angenehme Formen, freundliche Mienen. Jenes Mittelmäßige weiß die Schwierigkeiten des Augenblicks vortrefflich einzusehen, instinktartig zu ahnen, zu beseitigen — der Zukunft zuzuschieben. Es thut unstreitig, fleißig oft, und wirkt; nur bald zu wenig, und öfter noch zu viel. Aber sicher genug, um augenblicklichen Beifall zu gewinnen. Und es gibt nicht wenige Stimmen, die zum Loben aufgelegt sind. Es ist unmöglich, daß im Friedenszustand alles zurückgehe und verkümmere. Alles das weiß man anzurechnen. Man freut sich der Ergebnisse. — Die Gesättigten sind ja satt, die Reichen ganz vermögend, die Truppen exerciren wohl, Dampfmaschinen gedeihen, und werden viel besprochen; und auch die Gefängnisse füllen sich ohne Widerstand und besondere Nachrede. Gar vieles wird für Geschicklichkeit und Schlauseyn genommen. Wenn ein breites, wohlbezahltes Spionensystem den guten Feldherrn allein bezeichnete, Niemand wäre besserer Führer und Erforscher. Die Wahrheit ist zu grell. Lüge? auch sie ist nicht nachhaltig. Aber halbe Unwahrheiten, Bemäntelungen, darin gibt es eine Art Virtuosität. Man hat stete Furcht, die man Vorsicht nennt, Furcht vor der Wahrheit, vor Recht und Gerichten, vor Grundsätzen und Doctrin, vor Talent und Beredsamkeit. Gern stimmt man in das Lied seichter Witzlinge ein, oder in die Mode, höhere Begriffe von Vaterlandsliebe, von deutscher Art und Sitte, von Freiheit und Liberalität, von rechter Mittelstraße herabzuwürdigen, als Phantasmen zu verhöhnen, und ihnen lächerliche Seite abzugewinnen; unbewußt gleichsam, daß man dem Königthum damit empfindliche Wunden schlägt, es in die gemeinste Klasse herabzieht, und Ordnung, Hoheit, Tugend selbst untergräbt. — Eine entdeckte Duodez-Conspiration ist eine wahre Fundgrube, und nichts mißfälliger, als wenn der ridiculus mus sich je bloßstellt. Wissend oder daran erinnert, daß man nicht allzu schön sey, möchte man sich verbergen. Geheimniß ist das wahre Element und wahre Sucht, alles in Staatsgeheimnisse einzuhüllen, damit man geheime Weisheit wähne und bewundere. Wechsel der Courierie bis zur Beschwerniß des Budgets ist ihre Art der Bewegung; die einzige, die sie kennen und mögen. Jede andere, gesondert von ihrem Einfluß, ist ihnen verdächtig und verhaßt. Unwissend oder vergessend, daß Bewegung im Sittlichen und Politischen wie im Physischen — das Leben selbst sey, und wo sie mangelt, Erstarrung, Tod und Fäulniß. So nimmt alles, auch im Gemüth der Besseren, getäuscht, entmuthigt, gegenseitig schwärzere Tinten an. — Doch diese Eigenschaften sammelte oder schöpfte ich aus zwanzig Exemplaren; — und ich habe hier nicht Personen, sondern Zustände und ihre Ursachen schildern wollen. Ein günstigeres Bild unserer Zeit, ein gefallenderes Ecce Germania, Britannia, Europa — wäre mir erfreulicher gewesen. Bei so vielem Mißmuth, bei so vielen Entbehrungen — bei so vielen Fehlgriffen huldige ich dennoch der Wohlthat des Friedens."

3) Das Recht der Erstgeburt. Glogau und Leipzig, Heymann, 1834.

Ein Vorschlag, den Adel zugleich zu sichten und zu rekrutiren, damit er zugleich nach oben eine ausgewählte höchste Klasse und nach unten eine zahlreiche Masse bilde, nach englischem Muster: „Man gebe den Grafenfamilien mit Erbgütern die Titelfolge Graf — Freiherr — Ritter — Herr von; dem alten Adel mit Fideicommißbesitz Freiherr — Ritter — Herr von; allen Rittergutsbesitzern, nach dem Rechte der Erstgeburt, Ritter — Herr von; und ferner den übrigen Gutsbesitzern, dem Dienstadel und dem ganzen höhern Mittelstande in runder Summe, doch ohne Adelsbriefe, von Staatswegen in Patenten, Ranglisten, höhern Gewerbscheinen, Ordens-, weltlichen und geistlichen Diplomen, Universitäts-Zeugnissen rc. und im Dienststyle der Behörden und Gerichtshöfe, das Prädicat Herr von, und wir werden mit einem Schlage Nobility und Gentry, Adelsleute und Edelleute, und die Verschmelzung und Beruhigung einer Masse Ehrgeizes aus beiden feindlichen Lägern eingeleitet haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 104. Freitag, 13. Oktober 1837.

Staatswissenschaften.

4) Staatslexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften, in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von Carl v. Rotteck und Carl Welcker. Vier Bände. Altona, Hammerich, 1834–1837.

Politische Bildung, Aufklärung über die Staatseinrichtungen ist ein Hauptmittel, einerseits der Despotie von oben, anderseits der rohen Pöbelherrschaft von unten zu begegnen; denn alle politischen Laster speculiren, auch wenn sie von den entgegengesezten Parteien ausgehen, gemeinschaftlich auf die Unwissenheit der Menge. Verbannung der Unwissenheit ist daher die erste Pflicht eines wohlgesinnten Staatsbürgers.

Das vorliegende große Werk ist aus der Anerkennung einer solchen Verpflichtung hervorgegangen, ist dem Zweck allgemeinster politischer Aufklärung und Ideenberichtigung gewidmet. Es rührt von achtungswürdigen, theoretisch und praktisch in ihr Fach eingeweihten Männern her, deren unabhängige Gesinnung über jeden Zweifel erhaben ist; die Sprache ist allgemein faßlich, und es ist für den praktischen Gebrauch in alphabetischer Ordnung angelegt, so daß es alle äußern Bedingungen, die man an ein solches Werk machen kann, erfüllt.

Wenn die dem Liberalismus abgeneigte Wissenschaft eine solche Sammlung mißbilligt, so sollte sie doch bedenken, daß in so bewegten Zeiten, wie die unsern, ein sich aussprechender mäßiger Liberalismus der europäischen Beruhigung ungleich günstiger ist, als es ein zum Schweigen verdammter Radikalismus seyn würde, wenn nur die sogenannten Wissenschaftlichen in unverständlichen Hegelianismen der Welt das Glück des Despotismus und Aristokratismus anpreisen dürften.

Die alphabetisch geordneten Artikel umfassen alle möglichen Beziehungen zum Staate, wie einige Auszüge aus dem Register beweisen: Ackerbau, Ackerbau-gesellschaften, -institute, -interessen, -Musterwirthschaften, -treibende Soldat, Act, Acten, Actenmäßigkeit, -Versendung, Actie, Actiengesellschaft, -spiel, Activhandel, Actuar, Adams, Adel 2c., Domherrn, Domicil, Dorfgemeinde, Dotation, Douane, droits réunis, Drucker, Druckprivilegium, Duell, Duldung, Dupin, Durchlaucht, Durchfuhrhandel, -zoll, Dynasten, Dynastien 2c.

Als Verfasser werden genannt außer den beiden Herausgebern, Bader, Bapp, Bülau, Jordan, Kolb, List, Mittermaier, Mohl, A. Müller, Paulus, Pfizer, Theobald, Zschokke 2c.

Bei der Auswahl der in das Staatslexicon aufzunehmenden Artikel hätte vielleicht größere Strenge geübt werden sollen. Ein über neun Seiten langer enggedruckter

Artikel, die Beschneidung betreffend, von Paulus, war wohl an diesem Ort sehr überflüssig oder hätte sich ganz kurz zusammendrängen lassen, wenn je die staatsrechtlichen Verhältnisse der Beschnittenen nicht unter dem allgemeinen Artikel Jude hätten begriffen werden können. Dasselbe gilt von mehreren andern Artikeln desselben Verfassers, die der Kirchengeschichte angehören und überdies sehr langweilig geschrieben sind. Auch bei den Biographien berühmter Staatsmänner vermissen wir das richtige Verhältniß. Von einigen ist zu viel, z. B. von Dupin, von andern, z. B. von Ancillon, Arndt, zu wenig gesagt, nämlich gar nichts. Wir sind schon lange der Meinung (und haben uns noch nicht bewogen gefunden, sie abzuändern), daß die heutigen Koryphäen der Pariser Coterien dereinst in der Weltgeschichte eine höchst erbärmliche Rolle spielen werden, und daß es für deutsche Leser nicht der Mühe werth ist, den Herrn Dupin und seinesgleichen so genau zu kennen, als es Herrn Weitzel nothwendig schien. Dagegen sollte das Staatslexicon über deutsche Verhältnisse und Personen ausführlicher seyn. Die theoretischen Artikel sind größtentheils von den bewährtesten Männern verfaßt, mehrere darf man klassisch nennen. Einige hätten, um den ohnehin ausgedehnten Raum des Papiers zu schonen, kürzer gefaßt werden können.

5) Handbuch der Staatswirthschaftslehre, von Prof. Fr. Bülau. Leipzig, Göschen, 1836.

6) Die Behörden in Staat und Gemeinde. Beiträge zur Verwaltungspolitik, von Demselben. Daselbst, 1835.

Herr Bülau beschränkt die Staatswirthschaft nicht auf die ökonomischen Verhältnisse des Staats, sondern auch auf die sittliche und auf die geistige Kultur. Er legt nämlich dem Staat die Pflichten auf, zu sorgen 1) für die Volkszahl, daß sie nicht zu gering, aber auch nicht durch Uebervölkerung und Nahrungslosigkeit sich selbst im Wege sey, 2) für die Gesundheit des Volks durch Erziehung, Sanitätsmaßregeln ꝛc., 3) für die geistige Bildung des Volks durch Schulen, Universitäten ꝛc. (die Presse ist hier nur mit wenigen Worten berührt), 4) für die sittliche Kraft des Volks, 5) für die gehörige Benutzung der im Lande sich darbietenden Naturkräfte, insbesondere 6) für den Landbau, 7) die Gewerbe, 8) den Handel, 9) für die Bildung und Erhaltung der Kapitalkraft. Der Verf. theilt seine Staatswirthschaftslehre danach in neun Abschnitte, in denen im Einzelnen sehr vieles vortrefflich ausgeführt wird, mit vorwaltender Besonnenheit und freimüthiger Zurückweisung aller Täuschungen.

Das Werk über die Behörden spricht sich über die verschiedenen collegialischen und büreaukratischen Regiminalformen aus und enthält so viel Ausgezeichnetes, daß wir uns nicht enthalten können, hier einige der Hauptsätze hervorzuheben, welche geeignet sind, den Leser in den Ideengang des Verfassers einzuführen: „Es ist eine eigne Schickung gewesen, daß aus der französischen Revolution, diesem furchtbaren Aufschwunge über Gebühr gedrückter Kräfte, der von seinen ersten Zuckungen an ein ungemessenes Streben nach Freiheit aufregte, so viele Beschränkungen der persönlichen Freiheit und so viele Erleichterungen des Despotismus hervorgegangen sind. Von ihr datirt sich die Aufhebung der Mittelglieder in der Kette des Staats- und Volkslebens, die eine organische Selbstständigkeit entwickelten, weil sie in sich selbst die Basis ihres Bestehens hatten. Sie hat an die Stelle der Collegien die Willkür des Einzelnen gesezt. Sie hat Einförmigkeit an die Stelle der Mannichfaltigkeit gebracht. Sie hat den Widerstand gebrochen, den sonst Gewohnheiten, Grundsätze und Vorurtheile den Interessen der Gewalt entgegensezten. Ihr verdanken wir das Paßwesen, die Plackereien der Douanen, die zahllosen über jede Bewegung verhängten Controlen, die unendliche Vervollkommnung der Polizei mit ihren Anstalten und Organen. Unter der Aegide der politischen Freiheit ward ein Zustand herbeigeführt, bei welchem es schwerer als je für den verfolgten Freund der Freiheit ist, seinen Verfolgern zu entrinnen und irgendwo ein Asyl zu finden. Entstanden zum Theil aus dem Unvermögen des Volks, die auf ihm ruhenden Lasten zu tragen, hat sie zwar dieses Unvermögen gehoben, aber die Lasten selbst gewaltig vergrößert. Die Staatsverwaltung ist in etwa dreißig Jahren in einem stärkeren Grade kostspieliger, verwickelter und eifriger geworden, als vorher in Jahrhunderten. Die Eigenthümlichkeiten der Provinzen wurden verwischt; alles Besondere ward untergeordnet, das System der Centralisation vereinigte die Fäden des ganzen Staatslebens in den Händen der obersten Gewalten und ordnete das Gewebe zu einer solchen mechanischen Vollkommenheit, daß ein Zug von Oben das Ganze mit höchster Leichtigkeit regierte. Es hat das Alles gute und böse Folgen gehabt und im Verlaufe dieser Untersuchungen werden wir Gelegenheit finden, über Beide nachzudenken. Aber die allgemeine Erscheinung ist schon jezt nicht zu verkennen, daß, wo das System in höchster Vollkommenheit ausgeführt ist, der Despotismus sein Feld auf das Vollkommenste geebnet findet. Die Allmacht der Staatsgewalt, die manche Politiker fordern, ist erreicht und jeder Widerstand gebrochen, den einzelne Theile des Staatslebens in geordneter Thätigkeit leisten könnten. Ein einzelnes Institut kann das Alles ersetzen: das der Volksvertretung. Es kann es nur, so viel den Wirkungskreis betrifft, für den es berufen ist: die allgemeine Gesetzgebung, die Gesammtinteressen des Staats. Wo das besondere Anerkennung verdient, wo die Natur des einzelnen Falles

ihre Rechte fordert, in das Dunkel der innern Kreise des Volkslebens dringt sein Blick nicht. Das Streben nach der Omnipotenz der Gesetzgebung lebt in Deputirten so gut wie in Ministern. Hier und da wird es in etwas durch die freie Presse gezügelt, aber nicht überall, nicht gefahrlos, nicht ausreichend. Daß der einzelne Bürger nicht unter den Formen des Rechts von den Gewalthabern bedrückt werde, dagegen mag die Jury schützen. Aber nur soviel das eigentliche Strafrecht betrifft. Denn man hütete sich wohl, für streitige Verwaltungssachen ein ähnliches Forum zu begründen; selbst die Gerichte des Staats schienen hierzu nicht genug im Interesse des Staats zu stehen und nur die Verwaltungsjustiz entsprach den Plänen der Machthaber. In einzelnen Staaten ist ein ähnlicher Geist in der Verwaltung adoptirt worden, ohne daß man auch nur das Schutzmittel der Volksvertretung besäße. Und wo auch dies besteht, da hat der Herrscher sich nur mit den Bestandtheilen desselben zu verständigen, und wie leicht das bei einiger Gewandtheit ist, lehrt die Gegenwart. Oder er hat nur diesen einen Widerstand aus dem Wege zu räumen, und daß dies möglich sey, hat zu seiner Zeit Oliver Cromwell und in späteren Tagen Bonaparte gezeigt. Dann gebietet der Einzelne, oder die Wenigen, die an der Spitze stehn, mit der Allgewalt und umschirmt von der Heiligkeit des Staats. Keine Herrschaft ist leichter und sicherer, als die im Namen des Gesetzes, aber keine kann drückender werden, weil keine so allgemein, so blind und so unpersönlich lastet."

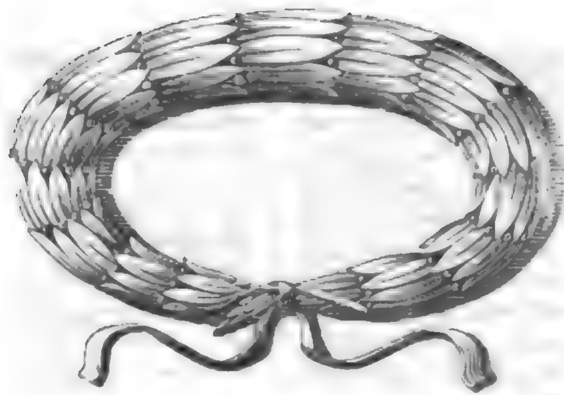
Gegen das trop regner ist nun die einsichtsvolle Beredsamkeit des Verfassers unermüdlich gerichtet. Er weist auf England, und sagt ein großes Wort, indem er bemerkt, Englands Regierung habe wichtigere Dinge zu thun, als (im continentalen Sinn) zu regieren. „Diejenigen, die mit Mißtrauen und Abneigung auf das Treiben der Parlamentsregierungen blicken, finden in nichts einen so reichen Stoff zu bald spöttischen, bald feindseligen Bemerkungen, als in dem öfteren Ministerwechsel, der namentlich in England und Frankreich bemerklich ist. So las ich einmal in einer Flugschrift eines preußischen Publicisten die Bemerkung: dem Verfasser schaudere bei dem Gedanken, daß die preußischen Minister alle zwei Jahre wechseln könnten; diese Zeit brauche ja der Geschäftsmann nur, um sich in sein Fach hineinzuarbeiten. Er würde sich vielleicht noch mehr entsezt haben, wenn er daran gedacht hätte, daß William Pitt mit 23 Jahren Kanzler der Schatzkammer und mit 24 Jahren Premierminister von Großbritannien war. Denn in diesen Jahren ist man ja in Preußen kaum zum Regierungs-Auscultator reif. Und was ist Pitt für ein berühmter Staatsmann geworden! Man tadelt heutiges Tages sein System; die Whigs wenigstens, die Reformers und Radicalen tadeln es. Aber er würde kein anderes System ergriffen haben, wenn er auch älter ins Amt gekommen wäre. Doch jener Schriftsteller hat in seiner Art Recht, wenn die Minister bloße Geschäftsmänner und vorzugsweise Geschäftsmänner seyn sollen. Die Minister Frankreichs und Englands sind Staatsmänner; eine Eigenschaft, die ich den Preußischen, deren Geist und Wirken freilich nur ihre nächsten Umgebungen kennen lernen, keineswegs absprechen mag. In England wird — und dies ist der größte Segen seiner Parlamentsverfassung — so wenig verwaltet, daß die Minister nicht Geschäftsmänner zu seyn brauchen. Ich halte es für einen Hauptnutzen, den das englische Parlament gebracht hat, daß es die Regierung mit so viel andern Sachen beschäftigte, daß sie zum vielen Regieren gar keine Zeit behielt. — In Frankreich sind die Posten, zu denen man Geschäftsmänner braucht, so ziemlich fest und der Wechsel trifft meist nur die Beamten, die mit der Leitung der inneren Politik beauftragt sind. Die eigentliche Aufgabe der Minister aber: ein festes und großartiges System einem vielbewegten Volksleben gegenüber im Innern und Aeußern zu bewahren, bedarf zu ihrer Lösung wahrhafter Staatsmänner. In diese Aufgabe sollen sich die Minister nicht erst in den ersten zwei Jahren nach Uebernehmung des Portefeuille hineinarbeiten, sondern sie haben in England die würdigste Vorbereitung darauf, indem sie von Jugend auf an den großen Angelegenheiten ihres Vaterlandes freudigen Antheil zu nehmen gewöhnt wurden; in der Verfolgung der Parlamentsverhandlungen und in eigner Theilnahme an politischen Bewegungen eine theoretische und praktische Schule der Politik besaßen; in den öffentlichen Gerichtssitzungen sich in freier Rede übten und als Parlamentsglieder die Proben ihrer Einsicht und ihres Willens ablegten. Freilich wenn man an den Geschäftskreis eines deutschen Ministers denkt, so möchte man selbst bei dem Gedanken an zweijährlichen Wechsel schaudern. Aber vielleicht bliebe er nicht so, wie er ist, wenn dieser Wechsel stattfände und das wäre vielleicht auch nicht übel. Der große Kaunitz sagte einmal: er wolle lieber, man werfe ihm vor, den ganzen Tag Papierschnitzel gemacht, als einen Brief nur geschrieben zu haben, den ein Anderer hätte schreiben können. Uebrigens hat Preußen in dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts die Erfahrung von solchen Ministerwechseln gemacht und seine damalige Politik hat den Geist, sein Schicksal die Folgen derselben bewährt. Es kann auch hier von dem Parlamentsstaate auf den Absoluten gar kein Schluß gezogen werden. In dem Lezteren könnte ein öfterer Ministerwechsel nur die Folge von Hofintriguen, Fürstenlaunen, oder äußeren Rücksichten seyn, während er in dem Ersteren eine tief begründete politische Nothwendigkeit ist. Das heißt, es liegt nicht in dem Wesen dieses Staats, daß dieser Wechsel zu jeder Zeit eintrete, aber wenn er eintritt, so tritt er nicht ohne Grund ein. In dem

absoluten Staate würde er ein planloses Schwanken herbeiführen, weil in ihm die Minister den Geist des Staatslebens bestimmen und gern auch den Geist des Volkslebens, dem sie unbewußt huldigen, bestimmen möchten. In dem Parlamentsstaate fördert er die natürliche Entwicklung des Staats, weil bei ihm der Geist des Staatslebens über die Personen der Minister entscheidet. So haben in England die ganze Zeit hindurch, wo Englands heiligste Interessen es gebieterisch forderten, daß es die Seele des Kampfes wider die Tendenz der Revolution zur Universalmonarchie bleibe — denn nur diese Tendenz und nicht die Revolution an sich hat England bekämpft — die Tories mit siegender Gewalt das Regiment geführt und die Opposition der Whigs diente nur dazu, die Grundsätze der Freiheit zu behaupten und verderbliche Folgerungen des Regierungssystems abzuwehren. Diese Opposition ward stärker, wie die Nothwendigkeit jenes Systems allmählig aufhörte; und wie Englands Interesse eine leitende Theilnahme an den Bewegungen des Festlandes bedingte, damit das Unvermeidliche in Ruhe herbeigeführt werde, ward Canning die Seele des Staatslebens. Sein frühzeitiger Tod, die Schwäche seiner unmittelbaren Nachfolger und die Thorheit der Torys, die sein System, was sie im Inlande unwillig fortführen mußten, gegen Außen verläugneten, oder doch nur bruchstücksweise, dem Zwange der Nothwendigkeit, nicht der Ueberzeugung nachgebend, anerkannten, haben mehr Schuld an den Unruhen der lezten Jahre gehabt, als Karls X. Ordonnanzen und das Hirngespinnst der Propaganda. Als das Erkenntniß, wohin dieses System führe, die Tories vom Ruder brachte und die Schließung eines innigen Bundes mit Frankreich zur politischen Nothwendigkeit für England wurde, nahmen die Whigs ihre Stellung ein, die allein Sympathie, vielleicht nicht immer mit den französischen Machthabern, aber mit der politischen Aufgabe beider Reiche haben konnten. Triftiger noch der Grund, daß nur die Whigs die Regierung in dem Geiste führen konnten, wie das innere Staatsleben sie verlangte, daß sie also ans Ruder gelangen mußten, als die Nothwendigkeit verschwunden war, welche die Stimme des inneren Bedürfnisses überhören gemacht hatte. Sie wurden Minister, sobald sie es werden konnten. Der flüchtige Wechsel einer kurzen Zwischenperiode, der das Ministerium Peel hervorrief, war ein Versuch, dessen Fehlschlagen die Begründung der Nothwendigkeit neu bewährte. Die Whigs würden ihren Gegnern weichen, wenn Frankreich, ungereizt und ehrsüchtig, die alten Eroberungspläne wieder aufnähme. Denn dann würde ein höheres Interesse alle untergeordneten, wenn auch noch so wichtigen, verstummen machen. In Frankreich hat zuweilen Laune den Ministerwechsel bestimmt, weil hier noch manche Elemente des Absolutismus dem Staatsleben beigemischt sind. Doch seit der Julius revolution ist auch hierin ein höherer Plan bemerklich. Louis Philipp bedurfte zuerst eines Ministeriums, was alle Parteien zu befriedigen geeignet sey und zugleich dem Auslande Vertrauen und Achtung einflöße. Darum war das erste Ministerium ein gemischtes, und die Stellung gegen das Ausland sprach sich durch die Wahl des Grafen Molé aus. Dieser konnte das Portefeuille zurückerhalten, wenn Frankreich genöthigt würde, eine gewaffnete Defensive zu ergreifen; würde es zum Angriff gereizt, vielleicht mit England entzweit, so könnte Bignon Minister werden. Louis Philipp hatte zu früh auf die Beruhigung der Bewegung gerechnet; die Ereignisse im Auslande und der Ministerproceß erhielten die Aufregung; er brauchte ein Ministerium, was populär sey und zugleich zeige, wohin die damalige Richtung führen müsse; das war das Ministerium Lafitte. Damit aber das Ausland beruhigt werde, gegen welches damals die Revolutionen schüzten, ward der gefällige Sebastiani Minister des Aeußern. Als die Träger der politischen Macht in Frankreich das Bedürfniß der Ordnung und Ruhe fühlten und eben dadurch die Herstellung derselben möglich machten, übernahm Casimir Perrier diese Aufgabe. Er starb; der König persönlich führte das Begonnene durch, und als die Ueberzeugung verbreiteter ward, daß er die Bürgschaft der Ordnung sey, konnte er ein Ministerium nach seinem Sinne wählen, dessen ganzes System wohl, nicht aber seine einzelnen Bestandtheile, in der That eine Zeit lang eine politische Nothwendigkeit war und das fallen wird, wenn die Ueberzeugung sich geltend macht, daß es sein System über die Dauer der Nothwendigkeit verlängert. Doch die deutschen Verhältnisse erlauben es nicht, bei der Ernennung der Minister die Grundsätze zu befolgen, die in England und Frankreich gelten. Hier also nicht von den Ministern, sondern von den Ministerien."

Die deutschen Ministerien haben zu wenig mit dem großen Ganzen der Weltpolitik zu thun, beschäftigen sich daher desto mehr mit dem Administriren und fallen in die Fehler des trop regner. Zwei Mittel sind dagegen, Parlamente und ein tüchtiges und unabhängiges Gemeindewesen. Der Verfasser weist sehr scharfsinnig nach, daß eins ohne das andere nichts hilft. Parlamente und Municipaldruck in Frankreich helfen so wenig als Municipalfreiheit ohne Parlamente in Deutschland.

Das Endresultat ist: der Staat wird um so mächtiger und freier seyn, je mehr sich die Centralregierung nur mit den großen allgemeinen und äußern Angelegenheiten beschäftigt, alles Kleine aber dem wohlgeordneten Gange der Natur, d. h. die Gemeinden und Privaten so weit es ohne Nachtheil des Ganzen nur möglich ist, sich selbst überläßt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 105. Montag, 16. Oktober 1837.

Staatswissenschaften.

7) Carl Gustav Jochmanns (von Pernau) Reliquien. Aus seinen nachgelassenen Papieren gesammelt von Heinrich Zschokke. Erster und zweiter Band. Hechingen, Ribler, 1836, 1837.

Wir stellen diesen Nachlaß unter die politische Rubrik, weil er fast ausschließlich nur politischen Inhalts ist. Der Herausgeber theilt die Biographie des verstorbenen Jochmann mit, woraus wir das Wesentlichste entnehmen. „Pernau ist ein Städtchen in Liefland, am rigischen Meerbusen. Hier ward Jochmann am 10. Februar 1790 geboren. Für die Wißbegier des Knaben scheint, schon in seinem dreizehnten Altersjahre, die dortige Schule ein zu beschränktes Feld der Kenntnisse offen gehalten zu haben. Sein Vater vertraute ihn also einem Freunde, dem Staatsrath Kreutzing, in Riga an, um ihn die Domschule daselbst besuchen zu lassen. Nach vier Lehrjahren begab sich der siebenzehnjährige Jüngling an die Hochschule von Leipzig; besuchte dann noch Göttingen, Heidelberg und, der französischen Sprache mächtiger zu werden, Lausanne. Nach Riga zurückgekehrt, trat er, als Rechtsanwalt, in das Geschäftsleben. Er arbeitete mit Glück. Aber sey es, daß ihm zuweilen noch seine Jugend zum Vorwurf gereichte, oder daß ers bereute, sich zu früh an ein bleibendes Verhältniß im Leben gebunden zu haben; er ging im Jahr 1812 nach England, um auch in der englischen Sprache Gewandtheit zu gewinnen. Er besuchte Oxford und Edinburg; dann verlebte er ein volles Jahr, theils in London, theils auf dem Lande bei einem Prediger. Die Augen einer schönen Britin, nie hat er sie verrathen, entflammten ihn hier zu Liebe und Poesie. So hat er nie wieder geliebt. Und wie er dichtete, davon zeugen die schönen Stanzen in den nachfolgenden „Kleinigkeiten aus seinen Reiseblättern.“ — Seinen Beruf, als Rechtsconsulent, betrieb er, nach der Heimkunft in Riga, zwar mit Beifall, aber ohne Freude. Nicht Geld-Ernten, nicht öffentliche Achtung, die ihm dafür zu Theil wurden, konnten ihn mit einem Beruf aussöhnen, der seinen Neigungen widerstrebte. Er dürstete nach unabhängigerm Leben, unter milderm Himmel, unter Völkern von vorgeschrittener Gesittung. Selbst die Zärtlichkeit einer Schwester, die er mit Innigkeit liebte, selbst die Freundschaft eines Herrn von Sengbusch, dem er bis zum Tode treu zugethan blieb, leistete ihm keinen Ersatz für das, was er vermißte, was seinem ganzen Seyn und Weien zum unabwehrbaren Bedürfniß geworden war. Früher sein Ziel zu erreichen, arbeitete er in seinen Geschäften ohne Maaß; und wahrscheinlich legte

er, durch überspannte Anstrengung seiner Kräfte, den Grund zu einer Kränklichkeit, mit der er den übrigen Theil seines Lebens zu kämpfen hatte. — Inhaber eines Vermögens, welches ihm Unabhängigkeit und eine sorgenfreie Zukunft zusicherte, schied er endlich im April 1819 aus den Armen seiner rigischen Freunde. — Er athmete freier und heiterer, als er Deutschlands Boden betrat; als er wieder der Unterhaltung mit den Weisen und Künstlern des Zeitalters genoß; und ungehemmt in Blüthen und Früchten der Literatur schwelgen konnte. Doch bald fand er auch im damaligen Deutschland für sein Gemüth etwas Unwirthliches, Unheimathliches. Unter den düstern Fittigen der heiligen Allianz wehte ihm schwüle, beengende Luft. Wohin er kam, begegneten ihm durch Parteigeist aufgeregte Menschen. Es waren die Tage, da der Dichter Kotzebue durch den Dolch Sands gefallen war. Er mochte nicht unter den Deutschen länger weilen. Er begab sich ins südliche Frankreich, um seine Gesundheit unter milderm Himmel erstarken zu lassen. Unbefriedigt kehrte er nach beinahe einem Jahre zu mir zurück, brachte einen Theil des Sommers (1821) in verschiedenen Gegenden der Schweiz zu; ging (im Herbst 1821) nach Paris, wo er im Umgang mit Oelsner, Schlabrendorf, Stapfer und andern Weisen und Geschäftsmännern herrliche Tage verlebte, aber wieder zurückkam, um in den Heilquellen von Baden-Baden seine Genesung zu suchen. Diese schienen ihm zusagend; er siedelte sich endlich dort, und abwechselnd in Karlsruhe, fast ganz an." In dieser Periode lernte Referent ihn kennen und lieben. Jochmann war einer der feinsten und humansten Gesellschafter, voll Verstand und Geist, die durch einen tief melancholischen Zug seines Wesens noch mehr Folie erhielten. Er begann damals sein literarisches Wirken, gab zuerst das Werk über die französische Kirche, dann die scharfen Betrachtungen über den Protestantismus, ein aphoristisches Buch über die Sprache und zuletzt seine geistreichen Briefe über die Homöopathie heraus. Er glaubte nämlich, durch die Homöopathie von seinen langen Leiden geheilt zu seyn, schrieb in der frohesten Laune sein Buch und starb fast unmittelbar darauf. Alle seine Bücher erschienen anonym; alle sind ausgezeichnet durch Geist und tiefes Gefühl, das sich jedoch nie weichmüthig, sondern immer nur in scharfen Sarkasmen zu erkennen gibt.

Wenn ein solcher Geist überhaupt klassificirt werden darf, so möchten wir ihn neben Börne und Jaffoy setzen. Er leidet am Schmerz und Groll der Zeit und äußert sich so bitter wie Börne, doch nie so persönlich beleidigend, so studirt jakobinisch, sondern immer mit der Feinheit eines Weltmanns, mit der Würde eines Staatsmanns, der es verschmäht, in den kleinen Kriegen des Pöbels gegen die Polizei den Anführer zu machen. Er führt nur Principe an, die Personen und das Formelle genirt ihn nicht. Mit Jaffoy hat Jochmann die Kenntnisse, den praktischen Geschäftsblick gemein.

Der erste Band der Reliquien enthält Erinnerungen aus England, kleine witzige Bemerkungen, zum Theil sogar sentimentale:

„An Jenny, in Reading.

Immer ward ich noch krank, verließ ich die gastliche Stätte,
Ist die Waare daran, ist die Verkäuferin Schuld?
Nie genoß ich zu viel, was du mir freundlich geboten,
Ward ich dessen zu voll, was du nicht hast und doch gibst?

Jenny, at the white hart, gehört zu den seltensten Naturschönheiten des Städtchens Reading, an den Ufern des Kennet, und doch nennt sie keine Geographie, kein Guide du voyageur; in wenigen Jahrzehnden vielleicht kaum ein Leichenstein."

Dann folgen Silhouetten französischer Revolutionsmänner, z. B. von Mirabeau: „Denken Sie sich," sagte Mercier einst in seinem gewöhnlichen schleppenden Tone zu einem Frauenzimmer, welches fragte, wie Mirabeau ausgesehen habe: „Denken Sie sich die Physiognomie eines Löwenkopfes mit Pockennarben besprengt." — „Und mit gepuderter Mähne!" fügte Baggesen hinzu, als er das bizarre Gleichniß erzählen hörte. Seine Gesichtszüge, in der Ruhe, verkündeten einen Mann, der zu Allem fähig seyn konnte. Sie verschönerten sich im Feuer der Beredsamkeit, wenn er erhabene Gegenstände berührte. Es umstrahlte ihn eine unnennbare Verklärung. Es war ein Prophet des Alterthums, ein Aristides oder Gracchus. Aber beherrschte ihn der Leidenschaften böser Geist, so verzogen sich seine Geberden widerlich und schreckhaft; das Schwellen und Zucken seiner Muskeln drohte Unglück; sein Gesicht wurde bleich und mißfarben. — Oelsner, der nicht glauben wollte, daß Mirabeau Verfasser seiner eigenen Schriften und Reden gewesen sey, und behauptete, Talleyrand besäße das ganze Verzeichniß der wahren Autoren, nannte ihn nur ein Ideen-Vampyr." — Ich weiß wahrhaftig nicht, ob das ein Vorwurf seyn soll? Sind nicht alle bessere Köpfe Ideen-Vampyre, welche sich durch fremde Gedanken nähren und mehren und den Reichthum der Geisterwelt in ihr eigenes Ich verwandeln? „Seine Fehler scheinen darum größer, sagte Monnier: weil sie eben die seinigen waren." Auf einem Prachtbilde fällt jeder Makel in die Augen, der auf einem Sudelgemälde kaum bemerkt wäre. Viele Zeitgenossen schien Mirabeau von minder

großem Charakter, als Napoleon, vielleicht weil lezterer ihnen allen näher stand. Aber so kann auch der nähere Berg, wär er auch kleiner, den dahinter liegenden größern verdecken. — „Er hatte sich," sagte Schlabrendorf, „im Zauberbecher des Nachruhms berauscht. Er wollte einen europäischen Namen haben, und sein großer Verstand zeigte ihm, daß bloße Schlechtigkeit zu solchem Ruhme nicht führe. Daher war ihm zu trauen. Er konnte lüderlich, aber nicht gemein und niederträchtig seyn. Er besaß zu viel Geist dafür. «So durfte er sagen: „La cour m'achète, mais je ne me vends pas." — Besser kannte dieser Mann, denn jeder Andere zu seiner Zeit, den wahren Hebel aller Revolution. „Donnez-moi une bête brute, j'en ferai bientôt une bête féroce!" rief er einst; und diese wenigen Worte enträthseln alle Gräuel der französischen Revolution. Priesterschaft und Adelschaft hatten in ihrer dummen Schlauheit um die Wette gearbeitet, das Volk in seiner Brutalität zurückzuhalten, indem sie es vor edlern Genüssen der Civilisation bewahrten, aber sie hatten damit nur die Revolution und ihren eigenen Untergang vorbereitet. Sie hatten keine Menschen erziehen wollen; darum wurden sie von Bestien zerrissen."

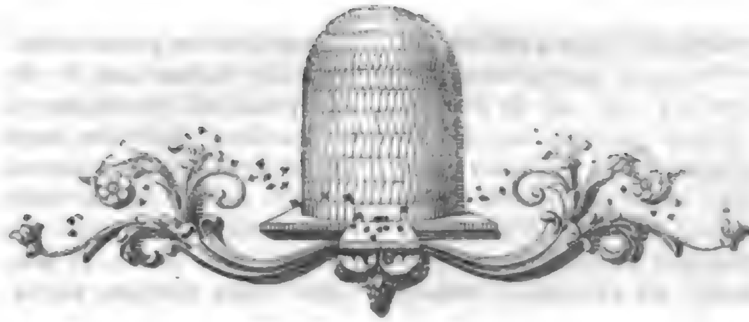
An diese Charakterschilderungen reiht sich auch die des Grafen von Schlabrendorf, des berühmten Einsiedlers von Paris, der schon im dritten Jahrgange des Raumer'schen Taschenbuchs einen Biographen gefunden hat. Hier werden Bruchstücke aus seinen Gesprächen mitgetheilt. Z. B. folgende Prophezeihungen: „Wir leben in den Zeiten der Träume und Prophezeihungen, weil keiner mit der Gegenwart zufrieden ist, und jedermann das Ende des europäischen Romans voraus wissen möchte. — Der Jesuitengeneral Ricci, unter welchem Clemens XIV. den Orden der Gesellschaft Jesu aufhob, soll geweissagt haben: die Türken würden ihre Pferde am Dome von Köln anbinden. Dann aber kämen bessere Zeiten und das tausendjährige Reich. — In Preußen trägt man sich, wie man mir sagt, jezt mit einem Traume Friedrichs II., der mir bedeutsamer scheint, als die Offenbarung Ricci's. „Mir träumte," soll der König einmal erzählt haben: „es sey mir Lust angekommen, zu wissen, was lange nach meiner Zeit vorgehen werde; habe mich zu dem Ende mit Speise und Geld versehen, in eine abgelegene Gegend begeben, und da einen Epimenides-Schlaf gehalten. Als ich erwachte, waren die Speisen fort; doch hatt' ich das Geld noch. Ich ging auf die Landstraße und wußte nicht mehr, wo ich war? Zum Glück begegnete mir ein Bauer, den ich um den Weg zum nächsten Ort fragte. Er gaffte mich dumm an und schwieg. Als er mir den Rücken zuwenden wollte, bot ich ihm einen Friedrichsd'or an, um den Kerl geschmeidiger zu machen. Er besah das Geldstück von allen Seiten, wunderte sich und sagte: „dies Geld kann man hier zu Lande nicht gebrauchen. Das kennt Niemand. Ihr müßt von unserer Sorte haben, wenn Ihr nicht Hungers sterben wollt." Dabei griff er in die Tasche und zeigte mir einige — russische Kopeken. Er verließ mich und ging zu seinem Ackerfeld, wo er seinen Pflug hatte, vor welchem einige Menschen angespannt waren. „Oho!" rief ich: „ist es hier Sitte, Menschen an den Pflug zu spannen?" — „Warum nicht?" entgegnete der Bauer: „Sie sind wohlfeiler und nützlicher, als anderes Zugvieh." — „Aber lassen sich denn die Leute das gefallen?" rief ich. „Warum nicht?" antwortete er! „Man kann es ihnen schon beliebt machen!" und zeigte lächelnd auf seinen Kantschuh. — „Ich lief in meiner Angst durch manches Dorf. Jedes bestand aus einem prächtigen Schloß, einigen Kirchen und Klöstern und einer Menge unfläthiger niedriger Ställe. In diesen wohnten die Unterthanen des Edelmanns. Ich kam in die Hauptstadt. Viel Luxus. Aber das Heiligste und Edelste war ins Gemeine und Ekelhafte travestirt. Mir war zu Muth, wie einem frommen Christen, dem man in Kamschatka, beim heiligen Abendmahl, in Ermanglung von Brod und Wein, gedörrten Fisch und Branntwein darreicht. — Wo bin ich denn? schrie ich. Und ich wachte auf." Aus Schlabrendorfs Gesprächen werden auch Erinnerungen an die berühmten Abenteurer Hompesch und Trenk mitgetheilt. Man thut einen Blick in die Revolutionszeit, der in mancher Beziehung lehrreich ist: „Beim Ausbruch der französischen Revolution befand er sich in Aachen. Hier redigirte er eine Zeitung. Damals schrieb er an den Baron Hompesch, der im Gefolge des Königs von Preußen als Major stand, er solle sich für ihn beim König verwenden, in dessen Dienst er zu treten wünschte. Natürlich vergaß er dabei nicht, an die Wichtigkeit seiner Person hinreichend zu erinnern; man müsse sich bald entschließen und nur nicht mit dem Gelde knausern wollen. Er glaube, ohne alle Eitelkeit wohl bemerken zu dürfen, daß ein Mann, wie er, wenigstens 10,000 Mann werth sey. Schlage man nicht ein: so biete er den Franzosen seine Dienste an. Das wäre für Preußen ein Verlust von 10,000 Mann, eben so viel Gewinn für die Franzosen; folglich ein Nachtheil von 20,000 Mann preußischer Seits. — Man schlug troz dem nicht ein. Trenk kam also nach Paris, wo er vom Wohlfahrts-Ausschuß, durch Alquier, die Vollmacht zur Errichtung einer Freischaar erhielt. Unterdessen in großer Mittellosigkeit, übernahm er ein Journal, in welchem er den Franzosen die geheime Kunde, welche er von allen europäischen Höfen zu besitzen vorgab, in sehr schlechtem Französisch mitzutheilen suchte. Trenk log aber, auch wenn er Wahrheit sagen wollte. — Eines

Tages kam er zu mir, klagte mir seine Noth und verlangte ein kleines Darlehn von mir. „Ich habe für mein Journal nur sieben Subscribenten!“ sagte er. Kaum war er fort, so trat Forster herein. „Er lügt!“ rief Forster: „Ich komme so eben von seinem Buchhändler, der mich versichert, daß er nur drei Subscribenten habe!“ — Trenk behauptete auch, Thomas Payne's Common sense ins Ungarische übersezt zu haben. — „Wie? ins Ungarische?“ rief Hompesch, dem ichs erzählte: „Nicht einmal ungarisch fluchen kann er!“ Als wenn das die Anfangsgründe der edeln Madscharensprache wären. — Ich sah den Freiherrn von der Trenk das erste Mal bei Alquier, einem schwachen Manne, den ich schon früher gekannt, und der damals Präsident des Wohlfahrts-Ausschusses war. Ich kam zu ihm, um ihm den Mainzer Wedekind zu empfehlen; ihm eine Anstellung zu verschaffen. Der Besuch war in jeder Hinsicht ein unglücklicher und hat wahrscheinlich so gut, wie der liebe Ehrmann, zu meiner nachherigen Verhaftung beigetragen. Den ersten Tölpelstreich spielte mir dabei ein Diener, der so albern war, mich als Mr. le comte de Schlabrendorf zu melden. Man bat mich, im Vorzimmer einen Augenblick zu warten. Bald darauf sah ich aus Alquiers Cabinet einen langen hagern Mann in einem hellfarbigen Ueberrock treten. Wedekind stand bei mir und flüsterte: „Mein Gott, wie kommt der hieher!“ — Gleich darauf sagte mir Alquier, daß das Trenk gewesen und was er gewollt. Erst später erfuhr ich, daß Trenk, als in Alquiers Cabinet mein Name genannt worden wäre, aufgefahren sey und sich nicht genug über meinen Aufenthalt in Paris habe wundern können. Das war das zweite Unglück! — Die Strudelköpfigkeit dieses Mannes war grenzenlos. Mehr als einmal rief er mir im Palays-Royal schon von weitem die unvorsichtigsten Dinge auf Deutsch zu, z. B. „Gute Nachrichten! Wimpfen wird bald in Paris seyn!“ und dergleichen mehr, als wenn mit solchen Reden nicht Lebensgefahr verbunden gewesen wäre. Auch brachte ihn seine Unbehutsamkeit ins Verderben, nachdem ihn eine erste Verhaftung, der er wieder entlassen worden war, umsonst gewarnt hatte. Er war bestimmt, durch seine Unbesonnenheit, beinahe 70 Jahre alt, das Leben zu verlieren. Bei prahlerischer Lust zu glänzen, brachte er seine Rechthaberei nirgends übler zu Markt, als damals in Paris. — Ich hatte in der Revolution oft Gelegenheit, mir eine goldene Klugheitsregel einzuprägen, die nämlich, niemals ganz Recht zu behalten. Nichts erbittert das leidenschaftlich gereizte Vorurtheil so sehr, als eine triumphirende Widerlegung. Man muß nur entschuldigt, nie gerechtfertigt erscheinen wollen. Ich war bei Custine's Proceß gegenwärtig. Nichts schadete ihm so sehr, als die Geistesgegenwart und Ueberlegenheit, mit der er jeden Anklagepunkt zu Schanden machte. Das Volk und die Richter wurden dadurch mehr beleidigt und aufgebracht, als durch die anerkannteste Schuld. „Voyez, comme il a de l'esprit!“ hörte ich unter den Zuhörern rufen: „Ah, le bougre, mais nous le tenons!“

Wie von Schlabrendorf werden nun auch von Oelsner, einem gleichfalls in Paris eingebürgerten nicht unberühmt gebliebenen Deutschen, Aeußerungen und Charakterschilderungen aus der Revolutionszeit mitgetheilt. Den Schluß dieses Theils macht ein langer Aufsatz über Robespierre, über den endlich genug geschrieben ist, und eine Abhandlung über die Bürgschaften der englischen Verfassung.

Der zweite Band beginnt mit einem Aufsatz über Oeffentlichkeit, dann folgt einer über die Glücksspiele. Dann wieder politische Glossen, aphoristisch. Ein langer Aufsatz über Englands Freiheit beweist von Neuem, mit welch besonderm Interesse sich der Verfasser mit dem schönen Lande beschäftigt, dem unter allen andern das Prädikat Freiheit am besten anpaßt. In den darauf folgenden Betrachtungen über Religion, Dogma und Priesterthum ist leider zwischen Christenthum und Kirchenunfug nicht scharf genug unterschieden. Dies ist ein Fehler, in den sehr viele aufgeklärte Kosmopoliten gefallen sind und noch fallen. Weit entfernt, den schmutzigen Consequenzen des krassesten Materialismus, der Rehabilitation des Fleisches, der Emancipation von aller Moral das Wort reden zu wollen, vielmehr nur die edelste Humanität und Gesittung bezweckend, werden diese Wohlwollenden doch unwissend immer die Gewährsmänner jener Elenden, die das Christenthum mit frecher Rohheit verfolgen. Sie vergessen, indem sie den Mißbrauch des Heiligen angreifen, das Heilige selber zu schützen. Sie vergessen, daß es immer derselbe geistige Pöbel ist, der heute in einer Bonzenkutte dem gröbsten Aberglauben, und morgen als Sanskulotte dem gröbsten Unglauben dient, und daß es darauf ankommt, dem Siege dieser Pöbelhaftigkeit in beiden Richtungen zu begegnen, nicht die arme Menschheit nur aus einem Extrem heraus und ins andre hinein zu treiben. Schon Luther sagte, die Welt ist ein betrunkener Bauer, hilft man ihm von einer Seite aufs Pferd hinauf, fällt er von der andern wieder herunter. Wer ihm forthelfen will, muß es verstehen, ihn ins Gleichgewicht mit sich selbst zu bringen. — Den Schluß bilden Bemerkungen über die Metamorphosen des französischen Staates, und über das Centralisiren und Föderalisiren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 106. Freitag, 20. Oktober 1837.

Staatswissenschaften.

8) Ueber den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben. Von Dr. C. W. Chr. Schüz. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.

In der Einleitung theilt der Verfasser eine geschichtliche Uebersicht mit über die Vertheilung des Grundeigenthums bei den Aegyptern, Juden, Griechen, Römern, bei den alten Deutschen und über die Entwicklung der Grundeigenthumsverhältnisse bis auf unsere Zeit. Es geht daraus hervor, daß die Bearbeitung des Bodens durch Sklaven älter ist, als die durch Eigenthümer, und das große Eigenthum älter als das kleine; daß mit dem Bedürfnisse verbesserter Bodenkultur auch die Freiheit oder wenigstens Halbfreiheit der Anbauer, und mit dem Wachsthum der Bevölkerung auch die Vertheilung des großen Grundeigenthums zugenommen hat. „Mit der französischen Revolution beginnt für die Entwicklung der Grundeigenthumsverhältnisse, wie überhaupt in der Geschichte, eine neue Periode. Zwar hatte sich schon früher, wie wir bereits bemerkt, freies Grundeigenthum gebildet; das aus der Sklaverei des Alterthums entsprungene Leibeigenschaftsverhältniß hatte sich gemildert nach Vorgängen, die schon im römischen Kaiserreiche sich gebildet hatten. Man sah nämlich schon damals recht gut ein, daß der Anbau des Feldes durch Sklaven den italienischen Ackerbau äußerst verschlechtere, und die Bevölkerung, besonders die freie, höchst vermindere; darum wurde schon in dem Licinischen Gesetze bestimmt, daß im Verhältnisse zur Größe des Grundbesitzes eine gewisse Anzahl Freier als Arbeiter gebraucht werden müsse. Als aber dennoch der Ackerbau dem Verderben entgegeneilte (ohne Zweifel vorzüglich aus Veranlassung des vielen Geldes, das in Italien in Circulation kam, den Arbeitslohn ungemein erhöhen mußte, und dem italienischen Landwirthe die Concurrenz mit ägyptischem, sicilischem und spanischem Getreide nimmer möglich machte), so suchten die Kaiser die Einführung des Colonatverhältnisses und später des heute auch noch in Italien üblichen Halbpachts zu bewirken, um das Interesse der arbeitenden Klasse mit dem Interesse der Gutsbesitzer und des Staats zu verbinden, und dadurch den Ackerbau wieder zu heben. — Wir sagten, das Leibeigenschaftsverhältniß habe sich gemildert. Schon die Araber in Spanien schafften es dort ab, und führten dafür das Verhältniß der Zinsbauern ein; die dem Gutseigenthümer zu bestimmten Abgaben und Diensten verpflichtet, in Absicht auf Bewirthschaftung der Güter aber beinahe unabhängig waren. Auch das Verhältniß des Halbpachts verbreitete sich außer in Italien in Frankreich sehr. Diese zwei verschiedenen Verhältnisse

gründeten sich auf einen wesentlichen wirthschaftlichen Unterschied. Wo die niedere Volksklasse wohlhabender war, ließ sie sich in das Zinsverhältniß ein; war sie arm, so trat sie in den Halbpacht (coloni partiarii bei den Römern, metayer bei den Franzosen. Die Engländer haben dafür keinen Namen). Hier schießt nämlich der Gutseigenthümer das Betriebscapital vor, dort ist der Bauer zugleich der Capitalist. Allmählich wandelte sich die Leibeigenschaft in andern Ländern, als die gänzliche Abhängigkeit der Bauern von dem Gutsherrn beinahe in Werthlosigkeit sich auflöste, ja im Gegentheil der verständige Gutsherr und die Regierung in der Auflösung jenes Verhältnisses ihren Vortheil einsehen mußten, in ein Zinsverhältniß um; zunächst wurde das Gut dem Bauer auf eine gewisse Reihe von Jahren oder auf unbestimmte Zeit nach Herrengunst verliehen; der Bauer war jezt zwar nimmer leibeigen, aber sein Zustand gewissermaßen precairer als vorher. Denn als Leibeigener hatte er doch nicht ins Blaue hinausgeschickt werden können. Dies Verhältniß ging in das Fail- oder Schupflehen-, dieses in das Erblehenverhältniß über. Der leztere Zustand war dem Eigenthum am nächsten gerückt. In England breitete sich ein Pachtverhältniß aus, das der Ausbildung der Landwirthschaft in diesem Lande vor andern günstig gewesen ist: der Pacht auf eine lange Reihe von Jahren, gewöhnlich 99; es war dieser Pacht auch schon im römischen Reiche versucht worden. Während dies Verhältniß in England die wohlthätigsten Folgen gehabt hatte, gereichte es in Irland zum Verderben. Der Grund liegt vorzüglich in dem Umstande, daß die Güter in England nur in größern Portionen verpachtet wurden; so daß nur mit Kapital versehene intelligente Landwirthe in deren Besitz kamen, während man in Irland die Güter in den kleinsten Stücken verpachtete, dadurch eine ungeheure Concurrenz von vermögenslosen Pächtern herbeizog, was der Ruin der Landwirthschaft und der irländischen niedern Volksklasse überhaupt wurde. Alle diese verschiedenen bäuerlichen Verhältnisse traten aber nicht gleichzeitig und allgemein in den verschiedenen Ländern ein, die verschiedensten Arten waren in demselben Lande da mehr, dort weniger zu finden. Auf die Vertheilung der Grundstücke hatten sie verschiedenen Einfluß. In fruchtbaren Gegenden, wo die kleinen Grundstücke den Anblick eines reichen Ertrag gewährten und die Bevölkerung stets im Wachsen war, entschlossen sich die Gutsherrn, ihre größeren Höfe vertheilen zu lassen, weil sie mehr Gewinn dadurch erwarteten. Aber noch mehr gingen die Regierungen durch Vertheilung ihrer Domänengüter mit dem Beispiele voran. Nicht nur die Abgaben mehrten sich, sondern auch bedeutend die Bevölkerung. Und darin glaubte man den Schlüssel zu allem Fürsten- und Völkerwohle gefunden zu haben. Eine reizende Aussicht waren viele Soldaten. Namentlich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kam dieser Ansicht auch die Theorie mächtig zu Hülfe. Alle politischen Schriftsteller sprachen von Vertheilung der Domänen, der Güter der Geistlichkeit und des Adels. Die Ansprüche der Menschenrechte gaben der Sache einen Heiligen-Schein. Schon Friedrich der Große sprach in einer Cabinetsordre, seine Zeit und sein Interesse erkennend, aus: „er sey es müde, über Sklaven zu herrschen.“ Den Adeligen, die hie und da es unternahmen, mehrere Bauerngüter wieder in eins zusammenzuziehen, weil sie glaubten, Einer Familie mehr von ihrem Ertrag nehmen zu können, als mehreren, verbot er dies bei einer Strafe von 100 Ducaten. Endlich in der berühmten 4ten Augustnacht brach zu Paris die Flamme aus. Mit allgemeiner Begeisterung wurde von der Versammlung der Nation beschlossen und verkündet, daß von nun an im ganzen Umfange des französischen Reichs die Feudalrechte abgeschafft seyn sollen. Der größte Theil des Volks, bisher unter der Vormundschaft des Herrn, dessen Gut sie bebauten, wurde in Eigenthümer, vollberechtigte Staats- und Gemeindebürger umgewandelt; der größte Theil derselben bekam Staats- und gemeindebürgerliche Wahlrechte.“ Sodann führt der Verfasser weiter aus, was seitdem in einzelnen Staaten für Ablösung der bäuerlichen Lasten weiter geschehen, und schließt diese Einleitung mit einem sehr schätzbaren Verzeichniß der bereits über diesen wichtigen Gegenstand geschriebenen Werke.

Sodann entwickelt er seine Theorie, gestüzt auf die bisherigen Erfahrungen, und handelt zuerst von den geschlossenen großen Gütern, und von dem Einfluß derselben auf die Landwirthschaft selbst, auf die Bevölkerung, auf die geistige und sittliche Kultur und dadurch auch auf das Staatsleben überhaupt und zunächst auf die Finanzen. Hierauf wird auf dieselbe Weise der Einfluß der kleinen Güter erörtert und beide werden mit einander verglichen. Der Verfasser verkennt nicht das mannichfache Gute, was sich an das System der großen Güter knüpft; allein er gibt doch dem der kleinen (nur nicht in der Uebertreibung) den Vorzug, weil die Zunahme der Bevölkerung und die moderne Entwicklung des Staatslebens es gebieterisch verlangen. „Wenn das Einzelnwohnen auf Höfen den moralischen und religiösen Sinn mehr erhält, als das Zusammenwohnen in größern Gemeinden (weniger Eitelkeit, Eifersucht, Gelegenheit zu Ausschweifung); wenn dort ein Scandal weniger auf eine große Menge von Einfluß ist; wenn öffentliche Blätter dort weniger den Sinn verrücken als hier; wenn Branntwein-, Bier- und Weinschenken dort seltener nachtheilig wirken; wenn dort die Städte ferner sind, ihr Luxus, ihre Verderbniß weniger hinaus dringt auf das Land; wenn mit einem Wort dort ein einfacheres,

gemüthliches Naturleben vorherrscht: so wirkt hier die tüchtigere Schulbildung, die Nähe des Predigers, der häufigere Kirchenbesuch, die größere Selbstständigkeit, die äußere Sitte und Beobachtung von Andern wohlthätig; und wenn freilich mit der Zunahme der Bevölkerung und Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens mit den Lichtseiten auch die Schattenseiten größer werden, so muß man doch diesen Zustand, wie den Zustand des Sündenfalls, dem des Paradieses vorziehen. Das Leben wird bewegter, aber größer. Man muß ihn namentlich vorziehen, wenn man die Folgen bedenkt, die aus der Armuth der Taglöhnerklassen, den ungleichen Erbportionen der Kinder der Gutsbesitzer um so nachtheiliger hervortreten, je mehr der Luxus und die Verstandesaufklärung auch auf jene patriarchalischen Höfe dringt; je mehr die Zahl der Taglöhnerklasse anwächst, und die Noth den Einzelnen veranlaßt, sich an Habe und Gut der Andern zu vergreifen. Dieser Geist des Neides und Hasses gegen den Reicheren wird aber immer mehr jene große arme Klasse ergreifen, und ein höchst gefährliches Element in das Volksleben bringen, je mehr mit dem Wachsthum der Arbeiterklasse der Lohn sinkt, und die Möglichkeit ihrer Verheirathung und häuslichen Niederlassung schwindet. — Die Theilbarkeit befördert den Anbau des Bodens, und schafft eine große landbautreibende Bevölkerung, die durch den Besitz eines festen Eigenthums eine solide und breite Grundlage für die gesellschaftliche Pyramide bildet. Durch die Theilbarkeit der Güter ist in den gesellschaftlichen Organismus das Princip des Wachsthums, der Entwicklung und Bewegung gelegt; während die Untheilbarkeit diesem Princip entgegentritt. In der Entwicklung und geistigen Bewegung aber besteht das Leben und die Kraft. Hier sind mehr Talente, mehr materielle Mittel, mehr tüchtige waffenfähige Männer. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß Staaten, in welche dieses Princip der gesellschaftlichen Entwicklung aufgenommen ist, sicherer und schneller zu einer Macht aufsteigen und auf festerer Grundlage ruhen, als Staaten, wo die Untheilbarkeit einer natürlichen Entwicklung Schranken setzt, und diese Entwicklung von außen erst Anstoß erhalten muß oder erhalten hat, und von Kräften genährt wird, die außerhalb ihrer Grenzen liegen.“ Es versteht sich übrigens von selbst, daß der Verfasser die allzu große Theilbarkeit mißbilligt, weil die allzu kleinen Portionen, wie Irland bewiesen hat, nothwendig zuletzt an den Bettelstab bringen.

9) Neue Untersuchung der Nationalökonomie und der natürlichen Volkswirthschaftsordnung, von J. Schön, Prof. in Breslau. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1835.

Die Nationalökonomie ist eine noch sehr neue Wissenschaft. Ihre Wichtigkeit wird allgemein anerkannt aber in den Resultaten ist man noch nicht einig. Eine Orientirung in dieses verwickelte Gebiet ist daher sehr mit Dank zu erkennen, und das vorliegende Werk gewährt dieselbe in einer seltenen Klarheit. Der gelehrte Verfasser beginnt mit einer geschichtlichen Einleitung, verfolgt alle bisherigen Ansichten, vergleicht sie und führt auf diese Weise die Betrachtung ungezwungen durch alle Irrthümer hindurch zu dem hin, was als Wahrheit übrig bleibt.

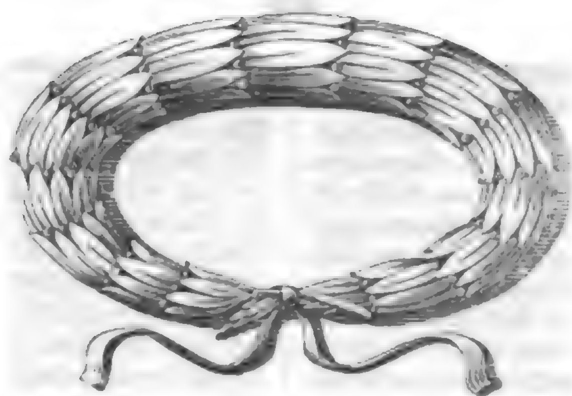
Er zeigt, daß die Alten noch keinen Begriff von Nationalökonomie hatten, und daß selbst Aristoteles, der Einzige, der die Oekonomie philosophisch auffaßte, nichts weniger als tief eingedrungen war; er weist ferner nach, daß auch im Mittelalter, einige sehr interessante Ansichten des berühmten Thomas von Aquino abgerechnet, völlige Unwissenheit und Gleichgültigkeit in Betreff der Nationalökonomie obwalteten. Wie man nun endlich die bisher wild aufgewachsenen und eben so wild vergeudeten Volkskräfte methodisch erhalten, vermehren und richtig anwenden lernte, zeigt der Verfasser in Folgendem: „Die neuere Zeit mußte gleich Anfangs eine klarere Anschauung der Volkswirthschaft begründen, denn schon in dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert fielen Ereignisse vor, welche die Fundamente einer bessern Erkenntniß herbeiführen. Die Kreuzzüge hatten die ökonomischen Thätigkeiten aufgeregt; Gewerk und Handel erblühten in allen Ländern. Die Emancipation der Städte brachte die Gewerbe zu großem Ansehen, zu großer Bedeutung. Die Einführung der Soldtruppen wendete die Augen der Machthaber auf die Population und auf das Nationalvermögen. Die Abnahme der rein kirchlichen Tendenz ließ das Nachdenken auf weltliche Gegenstände gerathen. Aber nur höchst einseitig und aus reinpolitischem Standpunkt ausgegangen waren die neuen Ansichten, und sie konnten füglich nicht anders seyn. Die Gewerbe hatten im Mittelalter sich zu politischen Gegensätzen ausgebildet. Anfänglich gab es nur Land; die Feudalherren auf ihren weitläufigen, von Leibeignen bestellten Gütern, waren die Säulen des Staates. Nach und nach lösten sich die Gewerbsleute von dem Feudalsysteme, schaarten sich in Städten zusammen, gewannen königliche Privilegien, erhielten eine Stelle auf den Reichstagen und brachten so neben dem Lande die Stadt zu politischer Bedeutung. Immerfort rangen Stadt und Land mit einander, die Fürsten neigten sich bald dahin, bald dorthin, wie es ihr Interesse erheischte. Und so nahmen die Schriftsteller ebenfalls bald für die Stadt, bald für das Land Partei, wenige strebten nach einer Ausgleichung der Interessen. Dieser Streit der Stände fand auf dem ökonomischen Gebiete den größten Spielraum wegen des Unterschiedes zwischen Gesammt- und

Privatreichthum. Man konnte fragen, ob der Volkswohlstand auf den Repräsentanten aller Güter oder auf die vom Geld repräsentirten Güter sich gründe, und ob in lezterm Fall es auf die werthvollen Stoffe der Güter oder auf die Form derselben ankomme? Je nach der Antwort, die man ertheilte, erschien entweder das städtische oder das ländliche Gewerbe oder die Industrie überhaupt als Quelle des öffentlichen sinnlichen Wohles. Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts war die Stadt offenbar bereits die Trägerin der Civilisation und der Nationalmacht in vielen Ländern. Die ungeheure Ausbeute der amerikanischen Bergwerke sezte den Metallwerth herab und reizte die Länder, die keine Goldcolonien besaßen, zum Erwerbe der edlen Metalle mittelst des Umsatzes gesuchter Fabrikate. Mit der Industrie stieg die Population und die Staatsmacht. So ist es denn ganz natürlich, daß alle Schriftsteller den Handel als die wahre Geldquelle feiern und den Fürsten ein Mercantilsystem empfehlen. So der Franzose Bodin, so die Italiener Davanzati und Serra, die Engländer Raleigh, Mun und Davenant, so alle Deutschen, insbesondere von Schröder. Je mehr das Begünstigen der „Stadt“ dem „Land“ empfindlich wurde, desto mehr Grund war vorhanden, die Bedeutung des Landbaues in Erinnerung zu bringen und die Fürsten auf die Urquelle der körperlichen Güter hinzuweisen. Man gab zu verstehen, daß die Population die Länder stark mache und die Volkszahl von den Lebensmitteln abhänge. Man hob die moralische und politische Schattenseite des Handels geflissentlich hervor und deutete auf die Einkünfte, die von den Staatsgütern zu gewinnen wären. Der Landbau wird von mehreren Schriftstellern als die wahre Mutter des Reichthums angesehen, so von dem Herzog von Sully, selbst vom Marschall Vauban, von dem Engländer Asgill und dem Spanier Fazardo. Sogar einige Italiener feierten den Landbau, Campanella und Bandini. Wo Stadt und Land durch die politische Verfassung in mindere Spannung versezt wurden, wie das von England gerühmt werden darf, da konnten sich frühzeitig Männer einfinden, welche weder das Land über die Stadt, noch die Stadt über das Land erheben wollten, sondern beiden Theilen gerechte Anerkennung angedeihen ließen. Wollten sie aber Stadt und Land neben einander zur Geltung bringen, so mußten sie weder in dem bloßen Gelde, noch in dem bloßen Stoffe den Reichthum suchen, sondern ihn auf die Form, die Körper genießbar macht, und also auf die Schaffungskraft, auf die einträgliche Arbeit jeder Art zurückführen. Sprachen die Einen nur von Geld und Handel, die Andern nur von Stoffen und Landbau, so mußten die Dritten nothwendig nur von Bedürfnissen und ihrer Befriedigung durch menschliche Industrie sprechen. Auf diese Weise erklären sich die Ansichten einiger Engländer, des Hobbes, des Locke, selbst des sonst mercantilischen North. Eine ganz besondere Aufmerksamkeit verdient Petty, der, (1623 als ein Schneiders Sohn geboren) nach den mannichfaltigsten Begebnissen 1687 in der Fülle eines durch Staatswirthschaftskunst erworbenen Ansehens und Reichthum starb. Es gehörte eine geraume Zeit dazu, bis diese drei verschiedenen Principien sich zu vollendeten Systemen herausbildeten, oder auch nur in ihrem ganzen Umfang eingesehen wurden. Nichts wäre irriger, als wenn man in den angeführten Schriften irgend etwas Vollständiges über die Naturalökonomie suchen wollte.

Die traditionelle Ansicht vom Reichthum der Völker hatte sich durch Cromwells und Colberts Maßregeln anscheinend so sehr bewährt, daß sie wohl zuerst eine wissenschaftliche Geltung erlangen mußte. Es ist jedoch merkwürdig, daß man nicht weiß, in welchem Manne man den Ausgangspunkt des Mercantilsystems suchen soll. Nach meiner Ansicht muß derjenige an die Spitze der Mercantilisten gestellt werden, der zuerst alle zerstreuten Strahlen sammelte und ein neues Licht bildete. Wenn ich nicht sehr irre, so ist das der Schottländer Law, in dessen Bestrebungen wir die reinste Fulguration des Mercantilsystems erkennen müssen. Auf seinen Schultern standen, von seinen Erfahrungen zehrten alle die Schriftsteller, die vollständige Darstellungen des Mercantilsystems lieferten, der feine Franzose Melon, der geistvolle Italiener Genovesi, der gründliche Engländer Stewart, der gelehrte Deutsche Büsch. Will man das Mercantilsystem in seiner Reinheit darstellen, so muß man jene krasseren Ansichten ausscheiden, welche die besten Schriftsteller (Stewart, Genovesi, Büsch) als Schlacken des Systems hinausgeworfen haben. Man kann dasselbe ungefähr in folgende Worte zusammenfassen: „Die Population ist ein Hauptbestandtheil der Nationalmacht; Vermögen der andere. Glücklicherweise stehen Population und Vermögen in einem geraden Verhältnisse. Das Vermögen ist mit dem Geldumlauf identisch, denn Geld ist der Repräsentant aller Güter, das vollkommenste Vermögen. Die Nation befindet sich in dem Grade gut, in welchem der Geldumlauf sich darstellt, und der Geldumlauf ist in dem Maaße groß, in welchem die Industrie die Kapitale erstattet. Aus diesem Grunde muß das vornehmste Augenmerk auf Erweiterung des Absatzes von Fabrikaten im Auslande gerichtet seyn, denn nur eine überwiegende Ausfuhr von Fabrikaten macht großen Geldumlauf, treibt viele Kapitalien um und schafft Nahrung für eine stärkere Population herein.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 107. Montag, 23. Oktober 1837.

Staatswissenschaften.

9) Neue Untersuchung der Nationalökonomie und der natürlichen Volkswirthschaftsordnung, von Schön.

(Fortsetzung.)

„Die Erweiterung des Absatzes bedingt eine kluge Leitung des Commerces, eine gewisse Beschränkung der Ausfuhr roher Produkte und der Einfuhr von Fabrikaten, eine gewisse Beförderung der Ausfuhr von Fabrikaten und der Einfuhr von Stoffen. Die Ausfuhr von Münzen und edlen Metallen ist in dem Falle nützlich, wenn der Kaufmann, wie Mun sagt, das Geld wie der Landmann den Samen ausstreut mit der Absicht und Aussicht, das Gedoppelte dafür einzuernten. Doch muß man auf die Erhaltung einer gewissen Baarschaft Bedacht nehmen, um durch Benützung des Credits desto sicherer die Geldmittel vervielfältigen und den Geldumlauf erhöhen zu können." Im Mercantilsystem ist ersichtlich das eigenthümliche Verhältniß einer „Nation" zum Auslande bis zur Uebertreibung herausgehoben; es sollen die einseitigen Vortheile über die Grenzen hinaus verfolgt werden, welche die allgemeine Menschenliebe zieht. — Stevart sagt ausdrücklich, daß die Häupter der Staaten gegen einander seyn müßten, wie wenn sie Schach spielten, und daß sie nach den Gesetzen der Privatsittlichkeit so wenig zu beurtheilen seyen, als die Gottheit nach der Menschenansicht von Recht und Unrecht beurtheilt werden dürfe. Eben so ist das Verhältniß des Gesammtwohls zu dem Privatwohle verzerrt und das erstere viel zu sehr von der Geldfülle abhängig gemacht. Die Maßregeln dieses Systems sind daher meistens der natürlichen Ordnung der Volkswirthschaft entgegen und bewirken eine wahre Verkünstelung aller ökonomischen Verhältnisse.

In Frankreich zeigten sich bald genug die Folgen des Colbertismus; das Landvolk drohte zu verschmachten. Da bildete ein origineller Geist die dem Landbau günstige, alle Werthschaffung auf die Naturmacht (Physiokratie) zurückführende Ansicht zu einem umfassenden System aus. Dieser merkwürdige Mann ist François Quesnay. Es sprang sein System 1758 aus seinem tableau économique wie die Minerva aus Jupiters Haupte; in den folgenden Schriften gab er nur Erläuterungen. Auch seine besten Schüler hatten nur seine Grundgedanken weiter auszuführen und gegen spätere Ansichten zu vertheidigen; dieses gilt von Turgot, Garnier und Schmalz. Das physiokratische System geht von der Ansicht aus: „daß der Werth der Güter nichts als firirtes Lebensmittel sey." Es ist der Werth irgend einer Waare der Inbegriff der Lebensmittel, die zu ihrer Entstehung von den Erzeugern verbraucht werden mußten. Da nun aber die Stoffe allerdings nur durch die Natur gegeben werden, so muß auch die Natur

als Urquelle des Reichthums erscheinen: Der Mensch erscheint nur als Producent, so weit er die Hervorbringung der Natur bewerkstelligt, d. h. so weit er Landbau treibt. Nur der Landbau gibt einen Reinertrag; Manufactur, Handel erhöht den Werth der Stoffe nur um die Werthe, die von den Manufacturisten und Handelsleuten verbraucht wurden. Die nicht ackerbauenden Klassen werden daher alle von den Ackerbauern erhalten, stipendiirt. Aber die ackerbauende Klasse zerfällt wieder in Eigenthümer und Arbeiter. Die Eigenthümer beziehen den reinen Ertrag des Bodens und sohin den ganzen Reinertrag der Nation, von welchem die übrigen Klassen außer dem arbeitenden Landvolke leben. Sie sind daher als die wahren Säulen der Gesellschaft anzusehen, müssen jedoch ganz allein eine Steuer tragen, eben weil die andern Klassen von ihnen leben wie Diener von ihren Brodherren. Das Verhältniß der Grundbesitzer, Ackerbauer und der andern Klassen ist nicht auf einen Staat beschränkt, sondern greift durch alle Reiche. Es ist daher die Absperrung der Staaten gegen die Natur. Die Verarbeitung der Stoffe und der Handel muß durch die ganze Welt frei und unbelastet seyn, es ist ja das Interesse des Grundherrn, sich Diener suchen, und des Dieners, gutem Lohne nachgehen zu können. Die Freiheit des Verkehrs allein spornt die menschliche Thätigkeit, gibt allen Klassen, was ihnen gebührt, und hilft jedem Lande zu der Population, welche ihr Auskommen daselbst finden kann. — Das große Glück, welches das physiokratische System bei den besten Köpfen Frankreichs und Deutschlands machte, verdankt es nur der hohen Menschlichkeit, welche einzelne Sätze athmeten. Die goldenen Worte: pauvres paysans, pauvre royaume klangen dem gedrückten Landvolke wie eine Verheißung und bewirkten zum Theil auch seine Erlösung. Die unbedingte Freiheit des Gewerbes bestach durch den Zauber, der in jedem gedrückten Zustande das magische Wort „Freiheit“ umgibt; der Beisatz „unbedingte“ ward nur im Gegensatze zu den unverständigen Fesseln, welche die Industrie trug, verstanden. — Die Philosophie feierte die Annäherung der Oekonomie an die natürlichen Gesetze des Rechts und der Moral und übersah die eigenthümliche Stellung, welche die Grundherren als eigentliche Staatsactionäre dem Systeme zufolge erlangen sollten. Natürlich konnte sich der blendende Glanz nicht lange erhalten; die ruhige Prüfung mußte nachkommen.

Wie von je die vermittelnde Ansicht sich in England hervorgethan hatte, so konnte füglich auch nur in England dieselbe zu einer systematischen Entfaltung sich erheben. Allerdings haben die Italiener Galiani und Verri, der Franzose Necker im Kampfe mit der Physiokratie sich auch auf eine richtige Mitte zu stellen gesucht und Land und Stadt neben einander gestellt, allein sie wurden von den englischen Schriftstellern Decker, Hume, Brown Dignan übertroffen. Der eigentliche Schöpfer des Industriesystems ist Adam Smith. Seine unmittelbare Lehre (von J. B. Say und Lotz aufs schärfste und vollständigste systematisirt) läßt sich füglich in folgende Sätze zusammenfassen: „Die wenigen freien Gaben der Natur ausgenommen, kommen die ökonomischen Güter von menschlicher Thätigkeit her. Die Arbeit, die ein körperliches Gut kostet, ist das ächte Element des Werthes, der natürliche Preis der Güter. Die Arbeit erhält die Größe ihrer produktiven Wirkung von ihrer Theilung. Aber jede Theilung der Arbeit setzt Capital voraus, welches daher als mittelbare und dritte Güterquelle betrachtet werden kann.

Das Capital entsteht durch Sparsamkeit, daher hängt jeder wirthschaftliche Fortschritt insbesondere von der Bilanz des Ertrages und der Verzehrung ab. Geld ist nichts als Tauschmittel und kommt also bei der Vermehrung des Reichthums direct gar nicht in Betracht. Das jährliche Erzeugniß der Nation theilt sich mittelst des Verkehrs unter die Mitglieder der Nation nach dem Antheile, den diese Mitglieder der Nation durch Arbeit oder Besitz an dem Erzeugniß und seinem Preise haben. Der Gesammtpreis des Nationalerzeugnisses löst sich daher in folgende Bestandtheile oder Renten: a) Arbeitslohn, b) Grundrente, c) Capitalgewinn, welcher wieder in Zins und Profit sich theilt. Es ist nicht gleichgültig, welche Rente hoch oder niedrig ist. Vielmehr ist hoher Lohn und hohe Grundrente, niederer Zins und niederer Profit für die Gesammtheit am vortheilhaftesten. Sowohl das größte Erzeugniß als die beste Vertheilung desselben fordert nicht mehr, als daß man die Industrie gewähren läßt. Die Staatsgewalt soll nur Rechtsschutz geben, allgemein nützliche und die Privatkräfte überschreitende Hülfsanstalten einrichten und die erforderlichen Güter durch gleiche Besteuerung der reinen Einkünfte aufbringen, dann wird die Nation sich glücklich, und im Frieden mit aller Welt sich glücklich fühlen.“

Die großen Wahrheiten, die in diesen Sätzen liegen, sind von Niemand verkannt worden; aber als das Anstaunen sich gesättigt hatte, mußten doch Lücken und Dunkelheiten, ja selbst Unrichtigkeiten in das Auge fallen.“

Diese Lücken auszufüllen, die Dunkelheiten aufzuklären, die Unrichtigkeiten zu berichtigen ist der Zweck der nachfolgenden Theorie. Herr Schön theilt dieselbe in zwei Abschnitte. Der erste handelt von der bürgerlichen Wirthschaft, d. h. von der Nationalökonomie, sofern dieselbe Sache der Privaten und freiwilligen Vereine ist; der zweite von der Pflege dieser bürgerlichen Wirthschaft, d. h. von dem, was die Regierungen in Bezug auf Pflege, Hebung, Beaufsichtigung dabei zu thun haben. Diese Eintheilung ist die allein richtige. Von der Natur muß man ausgehn, von dem, was von selbst geschieht, was die Privaten und Vereine leisten. Dann erst kann die Frage seyn: was hat die

Regierung zu thun? Wir halten diese Ansicht für um so richtiger, als sie sich durch alle Gebiete der politischen Wissenschaften durchführen läßt. Die Regierungen sollen in allen Fällen nur das thun, was die Privaten und Corporationen nicht allein thun können.

Indem Herr Schön nun zuerst die bürgerliche Wirthschaft erörtert, unterscheidet er die Erzeugung der Güter, die Vertheilung derselben unter die Producenten, die Verzehrung derselben durch die Producenten, oder 1) Produktion, 2) Güterverthеilung, 3) Consumtion. Er resumirt, was er von jeder dieser drei Gattungen verlangt, am Schluß seiner sehr gründlichen Erörterung, in Idealen. Zuerst das Ideal der Produktion: „Erstens muß von der Industrie alles beschafft werden, was im Bedürfnisse der Einwohner liegt. Kein vernünftiges Bedürfniß soll ungedeckt bleiben, am wenigsten das Bedürfniß der Nahrung, der Kleidung, der Wohnung u. s. w. Woher die einzelnen Befriedigungsmittel bezogen werden, ist an und für sich gleichgültig; es kommt aber darauf an, daß sie gewiß herbeigeschafft werden können. Zweitens muß alles, was Bedürfniß ist, in der gehörigen Proportion beschafft werden. Langen die Lebensmittel nicht für die Einwohner zu, so muß bitterer Nothstand sich bemerklich machen. Werden gewisse Güter weit über das Bedürfniß erzeugt, so muß die Industrie zu Schaden kommen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß eine Ueberproduktion erst dann eintritt, wenn die Güter ohne Verlust weder zum Umtausche noch zur Capitalisation angebracht werden können, was nur bei der Produktion im Großen und für ausländische Rechnung geschehen kann. Drittens müssen die Produkte auf das Beste und für die Consumenten auf das Wohlfeilste beschafft werden. Schlechte Waare befriedigt die Bedürfnisse immer nur halb; und wenn die Waare dem Consumenten zu theuer zu stehen kommt, so kann sie auch nur einen geringen Theil der Bedürfnisse befriedigen. Alles, was die Güte und Wohlfeilheit der Güter befördert, ist daher im Allgemeinen für vortheilhaft zu halten. Viertens muß die Produktion auch den Producenten das nöthige Wohlseyn verschaffen. Die Menschen sind nicht bloße Arbeitsbienen, die mit ihrem Leben den Fleiß bezahlen müssen, die man durch Rauch ersticken darf, nachdem sie den Honig bereitet haben. Es müssen die Producenten daher jene Quantität von Gütern insbesondere von Lebensmitteln in der Produktion erwerben, die in einem bestimmten Land, unter bestimmten Verhältnissen zum humanen Daseyn ihrer Familie nothwendig ist. Die Theilnehmer der Produktion müssen das Produkt so unter sich theilen, daß kein Theil übervortheilt wird. Und das Publikum muß keine Wohlfeilheit auf Kosten der Producenten verlangen. Es gereicht den Mercantilisten nicht wenig zum Vorwurfe, daß sie zur Minderung der Produktenpreise nach nichts eifriger trachteten, als nach Herabsetzung des Arbeitslohnes."

Das Ideal der Güterverthеilung. „Offenbar ist nur jene ursprüngliche Güterverthеilung vollkommen, welche den Lohn der arbeitenden Klassen in der ersprießlichen Höhe, den Zinsfuß in der gedeihlichen Niedrigkeit gewährleistet, die Grundrente und den Profit in mittlerm Stand erhält, und die Totalbeträge in solche individuelle Portionen zerlegt, daß das Volk auf der breiten Basis eines gebildeten Mittelstandes ruhet.

Dieses Ideal kann durch den Eigennutz der Bürger allein nicht zur Erscheinung gelangen. Die arbeitende Klasse vermag zu wenig in die Zukunft zu blicken, als daß sie ihre Vermehrung von selbst in den Schranken des Menschenbedarfes hielte; sie ist zu mittellos und rathlos, um durch Vermeidung überfüllter Plätze ihre Arme dahin zu wenden, wo sich reiche Ernte darbietet. Das Grundeigenthum ist eine historische Erscheinung, die von tausend Umständen abhängig ist. Wenn ein Nomadenvolk, von kriegerischen Herren geführt, ein Land erobert und sich in den Besitz sezt, so ist der König der natürliche Oberherr des Bodens und gibt ihn in großen Strecken den Vornehmen zu Lehen. So entstehen die größten Güter in wenigen Händen, und Gesetz und Sitte heiligen ihre Gebundenheit. Wenn dagegen eine Colonie von Ackerbauern in einem Lande sich erhebt, so bewirthschaftet jeder ein kleines Feld, das seine Familie ernährt, und ist kein Land mehr für neue Ankömmlinge in Bereitschaft, so beginnt natürlich eine fortgesezte Theilung der Grundstücke. Nie wird von freien Stücken der Grundeigenthümerstand auf eine Mittelgröße des Besitzes hinarbeiten. Auch die Unternehmungen stehen nicht ganz in der Willkür des Menschen; die historischen Eigenthumsverhältnisse wirken auf den Umfang derselben bedeutend ein. Wenn in einem Lande sehr viele große Grundeigenthümer sind, so werden sie auch allein die großen Kapitalisten und Unternehmer seyn und talentvolle Männer nur als ihre Agenten anstellen. Ohne höhere Nachhülfe läßt sich für die Güterverthеilung durchaus nichts hoffen."

Das Ideal der Consumtion: „Ideal ist die Consumtion, welche hinsichtlich ihrer Quantität durch das Maaß des Ertrages, hinsichtlich ihrer Qualität durch das vernünftige Bedürfniß und durch die wirthschaftliche Vorsicht sich bestimmt. Nur sehr wenig wird zur Realisirung dieses Ideals durch den Eigennutz der Bürger geleisteit. Man darf sich allenfalls darauf verlassen, daß in gewöhnlichen Verhältnissen die Consumtion sich innerhalb der Schranken des Einkommens halten, daß die Ueberschreitung derselben von einer kleinen Anzahl Verschwender sich durch die Sparsamkeit einer großen Anzahl häuslicher Personen aufheben werde. Inzwischen wird doch in jenen Fällen die Bilanz der Nationalwirthschaft durch höhere Maßregeln

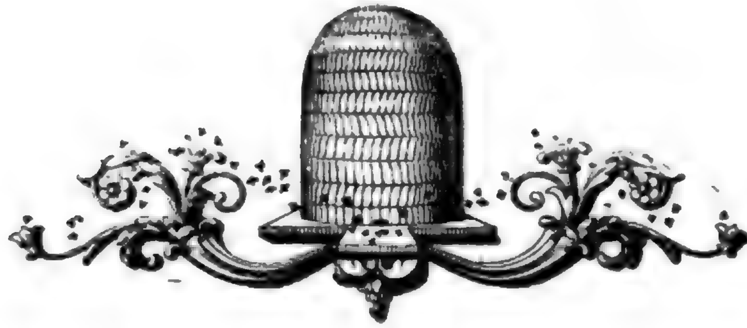
hergestellt werden müssen, wo ein bedeutender Theil der Population durch außerordentliche Ereignisse, vorzüglich durch den Verlust ausländischer Erwerbquellen, ertraglos gemacht werden sollte. Man kann sich der Hoffnung hingeben, daß der gesunde Verstand der Bürger in der Regel die Bedürfnisse sondern und die Ausgaben erwägen werde. Jedoch muß der Ueberfluß von Domestiken, von kirchlichen und staatlichen Bedienten, von Dienern der schnödesten Lüste in allen Ländern die Ueberzeugung begründen, daß Reactionen gegen den Mißbrauch der erworbenen Güter zuweilen sehr nothwendig sind. Selbst die nothwendige Wohlfeilheit der Lebensmittel ist keineswegs eine Sache, die von selber kommt. Der Grundbesitz ist eine historische Erscheinung, und findet sich nicht immer in der Gestalt vor, in welcher er dem Interesse der Mehrheit entspricht. Die Grundbesitzer haben in der Regel so großen Einfluß, so große Macht, daß die von ihnen verschiedene Bevölkerung nicht immer im Stand ist, ihnen die Stange zu halten. Man weiß, wie sehr in England das Brod durch die Kornbill vertheuert wird, welche dem Einflusse der Grundbesitzerschaft entstammte. Würde dem Eigennutz absolut freier Spielraum gegönnt, so würde die Kornbill, noch lange unangegriffen bestehen können."

Im zweiten Theil wird den Regierungen gesagt, was sie zu thun haben, um das, was die Menschen schon von selbst thun, zu pflegen und zu leiten. Des Verf. oberster Grundsatz ist, „daß es eine natürliche, d. h. dem Volke gewissermaßen angeborne Lebens- und sohin auch Wirthschaftsordnung gebe, welche durch das Volk selbst realisirt wird. Die Geschichte lehrt uns in der That, daß die menschliche Gesellschaft sich überall und in allen Beziehungen von unten hinauf organisire, und zwar durch natürliche Association. Die isolirte Wirthschaft ist schon ein Organismus, denn sie gründet sich auf die Familie. Die gesellige Wirthschaft bildet sich wieder größere Kreise durch eine Association der Familien, welche Association den Namen der Gemeinde oder Commune führt. Eine Commune ist in dem Wörterbuch unserer Staatsgelehrten nichts, als eine unterste Behörde, eine Mairie; aber in der That ist sie eine Gemeinschaft für Leben und Tod, für Seele und Leib. Wie der Vater in der Familie, wirkt in der Commune der Pfarrer für das Geistige und Sittliche, der Schultheiß oder Maire für das Physische und Oekonomische. Nur ist der Maire vom „edlen Rathe" umgeben, während der Pfleger des Moralischen allein steht; denn nach jener Seite hin ist die Commune durch und durch eine ökonomische Association. Die Einwohner eines Ortes wollen daselbst auch ihren Unterhalt finden; es gibt daher für jede Commune eine gewisse ökonomische Ordnung. Als ökonomische Association muß die Commune gewisse gemeinnützige Anstalten anlegen und erhalten; folglich kann auch das politische Communalrecht nur an Beitragende verliehen werden, woraus ein Unterschied zwischen Einsassen und Schutzgenossen sich ergibt. Als ökonomische Association muß die Commune auch auf die Nahrungsverhältnisse sehen, die Gefahr einer Störung durch verdienstlose, überflüssige Einwanderer bekämpfen können. Daher ist die Ansäßigmachung an einem Orte oder der Betrieb der Geschäfte keineswegs absolut freizugeben, ohne die Gefahr einer Ueberschwemmung durch Arme. — Je größer eine Commune ist, je mannichfaltiger die ökonomischen Beschäftigungen sich darstellen, desto weniger wird die Communalgewalt im Stande seyn, für alle besonderen Interessen Sorge zu tragen. Es werden sich daher für die besondern Interessen untergeordnete Associationen bilden, die innerhalb der von der Communalgewalt anzuweisenden Grenzen zu wirken haben. So entstanden Gilden und Zünfte für Zwecke, die nicht schon ganz und gar in der Aufgabe des Communalverbandes liegen! — Niemand kann anstehen, in diesem Communalorganismus, wie er sich überall von selbst hervorgebildet, einen sehr heilsamen wirthschaftlichen Organismus zu erblicken. Es gibt eine heilsame Regelung der wichtigsten Angelegenheiten, eine moralisirende Leitung der Einzelnen. Und nicht aus unbekannter Ferne, nicht aus dem Dunkel der Ministerial-Bureaux kommt die ordnende Hand; sondern es ist die Commune, die Gesammtheit der Interessirten selbst, welche (nach einem allgemeinen Gesetz und innerhalb dieses Gesetzes) entscheidet und bestimmt. Das Leben der Menschen fließt in einem geordneten Bette dahin; aber es sind nicht leere Polizeireglement, die man zu beachten hat, sondern es sind populäre Sitten und Gebräuche, und geschriebene Gesetze fließen in einander und sind eins. Der zweite Grundsatz des Systems lautet dahin, daß der Staat als die Association aller Associationen nur dasjenige durch die Regierung einleiten solle, was über die Communen hinausgeht, und hiebei hinsichtlich der Communen sich auf allgemeine Gesetze beschränken dürfe."

Sodann stellt der Verfasser die drei Abschnitte des ersten Theils, Produktion, Gütervertheilung und Consumtion in das neue Licht, in welchem sie angesehen werden müssen, sofern sich die Regierung mit ihrer Pflege zu beschäftigen hat. In Bezug auf Produktion, verlangt der Verfasser statt des Prohibitivsystems ein „freies Schutzsystem." „Der Handel bewirkt eine Vertheilung der Arbeit über verschiedene Länder, welche nicht gestört werden darf. Er veranlaßt einen Wettbewerb der Nationen, der zu den wichtigsten Verbesserungen führt und nicht unterbrochen werden soll. Handelsfreiheit muß daher die Regel seyn; Beschränkungen dürfen bloß als Ausnahmen und reine Schutzanstalten hervortreten."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 108. Mittwoch, 25. Oktober 1837.

Staatswissenschaften.

9) Neue Untersuchung der Nationalökonomie und der natürlichen Volkswirthschaftsordnung, von Schön.

(Schluß.)

„Schützende Anstalten sind nur dann zuläßig, wenn sie im entschiedenen Volks- und Staatsinteresse liegen, also mit der Wohlfahrt des Volkes oder mit der innern und äußern Sicherheit im innigsten Zusammenhange stehen. Weil das Princip des freien Handels so weit wie immer möglich aufrecht erhalten werden muß, und schützende Maßregeln leicht in prohibitive umschlagen, so ist zwischen nothwendigen und nützlichen Anstalten zu unterscheiden. Nothwendige Schutzanstalten sind diejenigen, ohne welche Unsicherheit und Uebelbefinden in dem Staate und Volke herrschen müßte; nützliche sind dagegen jene, die nur die Sicherheit und den Wohlstand erhöhen. Die nothwendigen Anstalten sind gegen den Verlust unentbehrlicher Vortheile, also eigentlich gegen positive Schäden, die nützlichen nur gegen einen entgehenden Gewinn gerichtet. Bloß die nothwendigen Schutzanstalten können unbedingt nachgegeben werden; ihre Anwendung fließt ja aus den obersten Aufgaben der Regierungen. Mit nichten dürfen auch die nützlichen Schutzanstalten überall gerechtfertigt erscheinen; es findet bei ihnen nur zu viele Gelegenheit des Irrthums statt, und nur zu leicht kann der Handel an die Kette gelegt werden." Wie in Bezug auf Produktion, so auch auf Gütervertheilung und Consumtion, überall bewährt sich die Consequenz des Verfassers darin, daß er die freieste Entwicklung dessen verlangt, was in der Natur von selbst gegeben ist, und daß er die Regierungen warnt, hier immer nur mit leichter Hand nachzuhelfen, aber ja nicht störend einzugreifen. Noch genauer ins Einzelne dieses trefflichen Werks einzugehen, gestattet uns der Raum nicht.

10) Historisch-politischer Versuch, die Lehre vom Organismus des Staatsbaues und den Staatsformen und Reformen zu begründen. Erster Theil. Von Syndicus Klenze in Uetersen. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke, 1837.

Ein sehr umfassendes Werk, das die Entwicklung der Staatsformen durch die ganze Weltgeschichte verfolgt. Nachdem die orientalischen Despotien und antiken Republiken als ursprüngliche Patriarchalform und Cummunalform erklärt sind, geht der Verfasser zu der höhern Entwicklung in den christlich-germanischen Staatsformen

über und sagt im Wesentlichen: „In dem mächtigen, als Herrscher im Westen auftretenden Volke der Deutschen waltete noch die reine Urform des socialen Lebens vor, ein socialer Organismus in der freien Familien-, Geschlechts-, Stamm- und Gauform, wie ihn nur ein glückliches, einfaches Friedenleben natürlich und harmonisch gestalten kann. Aber aus der menschlichen individuellen Kraft wie die griechische und römische Communalform entsprossen, traf die deutsche Ursocialform mit dieser auch im Untergange zusammen und nur die Ideale beider sind für die Menschheit geblieben. Dennoch wäre es der deutschen Urform nimmer gelungen, sich wie die römische Communalform zu der höhern weitumfassenden Staatsform zu entwickeln. Die deutsche Urform betrat vielmehr, vom Friedens- zum Kriegszustande übergehend, den Entwicklungsweg, wie früher alle Völker der Erde, deren Ziel der Despotismus der Patriarchatsform in einem unförmigen Gesammtreiche gewesen war. Auf diese Weise hätte sich ja aber der ewige Zirkel der Zerstörungen und Verwirrungen der alten Welt wiederholt und keine organische Gestaltung der socialen Verhältnisse, kein Fortschritt in derselben wäre geschaffen worden! Darum trat der Christianismus mit der von ihm gebildeten Socialform vermittelnd ein, und wie er der höchsten socialen Entwicklung des Alterthums, der römischen Staatsform in der Höhe ihrer Entwicklung sich verbunden und die Herrschaft über dieselbe erlangt hatte, so verband er sich auch jezt wieder mit der ersten jungfräulichen Socialform des Alterthums und, dieselbe beherrschend, wollte er aus ihr heraus durch fortschreitende Formen jene Einheit und Ordnung des menschlichen Sociallebens, jenen Staatsorganismus entwickeln, der selbst unvergänglich, dem zerstörenden Principe Troz bietet und dem unvergänglichen Ziele der Menschheit entgegenführt. So erblickt die Staatswissenschaft in dem Christianismus die wahre einheitliche bildende Grundlage des Staats und den vermittelnden Uebergang von den alten Staats- und Socialformen zu den neuen, von dem unorganischen zu dem organischen Staats- und Socialleben der Menschen. — Indem nun also das deutsche Volk im Kriege durch das Gefolgewesen sich entwickelte, gelangte es bald zu jener Lehnsform, welche in ihrer Idee ein echter Abdruck des Patriarchats der Familien- und Stammform war, nach dessen Princip Alles Eigenthum und alle Treue der Einzelnen dem einen Herrscher gehören. Diese Lehnsform war die Uebergangsform von der alten friedlichen Urform zu dem Despotismus eines unorganischen Gesammtreichs. Es beherrschte sie anfänglich die Idee der Liebe und Pietät gegen den Familienvater. — Aber im Kriege wurden die Herrscher bloße Egoisten, und da dieser Charakter sich in der Unterordnung der Herrschenden Allen mittheilte, so mußte nicht nur durch diese Lehnsform die alte organische deutsche Urform aufgelöset und die individuelle Freiheit vernichtet werden, sondern auch die Lehnsform selbst konnte in ihrer höchsten Einheit keinen Bestand haben; sie trug das Princip des Krieges, der Selbstvernichtung in sich, und furchtbare Kämpfer der einzelnen Gewalthaber hätten am Ende zur despotischen Herrschaft eines Einzelnen, zu dem organischen Gesammtreiche geführt, welches in Asien als die Entwicklung der Patriarchatform erscheint. Um diese materielle, zerstörende Entwicklung zu verhindern, trat der Christianismus in die Lehnsform ein und machte dieselbe stabil. Er schuf die Einheit der Kaisers- und Königsform; die Episcopatsform verband sich mit der Pairsform auf den Reichsversammlungen, und durch die Einrichtung der Kirchen und Parochien wurden die christliche und deutsche Communalform mit einander verschmolzen. Das war die erste Entwicklung, sie war aber noch nicht hinreichend; das zerstörende Princip war in der Lehnsform noch so mächtig, daß ihre höchste Einheit die socialen Verhältnisse nicht zusammenhalten konnte. So trennten sich Deutschland, Italien und Frankreich, und in diesen Ländern entwickelten sich aus der Pairsform und den verschiedenen Unterordnungen der Lehnsform so viele Trennungen, daß dennoch, troz der Verbindung mit den christlichen Socialformen, der Sieg des zerstörenden Princips und die vorbezeichnete Entwicklung unvermeidlich schien. — Nun aber erhob sich die christliche Socialform zu einer höhern Stufe der Entwicklung, zu der Pabstform, welche die Herrschaft über Alles errang, und der es dadurch gelingen mußte, der Lehnsform ihre Stabilität zu verschaffen, so daß sie nicht eine zurückschreitende, sondern eine vorwärtsschreitende Entwicklung beginnen, nicht in der unorganischen Formlosigkeit des socialen Lebens untergehen, sondern durch den Weg der Reform zur Freiheit und organischen Gestaltung des Staats und der Menschengesellschaften übergehen konnte. So war also der Christianismus in der Pabstform der große Wendepunkt der ganzen Kulturentwicklung, die Vermittlungsform in dem Baue der Menschheit und in der Anlage des Staatsorganismus geworden, und die Staatswissenschaft erkennt, daß hier abermals die Concentration des Bewußtseyns vom Staate zu suchen ist. Die Pabstform selbst war aber wieder nichts anders als der Abdruck jener ersten Episcopatform des Christianismus in höherer Ordnung, der aus dem analogen materiellen Stoff gebildet war, aus welchem das sociale Leben bestand. Daher nahm auch die Pabstform ganz den Charakter des Despotismus der Patriarchatsform an. Dennoch hatte sie eine Unterscheidung, auf welcher Alles beruhte. Die Patriarchatsform der alten Welt hatte nur die individuelle Kraft als inwohnenden schaffenden Geist, welcher nicht stark genug

war, sie zu regeneriren; die Patriarchatform des Pabstthums trug dagegen Christum, den schaffenden und vermittelnden Geist der Menschheit, den Geist der Freiheit und des Bewußtseyns als Kern in sich, welcher die Kraft hatte, über die Form zu gebieten. Als Criterium, daß die innere christliche Lehrform die Völker des Nordens ganz durchdrungen habe, konnte auch bei ihnen eine geistige Erhebung, ein elektrisches Durchzucken aller Gemüther nicht fehlen. Dies fand Statt in den Kreuzzügen: Es war der erste große Geistesaufschwung in der Pabstform, welcher diese auf ihre Höhe erhob und doch zugleich ihren Stillstand und formellen Verfall bedingte, in welcher das zerstörende Princip den Sieg zu behalten schien und dennoch die neue Aera der Herrschaft der geistigen Freiheit vorbereitet wurde. Die Person Christi war es allein, welche den Enthusiasmus der Christen erweckte; die Moslimin riefen: „Einer ist Gott!" So schien die Idee der Menschheit gegen die Idee Gottes zu kämpfen! Aber mit Nichten war es so, sondern die bewußtlosen materiellen Formen, mit welchen beide Ideen sich unter den Völkern bekleidet sahen, diese waren es allein, welche sich bewegten, aneinanderstießen und erschütterten. Der große Entwicklungskampf war bloß materieller Art, zugleich vermittelnd, indem die beiden Formen des Muhamedanismus und des Pabstthums sich gegenseitig beschränkten. In diesem Kampfe nun wurde zuerst die geistige Freiheit des Bewußtseyns entbunden, und von dieser Zeit an begann jene höhere, edlere und tiefeindringende Entwicklung auf dem Gebiete der geistigen Freiheit, die sich allmählich bis zu unsern Tagen fortgepflanzt hat, und durch deren Betrachtung wir im lezten Theile dieser Schrift zum Bewußtseyn der Gegenwart gelangen." Aus dieser gedrängten Uebersicht ist der Ideengang des Verf. hinlänglich deutlich zu erkennen.

Wahrscheinlich würde dieses durchgedachte und zu richtigen Resultaten führende Werk, wenn es ein wenig conciser geschrieben wäre, mehr Eindruck machen. Es scheint uns im Räsonnement und in der Ausführung von Nebenpartien zu luxuriös. Solche Doctrinen prägen sich besser ein in scharfen und gedrungenen Sätzen.

11) Von dem ausländischen Handel und der Seemacht deutscher Städte im Mittelalter, und von den finanziellen Verhältnissen des jetzigen deutschen Zollvereins. Vom königl. preuß. Geh. Oberrechnungsrath Stengel. Potsdam, Riegel, 1835. S. 99.

Diese kleine Schrift erinnert an den Ruhm der alten Hansa, mahnt, ihn uns wieder anzueignen und läßt die Hoffnung blicken, daß Deutschland auf dem Wege sey, durch endliche, leider so gar späte Selbsterkenntniß und richtigen Gebrauch seiner ungeheuren Mittel zum Reichthum und Ansehen der glorreichern Vorzeit zurückzukehren. Ein schönes Wort zu seiner Zeit. „Das große deutsche Reich, sagt der Verfasser, welches sich im Mittelalter eines blühenden Handels und eines, im Verhältnisse zu dem damaligen Zustande anderer europäischen Länder hohen Wohlstandes erfreute, dessen Gewerbethätigkeit viele Völker Europa's zinsbar waren, das mit seinen Kriegs- und Handelsflotten die Ostsee und Nordsee bedeckte; Deutschland, von dem der Italiener Aeneas Sylvius im 15ten Jahrhundert sagte: „Wenn diese Menge beträchtlicher Städte und Länder mit ihrer Mannschaft und ihrem Wohlstande zu einem Zwecke vereinigt wären, welch ein Reich und Volk wäre das deutsche!" ist früher durch innere Spaltungen und durch die Verschiedenheit der Interessen seiner Bestandtheile geschwächt, oft zerrüttet und dem Einflusse mächtiger Nachbarn, den Verheerungen und Plünderungen fremder Heere, vor wenigen Jahrzehnden sogar der drückenden Obergewalt eines ausländischen Herrschers preisgegeben gewesen. Vor Allem war bisher seine Industrie durch die vielartigen inneren Abgaben-Einrichtungen und Absperrungen der verschiedenen deutschen Länder unter einander, und durch die strengen Zollsysteme der benachbarten Staaten überall gehemmt und außer Stand gesetzt, den höheren Aufschwung zu erreichen, zu welchem die Lage und Größe Deutschlands, wie die Bildung und Arbeitsamkeit seiner Bewohner berechtigt.

Ein neuer Zeitabschnitt beginnt jezt im deutschen Volksleben. Der größere Theil Deutschlands, durch den großen deutschen Zoll- und Handelsverein eng verbunden, sieht seine Industrie der Fesseln entledigt, die bisher den inneren Verkehr, den wichtigsten für alle Völker, belästigten, und innerhalb eines weit ausgedehnten Länderverbandes durch ein mäßiges Zollsystem, welches doch mit weiser Vorsicht nicht jede fremde Konkurrenz ausschließt, vor dem Handel derjenigen Nationen begünstigt, welche aus einer selbstsüchtigen Handels-Politik den deutschen Fabrikaten fast gar keinen, und selbst den deutschen Produkten einen nur möglichst geringen Zugang gestatten. Deutsche Völker, die bisher nur durch Sprache, Sitten, Wissenschaft und durch einen zwar hochachtbaren und in vieler Hinsicht nützlichen, sich aber doch hauptsächlich nur auf die Vertheidigung gegen fremden Angriff und auf einige gemeinsame Einrichtungen beschränkenden Bund in Verbindung standen, sind jezt durch die Gemeinschaft materieller Interessen, dieser wichtigen Grundlage eines gemeinsamen Volkslebens, enger als je und dergestalt verbunden, daß sich davon auch eine Verstärkung des allgemeinen deutschen Bundes in Zeiten der Gefahr hoffen

läßt. — Die Geschichte der Hansa gibt dem heutigen Deutschland eine wichtige Lehre. Was diesen Völkern gelungen ist, — die Erlangung einer größeren Selbstständigkeit im Handel und Gewerbe, — kann und wird auch der deutschen Nation durch dieselben Mittel, nämlich durch den höheren Aufschwung der eigenen Industrie und durch kluge Zoll- und Handels-Einrichtungen, gelingen, und der größere Gewinn, welcher dann dem Handel und dem Fabrikwesen zufällt, wird allmählich auch auf den, durch manche ungünstige Verhältnisse gedrückten inländischen Landbau zurückwirken."

12) Ueber verhältnißmäßige Besteurung, oder wie jeder Staatsangehörige nach der Größe seiner finanziellen Kraft zu den Allgemeinlasten beitragen würde. Leipzig, Magazin für Industrie und Literatur, 1834.

Ein wohlgemeinter Vorschlag, die Ungleichheit in der Steuerverpflichtung auszugleichen, damit jeder nach seinem wahren Vermögen, d. h. nach dem, was ihm übrig bleibt, wenn seine eigenen dringenden Bedürfnisse befriedigt sind, steuern könne. Der Verfasser hat Tabellen entworfen und darauf die nicht steuerbaren Abzüge verzeichnet, die jeder von seinem Vermögen machen darf, sofern er sich und die Seinen zu ernähren hat. Allein so gemeinnützig das Bestreben ist, die Staatslasten durch gleichere Vertheilung zu erleichtern, so scheitert doch auch wieder dieser Versuch an der absoluten Unmöglichkeit, das Vermögen überall sicher auszumitteln, und wir möchten ihm schon deßwegen nicht das Wort reden, weil er das Controliren und Registriren bis ins Extrem treibt und verlangt, daß jeder Kreuzer, den der Privatmann einnimmt, von Staatswegen siebenmal mit der Brille besehen werde.

13) Die Geschichte des deutschen Zehntens, pragmatisch bearbeitet von Dr. Kühlerthal. Heilbronn, Claß, 1837.

In diesem gründlichen Werke wird nachgewiesen, wie der Zehnten, ursprünglich juris publici, d. h. eine Abgabe zum Gemeindedienst gewesen, dann juris divini oder Prilegium der Kirche überhaupt, abgesehen vom Gemeindebedarf, wurde und zuletzt an Fürsten und Adel kam. Die Kirchen verpfändeten oder vergaben den Zehnten lehnweise an ihre weltlichen Kastvögte und Schutzherren als Belohnungen oder ließen sich denselben abtrotzen, oder der Adel schuf neue Zehnten zu Gunsten seiner Privat-Kapellen.

Der Zehnten war von Anfang an nichts anders als der Seckel, aus dem jede christliche Gemeinde ihren Bedarf, als solche, bestritt, also Beköstigung der Geistlichen, Pflege der Kirche und öffentliches Almosen zusammengenommen. Von Rechtswegen hätte fortwährend nur der Gemeinde die Einziehung und Verwendung des Zehntens zustehen sollen. Aber die Gemeinde behielt nur die Pflicht und verlor das Recht, das die Kirche willkürlich erweiterte und in fremde Hände kommen ließ.

Es bedarf keiner Erörterung, daß dieses Werk zu Gunsten der endlichen Zehntablösung geschrieben ist, die auch unfehlbar erfolgen wird, wie denn alle Unnatur, die aus ursprünglich natürlichen Einrichtungen des Mittelalters, durch Mißbrauch hervorgegangen ist, allmählich ihres natürlichen Todes sterben muß.

14) Die Rechte der Handwerker und ihrer Innungen. Nach den im Königreich Sachsen geltenden Gesetzen zusammengestellt von G. C. Herold. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Zu Gunsten der alten Innungen, die der Verfasser erhalten oder wiederhergestellt, aber von den alten Mißbräuchen gereinigt und überhaupt vereinfacht haben will. Er glaubt, was man dem Zunftwesen mit Recht vorgeworfen, lasse sich beseitigen, ohne daß man das Gute daran fallen lassen muß; dieses Gute aber solle man um jeden Preis retten, da die Gewerbefreiheit zu Uebeln führe, die nur durch eine zeitgemäße Wiederherstellung eines modificirten Innungswesens zu heben seyen. Wir müssen es unsern Lesern überlassen, die weitere Ausführung dieses Votums im Buche selber nachzulesen. Die zweite größere Hälfte des Werks enthält Urkunden zur Geschichte des Innungswesens in Sachsen, vom Jahr 1182 an.

15) Die Jagdverfassung, das Jagdrecht und die Jagdpolizei. Von F. J. Schopf. Zweite vermehrte Auflage. Wien, Kupffer und Singer, 1836.

In Bezug auf die in der Inhaltsanzeige angekündigte geschichtliche Darstellung der Jagdgesetze haben wir uns sehr getäuscht gefunden, denn dieselbe ist bloß drei Seiten stark und gibt ein trockenes Verzeichniß österreichischer Jagverordnungen. Dagegen ist das gegenwärtig in Oesterreich bestehende Jagdrecht nach allen Theilen systematisch und sehr umständlich behandelt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 109. Freitag, 27. Oktober 1837.

Staatswissenschaften.

16) Ueber den Einfluß der Sitten auf die Gesetze und der Gesetze auf die Sitten von J. Matter. Eine von der französischen Akademie mit dem außerordentlichen Preise von 10,000 Franken gekrönte Preisschrift. Aus dem Französischen mit Anmerkungen von Prof. Dr. Buß. Freiburg im Breisgau, Herder, 1833.

In ältern Zeiten waren die Sitten unmittelbar durch Gesetze geregelt. Allmählich haben sie sich emancipirt; eine Menge gesetzlicher Verbote sind sittlich ganz gleichgültig geworden, und eine Menge sittlicher Regeln bestehen ohne Gesetzeskraft, oder werden verlezt, ohne daß ein Gesetz es rügte. Die Trennung ist so weit gekommen, daß man es schon für einen Mißbrauch der Gesetzgebung hält, wenn sie ihren Bestimmungen sittliche Motive unterlegt. Man verlangt, sie sollen lediglich den unmittelbaren Schaden, der durch ein Verbrechen verursacht wird, in Augen haben, nicht aber die mittelbaren Wirkungen unsittlicher Handlungen. Unsere Vorfahren bestraften den Diebstahl nicht wegen der gestohlenen Kleinigkeit, sondern wegen der Ehrlosigkeit, die in der Handlung selber lag, wegen der Beleidigung, die dadurch eine ganze Gemeinde, ein ganzes Volk erfuhr, wegen der Herabwürdigung des National-Charakters. Unsere Vorfahren gaben aus derselben Ursache Gesetze in Bezug auf Kleidung und Nahrung. Es existiren mehrere Reichstagsbeschlüsse gegen den Trunk. Davon ist die Gesetzgebung gegenwärtig zurückgekommen; die Bestrafung des Diebstahls und der Unkeuschheit werden immer gelinder, und gegen die Verheerungen z. B. des Branntweins wagt die Gesetzgebung, als gegen etwas, das außer ihrer Sphäre liegt, nicht einmal einzuschreiten. Je mehr nun durch die Gleichgültigkeit der Gesetzgebung gegen die Sitten diese lezteren sich verschlimmern müssen, um so gewisser wird sich die erstere früher oder später gezwungen sehen, sich der Sitten wieder anzunehmen und sich im Geist des hierin weiseren Alterthums zu regeneriren.

So wenig jezt schon dieser Zeitpunkt eingetreten ist, so ist es doch schon auffallend, daß in so vielen Werken, die sich mit dem öffentlichen Wohl beschäftigen, auf die sittlichen Mängel der heutigen Gesellschaft und auf die Nothwendigkeit, ihnen abzuhelfen, hingewiesen wird. Praktisch haben diese Ermahnungen noch nichts genüzt, weil sie immer zu allgemein gehalten waren. Wer die Sitten bessern will, muß scharf ins Leben greifen und

dazu nur zu rathen, hat kein Sittenprediger den Muth und keine Regierung die Macht.

Die vorliegende Schrift gehört zu den akademischen Paradeschriften der Franzosen, die allemal um so leichter vom Winde aufgehoben und in den Strom der Vergessenheit geweht werden, je mehr man sie mit Ehrensold belastet. Besonders in jüngster Zeit ist so Vieles mit größter Ostentation angekündigt worden, was dem französischen Volk zum künftigen Heil gereichen sollte, und was am Ende auf nichts hinauslief, als auf Ehrenlegionskreuze, Gehalte, Pensionen, und Erhebungen zur Pairwürde. Wir möchten nicht einmal Cousin ausnehmen. Man setzt den französischen Reformern schon ehe sie reformirt haben, den Lorbeerkranz auf, und dann wird die Reform selbst vergessen. Es wäre unschicklich, daran zu erinnern, daß das große Projekt, wegen dessen hier einer Pair, dort Großkreuz wird, gar noch nicht ausgeführt ist und wahrscheinlich nie ausgeführt wird. Es kam ja von Anfang an nicht auf das Wohl des Volks an, sondern das Projekt diente nur, eine neue Sinecure zu schaffen. Das vorliegende Werk wurde mit Zehntausend Franken belohnt und nuzt der Welt doch nichts. Es enthält die unbescheidenste Lobrede des gegenwärtigen Zustandes. „Frankreich, sagt der Verfasser, darf nicht nur von Seite der Regierung, sondern auch seiner selbst, schmeichelhafte Hoffnungen schöpfen. Seine Sitten haben sich auf eine so glänzende Weise geoffenbart; seine so erhabenen Strebungen ließen sich so gut begreifen, und unsere dramatischen Schriftsteller haben sich durch ihre Erkenntniß der neueren Zeiten so hoch gestellt, daß sie ungesäumt die Bahn betreten müssen, welche ihnen offen steht. Stücke, mit wahrhaftiger Zeichnung der Sitten, welche die neue Gesellschaft mit allen ihren Neigungen, ihren Fehlern, ihren Lächerlichkeiten, ihren Verkehrtheiten, aber auch mit ihren Wünschen, ihren Fortschritten, ihren Strebungen und ihrer Größe malen, werden künftighin allein auf unserer Bühne herrschen können; Schöpfungen, durch den Geist der Nation, durch den des verjüngten Frankreichs eingehaucht, durch ernste Grundsätze, eine kräftige Sittlichkeit, einen unerschütterlichen Glauben an die gesellschaftliche Verbesserung gestempelt, werden allein die Aufmunterung unseres Jahrhunderts erlangen. Die Gesellschaft selbst ist eine Art Theater: auch hier spielt sich ein Schauspiel, ein Schauspiel voll Ernst und von hohem Interesse, ein Schauspiel, in welchem alle Rollen mit Unterscheidung vertheilt und mit Genauigkeit ausgeführt, ein Schauspiel, in welchem die Aufmunterungen auch nur dem Verdienst gegeben werden müssen, ein Schauspiel endlich, in welchem eine edle und große Idee auch die Verkettung der Thatsachen beherrschen, und siegreich aus der Intrigue hervorgehen muß. In diesem Schauspiel spielt die Regierung die erste Rolle, und vertheilt alle übrigen; in diesem Schauspiel will man von ihr hohe Eingebungen, mächtige Nationalrührungen empfangen. Daher muß ihr leicht begreiflich daran liegen, daß das Ganze gut entworfen, gut ausgeführt werde. Nichts bildet mehr den Geist der Völker, Nichts gibt der Regierung mehr Stärke, Nichts sichert besser die Schicksale eines Reichs, als die Art der Vertheilung der Rollen in der Gesellschaft, ich meine die Art, wie die Aemter, die Aufmunterungen, die Auszeichnungen ertheilt werden. Leider begreifen die Regierung Nichts weniger, als diese einfache Wahrheit. In der Gelehrtenrepublik, wo Alles Begeisterung, Adel und Freiheit ist, äußern die Rathschläge einer hohen Vernunft, die Ansichten eines gebildeten Geschmacks, die von der obersten Staatsbehörde ausgehenden Auszeichnungen und Beifall mehr Macht auf die Arbeiten des Genies, als ꝛc.“ Das heißt echt französisch sollicitiren, und ist noch immer der alte Geist französischer Wissenschaft, wie unter Ludwig XIV. Alle Musen werden herbeigepeitscht, die Perrücke des Regenten zu bekränzen. Will er sie nicht mehr bezahlen, so droht man ihm und macht eine Revolution. Ist diese vorüber, so gibt man ihm den guten Rath: bezahle uns künftig, damit wir getreue Knechte des Throns uns nicht wieder gemüßigt sehen, den Pöbel zu haranguiren.

Wir wollen uns nicht die Mühe geben, die schönen Tiraden von der gegenwärtig in Paris und namentlich in der dramatischen Literatur herrschenden hohen Sittlichkeit (!) zu widerlegen. Wenn durch ihre reichliche Bezahlung die französische Regierung Einfluß auf die Sitten erhalten will, so wird sie wahrscheinlich Wasser in das Faß der Danaiden tragen.

17) Anti-Machiavel ou examen du Prince de Machiavel. Corrigé pour la plus grande partie d'après le manuscrit original de Frédéric II, avec une introduction et des notes historiques. Hambourg, Fr. Perthes, 1834.

Eine schöne Ausgabe des bekannten Anti-Machiavel, bereichert durch Verbesserungen aus der Originalhandschrift und durch Noten, so wie durch ein Facsimile. Was das Werk selbst betrifft, so ist es nichts als eine akademische Paradearbeit des großen Friedrich, mit Grundsätzen prahlend, die er selbst in seiner Politik weit entfernt war zu befolgen; eine theoretische Widerlegung der in Machiavels Prinzen enthaltenen Lehren der Politik, während er praktisch nicht selten diese Lehren anwandte.

18) Vertheidigung der landesfürstlichen Rechte gegen die Feinde der neuen Constitutionen in Deutschland. Von Georg Freiherrn von Aretin. Nürnberg, Campe, 1837.

Das kleine Buch führt den bekannten Wahlspruch des Königs von Bayern: „ich möchte nicht unumschränkter König seyn.“ Er vertheidigt mithin die Constitutionen von den Vortheilen aus, welche die königliche Gewalt selbst daraus zieht. Dies ist eine passende Antwort auf die Schriften, worin so oft der Absolutismus aus dem Gesichtspunkt des Volkswohls vertheidigt und angepriesen wird.

Taschenbücher auf 1838.

Alpenrosen.

Herausgegeben von Fröhlich, Wackernagel und Hagenbach. Es ist sehr löblich von den Schweizern, daß sie das poetische Gärtlein immer noch so liebreich und sorgsam pflegen, und daß diese Alpenrosen jedes Jahr immer wieder frisch blühen. Auch ists erfreulich wahrzunehmen, daß sie von der neuesten Frivolität nicht angesteckt worden sind, sondern immer noch in aller Treue an der erhabenen Naturdichtung, an der reinen Minne und frommen Sage hängen, mit einem Wort, daß sie es noch wagen, romantisch zu seyn, in einer Zeit, wo die echte Romantik durch das französische Frazzenbild von Verbrechen und Unsitte verdrängt werden soll, und das poetische Gemüth durch krittelnde Phraseologie. — Die Beiträge sind wieder sehr gemischt und von vielen Verfassern. Unter den lyrischen Gedichten zeichnen sich die der Herausgeber, ferner von Schnyder von Wartensee und Alb. Schott aus. Der leztere theilt auch aus mündlicher Ueberlieferung einige bisher nicht bekannt gewordene schöne alten Sagen mit und eine geschichtliche Erzählung: Bertolt von Eschibach (der als Theilnehmer an der Ermordung Kaiser Albrechts I. glücklich entrann und noch lange in Verborgenheit lebte). Der Dichter löst die schreienden Dissonanzen dieser wilden Zeit in einem sanften religiösen Accord, wie es uns scheint, höchst glücklich auf. Eine größere Erzählung, das kalte Weh von Tscharner, spielt ins Geisterreich hinüber. Trechsel entwirft ein Bild des berühmten, aus Holland nach der Schweiz geflüchteten Mystiker David Joris. Gefühlvolle Seelen werden sich von Klaras Briefen ab dem Rigi (von Fröhlich) besonders angesprochen fühlen. Karl Steiger theilt schweizerische, von ihm artig commentirte Sprichwörter mit. Auch findet man hier wieder mehrere Gedichte in schweizerischer Mundart. Zu den vorzüglicheren Gedichten gehört der Rock von Dan. Kraus.

Eine Rolle Tuch von der besten Waare
Aus Vaters Erbschaft, solid und breit,
Gab einst bequem einem Bruderpaare
Zwei gleiche Röcke warm und weit.
Sonst konnten die Brüder nicht harmonieren,
Es hatte jeder besondere Manieren,
So trennten sie sich, weil noch im Frieden,
Und lebten lange Zeit geschieden.

An einem kalten Wintertag,
Wo Schnee auf Dächern und Feldern lag,
Mit dem warmen Rocke angethan
Traf einst der ältre den jüngern an.
Der war von Füßen bis zu den Ohren
Vor herber Kälte beinah' erfroren.
Sein Rock war nur noch ein Röckelein,
Gar jämmerlich dünn und knapp und klein.
Hie war er gerupft und dort zerschnitten,
Hatt' oben ein Loch und unten ein Loch,
Und dort so recht in der Mitten
Vollends ein Loch aller Löcher noch.
„Ey lieber Bruder, ich bitte sag an,
„Was hast du mit deinem Rock gethan?
„Er war so warm, er war so bequem,
„Geriethest du doch nicht gar seitdem
„In die schlimmen Hände wilder Kroaten?“

Ach nein! ich komme ganz anderswoher,
Denk nur ich bin von ungefähr
Der jüngsten Kritik in die Hände gerathen;
Hilf Himmel! was mußte mein Rock erfahren!
Der Eine fand den Stoff nicht echt,
Dem Andern war der Schnitt zu schlecht,
Ein Dritter sprach von falschen Haaren,
Hie schnitten sie ganze Flügel ab,
Dort rupften sie, bis es Löcher gab.
Und als ich mit großem Herzeleid
Beklagte das arme, zerrißne Kleid,
So hieß es: das soll mich gar nicht reuen,
Ich soll mich darob im Gegentheil freuen,
Denn jezt erst sey mein Rock genesen,
Und alles andre unecht gewesen,
Nun sey's erst all genuines Haar,
Ich aber bin aller Wärme baar!

Mitleidig schüttelt der Bruder den Kopf:
„Statt des warmen Rockes, du armer Tropf,

„Ist das nun deine kritische Beute?
„Ein dünnes, zerrissenes Röckelein,
„Als wie gewisser Leute
„Geschornes und verzupftes,
„Gestutztes und gerupftes,
„Kleinwinziges Bibelrestelein!“

Und Juste-Milieu von Xaver Schnyder von Wartensee:

Hans.

Es ist ein Gott, denn seine Spur
Zeigt unverkennbar die Natur,
Und in der tiefsten Menschenbrust
Lebt unverwüstlich ein Gefühl,
Daß Du ein göttlich hohes Ziel
Und eine Gottheit glauben mußt.

Kunz.

Es ist kein Gott, und die Natur
Ist eine wüste Masse nur,
Die blind hier schafft und dort zerstört.
Was Du die inn're Stimme nennst,
Ist bloß ein Wahn, wofür Du brennst,
Womit man schlau Dich hat bethört.

Michel.

Ihr Beide übertreibt. Du sagst:
Es ist ein Gott. Du aber wagst
Zu läugnen ihn. O schweigt, ich bitte!
Der Streit bringt Euch zu keiner Klarheit.
Bedenket nur: es liegt die Wahrheit
Auch hier, wie immer, in der Mitte.

Reise.

Blicke in die südlichen Alpen und in das Land um die Nordküste des adriatischen Meeres, von Philipp Baron von Canstein, Premier-Lieutenant im königl. Cadetten-Corps zu Berlin. Mit einer Karte. Berlin, Oehmigke, 1837.

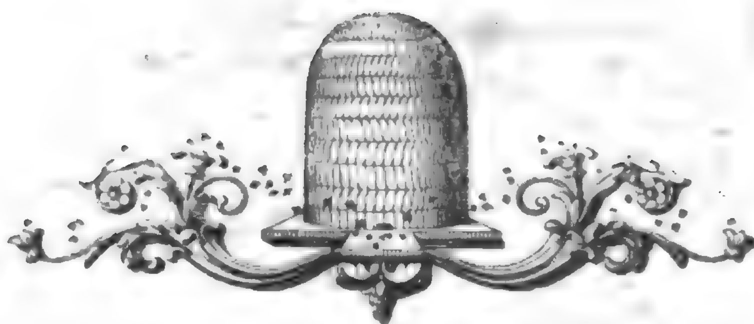
Ein seltsames Gemisch von beinahe ängstlicher Gelehrsamkeit und von beinahe kindlicher Naivetät im Erstaunen über die Schönheit der Alpenwelt. Man sieht, der Geist des Verfassers ist durch das Studium der Ritter'schen Erdkunde früh gereift und angespannt, während sein Gemüth sich die schöne Unbefangenheit und jenes göttliche admirari bewahrte, das uns das lebenssatte nil admirari des Horaz nie hätte wegspotten sollen. Im Ganzen erscheint uns das geographische Detail des Werks in zu unverhältnißmäßiger Menge angebracht. Theils kennt man die Gebirgshöhen, Landabdachungen, Flußgebiete rc. schon längst, theils war ein Reisender, der eben nur durchflog, nicht im Stande, hierin ganz genau und vollständig zu seyn. Inzwischen ist das Werk durchdrungen von einer schönen Wärme, von der Freude der ersten Alpenreise, von dem Reize des ersten großen Eindrucks, und dies bewirkt, daß wir gern fröhlich dem Fröhlichen folgen.

Wie die von Hoffmann in den Lebensbildern berühmter Humanisten herausgegebene Biographie August Böckh's im Literaturblatt Nr. 68 l. J. angezeigt ist, dürfte bei Lesern, welchen das Buch selbst nicht zu Gesicht kommt, die Vermuthung entstehn, als sey diese Schrift von mir in einem gegen Hermann polemischen Sinn abgefaßt. Ich kann nur auf das Material Werth legen, welches durch mich dem Publikum zugänglich gemacht ist, nicht auf meine Darstellung, die unter gehäuften Amtsgeschäften keineswegs auf eine eigentlich schriftstellerische Leistung, sondern für den einzelnen Artikel eines Wörterbuchs berechnet war, den ich anonym geschrieben hätte, wenn ich nicht der Meinung wäre, daß wer über Zeitgenossen öffentlich spricht, seine Worte mit seiner Person vertreten muß. Je weniger aber mir die Mängel der Ausarbeitung unbekannt sind, desto bestimmter muß ich mich gegen jedes Vorurtheil einer Feindseligkeit aussprechen, die ich mir selbst am wenigsten verzeihen könnte, da ich das Glück habe, Hermann zu meinen Lehrern zu zählen. Von den Irrungen, die zwischen beiden Gelehrten stattgefunden haben, ist unter den 32 Seiten, welche die Biographie einnimmt, nur auf einer einzigen gesprochen, lediglich zur unentbehrlichen Verständigung über literarische Thatsachen, die ohne Beleidigung Beider nicht ignorirt werden durften; ein Urtheil auszusprechen, hielt ich mich nicht für berufen; die Andeutung eines günstigern Verhältnisses, welches seitdem noch freundlicher geworden ist, wird man nicht unterlassen finden.

Bonn, September 1837.

Klausen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 110. Montag, 30. Oktober 1837.

Meteorologie.

Meteorologische Untersuchungen. Von Dove, Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin, Sander, 1837. gr. 8. Mit 2 Steindrucktafeln,

Das vorliegende Werk gehört zu den wichtigeren Erscheinungen in der neuesten meteorologischen Literatur. Dasselbe zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, deren zweite sich, in streng wissenschaftlicher Form, mit dem Kenner über die von der Windesrichtung abhängigen Veränderungen des Druckes, der Temperatur und der Feuchtigkeit der Atmosphäre unterhält. Da aber diese meteorologischen Untersuchungen, welche den, für die gelehrte Forschung allerdings wesentlicheren Inhalt der Schrift ausmachen, nicht alle auf dem Gebiete dieser Disciplin zur Sprache gekommenen Gegenstände umfassen, so hat der Verf. angemessen gefunden, denselben in der ersten Abtheilung eine populäre Darstellung des Gesammtinhaltes unter dem Titel: „Ueber den innern Zusammenhang der Witterungserscheinungen“ vorauszuschicken. Diese Exposition gibt uns kurz, bündig, und in allgemein verständlichem Vortrage, nicht nur die Resultate jener Forschungen, sondern überhaupt eine ziemliche Uebersicht des heutigen Zustandes der Meteorologie.

Als das wichtigste meteorologische Moment betrachtet der Verf. mit Recht die Vertheilung der Wärme über die Erde, und er stellt in diesem Bezuge folgende Thatsachen als Resultate der Beobachtung auf:

1) Die mittlere Temperatur eines Jahres unter den Tropen weicht von der eines andern Jahres nie um 1 Grad ab; in Paris dagegen schon um 1,5 Grad; und in Stockholm unterscheiden sich 10jährige Mittel noch um 1 Grad.

2) Unter gleichen Breiten sind alle östlichen Küsten kälter als die westlichen, und dieser Unterschied wächst mit der Breite.

3) Die Temperatur vom Aequator nach den Polen hin nimmt mit Beziehung auf diesen Unterschied, und also rascher an den östlichen als an den westlichen Küsten ab. Die heißeste Stelle der Erde, welche jedoch nicht mit vollem Recht der thermische Aequator genannt werden kann, da sie keine, die Erde umschließende geschlossene Curve bildet, fällt wahrscheinlich in das nördliche Afrika; die kältesten Punkte dagegen, die sogenannten Kältepole der Erde, liegen in Nordamerika, in der Nähe der Melville-Insel, und in Nordasien, wo wir aber noch zu wenig Beobachtungen besitzen, um den Ort mit Sicherheit bestimmen zu können.

4) Die südliche Erdhälfte ist kälter als die nördliche.

5) Die Wärme nimmt ab mit der Höhe.

6) Die Wärme nimmt zu, je tiefer wir in die Erde eindringen.

7) In den nicht arktischen Meeren nimmt die Wärme von der Oberfläche nach der Tiefe hin bis zu einem Minimum fortwährend ab.

Gegen den Satz: „daß die Wärme zunehmen soll, je tiefer wir in die Erde eindringen" — möchten sich in dieser Allgemeinheit Zweifel erheben lassen. Die bedeutendsten Tiefen, zunächst welchen wir bis jezt in die Erde eingedrungen sind, z. B. die bei Grabung des artesischen Brunnens beim Schlachthause von Grenelle zu Paris erreichte Tiefe von etwa 1300 Fuß, erscheinen im Verhältnisse zur Länge des Erdradius von beiläufig 800 Meilen als ein so ganz unbedeutender Stich in die Erdkruste, daß sich von den dabei gefundenen Resultaten gar kein Schluß auf die Beschaffenheit des Erdkerns machen läßt. Man thut ferner Unrecht, wenn man sich die innere Erdwärme als etwas Absolutes oder Constantes vorstellt. Ich stelle sie mir als eine Wirkung der Erdvitalität vor. Nun besteht eine der Lebensäußerungen des (gesunden) thierischen Körpers darin, sich, äußeren Einflüssen entgegen, in einer gewissen angemessenen Temperatur zu erhalten; und eben so besizt die Erde die Eigenkraft, in gewissen Tiefen bei höherer äußerer Temperatur wirklich kälter, und bei niedrigerer dagegen wärmer als sonst zu seyn.* — Wahrscheinlich bedarf der Ausdruck des 6ten Satzes: „Die Wärme nimmt ab mit der Höhe," welcher ebenfalls eine Unbegrenztheit der Abnahme andeutet, einer ähnlichen Einschränkung; in einer gewissen Höhe wird wohl auch eine fernere constante Temperatur eintreten. Für die aus beiden Sätzen abzuleitenden meteorischen Folgen dürfte diese Einschränkung übrigens ohne Consequenz seyn; die Temperatur der tiefsten Erd- und höchsten Luftschichten wird schwerlich einen wahrnehmbaren solchen Einfluß haben.

Die Temperaturunterschiede zwischen den östlichen und westlichen Küsten veroffenbaren sich auffallend in der Vegetation. Während auf der Westseite der skandinavischen Halbinsel z. B. Roggenbau bis zum 67sten Grade der Breite getrieben wird, geht derselbe auf der Ostseite nur bis $65\frac{1}{2}$; Weizenbau dort bis 64, hier bis 62; Erbsen erreichen westlich $63\frac{1}{2}$ Grad, östlich nur 63. Linden kommen noch bei Oeruland vor, östlich erreichen sie nicht dieselbe Breite u. s. w. Dieser auf der skandinavischen Halbinsel, in England u. s. w. schon so auffallende Temperaturunterschied zwischen den östlichen und westlichen Küsten veroffenbart sich noch viel auffallender in Amerika; und eben so scharf contrastirt Nordasiens eisiges Klima gegen westlichere Punkte unter gleicher Breite. Wir führen als Beispiel an, daß, als man im Jahr 1821 in Beresow, welches unter derselben Breite wie Drontheim liegt, Menschtschikows Grab öffnete, welches 92 Jahr verschlossen gewesen war, die Leiche, in Folge des ununterbrochnen Frostes, vollkommen unverändert gefunden wurde. — Andeutungen über den Grund dieser merkwürdigen Temperaturverschiedenheit zwischen den Ost- und Westküsten finden sich im Werke nicht.

Die Abnahme der Temperatur nach der Höhe zu ist wohl von Niemand in einem solchen Umfange beobachtet worden, als von Gay-Lüssac, welcher, als er sich am 16. September 1805 in seinem Luftballon zu einer (barometrisch gemessenen) Höhe von 21480 Fuß über Paris erhob, sein Thermometer, das unter 22 Grad Wärme gezeigt hatte, allmählich bis auf 7 Grad unter dem Gefrierpunkte sinken sah. Diese Wärmeabnahme nach der Höhe hin ist an steilen Bergen größer als über Hochflächen, stärker bei Tage als zur Nachtzeit, in den Wintermonaten am bedeutendsten; unter den Tropen ist dieselbe (bis zu den erreichbaren Höhen) der Größe der Erhebung über die Oberfläche proportional, in der gemäßigten und kalten Zone ist das Gesetz der Abhängigkeit minder einfach. — Ein lebendigeres dieser Temperaturabnahme bei wechselnder Höhe, wenn auch nur in allgemeinen Umrissen, gibt uns aber freilich die Vegetation am Abhange hoher Gebirge, wie der Andes, des Aetna, des Pic von Teneriffa, der Alpen u. s. w., wo wir, übereinander geschichtet, alle Klimate finden. Aus der Region der Palmen und Bananen tritt man auf Teneriffa, in einer Höhe von 1200 Fuß, in die Region der europäischen Kultur, welche bei 2500 Fuß Höhe von der Region der Wälder begrenzt wird. Etwas über 4000 Fuß beginnt die Region der Fichten; von 6000 bis 10,000 Fuß hingegen sind Lava und Bimsstein nur noch sparsam mit Spartium nubigenum bedeckt. Diejenigen Pflanzen, welche wir in den nördlichen Gegenden in der Ebne finden, kommen in südlicheren wieder auf Bergen vor. So steigt, um an eine bekannte Pflanze zu erinnern, die Heidelbeere, welche im nördlichen Deutschland in den Wäldern der Ebne wächst, nach Süden hin allmählich in die Höhe. Sie wächst bei Freiburg in Baden nur noch auf höhern Bergen; in der Schweiz zeigt sie sich nur in den Wäldern der Voralpen u. s. w.

---

* Der Verfasser bestätigt dies; aber er stellt die Sache unter einen andern Gesichtspunkt. „Daß Keller im Winter wirklich wärmer seyen als im Sommer, glaubten die Griechen, und gründeten auf diese Meinung die Antiperistasis (die Gegenwirkung zweier Potenzen, wie hier der Wärme und Kälte, wodurch sie sich gegenseitig aufregen) der Wärme. — Lockert die Sonnenwärme die Erde auf, so strömt die innere Wärme aus, und es wird kälter; im Winter dagegen schließt sich die Erde wie eine gefaltene Hand, und die innere Wärme wird zurückgehalten." (S. 22.) — Jene Aristotelische Antiperistase scheint mir ein fruchtbarer Gedanke. (Man vergleiche auch noch unten.) M.

Vergleicht man die verschiedenen Breiten in Beziehung auf die mittlere Temperatur näher mit einander, so findet man unter den Tropen, besonders in der durch die stärksten Regen ausgezeichneten Aequatorialzone, die mittlere Temperatur jedes einzelnen Monats wenig von der mittleren Jahrestemperatur verschieden, d. h. also ein Monat ist darin dem andern gleich. Als ein recht auffallendes Beispiel hievon führt der Verf. Surinam an, wo die Durchschnittstemperatur eines Monats wie des andern sehr wenig von 20 Grad verschieden ist. Nach den Polen zu weicht dagegen die Temperatur des Winters immer bedeutender von der des Sommers ab; und da dort zugleich die geringere Wärme-Entwicklung der niedriger stehenden Sonne durch die wachsende Tageslänge ausgeglichen wird, so bringt ein heißer Sommer, als desto auffallenderer Gegensatz des kältesten Winters, bis in die höchsten Breiten. Wie durch einen Zauberschlag ist beim Eintritte desselben die Schneedecke in jenen Gegenden verschwunden, und die Vegetation entwickelt sich so reissend, als müßte sie, wie gefährlich ihr hier jede verlorne Stunde sey.

Einen merkwürdigen Einfluß übt ferner die Nachbarschaft des Meeres auf die Temperatur. An den heißeren Stunden des Tages ist das Land wärmer als die See, in den kälteren Nachtstunden dagegen die See umgekehrt wärmer als das Land. Eben so findet sich hinsichtlich der jährlichen Periode der Winter, welchen man als die Nacht des Jahres bezeichnen möchte, auf der See weniger streng; und man muß, nach diesem Allen, das Seeklima also sorgfältig vom Continentalklima unterscheiden. Da, wo das Wasser überwiegt, tritt der Charakter des ersteren als bestimmend hervor. So z. B. auf der südlichen Halbkugel, deren Durchschnittstemperatur man bisher viel zu niedrig angeschlagen hat, da man von der geringeren Sommerwärme auf das ganze Jahr schloß.

Nach der Tiefe hin nehmen die Temperaturveränderungen mit großer Schnelligkeit ab. 10 Fuß unter der Oberfläche gibt es schon keine täglichen Aenderungen mehr: der Stand des Thermometers verändert sich in dieser Tiefe binnen 24 Stunden nur unmerklich; in 100 Fuß Tiefe werden kaum noch Jahreszeiten beobachtet, und ein in den 85 Fuß tiefen Gewölben der Pariser Sternwarte aufgehängtes, vor allen Luftströmungen geschütztes Thermometer änderte seinen Stand in 12 Jahren kaum um 5 Hundertheile eines Grades. * Dringt man von diesen Tiefen, in denen der Stand des Thermometers angeführtermaßen keine Veränderung mehr erleidet, noch tiefer in die Erde ein, so zeigen die Beobachtungen, die man in Schachten, beim Bohren artesischer Brunnen u. s. w. angestellt hat, * eine nunmehrige allmähliche Zunahme der Temperatur an, welche, in Verbindung mit andern Umständen, zu dem Schlusse geführt hat, daß die Erde außer der solaren noch eine eigenthümliche (eine Grundwärme) besitze.

Ganz besonders spricht für das Daseyn einer solchen Grund- oder Temperaturwärme die Temperatur heißer Quellen, welche wir das warme Lebensblut des innern Erdkörpers nennen möchten, gleichwie dagegen kalte Quellen aus nur so tiefen Schichten hervorbrechen mögen, für welche wir oben die Constanz der mittleren Temperatur nachgewiesen haben. Man hat die Hitze jener Quellen chemischen Zersetzungen oder localen Erdbränden zugeschreiben; allein da die Beobachtungen seit Jahrhunderten ein vollkommnes Gleichbleiben der Temperatur dieses „Erd-Lebensblutes," wie wir uns oben ausgedrückt haben, ergeben; so scheint die Beziehung auf so temporäre und veränderliche Umstände nicht ausreichend. Wenn übrigens nicht alles dieses „Erd-Lebensblut" gleich heiß befunden wird, so kann dies daher entstehen, daß jenes Blut aus mehr oder weniger tief gelegenen Adern hervorquillt. Keineswegs aber folgt aus den Erscheinungen, welche diese warmen Quellen darbieten, eine übermäßige, oder bis zu größeren Tiefen, ja bis zum Erdkern hin wachsende Temperatur. Betrüge diese Zunahme, wie es sich in der Erdkruste etwa findet, auf 180 Fuß fortwährend 1 Grad des hunderttheiligen Thermometers, so müßte das Centrum der Erde eine Temperatur von über 160,000 Grad haben, welches ungereimt scheint.

Wir wenden uns jezt zu den, der Meteorologie fast noch näher liegenden täglichen Veränderungen der Temperatur. Sie wären ein Räthsel ohne die Ausstrahlung, welche von Scheele entdeckt, und von Pictet und Prevost auf die Meteorologie angewendet worden ist. Jeder Körper gibt an die ihn umgebenden Körper Wärme ab, und empfängt dagegen wieder Wärme von ihnen: eine beständige gegenseitige Mittheilung hat statt. Constante Temperatur ist daher ein bewegliches Gleichgewicht. Heller Himmel gibt der Erde gar keine Wärme zurück, und daher sind helle Nächte so kalt. Aus diesem Grunde bedecken die

* Diese Beobachtung steht in keinem Widerspruche mit der obigen Behauptung, daß weniger tiefe Keller im Sommer wirklich kälter als im Winter und umgekehrt sind. Die Hervorrufung des Gegensatzes muß natürlich in einer Tiefe unmerklich ausfallen, bis in welche sich die Wirkung der Sonnenstrahlen kaum erstreckt. N.

* Der thermometrischen Constanz tiefer Keller folgt also eine Wärmezunahme, welche sich nach unserer oben entwickelten Ansicht bis zu einer Grenze erstreckt, von wo ab nunmehr eine fernere Temperaturerhöhung nicht mehr stattfinden, und wo also ein Thermometer, wie viel tiefer man es senken könnte, neuerdings stationär bleiben würde. — Diese Art von Vorstellung scheint mir wenigstens viel naturgemäßer, als die Annahme eines steten Wachsens der Hitze, bis zu dem 860 Meilen tiefen Erdmittelpunkte. N.

Gärtner ihre jungen Pflanzen, um sie vor Nachtfrösten zu schützen, mit dünnen Matten, welche zwar den Luftzug hindurchlassen, die Pflanzen aber vor dem Himmelsanblicke, und also vor dem Ausstrahlen der Wärme bewahren; eben deßwegen steht in einer hellen Nacht ein Thermometer im Freien unter einem Tische höher als darüber u. s. w. Im Vorfrühling verliert der Boden durch diese Ausstrahlung in einer hellen Nacht mehr Wärme, als er am kurzen Tage durch directen Sonnenschein gewinnen kann; und dies ist daher die Zeit, in welcher, nach einem alten Sprichwort, der Hirt lieber den Wolf als die Sonne im Schafstalle sieht.

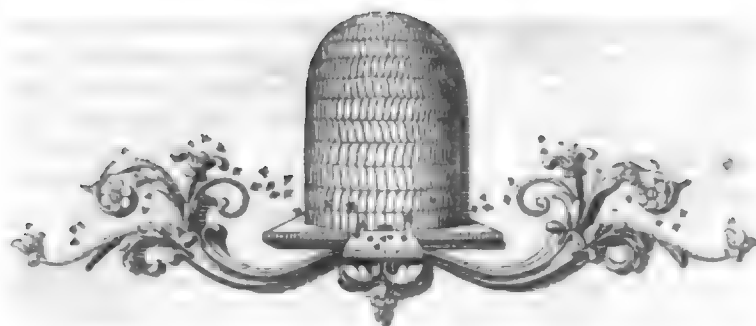
Unser Werk geht nunmehr zu den Winden über. Ist der Wind durch die Temperatur bedingt, so muß im Allgemeinen der Wind von der kälteren nach der wärmeren Gegend an der Oberfläche der Erde strömen, und seine Geschwindigkeit mit der Temperaturdifferenz wachsen. Es kann aber nach einer bestimmten Gegend hin kein ununterbrochner Zufluß stattfinden, ohne daß denselben ein eben so ununterbrochner Abfluß ausgliche; und, nach Analogie der täglichen Land- und Seewinde, müssen wir vermuthen, daß dies in den obern Theilen der Atmosphäre stattfinde, weil die wärmere leichtere Luft aufsteigt, um der unten zuströmenden kalten Platz zu machen. Dieser Schluß liegt so nahe, daß schon ältere Naturforscher denselben angesprochen haben; und er wird durch Beobachtungen in der Region der sogenannten Passatwinde bestätigt, wo man oft die obern Wolken in der, diesen unten wehenden Passatwinden gerade entgegengesetzten Richtung ziehen sieht. Aus dem nämlichen Grunde werden die Passate (welche bekanntlich immer aus Osten wehen) an ihrer äußern Grenze durch westliche Winde begrenzt, und welche auf dem atlantischen Ocean mit solcher Beständigkeit herrschen, daß z. B. die Packetboote von Liverpool nach New-York 40 Tage brauchen, während sie auf der Rückreise nur 23 Tage unterweges sind, dergestalt, daß die Matrosen den Weg von Europa nach Amerika in dieser Breite bergauf, und den Rückweg dagegen bergab nennen. — Uebrigens betrachtet der Verf. die Luftströmungen (Winde) als den Hauptgrund der Temperatur-Vertheilung, weßhalb wir auf das Werk selbst verweisen müssen.

Er geht hiernächst zu den wässerigen Niederschlägen über. Wasserdampf ist dem Physiker eine vollkommen durchsichtige, elastische Flüssigkeit. Wolke, Nebel, sind nicht solcher Dampf unmittelbar, sondern niedergeschlagener Dampf. Die Luft ist also desto durchsichtiger, je weniger sie solchen niedergeschlagenen Dampf enthält, nicht aber, je trockner sie ist. Denn Wasser in Form einer elastischen Flüssigkeit, also als Wasserdampf, wie er oben bezeichnet worden, bildet mit Luft eine vollkommen durchsichtige Flüssigkeit, eine feuchte Luft; Wasser hingegen in flüssiger Form mit Luft innig vermengt, erzeugt ein Undurchsichtiges, welches wir Schaum, Nebel, Wolke, Dunst, nennen. In einem bestimmten Raume voll Luft kann, bei einer bestimmten Wärme, nur eine bestimmte Menge Wasser als Dampf vorhanden seyn, mehr nicht; diese Menge ist für jede Wärme verschieden, und, je größer die Wärme, desto bedeutender. Ist hinreichendes Wasser vorhanden, so wird sich die Luft in dem angenommenen Raume mit dieser bestimmten Menge Dampf schwängern, aber nicht mehr aufnehmen, wieviel nachher auch Wasser flüssig zurückbleibe. War aber nicht genug Wasser zum Verdampfen vorhanden, so wird der Luftraum auch weniger Wasser enthalten, als er enthalten könnte, d. h. mehr oder minder feucht seyn; und den Grad dieser Feuchtigkeit geben nun unsere Hygrometer an. Hat die Luft bei einer gewissen Wärme das Maximum der Feuchtigkeit erreicht, so bringt jede Abkühlung einen Niederschlag hervor, d. h. es fällt so viel Dampf in Wasserform heraus, daß die zurückbleibende Menge Dampf das dieser erniedrigten Wärme entsprechende neue Maximum ist. Jede erhöhte Temperatur macht dagegen feuchte Luft trockner, d. h. fähig, ein neues Wasserquantum in Dampfform aufzunehmen. Mit Rücksicht auf diese Sätze wird es also bei den atmosphärischen Niederschlägen hauptsächlich darauf ankommen, die sie bedingende Temperatur-Erniedrigung nachzuweisen.

Die erste Form des Niederschlages ist die Wolke. Eine Wolke ist aber nichts als Nebel, gleichwie der Nebel eine in der Nähe gesehene Wolke; die scheinbare Beständigkeit der Wolken ist eine Täuschung: eine Wolke besteht nur, indem sie entsteht und vergeht, sie ist kein Produkt, sondern ein Proceß. Eine Wolke ist feiner Regen; die feinen Tröpfchen lösen sich nur wieder auf, ehe sie fallen. Regen ist daher nichts Anderes, als eine hohe, auf dem Boden ruhende Wolke, unten durchsichtiger wegen der Vergrößerung und verminderten Anzahl der Tropfen; Wolke in der Höhe ist dagegen ein localer Regen in einer Luftschicht, an deren Grenze das Niedergeschlagene sich wieder auflöst. Damit verschwindet alles Wunderbare der großen Wassermassen, welche beim Regen herabstürzen; das Wenigste gibt die Wolke, nicht sie allein regnet, sondern die ganze Luftsäule bis zum Boden. Wenn man beim heftigsten Regen einen hinreichend hohen Berg ersteigt, so werden die Tropfen zuerst immer kleiner, und oben finden wir nur noch Nebel. Ueber die als wirklichen Regen herabfallenden Wassermassen macht man sich in der Regel falsche Vorstellungen; der stärkste Sommerregen bringt im nördlichen Deutschland in 24 Stunden kaum einen Zoll Wasser hervor. Noch unbedeutender wird das Verhältniß beim Schnee: 1 Fuß Schnee entspricht noch nicht einer Wasserhöhe von 1 Zoll.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 111. Freitag, 3. Novemober 1837.

Meteorologie.

Meteorologische Untersuchungen. Von Dove.

(Schluß.)

Ohne Vergleich stärker sind die tropischen Regen: „nicht in Tropfen," wie sich ein Reisender ausdrückt, „fällt der Regen daselbst, sondern in Wasserfäden." — Die die atmosphärischen Niederschläge bedingende Temperaturerniedrigung wird durch das Aufsteigen warmer Luftschichten, wobei sich die Luft ausdehnt und also kälter wird, durch die Vermischung von Winden, die ungleiche Temperatur haben, und durch das Zusammenwirken beider Ursachen veranlaßt. Wegen den Auseinandersetzungen über diese Complicationen müssen wir jedoch abermals auf das Werk selbst verweisen. Auf einen merkwürdigen Umstand aber müssen wir aufmerksam machen, darauf nämlich, daß die Vertheilung der Temperatur innerhalb der jährlichen Periode durch die Kultur des Bodens, allen Beobachtungen zufolge, zuletzt wesentlich modificirt wird. Das Resultat der Ausrottung der Wälder, der Austrocknung der Sümpfe, scheint eine Abstumpfung der Extreme, eine verminderte Sommerhitze und Winterkälte zu seyn. Es ist wohl vorzugsweise das Verkennen dieser Thatsache, welches so widersprechende Ansichten über Verschlechterung und Verbesserung des Klimas erzeugt hat.

Ueber den Einfluß der Elektricität auf die Niederschläge stellt der Verf. Ansichten auf, welche sich von denen der älteren Meteorologie sehr unterscheiden; statt die Elektricität als Ursache der Niederschläge zu betrachten, stellt er sie als deren Folge dar. Durch Erfahrung erwiesen ist nach ihm, daß die immer in der Atmosphäre vorhandene, und täglichen periodischen Aenderungen unterworfene Elektricität am stärksten hervortritt, je plötzlicher irgendwo in der Atmosphäre ein Niederschlag eingeleitet ist. „Mit jedem Blitze fällt der Regen dichter herab." *

Sehen wir also, mit dem Verf., bei allen Erscheinungen mächtiger Niederschläge, Elektricität in bedeutender Intensität hervortreten, und betrachten wir eben deßwegen den Proceß des Niederschlages als die Quelle der Elektricität (und also nicht umgekehrt den elektrischen Proceß als einleitende Ursache jener Erscheinungen); so läßt sich doch wenigstens nicht läugnen, daß die elektrischen Entladungen in der Kette atmosphärischer Wirkungen ein wesentliches Glied sind, und es ist möglich, daß sie das Mittel abgeben, welches die Natur anwendet, um das unveränderliche Verhältniß der gasförmigen Bestandtheile

* Nicht immer, wie mir Jeder bezeugen wird, der so viel und aufmerksam Gewitter beobachtet hat, als ich. Allemal aber geben Blitz und Schlag voran, und der dichtere Regenerguß, wenn er eintritt, folgt, da doch, nach des Verf. Theorie, gerade das Umgekehrte geschehen müßte. R.

des Luftkreises zu erhalten (wir empfehlen diese wichtige Idee der ganzen Aufmerksamkeit unserer Leser; — indeß ist die Thätigkeit dieses großen und geheimnißvollen Naturagens auf diese einzige Rolle gewiß nicht eingeschränkt).

Die Form des Niederschlages ist entweder fest oder flüssig. Ueber die wunderbare Mannichfaltigkeit der Schneekrystalle erstaunt man, wenn man des englischen Seecapitäns und Naturforschers William Scoresby's Zeichnungen der Beschreibung seiner Reise auf den Wallfischfang * sieht. Dieser vortreffliche Beobachter, welcher dem Gegenstande eine ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat, bemerkt, daß die regelmäßigsten Schneefiguren nur bei strenger Kälte entstehen, welches sich auch aus der Natur der Sache selbst begreift. Wenn bei dicken Flocken die eigentlichen Gestalten auf den ersten Blick gleich schwer erkennbar sind, so gewahrt man bei näherer Betrachtung doch mit genügender Sicherheit, daß die einzeln zusammengefügten Nadeln Winkel von 60° und 120° mit einander bilden. Scoresby ordnet die Gestalten unter fünf Hauptarten, deren jede aber wieder vielfache Verschiedenheiten darbietet. Gewöhnlich findet sich bei einem jeden Schneefalle nur Eine dieser Formen, selten kommen mehrere zugleich vor. Ballt sich die Flocke, aus kälterer Luftschicht in eine etwas wärmere herabfallend, zu einem kleinen Schneeball, so heißt sie dann ein Graupelkorn. Ist dasselbe noch mit einer durchsichtigen Eishülle umgeben, so nennt man es ein Hagelkorn. Von beiden Formen unterscheidet sich eine dritte, welche sich bei plötzlichem Thauwetter nach starker Kälte zeigt, und gewöhnlich schon nach einigen Minuten in Regen übergeht: es sind dies runde, ganz durchsichtige Eisstückchen, Wassertropfen aus den schon mit Thauwind erfüllten obern Luftschichten, welche beim Durchfallen durch die unteren noch kälteren Schichten gefroren sind. Unter allen diesen Formen ist der Hagel die größte. Körner von der Größe eines Tauben-, ja Hühnereies, von 12 Loth bis zu 1 Pfunde Schwere, sind mehrfach beobachtet worden. Indeß hat das Auffinden zusammengeschmolzener Massen wohl oft übertriebene Vorstellungen von der Größe der Hagelkörner veranlaßt. Gleichwohl findet sich angemerkt, daß am 8. Mai 1802 in Ungarn beim Dorfe Putzenmichel, ein Eisklumpen von 3 Fuß Länge, 3 Fuß Breite und 2 Fuß Höhe gefallen sey, welchen 8 Männer nicht aufzuheben vermochten, und dessen Gewicht man daher auf 11 Centner schätzte. Man könnte so große Hagelmassen gefrorne Wolkenbrüche nennen, und ich wüßte nicht, was gegen den Ausdruck einzuwenden wäre. Man braucht zu ihrer Entstehung nur eine sehr intensive Kälte in einer der durchfallnen Luftschichten anzunehmen. Der Schnee fällt im Winter, Graupel (gresil) im Frühling, Hagel (grêle) im Sommer. Nun nimmt die Temperatur der Atmosphäre von oben nach unten zu; man könnte also annehmen, daß wenigstens unter gewissen Bedingungen, dasjenige, was oben Schnee ist, in tieferen Luftschichten zu Graupel, und in noch tieferen zu Hagel wird. Wenigstens stehen die Verwüstungen des Hagels in keinem Verhältnisse mit einem Falle aus großen Höhen. — Man sieht aber auch nach diesen Darstellungen und den dabei angewendeten Ausdrücken, wie unbestimmt unsere Kenntnisse von den meisten meteorologischen Erscheinungen noch sind.

Die lezte Form des Niederschlages erfolgt an der Erde selbst. Der locale Nebel über kleinen Binnenwässern entsteht dadurch, daß kältere Luft aus höheren Luftschichten am Ufer herabfließt, und sich mit den wärmeren Schichten über dem Wasserspiegel mischt. Aus ähnlichen Gründen raucht ein schnell fließender Fluß bei plötzlich eintretender Kälte, ehe er einfriert. Der Frostnebel der Polarmeere verdankt auch diesen Ursachen seine Entstehung. Am Boden selbst erfolgt der Niederschlag als Glatteis, wenn warme, feuchte Luft über einen, durch vorhergegangene Kälte abgekühlten Boden strömt, wo alsdann die Steine, wie man zu sagen pflegt, „schwitzen und ausschlagen.“ Die Hauptbildung aber ist Thau und Reif; der Boden ist dann durch Ausstrahlung erkältet, weßhalb sich die Feuchtigkeit der Atmosphäre so gern darauf niederschlägt. Daher ist der Thau in den heißen Klimaten, wo die Atmosphäre also viel verdampftes Wasser enthält, während heller Nächte, welche die Ausstrahlung und Erkältung des Bodens begünstigen, so außerordentlich stark, daß er gleich dem stärksten Regen sogleich Alles durchdringt. Alle Körper, welche wenig ausstrahlen, bethauen und bereifen auch wenig, z. B. Metalle; und die leisesten Unterschiede des Ausstrahlungsvermögens kann man am Reif beobachten, der z. B. die rauhere (Wärme leichter ausstrahlende) Stelle bedeckt, die glättere frei läßt, an unseren Schlagbäumen die schwarzen (strahlenderen) Streifen mit Krystallen überzieht, während die weißen frei bleiben u. s. w.

Hinsichtlich der Veränderungen des Luftdruckes, als der noch zu betrachtenden atmosphärischen Erscheinung, bemerkt der Verf. sogleich, daß keine Beobachtungsreihe für eine dauernde Ab- oder Zunahme dieses Druckes spreche, und daß die Barometerschwankungen vielmehr um ein constant scheinendes jährliches Mittel erfolgen, welches geringen Veränderungen unterworfen ist, die sich jedoch in höheren Breiten bedeutender, als in der Aequatorialzone zeigen. In dieser Zone nimmt der Druck der Luft continuirlich ab von den kälteren Monaten zu den wärmeren hin, besonders da, wo Moussons herrschen, und unter den Wendekreisen. In den gemäßigten Zonen steht das Barometer durchschnittlich in den Sommermonaten höher als im Frühling. In den kalten hingegen ist der

* An Account of the arctic regions, with a History and description of the northern Wale-Fishery. Edinb., 1820. 2 Bde. 8. mit vielen Kupfern. Deutsch durch Kries. Hamburg. 1825. R.

Druck im Sommer am geringsten, und im Frühling dagegen am bedeutendsten. Dabei wirken aber zugleich so viele locale Beziehungen ein, daß sich das Werk selbst nur in der Grenze allgemeiner Andeutungen halten kann, derentwegen wir auf dasselbe verweisen.

Meteore, wie Aërolithen, heißt es dann ferner, deren Bildung in entfernten Regionen den Hypothesen weiten Spielraum läßt, und deren plötzliches Erscheinen keine ruhige Beobachtung gestattet, können nur dann richtig abgeleitet werden, wenn die Natur selbst einmal gütig den Schleier lüftet, hinter welchem sie so gern ihre Geheimnisse verbirgt. Welches nun aber auch ihr Ursprung seyn mag (der Verf. neigt sich offenbar der tellurisch-atmosphärischen Ansicht hin, ohne dies jedoch mit bestimmten Worten auszusprechen), so viel hat sich ergeben, daß sie, als Pendel * angewendet, dieselbe Fallgeschwindigkeit haben, als andere Mineralien terrestrischen Ursprungs, und daß unter ihren bisher entdeckten achtzehn einfachen Bestandtheilen keiner enthalten ist, der nicht bereits auch anderweit auf der Erde gefunden worden wäre. ** Man sieht, schließt der Verf. seine mancher Bereicherungen fähige Auseinandersetzung über diese Erscheinung, daß die Meteorsteine schon mehr von ihrem Charakter verrathen haben, als sich mit einem strengen Incognito verträgt, doch noch zu wenig, als daß wir ihren Geburtsort mit vollkommner Bestimmtheit angeben könnten.

Welches nun aber auch der Proceß sey, dem sie ihre Entstehung verdanken, so zeigt sich doch ihr Erscheinen unabhängig von der Tages- und Jahreszeit. Letzteres ist dagegen nicht in demselben Grade der Fall mit den Sternschnuppen, die durch ihr jetzt erwiesenes periodisches Auftreten, durch die bewundernswürdige Regelmäßigkeit, mit welcher ein himmlischer Feuerregen die Nächte des 12., 13. und 14. Nov. erleuchtet, anzudeuten scheinen, daß der Weltenraum, den wir uns gewöhnlich als absolut leer und indifferent, oder doch höchstens mit einem höchst feinen Aether erfüllt denken, nicht ohne gestaltende Kraft sey. In der Nacht des 13. Nov. 1833 verbreitete der Anblick von mehr als 200,000 Sternschnuppen, welche von Cuba bis Boston, auf einem Flächenraume von vielen tausend Quadratmeilen beobachtet wurden, Bewunderung und Schrecken. Einige derselben hatten die scheinbare Größe einer 6zölligen Kugel, und hinterließen länger dauernde Feuerschweife von 100 Fuß Länge. Sie bewegten sich dem Sinne des Laufes der Erde um die Sonne entgegen, und schienen im Allgemeinen von einem Punkte auszugehen. Dieser Punkt hatte eine feste Lage gegen die Sterne, und nahm also an der Rotation der Erde nicht Theil. Nach einer von Encke unternommenen Berechnung ging in der gedachten Nacht die Bewegung der Erde auf den Punkt im Weltenraume los, dessen gerade Aufsteigung etwa 114°, und dessen nördliche Abweichung 14° 20′ war; dort also lag der Heerd des Vorganges, und in die Richtung dieser Bewegung fiel also, während des Maximums desselben, der oben von uns bezeichnete Theil der Erdoberfläche. Früher schon, nämlich am 12. und 13. Nov. 1681, 1781, 1791, 1799, 1803, 1813, 1818, 1819, 1820, 1822, 1824, 1825, sind auffallende Sternschnuppen und Feuerkugeln beobachtet worden. Von diesen Erscheinungen war besonders die von 1799 so bedeutend, daß sie die ganze Aufmerksamkeit unseres Humboldt erregten, welcher sich damals zu Cumana befand, wo der Vorgang besonders zu Gesicht kam. Da sich das Phänomen nun in den Jahren 1834, 1835, 1836, in denselben Nächten des 13. und 14. November, wenn auch in etwas schwächerem Grade, wiederholt hat, so werden wir zu der Ueberzeugung gebracht, daß es solche Phänomene gibt, welche, unabhängig von den atmosphärischen Processen der Erde, doch in ihrem Luftkreise sichtbar werden, wenn die Bewegung der Erde, welche freilich wegen den Perturbationen nicht ganz gleich ist, nach einem bestimmten Punkte des Weltenraumes geht.

Eins der prachtvollsten Schauspiele der Atmosphäre, welches sich gerade da, wo die Natur in eisiger Kälte erstarrt, am herrlichsten entwickelt, ist noch das Nordlicht. Daß dasselbe an der Axendrehung der Erde Theil nimmt, also der terrestrischen Atmosphäre angehört, haben Biots genaue Beobachtungen erwiesen; seine Höhe ist aber vielleicht überschätzt worden, indem man verschiedene, an verschiedenen Orten beobachtete Bögen für einen und denselben genommen hat. Indem der Nordlichtbogen ungefähr über dem magnetischen Meridian ausgespannt erscheint, und die Lichtsäulen in der Krone da zusammentreffen, wo eine im Schwerpunkte aufgehängte Magnetnadel hinweist, führt nach den Regeln der atmosphärischen Perspective zu dem Schlusse, daß jene leuchtenden, das Phänomen bildenden Säulen der Richtung einer frei schwebenden Magnetnadel parallel sind. Diese Umstände würden allein schon die Vermuthung rechtfertigen, daß ein gewisser Zusammenhang zwischen dem Nordlicht und dem tellurischen Magnetismus stattfinden müsse, wenn nicht die während der Dauer desselben eintretenden unruhigen Schwankungen der Nadel, und die zugleich eintretenden Veränderungen der magnetischen Intensität noch entschiedener darauf hindeuteten. Und so wären wir denn aus den Höhen des Luftkreises wieder zur Erde zurückgeführt, und durch einen Umweg zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Erdkörper nicht bloß der todte Träger eines sich außer ihm gestaltenden Lebens sey, sondern daß er selbst

* Wir haben über die von Bessel ausgeführten Pendelversuche mit Meteorsteinmassen in diesen Blättern ausführlich gesprochen. R.

** Schon diese beiden Umstände bilden eine starke Induktion für den tellurischen Ursprung der Aërolithen. Und wie viel andere Umstände vereinigen sich damit! R.

in das bewegte Spiel atmosphärischer Veränderungen thätig mit eingreift.

Dies leitet uns ganz natürlich auf die Magnetnadel und das Gesetz ihrer Bewegungen im Allgemeinen, über deren tägliche und jährliche Periode wir noch Etwas zu sagen haben. Von Morgens 8 Uhr, wo die horizontal aufgehängte Magnetnadel am weitesten östlich steht, bewegt sie sich bis gegen 2 Uhr, der wärmsten Stunde des Tages, nach West, und geht dann mit einer geringen Unterbrechung bis gegen 1 Uhr Morgens zu ihrem östlichen Stande zurück. Jezt folgt eine zweite, aber weder so bestimmte, noch so bedeutende Schwankung, welche 7 Stunden, also wieder bis 8 Uhr Morgens dauert, wonächst sich der Vorgang in der angegebenen Weise erneuert. Durch den Meridian geht die Nadel in der Zeit, in welcher die Temperatur ihren mittleren Stand erreicht, also in den Sommermonaten früher als in den Wintermonaten. Zugleich ist die Größe der täglichen Schwingung in den heißern Monaten, wie dies bei allen übrigen atmosphärischen Veränderungen, welche eine tägliche Periode befolgen, der Fall ist. Stellt man an demselben Tage an Orten, welche der Länge nach auch noch so verschieden sind, Beobachtungen an, so zeigt sich zwischen den zu gleicher Sommerzeit stattfindenden Bewegungen der auffallendste Parallelismus dergestalt, „daß man sich die Erscheinung so denken kann, als wenn zugleich mit der Sonne ein leiser Ostwind die Erde umkreise, welcher die Nordenden der Nadeln, eine nach der andern, nach Westen führe, wonächst sich die Nadel nach dem Durchgange der Sonne durch den Meridian frei von jenem Einflusse und sich selbst überlassen, langsam nach ihrem früheren Stande zurückbegebe, bis sie am andern Tage neuerdings von der Sonne erregt werde.“ Diese Erscheinung läßt sich sehr einfach erklären. Unter der natürlichen Voraussetzung nämlich, daß die magnetische Wirkung auf die Nadel von allen Punkten der Erde ausgeht, wird, da diese Wirkung gleich jeder magnetischen Kraft durch Temperaturerhöhung Schwächung erleidet, in den Morgenstunden die Anziehung der östlich gelegenen, von der Sonne schon erwärmten Punkte auf das Nordende vermindert, daher sich dieses nach Westen bewegt; in den Nachmittagsstunden hingegen wird durch die steigende Temperatur der westlichen Gegenden die Anziehungskraft dieser lezteren vermindert, während die östlichen sich allmählich abkühlenden Punkte ihre frühere Intensität wieder erlangen, daher die Nadel zu ihrem früheren Stande zurückkehrt. *

Da nun, wie wir oben gesehen haben, die täglichen Wärmeänderungen nicht tief in die Erde eindringen, so muß es die (von der Sonne bestrahlte und erwärmte) Oberfläche der Erde seyn, welche die magnetischen Veränderungen bedingt. Indeß gehen leztere, wie direkte, besonders in den Freiberger Schachten angestellte Versuche beweisen, auf gleiche Weise auch noch in solchen Tiefen vor, wo die Temperatur constant wird. Wo also der Sonneneinfluß auf das Thermometer schon anfängt unmerklich zu werden, findet er sich durch die Magnetnadel noch ungeschwächt angezeigt.

Allein nicht nur in den Veränderungen, sondern auch in der mittleren Vertheilung der magnetischen Kraft zeigt sich ein unabweisbaren Zusammenhang mit den thermischen Verhältnissen der Erdoberfläche. Die magnetischen Pole der Erde sind auch ihre kältesten Punkte, die Linien gleicher Erdwärme zugleich die Linien gleicher magnetischer Kraft; überall, wo die Temperatur auf der Erde abnimmt, steigt die magnetische Intensität. Ja man darf wahrscheinlich annehmen, daß jede momentane Störung der Temperatur-Vertheilung auf der Erde eine gleichzeitige magnetische Störung bedingt. Der Verf. führt zur Bestätigung dieser Annahme ein merkwürdiges Beispiel an. In der Nacht vom 19. auf den 20. Dec. 1829 beobachtete er in Berlin die Nadel in der allergrößten Unruhe (während, wie es sich nachher auswies, in Schottland ein bedeutendes Nordlicht sichtbar gewesen war). Zugleich fiel eine ganz ungewöhnliche Masse Schnee, und es trat eine Kälteperiode von längerer Dauer ein; zu derselben Zeit war aber in Kasan das Thermometer von — 6° Reaumür auf — 18° gefallen, und hatte am Morgen darauf auf — 22°, und zwei Tage nachher auf — 31° gestanden, so daß das Quecksilber im Freien gefroren war. Höchst wahrscheinlich ist also, daß eine dergestalt plötzliche Erkältung eines so großen Stückes der Erdoberfläche auch die angeführte magnetische Erscheinung hervorgerufen hat. *

Den Schluß dieses Abschnittes macht eine Zusammenstellung der wichtigsten neueren Hypothesen von der Erdwärme, über welche wir wie über die übrigen Abschnitte weggehen, deren Ensemble im Buche selbst studirt werden muß. Unsere Absicht ist nur gewesen, den Leser mehr referirend als recensirend auf den Standpunkt der heutigen Meteorologie zu erheben, und wir wüßten, um den Werth der vorliegenden Arbeit mit Einem Worte auch kritisch zu bezeichnen, keine Darstellung dieser Wissenschaft zu bezeichnen, welche uns in gleicher Kürze, (meistens) gleicher Klarheit und gleicher Annehmlichkeit des Vortrages, zu demselben Zwecke hätten verhelfen können.

Dr. Nürnberger.

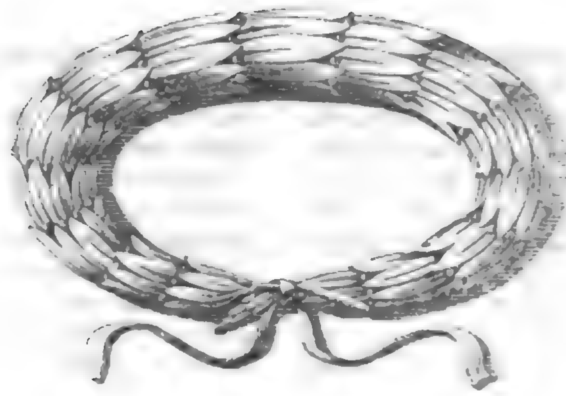
* In der südlichen Halbkugel würde dies hiernach vom Fußende der Nadel gelten, und unter dem Aequator müßte die Nadel, besonders an den Aequinoctialtagen, aus Gründen, welche durch einiges Nachdenken gleich klar werden, diese tägliche Schwankung gar nicht zeigen. Leztere Beobachtung wäre ein wahres experimentum crucis der obigen Hypothese; und ich empfehle die Verfolgung der Sache dem diesjährigen Naturforscherverein.
N.

* Der Verf. ist nämlich kein Anhänger der Ansicht, daß das Nordlicht, als solches, der Grund der Unruhe der Nadel sey, weil man leztere Störungen schon vor dem wirklichen Sichtbarwerden jener Erscheinung beobachtet. Allein dieser Grund scheint nicht hinreichend, da z. B. das Barometer auch lange vor dem wirklichen Eintreten eines Sturmes sinkt. Um indeß bei seiner Art von Auffassung stehen zu bleiben, so betrachtet er das Leuchten als die eine Seite des Phänomens, und die Schwingungen der Nadel als die andere, indem sich leztere gleichsam wie ein elektrisches Elektrometer verhält, dessen Divergenz auch die gesteigerte Spannung der Elektricität anzeigt, ehe diese so groß geworden ist, daß der Funke überspringt. Was die Nadel auf einem weiten Raume instanter in Bewegung sezt, mag da leuchtend hervorbrechen, wo die Störung der magnetischen Intensität am gewaltsamsten ist.
N.

Berichtigung.

In Nr. 110 im Titel l. Dove st. Dorn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 112. Montag, 6. November 1837.

Kritik.

Uhland und Rückert. Ein kritischer Versuch von Gustav Pfizer. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1837.

Seit beinahe zwanzig Jahren war Deutschland gewohnt, in Rückert und Uhland zwei Dichter zu ehren und zu lieben, die ihm durch ihre herrliche Gesangesgabe wie durch ihren Patriotismus vor andern theuer geworden. Nun auf einmal, seit ganz Kurzem, gefällt es einer literarischen Partei, deren Unwesen wir von Anfang an verfolgt haben, Rückert und Uhland zu contrastiren, den erstern bis in den Himmel zu erheben, den leztern mit studirter Verachtung gänzlich herunterzuwürdigen. Da uns die Machinationen dieser jungen Partei längst bekannt sind, sehen wir auch in ihren neuesten Angriffen auf Uhland und die schwäbischen Dichter nur ein neues Stratagem. Die edlen Jünglinge sind in ihren Versuchen, in der deutschen Literatur alles auf französischen Fuß zu setzen, gescheitert. Auch ihre Angriffe auf Religion und Sitte haben ihnen nichts als Niederlagen zugezogen und sie in die Lage gebracht, sich durch servile Peccavis lächerlich zu machen. Aus alledem folgt nun natürlich, daß sie sich zu einer andern Politik wenden müssen. Von Frankreich auf Deutschland zurückgewiesen, glauben sie ihre Rechnung dabei zu finden, wenn sie Nord- und Süddeutschland gegen einander hetzen. Sie hoffen dabei doppelt zu gewinnen. Einmal ist eine neue Streitfrage aufgeworfen, ihre alten Sünden kommen darüber in Vergessenheit, sie selbst aber bleiben en vogue. Sodann beuten sie das divide et impera zu Gunsten ihrer schlechten Tendenz aus. Wenn es ihnen gelingt, den festen Damm zu durchbrechen, den die sittlichen Autoritäten der bisherigen Literatur ihrem Treiben noch entgegensetzen, so ist der Gewinn rein auf ihrer Seite. Wenn die Guten gegen einander in Harnisch gebracht werden können, so ist das Seelenfreude der Schlechten. Nur hieraus erklärt sich das sonst unbegreifliche Contrastiren zweier Männer, die ganz Deutschland bisher gleich sehr verehrte. Die junge Partei will, daß die ältere Generation mit sich selbst zerfalle, sich selbst aufreibe. Sie haben es zum Ueberfluß schon klar ausgesprochen, daß einer nach dem andern herunter müsse. Rückert ist ihnen im Grunde so verhaßt als Uhland, sie brauchen ihn einstweilen nur gegen Uhland, um diesen in der öffentlichen Meinung zu vernichten; und wenn ihnen dies gelungen wäre, würde die erste Folge seyn, daß sie nun auch Rückert würden fallen lassen, um ihn als ein nicht mehr nöthiges Werkzeug vielleicht noch schlimmer zu behandeln. Daher wünschen sie auch während des von

ihnen so geschickt eingeleiteten Streits nichts sehnlicher, als daß die Freunde Uhlands sich möchten in Hitze jagen und zu Verunglimpfungen Rückerts verleiten lassen. Sie haben Rückert schon zu einigen Epigrammen vermocht. Sie reiben sich die Hände. Nun, denken sie, wirds losgehen. Das können die Beleidigten nicht auf sich sitzen lassen. Wie viel Hoffnung ist vorhanden, daß nun ein Hader beginnen wird, in dem sowohl Rückerts als Uhlands geheiligte Namen gänzlich entweiht und unter die Füße getreten werden. Und wenn dies alles nun geschehen ist, dann freue dich, Israel, Deutschland wird keinen großen Dichter mehr haben, als deinen kleinen Heine.

Sofern nun dies die Absichten derer sind, die den unvernünftigen und vor einigen Jahren noch unglaublichen Streit über Rückert und Uhland begonnen haben, erscheint es eben so würdig als verständig, daß die Freunde Uhlands ihre Haltung nicht verlieren und sich durch keinerlei Beleidigungen verleiten lassen, gegen Rückert Partei zu machen. Sie haben geduldig zugehört, daß man Uhland eine Strumpfwirkerseele, die schwäbischen Dichter überhaupt Schneider nannte, und was der unwürdigen Provocationen noch mehr waren. Solcher Reden, die man wohl in jeder Beziehung bübisch nennen darf, haben sich nicht die zu schämen, gegen die sie gerichtet sind, sondern nur die, welche sie von sich geben. Uhlands Freunde konnten um so gelassener bleiben, als die Stimme der Nation sich laut genug in der Nothwendigkeit einer 11ten Ausgabe seiner ganz ins Volk übergegangenen Gedichte beurkundet hat. Sie waren es aber auch Rückert schuldig, diesen es nicht entgelten zu lassen, was seine aufdringlichen Freunde auf Uhlands Kosten ihm geschmeichelt. Sie waren es der Poesie und der deutschen Nationalehre schuldig, ihrerseits nichts dazu beizutragen, was einem oder dem andern großen Dichter der Nation oder Beiden zum Nachtheile gereichen könnte.

In diesem Sinn ist die sehr durchdachte Brochüre geschrieben. Beide Dichter sind charakterisirt und gleich sehr gepriesen. Was sie unterscheidet, ist scharf bezeichnet, und mit Recht ist noch mehr Gewicht auf das gelegt, worin sie sich verwandt sind: „Der Deutsche, von Natur ernst, nachdenklich, in sich gekehrt und systematisch, vergißt selbst in der Poesie den Ernst des Lebens so wenig, daß ein leichtes, wenn auch noch so geistreiches Tändeln und Scherzen in der Poesie, wie z. B. bei Beranger, ihn nicht befriedigt, daß er unter dem leuchtenden Spiegel der Dichtung sofort nach dem Grunde forscht. Er sucht überall gern die Ueberzeugung und die Gesinnung, und bei Dichtern wie Rückert und Uhland wird er diese nicht vergeblich suchen. — Obgleich gerade in diesem Punkte die beiden Dichter einander ziemlich fern zu stehen scheinen, und der didaktisch reflektirende, dialektische Rückert hier wenig Berührungen mit der naiven, unbefangenen Muse Uhlands darbieten möchte, so verschwindet doch plötzlich diese Unähnlichkeit, und werden sie sich sehr nahe gerückt, sobald man andere poetische Zeitgenossen, von den Deutschen etwa Heine, von Engländern und Franzosen Byron und V. Hugo neben sie stellt. Gegenüber von diesen verneinenden, zweifelnden Geistern unter den Poeten erscheinen uns Uhland und Rückert als verbrüdert in der Einheit eines zuversichtlichen Festhaltens an tröstlichen und freudigen Ueberzeugungen. Jene aus innerer Zerrissenheit und Zerfallenheit mit der Welt hervorbrechenden, oft gewaltig erschütternden Mißtöne, jene Geisterstimmen aus den nur von Blitzen erleuchteten Abgründen des Zweifels oder der Verzweiflung, jene marternden, unaufgelösten Dissonanzen und jene peinigenden Effekte — alles dies ist der Poesie unserer beiden Dichter fremd geblieben. Wie sie keine ungeheuren Leidenschaften schildern, so auch keine unheimlichen Verirrungen des Gedankens. Sie sind sich gleich in der Gesundheit ihres Gemüths und ihrer sittlichen Natur, in der Reinheit und Klarheit ihrer Gesinnung."

Das deutsche Publikum, alle Gebildeten waren und sind einig in der Anerkennung beider Dichter. Die Nachwelt wird darüber eben so einverstanden seyn. Das unerwartete neue Geschrei, das diese doppelte Anerkennung stören will, rührt nur von ein paar Menschen her, die sich zufällig durch ihre rastlose Industrie einer Menge von Klatschblättern bemächtigt haben, und nun vielstimmig schreien, als ob sie eine bereits allgemein gewordene Meinung repräsentirten. Und vergessen wir ferner nicht, daß es ein ganz principloser Streit, ein aus der Luft gegriffener Skandal ist, da die Tendenzen Uhlands und Rückerts sich gar nicht widersprechen, und die Contrastirung beider durch nichts motivirt ist, als durch die böse Absicht, Großes herabzuwürdigen, Reines zu beschmutzen, Klares zu verwirren. Es ziemt sich, daß die Literatur solchen elenden Umtrieben gegenüber ihre Würde bewahre, und daß die Bessern, die man gegeneinander hetzen will, sich wohl hüten, den schadenfrohen Verhetzern dieses Vergnügen zu machen. Dieser neue Versuch der lüderlichen Partei soll, weit entfernt zu gelingen, vielmehr nur beitragen, das Publikum über sie aufzuklären, und die Vermuthung scheint gegründet, daß sich ähnliche Versuche nicht mehr allzuoft wiederholen werden, da die Frechheit mittelmäßiger Talente, die sich der Herrschaft in der Literatur nicht durch Verdienste zu bemächtigen vermögen, daher zu Verschwörungen, Ränken, Verläumdungen und allen Mitteln literarischer Anarchie die Zuflucht nehmen, nur einmal

den Schwachen imponiren und die Unvorbereiteten überraschen kann, an ihrer eignen Wiederholung aber sich bald abnutzen muß.

Rückert selbst wird hoffentlich einsehen, daß es unter seiner Würde ist, die heißen Kastanien aus dem Feuer zu holen, damit Heine sie verzehre; denn alles Lob, was ihm von dieser Seite gespendet wird, hat nur die Absicht, ihm die Uebernahme dieser jämmerlichen Rolle aufzuschmeicheln. Freymund Reinmar wird seine Freunde immer nur auf der deutschen Seite finden, nicht auf der israelitisch-französischen, und die erste Partei wird bestehen, und die zweite wird untergehen.

Taschenbücher auf 1838.

Historisches Taschenbuch,

von F. v. Raumer.

Neunter Jahrgang, mit Beiträgen von Barthold, Jacob, Schubert und Voigt. Leipzig, Brockhaus. — Dieses Taschenbuch fährt fort, äußerst werthvolle historische Forschungen mitzutheilen und zwar fast durchgängig von solcher Art und in einer solchen Fassung, daß sie auch das größere Publikum und nicht bloß den Historiker von Fach interessiren können.

Herr Barthold hat durch seine frühern Werke über Georg von Frundsberg und Johann von Werth bereits seine gründlichen Studien des älteren deutschen Kriegswesens beurkundet. Er theilt nun hier abermals die Lebensgeschichte eines zwar minder berühmten, doch sehr merkwürdigen deutschen Kriegshelden des 16ten Jahrhunderts mit, nämlich des Hermann Christopher von Roßwurm. Seit dem Augsburger Religionsfrieden um die Mitte des gedachten Jahrhunderts ruhte der Krieg im innern Deutschland, aber nur, um zu Anfang des 17ten desto heftiger aufs Neue zu entflammen (im 30jährigen Kriege). In dieser langen Zwischenzeit erkünstelter Ruhe, in welcher die Leidenschaften gährten, fanden alle unruhigen Naturen wenigstens an den Grenzen Beschäftigung, theils in dem großen niederländischen Befreiungskriege, bekanntlich die Schule für den 30jährigen Krieg, theils in den französischen Bürgerkriegen, da sowohl die katholische Ligue als die Hugenotten sich fleißig durch deutsche Söldner und Abenteurer verstärkten, und endlich in Ungarn, wo fort und fort gegen die Türken gestritten werden mußte. Der Geist nun, der bei diesen deutschen Abenteurern unter häufigem Wechsel der Heeren und namentlich in französischem Dienst der herrschende wurde, die allmählige Verzerrung der alten deutschen Ritterlichkeit und Biederkeit in welsche Tücke und französische Lüderlichkeit, spiegelt sich am treuesten und frühesten in jenem Roßwurm ab, der insofern als der Prototyp der Generalität des 30jährigen Krieges erscheint.

Roßwurm stammte von altem thüringischen Adel, war in der Gegend von Coburg geboren und Lutheraner, schloß sich aber als junger Krieger frühzeitig an Christoph von Bestein an, einen westphälischen Edelmann, der im Dienst der katholischen Ligue deutsche Truppen für Frankreich warb und dort seinen ehrlichen deutschen Namen pomphaft in den nachher so berühmt gewordenen Namen Bassompierre umtaufte. Unter ihm diente der junge Roßwurm, unbekümmert um Religion und Vaterland, denn er kämpfte gegen seine Glaubensgenossen und Landsleute, indem er zu einer grausamen Niederlage der unter dem Grafen Dohna den Hugenotten dienenden deutschen Hülfsvölker bei Auneau beitrug. Später aber wurden bei Jwry wieder die Liguisten geschlagen, unter denen die Franzosen Pardon erhielten, alle Deutsche und Schweizer aber als Ausländer, die sich in die französischen Angelegenheiten nicht einzumischen hätten, niedergehauen wurden, (von Rechtswegen; Schärtlein machte es früher mit den Welschen, die er in Deutschland gefangen nahm, eben so, denn es ist die einzig sichere Manier, sich die Ausländer in Bürgerkriegen vom Leibe zu halten). Nach der Schlacht bei Jwry bekam Roßwurm ein Schloß zu bewohnen, versprach einem edlen Fräulein die Ehe, hinterging sie aufs schändlichste, gab sie sogar seinen Soldaten Preis und sollte dafür auf Besteins Befehl gehenkt werden, entkam aber durch Fürsprache und verließ nun Frankreich für immer, um sein Heil in Ungarn zu versuchen. Hier befehligte Karl von Mansfeld, und Roßwurm half ihm die Türken vor Gran schlagen, 1595. Da Mansfeld im Lager starb, übernahm Erzherzog Max das Commando, Roßwurm wurde Oberst und eroberte, mit dem Oberst Trczka der erste voran, das stark befestigte Hatwan, wo er die überwundenen Türken unter den schauerlichsten Martern hinrichten ließ. Der Sultan schwur Rache, nahm Erlau und ließ hier 4500 Christen eben so grausam verstümmeln und hinrichten. Hier bei Erlau (Kereiztes) endlich erlitt der Erzherzog eine furchtbare Niederlage. Im folgenden Jahr trat Feldmarschall Schwarzenberg, der, wie Roßwurm, früher schon in Frankreich befohlen, das Commando an und eroberte Raab wieder, 1596.* In seinem Heere befanden sich 1200 Franzosen, die angeblich ihren rückständigen Sold verlangten, daher die ihnen anvertraute Feste Papa den Türken auslieferten und Muhamedaner wurden. Schwarzenberg belagerte sie, wurde aber von ihnen erschossen. Die ausgehungerten Franzosen flohen

* Seitdem führt das Haus Schwarzenberg einen Raben im Wappen, der einem Türkenkopf die Augen aushackt.

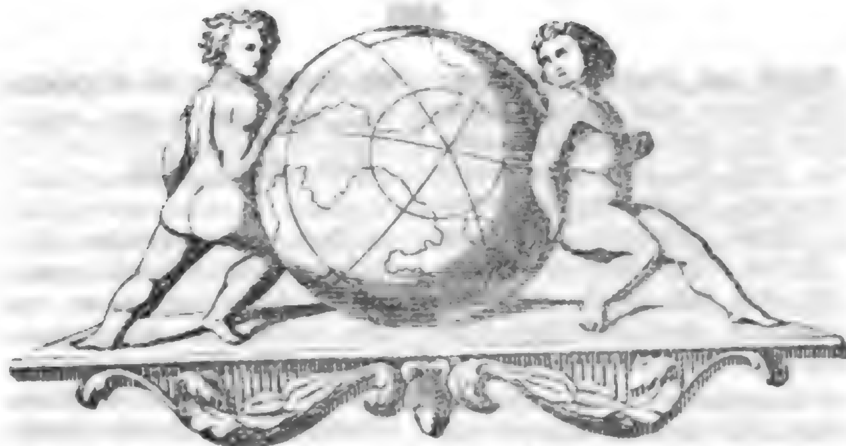
endlich aus der Feste, 600 entkamen zu den Türken, die übrigen wurden gefangen und unter unsäglichen Martern hingerichtet. Roßwurm eroberte hierauf Stuhlweißenburg und schlug die Türken in der Nähe dieser Stadt; der Oberfeldherr Erzherzog, nachher Kaiser Ferdinand II., verstand aber den Krieg schlecht, und der Feldzug endete mit einem schmählichen Rückzug in Schnee und Eis, 1601. Nun wurde Roßwurm Feldmarschall, begann den Krieg von Neuem, eroberte Pesth, konnte aber Ofen nicht gewinnen. Mittlerweile kam der junge Franz von Bassompierre, Christophs Sohn, nach Ungarn als Volontair. Roßwurm soll ihm schon früher aus Todfeindschaft gegen seinen Vater nach dem Leben gestanden haben, allein nachdem sich Franz bei Ofen in einer Schlacht, in der Roßwurm siegte, vortrefflich geschlagen, versöhnten sie sich. Roßwurm saß mit seinen Offizieren auf den Leichen der Türken (er hatte sogar alle Gefangene niederhauen lassen), da kam der junge Bassompierre herbei, erhielt das gebührende Lob und schloß mit seinem Erbfeind so innige Freundschaft, daß sie von nun an unzertrennliche Gesellen bei Trunk, Spiel und Weibern waren. Bald aber sah sich Roßwurm abgedankt und zu Prag unthätig, denn damals schon intrigirten die welschen Generale in des Kaisers Heer gegen die Deutschen und suchten sie aus ihren Stellen zu drängen. Roßwurm und Bassompierre verübten jeden Uebermuth, zu dem Müssiggang, Reichthum und gewohnte Zuchtlosigkeit verführen. Einst überfielen sie ein paar Bürgerstöchter in deren Wohnung, ihr Vater rief aber das Volk zu Hülfe und sie entkamen mit genauer Noth unter Steinwürfen. Ein andermal zogen sie maskirt umher, schlugen sich mit den Häschern und ließen die armen Diener der Polizei dann einstecken, weil sie Hand an einen Feldmarschall gelegt hatten. Die abscheulichste Wirthschaft trieben sie auf dem Schlosse Karlstein, dessen Burggraf ihnen und noch einigen andern vornehmen Lüderlichen freien Zutritt zu seinen Töchtern gestattete. So roh waren die Sitten dieser Zeit unter der Regierung des elenden Kaiser Rudolfs II. Endlich warf der kluge Kurfürst Maximilian von Bayern sein Auge auf den jetzt so müßigen, doch kriegberühmten Feldmarschall. Der dreißigjährige Krieg stand bevor. Niemand sah ihn deutlicher voraus, als Max. Daher wurde Roßwurm von diesem berufen, um das bayerische Heer zu commandiren; die Stelle, die nachher Tilly erhielt. Roßwurm konnte sie nicht antreten, denn die welsche Partei ließ eine Mine gegen ihn springen, die ihn verderben mußte. Ein Italiener, Furlani, überredete den hitzigen alten Feldmarschall, der Oberst Barbiano laure ihm auf. Sogleich eilte Roßwurm nach dem bezeichneten Orte, wo der Graf wirklich, doch in anderer Absicht, verweilte, und da es zum Handgemenge kam, wurde der welsche Graf durch einen Diener Roßwurms erschossen. Nun erhob die welsche Partei laute Klage, und Roßwurm, dem die bayerische Verwendung wegen der Eifersucht des kaiserlichen Hofes gegen Bayern mehr schadete, als nützte, wurde 1605 zu Prag als Meuchelmörder enthauptet.

Dieser interessanten Lebensgeschichte schließt sich eine ausführliche Abhandlung von Jacob über den politischen Einfluß der Königin Marie Antoinette an, der eine sehr gerechte Würdigung des Charakters dieser unglücklichen Fürstin enthält, die von den Verhältnissen weit mehr getragen und fortgezogen wurde, als sie dieselben leitete. Besonnene Historiker haben dies schon längst anerkannt, und weder den Leichtsinn des Hofes, wie er vor der Revolution war, bemäntelt, noch auch in die Incriminationen eingestimmt, die in der Revolution der gestürzten Fürstin gemacht worden sind.

Voigt spricht über Pasquille, Spottlieder und Schmähschriften aus der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, d. h. aus der eigentlichen Reformationsperiode, und bringt dieses in vieler Beziehung, nämlich nicht bloß durch Unfläterei, sondern hauptsächlich auch durch Weitschweifigkeit abschreckende Material zu einer möglichst klaren und gefälligen Uebersicht. Der Parteihaß äußerte sich in wüthenden und unanständigen Schmähschriften, in deren Ton Luther selbst einstimmte, wenn er ihn gleich nicht angab, denn schon vor ihm waren im Kampf der Mönche gegen die Humanisten die derbsten Redensarten zur Gewohnheit geworden, und in einer Zeit, in welcher das öffentliche Fluchen sogar den fürstlichen Höfen von Reichswegen untersagt werden mußte, konnte man freilich keine zarte Polemik erwarten. Haben wir doch in unserm höflichen Zeitalter Schmähschriften zu lesen bekommen, in denen kaum mehr Grazie zu finden ist. Würden bei uns politische oder religiöse Principe in einen stärkern Gegensatz treten, so wäre wohl nicht zu zweifeln, daß die Polemik auch wieder in die ganze alte Barbarei der Grobheit, des unduldsamen Hasses und der pöbelhaften Verläumdung fallen würde. Ja sogar die bloß literarische Anarchie führt etwas der Art herbei.

Der lezte Aufsatz in diesem Taschenbuch ist von F. W. Schubert und schildert Immanuel Kants Stellung zur Politik in der lezten Hälfte des 18ten Jahrhunderts. Mit Recht wird die allseitige Humanität, der jezt aus der Philosophie immer mehr verschwindende gesunde Menschenverstand und jener natürliche Liberalismus, der reine ungekünstelte Freisinn, durch den Kant so ausgezeichnet war, ins Licht gestellt, und der in künstliche Parteischolastik versunkenen Wissenschaftlichkeit unsrer Tage in Erinnerung gebracht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 113. Freitag, 10. Novemober 1837.

Staatswissenschaften.

19) Hochverrath und Majestätsverbrechen, das crimen majestatis der Römer, von Prof. Dr. Jul. Weiske. Leipzig, Göschen, 1836.

In dieser sehr interessanten und zeitgemäßen Schrift wird der Beweis geführt, daß die römischen Gesetze in Bezug auf Majestätsverbrechen selbst im Zeitalter der ärgsten Despotie niemals so hart gewesen sind, als es unsre deutschen Gesetze heute noch und in der constitutionellen Monarchie sind. Um nur einen Punkt hervorzuheben, vergleichen wir die weise Einschränkung der Majestätsgesetze im alten Rom, die zuerst fragt: ob der Angeklagte das Verbrechen, dessen man ihn beschuldigt, auch habe begehen können? mit der Latitude unsrer deutschen, vor allem des bayerischen Gesetzes. Der Verfasser bemerkt: „Wir müssen dem römischen Rechte die gebührende Anerkennung zugestehen, wenn wir uns daran erinnern, daß der Richter des Majestätsverbrechers beachten solle: an reus potuerit facere. Gerade wegen des subjektiven Gesichtspunktes ist diese Frage hochwichtig. Wie mancher, besonders jugendliche Mensch hat, durch dies oder jenes angefeuert, die Absicht, die Staatsverfassung seines Landes, die er nicht einmal hinreichend kennt und beurtheilen kann, umzuändern, und ist entschlossen, seinen Zweck durch verbrecherische Unternehmungen zu erreichen; untersucht aber der Richter: an potuerit facere, wie es das römische Recht will, wie oft wird es dann auch hier heißen: das Wollen habe ich wohl, aber das Vollbringen fehlt. Revolutionen lassen sich nicht machen, wenn sich auch noch so entschlossene und talentvolle Männer an die Spitze stellen wollen, und ebenso auch die Handlungen nicht, welche das römische Recht vorzugsweise verlangt, um als Majestätsverbrecher gegen das Innere des Staats zu erscheinen. — Doch es liegt so klar zu Tage, daß, wenn man bei Manchem, als Hochverräther Angeklagten, jene Frage aufwerfen wollte, sie verneint werden müßte, daß dieser Punkt keiner weitern Untersuchung bedarf. Wir begnügen uns daher mit der Frage, ob das heutige Recht, welches bei diesem Verbrechen ebenfalls von dem subjektiven Gesichtspunkte ausgeht, dem Richter gebietet, denselben Werth auf jenen Umstand zu legen, den das römische Recht darauf setzt. Von der Beantwortung derselben wird es abhängen, ob diesem oder jenem der Vorwurf der größern Härte und Strenge zu machen sey. — Das römische Recht kennt keinen

criminell-strafbaren Versuch des Majestätsverbrechens; es will das lubricum linguae nicht bestraft wissen, und die Kaiser erklären den turbulentus obtrectator temporum nostrorum, sowie den, der contra constitutionem meam pronunciat, für des Majestätsverbrechens nicht schuldig. Welche bedeutende Rolle spielt dagegen gerade der Versuch dieses Verbrechens nach heutigem Rechte! Hat man doch wegen „entfernten Verdachts der Hinneigung zu staatsgefährlichen Tendenzen“ Untersuchungen und Strafen verhängt.“

In der That ist die Aengstlichkeit in dieser Beziehung bei uns bis zur Grausamkeit getrieben worden, und man darf wohl die Frage aufwerfen, ob die Regierungen selbst etwas dabei gewinnen? Nie soll eine Regierung für kleine Zwecke große Mittel gebrauchen, sie soll, was der große Iffland von einem guten Schauspieler verlangt, nie mit dem ganzen Leibe thun, was sie mit den Armen, nie mit den Armen, was sie mit der Hand, und nie mit der Hand, was sie mit dem kleinen Finger thun kann. Es ist herkömmlich in der Weltgeschichte und Niemand wundert sich darüber, wenn Regierungen in wirklich gefährlichen Lagen zu ihrer Selbsterhaltung keine gesetzliche und sogar keine außergesetzliche Strenge scheuen. Dies ist natürlich, und der Kräftigste gewinnt. Aber wozu die Kraft verschwenden, wo es ihrer nicht bedarf? Wozu in unsern Zeiten und Verhältnissen, im ruhigen Deutschland ein Kriminalgesetzbuch, wie das von Feuerbach, das mit seinen Verdächtigungen des bloßen Gedankens und mit seinen Accusations-Kategorien den Schreckenszeiten der Inquisition und der Revolutionstribunale angehört? Dies scheint ein unnöthiges Chauffement.

Insbesondere erscheint die Herbeiziehung der Majestät und des Regentennamens, ja in Bayern sogar des königlichen Bildes bei Verbrechen, die doch bloß gegen den Staat, die rem publicam, und keineswegs gegen die Person des Regenten begangen sind, unpolitisch. Indem man die Majestät so oft in den Fall setzt, beleidigt zu erscheinen, compromittirt man sie. Eine wohlverstandene Politik weist der Majestät das schöne Recht der Begnadigung zu und stellt sie auf diese Weise dem Verbrechen im wohlthuendsten Licht gegenüber. Aus demselben Grunde können wir es nur als eine mißverstandene Politik bezeichnen, wenn Staatsverbrechen als Verbrechen gegen die Person des Regenten behandelt werden, denn die Majestät erscheint in einem unschönen und unerfreulichen Licht, so oft man sie als beleidigt und beschimpft und dann wieder als sich rächend denken muß, was bei dem bezeichneten Verfahren unvermeidlich ist.

20) Versuch über die Begründung des Strafrechts, von Friedrich Freiherrn von Preuschen. Darmstadt, Heyer, 1835.

Das größere Publikum ist in Bezug auf Justiz überhaupt noch erstaunlich wenig aufgeklärt, und die Juristen sind Schuld daran, weil sie ihren Vortheil dabei fanden, die Alleinwissenden zu seyn und die Rechtsbegriffe künstlich spalteten, vervielfältigten, verwirrten. Was nun zur Aufklärung, Entwirrung, Vereinfachung dieser Begriffe beiträgt, müssen wir willkommen heißen.

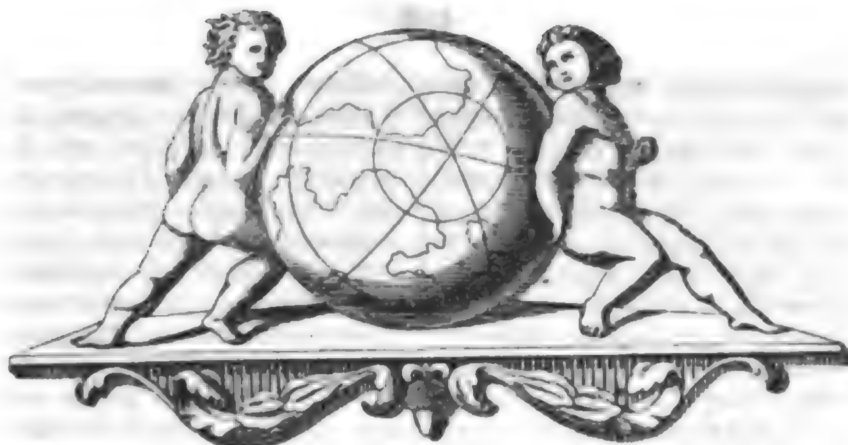
Die vorliegende kleine Schrift dient dem Zweck dieser Aufklärung. Sie enthält eine so gute Uebersicht über die strafrechtlichen Theorien, daß sie jeden Leser ohne Schwierigkeit in die terra incognita einführt, denn eine solche ist die Kriminaljustiz gewiß den Meisten. Unsere Blätter haben es sich seit vielen Jahren zur Aufgabe gemacht, zu solchen Orientirungen des Publikums in bisher minder zugänglichen Wissenschaften beizutragen; daher halten wir es für Pflicht, auch im kürzesten Auszug die Grundrisse der vorliegenden Schrift mitzutheilen. „Bei Aufstellung einer Strafrechts-Theorie gingen die Rechtsphilosophen von zwei verschiedenen Grundansichten aus, indem ein Theil den Rechtsgrund der Strafe dadurch zu beweisen gedachte, daß er dieselbe als nothwendig zur Aufrechthaltung der Rechtsordnung darstellte; also aus dem für den Staat nothwendigen Zweck der Strafe, auch die Rechtmäßigkeit derselben beweisen wollte (relative Strafrechts-Theorien). Diesen Strafzweck setzen einige: 1) in Erstattung des durch das Verbrechen gestifteten intellektuellen Schadens, 2) andere in Verhütung möglicher Störung des Rechtszustandes, entweder durch Strafzufügung, wohin die alte Abschreckungs-Theorie, wornach Andere durch die unmittelbaren Leiden des Verbrechers von Rechtsverletzungen abgeschreckt werden sollen; die Special-Präventions-Theorie, wornach der einzelne Verbrecher, entweder durch Zufügung eines Uebels von zukünftig zu begehenden Verbrechen abgeschreckt, oder unschädlich gemacht werden soll; zuerst von Stübel aufgestellt und von Grolmann vertheidigt; und die Besserungstheorie, wornach die Strafe deßwegen zugefügt wird, um den Verbrecher moralisch oder politisch zu bessern, gehören: oder durch Strafandrohung, wohin die Feuerbach'sche Abschreckungs-Theorie und die von Bauer aufgestellte Warnungs-Theorie gehören. Ohne jedoch noch hier in die einzelnen Theorien einzudringen, ergibt sich sogleich, daß dasjenige, was auch als zweckmäßig erwiesen ist, deßwegen noch gerade

nicht rechtlich ist, und daß eine bloße Nothwendigkeit noch kein Recht geben kann, wozu ein Recht nicht auf andere Art dargethan ist. Aus einer gleichen Nothwendigkeit würde es sich sonst rechtfertigen lassen, einen Menschen, der eine gefährliche und ansteckende Krankheit hätte, zu tödten, weil man dadurch die Gefahr für die übrigen Einwohner in einer Stadt beseitigen könnte. Gewiß würde ein solches Verfahren nicht zu billigen seyn. — Kann also eine bloße Nothwendigkeit für sich allein noch kein Recht zur Strafe geben; so lassen die relativen Theorien gerade dasjenige, was sie beweisen wollen, nämlich die Rechtmäßigkeit der Strafe gänzlich unerwiesen, und mangelt denselben daher alle rechtliche Basis. — Die absolute Strafrechts-Theorie hat also darin Recht, daß die Strafwürdigkeit einer Handlung nicht einzig aus einem zu befördernden Zwecke abgeleitet werden kann; da der Hauptgrund der Existenz des Staates gerade Handhabung der Gerechtigkeit ist, er also mit sich selbst in Widerspruch gerathen würde, wenn er nur, um irgend eines Nützlichkeits-Grundes willen, den Menschen als Mittel zu seinen Zwecken gebrauchen wollte. Der Rechtsgrund der Strafzufügung kann also nur darin bestehen, daß der Mensch Andern dasselbe Recht als sich selbst zugestehen muß, mithin in dem Bewußtseyn des Menschen, daß er nicht in die Rechte Anderer eingreifen darf, widrigenfalls er sich einen gleichen Eingriff in seine eignen Rechte gefallen lassen muß. Der Mensch bedarf nicht der Warnung eines Strafgesetzes, um dieses einzusehen. Gewiß würde sich nie ein zum Tode verurtheilter Mörder darüber beschweren, daß ihm Unrecht geschehen, oder daß er das Gesetz nicht gekannt habe; sein eignes Innere wird ihm sagen, daß er mit demselben Rechte, womit er den Andern getödtet habe, er wieder getödtet würde, und wird sich vollkommen von der Gerechtigkeit seiner Strafe überzeugen. — Das Strafrecht des Staates beruht daher auf dem Grundsatz: 1) Jeder Mensch, als vernünftiges Wesen, trägt in sich das Bewußtseyn, daß er in die Rechte Anderer nicht eingreifen darf, daß er sich sonst mit gleichem Rechte einen Eingriff in seine eignen Rechte muß gefallen lassen. 2) Indessen lassen sich die wenigsten Menschen durch diese inwohnende Idee der Gerechtigkeit leiten; durch Sinnlichkeit und Leidenschaft angetrieben, würden sie theils absichtlich in die Rechte Anderer eingreifen, theils die nöthige Aufmerksamkeit nicht anwenden, um nicht unabsichtlich die Rechte Anderer zu verletzen, wenn sie wüßten, daß dieses ohne alle nachtheiligen Folgen für sie selbst bliebe. Ein rechtlicher Zustand wäre unter solchen Verhältnissen nicht denkbar, und die Gerechtigkeit würde daher nur in der Idee, nicht in der Wirklichkeit existiren. 3) Dem Staate, dessen Hauptgrund seiner Existenz Aufrechthaltung des Rechtes ist, muß daher die Befugniß zustehen, daß er die nachtheiligen Folgen einer rechtswidrigen Handlung nach dem Grade der Verschuldung auf den Handelnden selbst zurückwirken läßt; diese Zurückwirkung geschieht durch Zufügung eines Uebels (Strafe) selbst gegen den Handelnden."

„Auch die Bestimmung des Maaßstabes der Strafbarkeit hängt wesentlich mit dem höchsten Grundsatze des Strafrechts zusammen und muß demnach, so verschieden dieser aufgestellt, wenn er consequent durchgeführt wird, einen eben so verschiedenen Maaßstab der Strafbarkeit geben. — Eine Strafrechts-Theorie, welche daher den Maaßstab der Strafbarkeit nicht aus dem Rechtsgrunde der Strafe ableitet, sondern dafür ein anderes Princip aufstellt, spricht schon dadurch über sich selbst das Urtheil ihrer Unhaltbarkeit aus. Betrachten wir nun hiernach die einzelnen Theorien, so muß nach der Erstattungs-Theorie auf die Größe des intellektuellen Schadens, welcher freilich oft schwer auch nachzuweisen wäre, Rücksicht genommen werden, nach der Special-Präventions-Theorie auf die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit, ob ein Verbrecher für die Zukunft ein Verbrechen wieder begehen werde, ob er durch Strafe von der Begehung zukünftiger Rechtsverletzungen zurückgeschreckt werden könne oder nicht, und welche Strafmittel hierzu geeigenschaftet sind; ein allgemeiner Maaßstab über die Größe der Strafbarkeit könnte also nach diesen beiden Theorien nicht wohl stattfinden; eben so wenig könnte es auch auf die Größe des Verbrechens etwas ankommen, da bei der ersteren die Größe des intellektuellen Schadens, bei der lezteren lediglich die Möglichkeit, ob der Verbrecher von zukünftigen Rechtsverletzungen zurückgeschreckt werden könnte, und welche Mittel hierzu geeigenschaftet wären, in Frage käme. Nach der Besserungs-Theorie, wornach der Zweck und Rechtsgrund der Strafzufügung in Besserung des Verbrechers und Umwandlung zu einem guten Menschen bestehen soll, müßte die größere oder geringere Verbesserlichkeit des Verbrechers berücksichtigt werden; dieselbe kann daher theils ebenfalls keinen allgemeinen Maabstab der Strafbarkeit aufstellen; theils würde sie zu großen Ungleichheiten führen, indem oft bei geringeren Verbrechen, wozu gerade der Verbrecher eine starke Neigung hat, weniger Besserung zu hoffen ist, als bei größeren. Nach der Abschreckungs-Theorie von Feuerbach muß, da hier die sinnlichen Triebfedern durch Gegenhaltung eines Uebels niedergebeugt werden sollen, auf die Stärke dieser Triebfedern, welche oft bei geringeren Verbrechen, besonders bei denjenigen, welche aus Eigennutz begangen werden, stärker wirken können, als bei größeren, Rücksicht genommen werden. Ersteren müßte

mithin, wenn sie bekämpft werden sollten, auch ein größeres Uebel entgegen gehalten werden, und so würde diese Theorie auch bei geringeren Vergehen oft zu einer übertriebenen Härte führen; indem bei dem Reiz hierzu, verbunden mit der Hoffnung, unentdeckt zu bleiben, oft die härtesten Strafen nicht ausreichen würden, dieselben zu bekämpfen. Dieses Verhältniß wird auch durch den Zusatz von Almendingen nicht verändert, daß sich der Staat der Strafen nach dem Gesetze der Sparsamkeit bedienen solle, da hierdurch der in der Feuerbachischen Theorie liegende Maaßstab keineswegs verändert wird; ebensowenig durch den von Martin gemachten Zusatz in der Feuerbachischen Theorie, wornach das Recht des Staates zu strafen, auf einer Nothwehr beruhen, und derselbe, seiner Selbsterhaltung wegen, das Recht haben soll, Strafen anzudrohen und zu vollziehen. Das von Feuerbach abweichende Strafmaaß soll hiernach darin bestehen, daß der Staat keine größeren Strafen androhen dürfe, als es die Nothwendigkeit zur Verhütung von Verbrechen erfordert. Indessen ist hierdurch für das Strafmaaß ebensowenig etwas gewonnen, als durch den Almendingenschen Zusatz, daß sich der Staat des Rechtes zu strafen nach dem Gesetze der Sparsamkeit bedienen solle; indem es hier wieder ebenfalls auf die Stärke der Triebfeder ankommt, die bei kleineren Verbrechen oft stärker wirken können, als bei größeren. Den richtigsten Maaßstab unter allen relativen Strafrechts-Theorien stellt die Warnungs-Theorie auf. Denn da hier der Gesetzgeber die Bürger vor Begehung unerlaubter Handlungen warnen will, so ist es ganz derselben angemessen, wenn sie nach dem Grade der Gefährlichkeit für den Rechtszustand (was freilich ein wichtiger Grund der Strafwürdigkeit ist) gegen unerlaubte Handlungen warnt; sie entspricht also in dieser Beziehung am meisten unter allen relativen Strafrechts-Theorien den Anforderungen der Gerechtigkeit. — Nach den oben aufgestellten Grundsätzen — (es versteht sich von selbst, daß hier vom Maaßstabe der Strafbarkeit nur im Allgemeinen gehandelt und derselbe nicht auf diejenigen Gegenstände ausgedehnt werden kann, welche dem Zwecke dieser Abhandlung gemäß hier keine Stelle finden können, wie z. B. die Lehre vom Versuch, dolus, culpa etc. Ich behalte mir die Anwendung der oben aufgestellten Grundsätze hierauf in einer andern Schrift bevor) muß bei Ausmessung der Strafe darauf Rücksicht genommen werden, daß die Strafe nicht größer ist: 1) als sie nach dem Maaßstabe einer gerechten Vergeltung als verdient erscheint; 2) als sie nothwendig ist, um die Rechtsordnung aufrecht zu erhalten. In der ersten Beziehung muß der Gesetzgeber auf die Größe der Rechtsverletzung und den rechtswidrigen Willen Rücksicht nehmen. Da es indessen immer auf den Willen ankommt, ob nämlich der Handelnde den hervorgebrachten rechtswidrigen Erfolg beabsichtigte oder nicht, und auch selbst die schwerste Rechtsverletzung unter solchen Umständen straflos erscheinen kann; also die subjektive Absicht immer hinzukommen muß, um die Strafbarkeit einer objektiven Rechtsverletzung zu ermessen: so läßt sich die Eintheilung in einen objektiven und subjektiven Maaßstab nicht rechtfertigen; wenigstens müßte ersterer dem letzteren untergeordnet bleiben. Sofern indessen der Wille auf eine zu begehende Rechtsverletzung gerichtet war, muß hauptsächlich auf die Größe der Verletzung Rücksicht genommen werden; dieses folgt mit Nothwendigkeit aus dem oben aufgestellten höchsten Grundsatze des Strafrechts. Es ist daher zu mißbilligen, wenn eine Gesetzgebung zu sehr auf die Festigkeit des Willens und den Hang zu einem Verbrechen Rücksicht nimmt (wiewohl dieses nicht ganz unbeachtet bleiben darf) und sich dadurch zu sehr von dem Maaßstabe einer gerechten Vergeltung entfernt. Daher ist es höchst tadelnswerth, wenn Manche in dem Geiste der Abschreckung entworfenen Gesetzgebungen auch bei geringen Rechtsverletzungen bei dem Rückfall bis zu den höchsten Strafen aufsteigen; und bei Weitem vorzüglicher sind diejenigen Gesetzgebungen, welche einen Rückfall im Allgemeinen nur als Schärfungsgrund betrachten. — Will man daher den Grad der Strafwürdigkeit einer Handlung gehörig würdigen, so ist zugleich auf die Größe der Rechtsverletzung mit Rücksicht zu nehmen, und der Gesetzgeber sollte daher nicht nur die einzelnen Verbrechen mit Strafe bedrohen, sondern auch die Strafgrade nach der Größe der Verletzung abmessen; es wäre also nicht zu billigen, wenn in einer Gesetzgebung Diebstahl, Raub ꝛc. nur im Allgemeinen mit einer gewissen Strafe bedrohet wären, ohne auf die Größe Rücksicht zu nehmen. — In der zweiten Beziehung gilt für das Maaß der Strafbarkeit der Grundsatz, daß von denjenigen Strafen, welche gleich geeigenschaftet sind, die Rechtsordnung aufrecht zu erhalten, die geringste gewählt werden muß; indem zwar eine Strafe, um gerecht zu seyn, das Maaß einer gerechten Vergeltung nicht überschreiten darf, gleichwohl aber, wie oben nachgewiesen worden ist, dieses Vergeltungsrecht von Seiten des Staats nur aus dem Grunde, um die Rechtsordnung aufrecht zu erhalten, ausgeübt werden darf; mithin das Majus, was in der größten Strafe enthalten wäre, nicht gerechtfertigt werden könnte."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 114. Montag, 13. November 1837.

Staatswissenschaften.

21) Beitrag zur Beantwortung der Frage: Was ist Justiz- und was ist Administrationssache? Von Ludwig Minnigerode, großherzogl. hess. quiesc. Hofgerichts-Präsidenten ꝛc. Darmstadt, Leske, 1835.

22) Bemerkungen über den Stand der Gesetzgebung und Jurisprudenz in Deutschland. Von Demselben, daselbst, 1836.

Zwei geistvolle Schriftchen. Der Verfasser setzt das Verhältniß der Justiz zur Administration sehr klar auseinander. „In frühern Zeiten waren die Justizbehörden die einzigen eigentlichen Staats-Verwaltungs-Beamte. Neben den Justizsachen wurden von ihnen auch die Administrations-Gegenstände besorgt. An die Justiz-Behörden schlossen sich die übrigen Staatsverwaltungs-Zweige gleichsam an, und gingen aus ihnen hervor; und diese Vereinigung dauerte, bis das Bedürfniß erhöhter Civilisation eine schärfere Scheidung und Trennung nothwendig machte. Dieses Verhältniß hat zum Theil den Glauben und die Ueberzeugung des Volks bestärkt, daß die Justiz die erste ursprüngliche Staats-Verwaltungs-Behörde sey; welches freilich auch schon in der Natur der Sache liegt, indem hiernach die richterliche Gewalt als unabhängig gedacht werden muß, welches bei den Administrativ-Behörden, im Gegensatze zu den Justiz-Behörden, nicht der Fall ist. Selbst nachdem die Civilisation schon einen hohen Grad erreicht hatte, war Justiz und Administration bei höheren und niederen öffentlichen Behörden noch vereinigt. Die französische asamblée constituante machte darin einen entschiedenen Schritt, und trennte die Justiz streng von der Administration. In Deutschland war dieses schon früher in Ansehung der Ober-Appellations-Gerichte geschehen, die, ganz unvermischt mit der Administration, selbstständig und unabhängig angeordnet waren; und es ist dies ein historischer Beweis, wie der deutsche Nationalgeist in die rechte Bahn des Vernunft-Rechts und der vernünftigen Staats-Constitution eintrat, und die nothwendige Unabhängigkeit und Selbstständigkeit des Richteramts factisch anerkannte. Selbst Napoleon, mit seiner Tendenz und seinem Streben nach Despotismus, erkannte die Justiz-Behörden, wenigstens der äußeren Form nach, überall als die ersten Staats-Verwaltungs-Behörden an. Allein sehr bald fand er Schranken und Hemmnisse für seinen eigensüchtigen despotischen Geist in den Justiz-Behörden. Es wurden daher, zu Umgehung der Justiz,

als Hülfs- und Auskunfts-Mittel, das Institut der Administrativ-Justiz und des Staats-Raths ersonnen, dessen Mitglieder, wenn sie nicht im Geiste und nach dem Willen des Gouvernements stimmten, auf die leichteste und auf eine Weise amovibel waren, die man bisher nicht gekannt hatte, und wo die Remotion im eigentlichsten und wörtlichen Verstande durch einen bloßen Federstrich geschah. Man fing in Deutschland nunmehr auch an, die Justiz von der Administration zu trennen; aber sehr bald kam auch das Institut der Administrativ-Justiz auf, und es wurden dem französischen Staats-Rathe auch in Deutschland Institute nachgebildet, denen noch oben drein zum Theil das Gute abging, welches der Staats-Rath in Frankreich hatte. Durch diese Einrichtung ist der richtige Gesichtspunkt verrückt und es sind dadurch die nachtheiligsten Mißverständnisse verursacht worden. Schwierigkeiten und Anstände sind auch viel durch die Justiz-Behörden veranlaßt worden, indem sich dieselben anmaßten, über Dinge zu cognosciren, die durchaus nicht zu ihrem Ressort gehören. — Aber auch die Administrativ-Behörden haben viel Schuld in Ansehung der vielerlei Verwirrung und Anstände, die dadurch verursucht worden, daß sie, aus allzu großem Diensteifer und in dem gutgemeinten Bestreben, zu ihrem vorgesezten Zwecke auf die schnellste und kürzeste Weise zu gelangen, sich Uebergriffe in das Gebiet der Justiz erlaubten, und, aus übel verstandenen oder irrigen Begriffen, der Meinung waren, daß es gegen ihre Bestimmung und ihre Würde sey, sich vor dem Richter in ein Verfahren einzulassen, vor dem sie doch in andern, zum Theil wichtigeren, Dingen ohne allen Anstand Recht nehmen und geben. Hauptsächlich sind aber Zweifel, Anstände und Verwirrungen dadurch entstanden, daß man nicht immer genau vor Augen gehabt, wie in jedem vernünftig constituirten Staate die verschiedenen Staats-Gewalten fest bestimmt und von einander abgeschieden seyn müssen; denn nur dadurch, daß die Begriffe dieser verschiedenen Gewalten, nach ihrer nothwendigen Natur und Bestimmung, scharf bestimmt und getrennt werden, können Ungewißheiten und Zweifel vermieden und vorkommende Anstände richtig entschieden werden. In jedem vernünftig constituirten Staate theilt sich die Staats-Gewalt in die gesetzgebende, administrirende und richterliche, und es ist die Aufgabe, genau zu bestimmen, was zum Gewalts- und Wirkungs-Kreise dieser verschiedenen Staatsgewalten gehört. Die Bestimmung der gesetzgebenden Gewalt ist: allgemeine Vorschriften über die Rechte, und Verbindlichkeiten der Staats-Angehörigen zu ertheilen ꝛc." Der Verfasser unterscheidet sofort haarscharf, was zur Gesetzgebung gehört und was man von ihr verlangen kann (sie muß das Wohl des Staats bezwecken, doch der menschlichen Natur keine Gewalt anthun; sie muß leidenschaftelos, vorsichtig, ruhig seyn, ihr Vortheil und ihre Klugheit muß in der Gerechtigkeit bestehen; sie muß allgemeine klare Regeln geben, nicht durch Detail unverständlich und schwierig werden ꝛc.), sodann was zur Administration (sie muß nicht stabil, sondern beweglich seyn, nur das Nothwendige und Zweckmäßige, nicht das Ueberflüssige verfügen, nicht zu viel regieren, nicht Richter in eigner Sache seyn wollen ꝛc.), und endlich was zur Justiz gehört. „Der Mensch muß im Staatsverbande auf einen Theil seiner Freiheit verzichten, mancherlei beschwerliche Lasten übernehmen und aller Selbsthülfe entsagen. Dafür muß ihm der Staat seine Rechte gewähren und unverlezt erhalten; und wenn Streit darüber entsteht, ob seine Rechte wirklich verlezt seyen: so muß im Staate eine Behörde vorhanden seyn, die darüber erkennt und entscheidet. Es muß eine Behörde seyn, zu welcher der Staats-Angehörige das Vertrauen haben kann, daß sie ihm, ganz unparteiisch und gesichert gegen fremden Einfluß, das angesprochene Recht ab- oder zuspreche, d. h. sie muß selbstständig und unabhängig seyn. Diese ist die richterliche Behörde." Mit ganz besonderm Nachdruck spricht sich nun der Verfasser gegen die Administrativ-Justiz aus und verlangt, daß bei allen Competenz-streitigkeiten dem unabhängigen Gericht allein die Befugniß zukommen soll, über seine eigne Competenz zu entscheiden.

Für die sichersten Garantien eines unabhängigen Gerichts erklärt er aber die Oeffentlichkeit und Mündigkeit. Er sagt in der zweiten Schrift: „Bei den Römern und bei unseren deutschen Vorfahren waren die gerichtlichen Verhandlungen öffentlich und mündlich. Seit Einführung des römischen und canonischen Rechts, und seitdem diese Rechte auf den deutschen Universitäten gelehrt wurden, ist es anders geworden. Die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit hat bei den gerichtlichen Verhandlungen aufgehört, und der schriftliche Proceß ist zur Regel geworden. — Das Kämpfen der alten deutschen Gerichtsschöffen gegen die Einführung der fremden Rechte und den schriftlichen Proceß, ist vergeblich gewesen; sie sind durch die Juristen-Facultäten besiegt worden. Hätten die aus Italien zurückkehrenden deutschen Juristen ihre Kenntnisse und Kräfte nicht so wohl auf Einführung und Cultivirung des römischen Rechts — sondern vielmehr auf Ausbildung und Fortbildung der ursprünglichen deutschen Rechts-Institute verwendet; so würde die deutsche Gesetzgebung und Jurisprudenz wohl volksthümlicher geworden seyn, und manche Verderbtheit und listige Betrügerei, die den corrupten Römern sehr geläufig waren, dem deutschen Charakter aber widerstrebten, wären vielleicht in Deutschland unbekannt geblieben. — Es scheint aber das Schicksal der Völker zu seyn, daß die Gesetzgebungen der verderbtesten Nationen die größte

Ausbreitung erhalten. — Das Verdrängen der öffentlichen und mündlichen Verhandlung aus den Gerichten, und dagegen die Einführung des schriftlichen Verfahrens wird, und wohl nicht ganz mit Unrecht, größtentheils den Juristen-Facultäten, als Sünde, zugerechnet. — So viel ist in dieser Beziehung klar, daß, bei mündlichem Verhandeln, keine Facultäts-Urtheile unter gehörigen Spruch-Gebühren eingeholt werden konnten; dieses war nur bei schriftlicher Verhandlung der Processe möglich. Nach der französischen Gesetzgebung ist das gerichtliche Verfahren mündlich und öffentlich, und diesem Verhältnisse schreibt man es, und wohl mit Grund, vorzüglich mit zu, daß diese Gesetzgebung, wo sie eingeführt ist, von dem Volke überall mit solcher Vorliebe und Vertrauen umfaßt ist, daß dieselbe — dieses Zurückkehren zur ursprünglichen natürlichen Ordnung — schwerlich jemals wieder ganz verdrängt werden wird."

Die zweite Schrift klagt mit Recht über die Verschiedenheit der Justiz in Deutschland. Sie bemerkt: „Man hat schon oft geklagt über Verwirrung und Vervortheilung, welche durch Verschiedenheit der Münzen und des Münzfußes entstehen — und mit Recht; denn hierdurch wird der freie und leichte Verkehr bedeutend erschwert, der Wucherer, der Listige und Gewandte zieht daraus Vortheile, während die unbefangenen, schlichten und nicht Alles mit Raffinement treibenden Menschen dadurch mancherlei Schaden erleiden. Nebendei drückt auch der verschiedene Münzfuß vorzüglich die ärmere Klasse, während der Reiche sich gegen Schaden hüten kann. Denn der Reiche zahlt in großen Summen, und da läßt sich die Verschiedenheit des Münzfußes leicht im Großen ausmitteln und ausgleichen; die ärmere Klasse der Menschen zahlt aber in kleineren Summen, wo die Verschiedenheit des Gehalts der Münzen und des Münzfußes schwer zu berechnen ist, und sich auf Brüche reducirt, welche bei großen Zahlungen leicht ausgeglichen und vergütet werden können, welches aber bei kleinen Zahlungen sehr oft nicht ausführbar ist. Es sind freilich oft Kleinigkeiten, die aber, bei der öfteren Wiederholung, sich auf Summen und Sümmchen belaufen, worüber der Reiche sich leicht beruhigen kann, die aber für den Armen sehr drückend werden. Gegen die verschiedenen Münzen und Münzfuße gibt es aber, um sich gegen Schaden zu sichern, Reductions-Tabellen, wodurch man auf leichte Weise in den Stand gesezt ist, das Vacit, bis auf die geringste ausgleichbare Kleinigkeit, schnell zu berechnen. Dies ist ein rein mathematischer Gegenstand, der ganz vollständig und mit der größten Gewißheit zum Voraus ausgemittelt werden kann. Anders verhält es sich aber mit den verschiedenen Gesetzgebungen und Rechtsprechungen. — Hier gibt es keine Reductions-Tabellen, und selbst die gelehrtesten Juristen können sehr häufig, ohne in ihren Büchern, Repertorien und Registern fleißig nachgesucht zu haben, keinen Rath geben, und selbst nachdem sie alle ihre derartigen Subsidien zu Hülfe genommen, gibt ihr Rath durchaus nicht die Sicherheit der Münzreductions-Tabellen. Der Verlust bei Münz-Verschiedenheit ist oft eine kaum nennenswerthe Kleinigkeit; aber, bei Verschiedenheit der Gesetzgebung und Rechtsprechung, und bei der Ungewißheit derselben, handelt es sich um etwas mehr, und nicht selten um Hab und Gut, und das ganze Vermögen. In der Regel ist doch im ganzen Staate nur ein Münzfuß, oder dieses ist doch wenigstens in einer ganzen Provinz der Fall. Aber wie verschieden sind schon in mancher Provinz Gesetz und Rechtsprechung! — Da wechselt es oft in der Entfernung von einer halben Stunde, indem in dem Orte A. ein anderes sogenanntes Landrecht gilt, als in dem benachbarten Dorfe B. Steiner führt ganz der Wahrheit getreu an, daß in dem Hessen-Darmstädtschen Landgerichte Umstadt, neben dem gemeinen Rechte, viererlei besondere Landrechte gelten, nämlich das Pfälzische, Mainzische, Solmsische und das Katzenellenbogensche Landrecht, und in dem, zu diesem Landgerichte gehörigen, Orte Großzimmern, in den verschiedenen Gassen auch verschiedene Landrechte gelten. — In dem Hessen-Darmstädtischen Orte Brensbach wechselt dieses sogar nach den Häusern, indem in dem einen Hause Katzenellenbogener, in dem andern Erbacher Landrecht gilt. — Aehnliche Beispiele finden sich in Oberbayern. Auch existiren ähnliche Verhältnisse zum Theil noch in Preußen, wo man es vielleicht am wenigsten erwarten sollte, und wo deutsche, lateinische, polnische, französische und alte deutsche Gesetze gelten. Die Verschiedenheit der Gesetze findet nicht bloß Statt nach Kreisen, sondern nach Städten, Dörfern, ja nach Straßen. — In Breslau (!) muß man z. B. genau wissen, in welcher Straße ein Haus liegt, um zu wissen, nach welchem Gesetz man zu entscheiden hat. Unter solchen Verhältnissen ist oft alle Vorsicht und Umsicht vergebens; denn wenn ich mit dem X. aus dem benachbarten Orte A. ein Rechtsgeschäft in dem Orte B. abgeschlossen habe, und dabei die Cautelar-Jurisprudenz auf's Sorgfältigste beobachtet worden ist, und ich bin in die Nothwendigkeit versezt, gegen X. zu klagen: so scheitert mein offenbar klares Recht an einer speciellen gesetzlichen Bestimmung, die in dem Orte A. gilt, und so wenig bekannt ist, daß kaum ein oder das andere Individuum des Gerichtspersonals etwas davon wußte."

Der preußische Zollverein — ein Ereigniß, das welthistorisch wichtigere Folgen haben wird, als die Juli-Revolution, weil eine Conföderirung und mithin Concentrirung deutscher Kräfte wichtiger ist, als ein Maskenwechsel auf einer Redoute in den Tuillerien — der preußische Zollverein wird noch mehr Ausgleichungen der

deutschen Interessen nach sich ziehen und es wird langsam, aber sehr solid gebaut werden.

23) Ueber Todsteßstrafen, mit besonderer Beziehung auf die Untersuchung wider Margaretha Jäger und Katharina Renter zu Mainz, von Peter v. Kobbe. Altona, Aue, 1836.

Ein Votum gegen die Beibehaltung der Todesstrafen, geistreich und gelehrt. Es sagt im Wesentlichen: Die Todesstrafe sey dem Staate nur als Nothwehr erlaubt, in jedem andern Fall genüge Sicherung der Gesellschaft durch Festnehmen und sichere Verwahrung des Verbrechers. Sey die Todesstrafe nun nicht nothwendig, nicht durch die Pflicht der Selbsterhaltung des Staats unumgänglich geboten, so lasse sie sich aus keinem andern Grunde rechtfertigen, müsse vielmehr aus Grundsätzen der Humanität, ja selbst der öffentlichen Moral und Schicklichkeit verworfen werden. Der Verfasser malt eine Hinrichtungsscene. Dann sagt er: „Für Jeden, welcher so von Schaudern wieder das priviligirte Verbrechen der Gesellschaft ergriffen ist, entsteht sehr natürlich die Frage, wie war es möglich, daß dieser Gebrauch sich in die menschliche Gesellschaft einschleichen konnte und durch Jahrhunderte gut geheißen ward? Ich habe oft darüber nachgedacht und kann mir, besonders wenn ich des Gepränges, der religiösen Gebräuche, die nie fehlten, gedenke, wenn ich die Gründe erwäge, mit denen man namentlich jezt die Heiligkeit des Hochgerichts uns vor Augen führt, ich kann mir dann keine andere Vorstellung von der Sache machen, als daß ich annehme, die Todesstrafen sind Ueberbleibsel der alten Menschenopfer. Eine genaue Erforschung, welche ich über die Menschenopfer bei den Syrern, Aegyptern, Hellenen, Skythen und Transatlanten angestellt habe, hat dazu gedient, mich in meiner Vermuthung zu bestärken; ich will hier nur an die Germanen erinnern, bei denen Menschenopfer, daher auch Todesstrafen fehlten, und wo lange statt des Beiles das Wehrgelt galt.“ Es läßt sich sogar von einigen Todesstrafen speciell nachweisen, daß sie Menschenopfer waren, z. B. vom Rädern, welches ursprünglich nichts anderes als ein Ueberfahren mit dem Wagen einer Göttin war, wie es noch heute in Indien vorkommt.

So vortrefflich die Ansichten des Verfassers sind, so läßt sich ihnen doch entgegenhalten, daß das menschliche Geschlecht selbst weder so vortrefflich ist, noch je werden wird, als es erforderlich wäre, um die Blutgerichte für immer zu verbannen. Man spricht von Abschaffung der Todesstrafe, als ob die Antastung eines Menschenlebens etwas Ungeheures wäre, und doch wezt man in Europa eine Million Bajonette, jeden Augenblick bereit, das edelste Blut in Strömen zu vergießen. Man will den heiligen Leib eines Spitzbuben nicht antasten, weil er Gottes Ebenbild ist, und doch wetteifern Fabrikwesen, Branntwein, Irreligiosität und unbestrafte Lüderlichkeit, dieses göttliche Ebenbild in ein Scheusal umzuwandeln. Das sind noch einige kleine Widersprüche unsrer hochgepriesenen Civilisation und Humanität, und es wäre vielleicht besser, wenn das Gegentheil dessen, was verlangt wird, Statt fände, nämlich wenn nicht eine Million Bajonette in Europa bezahlt würden, wenn nicht die Immoralität der untern Klassen so ungeheuer überhand nähme, möchte dann auch zuweilen noch ein Dieb gestäubt und ein Raubmörder geköpft werden. Die Menschheit würde sich im Ganzen besser dabei befinden.

24) Ausübung oberstrichterlicher Gewalt der Staats- und Cabinets-Justiz, in wesentlicher Differenz dargestellt von K. Fr. F. Seitze. Potsdam, Riegel, 1835.

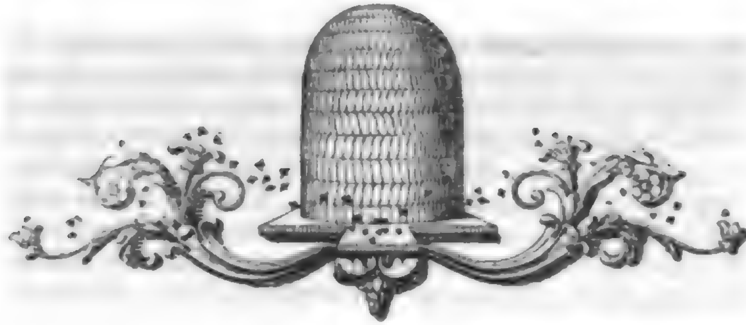
Niemand wird wohl hinter diesem allgemeinen Titel eine besondere Geschichte des berühmten Müller Arnoldschen Processes vermuthen und doch enthält das Werk diesen Proceß ausführlich, mit allen Acten in solcher Vollständigkeit, wie er uns noch nicht zu Gesicht gekommen ist.

Damenliteratur.

Damen-Conversations-Lexikon. Herausgegeben im Verein mit Gelehrten und Schriftstellerinnen von C. Herloßsohn. Dritter bis sechster Band, 1836.

Die Fortsetzung des schon früher in diesen Blättern besprochenen Werkes. Es ist sich gleich geblieben in seiner sehr eleganten äußern Ausstattung wie im Inhalt. Zunächst nur auf die Conversation von Damen berechnet, schließt es einerseits, was nur für Männer gehört, Strengwissenschaftliches und Politisches, und anderseits auch die Wirthschaft und weibliche Sorge aus. Die meisten Artikel sind historisch, mythologisch, geographisch, artistisch, literarhistorisch, auch von den Naturwissenschaften ist einiges, was sich für Damen vorzüglich eignet, aufgenommen. Das Werk dient somit zur Verbreitung mannichfacher Kenntnisse, wenn wir auch einige derselben für überflüssig halten, und dagegen mehr nützliche Artikel (z. B. aus der vergleichenden Hauswirthschaft und Kochkunst, Nachrichten über die häusliche Oekonomie in verschiedenen Gegenden, Mittheilungen à la Rumohr und Fürst Pückler) gewünscht hätten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 115. Mittwoch, 15. November 1837.

Blinden-Literatur.

1) Pädagogische Reise durch Deutschland im Sommer 1835, auf der ich elf Blinden-, verschiedene Taubstummen-, Armen-, Straf- und Waisenanstalten als Blinder besucht und in den nachfolgenden Blättern beschrieben habe. J. G. Knie, Oberlehrer der schlesischen Blinden-Unterrichtsanstalt. Mit einem Vorwort von Wolfgang Menzel. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1837.

Ein Blinder, welcher reist, um zu sehen, um zu beobachten, ist etwas ungemein Seltnes; ein Blinder aber, der überdieß ganz allein reist ohne einen schützenden Führer, kam bisher noch niemals vor. Erst unsre hochgesteigerte Kultur hat einen solchen Fall möglich gemacht.

Herr Knie unternahm seine pädagogische Reise ganz allein, im Vertrauen auf die seltne Gewandtheit und Sicherheit, die er sich als Blinder erworben hat, und nicht minder im Vertrauen auf die Humanität aller derer, mit denen er unterwegs zusammen kommen würde, und die er auch überall gefunden hat. Er verließ Breslau im Mai 1835 und fuhr mit der gewöhnlichen Post. Von allen Bekanntschaften, die er im Postwagen und sonst machte, nennt er uns aufs genaueste Namen, Herkunft, Stand und eine Menge Einzelnheiten, die ein Sehender wahrscheinlich längst wieder vergessen hätte. An allen bedeutendern Orten, wo er hinkam, besuchte er außer den Blinden- und Taubstummenanstalten, auch die Armen- und Strafhäuser. So zuerst das Zuchthaus in Görlitz, über das er, wie nachher über die übrigen, statistische Notizen mittheilt. Natürlich interessirten ihn auch einzelne Blinde, die er hie und da im Privatleben antraf oder aufsuchte. In Dresden hörte er die Musik des dortigen Blindenchors. Hier beschreibt er auch sehr umständlich die Blindenanstalt in der Wilsdruffer Vorstadt. Um solche Leser, die weniger mit dem Blinden-Unterrichtswesen bekannt sind, einen Blick in das Innere der Blindenanstalten thun zu lassen, zeichnen wir hier die Beschreibung eines in Dresden befindlichen Globus aus: „Für den geographischen Unterricht ist, statt eines Globus, ein fühlbar ausgearbeiteter Planiglob von mehr als zwei Ellen Höhe und doppelter Länge, aus Holz geschnitten und mit einem Drahtgitter für die Abmarkung der Grade von 10 zu 10 überzogen, in dem Lehrsaale, an der Wand aufgehängt; die kleinern Zöglinge müssen hierbei eine Bank ersteigen; auch haben alle Parallelkreise nach dem Pole zu einerlei Länge mit dem Aequator. — Ferner waren in kleinerem Maaßstabe drei kleinere

Relief-Planigloben vorhanden, bei welchem die sehr zweckmäßige Einrichtung stattfindet, daß man die einzelnen Erdtheile abnehmen kann. Das Ganze ist eine Holztafel, von einem Rahmen umschlossen, der etwas vorspringt. Die Haupt-Contur jedes Erdtheiles ist ½ Zoll dick aus einer Holztafel gebildet, 2 oder 3 kleine Stifte stecken in der Grundtafel, sind oben als Hälchen umgebogen; kleine Ritze in die Theile, welche abgenommen werden sollen, sind auf der Stelle eingeschnitten, wo die Stifte angebracht sind. Man dreht das Hälchen nach der Oeffnung des Ritzes, und hebt so die einzelnen Platten ab, oder steckt sie auf, worauf man durch Drehen des Hälchens das Festhalten bewirkt; drei und mehrere Karten können aus einer Brettdicke auf Einmal ausgearbeitet, und durch Zersägen des Brettchens in dünne Tafeln, sodann vervielfältigt werden. Eine Karte von Sachsen war auf einer Holztafel so dargestellt, daß die Flüsse scharf vertieft, die Gebirge aus einer Masse von zerriebenem Bimstein, Roggenmehl und Leim gebildet waren. Nägel, mit flachen Koppen, bezeichneten die Städte; deßgleichen ist eine Karte von Palästina, eine von Griechenland, und eine von Europa vorhanden, bei denen die Gebirge mit Siegellack aufgetragen sind."

Herr Knie macht einige sehr praktische Bemerkungen über die Methode des Blindenunterrichts, der ja nicht zu abstrakt gehalten seyn soll, über den falschen Rigorismus, der den Blinden die Erlernung von Tanzmusik untersagt, womit sie doch zum Theil sollten ihr Brod verdienen lernen, über die Unzweckmäßigkeit, in Blindenanstalten junge unverheirathete Werkmeister anzustellen rc. In Dresden befinden sich noch besondere Anstalten zur Heilung und zur Unterstützung von Blinden, so wie für Taubstummen. Von hieraus besuchte Herr Knie die Irren auf dem Sonnenstein (die 1811 und 1813 in Masse, das lezte Mal mitten im Kriegslärm, auswandern mußten), und die Waisenanstalt zu Pirna. Dann spricht er über das Armenwesen, und erklärt sich aufs entschiedenste gegen alle Armenunterstützung, die nicht von dem Grundsatz ausgeht, daß der Arme sich sein Almosen verdienen muß, so weit ihm dies Alter und Gesundheit nur irgend gestatten.

Nachdem Herr Knie vom Minister von Lindenau sehr wohlwollend verabschiedet worden war, wandte er sich der Grenze Böhmens zu, wo seine Blindheit und augenscheinliche Ungefährlichkeit ihn gleichwohl von der unangenehmen Nothwendigkeit nicht dispensirte, die ihn zwang, geradenwegs nach Dresden umzukehren und sich den Paß visiren zu lassen. In Prag fand er wieder eine Blindenanstalt, wobei er bemerkt: „Beim Sprachunterrichte haben die Lehrer mit der besondern Schwierigkeit zu kämpfen, daß die echten Böhmen unter den Zöglingen erst deutsch, die deutsch-böhmischen erst böhmisch lernen müssen, was ich jedoch für ein sehr gutes Mittel zur Verstandesaufhellung der Schüler und Schülerinnen halte. Ein böhmisches Mädchen übte hierbei aufs beharrlichste die Sonderbarkeit aus, beim Ansagen der Geschlechter das weibliche durchaus früher, als das männliche zu setzen." Nachdem er auch die übrigen verwandten Anstalten in Prag besucht und ausführlich beschrieben, begab er sich nach Wien. Hier empfing ihn der 70jährige Klein in seiner berühmten Anstalt, über die er mit besonderer Liebe und Umständlichkeit berichtet. „Die Gegenstände des Schulunterrichts sind: das Lesen fühlbarer Schrift in vier Stunden wöchentlich; Schreiben in vier Stunden, Rechnen, deutsche Sprachlehre, nebst Rechtschreibung; Auswendiglernen a) geistlicher, b) weltlicher Lieder und Gedichte, und kleinere Gedichte für jüngere Zöglinge; Naturbeschreibung, Naturlehre, Erdbeschreibung und Geschichte. An besondern Hülfsmitteln fand ich: Typen und Presse zum Hochdrucke mit feucht gemachtem Schreibpapier; Lesebücher mit Müller'scher Masse mit lateinischen Lettern geschrieben, auch mit bildlichen Darstellungen aus eben dem Stoffe versehen. Kinder waren im Stande, Schriften dieser Art zu lesen, die mir zu fein erschienen; doch waren die mit stärkern Zügen mir ebenfalls deutlich; das Schreiben geschieht auf Schiefertafeln mit aufgeklebten Papierstreifen und auf hölzernen Schreibtafeln mit Drahtlinien auf dem Brettchen, so daß das auf einer Seite befestigte Papier auf die Drähte zu liegen kommt; man schreibt mit Bleistift und abfärbendem Papier, vermittelst beinerner Griffel; ferner mit Stachelschrift, aus der auch zum Lesen mehrere Bücher angefertigt sind; das Rechnen ist auch hier hauptsächlich Kopfrechnen; doch wird auch im Setzkasten mit fühlbaren Ziffern auf der russischen Rechnentafel (die mittleren Perlen sind gezackt) und an der Rechnenschnur gerechnet; auch waren mit Masse geschriebene Exempelbücher vorhanden. Für Geographie: Zeune'sche Globen, der Planigloben mit Masse gezeichnet; ferner Karten der einzelnen Erdtheile, theils eben so gezeichnet, theils gestochen; die Meere durch zerstreute Stiche markirt; ferner Karten von Deutschland, vom österreichischen Staat und vom Erzherzogthum Oesterreich selbst, eben so ein Plan von Wien und ein Handplan; auch zerschnittene Karten aus Mappe, um einzelne Länder abtrennen und wieder zusammenstellen zu können (wohl die Grundidee zu den Dresdener Planigloben aus Holz), alle Karten in mehrfachen Exemplaren. Für Naturbeschreibung: eine Sammlung von Sämereien, halb erhabene Thiere und Pflanzen, Darstellung von Papiermasse. Auch vollständige Bechstein'sche Thierfiguren waren zahlreich da, und einige sehr geschickt von dem blindgebornen Jakob Braun aus Wachs nachgebildet. Eine Münzsammlung, zur Uebung der Zöglinge, besonders die einheimischen Münzen nach

Gefühl und Gehör zu unterscheiden; die Fertigkeit, sie nach dem Klange zu erkennen, war groß. Für Uebung im Tastsinne dient ein Kästchen mit sogenanntem Allerlei; es enthielt Körper von verschiedenen Formen und Stoffen, theils natürliche, theils erst durch Kunst erzeugte; ferner mathematische Formen aus Pappe, Flächen sowohl als Körper; interessant war besonders der Winkelmesser, dessen Schenkel sich nie verlängern, eine sinnreiche Erfindung des K. K. Rathes Klein; auch ein anderer Winkelmesser, bestehend aus einer hölzernen Scheibe, der eine etwas vertiefte Quadrant mit Drahtstiften an der Peripherie besezt, ferner Maßstäbe von verschiedener Länge, die Abtheilung erhöht mit Draht markirt. Sehr zweckmäßig war eine Sammlung von Papierstücken zum Zusammenbrechen in verschiedener Form, wie die eines gelegten Halstuches u. s. w. Für den Religionsunterricht ist ein christ-katholischer Katechismus, nebst einer Sammlung von biblischen Sprüchen im Hochdruck gefertigt. Für den Musikunterricht sind Noten theils mit Masse geschrieben, theils andere mit Stachelnstempeln gefertigt, vorhanden, doch werden die Stücke selbst hauptsächlich nur dem Gedächtnisse anvertraut. — Bei den Instrumenten war die Vorrichtung der Baßwirbel, um sie zum bessern Stehen zu bringen, eigenthümlich, ebenso ein Instrument Xenorphica genannt, mit zwei Claviaturen; die eine sezt ein Flötenwerk und die gewöhnlichen Klaviersaiten, die andere aber ein Werk von Darmsaiten mit senkrecht daran hinunterstreichendem Bogen in Bewegung; es werden zwei Spieler erfordert; der erste behandelt mit den Füßen das Blasewerk, der andere bewegt auf gleiche Weise die Streichbogen sämmtlich auf Einmal auf und ab, während das Anschlagen der Tasten erst das Andrücken der Bogen an die betreffenden Saiten bewirkt; der zweite Spieler kann bei seiner Klaviatur ein Klavier und Flötenwerk einzeln oder verbunden hören lassen.“

Nicht minder bedeutend ist die Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde in Wien, die Augenheilanstalt rc. Auch auf die Correctionshäuser, z. B. auf das geheime, wo die Angehörigen vornehmer Familien zur Besinnung gebracht werden, wirft er einige Blicke. Von Wien ging er nach Linz, die dortige Blindenanstalt zu besuchen, von da nach Salzburg. Ein Gewitter, das ihn überraschte, veranlaßt ihn zu folgender interessanten Bemerkung: „Obgleich mein Sehorgan so völlig zerstört ist, daß ich weder den Glanz der Sonne, noch das Leuchten des Blitzes, noch die Helle eines Feuers, oder eines brennenden Lichtes mit Hülfe desselben unterscheiden kann, so besitzen doch, meinen vielfältigsten und ruhigsten Beobachtungen zufolge, alle Nerven meines Organismus, vorzugsweise die meines Angesichtes, ein gewisses Lichtgefühl, so daß es für mich leise, freilich nur sehr leise, Abstufungen zwischen der vollen Finsterniß, einer sternenlosen Nacht, der Tageshelle, wenn der Himmel mit Wolken bedeckt ist, dem völlig hellen Tage und der Glanzfülle des Sonnenscheines gibt. Tret' ich in die leztere, so ist es nicht bloß die Wärme, die wohlthätig auf mich wirkt, sondern eine eigenthümliche Klarheit, die mich alsdann umgibt, und die sich unwillkürlich über alle Bilder meiner innern Anschauung ergießt; während das Gegentheil stattfindet, wenn ich in die Dunkelheit der Nacht trete, wo es, um mich des Ausdrucks zu bedienen, gleichsam schattenreicher in meiner Seele wird, hierbei ganz abgesehen von der für das Ohr sehr auffallenden Stille der Nacht und dem geräuschvollern Zustande der Natur während des Tages, wo die von dem Lichte der Welt hervorgerufene Thätigkeit der gesammten organischen Welt Millionen von Schallwellen auf Einmal in Schwingung sezt; während auf der andern Seite die Verdünnung der Atmosphäre durch die Wärme ihre Fortpflanzungsfähigkeit für den Schall vermindert. Ich glaube, als einer, der bis in sein zehntes Jahr gesehen hat, und noch die volle Rückerinnerung an Finsterniß, Licht und Farben besizt, mich über das Ebengesagte am verständlichsten auszudrücken, wenn ich meine sehenden Leser an den Unterschied erinnere, der sich ihnen gewiß allen bemerklich macht, wenn sie bei einer ganz finstern Nacht, aus der fast absoluten Dunkelheit eines festverschlossenen Zimmers oder eines dichten Waldes, plötzlich in die eines freien Raumes treten, wo es ihrem Auge trotz alles Lichtmangels doch bald gelingen wird, größere Gegenstände, die ihnen vorkommen, wenn auch nur ganz unbestimmt, zu gewahren. Da ich nun bei der Vorstellung von mathematischen Constructionen, von Maschinen und andern Gegenständen, ja selbst von Personen, die ich früher nie gesehen habe, mich durchaus gedrungen fühle, mir die feinsten Linien, so wie die größten Theile derselben, in meiner innern Anschauung entweder heller, oder was am häufigsten der Fall ist, dunkler als den übrigen Raum zu denken, um ein deutliches Bild von denselben zu gewinnen, und da ich schon mit mehr als Einem Blindgebornen den Versuch glücklich durchgeführt habe, mathematische Constructionen mit demselben bloß im Geiste zu entwickeln, so glaube ich, daß auch Blindgeborne oder sehr früh Erblindete keineswegs von einer absoluten Finsterniß umgeben sind, sondern eben so, wie ich, gewisse leise Abstufungen der sie umgebenden Dunkelheit empfinden, nur ohne sich derselben klar bewußt zu werden, weil ihnen das tertium comparationis, das so wichtige dritte Glied der Vergleichung einer völligen Lichtanschauung mit ihren verschiedenen Nuancirungen von der reinsten Tageshelle bis zur schwärzesten Nachtfinsterniß hinab fehlt.“

Auch in München besuchte Herr Knie die

Taubstummen-, Kranken- und Waisenhäuser, dann die Blindenanstalt in Freysing. In Augsburg machte er die Bemerkung, daß diese Stadt verhältnißmäßig mehr Fonds für wohlthätige Zwecke besitze, als irgend eine andere Stadt in Deutschland. Ferner besuchte Herr Knie die Blindenanstalten in Gmünd, Stuttgart, Bretten und Bruchsal. Am lezten Ort begab er sich bei einem Strohstuhlflechter in die Lehre, um eigenhändig die in Süddeutschland üblichen Strohstühle flechten zu lernen und diese ihm bisher unbekannte Methode seinen Blinden wieder zu lehren, für welche das Strohflechten eine vorzüglich angemessene Beschäftigung ist.

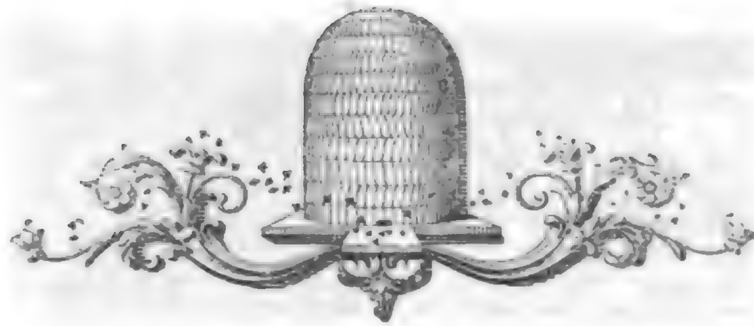
Herr Knie konnte übrigens die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die kleinen Blindenanstalten in Süddeutschland dem großen Bedürfniß noch lange nicht genügen, da der größte Eifer und das schönste Talent der Vorsteher nichts helfen, wenn nicht Fonds genug da sind, um den Anstalten eine größere Ausdehnung zu geben. Damit übereinstimmend, heißt es in der Vorrede: „Die Zahl der Blinden und Taubstummen, die wirklich in geregelten Anstalten Unterricht genießen, und dadurch befähigt werden, durch eine Handthierung oder Kunst der Gesellschaft noch nützlich zu seyn, sich selbst ihr Brod zu verdienen und sich zugleich durch die empfangene geistige und sittliche Bildung über das Unglück ihres Zustandes zu trösten; die geringe Zahl dieser Geretteten steht mit der großen der noch immer Verwahrlosten in einem allzu auffallenden Mißverhältniß, als daß Menschenfreunde nicht endlich darauf aufmerksam werden sollten, was hier noch zu thun übrig ist! Wie viele von hundert lebenden Blinden genießen wohl die Wohlthat eines geregelten Unterrichts? Es ist überall ein sehr geringes Procent. — So wie es aber ein Recht der bürgerlichen Gesellschaft ist, alle Diejenigen, die ihre Zwecke böswillig stören, ohne Ausnahme zur Strafe zu ziehen: eben so ist es auch eine Pflicht der Gesellschaft, ohne Ausnahme alle ihre Glieder für jene Zwecke zu erziehen, und den Unglücklichen, welchen nicht der gute Wille dazu, sondern nur die sorgfältigere Pflege fehlt, diese zu gewähren, denn die geringe Zahl solcher Unglücklichen und die größere Mühe ihrer Erziehung kann und darf kein Grund seyn, sie zu vernachlässigen, weder nach der christlichen Pflichtenlehre, noch nach den Grundsäzen der Menschenrechte.“

Auf der Weiterreise nach Frankfurt traf Herr Knie mit einem Engländer zusammen, der ihm ausführliche Notizen über den berühmten Hollmann mittheilte, der bekanntlich auch als Blinder reist, und zwar durch die entlegensten Welttheile. In Frankfurt fand Knie eine Taubstummenanstalt, aber noch keine für Blinde. An der bayerischen Grenze begegnete ihm derselbe Unfall, wie früher an der böhmischen, nämlich er mußte zurück, um sich den Paß visiren zu lassen. Ein Gasthaus an dieser Grenze, so wie früher eins in Bruchsal waren die einzigen auf der ganzen Reise, die den Verfasser zu einer leisen Klage über Vernachlässigung und Uebertheurung veranlaßten. Er ging sofort über die Erziehungsanstalt Keilhau nach Weimar, wo er wieder ein Blinden- und Taubstummeninstitut fand, nach Erfurt, wo Taubstumme, nach Halle, wo Blinde unterrichtet werden, und nach Berlin, wo bekanntlich Zeune seit längerer Zeit einer berühmten Blindenanstalt vorsteht. Auf der Rückreise von da fand K. noch die Taubstummenanstalt in Grünberg. Sofern Herr Knie unterwegs Gelegenheit fand, auch über die Blindenanstalt zu Braunschweig, die er nicht persönlich besuchen konnte, wenigstens genaue Erkundigungen einzuziehen, theilt er dieselbe im Anhang mit, so wie eine ausführliche Darstellung der Breslauer Anstalt, der er selber vorsteht. In einem größern Aufsatz über den Zustand des Blindenunterrichts in Deutschland breitet er sich besonders über die Methoden aus und beweist aus Erfahrungen und Vernunftgründen, was als unpraktisch, unnütz oder quälend für die Blinden vermieden werden müsse. Diese Bemerkungen werden den Männern vom Fach und Vorstehern von Blindenanstalten höchst interessant und belehrend erscheinen.

In Bezug auf einen nicht unwesentlichen Punkt, der das Schicksal der Blinden angeht, bemerkt der Verfasser: „eine zartfühlende Herrscherin, die höchstselige Frau Kaiserin Mutter von Rußland, glaubte blinden Mädchen das Glück der Ehe dadurch verschaffen zu können, daß sie Verheirathungen zwischen ihnen und blinden Männern, und zugleich eine förmliche Colonie für solche Ehepaare stiftete; allein der Erfolg ist auch hier, wie bei einigen Ehen zwischen Blinden, die mir in Deutschland bekannt geworden sind, nichts weniger als ein beglückender gewesen, blinde Mädchen aber mit sehenden Männern zu verehelichen, dürfte, auch wenn man es gestatten oder gar begünstigen wollte, noch weniger zum Glücke der erstern ausschlagen; bis jezt habe ich nur einen Fall lezterer Art kennen gelernt. Ehen blinder Männer mit sehenden weiblichen Personen, wenn die Männer gut zu wählen und Brod zu schaffen wissen, gehören nur selten zu den unglücklichen. Unter mehr als 20 Verbindungen, in denen Männer leben, die Lehrlinge der schlesischen Blinden-Unterrichtsanstalt waren, weiß ich nur drei, die hauptsächlich durch Schlechtigkeit der Frauen mißrathen sind.“ Herr Knie selbst ist sehr glücklich verheirathet.

Wir empfehlen dieses belehrende Buch allen Menschenfreunden, die sich für wohlthätige Anstalten interessiren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 116. Freitag, 17. November 1837.

Blinden-Literatur.

2) Geschichte des Blindenunterrichts und der den Blinden gewidmeten Anstalten in Deutschland, sammt Nachrichten von Blindenanstalten in andern Ländern, von J. W. Klein. Wien, Pichler, 1837.

Dieses Werk, gleichzeitig mit dem vorigen, dient dasselbe zu ergänzen, da es in systematischer Form bietet, was dort oft nur als gelegentliche Reisebemerkung erscheinen konnte. Dem ehrwürdigen kaiserl. Rath Klein kam eine lange Erfahrung und Verbindung mit verwandten Anstalten bei Abfassung dieses Buchs zu Statten.

Eine seiner ersten Bemerkungen ist: „In Preußen ist 1 Blinder unter 1415 Einwohnern. — In der preußischen Provinz Sachsen 1 Blinder unter 1251 Einwohnern. — Im Herzogthum Braunschweig 1 Blinder unter 1127 Einwohnern. — In Dänemark und Norwegen 1 Blinder unter 1025 Einwohnern. — Im Kanton Zürich 1 Blinder unter 1410 Einwohnern. — Bei einer allgemeinen Untersuchung der Armen in Wien im Jahre 1804 fanden sich unter 37,552 abgehörten armen Personen 42 blinde Kinder zwischen 6 und 15 Jahren. Im Gouvernement Mailand waren 650 Blinde in dem unterrichtsfähigen Alter von 10 bis 15 Jahren. In Böhmen fanden sich 586 arme Blinde, die über 20 Jahre alt sind. Im Königreich Würtemberg waren in dem Alter zwischen 6 und 14 Jahren 64 Blinde. Im Großherzogthum Baden 140 Blinde unter 18 Jahren. In Paris waren unter 68,986 Menschen, die von öffentlichen Wohlthaten leben, 494 Blinde. Da in den fünf zuerst genannten Ländern, in welchen die vorhandenen Blinden gezählt, und mit der ganzen Einwohnerzahl verglichen worden sind, im Durchschnitt unter 1245 Einwohnern 1 Blinder sich befindet, so leben nach diesem Verhältniß in den Ländern deutscher Zunge 30,000 Blinde. Eine Anzahl, welche es verdient und uns auffordert, alle Mittel anzuwenden, wodurch diesen Unglücklichen ihr hartes Schicksal erleichtert werden kann."

In Japan ist der Blindenunterricht längst eingeführt, viele Jahrhunderte zuvor, ehe man in Europa daran dachte. Das Wenige, was der Verfasser davon anführt, hätte er aus ausführlicheren Werken über Japan, namentlich aus Kämpfer ergänzen dürfen. Er hält sich bei der Geschichte nicht lange auf, sondern geht sogleich zu einer Uebersicht der Gegenstände und Methoden des Blindenunterrichts über, wobei er die Stachelschrift, die vielfachen sinnreichen Hülfsmittel zur Fühlbarmachung sichtbarer Gegenstände, die verschiedenen

Rechnenmaschinen und die den Blinden vorzüglich anpassenden Handarbeiten ausführlich beschreibt. Dann geht er zur geschichtlich-statistischen Schilderung aller einzelnen Blindenanstalten in Deutschland über, in Wien, Prag, Linz (die einzigen in Oesterreich, doch werden jezt zu Pesth, Mailand und Brünn neue errichtet), Berlin, Breslau, Königsberg, Halle, München, Dresden, Weimar, Gmünd, Stuttgart, Eßlingen, Bruchsal, Braunschweig, Hamburg. Daran knüpft sich die Schilderung auswärtiger Anstalten. Die Pariser ist besonders merkwürdig, weil von hier der europäische Blindenunterricht zuerst ausging. „Nach der gewöhnlichen Erzählung, soll der Gründer des ersten Blinden-Instituts, Valentin Hauy in Paris, zu dieser wohlthätigen Unternehmung dadurch veranlaßt worden seyn, daß er auf der Straße eine Anzahl blinder Bettel-Musikanten antraf, welche, um mehr Aufsehen zu erregen, phantastisch gekleidet waren, und mit großen Brillen aus Noten zu spielen sich das Ansehen gaben, dabei aber von rohen Zuschauern verlacht und verspottet wurden. Wenn auch diese Farce den menschenfreundlichen Hauy, so wie jeden Vernünftigen, unangenehm berühren und empören mußte, so hatte er doch noch andere und wichtigere Beweggründe, welche ihm die Ueberzeugung verschafften, daß für die Blinden, wie kurz vorher für die Taubstummen, Hülfsmittel zur Verbesserung ihres unglücklichen Zustandes zu finden und anzuwenden seyen. Neben den Beispielen von vielen einzelnen Blinden, welche sich in ältern und neuern Zeiten, durch unerwartete und hervorstechende geistige oder mechanische Bildung ausgezeichnet und Bewunderung erregt haben, hatte Hauy Gelegenheit, die auf einer musikalischen Reise begriffene, damals berühmte Blinde, Therese Paradies aus Wien, welche im Jahr 1784 nach Paris kam, kennen zu lernen, bei welcher er mehrere, theils für sie eigens erfundene, theils von ihrem Freunde, dem ebenfalls sehr gebildeten blinden Weissenburg aus Mannheim, erhaltene Hülfsmittel für Blinde in Anwendung sah, wovon er bei seiner neuen Unternehmung nützlichen Gebrauch machen konnte. Noch im Jahr 1784 kam die Sache zur Ausführung. Die eben damals in Paris entstandene philantropische Gesellschaft bestritt die Unterhaltskosten für 12 blinde Zöglinge." Doch darf nicht vergessen werden, daß was Hauy für die Blinden that, früher schon der berühmte Abbé de l'Epée für die Taubstummen gethan hatte, und daß dieser leztere nicht eher zu Paris in die Mode kam und berühmt wurde, als bis unser menschenfreundlicher Kaiser Joseph II. sich für ihn interessirt und ihn zu einem Gegenstand öffentlicher Theilnahme gemacht hatte. Dies zur Ehrenrettung unsrer Landsleute, wenn davon die Rede ist, daß wir etwas spät erst den Franzosen nachgefolgt seyen. Der Verfasser schildert sodann noch die Anstalten in England, Petersburg, Stockholm, Amsterdam, Zürich, Kopenhagen, Pesth, Warschau, Neapel. (In Neapel ist der Blindenversorgungsanstalt auf der Karthause nicht gedacht. Hier leben sehr viele erblindete Invaliden, die Referent in den Gärten des erhabenen Klosters mit Musik, Erzählen und Kleiderflicken im Angesicht der herrlichsten Aussicht der Welt, die für sie nicht da war, beschäftigt sah). Endlich noch eine kurze Notiz über nordamerikanische Anstalten.

Schließlich legt der edle Verfasser allen Regierungen und Menschenfreunden die Pflicht ans Herz, für die Blinden zu sorgen, und zwar auf die zweckmäßigste Weise durch Unterricht und später durch Beschäftigung. — Die Beilagen enthalten einen Briefwechsel zwischen den berühmten Blinden Weissenburg und Paradies; sodann eine sehr mit Dank zu erkennende Anleitung zur Behandlung blinder Kinder in der frühesten Jugend; endlich die Hausordnung des Wiener Instituts, die für manche neue Anstalt lehrreich seyn muß, der Stundenplan, das Verzeichniß der zum Unterricht der Blinden gehörigen Sammlungen in Wien; endlich eine sehr reichhaltige Blinden-Literatur.

Aus diesem Ueberblick des Inhalts wird sich jeder Leser überzeugen, wie reichhaltig und werthvoll dieses Werk des verdienten Klein ist.

3) Die Blinden- und Taubstummen-Anstalt in Zürich, von H. von Orelli. Zum Besten der Anstalt. 1835.

In dieser kleinen Schrift ist nicht nur Geschichte und Einrichtung der Züricher Anstalt enthalten, sondern auch ein interessanter historischer Rückblick auf berühmte Blinde, und eine sehr schätzbare Geschichte des Taubstummenunterrichts. „Die ersten bedeutenden Leistungen im Taubstummen-Unterrichte geschahen in Spanien. Pedro de Ponce, ein Mönch des Benediktinerklosters St. Salvador zu Sahagun, unterrichtete um das Jahr 1570 zwei taubstumme Kinder eines vornehmen Spaniers. Im Jahr 1620 erschien von dem Spanier Bonnet eine Schrift über die Kunst, Stumme sprechen zu lehren. Auch noch andere geschickte Männer in Spanien folgten Ponce in seinen edlen Bemühungen. Eine eigentliche Schule für Taubstumme kam jedoch nicht zu Stande; es blieb bei einzelnen Versuchen. Im Jahr 1755 unterzog sich Abbé de l'Epée in Paris dem Unterrichte zweier taubstummen Schwestern. Nach kurzer Zeit fühlte er in sich den Beruf, seine Thätigkeit hauptsächlich dem Unterrichte der Taubstummen zu weihen. Er eröffnete nun, ohne andere Unterstützung, eine Schule für diese Unglücklichen. Fast gleichzeitig mit Abbé de l'Epée

unternahm der Soldat Samuel Heinicke in Dresden den Unterricht eines taubstummen Knabens. Im Jahr 1772 eröffnete derselbe als Schullehrer in Eppendorf bei Hamburg eine kleine Lehranstalt für Taubstumme, und 1778 kam er als Vorsteher und erster Lehrer an die neubegründete Taubstummenanstalt in Leipzig. Heinicke verwarf die von de l'Epée eingeführte Geberdensprache, und erklärte (ziemlich einseitig) die Tonsprache für das erste und nothwendigste Bildungsmittel. Da entspann sich zwischen beiden Männern eine literärische Fehde über die beste Unterrichtsweise. De l'Epée, dessen Ruhm bereits weit verbreitet war, und von welchem man wußte, daß er nicht nur Zeit, Talente und Kräfte, sondern auch sein Vermögen dem Wohle der Taubstummen zum Opfer bringe, wurde von den Meisten über Heinicke, der für die Offenbarung seines vermeintlichen Unterrichtsgeheimnisses bedeutende Summen verlangte, und in seinen Aeußerungen sonst Blößen gab, als Sieger erkannt. Seine Methode blieb eingeführt in den neuerrichteten Instituten zu Wien, Gröningen, Rom, Petersburg, Madrid. Von Wien aus wurde dieselbe in die Anstalten zu Freising, Prag, Schwäbisch Gmünd, Mailand, Waizen, Ramberg u. a. verpflanzt. Die neuesten Lehrbücher über Taubstummenunterricht in deutscher Sprache sind, abgerechnet die Verschiedenheit in den grammatischen Zeichen, nach de l'Epée's Grundsätzen ausgearbeitet. In Norddeutschland jedoch bildete sich eine andere Partei, ausgegangen von dem Institute in Leipzig, und dem in Berlin durch Heinicke's Tochtermann, Eschke gegründeten. In neuester Zeit haben sich auch andere Taubstummenanstalten dieser Partei angereiht, z. B. jene in Schwäbisch Gmünd, in Frankfurt a. M. Allerdings ist mit der Geberdensprache oftmals Charlatanerie getrieben worden, und durch das Handalphabet manche betrügliche Täuschung geschehen. Fremde besuchten einst eine Taubstummenanstalt und schrieben den Zöglingen die Frage vor: „Was ist Naturlehre?“ Das war den guten Taubstummen zu viel. Der Herr Vorsteher aber wollte dies nicht merken lassen. Er buchstabirte nun den Zöglingen eine sehr gelehrte Antwort durch das Handalphabet vor, und sie schrieben diese richtig nieder; ohne jedoch ein Wort davon zu verstehen. Die Besuchenden dachten aber nicht so weit, sondern ergossen ihr Erstaunen in Lobpreisungen des Meisters.“

Zur Vervollständigung der Geschichte des Taubstummenunterrichts müssen wir noch bemerken, daß im 17ten Jahrhundert in Holland die taubstumme Tochter Peter Coelands durch Dr. Amman reden gelernt, was dieser in einer Schrift surdus loquens beschrieben. Vergl. Uffenbachs Reisen, Theil 3, S. 533.

Zeitgeschichte.

Die katholische Kirche Preußens. Als Antwort auf die Beiträge zur Kirchengeschichte des 19ten Jahrhunderts. Von einem Katholiken. Rudolstadt, in der Hofbuchdruckerei, 1837.

Fern sey es von uns, einem Streit Nahrung geben zu wollen, der uns auf keine Weise erfreulich scheint. Bekanntlich ist das evangelische Gouvernement in Preußen von jeher mit der katholischen Minorität seiner Unterthanen auf die delikateste Weise umgegangen, und hat dem Clerus eine Unabhängigkeit gewährt, die er in keinem katholischen Lande genießt; oder würde irgendein k. k. Erzbischof und Bischof jemals wagen, was ein preußischer gewagt? Wo die preußische Regierung sich einmischte, geschah es weit mehr zu Gunsten des strengen katholischen Dogmas als im reformatorischen Sinn. Als die jungen katholischen Geistlichen in Schlesien sich gegen den Cölibat verschworen, war es die Regierung, welche dieses Beginnen mißbilligte und allen weiteren Folgen der Neuerung vorbeugte. Wenn es je in ihrer Absicht gelegen hätte, die katholische Kirche allmählich zu reformiren oder zu unterdrücken, so hätte sie den schlesischen Streit ganz anders entscheiden müssen. Was that man noch in unsern Tagen mit den Zillerthalern? Hat Preußen je seine katholischen Unterthanen behandelt, wie es protestantischen geschah in katholischen Ländern? Man darf nur diese historischen Thatsachen in Erwägung ziehen, um Preußen von jedem Vorwurf, als ob die herrschende protestantische Mehrheit daselbst die Minderheit drücke, als eine grobe Verläumdung nachzuweisen. Preußen ist zuerst allen andern Staaten mit dem guten Beispiel der Toleranz vorangegangen, und darum erlebte Friedrich der Große auch den Ruhm, daß er, obgleich der entschiedenste Freigeist seiner Zeit, und ein kräftiges Haupt des corpus evangelicorum seiner Stellung nach, dennoch die wärmste Anhänglichkeit beim katholischen Volk und Clerus und sogar bei den Jesuiten fand. Wenn es noch katholische Landestheile in Preußen gibt, die in gewisser Beziehung zurück sind, so wird sich nachweisen lassen, daß die Schuld nur in der zu großen Delikatesse und Aengstlichkeit lag, die an den altkatholischen Gewohnheiten nicht zu unsanft rütteln wollte, um allgemeine Administrativ- und Culturfragen nicht in kirchliche Streitfragen zu verwandeln. Und sogar der Widerstand, den die Regierung trotz ihres Wohlwollens findet, erklärt sich nur aus dieser Delikatesse, weil die Hierarchie äußerst elastisch ist und überall vorrückt, wo man ihr nachgibt.

Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, gutkatholische Geistliche sollten Gott auf den Knieen für ein Gouvernement danken, das sich ihnen gegenüber so wohlwollend als ehrlich benimmt; wohlwollend, weil es sie nirgends drückt und hemmt, und ehrlich, weil es sie nicht durch geheime Mittel beherrscht, nicht ihre Wahlen lenkt, nicht Creaturen in die hohen Aemter bringt und dann den niedern Clerus gängelt, ohne daß man weiß, wie? Je leichter es in unsern Tagen ist, durch Anwendung der rechten Mittel von Seiten der weltlichen Macht aus die ohnmächtige Kirche zu beherrschen, ohne daß der scharfe Zügel unter den Blumen nur bemerkt wird, ein um so schöneres Zeichen der Zeit ist es, wenn eine Regierung, zumal eine protestantische, sich dieser demoralisirenden Arkana nicht bedient, und es verdient Dank, nicht Widerstand.

In dem vorliegenden Werke ist das Benehmen der preußischen Regierung gegen die katholische Kirche genau auseinandergesezt und der Wahrheit die Ehre gegeben.

Almanach.

Almanach zur 100jährigen Jubelfeier der Georgia Augusta. Herausgegeben von Dr. G. F. Schumacher. Göttingen, Dietrich, 1837.

Zum Andenken der diesjährigen gelehrten Jubelfeier, von der uns alle Zeitungen gemeldet haben. Der Herausgeber theilt zuerst eine Geschichte der Universität Göttingen mit. Dieselbe ist erst 1737 gegründet worden, also eine der neuesten in Deutschland. Sie verdankt ihren Ursprung der Rivalität der welfischen Fürstenhäuser, da Hannover nicht länger seine Landeskinder nach der braunschweigischen Universität Helmstädt schicken wollte. Der berühmte Minister von Münchhausen war der Stifter. Göttingen bekam schon anfangs einige sehr tüchtige Lehrer, z. B. den Historiker Schmauß, den Anatom Albrecht ꝛc., den großen Albrecht von Haller. Dann folgten Pütter, Böhmer, Michaelis, Tobias Mayer, Büsching, Mosheim, Kästner, Gatterer, Walch, Kloß, Schlözer, Lichtenberg, Heyne, Spittler, Bouterweck, Plank, Stäudlin, Meiners, Eichhorn, Tychsen, Heeren, Hugo, Sartorius, Forkel, Brandes, Lücke, Gieseler, Harding, C. O. Müller, die Brüder Grimm, Saalfeld, Krause ꝛc. lauter berühmte Namen, viele davon Sterne erster Größe am Firmament der Wissenschaft. Charakteristisch war in Göttingen immer die eigentliche Gelehrsamkeit, das historisch-empirische Wissen im Gegensatz gegen die Speculation. Dazu scheint besonders die große Bibliothek mitgewirkt zu haben, die namentlich unter Heyne's Leitung so ungeheuer anwuchs, daß vor diesen geschlossenen Massen alten gründlichen Wissens kein moderner Usurpator philosophischer Allwissenheit aufkommen kann.

Der Almanach enthält die ältern Festgedichte auf die Einweihung der Universität von Haller, und auf das fünfzigjährige Jubiläum von Bürger, und noch einige andere Gedichte aus gleichem Anlaß. Am Schluß sind in Steindruck die Portraits von Münchhausen, Mosheim, Haller, Geßner, Heyne, Böhmer, Kästner und Pütter beigefügt, so wie drei Vignetten mit Göttinger Studenten von 1750, 1799 und 1836.

Taschenbücher auf 1838.

Urania.

Das Portrait des Freiherrn von Zedlitz als Titelkupfer. Dann noch sechs Stahlstiche nach ausgezeichneten neuern Gemälden, und drei Novellen, Biondetta von einem, der sich nicht genannt hat, eine italienische Geschichte, worin ein junger Krieger durch eine zauberische Buhlerin verführt und unglücklich gemacht wird; Elvira von Rellstab, eine Geschichte aus dem spanischen Befreiungskriege, die uns zu den Guerillas und in das rauchende Saragossa führt; die Bekenntnisse von Friedrich von Heyden, eine fürstliche Schloß- und Klostergeschichte, mit Mord, Tochterverwechslung, Erkennung und Sühne in heiligen Mauern.

Penelope.

Das Portrait der Prinzessin Amalie von Sachsen als Titelkupfer; dann römische Genrebilder in Stahlstich. Eine Novelle von Blumenhagen, die in Deutschland, eine von Willibald Alexis, die unter den Mauren spielt; eine schauerliche „Blutbrücke“ von Arnold; die Correspondenz einer russischen Prinzessin, viel zu sentimental für das Zeitalter und die Barbaren, von welchen sie datirt ist. Gedichte von Seidl, Vogl, Agnes Franz, Kilzer und Hell.

Silesia.

Ohne Kupfer. Den Inhalt bilden Novellen und schlesische Sagen, erzählt von Falch, Trobiant, Koch, nebst einigen Beiträgen zur Sittengeschichte der schlesischen Vorzeit.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 117. Montag, 20. November 1837.

Schillers Album.

Eigenthum des Denkmals Schillers in Stuttgart. Mit einem Stahlstich und Facsimile. Gedruckt in der Offizin der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1837. — Das längst erwartete Album liegt endlich vor uns, ein schönes, sehr elegant gedrucktes Buch mit dem von Schuler d. ä. in Stahl gestochenen Abbild der aus Thorwaldsens Hand hervorgegangenen Statue Schillers. Der Dichter steht in sich gekehrt von der Welt abgewendet da, wie er eben einen großen Gedanken faßt. Alle, die den Gypsabguß gesehen haben (der Bronceguß ist noch nicht fertig), sind von Bewunderung für das Meisterwerk erfüllt.

Den Reigen der Dichter, Gelehrten und Künstler, die sich in das Album eingeschrieben, eröffnet Se. Maj. der König von Bayern mit folgendem Gedicht:

An Schiller.

Jahre kommen, und die Jahre schwinden,
Immer doch erneuert sich der Schmerz,
Den um deinen Heimgang wir empfinden,
Dauerhafter als geprägt in Erz.

Fühlen lassen die empfangnen Gaben,
Was dein längres Leben hätt' ertheilt,
Schöne Hoffnung, die mit dir begraben,
Die so frühe leider schon enteilt.

Deutsch bist du, o Schiller, deutsch vor Allen!
Deine Worte dringen zum Gemüth,
In des Volkes Herz sie widerhallen,
Das für seinen Schiller ewig glüht.

Einmal nur, und niemals, niemals wieder
Einem Volk das Ideal sich zeigt,
Nie auf's neue tönen solche Lieder,
Ewig bleibest du uns unerreicht.

Dann folgen die Einzeichnungen Sr. königl. Hoheit des Großherzogs von Weimar und seiner Gemahlin, des Erbprinzen Ernst und des Prinzen Albert von Sachsen-Coburg-Gotha, des Fürsten Georg von Löwenstein, des Grafen Alexander von Würtemberg. Der leztere, schon bekannt durch eine Sammlung seiner lyrischen Gedichte, sagt ein schönes Wort:

— gleich dem ernsten deutschen Flusse
Ziehn im begeisterten Ergusse
Zum Meere der Unsterblichkeit
Des Liedes Wellen. — Seyd bereit,

Ihr Dichter! Sammelt euch am Strande,
Daß nicht im fremden Ufersande,
Dem Rheine gleich, sie sich verlieren:
Sorgt, daß sie Deutschlands Zukunft zieren!

Die folgenden Theilnehmer sind nach dem Alphabet geordnet. Wir wollen nur einige der ausgezeichnetsten hervorheben.

Der Graf A. A. von Auersperg:

Lodert ihr deutschen
Herzen in Flammen!
Schlaget zu Einem
Brande zusammen!

Daß sich das Erze
Formend belebe,
Daß sich des Dichters
Bild d'raus erhebe!

Riesig und glänzend,
Tönend soll's ragen,
Memnon Germania's,
Da es will tagen!

Der berühmte Arzt Kanzler Autenrieth:

„Prachtvoll schön ist das Kleid des Leoparden, und der Flug des Adlers ist stolz erhaben; doch trinkt jener das warme Herzblut der sanften Gazelle, und dieser zerstückt langsam das noch lebende harmlose Reh. Die Bienen, ein Wunder der Natur, sind hoch verständig und ämsig; sie tödten, ist die Zeit der Liebe vorbei, die Männchen und ersparen den Honig. Gerecht ist der Meer-Bär: dem, der im Streite mit seines Gleichen unterliegt, kommt der Nachbar zu Hülfe, dem früher Gewinnenden der dritte; bis die ganze Horde sich zerfleischt, und der Streit längs dem Ufer der Insel hinwüthet, und die Haufen gebleichter Knochen zeigen, daß es immer so war.

Alles vereinigt der Mensch in sich, und soll es redlich ausüben in liebevollem Gemüth."

Moriz Bachmann übersetzt Schillers Geburtsort Marbach artig mit Hippokrene. F. von Biland spricht sehr gut aus, was die Hauptwirkung der Schiller'schen Muse ist, die patriotisch-sittliche Erhebung:

„Als fremde Gewalt Deutschland erniedrigte, und ich in jugendlicher Brust das Unglück und die Schmach tief, tief fühlte, suchte und fand ich Hoffnung, Erhebung, Trost in der hohen Gesinnung, in dem patriotischen Geiste, womit du, ein deutscher Sänger, zu uns gesprochen hast. Und als eine falsche Poesie sich geltend machen und auch mein Gefühl, meinen Geschmack irren wollte, schaute ich in den Lockungen glänzender Unsittlichkeiten, in dem Andrang effectvoller Unschöne auf dich, wie auf den leitenden Stern des Heils."

Der selige Böttiger besingt in seiner antikisirenden Weise „Deutschlands Chorag," den allzufrüh die „neidischen Uranionen" uns entrissen. Sehr schön läßt Borel den Schatten der Jungfrau von Orleans zu Schiller sagen:

Gloire à ton nom! chantre sublime,
L'honneur que tu me rends rejaillira sur toi;
Tu laves, étranger, la honte illégitime
Qu'un poëte, un Français, osa verser sur moi.

Der berühmte Maler Peter Cornelius spricht „bei der Vollendung des Cartons zum Weltgericht."

Die Engel tragen Schwerter in den Händen,
Und in den Abgrund flüchtet das Gemeine;
In süßer Wollust darf die Kunst nicht enden,
Sie naht sich streitend für das Höchste, Reine.

Creuzer theilt das Stammbuchblatt mit, das er 1791 von Schiller erhalten. Diez in Bonn, der Commentator der Troubadours, sagt sehr geistreich:

Dürften sich die Geister regen,
Die einst an der Rhone Strand
Zu der Schönen Ruhm und Segen
Kunst und Streben aufgewandt,
Legten sie den Preis der Lieder,
Die errung'nen Kränze traun
Vor des Meisters Denkmal nieder,
Der so hoch gestellt die Frau'n.

Der Arzt Fleckles:

Du warst mein Arzt, dir konnte es gelingen,
Zu heilen mich in leidenvollen Tagen.

Der Wasserbaudirektor Duttenhofer:

Das Gleiche haben wir als Jünglinge gedacht:
Der Menschheit, galt es uns, die Wege zu bereiten;
Im Reich der Geister hast du freie Bahn gemacht,
Ich konnte Straßen nur durch Dorn und Felsen leiten.

A. A. L. Follen:

Wie nach dem abgebrochnen Thurmgeschoß
Des Kölner Doms ein Künstleraug' sich wendet;
Wie Kaiser Ott das Grabmal Karls erschloß,
Der Jüngling, selbst dem Tode schon verpfändet;
Wie, Tod im Herzen, doch von Hoffnung groß,
Noch Max von Schenkendorf den Blick entsendet
Zum tiefgesunknen Hohenstaufenschloß
— In jenem Krieg, der ewig unvollendet: —
So nah'n die Deutschen deinem Ehrenstein,
O Schiller! Deutschlands eingedenk und dein.

Freiligrath schreibt aus Holland:

Trotzig ist dieses Land; der Nordsee trotzt' es den Boden,
Dem im Escurial trotzte die Freiheit es ab.
Siehe, die Pfeile dies, die verbundenen! dies die Provinzen!
Dies der zottige Leu, der in der Klaue sie trägt!
Dies die Sandbank im Meere des duftverschleierten Nordens,
Drauf des Gebieters im Süd flaggende Barke verging!
Hier des Aufruhrs Heerd! Hier hat die Flamme gelodert,
Die, Gewalt'ger, durch dich länger und leuchtender strahlt.
Siehe, ich saß heut' Nacht auf Alba's blutiger Schwelle:
Dieses Haus vordem des von Toledo Quartier!
Diese alten Tavernen vernahmen die Schwüre der Geusen;
Dieser Märkte Raum sah das behang'ne Schafott.
Siehe, die Thore dies, die Philipps Völkern sich schlossen!
Siehe, die Mauern dies, die sie vergeblich berannt!
Höre den Dank der Ergrauten! sie kennen und lieben dich, Schiller!
Gerne zu deinem Mal fügte sich jeglicher Stein!
Weit der Weg und fest der Mörtel! — für die Gebundnen,
Sie zu vertreten, fliegt freudig gen Süden dies Blatt!
Ruh' es, ein Stein von den Mauern der abgefallenen Städte,
In den Quadern des Mals deß, der die Städte verklärt!

Herr von Friederich, badischer Gesandter am Bundestage:

Ein Denkmal, das den Raum in Anspruch nimmt,
Ist an die Zeit gebunden. Doch was ihm
Die Weihe gibt und vor Vergessenheit
Das Denkmal selber schützt, das ist der Geist,
Der, Raum und Zeit entschwebt, fort ewig bau't
An dem Ideendom des Gottgeschaffnen
In seines Volks, in aller Völker Brust.

Fröhlich bringt Grüße vom Rütli wie Freiligrath aus den Niederlanden:

Denkmal sind im Sennenlande,
Dichter, dir nun Uris Flühn,
Tells Kapelln und Rütlis Grün,
Und dein Lied klingt ihrem Strande.

Schauspieler Graff bringt Erinnerungen aus Schillers dramaturgischem Wirken, und beschreibt eine Aufführung der Braut von Messina zu Lauchstädt. Willibald Alexis bemerkt, im Kiölengebirge hoch im Nordland habe ein norwegischer Offizier mit Begeisterung von unserm Schiller gesprochen. H. v. d. Hagen theilt eine ungedruckt gebliebene Stelle aus Wallenstein mit. Herr von Hammer-Purgstall gedenkt der Waffen des Mithras:

Keul und Helm, ich grüß' euch herrliche Waffen des Mithras!
Wahrheit beschirmet als Helm, und sie zerkeulet den Trug.
Lebe verborgen in Ruh, vom Helm des Aides verstecket,
Aber heischt es das Recht, schwinge die Keule zum Kampf.

Heyd macht darauf aufmerksam, daß in Schillers Vaterland der roth und weiß gemischte Wein Schiller genannt wird. Hoffmann von Fallersleben bringt einen jovialen Toast auf die Philister aus:

Es leben die Philister,
Ihre Gevattern und ihre Geschwister!
Denn —
Wenn
Die Philister nicht mehr leben,
So wird es auch keine Poeten mehr geben!

Hüllmann sagt:

„Cicero hat Recht: wer nicht weiß, wie es vor ihm auf der Bühne der Welt ausgesehen, bleibt immer ein Knabe."

Jacobs, auf den bekanntlich Schiller eine Xenie dichtete:

Widder im Thierkreis hieß ich dir einst. O! wär' ich es, freudig
Brächt' ich mein Vließ den Beherrschern des nächtlichen Reiches zum Lösgeld,
Und du, Göttlicher! kehrtest zurück zu den sehnenden Völkern.

Maler Koch in Rom:

„Die wahre Kunst ist immer im Rapport mit dem öffentlichen Leben und der Religion, und läßt sich nicht in Gallerien verschließen."

Ritter von Leitner:

Nicht wagen dir sie Schweigen aufzulegen,
Durch deines Geistes Majestät bezwungen,
Und frei ergießt in tausend Flammenzungen
Er über Deutschlands Volk sich allerwegen,
Daß Tausende selbst an den fernsten Marken,
Wie glutgetauft, an Herz und Sinn erstarken.

Max Löwenthal sagt nicht übel:

Sie ruhe denn in Schillers eh'rnen Zehen,
Schlägt ein Jahrtausend einst das Bild in Stücke,
Erfährt die Welt doch auch von diesem Reimer.

Der verstorbene Maltitz, der kräftig derbe Verfasser der Pfefferkörner:

Deutscher Barde! frei und groß,
Seltsam fiel dein Lebensloos; —
Ward'st gefeiert und gepriesen,
Ward'st verketzert und verwiesen;
Angestaunt in deinem Streben,
Und der Armuth preisgegeben;

Dumm gelobt und dumm getadelt,
Und zulezt auch noch gradelt. —
Ach! vergib dem Vaterland.
Meister! seinen Unverstand!

Eins der herrlichsten Gedichte der ganzen Sammlung ist das italienische von Heinrich Mayer in Florenz:

Sofo e cantor, che doppio al crin cingesti
Di Melpomene il serto, e quel di Clio,
E sul tuo plettro astri fiammanti avesti
Amor, virtude, e libertade, e Dio!

Se a teutonico applauso avvien ch'io desti
L'eco del Po, non vil omaggio è il mio,
Servitù, tirannia, odii funesti,
Fatto in sublime vision spariò. —

Tempo verrà, che dallo stral del vero
L'occhi arderan, qual fiamma a fiamma appresso,
Il germanico e l'italo pensiero;

E genii amici, le catene infrante,
Sull' Alpe si daran fraterno amplesso,
Come in cielo tel' diè l'ombra di Dante.

Neben diesem dürfte wohl das schönste Gedicht folgendes von Gustav Pfizer seyn:

Du klagtest um die Götter Griechenlands.
Und war denn Raum für sie in deinem Busen?
Hätt'st du erkannt im frohgeschlungnen Tanz,
In göttlicher Beschaulichkeit, die Musen?
Und hättest du gehuldigt dem Apoll,
Der bei den Hirten ruht vom Sonnenlenken?
Und jenem Himmel, ganz von Göttern voll,
Bedient von Hebe, Ganymed, als Schenken?
Dein Herz, so feurig, so titanenhaft,
Hätt' jener Götter Herrschaft nicht ertragen!
Dein Geist, vertrauend seiner Götterkraft,
Wenn er bestand, noch — den Olymp zerschlagen!
Sie sind dahin — es blieb manch edles Bild
Zurück von den verschwundenen Gestalten;
Da hast du kühn der Dichtung goldnen Schild
Den Götterleichen schirmend vorgehalten.
Um jene Wesen klaget dein Gedicht,
Die in der Schönheit Formen sichtbar waren —
Sie riefst du an — und wußtest selbst es nicht,
Wie ganz ein Priester du des Unsichtbaren!

Paul Pfizer:

Der umsonst auf allen Länderkarten
Spähte nach dem seligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menschheit schöne Jugend blüht,
Bist du zürnend ganz von uns geschieden,
Weil dein Auge nirgends Morgen sah?
Oder kämpfst du noch für unsern Frieden;
Ist uns noch der große Todte nah?

Sonnest du dich jezt in seinen Räumen,
Die der Freiheit ew'ges Licht verklärt?
Was du schautest in des Sehers Träumen,
Wird es dem versöhnten Geist gewährt?

Heil dir, was du strittest, sangst auf Erden,
Thut in deinem Volk unsterblich fort!
Wo du kämpftest, muß der Sieg ihm werden:
Hier sein Sänger, sey ihm Schutzgeist dort!

Ernst Raupach:

Alle Tugenden haben die Götter
In des Sterblichen Seele gepflanzt,
Alle werden sie wachsen und blühen,
Wenn der Mensch sie nur liebend pflegt;
Aber das Eine, das Höchste des Lebens,
Muß er sich eigenkräftig erringen.
Jenes Schwerste, das rechte Maaß.

Fr. Rückert:

In Mainz vor alter Zeit erhob
Man einen Dichter — wüßt' ich, ob
Ihn Frau'n noch kennen! — Frauenlob,
Weil er im Lied die Frau'n erhob.

Nun wird ein Denkmal dem sich heben,
Der Frauenwürde sang im Leben,
Zu welchem alle Frau'n, und eben
Die Männer auch, Beiträge geben.

Wir rathen jedem Dichter an,
Zu schreiten auf derselben Bahn
Des Frauenpreises, wer fortan
Ein gleiches Denkmal will empfahn.

Schmeller, der Bibliothekar in München:

„Fünfzehn Jahrhunderte rückwärts können wir Deutsche unsre Sprache verfolgen.

Vorwärts, über mehr oder minder viele hinaus, je nachdem sie arm oder reich seyn werden an Geschicken und Entwicklungen, läßt sich eine Zeit vermuthen, in der von Allem, was die unsrige geschrieben, nur Weniges noch übrig, und dieses erst durch Studium verständlich seyn wird.

Der dann noch Unvergeßnen Einer wird wohl unser Schiller seyn."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 118. Mittwoch, 22. November 1837.

Schillers Album.

(Schluß.)

Stieler von Gotha:

Ein Blatt von jedem, der Schillers Verehrer sich nennt? — Mag es klein seyn, sehr klein, dennoch, wer zeigt mir den Baum, so groß und stark, die Zahl der Blätter zu tragen!

August Stöber, der edle Dichter aus Straßburg:

Dem Meister, dem verklärten, hohen,
Wollt ihr ein heilig Denkmal bau'n:
Wer deutsch sich's fühlt im Busen lohen,
Der soll dazu die Steine hau'n.
Ich tret', ihr edeln Stammgenossen,
Vertrauend mit in euern Reih'n;
Des Alsalandes Gau'n entsprossen,
Wähn' ich ein Fremdling nicht zu seyn.

Noch rauscht in unsrer Wälder Hallen
Der deutschen Sage Wunderquell;
Noch von den Lippen freudig schallen
Die deutschen Lieder frisch und hell;
Noch lächelt uns in goldnem Rahmen
Manch altes Bild aus deutscher Zeit;
Noch heilig sind die deutschen Namen,
Noch heilig deutsche Biederkeit.

Wir haben einen starken Fechter,
Der hält uns rein das Heimathland;
Wir haben einen treuen Wächter,
Der hält den deutschen Sinn gebannt.
So schallt, vom deutschen Münsterthurme,
Dein Lied, verklärter Meister, auch:
Schallt ewig, donnernd bald im Sturme,
Bald bebend sanft wie Maienhauch.

Thorwaldsen, der die Statue verse

Jeder leiste, was er kann!

Ludwig Tieck:

„Als weißer reiner Schwan zogest du über das glänzende Element; dein Todesgesang war ein Lied der Freiheit. So stehst du jezt, reiner Schwan, unter den übrigen Himmelsbildern, und wenn Jugend und Alter zu deinem leuchtenden Sterne hinaufblicken, erinnern sie sich dankbar und gerührt, was Freiheit, Kraft, Tugend und edle Gesinnung sey.“

Troxler:

„Dein Album in der Schweiz sind die Alpen und dein Denkmal Wilhelm Tell!“

Diese wenigen Auszüge werden unsern Lesern einen Begriff vom Werthe dieser Sammlung beibringen. Wollten

wir noch mehr ausheben, würde uns die Wahl schwer werden und der Raum mangeln. Wir bemerken nur, daß unter den vielen Theilnehmern noch folgende Namen gefunden werden: Ammon, Arndt, Auffenberg, Bauernfeld, Bechstein, Becker, Benzel-Sternau, Birch-Pfeiffer, Braunthal, Bührlen, Castelli, Chamisso, Deinhardstein, Delbrück, Eckermann, Elsholz, Elsner, Ferrand, Feuchtersleben, F. Förster, Froriep, Gehe, Geib, Göttinger, Grabbe, Grüneisen, Harleß, Hasse, Hesekiel, v. d. Heyden, v. Hoff, Franz Horn, v. Houwald. Jacob, Justinus Kerner, Kölle, Kortüm, Krug, Kuhn, Graf Mailath, Martin, Karl Mayer, Julius Mosen, Neuffer, Lenau, Niedhammer, Pahl, Pfaff, Caroline Pichler, Fürst Pückler-Muskau, Raimund, Reinbeck, Regis, Reumont, Riemer, Rotteck, Sack, Salat, Leopold Schefer, Ed. von Schenk, Schön, Schorn, Schreiber, Schwab, C. Seidel, Seidl, Seydelmann, Simrock, Spazier, Stägemann, Stieglitz, A. von Stolterfoth, Streckfuß, Strombeck, Podgaru, Tiedge, Tillier, Ukert, Uhland (nur ein Citat, aber ein sehr schönes), Varnhagen, Wachsmann, Wagenseil, v. Wangenheim, Weisse, Welcker, v. Wessenberg, Theodor Hell, O. L. B. Wolff, Zedlitz, Zenne ꝛc. ꝛc. Auch zwei englische Beiträge finden sich von Patrick Durnim und von der deutschen Hedwig Hülle.

Am Schluß sind noch viele Namen gedruckt, die sich haben einzeichnen lassen, ohne einen Vers oder eine Sentenz beizufügen. Das Facsimile ist ein Brief Schillers an eine Dame, worin Schillers Charakter von der liebenswürdigsten Seite erscheint. Die Commission, die mit der Redaktion des Albums beauftragt war (ein Ausschuß des Schiller-Vereins) zeigt sein Fortbestehen an, sofern eine zweite Auflage, wie sehr wahrscheinlich ist, nothwendig seyn sollte.

Sprachlehre.

1) Bayerisches Wörterbuch. Sammlung von Wörtern und Ausdrücken, die in den lebenden Mundarten sowohl, als in der ältern und ältesten Provinzial-Literatur des Königreichs Bayern, besonders seiner ältern Lande, vorkommen, und in der heutigen allgemeinen deutschen Schriftsprache entweder gar nicht, oder nicht in derselben Bedeutung üblich sind, mit urkundlichen Belegen, nach den Stammsylben etymologisch-alphabetisch geordnet von Joh. Andr. Schmeller. 3ter Theil, enthaltend die Buchstaben R und S. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, **1836**. 4ter Theil, enthaltend die Buchstaben W bis Z., **1837**.

Mit diesen zwei Bänden ist ein Werk vollendet, auf das die deutsche Literatur stolz seyn darf, denn es ist eines der wenigen, aber großen und dauernden Monumente, um deren willen uns die Behauptung erlaubt ist, daß keine Sprache der Welt, selbst die altklassischen kaum ausgenommen, so gründlich und geistvoll durchforscht ist, als unsere deutsche, so viel auch im Einzelnen noch zu leisten seyn mag. Zwar geht das Werk zunächst nur auf einen sehr speciellen Theil deutscher Sprachforschung, auf eine einzelne Mundart, aber das auf diesen einzelnen Punkt von allwärts versammelte und concentrirte Licht kann nicht ermangeln, wieder die kräftigsten Strahlen auf das ganze umliegende Gebiet auszusenden, und wer sich mit irgend einem Zweige der deutschen Sprachforschung im weitesten Sinne abgibt, weiß, wie viel Dank er Schmellers Arbeiten schuldig ist, und hat erfahren, wie ersprießlich es war, daß derselbe in seiner Thätigkeit, um mit dem Dichter zu reden, still und unerschlafft im kleinsten Punkt die höchste Kraft gesammelt hat.

Das bayerische Wörterbuch, mit welchem die 1821 erschienene grammatische Darstellung der Mundarten Bayerns in genauer Verbindung steht, ist das Werk eines halben Menschenlebens. Schmeller ist, wie er in der Vorrede zu seiner Grammatik selbst berichtet, in der Gegend des Fichtelgebirgs geboren und verlebte einen Theil seiner Jugend an der Donau und an der Isar. Frühe wurde er von seinem Stern in die weite Fremde hinausgeführt, aber fern vom engern, ja zum Theil auch vom gemeinsamen deutschen Vaterlande lernte er es nur inniger schätzen und lieben, und seine Sprache, das einzige, was er noch von demselben hatte, war sein liebstes Denken und Forschen. Als er nach zehn Jahren, im Winter 1813, wieder nach Bayern zurückkehrte, dessen Laute seinem Ohr einigermaßen fremd geworden waren, war er nicht wenig erstaunt, in den Hütten der Heimath so viele Klänge und Ausdrücke zu vernehmen, die ihn lebhaft an die Sprache der deutschen Vorzeit erinnerten, mit der er sich in der Fremde so gerne beschäftigt hatte. Von diesem Augenblicke an gewährte es ihm eine angenehme Unterhaltung, alles, was ihm in der Sprache des gemeinen Mannes auffiel, zu bemerken und zu sammeln, und zwei Jahre später wurde ihm diese seine Lieblingsunterhaltung auf den Antrag eines deutschen Sprachfreundes, mit Genehmigung des Kriegsministeriums, dem Schmeller als Lieutenant untergeordnet war, durch die Akademie der Wissenschaften zur förmlichen Aufgabe gemacht. Seither wurde nun Schmeller durch seine Anstellung bei der Münchner Bibliothek ein seinen Studien mehr angemessener Wirkungskreis zu Theil, und diesem verdanken wir in Beziehung auf das Wörterbuch zunächst, dessen er bei der Bearbeitung der zweiten Hälfte mehr Gelegenheit hatte, Hinweisungen auf die ältere Sprache aus Handschriften zu geben, daher denn diese auf Einen Band berechnete Lieferung an Stoff so

zunahm, daß eine Vertheilung in zwei nothwendig erscheinen mußte. Auch wird für die zwei ersten Bände ein reichhaltiger Nachtrag verheißen. Die Anordnung der einzelnen Artikel ist nicht streng alphabetisch, sondern nach den Wortstämmen vertheilt, über welche der vierte Band eine alphabetische Uebersicht enthält. Auch wird, was den Gebrauch sehr erleichtern wird, ein alphabetisches Register über alle ältere und neuere Wörter des ganzen Werks, übrigens erst nach dem Erscheinen des Nachtrags, in Aussicht gestellt. Die von dem Verfasser sogenannte alphabetisch-etymologische Anordnung ist zwar zum schnellen Nachschlagen nicht so bequem, als eine rein alphabetische; indeß hellt sich gerade durch die Zusammenstellung stammverwandter Wörter und der mit denselben zusammenhängenden Redensarten so Manches auf, was vereinzelt hätte dunkel bleiben müssen und kaum durch weitläufige Nachweisungen hätte ersezt werden können.

Daß es bei einer solchen Arbeit an einzelnen Unrichtigkeiten und Lücken nicht fehlen wird, liegt in der Natur der Sache. Um nur Eines anzuführen, sollte Theil III, S. 81 das Wort Ram, Rom = Ansatz von Schmutz, Ruß u. s. w. an der Haut nicht von dem Worte Raum S. 85 getrennt seyn. Beide sind wohl eins und dasselbe, was nicht allein die analoge Bedeutung, sondern der Umstand beweist, daß im Schwäbischen das Wort Rahm = Sahne wie das S. 81 aufgeführte Wort gesprochen wird, nämlich Ro mit nasalem o. — Th. III, S. 205 wird ein altes Wort safftenkew aufgeführt, das Schmeller nicht näher zu erklären weiß. Es ist wohl dasselbe, was das schwäbische Schefzgenheu, eine Art Binsen, welche zum Reinigen zinnerner Geschirre gebraucht werden.

Viele jezt undeutliche Redensarten der süddeutschen Dialekte und des Neudeutschen überhaupt finden in dem Wörterbuche ihre Erklärung aus der ältern Sprache. Die älteste deutsche Bezeichnung für die noachische Fluth heißt nicht Sundfluth, sondern Sinfluot, d. h. große Fluth. So schon bei Notter im neunten, und noch bei Michel Beham im sechzehnten Jahrhundert. Daher unsere süddeutsche Aussprache des Worts wie Sindfluth, wiewohl ohne Zweifel bloß zufällig, da unsere Mundart gar kein ü hat, richtiger ist. Vergl. III, S. 254, 275. — Das Wort gerad (III, 48 f.) bedeutet in der ältern Sprache, und zum Theil in Anklängen noch jezt, hurtig, behende, gewandt, tüchtig. Aehnlich auch in der Züricher Handschrift der deutschen Gesta Romanorum (C. 113, Fol. 21, v°, b.): Da in daz lantvolk ersach, daz er so ain gerader starker man waz u. s. f.

Manches könnte durch die schwäbische Mundart noch weiter belegt werden. Schlurken (III, 457) heißt hier nicht stammeln, sondern wie Schlarfen u. s. f. = schleppend umhergehen, daher diese beiden Worte zusammenhängen. Schlurker ist schwäbisch = Pantoffel. — Manche Wörter hat das Bayerische noch aus dem Mittelhochdeutschen aufbewahrt, die im Schwäbischen verloren gegangen sind. So Sinewel (daher „Semmel") = rund. Vergl. III, 255.

Besondere Rücksicht nimmt der Verfasser auch auf die Erklärung der Ortsnamen. So wird Wiesenstaig (IV, 185) von Wisent = bubalus abgeleitet, einem Thier, das in unsern Gegenden der Kultur gewichen ist, aber noch hin und wieder in Eigennamen vorkommt. Theil IV, 114 ist von dem Namen Wangen, S. 112 von Wärden u. s. f. die Rede. S. 306 leitet Schmeller den Namen Tübingen von dem Verbum zwingen, twingen ab, und fragt, ob nicht in Tübingen noch das alte Twing mit der alten Aussprache übrig sey. Ref. kann aus guter Quelle versichern, daß dem nicht also ist, daß vielmehr dieser Name in der Volkssprache deutlich Tiwinge lautet.

Zum Schlusse müssen wir noch die in Bayern und Tyrol einheimische, den italienischen Ritornellen und Ballatten ähnliche Dichtgattung erwähnen, die unter dem Namen Schnaderhüpferl bekannt ist, und worüber Theil III, S. 499 näherer Aufschluß ertheilt wird. Auf die Zeit der Ernte, die erfreulichste für ein ackerbauendes, wie der Herbst für ein weinbauendes Land, war die große Mehrzahl der Bevölkerung früher, da noch nicht auch der Nährstand das ganze Jahr hindurch der Genußsucht Statt gab, was die Freuden des Tages betrifft, hauptsächlich angewiesen; eine bedeutsame, wahrhaft nationale Feier, zu welcher sich gleichsam amtlich auch die höhern Stände eingeladen sahen, obschon freilich auch diese Volkslust manchmal von obenherab zu engherzig betrachtet wurde. Auf solche ehemals übliche Schnittertänze oder Schnitterhupfe bezieht sich denn auch der, weil er nicht mehr aus der Sache selbst ganz klar ist, durch ein gewisses Spielen mit den Lauten nach allen Vocalen variirte Ausdruck Schnitterhüpflein als metonymische Benennung für ein kurzes, aus einem oder zwei Reimpaaren, jedenfalls aus vier Abschnitten oder Zeilen bestehendes Liedchen, das nach gewissen landläufigen Tanzmelodien gesungen und häufig vom Sänger oder Tänzer aus dem Stegreif gedichtet wird. Die meist sehr einfachen Tanzmelodien, auf welche diese Liedchen gemacht sind, kommen bei aller übrigen Abwechslung gewöhnlich darin überein, daß sich von jedem seiner beiden Theile, welchen die Verszeilen entsprechen, der erste Takt im Accord des Grundtons, der zweite und dritte in dem der Dominante und der vierte wieder in dem des Grundtons bewegt. Wo, dem

sechsfüßigen Vers entsprechend, jeder Theil aus sechs Takten besteht, wiederholt sich gewöhnlich vier Mal die Reihe: Grundaccord, Dominantenaccord, Grundaccord. Doch gibt es auch weniger einfache Schnitterhüpflein-Melodien, die aber, mehr von der eigentlichen Kunstmusik ausgehend, öfter bloß gewissen Gegenden und Zeiten eigen sind. Proben solcher Singstückchen hat Schmeller in der Grammatik (S. 437, 454, 465, 468, u. f. f.) gegeben. Im Jahr 1830 ist von E. Neureuther eine eigene Sammlung lithographirter Blätter, derlei bayerische Gebirgsliedchen mit Noten in bildlichen Einfassungen enthaltend, erschienen. Diese Lieder bloß als lezte abgebrochene Lebenszeichen einer weiland voller strömenden Volkslyrik betrachten, hieße, wie Schmeller richtig bemerkt, ihre Natur und Bestimmung verkennen. Wenn die aus der ältern Sprache als Reigen und Tanzweisen auf uns gekommenen Lieder in der Regel längern Athems sind, so ist daraus kaum etwas anders zu schließen, als daß man damals wie jezt nur wirkliche Dichterschöpfungen, nicht aber auch die kurzen, jedem Mund ex tempore entschlüpfenden gereimten Einfälle des Aufschreibens Werth gehalten. Sinnreich ist die Vermuthung, daß das bekannte von Docen und Benecke mitgetheilte Lied aus dem Tegernseeer Codex etwas der Art sey: „Du bist min, ich bin din, das solt du gewis sin. Du bist beslossen in minem herzen; verlorn ist daz sluzzelîne, du muost och immer darinne sin.“ Wie sich am Nordende von Europa der norwegische Bauer zur Ergötzung seine kurze Stäv oder Stavjevise dichtet, so ergießt sich am Südende der andalusische Majo nach immer wiederkehrenden, von der Guitarre begleiteten Weisen in seine künstlichen schlechtgereimten Coplas de repente, deren Inhalt und äußerer Bau mit den bayerischen Schnitterhüpflein die unverkennbarste Aehnlichkeit hat.

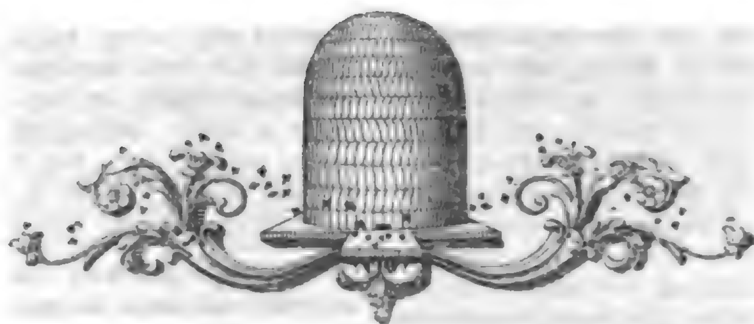
Noch ist auf die Genauigkeit aufmerksam zu machen, mit welcher Schmeller die mundartlichen Laute zu fixiren und zu bezeichnen weiß. Mit Hülfe weniger Accente, Apostrophe, umgekehrter Buchstaben bringt er eine so präcise Bezeichnung der Zwischenlaute zu Stande, die bei der Schreibung mit den gewöhnlichen Schriftzeichen nur für den des Dialekts zum Voraus Kundigen möglich wäre, daß auch noch nach Jahrhunderten die genaueste Lautreproduktion des bayerischen Dialekts sich wird ausführen lassen. Es wäre zu wünschen, was denn auch für das Schwäbische durch Moriz Rapp bereits geschehen ist, daß dieses Verfahren auch bei andern Untersuchungen über deutsche Dialekte befolgt würde.

Unterhaltungs- und Jugendschriften.

1) Polichinell. Dramatisches Feenmährchen für Kinder, von J. P. Lyser, mit G. Cruikshanks Originalholzschnitten. Stuttgart, Neff.

Fürst Pückler-Muskau hat in seinen Briefen über England mehrere von Cruikshanks Holzschnitten, die den Punch (oder englischen Polichinell) darstellen, copiren lassen, und einen vortrefflichen Commentar dazu geschrieben. Hier sind die sämmtlichen Holzschnitte in Original, mit einem deutschen auf die Jugend berechneten Text von Lyser. Die Zeichnungen sind außerordentlich humoristisch und zwingen auch den ernsthaftesten Beschauer zum Lachen. Inzwischen war die Aufgabe nicht leicht, dem Texte so viel Moral zu geben, als es nothwendig ist, sofern das Buch in die Hände der Jugend kommen soll. Nach der ursprünglichen Intention des Puppenspiels und nach der Pückler'schen Auslegung ist Punch der Repräsentant des rohesten Londoner Pöbels. Er wirft sein Kind zum Fenster hinaus, er schlägt seine Frau todt, er ist lüderlich, übt Bosheiten, Undank, kommt in die Hände der Justiz und endlich in die des Teufels, betrügt sie aber alle beide, nach dem richtigen Grundsatze, daß dem rohen Pöbel mit nichts beizukommen ist, und daß seine Zähigkeit, zumal in England, alles überdauert. Was hat nun Lyser aus diesem bedenklichen Stoff gemacht? Er hat ihn mit großer Leichtigkeit und ohne ihm irgend Zwang anzuthun, rein von der komischen Seite genommen und einen Triumph des Harlekin über alle Laster daraus gemacht. Polichinell theilt mit einem Hunde seinen lezten Bissen. Der Hund verwandelt sich in die Göttin der Freude, die verzaubert worden war und eher nicht wieder befreit werden sollte, bis Jemand den lezten Bissen mit ihr theilen würde. Dann dient P. im Hause des Neides und der Bosheit und muß Unart, das Kind der leztern, warten, läßt dieses fallen, und bringt die Bosheit und den Neid um. Eben so geht es später der Schadenfreude, der Gewalt, dem Betrug, der Ungerechtigkeit und zulezt dem Teufel selbst. Die gutmüthige Derbheit, mit welcher Polichinell ungesucht und wie von ungefähr alle die feindlichen Gewalten abfertigt, so daß er zulezt, ohne es zu wollen, in seiner Lustigkeit als das moralische Princip dasteht, ist dem Dichter sehr wohl gelungen, er hat dadurch alle Klippen, die ihm die Bearbeitung darbot, geschickt vermieden und die Aufgabe befriedigend gelöst.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 119. Freitag, 24. November 1837.

Sprachlehre.

2) Die vergleichende Grammatik, als Naturlehre dargestellt, von Dr. K. M. Rapp. Erster oder physiologischer Theil. Erste Hälfte. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.

Es gehört unter die seltenen Vorkommenheiten, daß sich in dem einen und demselben Individuum produktiv-künstlerisches Talent und eine entschiedene Richtung auf ein positives historisches Studium vereinigt. Bei Herrn Rapp tritt dieser Fall ein. Wir haben bei ihm einerseits ganz eigenthümliche poetische Produktionen (die Prager Schlacht, Atellanen), und andrerseits bietet er uns hier ein großes Sprachwerk, das von den vielseitigsten philologischen Studien und vom lebendigsten Durchdringen seines gelehrten Stoffes zeugt. Schon aus mehreren seiner dramatischen Dichtungen blickt indeß jene gedoppelte Neigung hervor, indem der Verfasser daselbst entschiedene deutsche Mundarten mit sicherer Gewandtheit zu handhaben und zu seinen poetischen Zwecken zu verwenden versteht; und wenn in seinen poetischen Arbeiten der Sprachforscher sich kund gibt, so verläugnet sich auch bei seiner philologischen Thätigkeit der Poet nicht. Die Sprache selbst ist ihm Poesie, sie ist innigstes und vollstes Leben; und das Leben des in der Sprache schaffenden und waltenden Geistes. Der lebendige Laut, nicht der todte Buchstabe, ist ihm das Prinzip der Sprachforschung.

Es ist auffallend, wie in unsern Tagen die Sprache von allen Seiten gepackt, in jedes Licht gerückt, durch die verschiedensten Agentien zersezt, zergliedert und reconstruirt wird. Doch unterscheiden sich die Bearbeiter dieses Feldes sehr bestimmt dadurch, ob sie die Sprache als etwas Lebendes oder als etwas Todtes, als etwas im Laute oder als etwas im Buchstaben Vorhandenes betrachten. Die Unterscheidung scheint trivial, und hat doch die bedeutendsten Consequenzen. Die philologischen Anatomen die sich am liebsten mit Cadavern und Mumien zu thun machen, an welchen allerdings leichter zu präpariren ist, als an einem immer wechselnden, gerade in der Wandlung stetigen Leben, empfehlen als ein äußerst wirksames Mittel der Sprachforschung die Paläographie, und weisen uns dieses, wie Robert Lepsius, am Sanskrit oder andern Sprachen sonnenklar nach. Wir sind weit entfernt, die Bedeutung und Wichtigkeit des Buchstabens und der Schrift überhaupt für das Sprachstudium in Abrede zu stellen; aber sicherer und wichtiger bleibt doch das mehr philosophische Verfahren derer, welche die Sprache als etwas Lebendiges fassen, welche ihren

lebendigen Laut zu erforschen, und aus ihm die Umwandlungen und Umgestaltungen der Wörter, auch etwa die Schriftbezeichnung und den Buchstaben zu erklären suchen, aber nicht umgekehrt, aus dem Buchstaben die Sprache; und dies ist eben das Prinzip unseres Verfassers.

Herr Rapp nennt seine Grammatik auch einen Versuch einer Physiologie der Sprache, ohne damit genau den Sinn zu verbinden, in welchem wir so eben von einer physiologischen Betrachtung der Sprache redeten. Er will die Sprache, wie in den einleitenden Bemerkungen auseinander gesezt wird, als ein Naturprodukt betrachtet wissen, sofern dieselbe nicht aus der Willkür eines Einzelnen, nicht durch menschliche Reflexion entstanden sey. Der Menschengeist, sagt er, hat sich den Sprachstoff unbewußt organisirt; die Gesetzmäßigkeit der Sprache ist also für sich ebenso äußerlich, ebenso materiell, als die äußere Natur. Die Sprachstämme, die Sprachindividuen oder Wörter pflanzen sich fort von Geschlecht zu Geschlecht mit der Menschheit, wie die sichtbare und tastbare Natur sich durch die Gattung verjüngt und fortsezt. Damit aber ist ihr Wesen noch nicht erschöpft. Die Sprachen reproduciren sich auf diese mechanische Weise bloß zufällig äußerlich, ihre wirkliche Fortbildung aber ist nicht durch die Reproduktion im menschlichen Individuum gebunden, sondern der Sprachstamm ist für sich selbst Individuum. Eine Sprache bleibt, in großen Dimensionen betrachtet, nicht dieselbe, sie hat ihre Entwicklungsstufen, sie degenerirt, wie man sagt, oder wie man, von der Seite des Geistes betrachtet, sagen kann, sie vergeistigt sich, sie ist in fortwährendem Verbindungsprozesse begriffen, indem der ihr inwohnende Gedanke an ihren materiellen Kräften zehrt und sie allmählich auflöst, wie er ihrer Hülle in geringerem Maaße bedarf. In dieser Betrachtung, wo die Sprache sichtbar zum Individuum wird, das seine Lebensdauer nach Jahrhunderten abmißt, scheint dieselbe aber nicht bloß Naturprodukt zu seyn, sie scheint Antheil zu nehmen an der historischen Entwicklung der Menschheit. Der Verfasser will durch diese Auseinandersetzungen den Versuch machen, die Philologie als Disciplin in das allgemeine System der Wissenschaft einzureihen, und hat dabei namentlich die Hegelische Philosophie im Auge. So richtig der Standpunkt der Philologie im Systeme der Wissenschaft im Allgemeinen bezeichnet zu seyn scheint, so großartig jedenfalls die welthistorische Bedeutung der Sprache aufgefaßt ist, so wird doch der Verfasser vor dem Richterstuhle jener Philosophie wohl schwerlich durchaus Gnade finden, da ihm von dorther mit Recht eingewendet werden kann, daß sich seine einleitende Darstellung noch viel zu sehr in dem Gebiete der Analogien und Bilder, welches der Vorstellung anheimfällt, bewege, und daß er zum reinen Begriffe der Sache nicht überall durchgedrungen sey. Während er einerseits wohl einsieht, daß durch die Vergleichung der Sprache mit einem Naturprodukt das Wesen derselben keineswegs erschöpft sey, daß dieselbe vielmehr, um begriffen zu werden, auf dem Gebiete des Geistes betrachtet werden müsse, fällt er doch bald wieder auf jene Vergleichung zurück, und hat sie sogar als Hauptsache dem ganzen Buche als Titel vorgesezt.

Was nun den Plan des Werkes selbst anbetrifft, so zerfällt das Ganze in zwei große Partien, eine physiologische und eine teleologische. Der erste oder der physiologische Theil umfaßt „die eine Hälfte der Geseze, welche das doppellebige Organ der menschlichen Sprache bedingen," und führt auch den besondern Titel: Versuche einer Physiologie der Sprache, nebst einer historischen Entwicklung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsätzen. Dieser Theil bildet in zwei Bänden, von denen aber bloß der erste bis jezt erschienen ist, ein für sich bestehendes Ganze. Der zweite teleologische Theil der vergleichenden Sprachlehre soll das ergänzende Gegenstück bilden und, mit dem Bewußtseyn der Naturgeseze ausgerüstet, die logischen Geseze construiren.

In der ersten Abtheilung, in der Physik der Grammatik, wird der Sprachstoff betrachtet als ein Materielles, als ein Körper, wie er zwar nicht tastbar und nicht sichtbar, aber als Hörstoff sich der Phantasie gegenüberstellt. Alles Körperliche aber, das sich dem Geiste gegenüberstellt, fällt für uns zunächst in die beiden Kategorien der Quantität und der Qualität. Die Quantität will den Stoff messen, berechnen; die Qualität will die Stoffe scheiden, unterscheiden. Dem Sprachstoff, als einem bloß für das Ohr erkennbaren Körper, kann man nun zwar nicht im eigentlichen Sinne eine räumliche Ausdehnung zuschreiben, denn die Luftschwingungen, durch die er sich fortpflanzt, sind nicht einmal seine Substanz, wie sie zum Bewußtseyn kommt, sondern sein nicht weiter erklärbares Organ, und dann lassen sich dieselben auch nicht ermessen, weil sie nach einem unendlichen Abnahmeproceß verhallen. Dem Sprachlaut kommt also nur eine zeitliche Messung zu, denn die Zeit ist das eigentliche Organ, oder vielmehr Substrat aller Ohranschauung, und daraus geht die Rhythmik und die Metrik der Sprache hervor; der Sprachlaut wird aber außerdem noch einmal gemessen, und zwar nach der verschieden ausgetheilten Energie der Auslautung unter den Lautreihen, welches die Betonung und die Lehre vom Accent bestimmt. Was die Qualität betriffe, so unterscheidet der Geist am Sprachkörper verschiedene Individualitäten, Sprachlaute, die in ihrer Vielheit wieder nach gewissen inwohnenden Verwandtschaften sich in Reihen und Kreise ordnen, und welche als Naturpersönlichkeiten unter sich unter gewissen Bedingungen

von Attraction und Abstoßung stehen. Dies ist also die Lehre von den Sprachlauten, oder wie es gewöhnlich mit Rücksicht auf die Symbolik der Schrift ausgedrückt wird, die Lehre von den Buchstaben.

Der andere Theil der grammatischen Disciplin wäre nun die Logik der Sprache oder die Theorie der Wortklassen, was denn die Teleologie der grammatischen Wissenschaft genannt wird. Es fragt sich hier: Wie bestimmt sich der Sprachgeist in Entwicklung der Begriffsformen aus dem ihm einmal gegebenen Naturstoff? und hier werden wieder zweierlei Processe unterschieden. Erstens: welche Sprachformen schafft sich der Geist, um seine Ideen zu verkörpern? Dies gibt die Formenlehre, Etymologie oder Wortlehre. Sie hat es mit der Aufzählung der Sprachgeschöpfe nach ihren Naturklassen zu thun, und trägt den ganzen Sprachstoff nach der gebräuchlichen Ordnung in Verbalformen, Nominalformen, Partikelformen u. s. w. vor. Zweitens: Wie nimmt der Geist die geschaffenen Sprachformen wieder in seine Sphäre zurück, um durch ihre Combination weitere Denkbestimmungen zu verkörpern? Dies lehrt die Satzlehre, insgemein die Syntax genannt. Mit ihr ist der Kreis der grammatischen Disciplinen vollendet, und es ergeben sich also deren vier: zwei physikalische oder elementarische, die Quantitätslehre oder Tonlehre und die Qualitätslehre oder Lautlehre; zwei logische oder praktische, die sogenannte Etymologie oder Formenlehre, und die Syntax oder Satzlehre. Zu näherer Veranschaulichung parallelisirt der Verfasser diese Elemente der Sprachwissenschaft einzelnen Fächern der andern Naturwissenschaften. So vergleichen sich die elementaren Disciplinen überhaupt den physikalischen, und zwar die Tonlehre mit der eigentlichen Physik, und die Lautlehre mit der Chemie. Die praktischen Disciplinen aber entsprechen dem, was man Naturgeschichte nennt, und zwar ist die Formenlehre genau das, was in der Naturgeschichte die eigentlichen Natursysteme oder Naturreiche sind. In beiden Gebieten scheiden sich organisirte von unorganisirten Körpern. Bei beiden zerfallen wieder die einzelnen Reiche in gewisse Ordnungen, indem besonders das Reich des Organischen den geordnetsten Formenreichthum entfaltet. Die Anatomie hat Vieles mit der Etymologie gemein. Dem syntactischen Theil entspricht das, was man praktische Naturgeschichte nennen kann, d. h. Naturgeschichte, wie sie zum Zweck der allgemeinen Belehrung abgefaßt wird und das Technologische mit einschließt. Die physische Geographie und Statistik eines Landes vergleicht sich seinem Dialekt und Sprachgebrauch.

Der vorliegende Band, der erste von sechsen, aus denen das ganze Werk bestehen soll, behandelt nun zuerst die Physiologie der Sprache theoretisch, und dieses gerade ist der Kern des ganzen Buchs; in diesen Betrachtungen über die Laut- oder Buchstabenlehre, so wie über Quantität, Accent, Rhythmus und Reim bewährt sich der Beruf des Verfassers auf eine glänzende Weise. Wir nehmen aus nahe liegenden Gründen Anstand, unsern Lesern Einzelnheiten aus diesem Abschnitte mitzutheilen, obwohl wir versichern können, daß sich in demselben die feinsten Bemerkungen drängen, und daß diese zugleich auf eine äußerst lebendige und möglichst anziehende Weise dargestellt sind.

Nachdem die theoretische Grundlage der Physiologie der Sprache gegeben ist, wendet sich der Verfasser zur historischen Ansicht der Sache und weist das Gegebene an positiven Sprachen älterer und neuerer Zeit nach. Zu rühmen ist hier die Beschränkung in Bezug auf den Kreis von Sprachen, den sich der Verfasser zu diesen Nachweisungen gewählt hat. Freilich tritt, wie er auch in der Vorrede bemerkt, die vergleichende Grammatik jezt in einem vornehmen Gewande auf. Wenn man es auch noch nicht wagt, alle wirklichen und möglichen Sprachen zu vergleichen, so geht man doch in der Darstellung bis auf das Sanskrit zurück und stellt auf diese Basis die europäischen Mundarten. Der Verfasser bekennt offen seine Unwissenheit in dieser Breite, beruhigt sich aber mit der, aus der Erfahrung genommenen Ueberzeugung, daß selbst in der engsten Begrenzung des Sprachstudiums noch unendlich viel zu suchen und zu finden sey, und daß eine auf unserem heimischen Gebiet etwa noch räthselhafte Erscheinung dadurch für Begriff und Anschauung nicht gefördert werde, daß sie uns auf fremden Boden als eben so räthselhaft entgegentrete. Jedenfalls werden wir ihm zugestehen, daß bei großer Ausdehnung dieser Studien in die Breite nur selten durch die weitere Ansicht für die Wissenschaft wieder das gewonnen werde, was in solchem latitudinarischen Streben an Gründlichkeit und tiefer Einsicht in das Detail verloren zu gehen pflegt; und in Betracht des fleißigen Anbaus der uns näher liegenden Idiome erlassen wir ihm gerne den Räthselkram aus dem Orient und den slavischen Sprachen.

Von diesen historischen Nachweisungen umfaßt der erste Band nur das Griechische, Lateinische und Gothische. Wir haben schon angeführt, daß es dem Verfasser vor Allem um den Laut, um das eigentliche Leben der Sprache zu thun ist, und so ist ihm denn bei den alten Sprachen eine Hauptaufgabe, darauf auszugehen, daß sie nicht mehr todte Sprachen bleiben, sondern wieder zum Leben und Tönen erweckt werden können, weßhalb er denn auch seinen Untersuchungen über die Pronunciation der alten Sprachen einen künstlerischen Werth zuschreibt. „Wer es für gleichgültig und überflüssig hält, sagt er,

die Poesie des alten Griechenlands in ihrer lebendigen Wahrheit für das Ohr wieder herzustellen, der ist ein Barbar; denn eine Poesie, die nur für das gelehrte Auge da ist, die nicht mehr laut werden darf, ist eine Malerei, die die Farbe eingebüßt hat. Die Zeichnung ist freilich mehr werth, aber erst mit der Farbe hat das Bild seine Vollendung. Wenn wir also die Aussicht haben, uns die alte Kunst auch für das Ohr wieder herzustellen, so dürfen wir unserer Entdeckung ohne Uebertreibung den Werth eines Firnißes beimessen, die farblose Bilder einer entschwundenen klassischen Zeit in den ersten Stand ihrer Blüthe wieder zurückzuzaubern vermöchte. Die Frage kann also nur seyn, ob der Versuch geglückt ist."

So erhalten wir denn als Probestücke griechischer Orthoepie für die jonische Heldenpoesie ein Fragment aus der Odyssee, für die attische Theaterpoesie Scenen aus den Acharnern des Aristophanes, welches Stück der Verfasser in seinen Atellanen theilweise in den schwäbischen Dialekt übersezt hat, und für die dorische Idyllpoesie den Anfang von Theokrits erstem Idyll. Ebenso wird das Lateinische behandelt. Nach einigen einleitenden Bemerkungen über lateinische Lautverhältnisse, die wir unseren Schulphilologen zur Beherzigung empfehlen, finden wir Stellen aus Terenz, Cattul, Virgil und Ovid mit gegenüberstehender genauer Angabe der nach den vorangegangenen Untersuchungen muthmaßlichen Aussprache. Wir bedauern sehr, daß es uns unmöglich ist, von den orthoepischen Probestücken einzelne mitzutheilen, aber die vielen dabei nöthigen Accente und Punkte machen theils die typographische Reproduction mißlich, theils würde uns die Erklärung dieser Zeichen hier zu weit führen. — Mit dem Gothischen betritt der Verfasser ein heimischeres Feld. Die Erörterungen über die gothischen Lautverhältnisse, welche die älteste Grundlage unserer Muttersprache bilden, sind ausführlicher als die über die antiken Sprachen. Auch hier sind orthoepische Proben, und zwar aus der Bibelübersetzung des Ulfilas gegeben mit gegenüberstehender, wortgetreuer lateinischer Uebersetzung. Für den zweiten Band der Physiologie ist eine ähnliche Entwicklung der mittelalterlichen, so wie der jezt lebenden germanisch-romanischen Idiome vorbehalten, und wir wünschen diesem Werke, so viel es sich mit der Ruhe verträgt, mit welcher solche Dinge behandelt seyn wollen, den raschesten Fortgang, denn der Verfasser versteht wie Wenige, dem Pulsiren des in der Sprache offenbaren Geisteslebens zu lauschen.

Unterhaltungs- und Jugendschriften.

2) Ehret die Frauen. MDCCCXXXVIII. London, Asher. 8.

Achtzehn weibliche Bildnisse in sehr schönen Stahlstichen, jedes durch ein Gedicht erläutert. Die glückliche Mutter — die schweigend harrende morgenländische Braut — die hoffend in die Ferne Blickende — die mit der Vertrauten im Gespräch Begriffene — die einsam Gedankenvolle — die Lächelnde mit dem kleinen Hunde — die gepuzte Morgenländerin — die junge Dame in der Tracht des vorigen Jahrhunderts mit einer Rose — die das Medaillon Betrachtende — die Entzückte, die den Brief des Geliebten an die Brust drückt — die zärtlich das Fenster Oeffnende — die in ihrem Puz Eingeschlafene — die Weinende — das ländliche Mädchen mit dem Eierkorb — die vor dem Spiegel die Schürze Zurechtrückende — die Fee — die vom Lesen Aufblickende — die Sinnige. Alle diese Bilder sind meisterhaft gestochen, viele sind durch Ausdruck und Physiognomie sehr schön, und nur einige ein wenig nach französischer Art zu absichts- und anspruchsvoll, zu wenig auf altenglische Weise naiv und kunstlos, wenn anders unser in dieser Beziehung sehr argwöhnisches Auge uns nicht täuscht.

Taschenbücher auf 1838.

Helene.

Recht artige Stahlstiche, größtentheils englische Genrebilder. Eine Novelle von Mutius Scävola. Da wir unsere Meinung von diesem Dichter schon mehr als einmal, und ziemlich derb gesagt haben, wollen wir uns nicht wiederholen. In ein Taschenbuch, das auf einigermaßen Delikatesse Anspruch macht, gehört ein so unzüchtiger Scribent, der nur in den tiefsten Gemeinheiten des Lebens zu wühlen liebt, nicht hinein. Auch in dieser Novelle wieder finden wir auf der ersten besten Seite, die wir aufschlagen, die dezente Frage erörtert, ob es die Frau Mutter oder das Fräulein Tochter gewesen sey, die dem Herrn Grafen die nächtlichen Besuche abgestattet? Diesen Frechheiten folgt eine desto zahmere Novelle der Henriette Hanke, eine Künstlernovelle von Leopold Schefer und eine italienische Liebesnovelle von Herloßsohn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 120. Montag, 27. November 1837.

Dramatische Literatur.

1) Ben Jonson und seine Schule, dargestellt in einer Auswahl von Lustspielen und Tragödien, übersezt und erläutert durch Wolf Grafen von Baudissin. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1836.

Diese dramatischen Werke näher kennen zu lernen, ist nicht bloß in literargeschichtlicher Beziehung interessant; das eine oder andere der hier verzeichneten Stücke würde sich, in einer zweckmäßigen Bearbeitung auch noch sehr gut für unsre Bühnen eignen.

Der Herausgeber charakterisirt die Schule Ben Jonsons sehr gut nach einer allgemeinen Analogie, die durch alle Kunstgeschichte von den ältesten Zeiten an hindurchgeht: „Wie uns die Grazie des Mönchs von Fiesole, oder des Benozzo Gozzoli entzückt, hat auch die englische Bühne ihre Bilder auf Goldgrund', und in Tempera, und eine Färbung, die an Lieblichkeit und Klarheit den alten florentinischen und venetianischen Gemälden gleichkommt. So ist George Peele's Schauspiel von der Liebe des Königs David und der Bathseba von der reizendsten Süßigkeit und Vollendung der Sprache; Green besticht uns durch die Durchsichtigkeit seiner Farbe, und die Leichtigkeit seiner Behandlung; Marlow malt, wie Luca Signorelli, schon große Frescobilder, während der feine witzige Lyly in zierlichen Miniaturen excellirt. Nun folgen Raphael und Shakespeare, Beide unerreicht und einzig; nur jener minder entfernt von seinen fast schon mit ihm vergleichbaren Vorgängern, und gegen das Ende seiner bewundernswürdigen Laufbahn sich selber nicht so ganz treu geblieben, als der Brite. Aber unmittelbar nachdem der schöne Lichtstrom seinen reinsten Glanz erreicht hat, gesellt sich ihm in England wie in Italien eine fremdartige Flamme, und stört sein helles Feuer durch einen Zusatz, den er nicht wieder hat ausscheiden können, und der ihn nach kurzer Zeit entstellt und trübt. Das ist theils die starr gewordene Auffassung und Uebertragung der Antike in die moderne Kunst (die besonders die italienische Architektur so kalt und todt hat werden lassen), theils die bewußte, auf den Verstand gegründete Absichtlichkeit, der Alles auf den Effekt ankommt, der die innige Liebe für den Gegenstand nicht mehr genügt, und der nun bald scharfe Lichter und Schatten, perspectivische Kunststücke, anatomische Gelehrsamkeit und schlagende Wirkung Zweck statt Mittel werden. So kam in Italien die Zeit, in welcher Raphael überboten werden sollte und der manierirte Baroccio oder die Virtuosen von Bologna mehr galten, als jener erste Dichter unter den Malern; und ebenso

stellte man auch in England gar bald den klassischen Ben Jonson und seine großartigen Nachfolger Massinger und Fletcher über den Schwan vom Avon. In Italien ist Michel-Angelo als der erste Urheber des großen Schisma anzusehen; er konnte seiner innersten Natur nach mit Raphael nicht einverstanden seyn, und veranlaßte, wie dies so oft der Fall ist, seine Nachfolger zu noch größern Verirrungen. Beaumont und Fletcher, Ben Jonsons geliebte und bei jeder Gelegenheit weit höher als Shakespeare gepriesene Jünger, schienen gar bald, was jener nur schwach angedeutet, weit kühner und siegreicher zu übertreffen. So ist offenbar Philaster in der Absicht geschrieben, der Welt zu zeigen, was aus einer Situation, wie sie im Hamlet vorkommt, gemacht werden könne; so soll die Tochter des Schließers in den Two noble Kinsmen der Ophelia den Rang ablaufen, und man begreift nicht wohl, wie Schlegel an das Mährchen hat glauben können: Shakespeare habe dies Schauspiel gemeinschaftlich mit Fletcher geschrieben. Das bestimmteste Streben nach Effekt, die bewußteste Intention, jede Wirkung auf die höchste Spitze zu treiben, bezeichnet die neue Schule; eben darum fangen die meisten ihrer Dramen auch mit bewundernswerther Kühnheit und Sicherheit an, sind aber nicht mit gleichem Erfolg zu Ende geführt. Während Shakespeare allgemein bekannte historische Thatsachen oder Novellen durch seinen schaffenden Genius zu Kunstwerken erhob, legen seine Nachfolger ein weit größeres Gewicht auf die Ueberraschung durch neue Erfindungen, oder benutzen wenigstens nur minder populäre Erzählungen. In ihrer Charakteristik wird nicht das Individuum mehr geschildert, sondern der Begriff; nicht der Geizige, sondern der Geiz, Alles ist bis zum höchsten Gipfel gesteigert, der nun nicht mehr überflogen werden kann; sehr oft wird aus der scharf umrissenen Zeichnung eine herbe Caricatur; und so gesichert schien der Triumph der Jünger des Jonson, daß Shakespeare erst nach einem Jahrhundert gleichsam wieder entdeckt werden mußte. Die Frage nun ob es sich denn auch wirklich der Mühe verlohne, die Werke jener großartigen englischen Manieristen kennen zu lernen, glaube ich zuversichtlich mit Ja beantworten zu können, und sie nicht zu hoch zu stellen, wenn ich sie mit den Caracci oder mit Dominichino vergleiche; minder schön und vollkommen als Shakespeare, sind sie immer noch Riesen gegen die spätern Dramatiker, und die Wirkung, die selbst in moderner Verdünnung Fletcher's Rule a Wife and have a Wife (Stille Wasser sind tief) noch auf unserer Bühne hervorbringt, möge als Beweis dienen, wie jene Zeit der unsern in frischen Motiven und scharfer Charakteristik überlegen war. Wir finden in Ben Jonson's Arbeiten durchgängig einen immensen Verstand, und einen Schatz von Gelehrsamkeit und redlichem Willen. In seinen Masken und Antimasken erscheint er als wirklicher Poet, und es lassen sich nicht leicht schöner erfundene und prächtiger ausgestattete Gelegenheitsgedichte denken. Ja, sie sind zum Theil so ächte Kunstwerke, daß Goethe für diese Gattung viel von dem Engländer hätte lernen können. Fletcher besticht durch unglaubliche Kühnheit und große Meisterschaft im Komischen. Die frechsten Situationen des Lustspiels sind sein wahres Element, und zugleich ist seine Sprache von einer so bewundernswürdigen Eleganz und Leichtigkeit, daß er schon um deßwillen studirt zu werden verdient. Massinger endlich ist ein herrliches, rhetorisches Talent, in mancher Beziehung unserm Schiller zu vergleichen; dabei weniger kühn, aber auch nicht so verletzend herbe wie Ben Jonson, oder so zügellos wie Fletcher."

Der Einleitung folgt eine schätzenswerthe chronologische Uebersicht der Geschichte der englischen Bühne von ihrem ersten Entstehen bis zu den Zeiten Cromwells. Dann die Uebersetzung der ausgewählten Stücke selbst.

Zuerst der Alchemist von Ben Jonson, ein 1610 gedichtetes Lustspiel. Der Held ist Dunst, ein Adept wie sie in jenen finstern Zeiten Mode waren, ein schlauer Betrüger, der von dem Aberglauben, von der Wundersucht, Habgier und Eitelkeit der Zeitgenossen seine Procente zieht und dabei von einem Gauner, der den Hauptmann und derben Handegen spielt, und von einem verschlagenen hübschen Mädchen als Lockvögeln unterstützt wird. Wie sie unter einander selbst zanken und dann doch wieder zusammenhalten, wenn ein Fang zu machen ist, und wie sie eitle Gecken, einfältige Weiber, Frömmler &c. betrügen, zuletzt entdeckt werden, und sich doch noch mit heiler Haut aus der Schlinge ziehen, das alles ist sehr ergötzlich geschildert. Das Stück trägt aber vollkommen das Gepräge einer andern Zeit und paßt mit diesen Charakteren und Sitten nicht mehr in die unsere. Eine Leichtgläubigkeit, wie sie im Zeitalter der Hexen, Schatzgräber, Alchemisten &c. alltäglich war, würde heute selbst im Gebiet der komischen Freiheit unwahr erscheinen. Die Hoffnung aber, daß dergleichen ältere Stücke einmal im Costüm unverändert, als reine Antiquitäten, aufgeführt werden könnten, muß man beim heutigen Zustand des Theaters aufgeben.

Das zweite Lustspiel: „Der dumme Teufel," ebenfalls von Ben Jonson, nimmt einen romantischen Anfang mit dem Satan, der in Begleitung des dummen Teufel Puck daherfährt. Das Interesse wendet sich aber von diesen abenteuerlichen Gestalten bald einer modernen Intrigue zu. Puck tritt in die Dienste Fitz Gimpels, der seinem Namen Ehre macht, denn er vertauscht gegen einen schönen Mantel einem Liebhaber seiner schönen Frau das Recht, mit dieser eine Viertelstunde lang zu reden, ohne daß er ihn unterbrechen darf. Der Liebhaber

sagt der Frau nun alles, was über ihren Gimpel von Mann zu sagen ist, und trägt sich ihr förmlich an. Das so offen begonnene Verständniß wird heimlich fortgesezt, und unter den vielen Versuchen des Liebhabers, sich der schönen Frau von Neuem zu nähern, macht seine Verkleidung als spanische Dame und sein Benehmen in einer Damengesellschaft die am meisten drastische Wirkung. Das Stück hat aber einen höchst ungenügenden Schluß. Der Dichter weiß weder, wo er mit dem dummen Teufel, noch wo er mit dem Liebespaare hinaus soll. Der erstere, der ohnehin gar nicht recht zur übrigen Handlung passen will, wird ins Gefängniß gesezt und entflieht von da mit großem Gestank; die schöne Frau wird am Schluß, da doch die Moral gerettet werden soll, mit ihrem Gimpel wieder versöhnt. Außer einigen sehr gut angelegten Scenen ist das Stück im Ganzen als ein sehr unförmliches und mißlungenes zu achten.

Der spanische Pfarrer, ein Lustspiel von Fletcher, hat viel Aehnlichkeit mit dem Barbier von Sevilla, so zwar, daß sogar der Advokat, der seine schöne junge Frau hütet, Bartolus heißt, wie Rosinens Hüter Bartolo. Um ihn aus dem Hause zu entfernen und den Liebhaber hineinzubringen, wendet besonders der Pfarrer und sein Küster, die dazu bestochen sind, alle möglichen Listen an. Der Pfarrer spielt ungefähr die Rolle des Basilio, ist aber vom Dichter mit viel mehr Vorliebe behandelt und in den Vordergrund gestellt. Höchst ergötzlich ist sein erstes Auftreten mit dem Küster, da sie Beide aufs ärgerlichste sich beklagen, daß Begräbnisse und Taufen so selten würden, ihre Armuth motivirt dann die Bestechung. In diese erste Intrigue ist eine zweite verflochten, sofern der Advokat öfters abgerufen wird, in dem Rechtsstreit des Don Enrique mitzuwirken. Dieser Don hat sich von seiner ersten Gemahlin scheiden lassen und eine zweite, Violante, geheirathet. Da er aber von dieser keine Kinder hat, nimmt er sich seines Sohnes erster Ehe, den er früher vernachlässigte, als Erben an. Darüber erzürnt die Stiefmutter, und Enriques Bruder Jacob, der schon auf die reiche Erbschaft gehofft hatte, prozessirt gegen ihn, indem er die erste Ehe für ungültig erklärt und mit Violanten sich verschwört; Enrique führt den Beweis, daß im Gegentheil die zweite Ehe nie wirklich vollzogen wurde, und die böse Stiefmutter wird nun verstoßen.

Die unselige Mitgift, ein Trauerspiel von Philipp Massinger und Nathanaal Field, hat eine schöne Charakteristik. Charolais, der Sohn eines Helden, der sich um sein Vaterland hoch verdient gemacht, aber seine Schulden nicht bezahlen konnte, erscheint vor Gericht. Noval, seines Vaters Todfeind, ist Oberrichter. Umsonst verschwendet Romont, ein tapferer Soldat, seine kräftige Beredsamkeit für Charolais, der weder für seinen Vater zahlen, noch die Beschimpfung seines Leichnams verhindern kann. Da nimmt sich ein edler Mann, Rochfort, seiner an, zahlt für ihn und vermählt ihm sogar seine Tochter Beaumelle. Diese sieht aber in ihrem jungen Mann nicht den Sohn des Helden, sondern einen ihr aufgedrungenen, einen armen Ritter, der von ihrem Gelde lebe. Sie bezeugt ihm also Geringschätzung und sezt aus Trotz ein altes, obwohl unschuldiges Verhältniß zu dem jungen Noval fort. Romont sieht einst, wie dieser eitle Geck sie küßt, und macht ihr in seiner rauhen Art heftige Vorwürfe. Dies steigert noch ihren Trotz, sie will sich von dem armen Volk, das ihr Vater füttert, nichts bieten lassen und bricht nun wirklich die Ehe. Charolais, der Romonts Worten nicht geglaubt, ertappt sie selbst und ersticht den jungen Noval sammt der treulosen Beaumelle. Dann reut ihn aber, durch die rasche That seinen Wohlthäter der einzigen Tochter beraubt zu haben, und endlich ersticht ihn ein Freund Novals, der selbst wieder von Romont erstochen wird.

Der Herzog von Mailand, Trauerspiel von Massinger. Ueberschwengliche Gräuel, als ob Victor Hugo sie in seiner tragischen Dreckapotheke zubereitet hätte. Es ist auffallend, daß die Unnatur sich schon in eine so frühe Zeit zurückdatiren läßt. Der Herzog von Mailand beauftragt seinen Diener Franciśco, ohne allen vernünftigen Grund, seine Gemahlin Marcelia zu ermorden. Franciśco glaubt von der Situation profitiren zu müssen, und trägt ihr seine Liebe an, indem er ihr die Gefahr zeigt, die ihr droht. Sie weist ihn mit Verachtung zurück. Nun überredet er den Herzog, sie liebe ihn, und dieser ersticht sie aus Eifersucht, stirbt aber selbst an Franciścos Gift, nachdem er noch befohlen hatte, diesen unter den gräßlichsten Qualen hinzurichten.

Der ältere Bruder, ein Lustspiel von Fletcher, ist recht artig. Charles, der ältere Bruder, ist ein in sich gelehrter Bücherwurm; Eustache, der jüngere, ein Modegeck. Der leztere will ein schönes Fräulein heirathen, und beredet den ältern Bruder, ihm die Erstgeburt abzutreten, damit er in den Besitz der Güter komme. Charles nimmt dies alles ganz gleichgültig, bis er zufällig die schöne Braut sieht, sich aufs heftigste in sie verliebt, sogleich ein anderer Mensch wird, sein Recht behauptet und dem Bruder sogar die Braut vorwegnimmt.

Eine neue Weise, alte Schulden zu zahlen, Lustspiel von Massinger, ebenfalls artig. Ein Lord liebt eine reiche Wittwe. Aus Zartheit nahen sie sich nicht, und erst indem sie einen alten armen Teufel und er die Tochter eines gemeinen Wucherers zu heirathen vorgibt, und Beide sich über diesen Geschmack endlich Vorwürfe machen, entdecken sie sich und heirathen einander selbst.

Die Bürgerfrau als Dame, ein Lustspiel von Massinger, hat unter allen diesen Stücken die reichsten komischen Effekte und dürfte sich, nur einigermaßen überarbeitet, noch sehr wohl für unsere Bühne eignen. Sir John Frugal, ein sehr reich gewordener Kaufmann aus der City, läßt sich von seiner Frau, die von gemeiner Herkunft plötzlich zu so großer Pracht gelangt ist, und sich vor Hochmuth nicht zu lassen weiß, und von deren beiden verzogenen Töchtern ein wenig mißbrauchen und duldet namentlich, daß sein armer Bruder Lucas, der an seinem Tisch das Gnadenbrod ißt, aufs verächtlichste behandelt und zu den niedrigsten Diensten gebraucht wird. Zwei vornehme Freier, die den schönen und reichen Mädchen nachgehen und sich sogar vor der Thür derselben herumschlagen, werden durch hochmüthiges und albernes Benehmen abgeschreckt. Lucas, aufs bitterste gekränkt durch die erlittenen Mißhandlungen, macht mit einigen jungen Handlungsdienern ein Complot, seinen Bruder zu bestehlen. Ein guter Freund gibt endlich dem Sir John Frugal den Rath, bessere Ordnung in sein Familienwesen zu bringen und vor allen Dingen die Seinigen einmal zu prüfen. Er stellt sich, als ob er in ein fernes Land und in ein Kloster gegangen sey und schickt ein Testament, das einzig seinen Bruder zum Universalerben einsezt. Lucas spielt nun den Herren, die gedemüthigte Schwägerin mit ihren Töchtern kniet und weint vor ihm, muß aber ihrem Putz entsagen und in bürgerlicher Haustracht wiedererscheinen. Die spitzbübischen Commis, denen er vorher selbst Anleitung zum stehlen gegeben, läßt Lucas jezt ins Gefängniß setzen. Die Schuldner, denen Sir John Frist gönnte, werden jezt streng zur Zahlung angehalten. Bis hieher ist alles aus dem Leben gegriffen, aus der gemeinen Wirklichkeit, mit unnachahmlicher Wahrheit der Charaktere und Situationen durchgeführt. Nun kommt eine kleine Unwahrscheinlichkeit, die aber viele komischen Scenen motivirt. Sir John nämlich und die beiden Freier kommen als indianische Könige gekleidet, mit glänzenden Empfehlungen aus Virginien, als seyen sie nach England gereist, sich daselbst bekehren zu lassen. Sie geben sich für Anbeter des Teufels aus und Sir John behauptet, durch den Teufel große Macht erlangt zu haben, und gibt seinem Bruder davon Beweise, indem er ihm ein köstliches Gastmahl herbeizaubert, Musik, Pantomime und lebende Bilder. Unter den leztern befinden sich die beiden Freier, die unbeweglich, als ob sie gemalt wären, dastehen. Lucas erbietet sich, seine Schwägerin sammt ihren beiden Töchtern dem Teufel in Virginien als Opfer auszuliefern, da ihm dadurch dessen reiche Gunst zu Theil werden soll. Die Weiber werden unter einem schicklichen Vorwand überredet, abzureisen, und die beiden Mädchen nehmen gar beweglichen Abschied von den vermeintlichen Portraits ihrer ehemaligen Freier. Nun macht aber Sir John durch seinen Zauber, daß die Bilder plötzlich lebendig werden und nun wird alles entdeckt, und Lucas räumt das Feld.

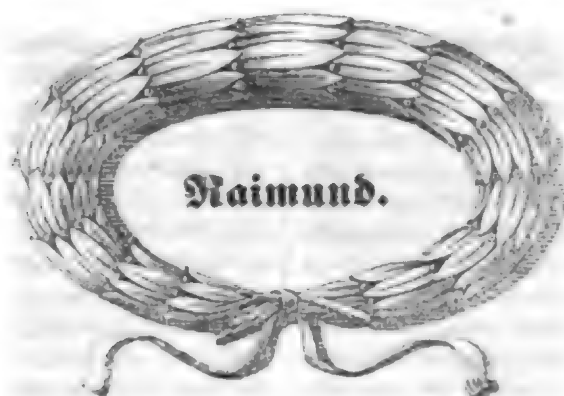
2) Berliner Theater-Almanach. Herausgegeben von A. Cosmar. Berlin, Bader, 1836.

Lauter kurze Waare aus Paris. Nur drei Lustspiele sind deutsche Originale. „Frau und Freund oder die Flucht nach Afrika,“ von Albini, zeichnet uns eine junge überaus eifersüchtige Frau, deren Charakter viel ansprechende Wahrheit hat, und deßhalb in einzelnen Zügen nicht so sehr hätte bis zur völligen Unwahrscheinlichkeit übertrieben werden dürfen. „Die drei Tanzmeister,“ von Rellstab. Ein junger Liebhaber verkleidet sich als Tanzmeister, um zu seiner Geliebten zu kommen. Ein anderer zufällig Eintretender wird vom Vater des Mädchens ebenfalls für den Tanzmeister gehalten und am Ende kommt auch der wirkliche Tanzmeister als Dritter. Ein nicht sehr neues Motiv, das aber in allen Variationen seine komische Wirkung nicht verfehlt. Quatember im Monde, Puppenspiel von Jemanden, ist eine Nachahmung der Wiener Possen, phantastisch genug, aber nicht genug gemüthlich. Es ist in dieser Beziehung nicht wohl möglich, Wien nach Berlin zu versetzen. Das Gemüth, die Naivetät, die natürliche Derbheit lassen sich mit aller Feinheit des Geistes nicht herausbringen.

3) Lustspiele von Dr. Karl Töpfer. Zweiter Band. Berlin, Duncker und Humblot, 1835.

Bube und Dame. Ein Graf geräth beim Spiel mit seiner Gemahlin in den heftigsten Zank über einen Buben und eine Dame. Bis sie sich versöhnen, wird noch eine andere Intrigue durchgespielt. Ein junger Liebhaber, der die Eltern seiner Braut beleidigt hat, schmeichelt sich listig wieder bei ihnen ein. — Der Krieg mit dem Onkel, eine ziemlich tolle Posse. Ein reicher Herr, der mit seinen Mündeln zu hoch hinaus will, wird von einem armen Vetter, der sich für einen Fürsten ausgibt, und von dessen Gläubigern, die ihm bei der Comödie helfen, um zu ihrem Gelde zu kommen, auf alle Art genossen und zulezt dahin gebracht, wohin er ihn haben will. Der Spaß ist gut, wird aber zu sehr übertrieben, so daß er die Wahrscheinlichkeit verliert. — Freien nach Vorschrift; eine Brautwerbung, wobei die schöne Braut alle täuscht, indem sie den heirathet, von dem es die Andern am wenigsten erwartet. Ein schon oft behandelter Stoff.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 121. Mittwoch, 29. November 1837.

Dramatische Literatur.

4) Ferdinand Raimunds sämmtliche dramatische und poetische Werke. Herausgegeben von J. N. Vogl. Erster bis dritter Theil. Wien, Rohrmann und Schweigerd, 1837.

In Raimund hat Deutschland einen der liebenswürdigsten dramatischen Dichter verloren. Ohne aus der Eigenthümlichkeit der Leopoldstädter-Theatermanier herauszutreten, ohne sie durch vornehmere Zuthat zu verfälschen, hat er sie doch dadurch veredelt, daß er die Gemüthlichkeit, deren sie fähig ist, ins glänzendste Licht sezte. Diese Gemüthlichkeit liegt im österreichischen Charakter. Man findet sie in den Kuhreigen auf den Gebirgen wie in der Wenzel Müller'schen Musik, beim Volk ganz so wie im Volkstheater der Leopoldstadt. Nur daß auf diesem Theater der Spaß überwiegt, und das Rührende selten durch das Burleske durchbrechen konnte. Raimund hat nun das Rührende (ohne alle Prätension) auf so natürliche Weise mit dem Lustigen verbunden, daß kaum Englands Bühne einen so wohlgelungenen Humor aufweisen kann. Das Publikum hat dies auch gefühlt; daher sind die besten Stücke von Raimund von Wien auch auf andere Bühnen übergewandert, obgleich dadurch viel von dem Reiz der Lokaltöne verloren ging. Indem die Zauber- und Feenwelt, das Reich der ungebundensten Phantasie mit der Alltäglichkeit des gemeinen Lebens bunt vermischt wird, muß das gemeine Leben auch so lokal, so bestimmt als möglich ausgeprägt, so eng als möglich begrenzt seyn. Allgemeine Menschen, modern Gebildete würden bei weitem nicht so gut mit jener Geisterwelt contrastiren, als es Bürger und Bauern thun, die in einem bestimmten Dialekt reden, in einem engen Kreise von Gewöhnungen sich bewegen. Nur aus diesem Grunde hat schon Aristophanes Lokalsitten und Sprache mit Phantasterei contrastirt; die italienischen Masken und Gozzi sind demselben Gesetz gefolgt, und das Leopoldstädter Theater hat nur aus derselben Ursache so viel Glück gemacht.

Unter den Stücken, die hier vorliegen, ist der Alpenkönig unstreitig das schönste, ein Charakterbild ganz aus dem Leben gegriffen, mit psychologischer Tiefe durchgeführt und voll göttlicher Laune. Der Bauer als Millionär ist ein eben so durchgeführtes Charakterbild, doch etwas weniger edel gehalten. Einige Scenen, z. B. die, wo die Jugend Abschied nimmt und das Alter kommt,

sind unübertrefflich zart und trotz ihrer spielenden Leichtigkeit von tiefer Wirkung. Moisaseurs Zauberflug ist das rührendste Drama von Raimund, und die arme Alzinde, deren Thränen Diamanten werden, ist eines der tragikomischsten Motive, die es gibt. Die übrigen Stücke, der Diamant des Geisterkönigs, der Barometermacher und die gefesselte Phantasie sind sehr phantastisch und launig, doch nicht von so ansprechender Charakteristik, wie die zuerst genannten.

Da alle diese Dramen nicht zum Lesen, sondern für die lebendige Darstellung geschrieben sind, und erst durch diese ihre volle Wirkung machen, wäre wohl zu wünschen, daß sie sich auf Deutschlands Bühnen erhalten und nicht einer falschen Vornehmigkeit geopfert werden möchten. Leider ist das weltberühmte Leopoldstädter Theater, der einzige Zufluchtsort des echtdeutschen Volkswitzes, in Abnahme begriffen, und anderwärts will nichts ähnliches entstehen. Es mangelt so sehr an gutem Spaß in Deutschland, die Leute sind so überklug und ernsthaft oder setzen sich einsam hin, um jenen verstiegenen, gelehrten, kalten, todtgebornen Humor auszuhecken, der mit der Verzweiflung kokettirt, die eben so unwahr ist. Um nur etwas Neues von Spaß zu haben, werden gute französische Lustspiele schlecht übersetzt, und da der gesellige Scherz der Franzosen nicht nur durch die gelungenen Uebertragungen unendlich viel verliert, sondern überhaupt dem deutschen Charakter fremd ist, so ist man wahrhaftig so schlecht angekommen, wie ein österreichischer Gefangener, der, anstatt daheim mit seinem Diendl zu scherzen, in Frankreich einer vornehmen alten Edeldame Holz tragen muß. An ein Ausbeuten des Nationalcharakters der eignen Sitten und des durch seine Gutmüthigkeit so eigenthümlichen deutschen Humors hat man nicht denken mögen, und die Wiener deßfalls immer nur über die Achsel angesehen, als ob ihr Leopoldstädter Theater nur für den Pöbel tauge. Es sind uns zwar sehr wohl noch andere Ursachen bekannt, warum wir gegenwärtig solchen Mangel an Lustspielen und Lust überhaupt leiden; auch werden die Poeten allein nicht im Stande seyn, die ganze Nation auf einen höheren und helleren Ton zu stimmen; allein man muß es wiederholt als eine der ersten Aufgaben der deutschen Dichtkunst bezeichnen, daß der Scherz wieder in sein Recht eingesezt werde, das er durch die Sentimentalitat, durch die klassisch-romantische Vornehmthuerei, durch die Langweiligkeit der historischen Romane und zulezt durch die Verzweiflungs-Literatur und durch die stummen Sünden der kalten Phantasie der sogenannten jungen Deutschen eingebüßt hat. Ewig kämpft das warme Leben mit der kalten Kunst; in unserer Zeit hat die lezte wieder die Herrschaft erlangt, wie immer im Zeitalter der Nachäffer und Commentatoren und Uebertreiber. Die poetische Regeneration wird auch hier naturgemäß eintreten, wie nach allen frühern solchen kläglichen Uebergangsperioden, und sie wird mit einer Rückkehr zur Natur beginnen, und von allen Extremen zur einfachen Mitte zurückführen, d. h. von dem Viel- und Schlechtschreiben zum Wenig- und Gutschreiben, von der gespreizten Vornehmthuerei zur unbefangenen Natürlichkeit, von der Romanweitschweifigkeit zum scharfen und klaren Ausdruck, von der Verzweiflung zur heitern Lust und von der unsittlichen und kränklichen Däftelei zu einer sittlichen und gesunden Sinnenkräftigkeit. Wer es verstünde, der Zeit der unfehlbar wiederkehrenden Frische und Natürlichkeit vorauszugehen, würde großes Glück machen. Und es liegt im Grunde nichts näher, als diese Rolle. Ist denn nicht alles Ernsthafte und Schreckliche längst abgenuzt? Kann man noch in irgend etwas neu seyn, als im Lustigen, das nur darauf zu warten scheint, wieder Mode zu werden?

5) Neuestes komisches Theater, von Louis Angely. Hamburg, Magazin für Buchhandel, 1836.

Sechs Lustspiele, worunter vier Bearbeitungen nach dem Französischen. Die beiden übrigen, die deutsche Originale scheinen, sind von verschiedenem Werthe. Das erste „Wohnungen zu vermiethen“ ist sehr lustig. Ein unausstehliches Ehepaar, Herr und Frau Petermann, sucht eine andere Wohnung, hauptsächlich, damit ihre heirathsfähige Tochter mehr gesehen werde. Sie tappen nun zudringlich überall hinein und kommen überall, wo sie ein Quartier suchen, ungelegen. Eine Sängerin, die sie überraschen, versteckt einen jungen Mann, Namens Karl, in einen Wandschrank, Petermann will aber, als künftiger Miether, die Tiefe des Schranks untersuchen, findet den Versteckten, der ihm winkt und verräth ihn auch wirklich nicht, zieht aber den Schlüssel ab. Derselbe junge Mann wird aber bei einem Diner erwartet, das ihm sein Schwiegervater in spe veranstaltet. Er kommt nicht, die Gäste warten. Da kommt Petermann und Frau, die Wohnung zu besehen. Man kann sich denken, wie ungelegen. Unterdeß hat die Magd der Sängerin den Schlüssel fordern lassen und bald darauf erscheint Karl beim Gastmahl. Petermann erkennt ihn und verräth ihn nun durch sein ungeschicktes Geschrei. Die Heirath wird nun rückgängig, und auch die Sängerin nimmt einen Andern. Der flatterhafte Karl hat aber bereits mit Petermanns Tochter einen kleinen Liebeshandel angeknüpft und ist eben bei ihr, als Petermann von einer seiner Wanderungen zurückkommt. Karl

weiß nicht, daß er der Vater seiner Laura ist, glaubt, er komme auch hieher nur wieder, um ein Quartier zu suchen und will ihn zur Thür hinauswerfen, bis sich alles aufklärt und er das Mädchen bekommt. — Das Lustspiel „Jugend muß austoben“ ist zu unedel. Ein Sohn, der den fleißig arbeitenden Vater belügt und betrügt, ihm das Geld verspielt, und geistlos mit gemeinen Studentenphrasen um sich wirft, wird für ungemein liebenswürdig ausgegeben, und alles wird ihm auf die bequemste Weise zuletzt verziehen. Solche seichte Frivolitäten sind das Grab des deutschen Lustspieles. Von den französischen Nachbildungen wollen wir gar nicht reden. Was Gutes an ihnen ist, verliert sich, so wie es den Rhein passirt. Wir lieben die französischen Musen nicht gerade leidenschaftlich; allein wir sind durchdrungen von den hohen Vorzügen französischer Grazie, die weder in unsrer Sprache, noch bei unsrer Bühnentournure nachzuahmen ist.

6) Originalbeiträge zur deutschen Schaubühne. Zwei Bände. Dresden und Leipzig, Arnold, 1836, 1837.

Zwei Bände, in jedem drei Schau- oder Lustspiele. Das erste „Lüge und Wahrheit“ zeichnet uns einen weiblichen Charakter, der sehr unweiblich ist. Ein Mädchen, das in so ernsthaften Dingen so frech lügen kann, sollte wenigstens nicht am Schlusse noch sentimental gerechtfertigt werden. In der Zeichnung weiblicher Charaktere die Grazie so weit zu überschreiten, ist unerlaubt, wenn es sich nicht von einer aristophanischen Posse handelt (in der freilich alles erlaubt seyn muß), sondern von einem bürgerlichen deutschen sentimentalen Familienstück. „Die Braut aus der Residenz“ ist weit natürlicher und anmuthiger. Hier ist die Verstellung erlaubt und ganz am rechten Orte, da es sich davon handelt, die Sitten einer Stadtdame zu karrikiren, um einen reichen Herrn aus der Provinz von seinem Vorurtheil für dieselben zu heilen. „Der Oheim“ zeigt uns einen edlen Arzt, dessen würdiger Charakter ihm die Liebe eines reichen Mädchens gewinnt, die sein Neffe, ein junger Baron, hatte heirathen sollen. Die Ueberraschung am Schluß, da der Oheim unwissend statt den Heirathscontrakt des Neffen den eignen unterzeichnet, und der junge Baron dann an eine frühere Geliebte, die er hatte sitzen lassen, zurückgewiesen wird, macht einen guten Effekt.

Der zweite Theil beginnt mit der „Fürstenbraut,“ einem wahren Revolutionsstück, sofern es nämlich revolutionär ist, Fürsten in einem lächerlichen Licht erscheinen zu lassen. Der hier charakterisirte Fürst ist die personificirte Jämmerlichkeit, frivol zugleich und schwach, der gemeinsten Handlung fähig und dann wieder sentimental zur Tugend hinaufgezogen, je nachdem man ihn leitet. Man denke sich ihn in der Situation unmittelbar vor seiner Trauung mit einer edlen Prinzessin. Er hat nicht Muth genug, diese Ehe abzulehnen, obgleich ihn ein anderes Mädchen fesselt; nun fällt es ihm aber eine Stunde vor der Trauung ein, er hätte mehr Muth zeigen sollen und richtig läßt er absagen, und die gute Prinzessin darf wieder zusammenpacken. Nun fällt dem Fürsten aber wieder ein, daß er sich doch gar zu sehr compromittirt, und die kluge Prinzessin weiß ihm zu imponiren; genug, am Ende läßt er sich trauen. — „Der Landwirth.“ Ein frivoler junger Erbe soll ein schönes und reiches Mädchen heirathen, gibt sich für seinen armen Vetter aus, um sich einen Spaß zu machen; wird aber dadurch gezwungen, diesen armen Vetter für sich auszugeben, und nun sticht ihn der bescheidene junge Mann bei seiner Braut aus, ohne es gewollt zu haben. Ein recht heiteres Lustspiel. — „Der Verlobungsring.“ Die Braut hat den Bräutigam fälschlich in Verdacht, er hänge noch an einer frühern Liebe, und da sie selbst einen frühern Liebhaber hat und der Bräutigam so großmüthig seyn will, sie ihm abzutreten, so soll die Ehe rückgängig werden; aber die Braut entdeckt nun, daß ihr Argwohn gegen den Bräutigam ungegründet war, daß seine Großmuth rein, uneigennützig ist, und dies bestimmt sie, da ihr alter Liebhaber ohnehin ein wenig windig ist, den Verlobungsring nicht mehr zurückzunehmen und sich mit dem Bräutigam völlig zu versöhnen.

7) Dramatische Desserts. Herausgegeben von E. M. Oettinger. Hamburg, Magazin für Buchhandel, 1836.

„Wie ist das zugegangen?“ Lustspiel von Charlotte Birch-Pfeiffer. Der Held ist ein fader Modegeck, der alle Mädchen verführt und doch mit einer sentimentalen Hochzeit endet. Es ist im Grunde etwas Elendes um solche Helden und unser Lustspiel zu bedauern, daß es keine bessere hat. Durchaus fehlerhaft aber ist die beständig sich einmischende Sentimentalität. Wenn an einem solchen Libertin noch irgend etwas Lustiges zu finden ist, so muß er es wenigstens durchführen und nicht, nachdem er die Treulosigkeit in allen Phasen durchgespielt, zuletzt reingewaschen als hoffnungsvoller

junger Ehemann abtreten. — „Die Wittwe und ihr Mann," von Angely, verliert ebenfalls durch die sentimentale Wendung. Ein junger Mann verliebt sich in eine vermeintliche Wittwe, und als deren Mann plötzlich erscheint, entschließt er sich, eine sittsame Nichte zu heirathen, die er vorher geringgeschätzt. Diese Heirathen am Schluß, die durch nichts motivirt sind, als durch die Verlegenheit des Dichters, der nicht weiß, was er am Ende mit dem jungen lüderlichen Helden anfangen soll, sind ein Hauptgebrechen unsrer Lustspiele. Insgemein soll dadurch die Moral gerettet, die durch die jungen Wüstlinge gestörte Gesellschaft versöhnt werden. Aber das ist abgeschmackt. Man führe die Charaktere durch, wie sie sind und lasse sie nie aus den Rollen fallen, auch am Schluß nicht. — „Der Spiegel des Tausendschön," Burleske von Blum, feenhaft in der Wiener Manier. Der Spiegel zwingt die Leute, wider ihren Willen die Wahrheit zu sagen, was gar hübsche Scenen veranlaßt. — „Die Ehrendame," Lustspiel von Cosmar, nach dem Französischen. — „Der Regenschirm," Schwank von Oettinger, nicht sehr anständig, aber komisch. Ein junger Ehemann hat sich einen neuen Regenschirm gekauft, muß ihn aber bei einem Stelldichein einer Dame abtreten. Als der Mann derselben den Schirm erblickt, erkennt er ihn und entdeckt dadurch, daß seine Frau auf falschen Wegen gegangen. Aber er selbst kommt bald darauf in denselben Fall, indem auch er bei einem Stelldichein denselben Schirm auf dieselbe Weise an die Gattin des ersten Besitzers verliert. Da der Schwank wirklich komisch ist, hätte ihn der Verfasser mit mehr Zartheit behandeln sollen. Es würde anständiger gewesen seyn, wenn er den Zufall und nicht ein bestelltes Rendezvous hätte walten lassen, und da man über etwas Komisches allemal nur einmal lacht, so wäre es auch an dem einmaligen Verwechseln des Schirms genug gewesen und er hätte des zweiten nicht bedurft. — „Das Königreich der Weiber," Burleske von Genée, führt recht komisch die verkehrte Welt in einem vollkommnen Weiberregimente durch, in das zwei Fremde hineingerathen, deren einer sich in die Königin verliebt, eine Revolution der Männer veranlaßt und am Ende Herr wird. Alle Farben sind stark aufgetragen; allein die Burleske leidet das wohl. — „Drei Stunden vor der Hochzeit," Schwank von Hermann, stellt uns schon wieder einen jungen Wüstling dar, den die Gläubiger bis vor den Altar verfolgen. — „Der Journalist," Lustspiel von Oettinger; nach dem Französischen.

Unterhaltungs- und Jugendschriften.

3) Die schönsten Sagen des klassischen Alterthums, nach seinen Dichtern und Erzählern von Gustav Schwab. Erster Theil. Mit einem Titelbilde. Stuttgart, Liesching, 1838.

Da unsere Bildung die Kenntniß der antiken Mythologie erfordert, so ist es nicht gleichgültig, auf welche Weise der Jugend die ersten klaren Vorstellungen davon beigebracht werden. Die studirende Jugend lernt sie zwar nach und nach aus den Quellen selbst kennen, doch ist immer noch eine große Mehrheit der nicht studirenden und der weiblichen Jugend übrig, die sie aus allgemeinen Lehr- oder Unterhaltungsbüchern kennen lernen muß, und auch der studirenden Jugend wäre zu wünschen, daß sie manche schöne Sage des Alterthums eher durch eine gute moderne Bearbeitung, als durch die Quellen selbst kennen lernte. Denn es ist gewiß, daß, wie Schiller sagt, feuchtöhrige Buben über die herrlichsten Thaten und Bilder des Alterthums greinen, weil sie dieselben zum ersten Mal unter dem Bakel eines Orbils kennen lernten, und eben so gewiß ist, daß die nicht selten indezente Darstellung der Originale eine Neugier und einen Satir in der lieben Schuljugend weckt, der sie für das wahrhaft Schöne und Erhabene mancher Sagen abstumpft.

Also eine Auswahl des Reinen und Würdigen und in einer ansprechenden, Phantasie und Gemüth fesselnden Sprache ist hier sehr zu wünschen. Wer aber wäre zur Veranstaltung einer solchen Auswahl geeigneter, als Gustav Schwab, der Jugendlehrer, Kenner des klassischen Alterthums und zugleich selbst einer unsrer reinsten und seelenvollen Dichter ist. Aus diesen Händen wird der deutschen Jugend nichts geboten, was ihr nicht zuträglich, was nicht herzlich ansprechend für sie wäre.

Der erste Theil enthält Prometheus, die Menschenalter, Deukalion und Pyrrha, Jo, Phaeton, Europa, Kadmus, Pentheus, Perseus, Jon, Dädalus und Ikarus, die Argonautensage, Meleager und die Eberjagd, Tantalus, Pelops, Niobe, Salmoneus, die Herkulessagen, Bellerophontes, die Theseussagen, Oedipus, die Sieben von Theben, die Epigonen, Alkmäon und das Halsband, die Sage von den Herakliden. Im zweiten Band wird der trojanische Krieg folgen und der dritte mit den Sagen von Odysseus und Aeneas schließen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 122. Freitag, 1. December 1837.

Dramatische Literatur.

8) Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Frank. Erster und zweiter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus, 1837, 1838.

Bauernfeld und Immermann als Titelkupfer. Die übrigen Stahlstiche hätten wegbleiben können. Sie sind zum Theil schauderhaft anzusehn. Im ersten Bändchen finden wir den Musikus von Augsburg, Lustspiel von Bauernfeld, ein heiteres Genrebild aus der reichsbürgerlichen Vorzeit; Miltons Muse von Liebenau, in goethisirten gewiegten Jamben, denen des Tasso nachgebildet. Der blinde Dichter wird hier etwas einfältig behandelt. Als Republikaner geächtet, erhält er durch die Verwendung einer Dame die königliche Gnade und bedankt sich schön. Die Geschichte zeichnet uns seinen Charakter etwas würdevoller. Als Karl II. ihn unzart frug, ob er seine Blindheit nicht für eine Strafe seines Republikanismus ansähe, erinnerte ihn Milton an die noch weit härtere Strafe, die seinen Vater Karl I. getroffen. Man kann sich demnach und überhaupt seinem ganzen politischen Charakter nach, den edlen Milton auf keine Weise so zahm denken, wie ihn hier Herr Liebenau auftreten läßt. — Autorqualen von Frank, ein Lustspiel mit einigen anmuthigen Scenen. Doch ist es nicht zu billigen, daß sich die Poeten jezt so häufig selber portraitiren. Die Christnacht, Schauspiel von Pannasch, etwas schauerlich. Eine Försterin will nächtlich Moos von einem heiligen Baume pflücken, um ihr krankes Kind zu heilen, und ihr eigner Mann, der sie für ein Gespenst hält, schießt auf sie, verwundet sie aber nur. Der Herr im Hause, von Frank, ein sehr komisches Familiengemälde; der Mann thut alles, was die Frau will, nimmt aber immer die Miene an, als ob es sein eigner Wille wäre, und kommt in die größte Verlegenheit, da die Frau so oft ihren Willen wechselt.

Der zweite Jahrgang beginnt mit einer guten Biographie und Charakteristik des verstorbenen genialen Grabbe. Dann ein Lustspiel, die gefährliche Tante von Albini. Eine schöne Schauspielerin, als alte Tante verkleidet, gewinnt den mürrischen Oheim ihres Geliebten, der anfangs die Ehe seines Neffen mit einer Schauspielerin durchaus nicht zugeben wollte. Ein nicht neuer Stoff, doch heiter behandelt. Die Leibrente, Schwank von Maltitz, ein Pendant dazu, sofern auch hier ein Schauspieler seinen Scherz mit einem alten Onkel treibt. Der

Telegraph, Lustspiel von Frank. Ein Vormund, der beide von einander getrennte Mündel durch wechselseitige Verläumdungen noch weiter von einander zu halten und unterdeß Beide um ihr Vermögen zu betrügen sucht, wird selbst betrogen, indem die Mündel durch Zufall hinter seine Schliche kommen. Recht lustig. Dann folgt noch ein Fragment aus dem Trauerspiel „der Adept" von F. Halm, und das bekannte Lustspiel von Bauernfeld, der literarische Salon, der das heutige Treiben der wie Pilze aufschießenden Journalisten nicht weniger treffend schildert, wie Julius von Voß das ehemalige in dem anmuthigen Lustspiel „Künstlers Erdenwallen."

9) Jucunde. Dramatisches Taschenbuch von Karl Blum. Mit dem Bildnisse des Fr. v. Hagn. Berlin, Enslin, 1836.

Capricciosa nach dem Italienischen des Federici, ein Charakterstück. Ein Mädchen von viel Temperament fühlt sich tödtlich durch ihren Liebhaber beleidigt, weil er sie für 24 Jahr alt ausgegeben, da sie doch erst 21 alt seyn will. Sie treibt ihren Eigensinn bis aufs äußerste, wird aber endlich beschämt und versöhnt. Es sind viele sehr gute Scenen in diesem Lustspiel, besonders die 5te und 6te des ersten Akts, wo das heftig erzürnte Mädchen von einem gutmüthigen alten Onkel auf die liebenswürdigste Weise beruhigt wird. — Der Hirsch, ein kleines Schauspiel. Ein italienischer Fürst hat auf der Jagd incognito die Bekanntschaft einer ehrlichen Bauernfamilie gemacht. Ein Sohn derselben tödtet nachher zufällig einen Hirsch, kommt als Wilddieb ins Gefängniß, wird aber durch die Fürbitte der Seinen gerettet, die in der Hauptstadt staunend im Fürsten ihren alten Jagdfreund wiedererkennen. — Metastasio, ein sentimentales Drama, dessen Held der bekannte Dichter gleiches Namens ist. — Lisette, ein kleines ländliches Lustspiel, dessen Hauptperson ein junges Mädchen ist, deren Naivetät uns nicht sehr angesprochen hat, weil sie zu sehr auf den Profit ausgeht.

10) Ein Theaterabend. Dramatische Studien von Fr. Peucer. Leipzig, Kollman, 1835.

Drei französische Schau- und Lustspiele, die Familie Riquebour, Scherz und Verlegenheit, Jedes für sich. Wir stimmen gern mit dem Verfasser überein, daß diese Schauspiele einige Vorzüge haben; allein so außerordentlich sind dieselben nicht, daß wir sie nicht auf unsrer Bühne entbehren könnten. Die Ueberschwemmung mit französischen Stücken ist eine Beschimpfung für die deutsche Bühne, und verdirbt Schauspieler und Publikum. Erstens, wie schon oben gesagt ist, vermögen wir doch den Reiz der theatralischen Aufführung, jene liebenswürdige Grazie, durch die sich bekanntlich Franzosen und Französinnen auf ihrer Nationalbühne in der Komik so sehr auszeichnen, nicht nachzuahmen. Unsere Komik ist von anderer Art, gemüthlicher, geistreicher, humoristischer, tiefer, kräftiger, und zuletzt gröber, und die englische ist es noch mehr als die unsere. Indem wir also erstens nur ungeschickt und schülerhaft Fremden nachtölpeln, setzen wir zweitens unsere eignen Vorzüge in Schatten, verderben uns den uns natürlichen Geschmack und Genuß, und entwöhnen unsere jungen Talente von den Uebungen im volksthümlichen Genre und überhaupt von der Thätigkeit für die Bühne, denn es ist gewiß, daß erst seitdem so entsetzlich viel mißhandelte französische Stücke und den Franzosen nachgeahmte dramatische Trivialitäten auf unser Theater gekommen sind, die ausgezeichneten deutschen Dichter, die noch für das Theater und besonders Lustspiele schreiben, immer seltner geworden sind.

11) Zeit und Stände, historische Skizze nach Scribe und Rougemont von Marr. Hamburg, Magazin für Buchhandel, 1836.

12) Der Mann des Ruhms oder 30 Jahre aus der Geschichte Frankreichs. Großes historisches Gemälde nach Alex. Dumas, von Dr. Bärmann. Daselbst, 1836.

Beides verwandte Stoffe. Das erste stellt eine Contrastirung der Zeit vor, während und nach der französischen Revolution in drei Tableaux; das zweite ein dramatisirtes Leben Napoleons. Das erste ist recht artig. Solche Zeitenwechsel auf der Bühne verfehlen nie ihren Effekt. Nur gehört für deutsche deutsches Leben, nicht französisches. Was das große Gemälde von Alex. Dumas betrifft, so ist es uns ziemlich klein vorgekommen. Unser verstorbener Grabbe hat Napoleon in seinem bekannten Drama mit unendlich viel mehr Geist in kräftigen und genialen Zügen gezeichnet.

13) Der Maltheser. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Dr. K. Sternberg. Braunschweig, Vieweg, 1836.

Ritter Osmar hat sich aus Ehrgeiz gegen den Großmeister La Valette vergangen, wird aus dem Orden gestoßen, geht zu den Türken über, welche Maltha belagern, dient aber in dieser Rolle dem Orden, für den er zuletzt auch stirbt und im Tode noch von La Valette erkannt und gerechtfertigt wird. Seine Großmuth wird noch durch die Liebe zu einer vornehmen Türkin erhöht, der er entsagt, um seine Treue gegen den Orden nicht

zu verletzen. Die Handlung ist rasch, das ganze Trauerspiel daher nicht zu ausgedehnt.

14) Elisabeth, Königin von England. Ein Trauerspiel in fünf Akten, von Hermann Müller. Berlin, Behr, 1837.

Ein Trauerspiel, in dem so viel Empfindung liegt, daß wir beinah geneigt wären zu wünschen, es hätte derselben weniger. Es liegt wohl sehr nahe für eine empfängliche poetische Seele, durch das Schicksal der unglücklichen Maria Stuart und durch Schillers meisterhafte Darstellung desselben, so gestimmt zu werden, daß man ihre Feindin Elisabeth nur aus dem Gesichtspunkt dieser Feindschaft, nur in Beziehung auf Marien sieht; allein es fragt sich, ob man diese Stimmung auch beibehalten darf, wenn Elisabeth selbst und ausschließlich Gegenstand einer dramatischen Darstellung werden soll? In diesem Fall muß wohl der blutige Schatten der Maria in den Hintergrund treten, als bloße Nebensache. Die Hauptsache ist dann Elisabeths königliche Größe, ihre musterhafte Regierung, ihr Glück, der Ruhm ihrer Flotten, und es wäre deßfalls zweckmäßig, einen der schönsten Tage aus ihrer Blüthenzeit zu wählen, und nicht ihren Todestag, nicht das Schmerzenlager, das die Geister der Maria und des Essex und die Bilder des Beils und Rings umschweben.

Sprachlehre.

3) Ueber die accentuirende Rhythmik in neueren Sprachen. Von Prof. Sebastian Mutzl. Landshut, Thomann, 1835.

Der Verfasser dieser Schrift sucht die gewöhnliche Ansicht zu widerlegen, nach welcher die accentuirende Rhythmik der neuern Sprachen diesen ausschließlich angehöre, während die altgriechische und römische Dichtkunst den Gesetzen der quantitirenden Metrik allein unterworfen gewesen sey, und nach welcher die accentuirende Poesie weiter nichts sey, als eine sylbenzählende, mit regelmäßig wiederkehrenden und abwechselnden Reimen aufgeputzte Conversationssprache, wo von einem Sylbenmaaße nicht die Rede seyn könne. Den Grund dieser Behauptungen sucht er in einseitiger, also mangelhafter Kenntniß, theils der Poesie der alten Völker, theils des Wesens und Werthes der accentuirenden Rhythmik und des poetischen Lebens der neuern Idiome.

Wir geben Herrn Mutzl gerne zu, daß wer von den genannten Dingen, nämlich von der Poesie der alten Völker und von dem Wesen und Werthe der accentuirenden Rhythmik und des poetischen Lebens der neuern Idiome nur eine einseitige, also mangelhafte Kenntniß besitzt, auch in seinen Behauptungen über Rhythmus und Quantität, wenn er sich solche erlaubte, manches Irrthümliche wird mit unterlaufen lassen. A = A. Was aber die im Eingang des Schriftchens als ziemlich allgemein herrschend angegebene irrthümliche Ansicht betrifft, so ist sie entweder nicht ziemlich allgemein herrschend, oder ist sie nicht irrthümlich. Indeß ist, was Mutzl von einzelnen Datis über den in Frage stehenden Gegenstand aus alten und neuen Autoren beibringt, alles trefflich, und wir sind ihm für die Zusammenstellung recht dankbar. Auch sind wir mit seinen Resultaten so ziemlich einverstanden und fürchten nur, daß damit eigentlich nichts Neues gesagt sey. Der Verfasser suchte nämlich zu beweisen, daß dieselbe Accentuation, welche in den neueren Sprachen herrscht, älter sey als die quantitirende Vermessung, und neben dieser immer fortbestand, bis sie endlich zum allgemein herrschenden Rhythmus wurde; ferner daß die Bewegung derselben, ihrer einfachen Natur gemäß, immer nur trochäisch und jambisch, seltener daktylisch gewesen, und daß sie endlich ebenso auch in den neuern Sprachen erscheine, welche daher nicht keinen, sondern nur den ältesten Rhythmus besitzen, woraus sich ihre Sylbenzählung, d. h. die bestimmte Zahl der Sylben in ihren Versarten, von selbst erklärt.

Es ist bekannt, daß auch die Alten nicht einmal in dem gemessenen Schritte der Spondeen und Daktylen einhergingen, und daß sie auch freiere Versmaaße hatten, in welchen nicht so wohl die strenge Quantität, als der Ictus herrschte. Es sind dies die sogenannten politischen Verse, wie sie vornämlich bei den dramatischen Dichtern vorkommen. Im Drama, namentlich in der Comödie, nähert sich auch die poetische Sprache mehr der alltäglichen, und so ist es natürlich, daß sie sich nicht in die strengen Bande jener epischen Metern begibt, und mehr die Aussprache des gewöhnlichen Lebens, als die quantitätische Geltung der einzelnen Sylben berücksichtigt. Freilich dürfen wir, um uns die Lautung jener politischen Verse zu vergegenwärtigen, nicht den Maaßstab anlegen, den wir von der deutschen Aussprache her aus den Schulen mitbringen. Die Alten waren sich doch gewiß der Quantität der einzelnen Sylben deutlicher bewußt, und Herr Mutzl hat sicher Unrecht, wenn er S. 21 in dem schönen Liede Catulls auf den Tod des Sperlings auf die erste Sylbe von Veneres, hominum, oculis, und auf die zweite von deliciae einen Accent setzt, während sich die einfachen Worte dieses Gedichts

auch nach der gewöhnlichen, der Quantität bewußten, freilich nicht nach unserer deutsch-lateinischen Aussprache sehr leicht an das bestimmte Metrum anschmiegen. Je mehr sich die Rede dem höhern Styl nähert, desto mehr gewinnen auch die Quantitätsverhältnisse Geltung; daher denn bei den Alten, namentlich in der epischen, elegischen und der höhern lyrischen Poesie das quantitätische Element der Sprache seine höchste Entwicklung erreicht hat. In niederen Sphären, im Lustspiel, in Satiren und der leichteren lyrischen Gattung tritt die Quantität mehr zurück, und der Ictus kommt an ihre Stelle. Hier war es denn auch, wo der Schmuck des Reims zuerst Platz fand, und allerdings gibt es in den Alten Spuren von dessen Vorhandenseyn in Menge. Und zwar nicht allein der Endreim war ihnen bekannt, sondern auch der sogenannte Stabreim, der in dem Anfangen mehrerer Wörter derselben Zeile mit demselben Buchstaben besteht, und der, im alten Norden heimisch, auch noch in unsern ältesten deutschen Gedichten, z. B. im Hildebrandsliede, im wessobrunner Gebet, in dem Fragmente vom jüngsten Gericht, und in einem von Graff mitgetheilten Reisesegen sich findet. Bei den Alten scheint ihn vorzüglich Plautus geliebt zu haben.

Alle Sprachen haben mehr oder minder Neigung zur Quantitirung, und man wird behaupten können, daß dies stets in höherem Maaße der Fall ist, je näher eine Sprache ihrem Ursprunge steht. Am meisten ist dies daher bei den klassischen Sprachen der Fall; weniger schon beim Neugriechischen und dem späteren Latein, und am meisten verschwindet das Bewußtseyn der Quantität bei den aus denselben entstandenen romanischen Sprachen; in der Poesie wird der Schmuck des Reims immer mehr Bedürfniß, und die Sylben werden immer mehr Gegenstand des Zählens nicht des Messens. Wenn daher der Verfasser diese Versweise mit dem antiken Ictusverse zusammenstellt, und darin nur ein wiederhervortreten des ältesten einfachen Rhythmus erkennen will, so ist dies gewiß nur sehr uneigentlich.

Die Neigung zum Quantitiren ist übrigens nicht bei allen neueren Sprachen gleich gering; beim Italienischen und Spanischen ist eine Sylbenmessung noch weit eher möglich, als beim Portugiesischen oder gar Französischen. Dieses leztere namentlich ist ganz ins Mark- und Knochenlose herabgesunken, eine wahre Molluske. Bei welcher Sylbe immer man ein Wort packen mag, die übrigen baumeln gelenklos herab, und mit wenigen, übrigens sehr genau bestimmbaren Ausnahmen (z. B. bei den Wörtern auf ment) bekommen alle Wörter ohne Unterschied und ohne Rücksicht auf ursprüngliche Quantität den Ton auf die erste Sylbe, was freilich die französischen Grammatiker nicht Wort haben wollen. Nur auf der Kanzel und auf der Bühne in der höhern Tragödie tritt noch eine leise Spur von Quantitirung, aber oft einer ganz verkehrten, hervor.

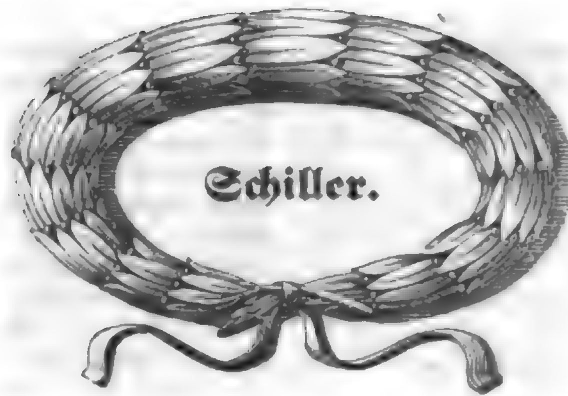
Diesem Schicksale der Verweichlichung und Entnervung fallen im Verlauf der Jahrhunderte früher oder später alle Sprachen anheim. Auch unsere deutsche war sich in den ältesten Zeiten weit mehr, als in der Periode der mittelhochdeutschen Sprachentwicklung, und damals noch mehr als jezt ihrer Längen und Kürzen bewußt; ja um die Zeit des Meistergesangs war sogar die Versification fast zum reinen Sylbenzählen herabgesunken, und es war vielleicht das Verdienst der so vielfach geschmähten Dichter aus der schlesischen Schule, deren Ohr an den Wohlklang der quantitirenden klassischen Poesie gewöhnt war, daß sie dieses Element auch in der deutschen Verskunst wieder zu Ehren brachten, und die deutsche Sprache vor jähem Versinken in völlige Entnervung bewahrten.

Biographie.

Der alte Sergeant. Leben des Schlesiers J. Fr. Löffler. Breslau, Graß, Barth und Comp., 1836.

Sehr ähnlich dem Leben des jungen Feldjägers, das Goethe bevorwortete. Ein vom Schicksal weit und hart umhergeworfener Invalide erzählt seine Abenteuer. Löffler, ein geborner Schlesier, diente den Oesterreichern gegen die Türken, dann gegen die Franzosen am Rhein und in den Niederlanden (1794), wurde gefangen, trat in holländische Seedienste, kam nach Grönland, ans Cap, nach Westindien, im englischen Dienst dann wieder ins Mittelmeer, machte die Schlacht bei Abukir mit, gerieth dann wieder nach Westindien und lebte neun Jahre zu Jamaika. Später kam er noch einmal ans Cap, hielt sich in der Nähe der Kaffern auf, kehrte nach England zurück, und wurde durch Zufall auf dem Schiff angestellt, das Napoleon nach St. Helena brachte. Im Jahr 1819 kam er endlich nach Schweidnitz in Schlesien zurück, wo er her ist, und wo er noch in dürftigen Umständen lebt, zu deren Erleichterung die Herausgabe dieser seiner Memoiren beitragen soll.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.





Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 123. Montag, 4. December 1837.

Dramatische Literatur.

15) Schillers sämmtliche Werke mit Stahlstichen. Zwölf Bände. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.

Es scheint überflüssig, dieser prächtigen Ausgabe der Werke Schillers, die sich schon in den Händen des Publikums befindet, und keiner Empfehlung bedarf, ein Wort in die Welt nachzusenden, doch kann Referent, der vor drei Jahren gegen den Nachdruck in Würtemberg kämpfte und schon einigen Erfolg hoffte, nicht ganz dazu stillschweigen, daß in Stuttgart selbst, am Orte des rechtmäßigen Verlages, an dem Orte, wo dem unsterblichen Dichter demnächst ein großes Denkmal errichtet wird, gegenwärtig der ganze Schiller nachgedruckt wird. Dies ist in der That ein literarisches Skandalum, das hoffentlich von der öffentlichen Meinung verdammt wird, und von dem wir recht sehr wünschten, daß es dazu beitragen möchte, auch das gesetzliche Verdammungsurtheil zu schärfen, das den Nachdruck nach den neuesten, von den einzelnen Bundesregierungen noch näher zu modificirenden Bundesbestimmungen treffen soll.

16) Don Karlos, a dramatical poem, from the german of Schiller, by John Wyndham Bruce, Esq. Mannheim, Schwan and Goetz. London, Black and Armstrong, 1837.

Eine englische Uebersetzung des Don Carlos.

Domingo.

The joyous days pass'd at Aranuez
Are now concluded. Your Royal Highness
Leaves it no happier. 'Tis all in vain
That we've been here. But 'tis for you to break
This dark mysterious silence. Open
Your heart, my Prince, to your own father's heart.
Too dearly can a Monarch never buy
The peace of his own son — his only son.

Man sieht aus diesem einfachen Anfang des Dramas, wie sehr leicht das Englische sich dem Deutschen anpaßt. Nur da, wo Schillers Schwung hinreißend wird und in einem eigenthümlichen Wohlklang stürmt, ist es der englischen Sprache schwer, ihm nachzufolgen, z. B. in den schönen Worten des Marquis Posa an den König:

Oh! were it mine
That the united eloquence of thousands,
Of all these thousands who participate
In this great hour, hovered o'er my lips

To raise the gleam that in these eyes I mark
Into a mighty flame! — Do you give up
An adoration so unnatural
Which only works our ruin. Be to us
A standard of the eternal and the true!
Never, oh never did a mortal yet
Possess so much so like a God to use.
All Europe's kings pay homage to the name
Of Spain — Oh! lead to Europe's kings the way!
A pen's stroke from this hand the earth will be
New formed. Give liberty of thought to man!

Mit welcher Liebe der Uebersetzer zu Werke gegangen ist, erhellt aus der Einleitung, in der er seine Bewunderung für unsern großen Dichter, so wie überhaupt für die hohe sittliche Tendenz der deutschen Poesie ausspricht. Wir haben auf solche englische Stimmen großen Werth zu legen; erstens weil sie immer noch selten sind, und hauptsächlich deßwegen, weil, was einmal im englischen Herzen angeklungen, lange nachhallt. In Paris möchte man noch so viel Hochachtung für die deutsche Poesie improvisiren (ohne sie zu kennen, wie das in Paris gewöhnlich ist), übers Jahr wäre doch wieder alles vergessen. Anders bewährt sich die Achtung in England. Sie dauert.

17) Supplement zu Schillers Werken. Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke, im Zusammenhang von Dr. Karl Hoffmeister. Erste Abtheilung. Stuttgart, Balz, 1837.

Die Liebe ist merkwürdig und rührend, mit welcher sich der Verfasser in Schiller eingedacht, eingefühlt, eingelebt hat, um uns seines Geistes Bau vor unsern Augen zu construiren. „Indem ich, sagt er, die Weltansicht Schillers in dem Fortgange ihrer Ausbildung darzustellen suchte, wurde seine äußere Lebensgeschichte die Grundlage meiner Arbeit. Ich bin hierbei ins Detail gegangen, theils um dem idealen Elemente durch ein reales das Gegengewicht zu geben, theils weil die innere Entwicklung oft von vielen, an sich geringfügigen, äußern Verhältnissen abhängt. Mancher Leser wird in meinem Buche nur das äußere Leben Schillers suchen, und da ich einmal das Ganze umfassen wollte, so durfte ich es auch hier an Sorgfalt und Ausführlichkeit nicht fehlen lassen. Auch ist an dem Leben eines Privatmannes, der durch Thaten nicht in das Große einwirkte, wenig Interessantes, wenn man sich nicht auf das Einzelne und Kleine einläßt. Wie der Ort uns merkwürdig ist, wo ein verehrter Mensch wandelte, so bekommen die mancherlei Ereignisse, die ihm begegneten, durch seinen Geist einen ahnungsvollen Hintergrund. Es wird alles bedeutend, was in die Nähe eines großen Menschen tritt. Ueber diese speciellen Lebensverhältnisse hinaus nahm Schiller nur wenige große Einflüsse seiner Zeit in sich auf. Er verstand den Genius seines Jahrhunderts, aber die äußere Welt trug ihm nur weniges zu. Sein Leben war innerlicher und entwickelte sich in dieser Selbstständigkeit origineller und stetiger, als das der meisten andern Dichter. Diesem Zug nach Innen mußte meine Darstellung folgen, welche daher von dem Verdienst anderer Biographien, zugleich eine Zeitgeschichte zu enthalten, weit entfernt ist. Dagegen hat eine Schrift, wie die meinige, dadurch eine allgemeinere Bedeutung, daß sie die wissenschaftliche Kenntniß der innern Welt, des Psychischen, Ethischen, Aesthetischen, Religiösen fördern hilft. Kann nämlich die Philosophie nur nach Art der Naturwissenschaften, auf analitischem Wege, von geistigen Thatsachen aus, zu einer festen Wissenschaft ausgebildet werden (was in unserer Zeit nur noch eine Systemsucht und eine Scholastik in Abrede stellen können, welche der lezte Nothtrieb eines abgestorbenen Kulturzweiges sind), so scheinen solche tiefgreifende Erörterungen des individuellen Menschengeistes und seiner Erzeugnisse für die Wissenschaft selbst nicht ohne Bedeutung zu seyn. Die Seelengeschichte eines einzigen Menschen ist ein Analogon der Entwicklung des Menschengeistes überhaupt. Die wissenschaftliche Bildungsgeschichte eines großen Geistes und eine tiefere Auffassung seiner Werke müssen uns nothwendig über den Menschen im Allgemeinen und dessen höchste Interessen belehren. So z. B. enthält mein Buch so ziemlich eine ganze, und zwar eine lebendige, concrete Aesthetik, und ich meine in einigen wichtigen Punkten diese Wissenschaft weiter geführt zu haben.“ Man ersieht, daß der Verfasser seine Aufgabe verstanden hat, daß er nichts Gemeines Biographisch-Kritisches zu liefern beabsichtigt, und es gereicht von vorn herein seinem Geschmack zur Ehre, daß er Schillers geistige Gestalt gerade so aufgefaßt hat, wie Thorwaldsen seine leibliche, nämlich vorherrschend jenen „Zug nach innen,“ den Ausdruck eines „innerlichen Lebens.“ Sehr mit Recht bemerkt der Verfasser: „Der Gedanke an Schiller im Contrast mit so vielen schwächlichen Produkten und nichtigen Bestrebungen unserer jüngsten Literatur legt uns die Erwägung besonders nahe, wie viel das Talent dem Charakter verdanke, und wie die Größe des Schriftstellers durch die Tüchtigkeit des Menschen bedingt sey.“

In der vorliegenden ersten Abtheilung wird ausschließlich Schillers Jugend besprochen bis zu der Zeit, in der er den Don Carlos schrieb, inclusive. Ueber den leztern sagt er sehr richtig: „So gehört Don Carlos hinsichtlich seiner Tugenden wie seiner Fehler zu den Schauspielen der ersten Periode. Der Zauber liegt in den Ideen und in der Begeisterung, es ist meistens nur Einzelnes, was uns hinreißt; weder die Charakterzeichnung

noch die Kunstform des Ganzen kann uns befriedigen. Nur gründen sich die Fehler der drei ersten Stücke auf eine überschwengliche Empfindung und eine ungezähmte Einbildungskraft, die des Don Carlos dagegen vorzüglich auf eine allzu spitz und schneidend hervortretende, mit sich uneinige Verstandesthätigkeit. Schillers Denken mischt sich hier mehr, als früher je in sein Dichten, und nachdem jezt eine poetische Periode durchlaufen war, waren die Anforderungen seiner forschenden Vernunft nicht mehr abzuweisen. Das Dichten blieb von nun an zur Seite liegen, sein speculativer Hang mußte befriedigt werden." Diesen Uebergang hat der Verfasser sehr wahr charakterisirt. Ueber die Tendenz der Schiller'schen Trauerspiele sagt er: „Unsere Tragödie ist auf den Kreis des Menschlichen beschränkt, während das antike, Menschen und Götter beherrschende Schicksal die Brust mit heiligem Schauer erfüllt. Unsere Tragödie ruht mit Einer Säule auf dem natürlichen äußern Zusammenhang der Dinge, während die alte mit beiden Enden, mit der ewigen Menschenselbstständigkeit und mit dem ewigen Schicksal, in den Himmel reicht. Unsere Tragödie stellt mehr handelnde und strebende, die alte mehr duldende Menschen dar, weßwegen jene mehr einen epischen, diese mehr einen lyrischen Charakter hat. Die Menschen der alten Tragödie erscheinen uns groß und bewunderungswürdig in den Lagen, in welche sie durch eine fremde Macht geführt werden; die der neuern in den Verhältnissen, in die sie freiwillig selbst treten oder die sie sich zugezogen haben. Der große neuere Tragiker muß daher ein kulturhistorisches, weltgeschichtliches Bewußtseyn, der alte mußte einen religiösen Sinn haben. — Die Richtigkeit dieser Bestimmungen ließe sich historisch nachweisen. Die Shakespeare'schen Stücke sind ganz auf diesen rein menschlichen Boden gestellt und enthüllen uns nicht das Göttliche als eine äußere Macht, sondern nur das Göttliche in der Menschenbrust. Nur was der Mensch thut oder leidet, und nicht die Macht, die er bekämpft oder welcher er unterliegt, eröffnet uns die Aussicht in unendliche ideale Fernen. Alles begibt sich auf natürlichem und menschlichem Boden. Dieses so ganz natürlich gehaltene Menschenleben ist dann dem Kampfe einer sich aus der Roheit hervorthuenden, gährenden Bildung hingegeben, und bewegt sich zwischen den Gegensätzen von Königsmacht und Vasallenanmaßung, von sich befeindenden Dynastien und zwischen andern mit einander in Streit begriffenen socialen Zuständen und Einrichtungen. In Goethe's Götz, Egmont, Tasso liegt schon enthüllter und selbstbewußter überall das Tragische in dem Gegensatz des Menschen mit bestimmten Zuständen der Gesellschaft. Aber in Schiller scheint mir das eigenthümliche Moment der neuern Tragödie am glänzendsten und vollsten hervorgetreten zu seyn. Er ist offenbar auch in dieser Hinsicht unter den modernen Dichtern der modernste. Die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe und Don Carlos sind eben so viele Zeugen für meine Theorie, und erst mit dem Wallenstein betrat er den Weg der Alten, von welchem er aber später wieder umlenkte. Schiller brachte die Weltgeschichte selbst mit ihren höchsten Interessen und Bestrebungen auf das Theater. Er hatte den tiefen, immer auf das Allgemeine, auf das Ganze der Menschheit gerichteten universalhistorischen Blick, so daß er auch einen geringfügigen Gegenstand unter jenen höchsten weltbeherrschenden Gegensatz bringen konnte. Es war ganz gegen seine Natur, irgend ein Objekt als etwas Partikulares, Untergeordnetes, Zufälliges aufzufassen, sondern weil jene historische Antithese zwischen Geistesfreiheit und Lebensmechanismus, oder wie man diesen Zwiespalt noch sonst nennen will, in seiner eigenen Lebensansicht so hervorstechend war, und weil seine Dichtung nur einen von seinem eigenthümlichen Geiste durchdrungenen und befruchteten Stoff darstellte, so konnte er den Weltgang aus seinem eigenen Busen und Leben schöpfen. So z. B. ist in Kabale und Liebe jener ungeheure Gegensatz in den kleinsten Rahmen gefaßt. Das Stück ist nicht, was man ein bürgerliches Schauspiel nennt, sondern vergegenwärtigt uns in dem Conflikt der gesunden Natur mit den Standesvorurtheilen und dem Hofleben symbolisch das Schicksal der ganzen Menschenwelt. In Familienverhältnisse ist der Gehalt der Menschengeschichte gelegt. — Da in der Tragödie nur die Idee siegt, aber gemeinhin die Person unterliegt, wie ist in den bisherigen Dramen Schillers jener Sieg anschaulich gemacht? Entweder dadurch, daß, wie in den Räubern und in Kabale und Liebe, die Nemesis die Vertreter des Schlechten mit untergehen läßt; oder daß, wie in dem Fiesko, nur die Untreue an der Idee dem Helden Verderben bringt; oder daß endlich, wie in Don Carlos, die ideale Welt in einer solchen Herrlichkeit und die reale in ihrer ganzen Erbärmlichkeit so einleuchtend dargestellt wird, daß jene durch den Untergang ihrer Vertreter nichts verliert und diese durch den temporellen Sieg ihrer Anhänger nichts gewinnen kann. Posa, Don Carlos und die Königin retten ihren ganzen Werth in eine andere Ordnung der Dinge; ihre Gegner erhalten sich doch nichts anderes, als ihre Verwerflichkeit und ihr Elend."

So viel über die erste Abtheilung dieses gediegenen Werkes, dessen Fortsetzung wir entgegen sehen.

18) Kichora Komara, Trauerspiel. Meissen, Gödsche, 1836.

19) Der Nachtwandler, Lustspiel. Daselbst.

Das erste Stück spielt in Indien, und der Verfasser gesteht selbst, daß das Theater der Hindu von Wilson,

Deutsch von Wolff, dabei auf ihn eingewirkt habe. Uebrigens ist es keineswegs zu verkennen, daß das Stück von einem modernen Europäer verfaßt ist, denn die indische Naivetät ist überall mit modernem Pathos und Sentiment versezt. Die Heldin hat zwar viel Naivetät, doch aber etwas mehr Aehnlichkeit mit Kotzebnes moderner Gurli, als mit der altindischen Vasantasena oder Sakuntala. Man höre z. B. folgende Scene:

Kichora Komara.

Hör, lieber Vater! weißt du was ich mir
Erdacht?

Rhim-Singh.

Und was ich nun ausführen soll?

Kichora Komara.

Ja, theurer Vater.

Rhim-Singh.

Nun?

Kichora Komara.

Versprich mirs.

Rhim-Singh.

Wenn es
Ausführbar ist —

Kichora Komara.

Es ist.

Rhim-Singh.

So laß doch hören!

Kichora Komara.

Weißt du was in den heiligen Büchern steht?

Rhim-Singh.

So tief gelehrt? Von Fasten, Büßungen
Und frommen Thaten. Das muß wichtig seyn,
Was mit der alten Weisheit der Brahmanen
Anhebt.

Kichora Komara.

Es ist ein alter heiliger Brauch,
Daß Fürstentöchter ihren Gatten selbst
Sich wählen dürfen. Vater! diesen Brauch
Sollst du auch mir nicht kürzen.

Rhim-Singh.

Kind!

Kichora Komara.

Berufe
Die Freier alle her zu deinem Haus.
Und wenn sie in der Halle sind versammelt,
Dann tret ich festlich unter sie und hänge,
Wie Lakschmi, Draupadi und Damayanti
In alter Zeit als Götter noch auf Erden
Zu wandeln liebten, meinen Kranz um ihn,
Den ich zu meinem Gatten mir ersehn.

Rhim-Singh.

Wie wohlbewandert meine kleine Weisheit
In heiligen Geschichten sich bezeigt.

Kichora Komara.

Du wirst! nicht wahr mein Vater?

Rhim-Singh.

Hat die Base
Dich in den süßen Dichtungen belehrt?
Mein theures Kind, die alte goldne Zeit
Ist längst zurück gekehrt zum Himmel; hier
Auf Erden weilt sie nicht mehr, die du suchst.
Die Zeit ist ehern und die Sitte Blei;
Sie drückt auf stärkre Schultern als die deinen,
Und bricht sie wie des Hauses schwere Last
Die Pfeiler, die sie tragen sollen, bricht.

Kichora Komara.

So rufe mir die heiligen Waldbewohner,
Die seligen Brahmanen die entsündigt,
Von jeder menschlichen Gesellschaft fern
In frommen Uebungen ihr Leben fristen —
Sie mögen dann entscheiden, ob ich fordre
Was ich zu fordern nicht berechtigt bin.

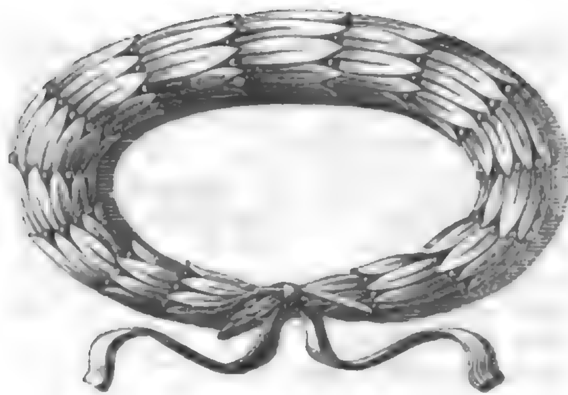
Rhim-Singh.

Mein kühnes Mädchen! holde Träumerin!
Dort kommt der Kanzler, laß mich jezt allein.

Das erinnert in der That ein wenig an die heirathslustige Miß Gurli Kotzebues. Uebrigens nimmt das Schicksal des zärtlichen Mädchens eine tragische Wendung. Noch unvermählt soll sie dem Mann, dem sie zugedacht war, und der zu früh gestorben, ins Grab folgen und sich nach indischer Sitte lebendig verbrennen lassen. Dagegen sträubt sich nun ihre ganze lebenslustige Natur, und um sich wenigstens den qualvollen Tod in den Flammen zu ersparen, vergiftet sie sich.

Das Lustspiel erinnert an die Töpfer'schen Stücke. Friedrich der Große spielt darin den humoristischen Alten und Gnädigen. Uebrigens ist das Stück nicht sehr fein, fängt mit Prügeln an und hört mit einer königlichen Gutheißung des Ehebruchs und der leichtsinnigen Scheidung auf. Auch ist hier wieder der Fehler zu bemerken, der in den Holbeinischen Lustspielen und in Karl XII. häufig vorkommt, das pöbelhafte Familiarisiren mit dem unerkannten König. Weder Friedrich, der sich hier antworten lassen muß: „wie dumm!“ noch Karl XII., der sich von dem Rügenschen Bauer sogar lächerlich machen läßt, nehmen sich in dieser Situation gut aus. Hier darf der Dichter eine feine Grenzlinie nie überschreiten, wenn der Charakter seines Helden nicht ins Gemeine hinabgezogen werden soll.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 124. Freitag, 8. December 1837.

Dramatische Literatur.

20) Shakespeare's dramatische Werke, übersezt von Philipp Kaufmann. Vierter Theil. Berlin und Stettin, Nicolai, 1836.

Die Kaufmann'sche Shakespeare-Uebersetzung ist mit großem Fleiß, mit großer Liebe ausgeführt, hat sich daher auch die Anerkennung erworben, die ihr gebührt. Wenn ein Stück von Shakespeare in deutscher Uebersetzung vorgelesen werden soll, wird man wohl in der Regel zu Schlegel zuerst greifen, wo dieser aber nicht ausreicht, zu Kaufmann, und erst im Nothfall zu Voß. Auch auf der Bühne sind Kaufmanns Uebertragungen schon gebraucht worden. Der vierte Theil enthält: Verlorne Liebesmüh — Ende gut, alles gut — die Irrungen. Mit seltner Emsigkeit und Ausdauer hat der Uebersetzer das Original wortgetreu wiederzugeben und doch auch den Liebreiz der Reime beizubehalten gesucht. Dies war in den vielen komischen Scenen, welche gerade die vorliegenden Dramen enthalten, keine leichte Mühe. Hier, wo im Dialog der bunte Ball des Witzes unaufhörlich in der Luft fliegt, von den sich Neckenden einander zugeworfen, die Ungezwungenheit des Originals zu erreichen, ist eine ungeheure Aufgabe, und wenn es niemals ganz möglich seyn wird, eine Uebersetzung bis zu dem Grade der Natürlichkeit zu glätten, den nur die heitre Laune des ersten Dichters dem Original beibringt, so hat doch Kaufmann das Mögliche geleistet.

21) Shakespeare's dramatische Werke. Leipzig, O. Wigand. Zu 37 sehr kleinen Bändchen berechnet. Die ersten 16 Bändchen.

Wieder eine Uebersetzung, das Bändchen ein Drama enthaltend, zum Preise von 1 Groschen. Das Unternehmen erinnert an das frühere Meyer'sche, die Uebersetzungen sind aber besser, von Petz, Mügge, Ortlepp, Fischer, Simrock, Hilsenberg. Wir wollen uns auf eine nähere Vergleichung mit den bessern ältern Uebersetzungen hier nicht einlassen. Zum Glück ist hier so viel vorgearbeitet, daß Shakespeare kaum mehr schlecht übersezt werden kann, wenn auch nicht die vielen neuen Bearbeiter immer noch den Ehrgeiz hätten, ihre Vorgänger zu übertreffen.

22) The plays of William Shakespeare, from the text of Mr. Steevens last edition with notes in german by J. M. Pierre. Frankf. a. M. Sauerlaender, 1836. Vol. VI.

Die Fortsetzung einer Ausgabe des englischen Shakespeare mit deutschen Noten zum Gebrauch solcher,

die den Shakespeare im Englischen lesen und noch einiger Nachhülfe bedürfen.

23) Faust: a tragedy by Goethe: translated into english verse, with notes by John S. Blackie. Edinburgh, Blackwood, 1834.

Herr Blackie in Edinburg hat sich um die Verbreitung deutscher Literatur in England großes Verdienst erworben, theils durch seine Aufsätze im Edinbourgh rowiew, theils durch Uebersetzungen. Mit Recht hat daher Herr von Hailbronner in seinen so eben erschienenen sehr interessanten Cartons seiner aufs ehrenvollste gedacht.

Ueber seine Uebersetzung des Goethe'schen Faust steht freilich uns Deutschen weniger ein Urtheil zu, als den Engländern selbst, denn nur ein geborner Engländer mag scharf genug erkennen, ob ein fremdes Geistesprodukt ein englisches geworden ist, so wie auch wir Deutsche z. B. bei deutschen Uebersetzungen des Lord Byron wenig darnach fragen würden, was irgend ein Engländer davon hielte. Hier steht uns, dort steht den Engländern das Urtheil zu. Gleichwohl scheint uns, wenn wir unser Gefühl irgend geltend machen dürfen, die Uebersetzung des Faust in seltnem Grade ausgezeichnet. Klingt z. B. das schöne Lied vom König in Thule nicht im Englischen genau so einfach und lieblich, wie im Deutschen?

There was a king in Thule,
True-hearted to his grave;
To him his dying mistress
A golden goblet gave.

He prized it more than rubies;
At every drinking-bout
His eyes they swam in Heaven,
When he did drink it out.

And when he came to die, he
Divided all his lands,
But still the golden goblet
He kept in his own hands.

He sat amid his barons,
And feasted merrily,
Within his father's castle,
That beetles o'er the sea.

There stood the ancient toper,
And drank his life's last glow,
Then threw the goblet over
Into the sea below.

He saw it fall, and splashing
Sink deep into the sea;
His eyes they sank for ever,
No bumper more drank he.

Eben so der einfache Dialog und Monolog, z. B. wie Faust sich hinsezt, die Bibel zu übersetzen:

„In the beginning was the Word." Stops here
In ipso limine my course?—in vain
I seek this mystic symbol to explain,
Unless some god my inward vision clear.
The naked word I dare not prize so high,
I must translate it differently,
If by the Spirit I am rightly taught.
„In the beginning of all things was Thought."
The first line let me ponder well,
Lest my pen outstrip my sense;
Is it thought wherein doth dwell
All-creative Omnipotence?
I change the phrase, and safer write,
In the beginning there was Might.
But even here methinks some warning voice
Makes me to waver in my choice—
At length, at lenght, the Spirit helps my need!
I write, „In the beginning was the Deed!"

Die Uebertragung deutscher Geisteswerke ins Englische muß jedem Deutschen erfreulich und ehrenvoll erscheinen. Nur wissen wir nicht, ob gerade unsere moderne Poesie, die bei vielen Vorzügen doch auch gar viel Unklares, Weichliches, Unmännliches enthält (wovon selbst unsere großen Dichter nicht und am wenigsten Goethe ausgenommen werden dürfen), dem englischen Blick durchaus zusagen kann. Vielleicht würden wir Deutsche den Engländern mehr Achtung einflößen, wenn ihnen die tiefsten, gründlichsten und klarsten Werke, welche deutsche Wissenschaft hervorgebracht hat, bekannt wären.

24) Victor Hugo's ausgewählte Schriften, deutsch bearbeitet von Fr. Seybold. Stuttgart und Leipzig, Rieger u. Comp., 1836. 12.

Eine bequeme Ausgabe, von einer gewandten Feder ins Deutsche übertragen. Der Dichter selbst ist bekannt, man kann fast sagen zu bekannt, denn die übertriebene Bewunderung, die ihm zu Theil geworden ist, hat wie eine Verblendung auf das Urtheil gewirkt, so daß man einige seiner deutlichsten Fehler erst gleichsam entdecken mußte, so lange sie auch schon offenbar waren. Wir haben uns früher schon über ihn ausgesprochen, seinen ursprünglichen Beruf zum Dichter anerkannt, sein erstes glänzendes Auftreten gepriesen, aber uns auch keineswegs über die Umwandlung getäuscht, die mit ihm

vorgegangen ist, seitdem er seinen Salon in Paris geöffnet hat und an der Spitze der romantischen Schule steht. Wenn der fein beobachtenden Lady Morgan je ein wahres Wort entschlüpft ist, so ist es das, daß in Paris alle Genies, die aus den Provinzen kommen, bald abgeschliffen und abgeflacht werden. Dies ist in vorzüglichem Grade bei Victor Hugo der Fall gewesen. Er scheint es gefühlt zu haben, und hat nun durch künstliche Reizmittel pikant zu bleiben, ja immer pikanter zu werden gesucht, aber nicht bemerkt, daß dies der Weg ist, welcher die Poesie gerade rückwärts von der Unsterblichkeit abführt. Alle Bewunderung und Anbetung des jungen Frankreich wird ihm vor dem unvermeidlichen Schicksal der Vernachlässigung, ja wir dürfen sagen der Verachtung nicht retten, denn seine berühmten Dramen sind fast ohne Ausnahmen Frazzen, unnatürliche widerliche Frazzen, vor denen sich der Genius des Sophokles und Shakespeare mit Ekel abwenden würde, und wenn er dennoch ein großer Dichter bleibt, so hat er dies nur seinen lyrischen Produkten und seinem Roman zu danken.

25) Molière's sämmtliche Werke, übersezt von Mehreren, herausgegeben von Louis Lax. Aachen und Leipzig, Mayer, 1837. 1stes Bändchen. 12.

Der Werth der Molière'schen Stücke ist allgemein bekannt und (nur von A. W. v. Schlegel nicht nach Verdienst) anerkannt. Frankreich hat wenig Dichter hervorgebracht, die so wie er der Welt und allen Zeiten angehören. Es ist jenes Klassische der Naturwahrheit in seinen Stücken, das überall verstanden wird, überall anzieht und selbst im Costüm seines Jahrhunderts dennoch nie veraltet. Unserer deutschen Bühne ist er nicht fremd. Der Tartuffe ist eine der besten Rollen unseres besten gegenwärtigen Schauspielers Seydelmann. Vielleicht würde Molière noch beliebter auf unserer Bühne seyn, wenn die Uebersetzungen und Bearbeitungen desselben bisher vorzüglicher gewesen wären. Da sie nicht durchgängig zweckmäßig bearbeitet sind, war eine gute neue Uebertragung wünschenswerth. Das erste Bändchen enthält die Schule der Ehemänner, übersezt von dem in der Behandlung fremder Dichterwerke sehr gewandten Prof. O. L. B. Wolff. Dann folgt der Arzt wider Willen von L. Lax. Jenes in Alexandrinern, dieses in Prosa. Wir wünschen dem Unternehmen guten Fortgang.

26) Don Juan von Oesterreich oder der Beruf. Historisches Gemälde in fünf Akten, nach dem Französischen des Cas. Delavigne, von Dr. Bärmann. Hamburg, Magazin für Buchhandel, 1836.

Die Franzosen wissen alles für ihre Eitelkeit auszubeuten, sogar ihre Niederlagen. Don Juan d'Austria, der Sohn Karls V. und einer schönen Regensburgerin, deutschen Blutes und nachher großer Held für Spanien, muß Herrn Delavigne dienen, den Franzosen die feinste Schmeichelei zu sagen. In der Einsamkeit nämlich, in der er erzogen wird, träumt ihm beständig von Heldenruhm, sein innerer Beruf zum Krieger gibt sich unwillkürlich kund und wer ist das kriegerische Ideal, dem er nachstrebt? Niemand anders als Franz I., der französische König. So verlangt es nun einmal die französische Eitelkeit, unbekümmert darum, daß eben dieser Franz Don Juans Vater gegenüber ja nur Niederlagen erlitt, ja eine Zeitlang in Karls V. Kerker lag. Dies ist die Manier, wie französische Dichter und Schriftsteller überhaupt der geschichtlichen Wahrheit heute noch wie zur Zeit Ludwigs XIV. Gewalt anthun, um überall sich selbst Complimente und alles zu einem Triumph für sich zu machen. Mögen sie dies thun. Nur deutsche Schriftsteller sollen sich nicht so beeilen, solches eitles Zeug zu übersetzen.

27) Die Cenci. Trauerspiel in fünf Aufzügen von P. B. Shelley, nebst einer Lebensskizze des Dichters von Felix Adolphi. Stuttgart, Verlag der Classiker, 1837.

Welch ein Gegenstand! Incest und Vatermord. Cenci entehrt seine eigne Tochter, sie klagt ihn vergebens an, sie läßt ihn zulezt ermorden und wird selbst hingerichtet. Und welche Auffassungsweise! Beatrice tritt wie wahnsinnig herein:

Reicht mir das Schnupftuch! Mein Gehirn ist wund;
Voll Blut sind meine Augen! Wischt es ab!
Ich sehe kaum.

Lucretia (ihre Mutter).

Mein Kind, du bist ja nicht
Verwundet; es ist nur ein kalter Thau,
Der von der theuern Stirne rinnt. — Weh! weh!
Was ist geschehn?

Beatrice.

Wer hat mein Haar gelöst?
Es flattert um mein Haupt und macht mich blind;
Und doch band ich es fest. — O schrecklich! schrecklich!
Der Boden zittert unter meinen Füßen,
Die Wände drehen sich umher! Dort seh' ich
Ein Weib, das weint und unbeweglich dasteht,
Indeß ich schwindelnd taumele,
So wie die Welt sich drehet. — O mein Gott,
Dein schöner blauer Himmel ist mit Blut
Befleckt; der Sonnenschein ist schwarz; die Luft
Ist voll von ekeln Dünsten, wie die Todten

In Leichengruben hauchen. Puh! Puh! ich erstickе!
Es kriecht ein schwarzer, schwerer, schmuz'ger Nebel
Rings um mich her — er ist so dick und klebrig,
Ich kann ihn nicht abschütteln, denn er leimt mir
Die Finger und die Glieder an einander
Und frißt sich in die Sehnen ein und löst
Das Fleisch mir in Verwesung auf, vergiftend
Den reinen, zarten, innern Geist des Lebens!
Mein Gott! was Tollheit sey, das wußt ich nie
Zuvor; jezt aber bin ich sicher toll!

(wilder)

Nein, ich bin todt! Verfault sind meine Glieder
Und binden und begraben meine Seele,
Die in die freie Luft entfliehen möchte.

(Pause)

Wie gräßlich der Gedanke war! Er ist
Entflohn; doch seine Bürde bleibt zurück
Auf diesen Augen, diesem matten Herzen.
O Welt! o Tag! o Leben! o Geschick!

Der Gegenstand ist etwas ekelhaft und in dieser Auffassungsweise scheint er nicht delikater geworden zu seyn. Wie weit sind doch die Tragiker unserer Tage hinter dem Sophokles zurück, dessen Schrecken nie ohne Grazie war.

28) Paulus. Eine Tragödie von Wilh. Angelstern. Bielefeld, Velhagen und Klasing, 1836.

Aufenthalt und Tod des Apostel Paulus zu Rom. Er steht dem Kaiser Nero gegenüber, wie in Schillers Don Carlos Marquis Posa dem König Philipp.

Paulus.

Erwache! Sieh, der Himmel selber bangt
In dieser Stunde, denn der Erde Schicksal
Hängt an der Regung deiner Seele. Höre
Das Wort der Buße. Auch in dir erschuf
Gott einen Geist, sein Bild zu seyn, auch dich
Umgab er ja mit seinen Wundern, drückte
Den Stempel deiner Abkunft auf die Stirn dir.
Wie? willst du denn in diesem zähen Schlamme
Der Sünde untergehn? Ist's dir ein Ernst —
So Schritt für Schritt dem ew'gen Tod entgegen
Zu wandeln, dich den Qualen auszuliefern,
Die so gewiß des Sünders harren, als
Die Sonne dort zum Niedergange sinkt?

Nero (in tiefen Gedanken).

Sie sinkt, und leuchtet Rom nicht wieder. —
(Nach einer Pause, in der ihn Paulus forschend anblickt.)

Paulus?

Ich will ein Wunder dir berichten: Nero,
Der Allgewalt'ge, hat kein Wort vernommen,
Und du stehst lebend da. Verdanke dies
Der Weisheit, die in meinem Haupte wohnt.
An Geist bin ich ein Grieche. Denn mich reizt
Das Neue stets. Und was du jezt berichtet,
Ist wahrlich neu, und ist der Probe werth.

Er will aber die Probe zuerst mit der schönen Christin Servilia machen und ist frivol genug, am Schluß des langen Dialogs zu bemerken, daß jenes liebenswürdige Mädchen sich vielleicht besser eignen dürfte, ihn zu bekehren, als der ehrwürdige Apostel. Natürlich behält diese Frivolität die Oberhand und das Trauerspiel endet mit der großen Christenverfolgung, in der auch Paulus umkommt. Ob der Dichter nicht etwas mehr gräcisirende Sophistik in Neros Mund hätte legen sollen? Sinnlichkeit und Grausamkeit bilden zwar schon einen starken Contrast mit dem Christenthum; aber als drittes Element wäre hier wohl ein feiner Atheismus passend gewesen, oder ein über sich selbst reflektirender Autotheismus, und dies hätte dem Dichter zugleich Beziehungen auf unsre gegenwärtige Zeit gestattet.

29) Claus Leuenberger. Historisches Drama in vier Abtheilungen von Schädelin. Mit Leuenbergers Bildniß. Bern, Haller, 1837.

Leuenberger war der Heerführer der Schweizer Bauern in den aristokratischen Cantonen, als sich dieselben unmittelbar nach dem 30jährigen Kriege gegen die Stadtherren empörten. Sie hatten mehr Recht dazu, als die alten Waldstädte gehabt hatten, sich gegen Oesterreich zu empören; allein ihr Recht war nicht vom Glück unterstüzt. Die schlaue Aristokratie verstand es, sie zu theilen, zu verwirren, und Frankreich (dessen Treulosigkeit sich in Nachbarhändeln nirgends verläugnet hat, es mag von Elsaß oder von der Pfalz, von Lothringen, von den Niederlanden oder von Spanien und Italien die Rede seyn) schüchterte sie vollends ein. Ihr Muth in der Schlacht konnte die Netze der Diplomatie, in denen sie verstrickt lagen, nicht zerreißen. Noch unbesiegt schlossen sie Frieden, aber die Aristokratie brach den Frieden, überfiel die Entwaffneten, und strafte die nochmals aus Verzweiflung sich Wehrenden aufs unbarmherzigste. Diese traurige Begebenheit stellt das vorliegende in Prosa geschriebene einfache und doch rührende Trauerspiel dar, an dem wir nichts tadeln, als den hofmeisternden Pfarrer, der mit seinen Ermahnungen nichts besser macht, und nur unsere unbefangene Theilnahme am Heldenmuth des unglücklichen Volkes stört.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 125. Montag, 11. December 1837.

Dramatische Literatur.

30) Theorie der Schauspielkunst, von E. Thürnagel, großh. bad. Hofschauspieler. Heidelberg, Oswald, 1836.

Ein praktisches Handbuch für den Schauspieler, verfaßt von einem Schauspieler, der hinlängliche Erfahrung besizt und gehörig nachgedacht hat.

Zuerst führt er die geistigen und körperlichen Eigenschaften auf, die derjenige besitzen müsse, der sich dem Schauspielerstande widmen will. Dieses Examen ist heilsam für alle solche, die sich ohne Beruf zu jenem Stande drängen. In lezter Instanz aber gilt freilich statt aller Aufzählungen einzelner Vorzüge (Phantasie, Gefühl, Urtheilskraft, Darstellungsgabe, Gedächtniß, Beobachtungsgabe ꝛc.) einfach, was einmal Jean Paul von den Dichtern sagt: vor allen Dingen habt Genie, das übrige wird sich finden. Dasselbe gilt auch noch in mancher Beziehung von den Vor- und Hülfskenntnissen, die der Schauspieler besitzen soll, und die der Verfasser der Reihe nach aufzählt. Wir fürchten, wenn junge Candidaten der Bühne zu sehr mit den Vorkenntnissen, namentlich mit den gelehrten, geplagt würden, dürften sie nicht so weit kommen, als wohin gar Mancher unsrer größten Schauspieler durch Genie, Uebung und allmählige Lektüre gelangt ist. Inzwischen verlangt die Consequenz einer Theorie, daß man von den Vorkenntnissen spreche und ihr vollkommenstes Maaß als Ideal bezeichne.

Wichtiger, von unmittelbar praktischem Werth für jeden Schauspieler ist die nun folgende Methodologie, worin der Verfasser von der Art und Weise spricht, wie der Schauspieler zunächst die Sprache, sodann seinen ganzen Körper zu beherrschen habe, um nicht in alle die widrigen oder lächerlichen Fehler und Manieren zu fallen, die jeder Abonnent jedes deutschen Theaters kennt, obgleich sie noch nicht so systematisch geordnet worden sind, wie hier. Da ist von den linkischen Manieren die Rede, von der Monotonie, von der Zerstreutheit, vom unschicklichen aus der Rolle Fallen, vom Uebertreiben, von der unschicklichen Malerei durch Geberden: [Um wenigstens ein Beispiel höchst unschicklicher Malerei zu geben, möge hier angeführt werden, daß ein sonst tüchtiger Schauspieler bei der Darstellung des Dünois in Schillers Jungfrau von Orleans an der Stelle:

„Ja sie ist eine Rasende, wie Du,
Und wirft ihr alles in ein brennend Haus,
Und schöpft ins leere Faß der Danaiden“

nie die Bewegung des Hineinschöpfens mit der einen Hand unterließ]. — Ferner von den sogenannten Kunstpausen, in denen sich Afterkünstler so gern gefallen, indem sie, ganz wie einige Componisten neuester Zeit, das liebe Publikum auf die lezte Phrase warten lassen, sie dann herausstoßen und triumphirend abgehn; von den Schreiern und tobenden Helden; von den immerwährenden unanständigen Schlenkerungen der Toga im antiken Costüm, wo anständige Ruhe nothwendig wäre; vom widrigen Copiren fremder Manieren; vom Jagen nach Effekt; vom persönlichen Hervortreten aus dem Stück, als ob nur er, der Held, oder sie, die Donna, allein noch da wäre; vom Wimmern und weinerlichen Ton der Weiber in tragischen Rollen oder dem hohlen Grabton, der den jungen Schauspielerinnen noch übler ansteht als das Winseln ꝛc. Bei allen diesen Erörterungen hat der Verfasser die Erfahrung und zahllose Beispiele vor sich. Indem er bis in die Kleinigkeiten, selbst des Costüms eingeht, gibt er sehr viele nützliche Winke. Zu diesen Kleinigkeiten rechnen wir z. B.: „Die Bühnenschicklichkeit verlangt, daß Derjenige, welcher sich an einer bestimmten Seite der Bühne auf ein Knie niederzulassen hat, dasjenige dazu wählet, welches der zuschauenden Versammlung zunächst sich befindet. Der Reihen desselben Fußes muß alsdann so viel als möglich den Boden zu berühren suchen, und das andere Bein ein wenig gestreckt werden, damit nicht die Ferse desselben an das, auf dem Boden liegende Knie gerathe. Ferner muß Derjenige, welcher mit seinem ganzen Körper zu Boden fällt, oder in liegender Stellung überhaupt sich befindet, des Anstandes wegen, nicht unmittelbar den untern Theil der Ferse und des ganzen Fußes dem Anblick des Publikums preisgeben ꝛc." Unter den praktischen Bemerkungen über das Costüm verdient besonders die Beachtung, die sich gegen den Mißbrauch der gemischten Costüme erklärt, sofern z. B. in Schau- und Lustspielen die Jugend nach der neuesten Mode, das Alter aber nach einem hundertjährigen Costüm gekleidet ist.

Am Schluß legt der Verfasser noch den jungen Liebhabern der Schauspielkunst ans Herz, sich wohl zu überlegen, was sie thun, wenn sie auf die Bretter treten. „Wenn sich nun aber auch in der That ausgezeichnete Anlagen für die Bühne verrathen, so gehört dessen ungeachtet der Schritt, sich der dramatischen Kunst zu widmen, wegen der, mit ihrer Ausübung unvermeidlich verbundenen Verhältnisse, zu den gewagtesten, welche nur irgend bei der Wahl eines Berufs gethan werden können. Denn obgleich das ausgezeichnete Talent sich allerdings, auch unter ungünstigen Verhältnissen, mit der Zeit bemerklich machen und Aufmerksamkeit erregen wird: so ist der Inbegriff aller vortrefflichen Anlagen für die Bühne dennoch nicht hinreichend, einen dauernd glücklichen Erfolg zu sichern, wenn neben denselben nicht auch zu gleicher Zeit, sowohl der individuelle Charakter im Ganzen, als einzelne sittliche Eigenschaften überhaupt, mit den, von diesem Wirkungskreise unzertrennlichen Verhältnissen in Einklang zu bringen sind. Gesinnungen, Art und Weise des Benehmens, die jenen unvermeidlichen Verhältnissen widerstreben, können dem größten Talente in der Folge zum tiefsten Verderben gereichen, nachdem es seiner eingebildeten Freiheit, auf dem ihm einzig möglichen Wege des steten Wanderns von einer Bühne zur andern, bis zu den Jahren, wo eine feste Heimath, ein ruhiger Blick in die Zukunft, zum Bedürfnisse geworden sind, Luft gemacht hat. Daß jene eingebildete Freiheit des dramatischen Künstlers in der That in nichts Anderem bestehe, als in einer, so lange es thunlich ist, willkürlichen Vertauschung der Bühnen, wird bei hinreichender Untersuchung der Sache sehr einleuchtend. Denn es möchte schwerlich, mit Ausnahme sehr weniger Verhältnisse, einen Stand geben, der minder unabhängig, mehr gebunden, und der Willkür von allen Seiten in höherem Grade unterworfen ist, als der des Schauspielers. Für das Erste hängt der Künstler von seiner eigenen, sowohl körperlichen als geistigen Disposition ab, die bei andern Geschäften, sie mögen in Verstandes- oder in mechanischen Arbeiten bestehen, nicht so störend wirkt, als bei diesem. Auch vor den meisten der übrigen Künste hat die seinige den Nachtheil, daß das Gelingen an den Moment gefesselt ist, der ihm durch die Zeit, in welchem die Ausübung seines Berufs ihm vorgeschrieben ist, aufgelegt wird. Für das Andere hängt er von einer zahllosen Menge äußerer Zufälle ab, indem er dem Wechsel und der Verschiedenheit des Geschmacks, einer oft ungerechten Zurücksetzung, den Launen, überspannten Forderungen und Vorurtheilen aller Art, der Sucht zu kritisiren, sogar im Augenblicke der Execution, dem mehr oder weniger regelmäßigen Zusammenwirken seiner Umgebungen, und endlich manchen drückenden Verhältnissen zu den Bühnenvorständen selbst, unterworfen ist. Denn in der Natur dieser Dienstverhältnisse liegt, daß sie durch Willkür erschwert werden und zu den traurigsten Resultaten führen können. Schon der einzige Umstand, daß die mit der obern Leitung einer Bühne beschäftigten Personen die gesetzgebende, richterliche und executive Gewalt zugleich besitzen, daß sie oft in derselben Angelegenheit Partei und Richter sind, läßt für die Behaglichkeit des Dienstverhältnisses mehr von dem Charakter und den Gesinnungen jener Personen, als von der Form des Verhältnisses selbst erwarten. Hierzu kömmt auch noch, daß die Bühnenleitung einem zufälligen

Wechsel der damit beauftragten Personen unterworfen ist, und auch von dieser Seite das Verhältniß manches Unangenehme darbietet. Soll nun die eingebildete Freiheit dadurch hergestellt werden, indem sich der dramatische Künstler allen belästigenden, äußeren Einwirkungen, sie seyen von welcher Art sie wollen, entzieht, indem er neue Verbindungen anknüpft: so ist der Schritt immer gewagt; denn überall trifft er, bald in dieser, bald in jener Beziehung, auf Widerwärtigkeiten, und ist oft in dem Falle, die klare Ueberzeugung zu gewinnen, nur die Charybdis mit der Scylla vertauscht zu haben. — Zu allem Diesen gesellt sich noch außerdem in der Regel eine gewisse Unheimlichkeit in den bürgerlichen Verhältnissen. Die Mäzenatenmilde; das Streben nach seiner Gesellschaft, um sich entweder bloß durch seine Talente die Zeit verkürzen zu lassen, oder höchstens einen freieren Spielraum für die Befriedigung eigener Lieblingsunterhaltung zu haben; das bisweilige Andrängen an seine Person von Leuten, die er entweder nicht achten kann, oder gar verachten muß, sind für den verständigen und fühlenden Künstler Dinge, welche ihm eben so wenig Lebensgenuß gewähren, als die Demüthigungen, welche er zuweilen durch den conventionellen Unverstand erfährt. Gelingt ihm auch hier und da ein innigeres Anschließen achtungswerther Personen, so hat auch Dieses gewöhnlich seine Grenze, und es kann den Leuten nicht einmal recht verdacht werden, weil die größere Anzahl der Schauspieler diesen Stand im Allgemeinen den übrigen auf gewisse Weise entfremdet hat, und entfremdet erhält. Für dieses Alles ist häusliches Glück in seinem ganzen Umfange auch nur selten zu entschädigen im Stande, besonders, wenn beide Theile den nämlichen Wirkungskreis, und also doppelte Sorgen, doppelte Widerwärtigkeiten zu ertragen haben; oder wenn, wie es gewöhnlich geschieht, die Bühnenehen im Rausche der Leidenschaft geschlossen werden. Der Lebens- und theatralische Verkehr mit den eigenen Kunstgenossen bietet, wenige Ausnahmen abgerechnet, ebenfalls nicht viel Erfreuliches dar; denn Eitelkeit und Selbsterhaltungstrieb regen in dem dramatischen Wirkungskreise; leider! gewöhnlich alle kleinlichen Leidenschaften in einem so hohen Grade auf, daß nur sehr gediegene, sittliche Eigenschaften und eine entschiedene Charakterfestigkeit dem Strome zu widerstehen vermögen. — Das Allerschlimmste und Bedenklichste des ganzen Wirkungskreises liegt aber endlich in dem ungewissen Blicke in die Zukunft. Wie gering ist die Sicherheit, mit der der Bühnenkünstler in der Blüthe der Jahre auf ein sorgenfreies Alter zählen darf, und wie viele günstige Umstände gehören dazu, Dieses wirklich zu erreichen. Und hat er die Aussicht auf ein solches wirklich erreicht, wie Vieles hängt alsdann von seinem eigenen Benehmen und seinem Charakter ab, um diese Aussicht nicht selbst zu zerstören; denn nichts in der Welt ist leichter aufgelöset, als ein Theatercontract, wenn es nur Einem der beiden Contrahirenden recht Ernst damit ist. Gewöhnlich trägt freilich der Uebermuth und die Unstatthaftigkeit unangemessener Ansprüche, von Seiten der Schauspieler, hier die Schuld; zuweilen liegt aber aber auch der Grund in einem Wechsel der mit der Leitung der Bühne beauftragten Personen und den Gesinnungen Derjenigen, welche dieselbe für den Augenblick übernehmen. Unglaublich ist daher, wenn alle diese Umstände gehörig erwogen werden, der Leichtsinn, oder vielmehr der Wahnsinn, mit welchem oft nicht allein in der Wahl dieses Berufes, sondern auch in der thörichten Art, sich in diesen Dienstverhältnissen zu benehmen, zu Werke gegangen wird. Es ist daher aus allen diesen Gründen sehr erklärlich, warum sich die Anzahl Derjenigen, welche der vermeinte Beruf zur Bühne an den Bettelstab gebracht hat, mit jedem Monate mehrt."

31) Euripides Werke, verdeutscht von F. H. Bothe. Mannheim, Löffler, 1837. Erster und zweiter Band. Ausgabe lezter Hand.

Die beste Uebersetzung des Euripides, die wir besitzen. Sophokles ist öfter übersezt worden, auch Aeschylos, wenigstens Einzelnes von ihm. Euripides stand in der Meinung der Nachwelt weniger hoch, und doch ist er unsern modernen Ansichten ungleich verwandter, als jene seine Vorgänger. Indem bei ihm das falsche Pathos, die studirte Empfindsamkeit und das Jagen nach Effekten schon die ältere erhabene Einfachheit ablöst, tritt er eben deßhalb unserm Jahrhundert näher. Doch wollen wir damit seinen Werth nicht herabsetzen. Er ist immerhin eine Fundgrube für die Kenntniß des Alterthums, und auch die dramatischen Dichter können noch Manches bei ihm lernen. Es charakterisirt ihn, daß er das Göttliche zum Menschlichen hinabzieht. Daraus entspringen alle seine Tugenden und seine Fehler. Zuweilen tritt uns in seinen Tragödien der Schmerz und die Rührung wirklich menschlich näher und erwärmt uns, im Gegensatz gegen die kalten Schauer, mit denen uns der ungeheure Aeschylos erschüttert; allein noch öfter wird bei Euripides das Heroische erniedrigt, das Göttliche gemein, sofern er die Leidenschaften und Empfindungen eines Halbgotts mit dem Maaße mißt, das nur gewöhnliche und gleichsam Empfindungen fürs Haus kennt.

32) Sophokles König Oedipus, übersezt und in Abhandlungen und Anmerkungen erklärt von Fr. Stäger. Halle, Grunert, 1836.

Die Uebersetzung ist sehr fließend und die bei solchen

Uebertragungen gewöhnliche Härte geflissentlich vermieden. Die Anmerkungen sind sehr gelehrt, und das Werk enthält einen besondern literar-historischen Werth durch die Berichte und Proben über einige englische und französische, eine englische und eine spanische Uebersetzung desselben berühmten Oedipus.

33) Eumenes. Trauerspiel in fünf Akten von Max Porzer. Landshut, Palm, 1837.

Die Jamben sind sehr gewiegt und wohllautend, doch die Gedanken nicht immer klar und scharf, die Umschreibung einfacher Gedanken häufig zu gesucht, z. B.:

Der Ahnung Leid, in tiefer Brust verborgen,
Ruft dunkle Bilder träumend mir hervor;
Denn unsrer Liebe still befreundet Wähnen —
Wird nimmermehr der Väter Haß versöhnen! —

* * *

Welch' sanfte Stimmung webt in deiner Brust?

Eine „webende Stimmung“ kann es wohl nicht geben. In dieser Art von unklaren Ausdrücken, die in der Regel aus mißverstandenen Reminiszenzen Schiller-Goethe'scher Klänge herzuleiten sind, pflegen sich junge Dichter zu gefallen; der Fall kommt oft vor, und beweist das noch überwallende, noch nicht von Verstand genug gezügelte Gefühl der Jugend. Wir möchten dem Verfasser rathen, nicht so viel Gewicht auf den Wohlklang und auf die gefühlvolle Phraseologie und desto mehr auf die Natürlichkeit und Lebendigkeit des Dialogs zu legen. Der leztere wird bei ihm nicht selten, da er ihn allzu zierlich auskünstelt, kalt und steif, z. B. in der Scene, in welcher Kassandra im Nachtgewand voll Angst zu ihrem in Gefahr begriffenen Vater eilt. Hier, wo alles rasch geschehen und voll Leidenschaft seyn sollte, heißt es:

Kassandra.

Die Tochter siehst du jezt vor dir erscheinen,
Von banger Sorge furchtsam aufgescheucht;
Du blickst so ernst, will alles sich vereinen,
Die Angst zu steigern, die mein Herz beschleicht?
O soll ich jezt das Schicksal schon beweinen,
Das bald vielleicht dein stolzes Haupt erreicht!
Was stehst du so in dich zurückgezogen,
Nein, die Erscheinung hat mir nicht gelogen!

Eumenes.

Kind, deine Ahnung sagte diesmal wahr!
Wir werden jezt wohl Abschied nehmen müssen.

Und so fort. Dies erinnert fast an die Förmlichkeit der älteren Trauerspiele in Alexandrinern.

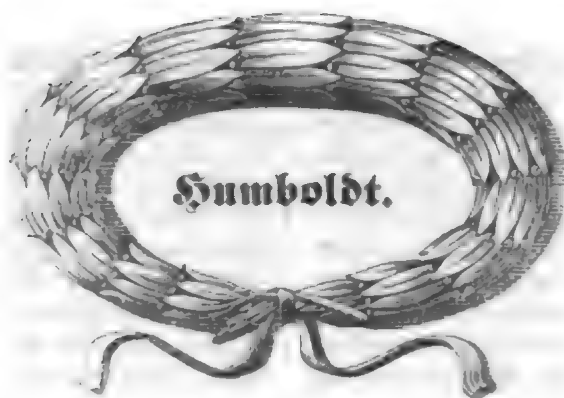
34) Polykrates. Trauerspiel in fünf Aufzügen von W. Schnitter. Leipzig, Fort, 1835.

Ebenfalls in wohlklingenden Jamben, aber ebenfalls zu bedächtig, zu langgezogen. Gleich in der Introduktion wird Amasis, der im Begriff ist abzureisen, mit einem Ueberfluß von Worten und Wiederholungen zum Dableiben gemahnt. Im Drama aber soll die Rede nie länger dauern, als es die Handlung gerade erfordert, und das wohlgefällige Wiegen auf den Versen ist hier nicht erlaubt. Der Gegenstand des Dramas ist derselbe, den Schiller im „Ring des Polykrates“ kurz und schön aufgefaßt hat. Doch hat der Dichter geglaubt, die Härte des Schicksals mildern zu müssen durch die Schuld des Helden. Polykrates wird nicht allein als der von den Göttern beneidete allzu Glückliche, sondern auch als schuldig dargestellt, sofern er aus Furcht vor künftigem Unglück Unrecht thut, wie der König im Leben ein Traum von Calderon. In diesem Sinne sagt

Polykrates.

O, wer ist unglückseliger, als ich:
Ja, jezt erkenn' ich euren tück'schen Sinn,
Ihr falschen Götter. Ihr gebotet nicht
Dem Blitze, zu treffen meiner Lieben Haupt,
Ihr öffnetet den Schooß der Erde nicht,
Sie zu verschlingen; listig legtet ihr
Den scharfen Dolch in meine eigne Hand!
Und meinen Sinn verwirrend, ließt ihr mich
In thöricht blinder Furcht die Theuren selbst
Verderben, selbst das Schreckliche vollbringen.
Nun tritt mit Gram zugleich die Reu' mich an;
Nun kann ich wechselnd, bald verlorne Güter
Trostlos beweinen, bald mich selbst verwünschen.
Unseliges Geschick, das über mich
Verhängt ist! Auf des Glückes lichten Höhen
Konnt' ich einst stolz auf meine Güter zeigen,
Vor allen Erdgebornen reich begabt.
Jezt in des Unglücks Tiefen kann ich wieder
Mich rühmen, daß ich ausgezeichnet ward
Vor allen Sterblichen; denn keinem ward
So reich, wie mir, des Kummers Maaß zu Theil.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 126. Freitag, 15. December 1837.

Sprachlehre.

3) Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachlauts und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts, von Wilhelm von Humboldt. Erster Band. Berlin, 1836. gr. 4.

Als vor zwei Jahren der Freiherr Wilhelm von Humboldt in Tegel gestorben war, verbreitete sich bald in den Zeitungen die Nachricht von großen sprachwissenschaftlichen Werken, welche der Verewigte nahezu vollendet hinterlassen habe, und deren Veröffentlichung von dem hinterbliebenen Bruder zu erwarten stehe. Entfernt von den Geschäften verbrachte Wilhelm von Humboldt seine lezten Jahre auf seinem freundlichen Landsitze bei Berlin, „wo er, wie der Bruder sich ausdrückt, einsam, in der Nähe eines Grabes, von dem Hauche alter Kunst umweht, seinen ernsten Studien, großen Erinnerungen an eine vielbewegte Zeit, und einer Familie lebte, an der er bis zur Todesstunde mit weichem liebenden Herzen hing.“ Hier waren es vor allem ausgedehnte Sprachstudien, welche seine Muße in Anspruch nahmen und denen er unter den günstigsten Verhältnissen obliegen konnte. Durch die ausgebreiteten wissenschaftlichen Verbindungen, welche er auf seinen Reisen in Deutschland, England, Frankreich, Italien und Spanien angeknüpft hatte, stoß ihm von allen Seiten der reichste Stoff zur Verarbeitung zu. Herr John Crawfurd sandte zu den Studien der Sprachen des indischen Archipels javanische Wörterbücher, Grammatiken und Copien von malayischen Originalwerken; für die amerikanischen Sprachen kam ein Herr Buschmann heran, der selbst in einem wenig bekannten Theile Neuspaniens gelebt und nun die Absicht hatte, gemeinschaftlich mit Humboldt eine Reihe von Schriften über die Sprache dieses Welttheils herauszugeben. Wer ähnlichen Studien ergeben ist, kann gewiß nicht ohne eine gewisse Eifersucht das Verzeichniß literarischer Notabilitäten durchlesen, die sich aus allen fünf Welttheilen mit dem Verewigten in unmittelbaren hülfreichen Verkehr gesezt hatten, und sogar sonst unter sich feindselige Potenzen war er glücklich genug zu seinen Zwecken verwenden zu können, wie wir denn A. W. von Schlegel und Bopp gleich rühmlich erwähnt finden.

Das Erste und Einzige, was uns bis jezt von den Resultaten dieser Studien aus Humboldts Nachlasse zugekommen, ist der obengenannte erste Band des Werks über die Kawisprache. Den Druck des ganzen ersten Buchs hat der Verfasser noch selbst besorgt; die genaueste Durchsicht des Manuscripts aber und die Herausgabe des

ganzen Werks verdanken wir dem schon genannten Dr. Buschmann, der viele Jahre lang einem ehrenvollen Vertrauen von Seiten Humboldts durch die treueste Anhänglichkeit entsprochen hat. Das Ganze tritt unter den Auspicien des überlebenden Bruders Alexander ans Licht und ist von der Druckerei der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin mit gewohnter Eleganz ausgestattet.

Wer in diesem Werke dem Titel zufolge nichts weiter, als etwa eine bloße Grammatik einer bis daher unbekannten und wohl ebenso unnützen Sprache erwartete, würde sehr irren, und wir müssen uns beeilen, unsern Lesern, sofern sie das Buch noch nicht selbst kennen, eine Vorstellung von dem glücklichen Standpunkte zu geben, von welchem aus der Verfasser die an sich allerdings unbedeutende Sprache betrachtet und von der fruchtbaren Verbindung, in welche er sie mit der ganzen Civilisation eines weiten Erdstrichs zu setzen versteht.

Einige malayische Völkerschaften, zu welchen der Verfasser mit den Bewohnern von Malacca die Bewohner aller Inseln des großen südlichen Oceans zählt, deren Sprachen mit der im engern Verstande malayisch genannten auf Malacca zu einem und demselben Stamm gehören — haben eine so reiche Fülle indischer Kultur in sich aufgenommen, daß man nach der Versicherung des Verfassers (Einl. S. VIII) vielleicht nirgends ein zweites Beispiel einer Nation findet, die, ohne ihre Selbstständigkeit aufzuheben, in diesem Grade von der Geistesbildung einer andern durchdrungen worden wäre. Die Erscheinung im Ganzen ist an sich sehr begreiflich. Ein großer Theil des Archipels, und gerade ein durch Klima und Fruchtbarkeit vorzugsweise anlockender, lag in geringer Entfernung von dem großen Festlande Indiens; es konnte daher an Gelegenheiten und Punkten der Berührung nicht fehlen. Wo aber eine solche eintrat, mußte die Uebermacht einer so uralten und in allen Zweigen menschlicher Thätigkeit ausgebildete Civilisation, als die indische war, Nationen von reger und lebendiger Empfänglichkeit nach sich reißen. Es war dies indeß mehr eine moralische, als eine politische Umwandlung. Wir erkennen sie an ihren Folgen, an den indischen Elementen, die sich in einem gewissen Kreise der malayischen Stämme der Wahrnehmung unabweisbar aufdrängen; wie aber diese Vermischung entstanden ist, darüber gehen unter den Malayen selbst nur ungewisse und dunkle Sagen. Hätten mächtige Völkerzüge und große Eroberungen diesen Zustand bewirkt, so würden sich deutlichere Spuren dieser politischen Ereignisse erhalten haben. Geistige und sittliche Kräfte wirken wie die Natur selbst unbemerkt, und wachsen plötzlich aus einem Samen empor, der sich der Beobachtung entzieht. Auch die ganze Art, wie der Hinduismus in den malayischen Stämmen Wurzel schlug, beweist, daß er, als geistige Kraft, wieder geistig anregte, die Phantasie in Bewegung sezte und durch den Eindruck mächtig wurde, den er auf die Bewunderung bildungsfähiger Völker hervorbrachte. In Indien selbst, in dem, was wir von indischer Geschichte und Literatur wissen, finden wir, so viel bekannt ist, keine Erwähnung des südöstlichen Archipels. Von diesem selbst ging daher nichts aus, was auf das Festland hätte irgend bedeutend einwirken können. Die mächtige Wirkung übte Indien, und wahrscheinlich sogar durch Colonien, deren Absicht es nicht war, das Stammland fernerhin als ihre Heimath zu betrachten oder Verbindungen damit zu unterhalten. Die Ursachen davon konnten mannichfaltig seyn, und besonders mochten dabei die buddhistischen Verfolgungen ins Spiel kommen.

Um nun aber die Vermischung indischer und malayischer Elemente und den Einfluß Indiens auf den ganzen südöstlichen Archipel gehörig zu würdigen, muß man die verschiedenen Arten seiner Wirksamkeit unterscheiden, und dabei schon darum von derjenigen ausgehen, welche, wie früh sie auch begonnen haben mag, bis in die späteste Zeit hin fortgesezt worden ist, weil sie auch natürlich die deutlichsten und unverkennbarsten Spuren hinterlassen hat. Hier übt nicht nur, wie bei aller Völkervermischung, die geredete fremde Sprache, sondern zugleich die ganze in und mit ihr aufgeblühte geistige Bildung Einfluß aus. Ein solcher nun ist unläugbar in dem Uebergange indischer Sprache, Literatur, Mythe und religiöser Philosophie nach Java sichtbar, und hiervon handelt, freilich mit nächster Beziehung auf die Sprache, die ganze Folge dieser Schrift. Diese Art des Einflusses traf nur den eigentlich indischen Archipel, den malayischen Kreis im engern Verstande, vielleicht aber auch diesen nicht ganz, und jedenfalls nicht in gleichem Maaße. Der Brennpunkt dieses Einflusses war so sehr Java, daß man nicht mit Unrecht zweifelhaft bleiben kann, ob nicht der auf den Ueberrest des Archipels großentheils nur ein mittelbarer, von dieser Insel ausgehender war. Der Culminationspunkt des indischen Einflusses auf die malayische Bildung ist nun die Blüthe der Kawisprache, als die innigste Verzweigung indischer und einheimischer Bildung auf der Insel, welche die frühesten und zahlreichsten indischen Ansiedelungen besaß.

Nach solchen umfassenden Rücksichten wird nun die Kawisprache betrachtet. Das erste Buch, das bis jezt allein erschienen, ist gleichsam nur ein vorbereitendes, und handelt im Allgemeinen von den Verbindungen zwischen Indien und Java, wo dann alle vorhandenen Data scharfsinnig gesondert und sorgfältig combinirt werden. Im ersten Capitel, Sagen und geschichtliche Angaben betitelt, ist zunächst von der Ungewißheit des Anfangs der Verbindungen mit Indien, von der javanischen Aera und der Bezeichnung der Zahlen durch Wörter die

Rede. Das zweite enthält eine Beurtheilung des Alters und der Art der Verbindungen mit Indien aus dem Zustande Javas in Sprache, Einrichtungen und Gebräuchen, wobei unter anderem namentlich auch von den Spuren der indischen Casteneintheilung und der Wittwenverbrennung die Rede ist. Das dritte, ungleich umfangreichste und wichtigste handelt von der Einführung und dem Einfluß des Buddhismus auf Java, wobei mancherlei architektonische und Schrift-Documente in Betracht kommen. Namentlich wird die Mythe vom Gotte Batara Guru, als ein bisher nicht beachteter Beweis, daß die Buddhalehre auch, und in früher Zeit, auf Java überging, ausführlich erörtert, und wir wollen nicht unterlassen, zur Probe javanischer Mythologie einen Abschnitt aus dem „Manek Maya," die Cosmogonie betreffend, mitzutheilen.

„Nach dem Manek Maya, berichtet der Verfasser (S. 200), waren vor Erschaffung der Himmel und der Erde der allmächtige Ordner, und in dem Mittelpunkt des Universums Sang Ywang Wisesa (der mit Stärke Begabte) allein vorhanden. Auf das inbrünstige, an den Allmächtigen gerichtete Gebet Wisesas entstand ein furchtbarer Streit der Elemente, von glockenähnlichen Tönen begleitet. Wie Wisesa aufblickte, sah er eine Kugel über sich schweben, und wie er sie ergriff, zersprang sie, und bildete drei Theile: Himmel und Erde, Sonne und Mond, und den Menschen oder Manek Maya. Diesem menschlichen Wesen ertheilte Wisesa den Namen Sang Ywang Guru, und übergab ihm zu freier Verfügung die Erde und alles zu ihr Gehörende. Die noch von jedem Winde hin und her geworfene Erde flehte um einen sichern Standort; Sonne, Mond und Himmel, von ihrer Angst gerührt, kamen zu ihrer Hülfe herbei, und in einem heftigen Orkane wurde die Erde befestigt, aber die streitenden Gewässer erhielten ihren Salzgeschmack und ihre Neigung sich zu trüben. Durch die gleichzeitige beständige Gegenwart der Sonne und des Mondes leuchtete ein ewiger Tag. Guru gab durch die von der Gottheit erhaltene Machtvollkommenheit beiden Gestirnen ihre abwechselnde Bestimmung; die Sonne zog sich am Abend in den Schooß des Feuers, der verschwindende Mond in den der Gewässer zurück. Auf sein Verlangen erhält Guru von der Gottheit, daß ihm, ohne weibliche Mitwirkung, neun Söhne und fünf Töchter entstehen. Diese neun Söhne bekommen die Herrschaft über die Weltgegenden, und diese Bestimmung ist sichtbar die Ursache ihrer Zahl. Denn die fünf ersten sind die hauptsächlichsten; vier nehmen, indem der fünfte den Mittelpunkt der Erde beherrscht, die vier Cardinalpunkte des Compasses ein. Den vier übrigen fallen die Zwischenpunkte zu. Unter den Weltgegenden selbst ist die Ordnung von Osten nach Süden, dann Westen und Norden beobachtet. Jeder der fünf ältesten Söhne hat einen Pallast von verschiedenem Metall: Silber, Kupfer, Gold, Eisen und Glockenmetall; jeder einen See von verschiedener Flüssigkeit: Cocosnußmilch, Blut, Honig, Indigo und heißem Wasser; jeder einen eigenen Vogel, einen ihm geweihten Tag nach der altjavanischen fünftägigen Woche, und fünf javanische Buchstaben, vermuthlich als Zauberformeln, nach Ordnung des Alphabets. Guru begibt sich im Verfolge der Erzählung unter die Erde, welche aus sieben unter einander liegenden Regionen besteht. Er sezt jeder einen göttlichen Herrscher vor, wobei bemerkenswerth ist, daß Ganga als männliche Gottheit erscheint. Bei seiner Rückkehr aus diesen unterirdischen Reichen bemerkt er das der Erde fehlende Gleichgewicht, und ordnet zur Herstellung desselben die Bergversetzung an. Er erhält hier auf eben die Weise, wie Siwa in der indischen Mythe von der Umbutterung des Oceans, den Namen Nilakantha, d. i. Blauhals. Nach vollendeter Bergeversetzung gebraucht er die Götter, ihm einen Himmel zu bauen, und wetteifert in der Gestaltung, wie in der Bevölkerung desselben durch männliche und weibliche menschliche Wesen mit dem Himmel des Allmächtigen, um mit diesem auf gleicher Linie zu stehen. Darauf heirathet er Batari Uma. Allein Uma wird in ein Ungeheuer, unter dem Namen Durga, verwandelt, einer andern Ungestalt, Sang Ywang Kala, zum Weibe gegeben, und aus der Götterwohnung verbannt u. s. f."

Das zweite Buch, mit welchem der folgende Theil beginnen wird, stellt nach der Mittheilung des Herausgebers den grammatischen Bau der Kawisprache, aus dem Heldengedichte Brata Yuddha entwickelt, in fortwährender Vergleichung mit allen übrigen bekannten malayischen und Südseesprachen dar. In dem dritten Buche ist der Charakter jedes dieser Idiome einzeln bestimmt, besonders der des Madelassischen, Tagalischen, Tongischen, Tahitischen und Neuseeländischen.

Noch haben wir schließlich über die fast zwei Drittheile des Bandes umfassende vortreffliche Einleitung zu berichten, in welcher der Zusammenhang der Sprachverschiedenheit und Völkervertheilung mit der Erzeugung der menschlichen Geisteskraft, als einer sich nach und nach in wechselnden Graden und neuen Gestaltungen entwickelnden, insofern sich diese beiden Erscheinungen gegenseitig aufzuhellen vermögen, betrachtet wird. Diese Einleitung ist eine Art Philosophie der Sprache oder etwa das, was man sonst allgemeine Sprachlehre nannte, der es zwar genau genommen an strenger wissenschaftlicher Schärfe und Ausführung fehlt, die sich indeß schon durch die hohe Stellung und Bedeutung empfiehlt, welche der Sprache im Zusammenhang mit der ganzen Entwicklung der Völker zugeschrieben wird. Die Sprachen sind dem Verf. in der primitiven Bildung des Menschengeschlechts

die erste nothwendige Stufe, von der aus die Nationen erst jezt höhere menschliche Richtung zu verfolgen im Stande sind. Sie wachsen auf gleich bedingte Weise mit der Geisteskraft empor und bilden zugleich das belebend anregende Princip derselben. Beides aber geht nicht nach einander und abgesondert vor sich, sondern ist durchaus und unzertrennlich dieselbe Handlung des intellektuellen Vermögens. Indem ein Volk der Entwicklung seiner Sprache, als des Werkzeugs jeder menschlichen Thätigkeit in ihm, aus seinem Innern Freiheit erschafft, sucht und erreicht es zugleich die Sache selbst, also etwas Anderes und Höheres; und indem es auf dem Wege dichterischer Schöpfung und grübelnder Ahnung dahin gelangt, wirkt es zugleich wieder auf die Sprache zurück. Wenn man die ersten, selbst rohen und ungebildeten Versuche des intellektuellen Strebens mit dem Namen der Literatur belegt, so geht die Sprache immer den gleichen Gang mit ihr, und so sind beide unzertrennlich mit einander verbunden.

Bei dieser ganzen Arbeit fühlt man allenthalben den weiten Ueberblick und die reiche Erfahrung eines Mannes, dem es durch die Macht seiner Intelligenz und die nicht geringere Macht seines Willens, durch Begünstigung äußerer Verhältnisse, und durch Studien, welche der häufige Wechsel des Aufenthalts und sein öffentliches Leben nicht zu unterbrechen vermochten, vergönnt war, tiefer in den Bau einer größern Menge von Sprachen einzudringen, als wohl noch je von einem Geiste umfaßt worden sind, und so dürfen wir uns wohl freuen, die lezten und höchsten Resultate dieser das ganze Sprachgebiet berührenden Forschungen in der Einleitung dieses Werkes entwickelt zu finden.

Der Herausgeber beschließt seine Vorrede mit den Worten Schillers: „Es ist ein gewöhnliches Vorurtheil, den Werth des Menschen nach dem Stoffe zu schäzen, mit dem er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet," und fügt hinzu: „Wo aber der Stoff gleichsam die Form beherrscht und hervorruft, wo Anmuth der Sprache sich aus dem Gedanken, wie aus des Geistes zartester Blüthe, entfaltet, da wird die Trennung, welche jenes Vorurtheil bezeichnet, leicht gehoben. Wenn nicht alle meine Hoffnungen mich täuschen, so muß das vorliegende Werk, indem es den Ideenkreis so mächtig erweitert, und in dem Organismus der Sprache gleichsam das geistige Geschick der Völker deuten lehrt, den Leser mit einem aufrichtenden, die Menschheit ehrenden Glauben durchdringen. Es muß die Ueberzeugung darbieten, daß eine gewisse Größe in der Behandlung eines Gegenstands nicht aus intellektuellen Anlagen allein, sondern vorzugsweise aus der Größe des Charakters, aus einem freien, von der Gegenwart im beschränkten Sinne und den unergründeten Tiefen der Gefühle entspringt."

Jugendschriften.

1) Deutsches Lesebuch für Schulen. Sammlung aus deutschen Dichtern und Jugendschriftstellern von Carl Oltrogge. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Bände. Hannover, Hahn, 1835.

2) Deutsches Lesebuch für die mittlern Klassen, von R. H. Hirke, Zeiz, Webel. Leipzig, Eisenach, 1837.

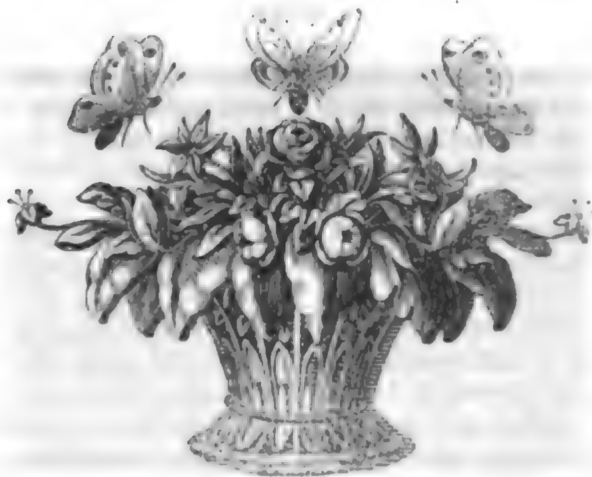
3) Litterature de la jeunesse et de l'age mur par A. Vinet. Bâle, Neukirch, 1836.

Das erstgenannte Werk, dessen erste Auflage wir in diesen Blättern früher schon empfohlen, enthält eine reiche Auswahl poetischer und prosaischer Stücke, die vorzüglich geeignet sind, Gefühl und Phantasie der Jugend anzusprechen. — Die Sammlung von Hirke strebt sich durch die Aufnahme von Stücken aus der modernsten Literatur zu empfehlen; obgleich Fürst Pückler, Varnhagen von Ense, Steffens, Johanna Schopenhauer ꝛc. nicht gerade für mittlere Klassen an Gymnasien geschrieben haben. — Das französische Werk enthält lauter Stücke aus französischen Dichtern und Prosaisten, von Bossuet, Montesquieu, Corneille bis auf Victor Hugo, Lamartine, Thiers, Beranger ꝛc.

4) Der physikalische Jugendfreund. Eine Reihe von Kunststücken aus verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften. Von W. F. A. Zimmermann. Stuttgart, Weise und Stoppani, 1837.

Elektrische, magnetische, elektromagnetische, optische, katoptrische, akustische, mechanische, hydraulische, pneumatische und chemische Kunststücke, Spiele und Verwandlungen zur nützlichen und angenehmen Unterhaltung. Anweisungen, im Kleinen den Bliz nachzuahmen, elektrische Glockenspiele, Tänze, Schaukeln, Windmühlen ꝛc. zu verfertigen, Anweisungen zu Spielereien aller Art mit dem Magnet, zu Guckkasten, Camera Obscura, Schattenspielen, Panorama, Kaleidoscop, zu prismatischen Spielen, zu artigen Versuchen mit dem Spiegel und Hohlspiegel, optischen Verwandlungen, zu akustischen Spielen, Chladni'schen Klangfiguren, zu mechanischen Versuchen mit Holz und Pappe, mit Gläsern, Sprizen ꝛc., zu Luftballons, chemischen Lichtern, farbigen Dinten ꝛc. Eine reiche Auswahl.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 127. Montag, 18. December 1837.

Taschenbücher auf 1838.

Almanach für 1838. Den Freunden der Erdkunde gewidmet von H. Berghaus. Stuttgart, Hoffmann.

Vier schöne Portraits in Stahlstich, das Belzonis, Drakes, Scoresbys und Hearnes. Am Schluß noch drei lithographirte Landschaften und zwei Karten. Der Inhalt ist sehr reichhaltig, Herr Berghaus theilt zuerst einen Ueberblick mit über die neuesten geographischen Entdeckungen, und zwar hauptsächlich über Fitz Roys hydrographische Expedition längs den Küsten von Südamerika und im großen Ozean, über Boués geognostische Reise durch die Türkei, Wellsteds Reise im südlichen Arabien, Smiths Expedition im südlichen Afrika, Mitchells neueste Wanderungen im Innern von Neuholland und eine neue Erforschung der Südwestküste von Neu-Guinea. Die beiden leztern sind wahrhafte Entdeckungsreisen, durch die großen Länderstrecken, die bisher gänzlich unbekannt waren, zum ersten Mal beleuchtet wurden. Mitchell fand im Innern Australiens ein herrliches Gebirge und ein überaus fruchtbares Land (die australischen Pyrenäen und das Land Australia felix), und zwar erst im v. J. 1836, während er im Jahr zuvor auch auf einer langen ermüdenden Reise nur durch wasserlose Wüsten gereist war. Ueber Neu-Guinea erhalten wir hier nur eine kurze Notiz. Hoffentlich werden alle diese Untersuchungen bald in ausführlichen Reiseberichten deutsch übersezt erscheinen. Wir können bei dieser Gelegenheit den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Uebersetzungen, namentlich die englischen Reiseberichte nach einem bessern System geordnet werden möchten. Von mehreren minder bedeutenden Werken concurriren mehrere Uebersetzungen, z. B. von Washington Irvings amerikanischen Bildern, während sehr wichtige Werke, z. B. Moorkrafts Reise nach Tibet, noch gar nicht ins Deutsche übersezt sind. Wie viel lehrreicher wären solche Uebersetzungen, die uns noch fehlen, als die erbärmliche Literatur unserer modernen Reisenovellen, Reisebilder, Reiseskizzen, über die Berghaus ein sehr wahres Wort sagt: „Die deutsche Literatur ist seit etwa zehn oder zwölf Jahren mit einem neuen Zweige — vermehrt worden, mit einer Reiseliteratur, die unter den manchfaltigsten Aushängeschildern von Bildern, Memoiren, Erinnerungen, Briefen von Todten und Lebenden, Novellen, allerlei Früchten, und wie die Schauspenden alle heißen mögen, Europa, insbesondere das westliche und südliche, — ob sie sich auch in den Osten von Europa verstiegen, weiß ich nicht, — zum Tummelplatz ihrer

Wirksamkeit gewählt hat. Dieser eigenthümliche Literaturzweig scheint mit jedem Jahre zu einem wahren Fluthberge auschwellen zu wollen. Kann aber unsere Wissenschaft der Erdkunde Nutzen aus ihr ziehen? Schwerlich! Mit „sehr seltenen, zugleich aber auch sehr ehrenwerthen" Ausnahmen ist diese Reiseliteratur für uns verloren; sie bewegt sich, der Masse nach, mehr auf dem Felde der Phantasie als auf dem der trocknen Wirklichkeit, ja, was noch schlimmer ist, sie findet ein Wohlgefallen an literarischer Klatscherei, an Plauderei — wir wollen nicht einen noch bezeichnenderen Ausdruck gebrauchen — über die zartesten Verhältnisse von Individuen und Familien. Doch damit begnügt sich die neueste Literatur nicht! Wahrheit und Dichtung stehen einander auf diesem Standpunkte wie feindliche Pole gegenüber, und ist die Form, in welche die Dichtung gefaßt ist, noch so ästhetisch, sie wird dadurch doch nicht Wahrheit, die allein schön; ja sie wird in ihrer ästhetischen Form um so gefährlicher, wenn der Phantasie dichterisch-psychologische Kraft innewohnt, die den erfundenen Gebilden einen verführerischen Anstrich von Wahrhaftigkeit verleiht. Noch ist die Kenntniß von der Natur nicht so verbreitet, daß die Allgemeinheit das Wahre von dem Ersonnenen unterscheiden könne, darum halten wir Schriften, in denen man sich bemüht, den abgeschmacktesten Dingen einen gewissen Grad von innerer Wahrscheinlichkeit zu geben, für schnöde Zeittödtung, für Erzeugnisse ohne Sinn, die nur Verwirrung der Begriffe zum Erfolge haben. Und werden dann an die Spitze derartiger Erzeugnisse müßiger Köpfe Namen von Männern gestellt, die der Naturforschung ein ganzes Leben voll Thätigkeit widmeten oder es ihr gar zum Opfer brachten, so weiß man in der That nicht, soll man mehr den Erfinder wegen seiner Keckheit, oder den Zeitgeschmack beklagen, der an den ihm aufgetischten Dichtungen dieser Art noch immer ein Gefallen, mindestens kein Mißfallen findet. Auf diese Weise ist der Name des unglücklichen La Pérouse gemißbraucht worden in einer Schrift, deren Inhalt zu weit von der Wahrscheinlichkeit sich entfernt, als daß sie, trotz alles affektirten Ernstes, auf Witz und Komik Anspruch zu machen fähig sey." *

Nach dieser sehr umfassenden Einleitung folgt in größer gedrucktem Text eine kurze Uebersicht der Epochen der vorzüglichsten Entdeckungen vor Cook, die Fortsetzung des Aufsatzes über die vulkanischen Erscheinungen, dessen Anfang im vorigen Jahrgang stand, und ostsibirische Reisebilder. Die lezten gewähren uns eine sehr klare Ansicht eines minderbekannten Theiles von Sibirien, des Lena-Flußgebiets und der Stadt Jakutz. Der Reisende, Adolf Erman, schildert lebhaft und knüpft überall interessante Bemerkungen an, z. B. über die Kröpfe, die sich unter der erst noch ganz jungen und kerngesund in den Gebirgen an der Lena angekommenen russischen Bevölkerung eingenistet haben; über den Handel von Jakutz nach China und Nordamerika, über Sitten und Geselligkeit &c. Den Schluß macht eine Schilderung von Antiocheia und seiner alten Ruinen, die Arundell in Pisidien entdeckt hat, und Ansichten von den karolinischen Inseln von Mertens, deren Pflanzenwelt und Bewohner betreffend. So ist denn dieser Jahrgang mit großer Liebe und großem Fleiß ausgestattet, reich, belehrend und unterhaltend, wie wohl kaum ein sogenannter poetischer.

* Lezte Schicksale und Entdeckungen des französischen Schiffs-Capitains Grafen de La Pérouse und der Mannschaft der Fregatte La Boussole jenseits des 85sten Grades nördlicher Breite. Hanau, König 1837.

Bilderwerke.

1) Das malerische und romantische Deutschland in 10 Sektionen mit 260 Stahlstichen. Zweite Sektion. Schwaben von G. Schwab mit 30 Stahlstichen. Erste Lieferung. Leipzig, Wigand.

Ein schönes Unternehmen, dem wir guten Fortgang wünschen. Deutschland wird hier in zehn Kreise getheilt, aus denen je die schönsten oder merkwürdigsten Gegenden für den Stahlstich von guten Zeichnern ausgewählt und von landeskundigen Männern mit beschreibendem Text begleitet werden. Schwaben hat Gustav Schwab übernommen, der durch seine Beschreibungen der schwäbischen Alp und des Bodensees, so wie durch seine poetischen Bearbeitungen schwäbischer Sagen und Geschichten seinen vorzüglichen Beruf zu einem patriotischen Geschäft dieser Art bewährt hat. Die Zeichnungen sind von dem als Landschaftmaler rühmlichst bekannten L. Mayer, dem Bruder des Dichters Karl Mayer in Waiblingen, die Stahlstiche der ersten Lieferung stellen dar: Canstadt (mit Umgegend, der Blick den Neckar aufwärts), Marbach (das Innere des Orts mit dem Geburtshaus Schillers), Weinsberg (das alte berühmte Bergschloß „die Weibertreue" im Hintergrunde, im Vordergrunde die gastliche Wohnung des berühmten Dichter und Geisterseher Justinus Kerner). Schwab hat die Beschreibung der interessantesten Punkte Schwabens in das anmuthige Gewand einer Reisebeschreibung gekleidet.

2) Malerischer Atlas und beschreibende Darstellungen aus dem Gebiete der Erdkunde, herausgegeben von Ed. Pöppig. Erste Lieferung. Leipzig, Hartleben, 1838.

Der berühmte Leipziger Professor, der Jahrelang am Amazonenstrom und in den Gebirgen Chiles und Perus zubrachte, hat sich an die Spitze dieses Unternehmens gestellt, was für dasselbe allerdings eine glänzende Empfehlung ist. Die Verlagshandlung hat früher schon ihr Geschick in der Auswahl und Verbreitung guter Stahlstiche beurkundet. Wir sehn also einem soliden Bildwerke entgegen. Die erste Lieferung enthält drei Stahlstiche, den schönen Hafen von Matanzas, den nicht minder schönen von Khania und die großartigen Ruinen von Balbec. Der Text enthält drei orientirende Abhandlungen über Matanzas, Kreta und Kurdihstan.

3) Das Kaiserthum Oesterreich. Beschrieben von A. A. Schmidl. Erste Abtheilung. Tirol mit Vorarlberg. Stuttgart, Scheible, 1837.

Der Verfasser bezweckt, ein möglichst vollständiges geographisch-statistisches Handbuch der österreichischen Monarchie zu geben, und theilt hier zunächst eine Uebersicht mit über Tirols Gebirge, Pässe, Thäler, geognostische Beschaffenheit, Höhlen und Bergstürze, Flüsse und Seen, Wasserfälle, Mineralquellen, Klima, ferner über das Volk, die Seelenzahl, Abstammung und Sprache, körperliche Beschaffenheit, Wohnungen, Sitten, Nahrung, Viehzucht, Gewerbe, Handel, Bergbau; über den Staat, die Verfassung, Kirche, Justiz, Bildungsanstalten, Kriegswesen. Dann eine verhältnißmäßig gedrängte Topographie Inspruck's und der übrigen Hauptorte und Thalgebiete. Die Quellen, aus denen der Verfasser diese Uebersichten schöpfte, sind angegeben. Das Werk ist sehr schön gedruckt und würde sich noch mehr empfehlen, wenn die zahlreichen Abbildungen theils überhaupt besser, theils gleichförmiger wären.

Unterhaltungsschrift.

Bibliothek des Frohsinns. Acht Sektionen. Stuttgart, Köhler, 1837.

Von allen Sektionen dieser dem Frohsinn gewidmeten Sammlung sind Fortsetzungen erschienen, doch ist das Ganze noch nicht vollendet. Sie umfaßt Anekdoten, Curiositäten, Parodien und Travestien, humoristische Kleinigkeiten oder Fragmente, komische Briefe und Zeitungsanzeigen, wozu noch zuletzt eine sogenannte Volksharfe, d. h. Nationallieder aller Völker und Zeiten (nicht bloß komischen Inhalts) und Räthsel gekommen sind. Im Ganzen läßt sich von dieser Sammlung rühmen, daß sie sehr reichhaltig ist und wirklich Stoff zur Erheiterung und Lust in Menge darbietet; was in unserm pruden oder sentimental-lüderlichen und überall vornehm thuenden Jahrzehent sehr zu schätzen ist. Wir sind daher auch weit entfernt, das Plebejische zu verwerfen, das sich zuweilen in diese Sammlung eingemischt hat. Der Scherz muß derb seyn dürfen. Nur die vielen Judenwitze und Berlinerwitze, die zwar den Stempel der Modernität tragen, aber gar zu trivial sind, hätten wir hinweggewünscht. Das ist alles geist und gemüthlos, der auf Subscription herausgegebene schale Wortwitz, der nicht die Kraft hat, Sachwitz zu seyn, alles Spreu, nichts Kern, alles fade, nichts gesalzen. Diesem modernen Judenkatzenjammer, der sich um Gotteswillen für Witz verkauft, sind die alten Sterlingswitze von Eulenspiegel, Taubmann, Kiau, Klaus Narr, dem Pfaffen vom Kalenberge, Bebelius rc. unendlich vorzuziehen und werden ihn durch alle Zeiten überdauern. — Die „Volksharfe“ enthält die schönsten Gedichte aus den bekannten Sammlungen älterer und fremder Volkslieder, nordische, spanische, serbische, polnische rc. Da die meisten ernst, viele sogar hochtragisch sind, gehörten sie eigentlich nicht zur Bibliothek des Frohsinns, sondern hätten für sich erscheinen sollen. — Unter der Rubrik „Räthsel“ theilt J. G. M (oser) die Fortsetzung seiner bereits früher erschienenen Räthsel mit. Räthsel sind sein Fach. Er hat sie durchdacht wie kein anderer neuerer Dichter. Er hat schärfer, als es bisher irgend geschehen, das beschreibende Räthsel vom sinnbildlichen getrennt, d. h. das, dessen Gegenstand in der Aufgabe nur genau beschrieben wird, von dem, dessen Gegenstand metaphorisch umschrieben wird. Die letztere Gattung (wozu Novalis Weinlied und einige noch nicht ganz rein metaphorisch gehaltene Räthsel von Schiller gehören) ist natürlicherweise die am meisten poetische und erhebt das sonst so schlichte und bescheiden einen niedern Rang behauptende Räthsel in die höhern Regionen der Poesie.

Jugendschriften.

5) Gellerts sämmtliche Fabeln und Erzählungen. Mit Vignetten von G. Osterwald. Neueste Originalausgabe. Leipzig, Hahn, 1838.

Eine sehr elegante Ausgabe mit Holzschnitt-Vignetten, die durchgängig vortrefflich sind. Der Humor eignet sich

für Holzschnitte ungleich mehr, als romantisch tragische Scenen. Ein einziger Zug und Umriß im Holzschnitt drückt schon genug des Komischen aus, während das Sentimentale oder gar Tragische auch eine edlere und kunstvollere Zeichnung verlangt. Das vorliegende Werk wird Jedem, der es in die Hand nimmt, gefallen und eignet sich vorzüglich gut zu einem Neujahrsgeschenk.

6) Die reinsten Quellen jugendlicher Freuden oder **300** Spiele zur Ausbildung des Geistes, Kräftigung des Körpers ꝛc., von J. A. L. Werner. Zweite vermehrte Auflage. Dresden und Leipzig, Arnold, **1836**.

Ein empfehlenswerthes Buch, das durchgängig Anweisungen zu solchen Spielen enthält, die der Jugend zumal in unserm sitzenden Jahrhundert am zuträglichsten sind. Wenn man sieht, wie unsere sechsjährigen Knaben schon schwere Bücherranzen zur Schule schleppen, und zehnjährige vom ersten Hahnkrähen bis acht Uhr Abends in der Schule und für die Schule angestrengt werden (da sieben Schulstunden in einem Tage gar nichts seltnes sind und daneben eine Menge Präparationen und Ausarbeitungen nöthig sind), und wenn man endlich aus diesem Grunde schon vierzehnjährige Knaben mit Brillen gehn sieht, so fühlt man sich weniger zur Bewunderung der höchsten Schulbehörden und Kultministerien als zum Mitleid mit der armen Jugend hingerissen, und preist mit ihr den goldnen Mann, der den Schlaf erfunden hat und den Sonntag und die Ferien und das Turnen und die Spiele im Freien, die einzigen Remedien gegen das immer weiter um sich fressende, von Lorinser mit dem größten Recht zur Freude jedes Menschenfreundes öffentlich angeklagte Unwesen des Zuschandensitzens der armen Kinder in den Schulen.

Das vorliegende Werkchen enthält die reichste Auswahl von Spielen, wobei der Körper der Jugend thätig ist, Ball-, Kugel-, Kegel-, Scheibenspiele, Schießen, Bewegungsspiele im Freien und für die Winterstube, endlich auch Spiele des Witzes und Gedächtnisses.

7) Jugend-Blätter. Monatschrift zur Förderung wahrer Bildung, herausgegeben von C. G. Barth und L. Hänel. Stuttgart, in Commission bei Steinkopf. Straßburg, bei Scheurer, **1837**.

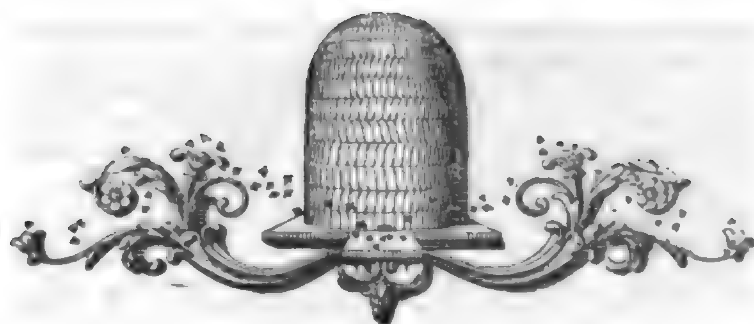
Nach Art der Pfennigmagazine mit Holzschnitten und sehr mannichfaltigen Inhalts. Der Grundton ist ein religiöser, und doch huldigt diese Zeitschrift im Uebrigen der realistischen Richtung unserer Zeit, d. h. sie theilt aus dem Gebiet der Natur und Kunst, der alten und neuen Geschichte eine Menge wissenswürdige und interessante Dinge mit. Wir müssen gestehen, daß uns dies die richtigste Methode scheint. Frömmigkeit allein ohne Unterweisung in anschaulichen und nützlichen Dingen artet leicht in die sogenannte Salbaderei und langweiliges Moralisiren aus; die Unterweisung in allen möglichen Realien aber ohne einen religiösen Ernst artet ihrerseits wieder in eine Oberflächlichkeit ohne Tiefe und in materialistische Richtungen aus, und die liebe Jugend wird zu einer Klugheit abgerichtet, vor der sie nicht mehr zur Weisheit gelangen kann. Die Methode, die beides verbindet, wird sich als die am meisten würdige und zugleich praktische bewähren.

8) Die Fahrten und Abenteuer des kleinen Jakob Fingerlang. Ein Mährchen von Gotthold Kurz. Nürnberg, Bäumler, **1837**.

Je weniger die meisten, für die Unterhaltung der Kinder bestimmten Schriften diesem Zweck entsprechen, desto mehr Auszeichnung verdient vorliegendes Mährchen. Die Abenteuer des kleinen Fingerlang sind so ganz im Geiste der kindlichen Phantasie gedacht und in einer so einfachen und freundlichen Sprache vorgetragen, daß sie für Kinder, die noch nicht zu altklugen Weisheitspilzen verschwazt worden sind, das größte Interesse haben werden. Was aber das Beste ist: indem die Kinder sich für ihren kleinen Freund interessiren, indem sie ihn theilnehmend durch alle Verfallenheiten seines Miniaturlebens hin begleiten werden, wird sich ihnen, ohne daß es ihnen in langweiligem Raisonnement vorgepredigt wird, die Wahrheit einprägen, daß auch ein kleiner Mensch schon durch redlichen Sinn, verbunden mit Ueberlegung, Geschick und unermüdlicher Thätigkeit, manches Gute und Heilsame vollbringen und durch manches Ungemach zu einem erfreulichen Ziele hingeleitet werden könne. — Wir empfehlen dieses Buch, welches sich dem Speckter'schen Fabelbuch * und Güll's Kinderheimath ** würdig an die Seite stellt, angelegentlichst als ein durchaus passendes Weihnachtsgeschenk für Kinder. Auch die Kupferchen, nach Zeichnungen von P. C. Geißler, mit welchen das Büchlein geschmückt ist, verdienen alles Lob.

* Hamburg bei Perthes.
** Stuttgart bei Liesching.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 128. Mittwoch, 20. December 1837.

Sprachlehre.

4) Die deutsche Sprache und ihre Literatur, von Max Wilhelm Götzinger, Lehrer der deutschen Sprache und Literatur am Gymnasium zu Schaffhausen. Erster Band, die deutsche Sprache. Erster Theil, in zwei Heften.

Jakob Grimm hat die deutsche Grammatik durchaus umgestaltet, indem er bescheiden genug war, zu der Sprache als zu einer ehrwürdigen Lehrerin heranzutreten, und ihrer Unterweisung über ihre Geschichte und ihr Wesen von den Runen und Räthseln der Vorzeit an bis auf die künstlichen Perioden unserer Tage herab zu lauschen. Dem ehrerbietigen Horcher, dem ergebenen Forscher öffnete sie ihr Verständniß, das sie vornehmen Kathedermonarchen mit dem Haselgertenscepter und der Perückenkrone verborgen zu halten pflegt. Diese in ihrer Herrscherwürde denken nicht von ferne daran, bei der objectiv wirklichen Sprache in die Schule zu gehen und ihr erstes und vornehmstes Geschäft ist, der Sprache Regeln und Gesetze vorzuschreiben, ziemlich unbekümmert, ob denn auch ihre Gesetze außerhalb der vier Wände ihres Schulzimmers und anderswo als in den Aufsatzheften ihrer Schüler exequirt werden. Sie fühlen nicht, daß eine mächtige schaffende und umbildende Idee durch die ganze Sprache herrscht; ihre eigene Idee vielmehr soll der rohen Sprache eingepflanzt, nach einer in ihrem Kopfe ausgeheckten sogenannten allgemeinen Sprache soll jede besondere Sprache gemodelt werden. Aber leider ist ihre Idee meist blutarm und unbeschreiblich kraftlos, und außer der Erörterung irgend eines jener alten Verirthemata über Erfindung der Sprache u. dgl., außer einer in ein Dutzend Unterabtheilungen zerfaserten Classification vermag dieselbe nur etwa noch ein Heer seltsamer Terminologien zu produciren, welche für die Lehrer selbst wenigstens den praktischen Nutzen haben, die Schüler auf einige Zeit vor dem Einschlafen zu bewahren, so lange wenigstens die faden Späße über Summer und Brummer, Sager und Frager, Rückdeuter und Hindeuter u. ä. noch einigen Reiz behalten. Noch jetzt herrscht solcher Unfug auf einer Menge deutscher Gymnasien und selbst höhern Lehranstalten, eine Folge des Wahns, daß man die deutsche Sprache, die man ja von Kindheit auf prakticire, nicht weiter zu lernen brauche, weßhalb denn mancher zum Lehrer der deutschen Sprache Bestellte genug zu thun glaubt, das Sprachmaterial, das ihm unmittelbar gegeben ist, in den Formalismus einer geschmeidigen Logik zu fassen. Freilich ist es nicht gerade Spielwerk und fordert, wie jedes andere Studium, völlige Hingebung an den Gegenstand, die Sprache

in ihrer historischen Entwicklung kennen zu lernen. Aber auffallend bleibt es, daß zu einer Zeit, in der die Anforderungen an Candidaten des Lehramts so sehr gesteigert werden, dieselben gerade in Bezug auf die Kenntniß der Muttersprache sehr gering sind, weßhalb sich die Candidaten auch auf dieses Fach der Prüfung, so wie auf die Religion, gar nicht zu präpariren pflegen. Es wäre gewiß nicht zu viel verlangt, wenn man von diesen Herren auch die Kenntniß unserer ältern Sprachstände und die Erklärung eines Stücks aus einem unserer alten Dichter forderte. Man hat diese Forderung schon auf die Schüler unserer Gymnasien ausdehnen und Otfried und die Nibelungen zu Schulbüchern machen wollen; es wäre aber vor der Hand genug gewonnen, wenn die Lehrer zur Kenntniß der historischen Entwicklung veranlaßt würden, und unser ganzer Sprachunterricht müßte in wenigen Jahren einen völligen Umschwung erhalten.

Aus einem ähnlichen schalen Treiben, wie das unserer meisten deutschen Grammatiker, sind im Auslande die Sprachakademien entstanden. Es sind dies wirkliche amtliche Collegien von Geheimen Sprachräthen, welche mit unumschränkter Gewalt Orthographie, Grammatik und Lexikologie der Sprache feststellen, in deren Sitzungen die Sprache wie ein Budget eingebracht, nach einzelnen Positionen verhandelt und dieselben nach subjectivem Gutbefinden der Herren durch Stimmenmehrheit entweder angenommen oder verworfen werden. Auf diese Weise entstand in Frankreich das unbrauchbare Lexikon der Akademie, in welchem oft gerade die bezeichnendsten Wörter der Sprache fehlen und, aus dem Adelsregister gestrichen, somit nicht für hoffähig gelten. Eine unrichtige Orthographie wurde organisirt und autorisirt, damit ja alles hübsch gleich sey und keine Rangstreitigkeiten sich erheben können; alle freien Auswüchse und Gestaltungen der Sprache wurden mit unbarmherziger Scheere abgestutzt, und so gelangte die französische Sprache zu der starren Glätte, die an die nach geometrischem Richtscheit zugeschnittenen Baumgänge in den Tuilerien und im Jardin de Versailles erinnern. Auch Spanien, das köstliche, in tausend Farben spielende Juwel seiner majestätischen Sprache verkennend, glaubte eine französische Feile für dieselbe entlehnen zu müssen, und die academia española hat nach dem Vorgang der académie française ein Wörterbuch und eine Grammatik des Spanischen zu Tage gefördert, in welchen nicht allein die Orthographie auf eine alle Etymologie und Sprachgeschichte mit Füßen tretende Weise geregelt, sondern auch der Sprachschatz durch absichtliche oder leichtsinnige Verschleuderung der besten und bezeichnendsten Ausdrücke um ein gutes Drittheil ärmer geworden ist. Jakob Grimm wird uns vor einer deutschen Sprachakademie dieser Art bewahren.

Wir leben in einer Zeit der Popularisirung alles Wissens, das bisher in Deutschland mehr als sonstwo von den Gelehrten in den Studierzimmern zurückgehalten war, oder das, wenn es auch über die Schwelle derselben hinaustrat, doch so sehr nach dem Bücherstaube roch, daß es, aus weiteren Lebenskreisen verwiesen, nur wieder in Gelehrtenstuben wanderte, um unter anderem Krame zu vermodern. Die Verlagshandlung der angezeigten Schrift namentlich hat sich schon vielfache Verdienste dadurch erworben, daß sie für Darstellung wissenschaftlicher Disciplinen in einem Gewande besorgt war, das ein größeres Lesepublikum zum Genusse einladen konnte. Die historische Grammatik der Deutschen zu popularisiren, war schon deßhalb ein mißliches Unternehmen, weil unsere gewöhnliche Lesewelt von Historischem, sofern es nicht zur unmittelbaren Unterhaltung dient, nichts wissen will und dasselbe, aus lauter Jagen nach praktischem augenblicklichen Interesse, als alten Kram verachtet. Herr Götzinger kennt, wie schon aus frühern Arbeiten bekannt ist, die historischen Forschungen auf dem Gebiete der deutschen Grammatik und zeichnet sich dadurch vor Unzähligen aus, die trotz ihrer Unbekanntschaft damit dennoch nicht aufhören, deutsche Grammatiken zu schreiben. Aber mit der Darstellung dieser Forschungen in der gegenwärtigen Schrift ist Herr Götzinger auf halbem Wege stehen geblieben, er gibt von denselben nur die allgemeinsten Resultate und fürchtet namentlich, die ausgestorbenen deutschen Dialekte in den Kreis seiner Darstellung zu ziehen, was aber in der populären Richtung seine Entschuldigung findet. Dagegen versuchte er diesen Mangel durch genaues Eingehen in die lebenden deutschen Dialekte zu ersetzen, und dadurch ergänzt er gewissermassen Grimms großes grammatisches Werk, in welchem die lebenden Dialekte meist ganz übergangen sind. Indeß kann, wie sich von selbst versteht, auch die Behandlung der lebenden Mundarten eines Volks nur ein Theil einer historischen Grammatik seyn. Die einzelnen Mundarten einer Sprache in willkührlicher Reihenfolge aufgegriffen und in ihrem gegenwärtigen Bestande zusammengestellt, können abgerissen von ihrem historischen Zusammenhang und von der Betrachtung der historisch hervorgetretenen Entwicklung und Uebergänge keine Bedeutung haben. Daher wäre für das gegenwärtige Werk jedenfalls eine ausgedehntere Berücksichtigung auch des ältern Sprachstandes zu wünschen gewesen.

Für die einzelnen lebenden deutschen Mundarten war bisher schon Manches geschehen und Götzinger's vergleichender Darstellung zum Theil schon trefflich vorgearbeitet. Am meisten wohl für das Bayerische durch

Schmeller's Grammatik und Wörterbuch, für das Alemannische durch Stalder's schweizerische Dialektologie, für das Schwäbische durch Schmid's Idiotikon — M. Rapp's bereits zum Theil gedruckte Grammatik wurde von dem allzu sorgfältigen Verfasser leider wieder zurückgezogen — für das Meklenburgische durch Ritter's Grammatik der meklenburgischen Mundart, für das Osnabrückische durch Stradtmann's Idioticon grabrugense u. A. Mit wissenschaftlicher Scheidung sämmtlicher Mundarten dagegen und mit Zusammenstellung der Gesetze, nach denen sie fortleben, hat man sich noch weniger abgegeben, denn Adelungs, Vater's und Radlof's hierher gehörige Schriften sind eigentlich bloß Sammlungen mundartischer Sprachproben und auch als solche nicht immer von Werth, da namentlich bei Radlof der Patriotismus die Stelle eigentlicher Forschung hat vertreten müssen. Da man bei jedem, der über deutsche Dialekte mitsprechen will, zu fragen berechtigt ist, welcher Provinz er selbst angehöre, und welche Idiome er aus lebendigem Gebrauche kenne, so gibt der Verfasser hierüber (Vorr. S. X f.) folgende Auskunft: „Ich bin in einem meißnischen Landstädtchen (Neustadt bei Stolpen) hart an der böhmischen Gränze geboren. Mein Vater war Prediger, und in dem elterlichen Hause wurde die provincielle Mundart nicht gesprochen; allein von Jugend auf in der Umgebung von Landleuten, lebte ich doch in derselben, und noch jetzt, nachdem ich sie 13 Jahre lang nicht vernommen, stehen die Formen derselben mir treu zu Gebote. Meine Schul- und Universitätszeit brachte ich in Bautzen und Leipzig zu und trat dann im Jahr 1821 eine Hauslehrerstelle im Obererzgebirge an. Die völlige Verschiedenheit der hier herrschenden Mundart von der meißnischen, so wie die Bekanntschaft mit Hebel, die in dieselbe Zeit fiel, führten mich auf eine genauere Durchforschung und Betrachtung der verschiedenen Dialekte und auf ein wissenschaftliches Studium der deutschen Sprache überhaupt, das mir bis dahin ziemlich fremd geblieben war. Schon dazumal entstanden mundartische Sammlungen in Bezug auf meißnische und gebirgische Idiome; sowohl die grammatischen Formen wurden auf ihre Gesetze zurückgeführt, als Provinzialismen gesammelt. Vermuthlich wäre mein Plan, eine Grammatik der meißnischen Mundart nebst Idiotikon herauszugeben, verwirklicht worden, hätte ich nicht im Jahr 1824 den Antrag erhalten, als Lehrer der deutschen Sprache an's Fellenberg'sche Institut nach Hofwyl in der Schweiz zu gehen. Hier blieb ich gegen drei Jahre und kam dann 1827 nach Schaffhausen, so daß ich die beiden Endpuncte der alemannischen Mundart aus unmittelbarer Umgebung kenne. Was ich also über obersächsische und alemannische Mundart spreche, vertrete ich selbst. Dasselbe möchte ich von der schwäbischen sagen; ich habe zwar nie auf längere Zeit in Schwaben gewohnt; allein Familienbande rufen mich oft nach Würtemberg; ich lebe dazu an der Grenze von Schwaben, und höre dessen Mundart oft genug reden, selbst im eigenen Hause bei der Anwesenheit würtembergischer Dienstboten. Dazu kam, daß einige Freunde aus Würtemberg, die hier leben, mir über alles Auskunft zu geben vermochten. Dasselbe gilt von den fränkischen Mundarten, von denen ich aus persönlicher Gewohnheit nur die erzgebirgische Abart kenne. Gerade bei diesen und den bayerischen Mundarten konnte das eigene Hören und Aufnehmen entrathen werden, da mir Schmeller's Werk natürlich bessere Dienste leistete, als es mir ein Aufenthalt in den verschiedenen Gegenden selbst hätte thun können."

Das Verhältniß der einzelnen Mundarten zur Schriftsprache ist (S. 29, 124 u. a.) recht gut entwickelt und namentlich die noch vielfach verbreitete Ansicht widerlegt, als sey die neu hochdeutsche Schriftsprache die veredelte Form irgend einer Mundart. Es haben allerdings einzelne Mundarten Einfluß auf dieselbe geübt; allein seit ihrem Entstehen im zwölften Jahrhundert ist sie ihren Weg für sich gegangen, unabhängig von allen Volksmundarten, so daß sie Formen und Gesetze darbietet, die sich in keiner Mundart in demselben Zusammenhange finden und sich folglich auch aus keiner einzelnen erklären lassen. Selbst die nach und nach überhand nehmende Verwandlung älterer Laute in andere braucht nicht durch bestimmten Einfluß einer einzelnen Mundart vor sich gegangen zu seyn, sondern scheint in dem Gange einer jeden Sprache zu liegen. Die holländische bietet dieselbe Erscheinung dar; auch hier hat sich das ältere y in ey verwandelt, ohne daß dieser Wandel einer besondern Mundart zuzuschreiben wäre. Der Unterschied ist nur der, daß im Deutschen sich mit der Aussprache auch die Schreibung änderte, während die holländische, englische und französische Sprache die Aussprache veränderten, die alte Schreibweise aber beibehielten. Daß in den letzten Jahrhunderten die mitteldeutschen Provinzen, und namentlich Sachsen, manchen Einfluß ausgeübt haben auf Ausbildung vieles Einzelnen in der Schriftsprache, ist unleugbar; allein einerseits betraf dies keineswegs die Gestaltung der Sprache im Ganzen, so daß sie ein völlig neues Gewand angezogen hätte, sondern nur die Durchführung von Gesetzen, die einmal jede Schriftsprache in Anspruch nimmt, und andererseits war es nicht die obersächsische Mundart, welche diesen Einfluß übte, sondern der Umstand, daß in Sachsen und den umliegenden Ländern lange Zeit der Sitz deutscher Wissenschaft war, und von hier aus Poesie und Literatur eine ganz neue Gestalt bekamen. In der Gegenwart hat sich die Schriftsprache allen Volksmundarten so gegenübergestellt, daß es als unerlaubt angesehen wird,

sich mundartliche Freiheiten herauszunehmen, die in frühern Zeiten wohl erlaubt waren. So beengend dies auf der einen Seite erscheint, ein so unendlicher Vortheil ist es auf der andern Seite für Deutschland, daß es eine einzige, Jedem erreichbare und erwerbbare Schriftsprache besitzt, bei welcher nicht ein einzelner Stamm sich der Form einer einzigen Mundart unterworfen hat, sondern in welcher alle Stammverschiedenheit verschwindet.

Die lebenden deutschen Mundarten theilt der Verfasser nun zunächst in die oberdeutsche oder hochdeutsche und die niederdeutsche oder plattdeutsche. In die erste Classe gehört das Alemannische, Schwäbische, Bayerische, Fränkische und Obersächsische, in die zweite das Plattdeutsche oder Niedersächsische, das Westphälische und das Flandrische oder Niederländische. Von allen diesen Dialekten sind in der ausführlichen Einleitung des Buches Proben gegeben, die aber leider dadurch wenigstens für eine genaue wissenschaftliche Untersuchung unbrauchbar werden, daß die Bezeichnung der mundartlichen Laute in der Schrift höchst ungenau ist. Es ist wirklich auffallend, wie man nach den Vorgängen von Schmeller und Rapp noch wagen kann, auf solche Weise über deutsche Dialekte zu schreiben, und Behauptungen wie die S. 36 und 53, daß sich Nasenlaute nicht in der Schrift darstellen lassen, müssen in unserer Zeit wirklich ganz unbegreiflich lauten. Auf diese Behauptung hin spricht denn auch der Verfasser so gut wie nichts von den Nasenlauten, welche doch ein so wichtiges Element der süddeutschen Dialekte ausmachen. Zu den Proben hat Herr Götzinger meist Volkslieder gewählt. Allerdings erhalten diese durch die in so vielen Volksliedersammlungen gewöhnliche Umwandlung in die Schriftsprache immer etwas Ungenießbares, und der schönste Duft dieser Blumen verfliegt dadurch in der Regel, während sie in ihrem ursprünglichen Dialekte wie in der ihnen angemessensten Atmosphäre ihrem ganzen Umfange nach frisch zum Genusse einladen; daher denn eine Sammlung von Volksliedern auf diese Art mit möglichst genauer Bezeichnung der mundartlichen Aussprache gewiß Manchem eine sehr willkommene Gabe wäre. Ob indeß zu sprachlichen Zwecken gerade Volkslieder besonders passend sind, möchten wir bezweifeln, da bekanntlich im Volksliede fast nie der reine Dialekt hervortritt, sondern sich überall ein poetisches Hinneigen zur Schriftsprache verspüren läßt.

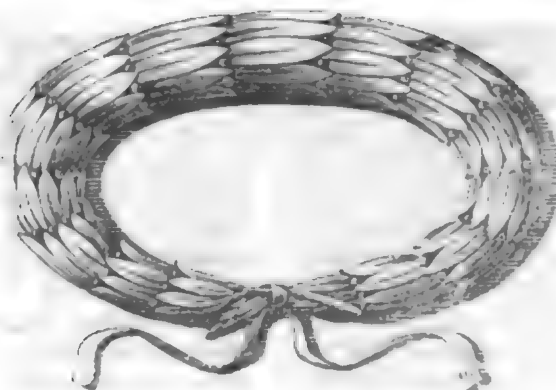
Das ganze Werk, das die deutsche Sprache und ihre Literatur darstellen soll, ist auf zwei Bände von je zwei Theilen berechnet. Der erste Band umfaßt die deutsche Sprache, und von diesem ist bis jetzt der erste Theil (in zwei Lieferungen, zusammen XXIV und 834 Seiten) erschienen, enthaltend die Lautlehre und die Wortlehre, welche recht brav und lehrreich abgehandelt sind. Der zweite Theil des ersten Bandes soll die Satzlehre, Styllehre und Metrik enthalten. In wieweit das Werk den Bedürfnissen desjenigen Publicums, für welches dasselbe zunächst berechnet ist, entgegenkomme, wagen wir, mit jenen Bedürfnissen allzu unbekannt, nicht zu entscheiden. Jedenfalls aber wünschen wir ihm schon deßhalb möglichste Verbreitung, als es vielleicht Manchen aufmerksam machen dürfte, welch ein Schatz von Geist und Weisheit in unserer ehrwürdigen alten Sprache verborgen liegt.

Naturgeschichte.

Sir William Jardines naturgeschichtliches Cabinet des Thierreiches. Aus dem Englischen von Dr. Diezmann. Erster bis fünfter Band. Mit vielen illuminirten Kupfern. Pesth und Leipzig, Hartleben.

Wie großartig dieses Unternehmen ist, ersieht man daraus, daß der erste Band bloß hühnerartige Vögel, der zweite bloß katzenartige Säugthiere, der dritte bloß Federwildpret, der vierte wiederkäuende Thiere, der fünfte allein Colibris enthält. Es sind also noch eine sehr bedeutende Menge Bände zu erwarten. Jedem einzelnen steht das schön gestochene Porträt und die Biographie eines um die Naturwissenschaft besonders verdienten Mannes voran, z. B. in diesen ersten Bänden Aristoteles, Cuvier, Raffles, Camper, Linné. Dann folgt die ausführliche Naturgeschichte in sehr zweckmäßigen und augenfälligen Gruppen nach den besonderen Thiergeschlechtern. Es ist erfreulich zu bemerken, daß auf die Lebensweise, Naturtriebe und Psychologie der Thiere hier wieder wie früher bei Buffon und Blumenbach mehr Rücksicht genommen ist, als es in neueren deutschen Naturgeschichten der Fall ist, die vorzugsweise auf die Anatomie, auf die inneren Organe und auf die Classification darnach zu sehen pflegen. Die Kupfer sind so schön, als man es nur von einem solchen Werk erwarten kann und sehr fleißig illuminirt. Jeder Band enthält deren 30—40. Wir behalten uns vor, über dieses großartige und schöne Unternehmen ausführlicher zu berichten, wenn es weiter fortgeschritten ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 129. Freitag, 22. December 1837.

Medicinische Schriften.

1) C. W. Hufeland, Esquisse de sa vie et de sa mort chrétiennes, par A. de Stourdza. Berlin, G. Eichler. 1837. gr. 8.

Dieses Schriftchen ist weniger eine Biographie als eine Charakterskizze Hufeland's, die seine so zahlreichen Verehrer nicht unbefriedigt lassen wird. Ihm war, wie seinem originelleren Kollegen Heim, die Religion ein sicherer Leitstern durchs bewegte Leben, und die Milde und Billigkeit, welche diese Richtung des Gemüths seinem Charakter einprägte, verbreitete sich auch über seine wissenschaftlichen Bestrebungen, über die wir durch eine andere seinem Andenken gewidmete Schrift:

2) Dr. Chr. Wilh. Hufeland's u. s. w. Leben und Wirken für Wissenschaft, Staat, dargestellt von Dr. Fr. L. Augustin, K. geh. Med. Rathe rc. Potsdam, 1837. gr. 8. (Mit einem ziemlich ähnlichen Bilde Hufeland's.)

eine vollständige Uebersicht erhalten. Beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch wirkte er mit nicht ermüdendem Eifer für die Förderung der Medicin, und seine Bemühungen waren bei dem Ansehen, in das er sich schon frühe bei Aerzten und Nichtärzten zu setzen gewußt hatte, von entschiedenem Einfluß auf die Entwicklung der Medicin in Deutschland. Von Natur zum Eklektiker geschaffen, kam er makellos durch eine Zeit, in der so viele Stürme die Arzneikunde bewegten. Der Brownianismus, der Götze der ärztlichen Welt zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, dem mitunter selbst die ausgezeichnetsten Aerzte huldigten und dem so viele Menschenopfer dargebracht wurden, ließ ihn unbestochen, und auf seinen Sturz war er nicht ohne Einfluß. In solchen Kämpfen gegen gefährliche Systeme war er aber nicht blind gegen die einzelnen Wahrheiten, die sie enthielten, und bereitwillig faßte er letztere auf und suchte ihnen Geltung zu verschaffen, während er jenen entschieden sich gegenüber stellte. So verhielt er sich auch bei den neuerlichen Streitigkeiten über Homöopathie, deren vielleicht nicht mehr fernes Ende ihm zu erleben nicht beschieden war. Indem er auf solche Weise als der Repräsentant eines der Entwicklung und dem Fortschritte zugewandten Justemilieu's an der Spitze der Mehrzahl der deutschen Aerzte stand, wirkte er auf diese vorzüglich durch sein seit 1795 erschienenes und noch heute neben einer Menge jüngerer Rivalen fortbestehendes Journal der praktischen Heilkunde, so wie

durch eine Reihe anderer Schriften vielfach anregend und trug zur Weckung und Hebung eines wissenschaftlichen Sinnes und Strebens unter seinen Fachgenossen unendlich viel bei, vielleicht mehr als irgend ein anderer gleichzeitiger Arzt. So erwünscht nun auch die von Augustin gelieferte und mit biographischen Notizen verbundene Uebersicht sämmtlicher wissenschaftlicher Leistungen Hufeland's ist, da nicht bloß dessen besonders erschienene Schriften, sondern auch sämmtliche kleinere Aufsätze von Jahr zu Jahr aufgeführt werden, so vermißt man in der Schrift doch ungern eine genauere kritische Erörterung seines Einflusses auf die Heilkunde im Allgemeinen; übrigens wird die Schrift Aerzten, welche sich des Entschlafenen dankbar erinnern, eine angenehme Unterhaltung gewähren.

3) Die Pest des Orients, wie sie entsteht und verbreitet wird; drei Bücher von Dr. C. L. Lorinser, königl. preuß. Regierungs- und Medizinalrath rc. Berlin, 1837. 8.

Es gereicht mir zum Vergnügen, die Leser dieses Blattes auf die eben genannte Schrift aufmerksam zu machen, die gewiß zu den verdienstlichsten ärztlichen Monographien, welche in neuerer Zeit durch die Presse an's Licht gefördert worden sind, gehört. Obgleich man sich nach und nach daran gewöhnt hat, den Gegenstand, welchen sich der Verf. zur Bearbeitung gewählt, als obsolet zu betrachten, obgleich der Pest selbst in vielen neuern Handbüchern der Krankheitslehre gar nicht, oder nur als gleichsam eines Kabinetstücks, einer Rarität Erwähnung geschieht, so stehe ich doch nicht an, die Untersuchungen des Verfassers für höchst zeitgemäß zu erklären.

Die merkantilische Rührigkeit unserer Zeit rüttelt mehr und mehr an den Anstalten, welche die Bestimmung haben, das civilisirte Europa von der gräulichsten aller Seuchen, mit der selbst die Cholera sich nicht messen kann, zu bewahren, deren ersten Spuren wir schon vor mehreren Jahrhunderten begegnen, die aber erst seit dem Anfang des vorigen diejenige Ausdehnung und Ausbildung erreicht haben, daß sie ihrem Zwecke entsprechen. Allerdings belästigen sie den Handelsverkehr mit dem Orient mannichfach, und es wurde deßhalb in neuerer Zeit öfters die Frage, ob das Fortbestehen dieser Anstalten zweckmäßig sey, nicht nur aufgeworfen, sondern auch mit Zuversicht verneinend beantwortet. Nicht allein Laien, sondern auch Aerzte haben diese Ansicht mit mehr oder minder einleuchtenden Scheingründen geltend zu machen versucht. Vor etwa 10 Jahren setzte das brittische Parlament eine ärztliche Commission nieder, um jene Frage zu begutachten; die Stimmen waren beinahe gleichgetheilt, nur eine Stimme gab den Ausschlag zu dem Urtheil, daß es nicht räthlich sey, die Schutzmaaßregeln ausser Wirkung zu setzen. In Deutschland suchte Schnurrer, der in Fragen dieser Art als eine gewichtige Autorität galt, die Entbehrlichkeit derselben nachzuweisen, und mehrere französische Aerzte haben in neuester Zeit mit dergleichen Deduktionen bei Manchem Eingang gefunden, so daß es sich bald ernstlich darum handeln könnte, ob der Pest die Pforten Europa's geöffnet werden sollen, ein Gegenstand, der für alle Bewohner desselben von der größten Bedeutung ist. Eine gründliche Untersuchung dieser Streitfrage — und diese hat der Verf. geliefert — hat somit Ansprüche auf den Dank aller Zeitgenossen. Sie hat aber, so wie sie von ihm behandelt worden ist, noch einen umfassenderen Werth, indem sie zu der Hoffnung berechtigt, daß die Aerzte endlich sich eifriger bestreben werden, über eines der dunkelsten Kapitel der ganzen Heilkunde, die Lehre von der Epidemie und von der Ansteckung, ein helleres Licht zu verbreiten, was für die öffentliche Gesundheitspflege von unberechenbarem Vortheil wäre. Die Choleraliteratur, traurigen Angedenkens lieferte den besten Beweis, wie verworren die Ansichten der meisten Aerzte über jene Punkte sind, wie sehr es Bedürfniß ist, jene Lehre zu sichten und auf festere Grundlagen zu bringen; reiche Gelegenheit und Veranlassung war gegeben, dies zu unternehmen, und doch hat die Cholerazeit in dieser Beziehung kaum etwas Ersprießliches gebracht, ausser dem vielen rohen Material, das noch der Verarbeitung harrt. Lustige Hypothesen kamen in Menge zum Vorschein, aber sie sanken eben so schnell in das Grab der Vergessenheit, als die Opfer der Seuche dahin gerafft wurden, weil sie auf eine zu oberflächliche und einseitige Auffassung von Thatsachen gebaut waren. Allerdings wird der gegenwärtige Stand der Wissenschaft nicht gestatten, unumstößliche Anhaltspunkte für jene Lehre zu gewinnen, und man wird sich wohl noch lange, vielleicht immer, mit Hypothesen begnügen müssen; begnügen können wir uns aber nur dann, wenn diese Hypothesen die befriedigendste Erklärung der beobachteten Thatsachen geben und nicht mit deren entschiedenen Thatsachen im Widerspruch stehen. Auch der Verf. kann sich von Hypothesen nicht losmachen, man muß jedoch anerkennen, daß sie mit Umsicht aufgestellt werden und geeignet scheinen, bei weiterer Verarbeitung eine glückliche Reformation in die ganze Lehre von epidemischer und kontagiöser Verbreitung von Krankheiten zu Stande zu bringen. Hiermit wäre also die Bahn gebrochen, auf der wohl Andere dem Verfasser nacheifern werden.

Eine genauere Analyse des vorliegenden Werks, wie ich sie gern versuchen möchte, verbietet der beschränkte

Umfang dieser Zeitschrift; ich gebe deßhalb nur eine ganz gedrängte Uebersicht seines Inhalts. Wie schon der Titel andeutet, zerfällt es in drei Bücher. Das erste ist rein historischen Inhalts; es führt uns der Reihe nach die wichtigsten Schriftsteller über die Pest vor, deren Ansichten, namentlich auch in Beziehung auf öffentliche Hygieina, in kurzen, aber charakteristischen Umrissen gegeben werden. Neu ist meines Wissens die Nachweisung, daß die orientalische Pest nicht erst seit dem sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in der Form vorkomme, die wir für charakteristisch halten, sondern daß auch früher vorgekommene Seuchen schon die wesentlichen Merkmale derselben darboten. Die Ueberlieferungen der griechischen Aerzte, auf die sich jene Ansicht stützte, waren deßhalb so mangelhaft, weil sie häufig beim Ausbruch von bösartigen Seuchen mehr ihre Person als ihren Beruf im Auge hatten, und Reißaus nahmen, welchem klassischen Beispiel bekanntlich in neuester Zeit viele italienische Aerzte nachfolgten. Selbst der berühmte Galen entfloh der zu seiner Zeit errschenden Pest aus Rom und dann aus Aquileja, und doch wagten bis in's fünfzehnte Jahrhundert die Aerzte kaum, von seinen Ansichten über die Pest abzuweichen oder ihnen etwas zuzusetzen, da seine Schriften überhaupt ein Canon der Medicin geworden waren. Der Kontagisität der Pest hatte er nicht erwähnt oder sie nicht genannt, und deßhalb wagte es erst im Jahr 1540 ein venetianischer Arzt, von der Fürsorge des Staats in Hinsicht der Pest ein besonderes Kapitel zu schreiben, obgleich schon im vierzehnten Jahrhundert von einzelnen Regierungen Maßregeln zur Verhinderung der Ansteckung getroffen worden waren. So groß war die Stagnation, die Jahrhunderte hindurch die Fortschritte der Medicin aufhielt und der gegenüber die gegenwärtige Gährungsperiode dieser Wissenschaft wahrlich als ein goldenes Zeitalter erscheint. Der Verf. schließt die historische Uebersicht, in der sich die wichtigsten Entwicklungsphasen der Heilkunde reflektiren, mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, indem er zuletzt die großen Verdienste Russel's um die Kenntniß der Pest hervorhebt. Die neuere Literatur ist in diesem Abschnitt übergangen worden, weil ihre wichtigsten Ergebnisse mit dem weiteren Inhalt des Werkes verwebt sind.

Im zweiten Buch zeigt der Verf., daß die Heimath der Pest in Aegypten zu suchen sey, und auf welche Weise sie sich dort bilde, schildert die Krankheit von ihren niedersten Formen an bis zu den ausgebildetsten, und ihre Verbreitung innerhalb und außerhalb Aegypten. Zugleich entwickelt er seine Ansichten über Epidemien und Kontagien überhaupt, auf deren Werth ich schon oben hingewiesen habe; sie bekunden den wohl unterrichteten und tiefdenkenden Naturforscher, und liefern viele neue Gesichtspunkte, die künftigen Forschungen förderlich seyn werden, bedürfen übrigens noch einer weitern, mehr auf Erfahrungen und Beobachtungen eingehenden Begründung, als bei dieser mehr gelegenheitlichen Exposition dem Verfasser dienlich geschienen hat, indem er einestheils manche zweifelhafte Punkte, wie z. B. den Zusammenhang von Seuchen mit ungewöhnlichen Naturereignissen, Erdbeben, vulkanischen Ausbrüchen u. dergl. als erwiesen voraussezt, anderntheils sich dem Gedächtnisse des Lesers doch auch hier und da Beobachtungen und Erfahrungen aufdrängen, die den Ansichten des Verfassers sich nicht ganz anpassen wollen.

Das dritte Buch ist der Erörterung der Maßregeln gewidmet, die gegen die Pest zu ergreifen sind. Die Frage, ob die Krankheit in Aegypten auszurotten sey, verneint der Verfasser mit überwiegenden Gründen gegen Pariset; er erklärt, dies wäre nur dann möglich, wenn man machen könnte, daß Aegypten nicht mehr Aegypten sey. Sodann beweist er aber die Möglichkeit, die Verbreitung der Krankheit nach Europa zu verhindern, den Nutzen, welchen die Quarantaineanstalten bis jezt geleistet haben, bespricht deren Einrichtung, die sonstigen Schutzmaßregeln und die Mittel, wodurch ihre Wirksamkeit noch mehr gesichert und auch das Lästige derselben gemildert werden könnte. In einem Anhange ist schließlich noch eine Schilderung der lezten Pestepidemie in Schlesien in den Jahren 1708 — 1712 mitgetheilt.

Zur besondern Empfehlung des Werks dient die in die Augen fallende, selten gewordene Sorgfalt, mit welcher der Verfasser dasselbe entworfen und ausgeführt hat, und die sowohl aus der ganzen Anordnung des Stoffes, aus der glücklichen Sonderung des Wichtigeren von dem überflüssigen und störenden Ballaste, der ausgeschieden ist, aus der Klarheit in Gedanken und im Ausdruck und aus dem gewandten Styl hervorleuchtet. Möchte der Verfasser seine Forschungen über das ganze Gebiet der epidemischen und kontagiösen Krankheiten verbreiten, für das er so entschiedenen Beruf zeigt, wie auch schon seine frühere Schrift über die Rinderpest beweist!

4) Die Influenza oder Grippe, nach den Quellen historisch-pathologisch dargestellt. Eine von der medicinischen Fakultät zu Berlin gekrönte Preisschrift. Von Dr. G. Gluge. Minden, 1837. gr. 8.

In dieser Schrift findet sich die Geschichte einer andern Krankheit abgehandelt, die in mehreren Beziehungen der Pest gerade entgegengesezt erscheint; während die Pest in der Regel auf einen ziemlich kleinen Theil der Erde beschränkt ist und hier selten oder nur auf kurze Zeit ganz erlöscht, tritt die Grippe nur in grösseren Intervallen auf und überzieht dann wohl die Hälfte des

bewohnten Erdballs, befällt selbst Schiffe auf der hohen See, die seit langer Zeit mit dem Festland nicht in Berührung waren, und die von Orten ausgeschifft sind, wo zu der Zeit noch keine Spur der Krankheit war, so daß ihre Entstehung und Verbreitung nicht anders als aus einer Veränderung der Atmosphäre zu erklären ist, während die Pest außerhalb Aegypten, wo sie jedes Jahr von Neuem entsteht, nur durch Ansteckung sich verbreitet. Die Grippe ist uns Allen in so frischer Erinnerung, daß es überflüssig ist, an das merkwürdige Auftreten dieser Krankheit zu erinnern, wie sie mit einem Male da und dort zum Vorschein kommt und wenige Tage, nachdem sie in einer Stadt ihren unsichtbaren Einzug gehalten hat, schon die Hälfte der Bevölkerung niedergeworfen hat und dergleichen. Die drei neueren Epidemien (1831, 1833 und 1837), die so kurz auf einander gefolgt sind, waren wohl geeignet, zu einem Rückblick auf die früheren Erscheinungen der Krankheit aufzufordern, und diesen zu gewähren, erscheint die Arbeit von Gluge gerade zu rechter Zeit, indem den allgemeinen Werken über die Geschichte der Seuchen die erforderliche Zuverlässigkeit abgeht. Ungeachtet des Fleißes, mit welchem die Verfasser solcher Werke sammelten und zusammenstellten, konnten sie doch bei dem fast gänzlichen Mangel an Vorarbeiten sehr wesentlichen Mängeln nicht entgehen. Man sah sich deßhalb in neuester Zeit veranlaßt, der Lösung der großen Aufgabe, welche sich jene Aerzte gesezt hatten, sich durch historische Monographien über einzelne Krankheiten zu nähern zu suchen, ein Weg, der zwar viel langsamer zum Ziele führt, aber viel sicherer ist und eben deßhalb mehr fruchtbringende Resultate verspricht.

Dem Professor Hecker in Berlin gebührt der Dank für die Anregung zu solchen Arbeiten, für welche er selbst durch seine Geschichte des schwarzen Todes, der Tanzwuth des Mittelalters, des englischen Schweißes und der antoninischen Pest vortreffliche Vorbilder geliefert hat, die ihm neben seiner noch unvollendeten Geschichte der Medicin für immer eine rühmliche Stelle unter den ärztlichen Historikern sichern. Ohne Zweifel ist auch zu der vorliegenden historisch-pathologischen Schilderung der Grippe der Anstoß von ihm ausgegangen. Sie zeichnet sich durch ein sorgfältiges Studium der Quellen aus, das den Verfasser in den Stand sezt, die Unzuverlässigkeit jener allgemeinen Werke über Geschichte der Seuchen, die eine zu große Autorität genießen, nachzuweisen. Die Beobachtung dieses Mangels scheint auf seine eigene Arbeit wohlthätig eingewirkt zu haben, indem der Verfasser mit weit größerer Kritik verfährt, als man sonst bei angehenden Autoren und wohl auch bei manchen älteren zu bemerken gewohnt ist. Eine solche kritische Umsicht ist die erste und unerläßliche Erforderniß für Arbeiten dieser Art; ohne sie sind diese ganz nutzlos oder verleiten selbst zu Irrthümern, mit ihr aber werden sie sehr wichtige Hebel zur Förderung der praktischen Heilkunde. In jeder Erfahrungswissenschaft sind historische Studien von hohem Werth, am meisten in der Medicin. Sie bewahren am sichersten vor Einseitigkeit, und das Umsichgreifen verfehlter Heilsysteme wäre nie möglich, wenn die Mehrzahl der Aerzte eine bessere Kenntniß von der Geschichte ihrer Wissenschaft besäßen.

(Der Schluß folgt.)

Jugendschriften.

9) Deutsches Lesebuch für Schulen, von Oltrogge. Dritter Cursus. Hannover, Hahn, 1837.

Der dritte Cursus für das reifere Alter. Wie die frühern eine sehr zweckmäßige und mannichfaltige Sammlung aus deutschen Prosaikern und Poeten.

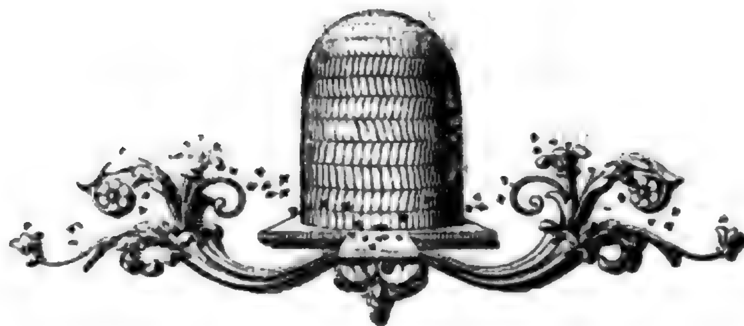
10) Diutiska. Deutsche Sprachproben von Ulfilas bis auf die neueste Zeit. Von A. Nothnagel. Darmstadt, Heil, 1837.

Eine gute Idee, aber nicht zum Besten ausgeführt. Wenn man die Quintessenz der deutschen Literatur von Ulfilas bis auf die neueste Zeit zur Anschauung bringen will, muß man die größten, berühmtesten Schriftsteller und aus ihren Originalwerken das am meisten Charakteristische auswählen. Das ist aber nicht der Fall, wenn man die langweiligen Briefe von Garve, Lavater, Johannes Müller, eine Uebersetzung von Voß (statt der originellen Idyllen oder der Louise) anführt. Ueberhaupt hat der Verfasser zu viel Uebersetzungen aus fremden Sprachen aufgenommen, z. B. aus Herders Cid.

11) Mustersammlung deutscher Lesestücke aus den vorzüglichsten Prosaisten der neuern und neuesten Zeit für die reifere Jugend, herausgegeben von Zehender. Bern, Chur und Leipzig, bei Dalp, 1837.

Enthält recht viel Gutes, Fabeln, Parabeln, Erzählungen, Sagen, Charakter- und Naturschilderungen, Sprüchwörter, Sentenzen, kleine Abhandlungen, Briefe, Gespräche, Reden und humoristische Aufsätze, meist aus den bessern und besten Schriftstellern; nur einige scheinen uns minder interessant, und daß der Prälat Hüffel und Heine hier beisammen sind, ist komisch.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 130. Montag, 25. December 1837.

Medicinische Schriften.

4) Die Influenza oder Grippe, nach den Quellen historisch-pathologisch dargestellt. Eine von der medicinischen Fakultät zu Berlin gekrönte Preisschrift. Von Dr. G. Gluge. Minden, 1837. gr. 8.

(Schluß.)

So hätte uns auch eine allgemeiner verbreitete Kenntniß der früheren außereuropäischen Epidemien vor manchen Extravaganzen behütet, wie sie die Cholera zu Tage gefördert hat; die Phantasie, die bei solchen Gelegenheiten schnell das Uebergewicht über alle andere Geistesthätigkeiten erhält, wird durch das Gewicht, das die Bekanntschaft mit frühern Erfahrungen und Beobachtungen in die Wagschale legt, am sichersten in den gehörigen Schranken gehalten. Darum ist es auch unverzeihlich, daß auf einzelnen Universitäten das historische Studium der Heilkunde ganz außer Augen gelassen wird.

Der Verfasser liefert in der ersten Abtheilung seiner Schrift eine „allgemeine Beschreibung der Influenza.“ Er beginnt mit einer kritischen Uebersicht der Literatur, ferner der verschiedenen, zum Theil sehr sonderbaren Benennungen, die man der Krankheit bei verschiedenen Epidemien beilegte, und einer Chronologie der bis jezt vorgekommenen Epidemien, so weit sie bekannt sind, wobei er sich genöthigt sah, manche von andern Autoren aufgeführte Epidemien auszuscheiden, weil sie entweder entschieden mit Unrecht zur Influenza gerechnet worden sind oder es wenigstens zweifelhaft ist, ob sie wirklich dazu gehören. Früher als im Jahr 1323 konnte er keine deutliche Spur der Influenza auffinden. Von dieser Zeit an werden von verschiedenen Schriftstellern etwas mehr als 60 Epidemien aufgeführt; der Verfasser aber reduzirt diese Zahl durch die Beseitigung von zweifelhaften Seuchen auf 29, wozu dann die von 1837 als die dreißigste käme. Dieser Rechnung zufolge erschiene die Krankheit während eines Jahrhunderts im Durchschnitt nur 7 bis 8 mal; ohne Zweifel muß man aber eine häufigere Wiederkehr annehmen, da wir im gegenwärtigen Jahrhundert schon 5 Epidemien zählen (1800, 1803, 1831, 1833 und 1837), und der Verfasser im vorigen nicht weniger als 11 aufführt. Daß die früheren in längeren Zwischenräumen auf einander gefolgt zu seyn scheinen, rührt wahrscheinlich einzig von dem Mangel an (zuverlässigen) Nachrichten über dieselben her. Die Beschreibung der Krankheit halte ich, nach den drei Epidemien, die ich zu beobachten Gelegenheit hatte, für nicht ganz gelungen. Ueber die Eigenthümlichkeiten ihres epidemischen Verhaltens wäre wohl mehr zu sagen gewesen;

unrichtig ist es, wenn der Verfasser annimmt, daß neben der Influenza nicht auch andere epidemische Krankheiten auftreten können; ich selbst habe im Jahr 1833 neben derselben die Masern grassiren sehen. Die Untersuchung der Ursachen der Krankheit führt den Verfasser nur zu negativen Resultaten, indem er keine der darauf bezüglichen Angaben anderer Schriftsteller gehörig begründet findet, die auch in der That größtentheils ganz unerweisliche Hypothesen sind. Endlich ist noch von der geographischen Verbreitung der Krankheit die Rede. Bekanntlich kommt sie in der Regel von Osten her zu uns, und mehrere Epidemien lassen sich bis nach China zurück verfolgen. Der Verfasser glaubt, annehmen zu dürfen, daß die frühern Epidemien bis zum Ende des 16. Jahrhunderts in der Richtung von West nach Ost sich verbreitet haben; allein die Nachrichten darüber sind doch zu mangelhaft, als daß jene Annahme nicht sehr gewagt erscheinen müßte; selbst in den eigenen Angaben des Verfassers lassen sich Gegengründe aufweisen. Entschieden unrichtig ist es, wenn er das Fortschreiten der Epidemie von Ost nach West als vollkommen regelmäßig annimmt; so daß nicht Abweichungen wie die von Nordost nach Südwest vorkommen könnten. Die Frage über die Ansteckungsfähigkeit der Influenza wäre einer größern Beachtung würdig gewesen, als der Verfasser ihr geschenkt hat. Die zweite Abtheilung der Schrift enthält eine nähere Schilderung der einzelnen Influenza Epidemien seit 1323 bis 1833, so weit Nachrichten darüber vorhanden sind, wobei die darauf bezüglichen Stellen aus den verschiedenen Autoren gewöhnlich wörtlich wiedergegeben sind. Diese Zusammenstellung läßt erkennen, wie markirt die Physiognomie der Seuche unter allen Umständen bleibt, ungeachtet der mannichfaltigen Modifikationen, welche sie zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten darbietet. Im Anhang findet sich neben einigen andern Mittheilungen eine Notiz über die Epidemie von $18^{36}/_{37}$.

Die im Allgemeinen sehr lobenswerthe Schrift hätte noch gewonnen, wenn der Verfasser mehr Aufmerksamkeit auf die Darstellung verwendet hätte und wenn die vielen Druckfehler vermieden worden wären.

5) **Handbuch oder Encyclopädie der gesammten staatsärztlichen Praxis**, die gerichtliche Medicin, medicinische Gesetzgebung, Civil- und Militärmedicinalpolizei und die staatsärztliche Veterinärkunde umfassend. Für Gesetzgeber, Richter, Vertheidiger, Polizeibeamte, Aerzte, Apotheker, Chirurgen und Thierärzte. Von Dr. Karl Wenzel, königl. bayer. Physikus zu Aschaffenburg. Ersten Bandes erste Abtheilung. Erlangen, 1837. 210 S. in 8.

Es ist nicht zu läugnen, daß bei encyclopädischen Werken, welche in das Gebiet der Heilkunde einschlagen, die alphabetische Anordnung der Materien für den Praktiker entschiedene Vortheile vor der systematischen voraus hat, indem er selten in den Fall kommt, ein größeres, einen ganzen Zweig der Wissenschaft umfassendes Werk vollständig zu studiren, wohl aber fast täglich sich wegen dieses oder jenes einzelnen Gegenstandes, der für ihn augenblicklich besonderes Interesse hat, Raths zu erholen. Zu dem Zwecke taugen offenbar alphabetische Handbücher, in denen die einzelnen Artikel für sich abgeschlossene Ganze bilden, weit besser als systematische, bei welchen die Benützung der einzelnen Abschnitte eine mehr oder weniger genaue Bekanntschaft mit dem ganzen Werke voraussetzt. Es sind deßhalb solche Wörterbücher ein unabweisbares Bedürfniß, dem bis jetzt in Deutschland nur sehr unvollständig Genüge geleistet worden ist. Die Franzosen sind in dieser Beziehung voraus und besitzen in ihrem grandiosen Dictionnaire des sciences médicales, an dem Dictionnaire de Médicine, das gegenwärtig in einer zweiten vollständig umgearbeiteten Auflage erscheint, und an dem Dictionnaire de Médicine et Chirurgie practiques Werke, die ihnen alle Ehre machen. Die erste Auflage des zweiten Werkes ist uns Deutschen übersetzt worden, indessen ist die ihm zu Theil gewordene Umarbeitung nicht so durchgreifend, daß es eigentlich bei uns nationalisirt worden wäre, und die mangelhafte Benutzung der Leistungen der deutschen Aerzte, wie wir sie in französischen Werken gewöhnt sind, tritt natürlich bei der Uebersetzung schroffer und störender hervor als im Original. Eine deutsche Bearbeitung des dritten erscheint gegenwärtig, durch homöopathische Zugaben verunstaltet, die sich neben den Arbeiten einer Reihe von verdienstvollen französischen Aerzten wirklich höchst merkwürdig ausnehmen.

Das einzige, die ganze Medecin umfassende Originalwerk, das wir nicht besitzen, dessen Vollendung aber doch unsere Nachkommen zu erwarten haben, ist das mit vortrefflichen Beiträgen ausgestattete encyclopädische Wörterbuch der medicinischen Wissenschaften, welches von mehreren angesehenen Professoren der Berliner Fakultät herausgegeben wird, in seinem Schneckengang aber innerhalb zehn Jahren erst bis zum 15. Bande vorgerückt ist, während das Ganze etwa 45 umfassen wird, und das, nach den bisherigen Fortschritten zu urtheilen, wohl noch 20 Jahre zu seiner Vollendung brauchen kann. Mittlerweile sucht man sich mit Wörterbüchern über einzelne Zweige der Heilkunde zu behelfen, in denen mehr Segen zu seyn scheint. Das Pierer'sche anatomisch-physiologische Realwörterbuch in 8 Bänden führt würdig

den Reigen an. Rust lieferte sein 17bändiges, außerordentlich günstig aufgenommenes alphabetische Handbuch der Chirurgie innerhalb 7 Jahren, und schon sind ihm zwei andere chirurgische Wörterbücher auf dem Fuße nachgefolgt, die rasch fortschreiten, und denen es gleichfalls nicht an Beifall und zahlreichen Abnehmern fehlt. Most hat mit seiner Encyclopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis Glück gemacht, von der sogleich nach Vollendung der ersten Auflage eine zweite nöthig wurde. Durch den Erfolg dieses letzten Werkes fühlte sich der Verfasser des gegenwärtigen angeregt, die gesammte Staatsarzneikunde auf ähnliche Weise zu bearbeiten. — Ohne Zweifel eignet sich gerade dieses Fach vorzugsweise dafür, insofern es nicht eine selbstständige Wissenschaft ist, sondern ein für einen speziellen Zweck zusammengesetztes Aggregat von Materalien aus allen Zweigen der Heil- und Naturkunde, die nicht ohne einigen Zwang in eine systematische Ordnung gebracht werden können. Indem ich somit die diesem Werke zu Grunde liegende Idee vollkommen billige, finde ich es bedauernswerth, daß ich der Art, wie sie von dem Verfasser in Ausführung gebracht wird, nicht im geringsten meinen Beifall geben kann.

Den Hauptbestandtheil desselben bilden aus ihrem Zusammenhange größere Paragraphen aus Wildbergs System der medicinischen Gesetzgebung und Niemanns Taschenbuch der Staatsarzneiwissenschaft. Wirklich ein drolliger Einfall, irgend ein systematisches Handbuch in seine äußersten Unterabtheilungen zu zerhacken und diese nach ihren Schlagwörtern alphabetisch wieder abdrucken zu lassen.

Gleich die zwei ersten Artikel des Werkes sind auf diese Art aus Wildberg genommen, 6 Linien über Aas und 12 über Aberglauben. Der dritte Artikel: Aberwitz, scheint dem Verfasser selbst anzugehören, er umfaßt 4 ganze Linien. So lakonisch er bei diesem Gegenstand sich gezeigt hat, so redselig wird er, wenn er weiter von den „Abhängen an den Seiten der Landstraßen und Fahrwege" spricht, deren Gefahr zu beleuchten, es wahrlich keiner staatsärztlichen Begutachtung bedurft hätte; dieser Artikel hat mir wenig Begierde erregt, von des Verfassers Ergüssen noch mehr zu lesen, deren ich glücklicherweise im weitern Verlauf nur sehr wenige gefunden habe.

Um indessen von der Arbeit desselben einen vollständigen Begriff zu geben, müssen wir unsere Musterung noch weiter fortsetzen. Wir kommen zu dem Artikel Abtritt; zuerst finden wir hier den §. 217 aus Niemann, ohne Angabe der Quelle und einigermaßen paraphrasirt, abgedruckt, sodann folgen die zwei auf den fraglichen Gegenstand sich beziehenden Paragraphen aus Wildberg, der citirt ist; weiter erscheint im Text ohne Angabe der Quelle eine gleichfalls aus Niemann genommene Note zu dem schon erwähnten §. 217; endlich fiel es dem Verfasser glücklicherweise noch bei, daß Dieffenbach in Caspers Wochenschrift über die geruchlosen Abtritte von Alphonse Sanson Nachricht gegeben hatte, und so läßt er dann auch diesen Aufsatz noch frischweg dazu abdrucken, und hiermit soll der Leser zufrieden seyn.

Kennt der Verf. nicht Parent-Duchatelets Arbeit über diesen Gegenstand? Ist ihm der Aufsatz von Hasse in der medicinischen Zeitung des Vereins für Heilkunde (1833) nie zu Gesicht gekommen? Weiß er nicht, daß er in den neueren Jahrgängen des Dingler'schen Journales manches Brauchbare hätte finden können? Hätte er freilich alle diese Mittheilungen nach der oben bezeichneten Weise geben wollen, so wäre der Artikel wohl acht oder zehnmal so stark geworden. Wären sie alle zu einem abgerundeten Ganzen umgeschmolzen worden, so hätte der Leser auf der gleichen Anzahl von Seiten etwas Genügendes bekommen, während er so nur abgerissene und dürftige Bruchstücke erhält. Dies ist die Art, wie der Verf. arbeitet! Nicht allein dieser Artikel ist ein solches Afterprodukt, eine solche Hanswurstjacke, aus Flecken von allen Farben zusammengenäht, nein, so verhält es sich fast mit allen, die von einigem Umfang sind. So ist der über Ammencomptoirs aus einem Aufsatz Wildbergs in s. Jahrb., dann aus dessen medicinischer Gesetzgebung und aus Niemanns Taschenbuch zusammengestickt, ich weiß mich keines edleren Ausdrucks zu bedienen; es ist in der That Schneiderarbeit. Bei den wichtigsten Gegenständen finden wir den Verf. mit sehr wichtigen Quellen unbekannt; so bei der Einrichtung der Anstalten für Irre mit den Untersuchungen von Jacobi, Birb, Amelang, Esquirol, Voismont u. A.; obgleich er zum Theil die Titel der Schriften anführt.

Der Artikel Beerdigung ist größtentheils aus Niemann abgedruckt, der darauf folgende: Begräbnißhöfe, aus Wildbergs Jahrbuch. In beiden ist zugleich von den Leichenhäusern die Rede, wobei es an Wiederholungen natürlich nicht fehlt, ohne daß der Gegenstand erschöpft wäre, was der Verfasser hätte erreichen können, wenn er die Schriften von Taberger und Lessing, die von Schwabe über das Leichenhaus zu Weimar, die von Hoffmann und von Beil über den Friedhof zu Frankfurt, und noch mehrere interessante Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften gekannt und auf eine angemessene Weise benuzt hätte. Im Uebrigen würde es mich nicht überraschen, wenn er später noch einen eigenen Artikel über Leichenhäuser geben würde, d. h. aus irgend einem Buche abdrucken ließe, so daß man dann das darauf Bezügliche an drei Orten zusammensuchen müßte. So mangelhaft unterrichtet zeigt sich der Verfasser bei Gegenständen, welche eben an der Tagesordnung sind; wie viel mehr noch bei anderen. Es ließen

sich noch manche Belege hiefür anführen, doch wird es deren wohl nicht bedürfen; ich mache nur noch auf den Artikel Aerzte, der gleichfalls höchst unbefriedigend ist, aufmerksam; viele Gegenstände, welche man hier suchen wird, blieben unberührt, zum Theil gerade solche, die eben in neuester Zeit vorzugsweise verhandelt worden sind. Wäre es hier z. B. nicht am Platz gewesen, über die Pflicht der Aerzte, verschwiegen zu seyn, und über die Grenzen derselben sich auszusprechen, ein Gegenstand, über welchen bei Gelegenheit des Juniusaufstandes zu Paris interessante Verhandlungen stattgefunden haben, über den erst vor Kurzem die Jahrbücher des Vereins badischer Medicinalbeamten eine sehr dankenswerthe Abhandlung enthielten? Wäre nicht die Frage zu lösen gewesen, in wie weit der Arzt für Fehler, die er sich in der Ausübung seiner Kunst zu Schulden kommen läßt, verantwortlich und strafbar ist, und so Mehreres?

Aus Allem geht hervor, daß der Verfasser völlig planlos arbeitet. Deßhalb wundern wir uns auch gar nicht darüber, daß wir, neben der dürftigen Bearbeitung der einzelnen Artikel, manche Gegenstände ganz vermissen, über die wir hätten Auskunft erwarten dürfen. Der Verf. handelt z. B. mit Recht von der Verfälschung der Nahrungsmittel (die hierauf sich beziehenden Artikel scheinen auf dieselbe Weise, wie das Meiste aus Niemann und Wildberg genommen ist, aus Richters Schrift von der Verfälschung der Nahrungsmittel abgeschrieben zu seyn, worüber ich nicht mit Bestimmtheit urtheilen kann, da ich diese Schrift nicht zur Hand habe); eben so gut hätten wohl die Arzneimittel in Rücksicht auf die vorkommenden Verfälschungen in Betracht kommen sollen; ich habe aber keinen dahin einschlagenden Artikel finden können. So vermisse ich auch sonst noch Artikel, die Berücksichtigung verdient hätten, z. B. gleich an der Spitze des Werkes hätten die Abdeckereien eine Stelle einnehmen dürfen, in welcher Beziehung besonders Parent-Duchatelets Untersuchungen dem Verfasser hätten dienlich seyn können, die ihm übrigens eine terra plane incognita zu seyn scheinen; sonst hätte z. B. der Artikel über Bordelle doch etwas erträglicher ausfallen müssen. Ich wüßte nicht zu enden, wollte ich alle Fehler und Mängel dieser 13 Bogen starken Lieferung anführen. Wie der Verfasser in der Chemie zu Hause ist, geht daraus hervor, daß er die Anwendung des Schwefels in Dampfform (wobei er bekanntlich schwefelichtsaures Gas darstellt) schwefelsaure Dampfbäder nennt u. s. w. u. s. w. Soll ich noch der Art und Weise gedenken, wie der Verfasser seine Materialien in die sonderbarsten Bruchstückchen zersplittert, wie er z. B. einen Artikel von den Linien über Alkoven aus Wildberg abschreibt, ein Gegenstand, der doch gewiß besser seine Stelle in einem Artikel über Wohnungen überhaupt gefunden hätte?

Nach allem Angeführten können wir dieser Fabrikunternehmung nur eine sehr schlechte Prognose stellen. Es ist ein Werk, von dessen großen Schwierigkeiten der Verfasser auch nicht eine Ahnung gehabt zu haben scheint, und dessen Werth in einem so schroffen Gegensatz mit den staatsarzneiwissenschaftlichen Werken steht, die bisher aus derselben Verlagshandlung hervorgegangen sind, worunter namentlich die allgemein geschätzte Henke'sche Zeitschrift gehört.

6) Medicinischer Almanach für das Jahr 1837. Von Dr. J. J. Sachs in Berlin. Zweiter Jahrgang. Berlin, 1837. kl. 8.

Die Einrichtung des Almanachs ist im Wesentlichen dieselbe geblieben; indessen ist er dieses Mal voluminöser und in Betracht des kleinen Formats wirklich etwas unförmlich ausgefallen. Statt einer Vorrede erhalten wir ein unbedeutendes Gedicht (?): „an die ärztlichen Leser zum Neujahr 1837;“ darauf folgt das Tagebuch, das ziemlich viele Zusätze und Berichtigungen zu dem des vorangegangenen Jahres gibt; im Ganzen ist dieser Theil des Buches korrekter als früher, doch stoßen noch sehr störende Druckfehler auf, wie folgende: Wollastan statt Wollaston, Ringeis statt Ringseis, Döbbereiner statt Döbereiner, Herschel statt Henschel, Foourop statt Fourcroy u. dgl.

Unter den Original-Mittheilungen nehmen die erste Stelle ein „einige Worte über die Leistungen unserer ärztlichen Kunst von Dr. Nevermann,“ eine durchaus verfehlte Arbeit. Sie ist zunächst veranlaßt durch die Klagen, welche der ehrwürdige, nun verewigte Vogel, Schneider und Klose neuerlich über die Unvollkommenheit der Heilkunst haben ertönen lassen und die der Verf. für eine Versündigung erklärt. Der erstgenannte Arzt hat in seinen medicinischen Beobachtungen und Memorabilien aus der Erfahrung (1834), wie der Verf. bemerkt, „ein Sündenregister ärztlicher Böcke“ geliefert, d. h. er hat eine Reihe von Krankheitsfällen bekannt gemacht, in denen bedeutende Täuschungen hinsichtlich der Natur des Leidens vorkamen, und die für jeden Arzt in hohem Grade belehrend sind; manche darunter sind der Art, daß dem behandelnden Arzte nicht im Geringsten etwas zur Last fällt, daß vielmehr nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft eine richtige Einsicht in das Wesen der Krankheit vor der Sektion nicht möglich war, ja daß sie selbst wohl auch bei der vollkommensten denkbaren Entwicklung der Wissenschaft noch Räthsel geblieben wären. Ist es denn nun eine Sünde, den Aerzten eindringliche Beispiele vorzuhalten, welche ihnen die Beschränktheit ihres Wissens und die Pflicht der Bescheidenheit vergegenwärtigen?

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 131. Mittwoch, 27. December 1837.

Dramatische Literatur.

35) Trauerspiele von Joseph Frhrn. v. Auffenberg. Carlsruhe, Müller, 1838.

Herr von Auffenberg zeichnet sich bekanntlich durch eine glühende Sprache, und durch eine seltene Kenntniß und Benutzung des theatralischen Effekts aus. Er besizt in reichem Maaße die hinreißende Kraft und Fülle der Begeisterung, die den meisten unserer geschniegelten und gebiegelten Tragöden und ihren reinlich geschriebenen, aber allzu nüchternen Jamben fehlt. Aber er fällt in den Fehler, die Kraft zu sehr zu überspannen, wie wir dies schon bei seinem großartigen dramatischen Gedicht Alhambra bemerkt haben. Alle leidenschaftlichen Zustände können ihrer Natur nach nur kurz dauern, oder der Dichter solle sie wenigstens so abkürzen, daß das aufgeregte Gemüth des Zuschauers Zeit hat, sich zu erholen. Durch diese Oekonomie wird der Effekt sogar erhöht, denn es macht einen gewaltigern Eindruck, wenn der Held nur in den bedeutendsten Momenten rast, als wenn er von Anfang bis zu Ende nicht aus einer gewissen zitternden Anspannung heraus kommt. Wo es sich von einem großen Schicksal handelt, ist der feurige Strom, die bis zum Odenflug gesteigerte dramatische Sprache des Dichters allerdings noch motivirt; daher ist das erste unter den vorliegenden drei Trauerspielen, das Nordlicht von Kasan, das schönste. Es ist Pugatschew, den wir hier erblicken, der kühne Rebell, der sich für Peter III. ausgab und ganz Rußland in Bewegung brachte, an der Spitze eines Heeres die Kaiserin Katharina II. bekriegte, Städte eroberte, das Land weit und breit verheerte, die Schlösser des Adels verbrannte rc., bis er der überlegenen Taktik der deutschen Generale Katharinas erlag. Dieser Held und sein stürmisches Daherfahren entspricht ganz dem eigenthümlichen Talent unseres Dichters. Hier ist es ihm vergönnt, der leidenschaftlichen Sprache und Handlung den Zügel schießen, das Schiff mit allen aufgezogenen Segeln dem Sturm zu überlassen. Die flammende Sprache dieses Dramas wird noch durch die stärksten Bühneneffekte unterstüzt. Man denke sich den falschen Czaar, wie er eben das Volk in einer gewaltigen Rede haranguirt, und plötzlich ertönt über ihm vom Thurm die Armensünderglocke, ein Omen dem abergläubigen Volke. Man denke sich die noch überraschendere Scene, da der blinde Patriarch des falschen Czaaren Gesicht berührt und erkennt, daß er nicht die Züge der Romanows hat, ihn einen Betrüger nennt und den Bann über ihn ausspricht. Die Sofia, Pugatschews Gemahlin, die am längsten an die Echtheit seiner Geburt geglaubt, wird endlich ebenfalls überzeugt, daß er nur ein Betrüger ist. Hier scheint uns aber der

Dichter der weiblichen Natur etwas zu viel poetische Gewalt angethan zu haben. Sie entschließt sich, den Gatten, den sie immer noch liebt und eben weil sie ihn liebt, weil sie dadurch die legitime Gewalt versöhnen und durch Opferung seines Leibes seine Seele retten will — ihn den Russen auszuliefern und thut es wirklich. Dies scheint uns ein etwas zu sophistischer Heroismus und der wahren Liebe und echten Weiblichkeit, wodurch sich Sofia im Anfang so sehr empfiehlt, nicht ganz angemessen.

Das zweite Trauerspiel: der Schwur des Richters, spielt in Irland. Ein Oberrichter verlobt seinen Sohn mit einem schönen Mädchen, Katharina, und seine Tochter mit einem jungen Spanier. Nun lieben sich aber Katharina und der Spanier, und die beiden Geschwister sehen sich betrogen, der Sohn ermordet den Spanier (der sich als einen Mohren und Nichtchristen und Abkömmling der Abenceragen, der sich an den Christen rächen wolle) zu erkennen gibt. Der Vater muß nun dem Sohn selbst das Urtheil sprechen und thut es, obgleich sogar das Volk sich zu Gunsten des Sohnes empört, mit der Charakterfestigkeit eines Brutus. Die Sprache der jungen Leute ist in diesem Drama durchgängig allzu leidenschaftlich und die des Sohnes fast dithyrambisch (z. B. Seite 140).

Der Prophet von Florenz stellt uns die lezten Schicksale des großen Florentiners Savonarola vor Augen, dem so eben auch Lenau ein sehr schönes Gedicht in Romanzen gewidmet hat. Hier nur eine kurze Scene, die über die Auffassung des ganzen Charakters Aufschluß gibt:

Pabst.

Nur Gründe der Vernunft, und Studium
Der Bibel, nennst Du Deine wahren Führer.

Savonarola (sich mühevoll erhebend).

Der Freiheit Genius ward in mir verkörpert,
Und Höheres erreichet nie der Mensch.

— — —

Ich war zu rasch in einem schweren Kampfe,
Gefordert hab' ich von der Gegenwart,
Was ihre Armuth niemals kann verleih'n.
Für eine Fackel hielt ich todtes Leuchtholz —
Nun taget es vor mir! — Ich werf' es hin!

Pabst
(ihn mit steigender Aufmerksamkeit betrachtend).

Die Volksregierung in Florenz hab'st Du,
Als Deinen Planen günstig, stets befördert,
Im Inneren verachtest Du das Volk.

Savonarola.

So wie es jezt ist — ja! — Bedürfnisse,
Und Leidenschaften nenn' ich die Dämonen,
Die Ketten schmieden in der Republik;
Sie gehet immer mit Tyrannen schwanger;
Aus diesem Kreise tritt die Menschheit nie.
Gib mir Geschöpfe, hell von Geist, einfach
Im Leben, frei von dem ererbten Fluch,
Mit Herzen für den Brudersinn empfänglich,
Mit Augen, die der Goldglanz nicht verblendet,
Mit Seelen, die den Himmlischen verwandt,
Hienieden schon nach der Verklärung streben,
Dann wird mein Wort nicht in die Luft gesprochen,
Und meine Republik kein Wahnbild seyn. —
Ich dachte viel zu groß von diesem Stern! —
So wie er jezt ist — trägt er keine Kanzel! —
Für meine Kirche fand ich ihn zu klein!

Werke über Spanien.

1) Geschichte der Ausbreitung und Unterdrückung der Reformation in Spanien im 16ten Jahrhundert. Aus dem Englischen des Thomas M'Crie übersezt und mit Anmerkungen begleitet von G. Plieninger. Nebst einer Vorrede von Prof. Dr. Baur. Stuttgart, Brodhag, 1835.

Seitenstück zu der früher erschienenen Geschichte der Reformationsversuche in Italien von demselben Verfasser. Luthers Lehren fanden auch in Spanien Eingang. Ihre ersten und berühmtesten Prediger waren Juan Valdez, Rodrigo de Valer, Egidius, Ponce de la Fuerte rc. Aber schon Karl V. und noch weit mehr sein Sohn, Philipp II., riefen alle Schrecken der Inquisition gegen sie auf. Von diesen Inquisitionsprocessen sind nun viele hier mitgetheilt, und sie sind fast alle von einer Grausamkeit, daß dem Leser die Haut schaudert. Wer nicht schon in den Foltermartern starb, wurde lebendig verbrannt. Die meisten Protestanten benahmen sich ruhmvoll als echte Märtyrer. Von den zahlreichen Zügen von Seelengröße, die dabei vorkamen, sey hier nur einer erwähnt: „Juan Sanchez war, als die Verfolgung der Protestanten in Valladolid begann, unter dem angenommenen Namen Juan de Vibar in die Niederlande geflohen, wurde aber entdeckt, in Turlingen aufgehoben, nach Valladolid gebracht und als ein entschiedener und unbußfertiger Kezer der weltlichen Behörde ausgeliefert. Auf dem Richtplatze wurde ihm der Knebel aus dem Munde genommen, da er aber keinen Beichtvater verlangte, der Holzstoß angezündet. Als das Feuer die Stricke verzehrt

hatte, womit er gebunden war, stürzte er von dem Pfahle weg und sprang bewußtlos auf das Gerüst, auf welchem Diejenigen, welche in ihren letzten Augenblicken widerriefen, ihr Bekenntniß abzulegen pflegten. Sogleich versammelten sich die Mönche um ihn und drangen in ihn, er solle seine Irrthümer zurücknehmen; aber als er von seiner augenblicklichen Bewußtlosigkeit zurückkam und um sich blickte, gewahrte er auf der einen Seite einige seiner Mitgefangenen, welche auf den Knien Buße thaten, und auf der andern Don Carlos de Seso, wie er unerschüttert mitten in den Flammen stand, worauf er ruhig zu seinem Pfahle zurückging, nach mehr Feuer rief und sagte: „Ich will sterben wie de Seso!" Ergrimmt über dieses Benehmen, das sie als einen Beweis frecher Gottlosigkeit ansahen, wetteiferten die Bogenschützen und Nachrichter in der Erfüllung seines Wunsches. Er starb im dreiunddreißigsten Jahre seines Lebens.

Wichtig noch für unsere Tage ist die Schlußbemerkung des Verfassers. Er sagt, in Spanien kennt man keine Mitte, man hängt dem finstersten Aberglauben an, oder dem wildesten Unglauben. „Durch das falsche Licht und die abstoßende Gewalt, worin die Papisterei das Christenthum darstellt, führt sie ganz natürlicherweise zum Deismus und Unglauben. In Frankreich, wo man noch eines gewissen Grads von Freiheit genoß, veranlaßte sie zuerst die heimliche Verbreitung, und dann das offene Geständniß irreligiöser Ansichten, und zwar von Seiten Solcher, welche den größten Einfluß auf die öffentliche Meinung ausübten. In Ländern, wo ein strenges, bürgerliches und kirchliches, Polizeisystem bestand, war zwar ihre Wirkung eine andere, aber dem Nationalcharakter und den wahren Zwecken der Religion nicht weniger nachtheilige. Die große Menge der Ungläubigen, nur auf augenblicklichen Genuß bedacht, und die Religion als bloßes Werkzeug des Staats betrachtend, hat kein Bedenken getragen, die Leichtgläubigkeit des Volks zu nähren, um die Früchte derselben zu genießen, während Männer von edlerem und freierem Sinne, welche unter dem entwürdigenden Joche seufzen, der Erbitterung Raum gegeben haben und, indem sie das Christenthum mit einem unduldsamen Aberglauben verwechseln, die verzweifelnde Hoffnung hegen, daß die Religion, als die Dienerin der Tyrannei und das Gift des menschlichen Glücks, einst in allen ihren Formen von der Erde verschwinden werde. Es ist bekannt, daß die italienische Geistlichkeit seit langer Zeit die unzweideutigsten Beweise gegeben hat, daß sie die Lehren nicht glaubt, und die kirchlichen Gebräuche ihr gleichgültig sind, welchen sie ihr Bestehen und ihren Reichthum verdankt. Auch wurde uns früher berichtet, daß die Grundsätze des Unglaubens unter den lesenden Klassen in Spanien weit verbreitet seyen; aber umfassendere, durch neuere Ereignisse dargebotene Nachrichten zeigen auf's klarste, daß dieses Uebel sich nicht bloß auf die Laien beschränkt, sondern daß der Unglaube unter der gebildeten spanischen Geistlichkeit ebenso allgemein ist, als das Laster unter der großen Menge der Priester. In dem Charakter der Italiener liegt eine Leichtfertigkeit, welche nebst dem Gedanken, daß sie die Hauptwerkzeuge zur Unterjochung der christlichen Welt gewesen sind, die Wirkung hervorbringt, daß wir uns mit Verachtung von den Aeußerungen ihres Unglaubens abwenden. Aber so groß ist die natürliche Würde des spanischen Charakters und so tief das Gefühl dieser Nation, daß wir mit einer Mischung von Mitleid und Achtung bei den Verwüstungen verweilen, welche der Unglaube in so edlen Naturen anrichtet." Dies führt nun der Verfasser als das **Haupthinderniß der Wiedergeburt Spaniens** an: „Unglaube und Zweifelsucht schwächen nicht nur die sittliche Kraft des menschlichen Geistes, sondern lösen auch die natürliche Verbindung auf, welche zwischen bürgerlicher und religiöser Freiheit besteht. Von Solchen, welche gegen die Religion feindlich oder gleichgültig gesinnt sind, darf man nicht erwarten, daß sie als zuverlässige und unbestechliche Freunde derjenigen Freiheit auftreten werden, welche die Religion beabsichtigt. Sie lieben die erstere nicht wegen ihrer selbst, und können daher auch nicht zu allen Opfern für sie bereit seyn. Wenn dann die Tyrannei das Feld gewinnt und ihre beiden Schwerter handhabt, so findet sie den rechten Arm der Freiheit gelähmt. Die irreligiösen oder skeptischen Grundsätze Derjenigen, welche im Rufe der Liberalität stehen, müssen stets einen starken und wohlbegründeten Verdacht gegen ihre Entwürfe erregen. Verlangen sie eine Reform im Staate, so brauchen die Vertheidiger der Mißbräuche bloß den Vorwurf der Gottlosigkeit gegen sie laut werden zu lassen. Bigotte und Heuchler haben einen trefflichen Vorwand, sie zu unterdrücken. Und Gutgesinnte, welche die an Kirche und Staat haftenden Gebrechen kennen und zur Hebung derselben gerne die Hand bieten würden, mögen sich an das Unternehmen Jener nicht anschließen, weil sie befürchten, es möchte zum Umsturze aller Religion führen. Es ist nicht schwer, nachzuweisen, wie alle diese Ursachen zusammenwirkten, um den Zweck der Freiheitskämpfe zu vereiteln, welche in jenen wenigen Jahren in Italien und auf der Halbinsel geführt worden sind."

2) Scenen aus dem Leben Castiliens und Andalusiens nach Lord Feeling, der Herzogin von Abrantes und Chaho von Ferd. Frhrn. v. Biedenfeld. Zwei Bändchen. Weimar, Voigt, 1836.

Genrebilder aus Spanien: ein Stiergefecht zu Aranjuez — die Einkleidung einer Nonne — die Pariser

in Madrid — das Begräbniß eines Armen — das Weib des Erhängten, und noch einige andere Tableaux und Novelletten von Feeling, dann der Dominicaner und die Insurgenten von der Frau Herzogin von Abrantes und zwei Episoden aus dem bekannten Buch von Chaho über sein baskisches Vaterland. Alle diese Bilder sind aus dem Leben gegriffen, von Zeichnern, die Spanien aus eigner Anschauung kennen.

3) Die spanische Frage, oder wer ist von Rechtswegen König in Spanien? Aus dem Französischen des Generals D.z....t. Berlin, Nicolai, 1837.

Eine Parteischrift für Don Carlos. Der Beweis, daß das salische Gesetz rechtskräftig nicht habe umgestürzt werden können, ist vage. Die Ansicht, Don Carlos habe die Nation für sich, die allein entscheiden würde, widerlegt sich durch den Thatbestand. Am Ende bleibt dem Herrn General kein anderes Argument übrig, als: das gegenwärtige spanische Regime ist zu sehr englisch gesinnt, Don Carlos würde sich mehr von Frankreich leiten lassen, (?) und was Frankreich Vortheil bringt, war bekanntlich in den Augen der Franzosen zu allen Zeiten Recht.

4) Grammatik der spanischen Sprache zum Schul- und Privatgebrauche, von Prof. Possart. Stuttgart, Imle und Krauß, 1836. 12. S. 113.

Eine kleine wohlfeile Sprachlehre, kurz und klar abgefaßt für die ersten Bedürfnisse, theils auf Reisen, theils bei der Lektüre der beliebtesten spanischen Autoren, insbesondere des Cervantes.

Medicinische Schriften.

6) Medicinischer Almanach für das Jahr 1837. Von Dr. J. J. Sachs in Berlin. Zweiter Jahrgang. Berlin, 1837. kl. 8.

(Schluß.)

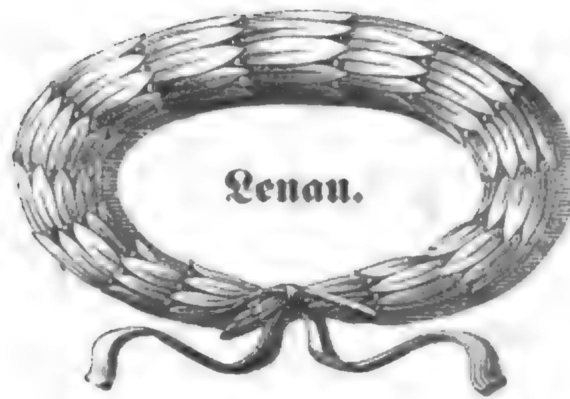
Der Aufsatz: kleine Städte und plattes Land, die vorzüglichste Bildungsschule für junge Aerzte, von Dr. Schubert, enthält mehrere sehr richtige Bemerkungen, erschöpft aber den Gegenstand nicht, während Manches viel zu weitläufig behandelt wird, wie z. B. die Frage, ob es verständig und passend für den Arzt sey, ein Freund der Jagd zu seyn, die vielleicht nie in Anregung gekommen wäre, wenn nicht einer unserer ausgezeichneten Lehrer der Entbindungskunst ein gewaltiger Nimrod wäre.

Ein Ungenannter theilt unter der Aufschrift: Göttingen, lesenswerthe Notizen über die Georgia augusta vorzüglich in Beziehung auf Medicin und Naturwissenschaften mit. Es wäre erfreulich, wenn der Almanach öfters solche Skizzen über ärztliche Bildungsanstalten liefern würde; würde dabei Lob und Tadel unparteiisch und ohne Rückhalt ausgesprochen, so könnte es manche gute Folgen haben. Namentlich dürfte es am Platze seyn, die Leistungen der Professoren in ihrer Eigenschaft als Lehrer der öffentlichen Kritik zu unterziehen, da die Klage, daß sie, die vor Allen die Wissenschaft pflegen und ihren Fortschritten folgen sollen, theilweise hinter der Zeit zurückbleiben, insbesondere auf kleineren Hochschulen, nicht selten vernommen wird. Daß der Herausgeber in dem darauf folgenden Aufsatz: flüchtige Reiseblicke, hiermit den Anfang gemacht hat, verdient Anerkennung.

Die vom Verfasser projektirte medicinische Encyclopädie, für die er auf seiner Reise Mitarbeiter gesammelt, ist ein wahres Bedürfniß; sollte es J. J. Sachs gelingen, sie wirklich zu Stande zu bringen, so bleibt nur zu wünschen, daß er dabei mehr Sorgfalt und Umsicht entwickeln, als wovon seine bisherigen literarischen Produkte zeugen, die man mit den Worten: multa, sed non multum charakterisiren kann. Schon aus dem Umstande, daß er „sich der Journalistik an zweiundzwanzig Orten bemächtigte," läßt sich schließen, daß er gar zu viel unternimmt. Jedoch zurück zur Sache! Die Nachrichten über Dresden, Leipzig, Altenburg, Halle, Frankfurt a. M. und Gießen, welche sich zweckmäßig an die obige Schilderung von Göttingen anschließen, habe ich mit Vergnügen durchgelesen, abgesehen von einigen störenden Einmengungen, wie es z. B. nicht ganz ehrenhaft ist, wenn der Herausgeber hier ausschwazt, daß sich die Collegen des Professors Kinkenberg in Halle mißgünstig über denselben gegen ihn geäussert haben, so wie es auch dem Leser höchst gleichgültig seyn kann, zu erfahren, daß der Herausgeber den betagten Hofrath Kreyßig in Dresden „durch ein lebhaftes Zwiegespräch über Geist und Körper, Leib und Seele u. s. w. etwas erschöpft" hat.

Die 316 Seiten einnehmende „Uebersicht der wissenswerthesten Mittheilungen in den neuesten medicinischen Werken und Zeitschriften" ist nur eine planlose Musterkarte, ein aus der periodischen und nicht periodischen Literatur zusammengeschnittenes Häcksel. Die Uebersicht der neuesten ärztlichen Tagsgeschichte enthält 1) mannichfaltige Nachrichten (mit vorzüglicher Berücksichtigung Preußens), 2) Preisaufgaben für 1837 bis 39, ferner eine Personalchronik (größtentheils preußische Aerzte betreffend). Den Schluß bilden nekrologische Erinnerungen an (21) deutsche Aerzte, worunter die Lobstein, Zang, Herholdt, Hufeland betreffenden von allgemeinem Interesse sind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 132. Freitag, 29. December 1837.

Epische Dichtkunst.

Savonarola. Ein Gedicht von Nicolaus Lenau. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1837.

„Wo sich Girolamo verspätet?
Gewitter droht die schwüle Nacht;
Ob er noch jezt im Walde betet,
Nicht hat auf Stund' und Wetter Acht?

Komm, Niccolo, hinaus, wir wollen
Den Sohn erwecken aus dem Traum.
Siehst du den Bliz? hörst du es rollen?
Gewiß, er kniet an seinem Baum!“

Er wird aber nicht gefunden, denn er ist in ein Kloster gegangen, von seinem frommen Sinn getrieben, von Kindheit auf zur Heiligkeit berufen. Doch im Kloster findet er das Heilige nicht.

Dort brennen tausend helle Kerzen,
Die Orgel dröhnt, es tönt Gesang;
Doch kalt und finster sind die Herzen,
Zerrissne Glocken ohne Klang.

O seht die thierischen Gestalten,
Wie am Altare dort und hier
Hantirend sie die Hände falten,
Zum Himmel blicken fremd und stier!

Der Eine liest, die Augen rollend,
Die Mess' in ungeduld'ger Hast,
Und dem Evangelisten grollend,
Daß er nicht kürzer sich gefaßt.

Ein Zweiter denkt mit heißer Stirne
Bei der Epistel an den Brief,
Der ihn zu einer schmucken Dirne
Für diese heil'ge Nacht berief.

Ein Andrer hört aus den Gesängen
Halloh! Gebell und Jägerhorn;
Er sieht den Hirsch im Walde sprengen,
Sein Herz fliegt nach durch Busch und Dorn.

Ein Andrer träumt in Spielgemächer
Sich an den Goldtisch, nimmersatt,
Er schwingt den Kelch wie Würfelbecher,
Die Hostie wie ein Kartenblatt.

Die Cerimonie wird als Fraze
Gedankenlos nun ausgekramt;
Ein Affe, sie mit Kopf und Taze
Tiefsinnige Geberden ahmt.

Und die Gemeinde, geistverlassen
Und herzverödet, drängt und gafft
Und sucht mit Wort und Wink zu fassen
Die Beute frecher Leidenschaft.

Schamlos geputzte Weiber schwirren
Umher im Tempel ohne Ruh,
Und lasterhafte Männer girren
Den Weibern süße Worte zu.

Der Fromme geht, die Brust voll Klage,
Aus solcher Kirchenschänderei;
Ihm thut sein Herz die düstre Frage:
Ist es mit Christus denn vorbei?

Auch mit den Zweifeln, mit der falschen Philosophie muß Savonarola kämpfen. Da heißt es:

Einst werden sagen spätre Thoren:
„Wenn sein Bewußtseyn Gott gewinnt,
— Das er im Schöpfungsrausch verloren, —
Sich auf sich selbst zurückbesinnt.

Wenn die Idee sich findet wieder:
Das ist der Mensch, soweit er denkt,
Und Gott zugleich, der in die Glieder
Des Menschen sich lebendig senkt."

Die Menschenhülle Gott umschlingend
Als trauten Gast aus Himmelshöh'n:
Hier ist Idee, so wahr und dringend,
So voll, so tief, so selig schön!

Sie wäre durch die Welt als Schemen
Geirrt? ihr fehlte die Gewalt,
In der Geschichte Raum zu nehmen
Als die lebendigste Gestalt?

Die hohe sollte sich begnügen,
Nur hinzukümmern trüb und hohl,
In Wahngebilden, Schattenlügen,
Als Mährchen, Mythe, und Symbol? —

Nein! nein! Wem je der Menschheit Klagen
Bis auf den Grund das Herz durchbebt,
Kann den Gedanken nicht ertragen,
Der allen Trost ihm untergräbt.

Ist Christus Traum, dann ist das Leben
Ein Gang durch Wüsten in der Nacht,
Wo niemand, Antwort uns zu geben,
Als eine Horde Bestien wacht.

Lorenzo von Medicis, in Weltlust und geistreichen Zweifeln Meister, erkankt plötzlich und sieht auf dem Sterbebett den Ernst der Dinge ein. Savonarola bekehrt ihn.

Dein Volk ist krank und ist verdorben,
Das dir vor allen herrlich blüht,
Dein Volk ist innerlich erstorben,
Die hei'ge Sehnsucht schier verglüht.

Die Griechenweisheit überkleistert
Nur schlecht der Herzen tiefen Bruch;
Ein Bild, wozu nicht Gott begeistert,
Ist nur ein kunstgeschmückter Fluch.

Der Grieche hat nicht Gott gefunden
Mit seiner Andacht höchstem Schwung;
Die Blüthe seiner schönsten Stunden,
Was war sie? nur Vergötterung.

Die Künstler meißeln, malen, leiern
Um einen längstverdorrten Kranz,
Denn mit dem Heidenthume feiern
Sie einen kalten Todtentanz.

Der Traum der Alten war verloren,
Für sie so schön! für uns zu schaal!
Habt ihr ihn nur heraufbeschworen,
Daß er sich träume noch einmal?

Dir hat, dem Hochbegabten, Reichen,
Die Zeit ihr Schicksal auferlegt,
Sie hat ihr dunkles Trauerzeichen
Auf deine Stirne scharf geprägt.

Der Fiebertraum, der dich gepeinigt,
Der Christenthum und Heidenthum
In deiner Seele wüst vereinigt,
Ist jezt das Weltdelirium.

Tubal, ein wahnsinniger Jude, bietet dem Dichter Anlaß, auch das Verhältniß des Judenthums zum Christenthum zu berühren. Dann folgen die Revolutionsscenen in Florenz und gewisse Scenen in Rom, in der päpstlichen Familie, durch die uns der ganze Pfuhl des kirchlichen Verderbens jener Zeit aufgedeckt wird. Papst Alexander und sein nicht minder scheußlicher Sohn sind die handelnden Personen.

Giorgio liegt in seinem Nachen,
Das Holz, das er ans Ufer lud,
Vor losen Dieben zu bewachen,
Und singt sein Liedlein wohlgemuth:

„Auf einer grünen Halde,
Umrauscht vom grünen Walde,
Da steht mein kleines Haus;
Ein Bächlein fließt vorüber,
Mir lieber als die Tiber,
Mit lustigem Gebraus."

„Und auf der grünsten Halde,
Am allergrünsten Walde
Steht meiner Liebsten Haus.
Ihr Vater ist zu strenge,
Ihr Fenster nicht zu enge,
Da steig' ich ein und aus.“

Nun sah er in den Mondenstrahlen,
— Und ist mit seinem Liede stumm —
Wie sich ums Eck zwei Männer stahlen;
Sie blicken sorglich rings herum.

Nun schwinden sie mit scheuem Saye,
Er bleibt geduckt in seinem Schiff;
Und jezt ertönt am stillen Plaze,
Wie Losung — ein verhaltner Pfiff.

Bald wieder kommen sie geschritten,
Zugleich zwei andre Männer noch,
Und einer kommt dahergeritten,
Vermummt, auf einem Schimmel hoch.

Der Reiter bringet einen Kalten
Quer über seinem Sattelknopf,
Zwei schreiten rechts, zwei links und halten
Der Leiche stüzend Füß' und Kopf.

Wo Mist und Unrath in die Wellen
Der Tiber wirft das Volk, dahin
Die stummen, scheuen Mordgesellen
Mit ihrem Todten schleunig ziehn.

Banditenkundig und geschäftig
Wird jezt das Roß verkehrt gestellt,
Und über seine Gruppe kräftig
Der Leichnam in den Fluß geschnellt.

Sie schleichen fort, sie kommen wieder
Und werfen — stets auf ihrer Hut —
Vom Roß den zweiten Todten nieder,
Und jezt den dritten in die Flut.

Giorgio sieht es unverwundert;
Denn ohne Segen, lezten Gruß,
Sah er hier Leichen wohl schon hundert
Hinunterwandern in den Fluß.

Dann in den Gemächern des Pabstes:

„Schon ist das Abendroth verglommen,
Mein Herzog noch nicht heimgekehrt;
Nun wird er auch nicht wiederkommen,
Bevor die Nacht die Straßen leert.

Auf seinen Wandel kann ich bauen,
Der Lockre hat sich nur versäumt,
Des Aufbruchs Zeit, das Morgengrauen
Bei einer Dirne wo verträumt.“,

So sprach in trauter Abendstunde
Der Pabst an Cäsar, seinen Sohn,
Und lächelt schalkhaft seinem Funde;
Doch Cäsar spricht und lächelt Hohn:

„„Da weiß ich eine andre Mähre
Von deinem Herzog; gut genug,
Daß sie dein Vaterherz beschwere,
Das immer zärtlich für ihn schlug.

Ja, ihn hast du geliebt, mich immer;
Ich ward ein Pfaff, ein Herzog er;
Die Kutte mir, ihm Fürstenschimmer:
Doch jezo lausche meiner Mähr:

Wohl hat dein Söhnlein zum Erbarmen
Bei einer Dirne sich versäumt,
Und müd und matt in ihren Armen,
Heut früh das Morgengrau verträumt.

Diesmal hat eine kalte, kühle,
Unsaubre Dirne ihn umfaßt;
Er hält auf ihrem schlechten Pfühle
Vom Liebestaumel tiefe Rast.

Und reißt man ihn nicht auf, ich wette,
Daß er bei ihr noch liegen muß,
Bis selber ihn aus ihrem Bette
Die Dirne wirft mit Ueberdruß.

Sie hat von seinem Liebesfieber
Den Mann geheilt auf immerdar.
Die Dirne aber heißt: die Tiber!
Hier ist mein wackres Mährlein gar.““

Nun schweigen Beide; der, verloren
Im Glück der Rache, der, im Schmerz;
Und Sohn und Vater schweigend boren
Die Hassesblicke sich ins Herz.

Des Unheils lächelnder Verkünder
Hat Alexanders Muth gebeugt;
Erschrecken sieht der große Sünder,
Daß er den größern sich gezeugt.

Der Pontifex zusammenschauernd
In Cäsars düstern Busen späht,
Und sieht entsezt, wie dort schon lauernd
Der Vatermord im Winkel steht.

Buonarottis und Leonardo da Vincis Erscheinung bringt uns wieder erfreulichere Bilder vor die Seele Doch sie wechseln wieder mit den grausamsten, denn Savonarola wird angeklagt, ergriffen, gefoltert, zulez verbrannt.

Doch kann der Feuertod nicht bannen
Das Wort Girolamo's, es fliegt
Aus Flamm' und Rauch gestärkt von dannen,
Thut mächtig fort und fort — und siegt.

Vergebens hat er nicht gestritten
Den harten, ruhelosen Streit,
Und nicht umsonst hat er gelitten,
Und sich dem Martyrtod geweiht.

Nicht also treulos wird erfunden
Die Menschheit je, so kümmerlich,
Daß allen Herzen unempfunden
Ein Gotteshauch vorüberstrich.

Die Wahrheit siegt, die Feinde wanken,
Herein der Frühling Gottes bricht,
Der Kirche weht, der müden, kranken,
Genesungsluft ins Angesicht.

Wir müssen es unsern Lesern überlassen, nachdem wir ihnen nur den Umriß des Gedichts mitgetheilt, die einzelnen Schönheiten darin selber aufzusuchen. Es ist durchdrungen von zarter Poesie, wie von einer christlichen Kraft, die bei den Dichtern so äußerst selten geworden ist, daß sie nicht verfehlen wird, als etwas Neues aufzufallen. Nur die Schlußstelle, die Bekehrung des Juden, der zulezt das Kreuz umarmt, scheint uns von dieser Kraft abzuweichen und jener Sentimentalität sich zu nähern, die gern zu viel versöhnt, und dem Gemüth auf Kosten der Natur huldigt. In allem Uebrigen hat das Gedicht eine innere Wahrheit und Gewalt, die nicht hoch genug zu schätzen ist in einem Zeitalter, in welchem man mit allen möglichen, selbst den kleinlichsten Gefühlen poetisch kokettirt und des stärksten und tiefsten, des religiösen, sich schämt, als ob es gleichsam unschicklich wäre, ein Christ zu seyn. Bedenkt man, wie geflissentlich nach und nach jede Erinnerung, und hauptsächlich auch der Name Christi aus unserer Poesie verbannt worden ist, so darf man sich freilich nicht wundern, daß zulezt die Juden geglaubt haben, man werde ihnen die deutsche Poesie in Pacht geben. Eben daher ist aber auch eine christliche Reaktion unvermeidlich geworden. Lenau wird nicht der einzige Dichter bleiben, der sich in dieser Beziehung scharf und klar ausspricht, aber es macht ihm viel Ehre, mit dem Beispiel vorangegangen zu seyn. Wenn es unvernünftig ist, wie Puritaner und Pietisten verlangt haben, allen weltlichen Sang und Klang auszurotten; wenn namentlich wir Lutherischen nie von unseres großen Stifters Meinung abgehen werden, der des Lebens und der Dichtkunst Freuden, Wein, Weiber und Gesang, die herrliche Musica, die Poeten und die Historien anpries; so ist es doch auch auf der andern Seite schmählich, in der Poesie von der christlichen Religion abzusehn, sie zu verspotten oder, was beinah noch schlimmer ist, ihr mit einer Scheu auszuweichen, wie wenn sie nicht koscher, wie wenn alle Dichter wirklich schon Juden wären. Christenthum und weltliche Poesie vertragen sich sehr gut, man muß sie nur nicht künstlich mit einander in Widerspruch setzen; nicht alle Leute ausschließlich und für immer entweder in die Kirche oder in einen Lustgarten einsperren, oder gar die Kirche zum Lustgarten und den Lustgarten zur Kirche machen wollen (wie Friedrich Schlegel, der die Wollust zur Religion erhob, und Heine, der eine Religion des Fleisches verkündete), sondern nach der alten Lehre des weisen Salomon bedenken: alles hat seine Zeit, beten hat seine Zeit, singen hat seine Zeit, tanzen hat seine Zeit.

Dramatische Literatur.

36) Des Hauses Ende. Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Dr. Nebel. Mannheim, Löffler, 1837.

Des Hauses, nämlich des Hohenstauffischen. Das Trauerspiel enthält Conradins Tod, der wohl schon ein dutzendmal dramatisirt worden ist, obwohl nie mit Glück. Es ist überhaupt ein ganz eigenes Unglück, daß das große Zeitalter der Hohenstauffen sich noch immer nicht hat auf unsere kleine Bühne bringen lassen, und daß es immer ein wenig gestuzt werden mußte, um z. B. auf Raupach'sche Weise bühnengerecht zu werden. Auch das vorliegende Gedicht verkleinert seinen großen Gegenstand. Conradin deklamirt im Kerker vor seiner Hinrichtung viel zu sentimental und weichherzig für den lezten Hohenstauffen. Wenn man ihn einmal als solchen, als den Träger eines welthistorischen Geschicks ansieht, so muß man ihn auch über gewöhnlichen Liebes- und Scheidungsjammer erheben. Auch hat die Geschichte nichts Weichliches von ihm gemeldet. Er dachte nur, würdig seiner hohen Ahnen zu sterben; er dachte an Deutschland und hoffte, die Deutschen würden ihn rächen (was leider nicht geschah); und nur ein Seufzer entfloh ihm, da er an seine arme Mutter dachte. Stellt ihn die Geschichte schon so großherzig und kräftig dar, so sollte es die Dichtung auch thun.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

A 78